

Die Gesellschaft



SILAS WRIGHT DUNNING
BEQUEST
UNIVERSITY OF MICHIGAN
GENERAL LIBRARY

AP
30
.G30

Die
Gesellschaft.



**Münchener
Halbmonatschrift für Kunst und Kultur.**

Herausgegeben
von

Dr. Arthur Seidl.



**XVIII. Jahrgang. — 1902.
Band III.**



**Dresden und Leipzig.
Verlag der „Gesellschaft“
G. Pipers Verlag.**

NO

Druck von G. Pierfen's Verlag (R. Rindt) in Dresden.

Büchling
Naffau
12. 9. 25
31146

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Appia, Adolphe, Der Saal des Prinzregenten-Theaters	198
Beyer, Eduard jr., Über Bildhauer-Wettbewerbe und das Verfügnngsrecht an Werken bildender Kunst	104
Braungart, Richard, Dichtungen	44
" " Der Schatten	46
Conrad, Dr. R. G., Zu Ludwigs II. Gedächtnis	184
Dannegger, Adolf, Richard Schaufal	204
Deesey, Dr. Ernst, Neue Opern: 1. Hugo Wolfs „Corregidor“	375
Deinhard, Ludwig, Das Shakespeare-Gedächtnis	49
Edfeld, Wilhelm, Brosamen und Broden	115
Engels, Eduard, Von der Turiner Ausstellung	39
Frei, Philipp, Pariser Theaternotizen	239
Friedländer, Oskar, Eine für Viele (Eine Studie)	158
Fuhrmann, Maximilian, Der steinerne Roland	120
Geiger, Albert, Die Jubiläums-Kunstaussstellung zu Karlsruhe	244
Gaemel, Dr. Erich, Von der deutsch-nationalen Kunstaussstellung in Düsseldorf .	343
Krause, Prof. Martin, Moderne „Drestien“: 1. Felix Weingartners „Dresties“	21
Krüger, Geh. San.-Rat Dr. Konrad, Die Kanalsfrage	85
Lamm, Albert, Das moderne Leben und die moderne Kunst	298
Mauthner, Fritz, Aphoristisches aus „Beitrügen zu einer Kritik der Sprache“ .	324
Münchner Dichtungen, mit Beitrügen von: Fritz Hürtel, Franz Kalbel, Alex. Lenze, H. G. H. Meyer, Gust. Adolf Müller-Cassala, Ernst Prand, Julius Schülein	342
Münchner Retrologe: Nr. 5. Dr. Joh. B. Sigl von R. G. Döcher	12
" " Nr. 6. Julius Grothe von Adolf Bartels	110
Deßören, Fr. W. von, Das Gastmahl des Aretilus	226
Füringer, August, Eine Bayreuther Nacht	90
Futtkamer, Alberta von, Gabriele d'Annunzio (Eine Studie)	350
Schanderl, Josef, Neue Dichtungen	117
Scharf, Richard, Gedichte	329
Schaufal, Dr. Richard, Wie ich ward und bin	209
" " Poesie und Prosa	211
Schneider, Dr. Carl, Zur Kritik der Abstammungslehre	1
Schneidemin, Prof. Dr. Max, Der Untergang von St. Pierre und der Gottes- begriff	153
Schultes, Carl, Victor Eskuibis (Ein Erlebnis aus vergangenen Tagen)	331



Band III. * 1902. * Heft 13.

Zur Kritik der Abstammungslehre.

Von Carl Schneider.

(Erlangen.)

Die ruhige Erörterung der mannigfachen Einzelfragen, die das volkstümliche Schlagwort „Darwinismus“ unklar zusammen faßt, ist bisher wesentlich dadurch erschwert worden, daß eine zahlreiche und auf die Bildung öffentlicher Meinung ungemein einflußreiche Gattung von Befolgsleuten dieses Schlagworts jedem noch so sachlichen Einwand gegen ihr Dogma von vornherein den Kredit bei den großen Massen durch die Unterstellung zu rauben wußte, es handle sich dabei und könne sich nur handeln entweder um einen verkappten Einbruch der Theologie in das heilige Gebiet der voraussetzungslosen Naturwissenschaft, oder es seien gemeine klingende Gründe, die bei solchen Angriffen gegen die größte Errungenschaft der neueren Naturforschung im Hintergrunde stünden. Das Schicksal, das Häckel dem Professor Hamann bereitete, der zuletzt an der kgl. Bibliothek in Berlin eine Zuflucht fand, ist bekannt, im Übrigen für den mit diesen Dingen Unvertrauten aus E. Dennert's lesenswertem Buch „Die Wahrheit über Ernst Häckel und seine ‚Welträtsel‘“ altmäßig zu ersehen; aber auch Leute wie Agassiz, der Marburger Botaniker Wigand, Karl Ernst von Bär u. A. entgingen solchen mehr oder minder offenen Angriffen nicht. Nebenbei gesagt, können solche Angriffe auch eine sehr heitere Seite haben, wenn sie nämlich in Naturwissenschaft und Philosophie gleich blutig dilettierende Litteraten und „Publizisten“ zu Urhebern haben. Waren die Bekämpfer der darwinistischen Theorie Leute wie Virchow, dem man beim besten Willen kein heimliches Liebäugeln

mit „Reaktion“ und „Mystizismus“ Schuld geben konnte, so wurden sie als Leute behandelt, die zwar sonst ihre unbestreitbaren Verdienste um die Naturwissenschaft, bedauerlicher Weise aber gerade in dieser Haupt- und Grundfrage ein Brett vor dem Kopfe hätten.

Nun giebt es gewiß manche Umstände, die diesen blinden Fanatismus der Darwinisten menschlich begreiflich machen. Zunächst hatte man den großen Massen so lange vorerzählt, vorurteilslose Naturwissenschaft und der Glaube an die Darwin'schen Theorien seien schlechtweg Wechselbegriffe, daß man befürchten mußte, mit dem Aufgeben der letzteren auch den Glauben an die Naturwissenschaft selbst und ihre Fähigkeit, alle Welträtsel zu lösen, bedenklich erschüttert zu sehen; darum — im Gespräch mit an sich recht verständigen Darwinisten ist mir dieser Standpunkt häufig begegnet — nur ja nicht unvermittelt dem verblüfften Publikum die thatsächliche Lage der Darwin'schen Theorien aufdecken! Ferner ist nicht zu bestreiten, daß die beiden Hauptsätze des Darwinismus — einerseits die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl, andererseits die von der Abstammungslehre — sich hinsichtlich des ihnen inne wohnenden logischen Wertes immerhin wesentlich unterscheiden. Die Zuchtwahltheorie selbst, also kurz gesagt die Lehre, daß der richtungslose Zufall formbildendes Prinzip in der lebenden Natur sei, mag Einer mit ihren scharfen neueren Kritikern als eine zu den handgreiflichsten Widersinnigkeiten führende Verirrung vollkommen aufgeben, und doch zugleich der Abstammungslehre als einer auf weit gebiegeneren Grundlagen ruhenden Theorie vollkommen zustimmen; denn diese ist immerhin nicht in sich widerspruchsvoll und paßt zweifellos recht gut zu manchen anderen Thatsachen oder zu Hypothesen, die sich fast unbestrittener Anerkennung erfreuen. Die Abstammungslehre läßt sich verhältnismäßig zwanglos in die Kant-Laplace'sche Theorie der Entstehung der Erde einfügen, wenn man nur den wunden Punkt der „ersten Entstehung des Lebens“ schonend umgeht; sie hat ferner ein recht einleuchtendes, wenn auch nicht ganz vollkommenes Analogon in der Entwicklung der Sprachwissenschaft, die uns Übereinstimmungen und Verschiedenheiten „verwandter“ Sprachen als eine zum Teil geschichtlich fest nachweisbare Folge zeitlich-räumlicher Entwicklung innerhalb des selben Volkes oder Trennung eines seiner Teile vom andern kennen lehrte. Als ein „Beweis“, wenn auch nur durch Analogie, kann dieses gute Zusammenstimmen allerdings durchaus nicht ausgegeben werden; denn hiezu hätte erst bewiesen werden müssen, daß nur die Abstammungslehre im Sinne Darwins sich mit jenen Thatsachen und Theorien vertrüge. Ferner können offenbar Fragen, die doch zuletzt spezialwissenschaftlicher Natur sind, letzten Endes auch nur durch

spezialwissenschaftliche Beweisführung beantwortet werden. Und schließlich hatte man sich doch auch persönlich für die Abstammungslehre „engagiert“ — wer Darwin angriff, griff damit implicite auch drei Viertel aller deutschen Biologen, namentlich der akademischen, aus dem letzten Vierteljahrhundert an; was Wunder, wenn die Angegriffenen die guten Gründe ihres Gegners nicht immer mit der nötigen Sachlichkeit zu prüfen vermochten? So vereinigte sich Verschiedenes, um ablehnenden Kritikern der Darwin'schen Aufstellungen einen schlechten Empfang in Broschüren, auf Naturforschertagen und vor Allem bei einem großen Teile der Tagespresse zu sichern; so ehrenrührige persönliche Angriffe freilich, wie sie von einer gewissen Clique, die ich nicht näher zu bezeichnen brauche, gewohnheitsmäßig gegen die Bezweifler ihres Dogma's gerichtet wurden, brauchen zu ihrer Erklärung außerdem noch ein erhebliches Maß von Kenntnissen und Ermägungen „individualpsychologischer“ Art.

Unter diesen Umständen ist es ein ebenso mutiger wie für die bezeichneten Cliquen und ihre litterarischen Trabanten fataler Schritt, wenn ein Naturforscher in autoritativer äußerer Stellung die Abstammungslehre im Sinne Darwins in ihrem ganzen Umfang, und zwar unter erklärter Abweisung irgend welcher theologischer Voraussetzungen, ablehnt, ihr jede wissenschaftliche Bedeutung einschließlich des berühmten „heuristischen Wertes“ vollkommen abspricht, sie vielmehr in scharfer Beweisführung und unter Heranziehung des ganzen Thatfachenmaterials als ein auf außerzoologische Voraussetzungen gegründetes, mit den nüchternen wissenschaftlichen Thatfachen unvereinbares Phantasiegebilde zu bezeichnen sich genötigt erklärt. Diesen Schritt hat der Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie Albert Fleischmann in Erlangen gethan mit seinen gemeinverständlichen Vorlesungen über „Die Deszendenz-Theorie“ (gehalten vor Studierenden aller Fakultäten und erschienen zu Leipzig 1901, bei Arthur Georgi). Auch gegen ihn sind dafür, wie gleich bemerkt sein möge, die persönlichen Angriffe und Verdächtigungen nicht ausgeblieben, die nun einmal zum wissenschaftlichen Rüstzeug der bezeichneten Cliquen gehören und die ein weit schärferes Wort als die obigen zu ihrer Bezeichnung rechtfertigen würden. So hat Häckel, und nach ihm ein Herr Reh im Jahrgang V. Nr. 22 der „Umschau“ Fleischmann den Vorwurf gemacht, er habe seine Belehrung vom Darwinisten zum Gegner dieser Theorie darum vollzogen, weil dieser Gefinnungswechsel Bedingung gewesen sei, um vom Landtage (!) die Erlanger Professur zu erlangen; eine ebenso empörende wie für jeden Kenner Fleischmanns und der Verhältnisse lächerliche Verdächtigung. (Für Freunde des

Humors sei noch erwähnt, daß Herr Rich die Herausgabe seines Buches Fleischmann insbesondere auch darum zum Vorwurf macht, weil er damit — die rein fachwissenschaftliche Frage der Abstammungslehre vor ein Laienpublikum trage, dem das Urteil darüber naturgemäß abgehe. Welch' boshafter Hieb auf Haedel, Sterne, Büchner e tutte quanti! Der Wert des Buches als einer der wichtigsten Urkunden zur gegenwärtigen Lage einer Lehre, die 40 Jahre lang fast unbestritten die biologischen Anschauungen beherrscht hat und deren Einfluß auf die verschiedensten Denk- und Lebensgebiete gar nicht abzuschätzen ist, wird durch solche Angriffe natürlich nicht berührt. Er rechtfertigt es zugleich, wenn ich hier in aller Kürze eine Übersicht über den Inhalt zu geben suche; allerdings nicht um damit das eigene Studium des Buches zu ersetzen, zu dem ich vielmehr die Leser dieser Zeilen auf's Nachdrücklichste anregen möchte.

Fleischmann nimmt, wie natürlich, zum Ausgangspunkt die empirische Feststellung, daß das Tierreich eine Reihe „verschiedener Organisationstypen“ aufweist, die sich durch unzweideutige Merkmale als deutlich geschiedene Klassen zu erkennen geben, und deren Unterschiede durch morphologische Vergleichung, d. h. ohne Zuhilfenahme genetischer Hypothesen, nur fest gestellt, nicht aber überbrückt werden können. Man hat früher — nach Cuviers Vorgang — das Tierreich genügend gliedern zu können geglaubt, indem man in 4 hauptsächlich dieser deutlich geschiedenen „Organisationskreise“ — den Wirbeltieren, Weichtieren, Gliedertieren und Radiärtieren — die ganze Tierwelt unterbringen wollte; diese Einteilung hat sich aber — NB. im Gegensatz zu der nach der Darwin'schen Theorie zu erwartenden Entwicklung — mit dem Fortschreiten der Morphologie als viel zu eng erwiesen; die heutige Zoologie stellt vielmehr 7—17 solcher Stiltypen auf, Fleischmann selbst deren 16. Die Unterschiede dieser Organisationstypen treten nicht nur im äußeren, sondern auch im inneren Bau der Tiere, in der Lage und Gestalt des Herzens, der Nerven, Lungen u. s. w., in der Embryonalentwicklung und Fortpflanzung zu Tage. Von diesen zweckmäßig nach dem Grade ihres Organisationsreichtums angeordneten Gruppen muß die Abstammungslehre erweisen, oder wenigstens als die wahrscheinlichste unter den möglichen Annahmen darthun, daß die reicher organisierten, „höheren“ Typen sich aus solchen von geringerer Organisation in allmählicher Sonderung und Steigerung zu den jetzigen „entwickelt“ hätten. In der That hat sie es an solchen, für den Laien oft geradezu schlagenden „Beweisen“ nicht fehlen lassen; mit einer Kritik dieser „Beweise“ muß es eine Kritik der Abstammungslehre daher in erster Linie zu thun haben.

Als grundsätzlichen Fehler legt nun Fleischmann all' diesen Beweisen zur Last, daß sie sich von vornherein in keinem einzigen Falle, wie es doch der Natur der Sache entspräche, auf die Umbildung eines ganzen Organisationstypus A zum Organisationstypus B, sondern stets nur auf die Umbildung einzelner Organe beziehen. So soll sich die Fischlosse zur Vorderextremität der Lurche und höheren Wirbeltiere, der Zehenfuß zum Huf unseres Pferdes entwickelt haben; die erste der behaupteten Umbildungen soll die Aufstellung stützen, daß die Land- und Luft bewohnenden Wirbeltiere von den Fischen, die zweite, daß unser jetziges Pferd von Spalthufnern abstammen; in letzterem Beweis spielen außerdem die Zähne eine wesentliche Rolle. Daß damit nur ein dürftiges Beweismaterial für die behaupteten umfassenden Umbildungen, insbesondere die erste, gegeben ist, liegt selbst für den Fall auf der Hand, daß die Möglichkeit bezw. Wahrscheinlichkeit dieser behaupteten Umbildungen unbedingt zugestanden werden müßte; denn die Landsäugetiere und Vögel unterscheiden sich von den Fischen nicht nur durch die Vorderextremität, fossile Hufe und Zähne sind, wenn kein weiteres Material zur Bestimmung vorhanden ist, mehrfacher Deutung in Bezug auf den dazu gehörigen Organismus fähig. Aber selbst in Bezug auf diese Teil-Umbildungen gelangt Fleischmann in eingehender Untersuchung zu dem Ergebnis, daß ihr Nachweis in keinem einzigen Falle erbracht oder sie selbst für den unbefangenen Forscher auch nur wahrscheinlich gemacht seien; vielmehr habe in allen diesen Fällen der begreifliche Wunsch, die Thatfachen im Sinne einer gefälligen Theorie deuten zu können, die betreffenden Forscher über unüberwindliche Schwierigkeiten und unausgefüllte Lücken hinweg getäuscht. Und statt von „unausgefüllten“ darf man wohl auch mit Fleischmann von „unausfüllbaren“ Lücken sprechen, wenn man bedenkt, daß 40 Jahre rastloser Thätigkeit auf zoologischem wie paläontologischem Gebiete nicht dazu geführt haben, das jetzige oder einstige Dasein der berühmten „Bindeglieder“ zu erweisen, deren Auffindung man in der ersten Begeisterung über das neue, durch Darwin der Welt geschenkte Licht immerhin nur noch für eine Frage der Zeit halten konnte; daß im Gegenteil das Versagen des Beweismaterials von Jahr zu Jahr offenkundiger geworden ist. Um dabei seinerseits den Schein der Subjektivität zu vermeiden, giebt Fleischmann bei dieser Spezialkritik durchweg nicht nur seine eigene Ansicht über den tatsächlichen Stand der Dinge in jedem dieser springenden Fälle an, sondern läßt jedesmal auch die Stimme anderer Fachvertreter, und zwar grundsätzlicher Anhänger des Darwinismus, zu Worte kommen. Man erlebt dann gewöhnlich alle Variationen von der unverwundlichen Zuversicht einer gewissen Schule bis

zur kühnsten Skepsis; man erlebt aber nicht selten auch das interessante Schauspiel, daß solche Anhänger der Abstammungslehre den von der Theorie geforderten genetischen Zusammenhang zwar grundsätzlich und in Bausch und Bogen annehmen, in den bestimmten Einzelfällen, wo sie selbst methodisch das Problem untersucht haben, den Beweis für die Theorie aber jedesmal als nicht erbracht ansehen müssen. Als typisches Beispiel eines solchen Vertreters der Abstammungslehre sei — unabhängig von Fleischmann — der verstorbene, als Fachgelehrter mit Recht hoch geschätzte Tübinger Schmetterlingsforscher Eimer genannt.

Nach der Abstammungslehre haben sich bekanntlich die Lurche und die niederen, Land bewohnenden Wirbeltiere aus den Fischen, die Vögel aus den Reptilien, die Säugetiere aus Eier legenden Wirbeltieren entwickelt. Warum diese „Entwicklung“ vor sich gieng, d. h. welches innere Kausalmoment sie herbei führte, diese im Sinne des Darwinismus durchaus berechtigte, ja notwendige Frage ist eines der vielen ungelösten Probleme, über die die Darwinisten in der Regel rasch hinweg zu gleiten wissen. Denn auch die einfachst gebauten Lebewesen, die man als Stammväter höherer Arten annehmen mag — etwa der Amphioxus —, waren ja ihren Lebensbedingungen völlig „angepaßt“, ein „Überleben des Tüchtigsten“ im Kampf um's Dasein konnte daher die Arten höchstens erhalten, nicht sie umbilden. Die allmähliche Steigerung der Organisationsformen, wie sie die Abstammungslehre notwendig annehmen muß, ist daher wohl mit den Erklärungsprinzipien eines Lamarck, der ja auch ein Vertreter des Abstammungsgebanten ist, nicht aber mit den mechanistischen Erklärungsprinzipien Darwins zu begründen. Im Gegenteil, jede Veränderung im Bau eines, seinem Lebensmilieu vollständig „angepaßten“, Lebewesens muß in seinen ersten Schritten dem betreffenden Lebewesen nachteilig sein — und der Darwinismus darf ja ex hypothesi nur mit minimalen Veränderungen rechnen. In diesem Gedankengange steckt ein, wenn nicht für die Abstammungslehre überhaupt, so doch für die Darwin'schen Erklärungsprinzipien sehr unbequemes Dilemma. Fleischmann allerdings verwirft den herkömmlichen Abstammungsgebanten überhaupt und in jeder Gestalt. Auch dessen eifrigste Vertreter geben bekanntlich zu, daß die oben erwähnten „Bindeglieder“ zwischen den verschiedenen Gruppen, die durch ihr Auftreten überhaupt die Verzweigungen des organischen Stammbaumes erst ermöglichten, zwar heut zu Tage unverändert nicht mehr anzutreffen seien; sie müßten aber nach ihnen ganz nahe gestanden haben den so genannten „Zungenfischen“, der berühmten *Archaeopteryx* aus Solnhofen und den merkwürdigen, Eier legenden Säugern, von denen einige

Arten im heutigen Australien vorkommen. Die Tiere, um die es sich hier handelt, haben in der That manche Organisationseigentümlichkeiten, die ihnen im System der Tierwelt eine besondere Stellung zuweisen, und die Freude, mit der die Anhänger des Abstammungsgebankens ihrer Zeit deren Entdeckung als schlagende Beweise zu Gunsten ihrer Theorie begrüßten, ist, namentlich beim damaligen Stande der anatomischen Einzeluntersuchung, durchaus begreiflich. Daß es in Australien Eier legende Säuger giebt und früher in noch größerer Zahl gab, die nach Vogelart mit einer Kloake versehen sind, daß sich im Solihofers Schiefer Neste eines Vogels mit gewissen Reptilmerkmalen gefunden haben, und daß Fische bekannt geworden sind, die eine Art Lunge besitzen, ist gewiß auffallend und wird zunächst als ein bedeutendes Gewicht zu Gunsten der Deszendenztheorie angesehen werden können. Leider aber hat, nach Fleischmann sowohl wie nach den zahlreichen Aussprüchen von Fachgenossen, die er des Näheren anführt, die fortschreitende Verfeinerung der Kenntnisse und Untersuchungsmethoden den schönen Traum immer ferner statt näher gerückt. Es ist, wie Fleischmann eingehend darzuthun sucht, in keiner Weise der Nachweis erbracht oder auch nur die Vorstellung für den kritischen Fachmann ausdenkbar, daß irgend welche „Lungenfische“ ihren ganzen Fischorganismus zum Landtier umgebildet hätten; die *Archaeopteryx* ist nicht eine Übergangsform zwischen Vögeln und Reptilien, sondern trotz mancher Besonderheiten ein echter Vogel, und bei den berühmten Kloakentieren Australiens ist die Übereinstimmung dieses Organs mit dem betreffenden Organ der Vögel in Wahrheit nur ganz äußerlich vorhanden — man hat im Grunde hier, wie so oft, zwei wesentlich verschiedene Organe einer äußerlichen Ähnlichkeit wegen mit dem gleichen Namen belegt. Was diese Tierformen beweisen, ist nach Fleischmann nicht ein allgemeiner, genealogischer Zusammenhang zwischen den Organisationstypen des Tierreichs, sondern lediglich die Thatfache, daß die Natur reicher und feiner ist als die notwendiger Weise stets mit groben Mitteln arbeitende menschliche Systematik.

Der logische Fehler, den nach Fleischmanns Anschauung die Paläontologen und vergleichenden Zoologen begehen, wenn sie ohne Weiteres aus der Möglichkeit, einzelne Organe verschiedener Tiere in eine fortlaufende „Ähnlichkeitsreihe“ zu ordnen, auf ein tatsächlich-genealogisches Verwandtschaftsverhältnis zwischen den betreffenden Tieren schließen — dieser Fehler wird gut gekennzeichnet durch ein auf S. 69 gegebenes Beispiel, das darum im Wortlaute hier folgen soll:

„Ich kann ohne Anstand die Gliedmaßen der Säugetiere in eine Reihe ordnen, welche einer Entwicklungsfolge gleich sieht. An die mensch-

liche Hand mit ihren fünf deutlichen Fingern schließe ich die Hundehand, deren Daumen schwach entwickelt ist, dann folgt die Hand des Schweines ohne Daumen, mit schwachem zweiten und fünften Finger und stärkerem dritten und vierten Finger; die Hand des Kamels zählt nur zwei Finger; das Pferd schließt die Reihe mit einem einzigen Finger. Wenn ich nun behaupte, das sei eine unleugbare Umbildungsreihe, eine Serie von natürlichen Objekten, welche die Vereinfachung des Handskelettes während der stammesgeschichtlichen Entwicklung der Säugetiere offenbare, so lege ich dem Umstande, daß sich fünf-, vier-, drei-, zwei- und einfingerige Hände natürlich in der Reihenfolge der Ordnungszahlen neben einander stellen lassen, einen allzu hohen Wert bei; denn durch diese Möglichkeit bequemer Ordnung werden andere Unterschiede des Körpers nicht aufgehoben, und man braucht kein Fachmann zu sein, um den von mir begangenen Fehler zu durchschauen. So bald Sie nur die Namen der Tiere hören: Mensch, Hund, Schwein, Kamel, Pferd, treten Ihnen Allen die spezifischen Züge der Körpergestalt dieser Arten so deutlich vor die Augen, daß Sie sagen werden, meine eben gebildete Reihe gestatte wohl in bequemer Weise die Einsicht in die Modifikationen der Handbildung, nimmer mehr aber könne sie als Beweis für einen stammesgeschichtlichen Zusammenhang der ausgewählten Arten gelten.“

So ist zufolge dieser Kritik der Nachweis einer tatsächlichen — nicht bildlich genommenen — Verwandtschaft nicht einmal für systematisch ganz nahe stehende Gruppen innerhalb ein und des selben Organisationskreises zu erbringen, hinsichtlich derer die bekannten Fanatiker der Deszendenz jeden Zweifler am liebsten als geistig gestört hinstellen möchten. (NB. wörtlich zu nehmen. In der „Deutschen Literaturzeitung“ 1901, S. 627 schrieb Herr Privatdozent P. Jensen bei Besprechung des Wolff'schen Buches: „Beiträge zur Kritik der Darwin'schen Lehre“ unter Andern den klassischen Satz: „An der Richtigkeit der Deszendenzlehre selbst zweifelt heut zu Tage kein geistig gesunder Biologe mehr.“) Gerade z. B. die Kritik, die Fleischmann an der angeblich ganz einwandfrei nachgewiesenen Entwicklung des Hufes unserer heutigen Pferde durch Rückbildung einer ursprünglich fünfzehigen Extremität übt, ist auch von einem allgemeineren methodischen Standpunkt aus interessant. Man erfährt hier, daß jener Stammbaum sich nicht etwa aus solchen Tieren zusammen setzt, die mit unbedingter Sicherheit als unserm heutigen Pferde wenigstens sehr ähnlich nachgewiesen sind, sondern größtenteils aus Tieren, von denen gar nichts weiter als Zähne bekannt sind und deren Pferdecharakter lediglich durch die Bildung ihres Namens vermöge des Wortes equus oder hippos erzielt wird. Von solchem Fußen auf einzelnen

Organen, ohne daß die dazu gehörigen Körper nur im Geringsten bekannt sind, gilt natürlich in vollem Umfang das oben Gesagte. Nicht minder eindringend ist Fleischmanns ablehnende Kritik an einem zweiten Paradestück der Deszendenztheoretiker, an der angeblich gleichfalls sicher erwiesenen Umbildung der Süßwasserschnecke: *Planorbis multififormis* Hilgendorf übt, die sich in den bekannten Steinheimer Schichten in Württemberg sehr schön findet; und wie hier, so gelangt er außer bei den anderen Tiergruppen auch für die Weichtiere und die in ihrem ganzen Bau so merkwürdig vereinzelt dastehenden Rabiärtiere zum gleichen verneinenden Ergebnis. Mit einem Wort, die unbefangene und scharf prüfende Untersuchung des morphologischen wie des paläontologischen Beweismaterials giebt ihm keine Beweise für die Behauptungen der Abstammungslehrer an die Hand; die „starken Wurzeln“ ihrer Lehre müssen in anderen als zoologischen Erwägungen gesucht werden.

Ein weiteres, bekanntes und berühmtes Argument für die Abstammungslehre — oder eigentlich ihr zweiter Hauptsatz — ist das von Häckel so genannte, wenn auch nicht ge- (oder er?) fundene, „biogenetische Grundgesetz“. Dies „Gesetz“ besagt bekanntlich, daß jedes Wesen im Embryonalzustande in abgekürzter Weise die Stufen der stammesgeschichtlich von seinen Vorfahren durchgemachten Entwicklung wiederhole, also beispielsweise die Reihe: Zelle — Fisch — Lurch — Reptil — Halblaffe — Mensch. Dies Gesetz, für den Laien einer der einleuchtendsten und blendendsten Schlager in der ganzen deszendenztheoretischen Beweisführung, ist bekanntlich von Anfang an vom heftigen Widerspruche berufener Sachleute nicht verschont geblieben, und man hat Häckel in Bezug auf die Mittel, durch die er die Gültigkeit seines „Gesetzes“ in populären Darstellungen zu beweisen suchte, sehr böser, eines bedenklichen Weigeschmackes nicht entbehrender Dinge bezichtigt; ich meine hier natürlich vor Allem den Streit mit His wegen der Geschichte mit den drei Klischées. In der That führt diese, auf den ersten Blick so bestechende Theorie bei näherem Zusehen zu so handgreiflichen Unmöglichkeiten, daß auch die geschworenen Deszendenzgläubigen nur mit großen Einschränkungen noch ihre Gültigkeit behaupten. Müßte doch, wer ihre uneingeschränkte Geltung behauptete, unter andern Absurditäten die Annahme machen, daß es einmal Tiere gegeben habe, die ohne Mund und After lebten, die mit einer dünnen Membran umgeben waren, oder die fast nur aus Zwitterorganen bestanden; denn all' diese Stufen macht der Wirbeltierembryo durch — sie müßten also einstigen Stamminformen in der Ahnenreihe entsprechen. Natürlich kann Häckel das nicht als eine Folge seines Gesetzes zugeben; er spricht deshalb

von einer neben der „Palingenesis“ auftretenden „Caenogenesis“, d. h. er sucht sich durch die weitere Annahme zu helfen, daß die Natur, obwohl sie die Stammesgeschichte grundsätzlich und im Ganzen wiederhole, doch im Einzelnen Lücken und Neubildungen in dieser Wiederholung eintreten lasse. Mit anderen Worten, die Natur giebt in der Embryonalentwicklung zwar einen Auszug aus der Stammesgeschichte, aber keinen diplomatisch genauen, sondern einen in wesentlichen Zügen veränderten und entstellten. Ein eigentümliches Erfassen der Natur, das sie gleich als Fälscherin entlarvt! Natürlich kann die Richtigstellung dieses Verichts, auf die für die Phylogenie alles ankommt, nichts Anderem als den Thatsachen der Paläontologie und vergleichenden Morphologie entnommen werden; da die Beweisraft dieses Materials für die Abstammungslehre oben genugsam erörtert wurde, ergibt sich ein *circulus vitiosus*, der klar zeigt, wie sehr das „biogenetische Grundgesetz“ in der Luft steht. Aber auch abgesehen davon unterdrücken die Deszendenztheoretiker gar zu sehr die von Fleischmann — wie schon früher von Anderen — nachdrücklich hervor gehobene Thatsache, daß die „gleichen“ Anfangsstadien für die verschiedenen Embryonen gar nicht bestehen, daß vielmehr wenn auch feine, so doch deutlich bestimmende Unterschiede schon im frühesten Embryonalzustand auftreten: der Hühnerembryo z. B. zeigt schon am dritten Tage seine unzweideutigen Besonderheiten, die Kaulquappe ist kein Fisch, sondern zeigt den typischen Baustil der Lurche u. s. f. Kurz und gut, das ganze „biogenetische Grundgesetz“ ist für Fleischmann nichts als eine wohl interessante, aber unhaltbare und vor Allem praktisch unfruchtbare Spekulation, die wohl im Kindesalter des Darwinismus Eindruck machen konnte, heute aber für den kritischen Zoologen keine Rolle als wissenschaftliches Untersuchungsgebiet mehr spielen kann.

Was bleibt somit von der ganzen Deszendenztheorie im Sinne Darwins noch übrig? Da jene, durch Versetzung von Pflanzen oder Tieren in eine von ihrer bisherigen wesentlich verschiedene Umgebung hervorgerufenen, Umbildungen, deren Ergebnisse als „Standortsvarietät“ der ursprünglichen Art gegenüber bezeichnet werden, von den Umbildungen, welche die Abstammungslehre verlangt, dadurch völlig verschieden sind, daß es sich hier eben nur um „Spielarten“ eines in seinen bestimmenden Zügen konstant bleibenden Typus handelt, diese thatsächlich fest gestellten Umbildungen also für die Abstammungslehre nicht heran gezogen werden können, — so ist das Ergebnis für diese Theorie natürlich nur das der völligen und uneingeschränkten Ablehnung. Nicht einmal der sagenhafte „heuristische“ Wert, den nach der Ansicht vieler die Abstammungslehre für die Zoologie besitzt, kann ihr, wenn die Beweisführung des Fleisch-

mann'schen Buches sich als bindend erweist, mehr zugesprochen werden. Denn das Verhältnis zwischen vergleichender Zoologie und der angeblichen Phylogenie liegt und lag ja doch niemals so, daß der entwicklungs-geschichtliche Stammbaum einer Art gegeben wäre und aus ihm die Daten hinsichtlich der systematischen Stellung der betreffenden Art entnommen werden könnten; sondern umgekehrt kann nur nach Art und Reichtum der ganzen Organisation deren Einreihung in das Ganze des Tierreichs vollzogen und auf dieser Grundlage der Versuch eines Stammbaumes unternommen werden. Und wenn von mancher Seite zwar bereitwillig zugestanden wird, daß die Deszendenztheorie durch die reinen Thatsachen auch nicht annähernd in dem Maße eine Stütze findet, wie es eine große Zahl ihrer Verfechter darzustellen liebt, andererseits man aber doch das Festhalten an ihr damit zu begründen sucht, daß ein „logischer Zwang“ vorliege, der uns nötige, über alle Lücken des Erfahrungsmaterials hinweg doch den von dieser Theorie behaupteten Zusammenhang anzunehmen, so dürfte auch dieser Auffassung ein Mißverständnis — oder richtiger ein falscher Ausgangspunkt des Schließens — zu Grunde liegen. Denn jener „logische Zwang“ besteht offenbar nur dann, wenn ich — vielleicht ohne mir dessen deutlich bewußt zu sein — bereits im Sinne der Theorie alles Leben der Erde von einer einzigen Zelle, einem einzigen Elternpaar oder überhaupt von einer im Verhältnis zur heutigen Tierwelt begrenzten Anzahl Typen, und zwar solcher niedriger Organisation, abstammen lasse. In solchem Gedanken-gang liegt aber offenbar ein methodischer Fehler: nicht von einem hypothetischen Vorhandensein weniger Keime des Lebens zu einer hypothetischen Zeit des ersten Anfangs, sondern von der erfahrungsmäßigen Vielheit der Organismen, die uns die Gegenwart bietet, muß die Spekulation über die Veränderungen der Organismen in vorgeschichtlichen Zeiträumen ausgehen. Ergäben sich dann Beweise für eine einheitliche genealogische Verketzung der Organismen, wie sie die Darwin'sche Abstammungslehre behauptet und Fleischmann im oben skizzierten Gedanken-gang ablehnt, so müßte natürlich diese Theorie nach dem Grade der Beweiskraft dieser Indizien als berechtigte Hypothese zugelassen werden; wenn nicht, wird sie einer anderen Anschauung Platz machen müssen. Denn die Wissenschaft muß, um ein Wort Gustav Wolffs zu gebrauchen, stets bereit sein, „sich der Wahrheit auf Gnade und Ungnade zu ergeben und ohne Wunsch an das Rätsel des Lebens heran zu treten“. An hoffnungsvollen Ansätzen zu einer tieferen Auffassung und Behandlung der biologischen Probleme fehlt es in der That der heutigen Naturforschung nicht.





Münchener Nekrologe.

5. Dr. Joh. B. Sigl.

Von K. H. Döschner.

(München.)

Dem Durchschnittsbürger des neuen Deutschen Reiches war ein Mann, wie Dr. J. B. Sigl, und seine Schöpfung: „Das Bayerische Vaterland“ ein Rätsel, wenn nicht etwas Schlimmeres. Das mußte so sein. Da er all' das, was dem typischen Bourgeois von gestern und heute herrlich und groß erschien — weil es seinen Interessen förderlich war — bekämpfte und bespöttelte, war er ihm und seiner Presse ein Feind, dem man, so gut es gieng, mit gleicher Münze heim zahlte, noch lieber aber das Brandmal des gewissenlosen Krakehlers und grundsatzlosen Standalnmachers aufdrückte. Diejenigen aber, die die Klugen spielten, meinten, man solle ihn weiter nicht ernst nehmen, er sei ein in die Politil geratener Witzbold, der die Negation zum Prinzip erhebe und die Opposition um der Opposition willen treibe. Und so behandelten ihn denn besonders die norddeutschen Blätter bald als Reichsschensal, das als Popanz der Reichsfeindschaft gelegentlich gute Dienste erwies gegenüber den einheimischen Oppositionsversuchen, bald als den Herausgeber einer Art „Fliegender Blätter“. Am schwersten aber lag er den Zentrumsleuten im Magen, vorzüglich den bayerischen. Ihnen war er die unermüdlche Bremse, die sie immer wieder in die empfindlichsten Stellen stach. Unerbittlich, unbefieglich, wie das mahnende Gewissen, war er ihnen eine stets drohende Gefahr. Und darum haßten und fürchteten sie ihn und suchten ihn mit allen Mitteln unter die Füße zu kriegen.

Unter solchen Verhältnissen ist es begreiflich, daß diese Persönlichkeit in ihrer Psychologie, in ihrer historischen Bedingtheit unverstanden blieb, daß im Lärm des Tages niemand die unpersönlichen Mächte sah, die im Grunde ihres Wesens wirkten. Auch in den Nekrologen der Tageszeitungen

wird man vergeblich nach solchen Zusammenhängen suchen. Die Hast der Arbeit läßt das nicht zu, das oberflächliche Interesse der Leser verlangt es nicht, und so wird denn nur konstatiert, daß der Verstorbene ein Journalist von seltener Begabung, von populärem Mutterwitz und ein geborener Demokrat gewesen sei. Das alles ist zweifellos richtig. Aber Sigl war doch nicht nur ein interessanter Journalist, sondern eine journalistische Persönlichkeit; weiter ein charakteristischer Repräsentant des Bajunarentums in höchst individueller Ausprägung und ein Vertreter bestimmter bäuerlich-kleinbürgerlicher Stimmungen und Anschauungen, die im Widerspruche zu der liberalistischen Wirtschaftsentwicklung und ihren politischen Begleiterscheinungen standen. Schließlich ein unbefehrter Anhänger großdeutscher partikularistischer Tendenzen und als solcher ein Stück lebendig gebliebener Vergangenheit. Sein Werk aber, das kleine Blatt, ist ein letzter Ausläufer einer bald geschichtlich gewordenen Epoche des ZeitungsweSENS und zugleich eine Originalschöpfung.

Joh. Bapt. Sigl war als echter Sohn Altbayerens im Jahre 1839 zu Ncholtshausen in Niederbayern geboren. Seine Freunde hatten nicht Unrecht, wenn sie in ihm eine „Inkarnation des Alt-Bayerntums“ erblickten. Seine Eigenschaften waren die seines Stammes. Und dieser Stamm ist ein ziemlich ungebrochener, alter, fast reindeutscher. Seit Langem sitzt er im Lande, wenig differenziert, ein kraftvolles, kerniges Bauernvolk bildend. Der Großgrundbesitz ist hier zu Lande keine herrschende Klasse, weder ökonomisch noch politisch. Er hat die Bauern nie expropriieren können wie der preussische Junker. Die große Bourgeoisie ist bis in die neueste Zeit wenig entwickelt. Man lebt in alt eingewohnten Sitten. Die herkömmliche Religion — der Katholizismus — ist dem Volksleben angepaßt, die Geislichkeit der geborene Führer. Gemächliches und reichliches Leben, geringe Einkommenunterschiede, keine schroffen Klassengegensätze, starkes Unabhängigkeitsgefühl, kein überwucherndes Streben nach dem größtmöglichen Profit, ruhiges Genießen ohne übermäßige Arbeitslust — das sind so die Hauptseiten dieses Bauernvolkes, in dessen Mitte und als dessen Sproß Sigl erwuchs. Was er hier unbewußt einsoz, das liebte er und dafür kämpfte er, als er Journalist geworden war. Er blieb immer ein Stück altbayerischer Bauer. Sein Charakter, seine politischen Instinkte legen Zeugnis dafür ab. Das starke Selbständigkeits- und Unabhängigkeitsbedürfnis des Bauern war in ihm. Er gieng seine eigenen Wege. Untermwürfigkeit und Servilismus waren ihm etwas ganz Fremdes und darum Hassenwertes. Die Religion respektierte er als die gegebene Macht. Im Übrigen bewahrte er sich ihren Vertretern gegenüber die selbe

Freiheit und das selbe Recht auf Kritik und unter Umständen auf Rücksichtslosigkeit wie gegenüber der Krone und ihren Organen. Demokratisch war der Grundzug seines Wesens. Aber wie bei der Klasse, die er repräsentierte, war sein Demokratismus ein gefühlsmäßiger, undoktrinärer und zugleich konservativ gerichteter. Die stammesartige Genußfreudigkeit saß ihm im Blut. Aber wie beim Bauern blieb sie undifferenziert. Als er nach Berlin in den Reichstag kam, da war ihm die Stadt mit all' ihrem Getriebe zuwider; da kannte er sich nicht mehr aus und war glücklich, als ihn ein bayrischer Kollege mitnahm zu einer bayrischen Wirtin, bei der er sich in heimischen Bier und „Regensburgern“ erquicken konnte.

Das ganze modern liberale Wesen mit seiner Hast, seinem Jagen nach Gewinn, seinem „Fortschritte“ war ihm verhaßt und unverständlich. Er sah seine Schattenseiten und Schwächen mit scharfem Blick und geißelte sie; aber die großen und weiter führenden Tendenzen verstand er nicht zu würdigen. Moderne Wissenschaft und Kunst waren ihm gleichgiltig und schienen ihm problematisch. Sein Ideal wäre gewesen, in seiner engen Welt behaglich und ungestört zu leben und Andern das selbe zu gönnen, wenn er nicht Dank seiner besonderen Begabung in die politische Arena geraten wäre.

Nachdem er aber einmal seinen Plan aufgegeben hatte, Benediktiner zu werden, und sich dem Journalismus gewidmet hatte, war er mit Leib und Seele auch bei seinem Beruf. Für ihn brachte er ausgezeichnete Begabung mit. Er besaß die ganze Kampfeslust seines Stammes; was dem Altbayern so schon an Mutterwitz, Humor, schlagkräftiger Derbheit, Lust zum Hänfeln eigen ist, das war in ihm besonders stark entwickelt. Und seine angeborenen originellen Gaben wußte er virtuos zu benutzen.

Über seine journalistischen Anfänge werden allerhand Anekdoten erzählt. So soll er — nach der „Frankf. Ztg.“ — für zwei Zeitungen in einer Provinzstadt, deren eine clerikal und die andere liberal war, gleichzeitig korrespondiert haben. Dabei polemisierte er in dem einen Blatt gegen das, was er in dem andern schrieb, bis er eines Tages einen seiner Artikel lächerlich zu machen begann, der unglücklicher Weise in dem andern Blatte noch gar nicht erschienen war! Daß er als Kriegsberichterstatter im österreichischen Hauptquartier lieber die Österreicher als die Preußen siegen ließ, ist nicht zu verwundern. Nur nützte es weder ihm noch seiner Sache.

Seine journalistische Eigenart entfaltete sich erst in dem von Zander heraus gegebenen, wirklich volkstümlichen „Volksboten“, den Sigl von 1867–69

leitete. Im Jahre 1869 gründete er dann „Das bayerische Vaterland“, das er bis vor einigen Jahren ganz allein redigierte. Das Blatt war ein Unikum, wie sein Redakteur. Es blieb in Allem, wie es gegründet worden war. Während die übrige Presse sich zum Annoncenblatt entwickelte ohne Charakter, voll gestopft mit einem Wust von gleichgiltigen Sachen, entseßlichen Romanen und bezahlten Reklamen, oder zum Parteiblatt wurde, in dem die Redakteure zu Handlangern der Interessenten werden, fuhr das „Vaterland“ fort, nach allen Seiten unabhängig, die unverhüllte Meinung dieses einzelnen Menschen zu verkünden. Das kleine Blatt war ein Anachronismus, das mitten unter den modernen Zeitungen ein sonst längst überholtes Entwicklungsstadium der Tagespresse darstellte. Hier gab es keine Depeschen, keine festen Korrespondenten, kein Feuilleton, keinen fortgesetzten Roman, keine Parlaments-Berichte aus den parlamentarischen Redefabriken. Dafür aber nahm ein wichtiger Kopf in einem frisch und gut geschriebenen Leitartikel Stellung zu den Zeit- und Tagesfragen, die ihm bedeutsam erschienen, und berichtete in drei Worten über alle wichtigeren Vorgänge mit einem Geschick der Auswahl und einer Kunst des Stoffierens, die all' seine Kollegen bewundern mußten. Das Blatt hatte keine Partei zu vertreten, sondern es bildete sich eine Anhänger-schaft. Die Mitarbeiter schrieben nicht des Geldes wegen, sondern weil sie ihre Anschauungen vertreten wollten. Und so hatte das Blatt ihrer überall. Ökonomisch gesprochen war diese Zeitung ein handwerklicher Einzelbetrieb und ein voller Gegensatz zum kapitalistischen Großbetrieb der führenden Presse. Die Stärke dieses Blattes blieb sein Charakter als Kampforgan. Und was hatte sein Schöpfer nicht alles zu bekämpfen!

Als Vertreter von Mächten, die im Gegensatz zu der modernen Entwicklung standen und um ihre alte Stellung zu kämpfen hatten, als Organ von Interessen und Anschauungen, die aus ihrem gefesteten Besitzthum depoliert zu werden begannen, mußte er seiner Politik einen wesentlich negativen und defensiven Charakter geben. Aber von der Verteidigung gieng er lieber zum Angriff über, ohne doch selbst ein eigenes positives Programm zu haben. Dabei blieb er sein ganzes Leben lang mehr Gefühls- als Verstandespolitiker. Das bayerische Bauernvolk hatte kein ökonomisches Bedürfnis nach einem einheitlichen deutschen Wirtschaftsgebiet. Ihm war seine Heimat sein größtes Vaterland. Höchstens noch Österreich war für ihn die allein historisch berechnete deutsche Vormacht irgend einer lockeren Bundesstaaten-Agglomeration. Als der energischste Wortführer dieses Partikularismus fand Sigl Echo bei den legitimistischen oder demokratischen Heßern, Hannoveranern, Braunschweigern. Der jüngst

verstorbene Fürst von Neuß war ein getreuer Abonnent des „Vaterlandes“. Die zentralistische Gewaltpolitik Bismarcks des Jahres 1866, die deutsche Konsolidierung unter Preußens Hegemonie, die Unterdrückungsversuche des Kulturkampfes und Sozialistengesetzes fanden in Sigls Blatte einen leidenschaftlichen und unversöhnlichen Bekämpfer.

An publizistischem Mute hat es dem kleinen, sonst so jovialen Manne nie gefehlt: 34 Monate Gefängnis und hunderte von Konfiskationen legen Zeugnis davon ab. Im Jahre 1870 kämpfte das „Vaterland“ geradezu um seine Existenz — es wurde 105 mal hinter einander konfisziert, oft mehrere Ausgaben an einem Tage hinter einander. Infolge seiner preußenfeindlichen Haltung lief Sigl außerdem damals Gefahr, mit den Argumenten der Stöcke und Häufte behandelt zu werden. Als kleinbürgerlich-bäuerlicher Demokrat blieb er später auch ein Gegner dieser ganzen, wirtschaftlichen und militärischen Entwicklung. Sein Ideal war eine nicht zu starke Regierung, wenig Steuern und eine Bureaucratie, die sich nicht oder doch nur in angenehmer Weise bemerklich macht. Das Programm, das er noch 1893 entwickelte, als er von der Bauernbewegung in den Reichstag gewählt wurde, zeigt agrarische, wirtschaftlich-reaktionäre und zugleich demokratische Grundzüge neben einander. Es werden dort u. A. gefordert: statt der alten Ertragssteuern eine progressive Einkommensteuer; Verstaatlichung des Hypothekenwesens, der Mobiliar- und Viehversicherung, des Schulwesens; Entlastung der Landwirtschaft und des Gewerbes; stärkere Heranziehung des mobilen Kapitals und der Börse; Bestimmungen gegen Hausierhandel, Wanderlager; Änderungen der Sonntagsruhe und des Unfallgesetzes. Ein positiver, organisierender Politiker war Sigl keineswegs. Er hat denn auch die Bauernbewegung nicht zusammen zu halten noch zu leiten vermocht — was allerdings auch keine besonders leichte Aufgabe war. Führertalent, ruhige Überlegenheit, Beharrlichkeit — all' das war seinem sanguinischen Temperamente versagt. Bald stand er mitten in den Parteiungen und persönlichen Raßbalgereien. Am Ende mochte er froh sein, als sein Reichstagsmandat, das er 1893/98 inne hatte, und sein Landtagsmandat (1898/99) gleichfalls erloschen waren. Zudem war er kein guter Parlamentsredner, wie das bei guten Journalisten so oft der Fall ist.

Sigl war wesentlich Politiker in altem, nicht in jenem neuen Sinne, der das Hauptgewicht auf die wirtschaftliche Seite legt. Als entschiedener politischer Demokrat und Feind jeder staatlichen Bedrückung bekämpfte er das Sozialistengesetz und nahm sich auch sonst der „Sozi“ an. Besonders liebte er, die guten Bürger gelegentlich damit zu ärgern, daß er ihnen

vorrechnete, wer Alles bei der letzten Wahl den Bollmar gewählt habe, und damit drohte, daß das beim nächsten Male noch ganz anders kommen werde. Aber in die tieferen wirtschaftlichen Zusammenhänge hatte er keinen Einblick. Er interessierte sich wohl dafür, hatte jedoch keine Zeit dazu, wie er sagte, sich in diese neue Welt ein zu arbeiten. Wenn er noch einmal wieder die Muße des Gefängnisses genießen würde, wolle er sich mit diesen Dingen auseinandersetzen, pflegte er seinen sozialistischen Bekannten zu versichern. Es wäre aber wohl zu spät gewesen; er war aus einer andern Zeit und wesentlich anders gerichtet als der Sozialismus, mit dem er allerdings in der Kritik der Symptome häufig übereinstimmte. Weit gesteckte Ziele fehlten ihm; er sah mit den Augen einer vergehenden Epoche. Zudem war er viel zu sehr Instinkt- und Amateurpolitiker, um sich von wissenschaftlichen Einsichten dirigieren zu lassen.

Die Stärke der Sigl'schen Kritik war ihre Unversöhnlichkeit. Kompromisse, Anpassungen, Vermittlungen — machte er nicht mit. Das schied ihn so scharf von der bayrischen Patriotenpartei, den späteren Zentrumsleuten.*) Je mehr das Zentrum Ausschlag gebende und herrschende Partei wurde, um so mehr gab es von den früheren Forderungen einer mehr demokratischen und oppositionellen Partei auf, und um so hitziger wurde es von Sigl angegriffen, um so schonungsloser denunziert. Sigl kannte die „feindlichen Brüder“ besser als sonst einer, denn sie Beide hatten die gleichen Ausgangspunkte gehabt. In den Kämpfen um die Unfehlbarkeitsklärung war Sigl der euergerische und wirksamste Verteidiger des Papsttums gewesen. Er war katholischer als das katholische Zentrum, dem er dabei der unangenehmste Kritiker war.**) Seine Peterspfennigsammlungen brachten mehr ein als die der übrigen Blätter zusammen. Das verzieh man ihm nicht, und schließlich gelang es den Intriguen seiner Gegner, daß ihm die ganze Sammlung abgenommen wurde. Sigl quittierte mit Angriffen auf den Nuntius Masella, wie sie scharfer wohl nie einem hohen Geistlichen von Seiten eines katholischen Journalisten widerfahren sind. Päpstlicher als der Papst gebärdete sich Sigl vollends bei der Verleihung des Christusordens an Bismarck (1886). Damals erließ die „Germania“ eine Art Bannbulle gegen ihn, weil er sich an allen Autoritäten vergreife und so

*) Lakainenhafte Bettelpartei des Handels und Schachens nannte er sie, die ruhig zusehen würde, wenn Bayern eine preußische Provinz werde.

***) Zu Zeiten schien das „Vaterland“ ein Spezialorgan für spezifische Katholika; insbesondere wurde die Freimaurerei von den geistlichen Mitarbeitern in wahrhaft grotesker Weise „entlarvt“. Eine andere Spezialität, die antisemitischen Kalauer, wurden schließlich mehr geschmacklos als witzig.

auch an der bayrischen Patriotenpartei. Sie nannte ihn ein königl. preußisches Reptil.

Am prägnantesten aber zeigte sich das polemische Talent Sigls in dem täglichen Nah- und Kleinkampf um die spezifisch bayrischen Interessen und Münchener Angelegenheiten. Er durchschaute, wie kein Zweiter, die heimischen politischen und sonstigen Scheingrößen und traf sie da, wo sie am verwundbarsten waren. Die ausgebreitete Personen- und Sachkenntnis eines erfahrenen Journalisten kam ihm dabei natürlich zu Statten. Die Leute, die er sich auf's Korn nahm, zeichnete er zunächst mit irgend einem witzigen und originellen Beiwort, das sie nicht so bald wieder los wurden, und machte sie dann lächerlich.*) Manche ultramontane lokale Säule stürzte sein Witz. Natürlich vergriff er sich auch. Aber Prozesse halfen nichts. Der Pamphletist wurde verurteilt — und fieng von Neuem an. Eher war er persönlich um zu stimmen. Denn als Mensch war er liebenswürdig und alles Andere als ein starrer Prinzipienreiter oder boshafter Giftling. Sein Witz war nicht der gehässige, auf immer verletzende und verfeindende. Sigl war der echte Altbayer, der im Hintergrunde der barschen Außenseite eine gute Dosis Gutmütigkeit bereit hält. So war es denn bei ihm nichts Seltenes, daß nach einander seine Gegner seine Freunde und seine Freunde, die keineswegs steter Schonung sicher waren, seine Gegner wurden. Je nach der politischen Konstellation und der persönlichen Stimmung. Im Privatleben kümmerte er sich nicht um die politische Stellung. Er verkehrte mit Leuten aus allen Lagern. An seinem Stammtische saßen friedlich: Pfarrer, Liberale, Sozialisten, wie Juden und Katholiken neben einander, ja womöglich Leute, denen er irgend ein Epitheton angehängt hatte. Das mochte den außen Stehenden komisch vorkommen. So, wenn er in Berlin, das ihm übrigens den Stoff zu allerhand grauslichen Geschichten lieferte, mit preußischen Konservativen zechte. Oder, als er sich Knall und Fall mit Herrn Boffart versöhnte, den er lange zur Zielscheibe seines Witzes erkoren hatte.

Metier und persönlicher Verkehr waren zwei ganz verschiedene Dinge für ihn. Als Gesellschafter war er überall gerne gesehen; witzige Laune, kräftiger Humor und drastische Schlagfertigkeit standen seinem weinfrohen, heißblütigen Temperament reichlich zu Gebote. Aus seinen scharfen braunen Augen leuchtete schalkhaftes Wohlwollen — oder blickende Streichlust. Vor Allem war der Eindruck maßgebend, daß man es hier mit

*) Die kleinen Streber und BERNEGROßEN charakterisierte er parodistisch einmal folgendermaßen. „Wenn ein richtiger Patriot etwas wird, so ist das immer die Frucht seines Verdienstes und seiner Befähigung, nicht seines Strebens.“

etwas Echtem, Frischem, Persönlichem zu thun hatte. Wie er schrieb, so war er auch im Leben.

Das Urtheil über den politischen Publizisten Sigl wird je nach Parteilassung verschieden lauten. Mit Leichtigkeit kann man ihm Inkonsequenzen in seiner langen Thätigkeit nachweisen — nur nicht in seinen Abneigungen. Der Ironiker wird darauf hin weisen, daß der selbe Mann einmal erklärte: daß es für Bayern gleichgiltig sei, ob seine Truppen mit Anstiersprijen an Preußens Seite ausrückten; und ein anderes Mal: der rabiateste Preußenfeind sei in Bayern nicht so verrückt, daß ihm selbst bei der 12. Maß der Gedanke käme, Bayern vom Reiche los reißen zu wollen. Andere werden ihm den Mangel eines positiven Programms stark vorrücken, oder die Art seiner Polemik verdammen, die Niemanden schonte und gewiß sich auch im Ton und in der Person häufig arg vergriff. Aber schließlich hat er doch manches zur rechten Zeit gesagt, was zu sagen sich niemand getraute. Mochte er gelegentlich allzu sehr Augenblicksmensch sein und seiner momentanen Stimmung folgen — das Metier des frondierenden Journalisten verbraucht reichlich Nerven —, er machte auch begangene Fehler wieder gut, und einen guten Witz oder eine originelle Beiwortprägung nahm wohl selbst der davon Betroffene nicht allzu übel. Und vor Allem stand Eins fest: für Geld war Sigl nicht zu haben, seine persönliche Unbescholtenheit war zweifellos. Es ist bezeichnend, daß manche Leute sich nicht vorstellen können, wie jemand in dieser Situation seinen Einfluß nicht Gewinn bringend verwertet. Bei Sigl sprach, von allem Andern abgesehen, schon sein Mangel an Gewinnsinn dagegen. Sein Blatt brachte ihm genug ein, selbst um hilfreich und freigebig sein zu können.

Der Vorwurf der „Bestechlichkeit“ ist ihm trotzdem natürlich nicht erspart geblieben. Einmal hat er in recht charakteristischer Weise darauf geantwortet. Es war im Jahre des Königsdrama's — 1886; Sigl ergriff, unbekümmert um die Volksstimmung und mit großem Wagemut, Partei für den Regenten und das sonst von ihm so hitzig angegriffene Ministerium Luz und eröffnete eine seiner schärfsten und erfolgreichsten Zeitartikelfeldzüge gegen die „händlerischen Patrioten“. Es war einer der Höhepunkte in Sigls Wirksamkeit. Das „Vaterland“ erlebte mehrere Auflagen am Tage, und die selbe Nummer mußte auch an den nächsten Tagen wieder neu aufgelegt werden. Mit einem gewissen Rechte konnte Sigl sich rühmen, daß seine Artikel eine beruhigende Wirkung ausgeübt und das Land vor einer drohenden Revolution (?) bewahrt hätten. Jedenfalls hatte er mit einer für einen Royalisten unerhörten Kühnheit das

romantisch-populäre Idealbild von Ludwig II. zerstört. „Am Sarge des Königs“ — so hieß einer dieser Artikel — ist selten solch' ein Nachruf gehalten worden. Nun kamen die Angriffe und Verbächtigungen der Gegenpartei, und Sigl antwortete Folgendes: „Redakteur zu sein, ist unser Amt, Verleger des ‚Vaterlandes‘ eine ziemlich annehmbare Stellung; dazu haben wir Talent, zu etwas Anderem nicht. . . . Vor einem kgl. bayerischen St. Michael sind wir für ewige Zeiten gesichert. Das Ministerium hat nichts, was es dem Redakteur des ‚Vaterlandes‘ bieten könnte, seine Freiheit zu verkaufen, seine Unabhängigkeit zu opfern, seine Überzeugung preis zu geben, und wir bedürfen auch nichts und verlangen auch nichts.“

Was man auch am Politiker Sigl auszusetzen hatte — über den Journalisten, der vor Allem sich nie gegen die deutsche Sprache verging, und den Menschen sind Alle, die ihn näher kannten, der selben guten Meinung. Sein Blatt konnte man um der Persönlichkeit seines Herausgebers willen lesen, mochten einem auch seine Ansichten ein Gräuel sein. So hatte er denn ein höchst mannigfaches Publikum: bayrische und sonstige Partikularisten, urkatholische Pfarrhaus- und Klosterbewohner, so gut wie Liberale und Sozialisten, Beamte allen Grades, und weite Volksschichten. In der guten Stadt München gehörte die Lektüre des „Vaterlandes“ genau so gut zu den ortseigentümlichen Gebräuchen wie nur irgend sonst etwas. Wird das so bleiben? Kann man ein Original ersetzen?



Moderne „Orestien“.

1. Felix Weingartners „Orestes“.

Von Prof. Martin Krause.

(München.)

Rotto: „Laßt ruh'n, laßt ruh'n die Toten!“

Es ist Früh fünf Uhr. Von drüben grüßt der erste Morgenschein den jungen Frühling. Draußen jubilieren seine Boten und rufen in die Morgenträume der Menschheit hinein: Seid natürlich, freut euch der

schönen Gottesnatur! Mir aber erwächst mitten in dieser Frühlingspracht die Aufgabe, über die Galvanisierung einer längst vergangenen Kultur zu berichten, über den Versuch, einen Dichter des alten Griechenlandes auf der modernen Opernbühne wieder erstehen zu lassen. Ein Blick auf die vollendete That lehrt, daß es nur zwei Wege zum Ziel gab: Entweder mußte der moderne Musiker versuchen, sich der Art des alten Dichters anzupassen, oder dieser mußte für die musikalisch-dramatischen Anschauungen der Gegenwart umgestaltet werden. Jahrtausende liegen zwischen dem Dichter der „Drestie“ und seinem Komponisten Weingartner.

Betrachten wir zunächst, wie der Letztere seine Aufgabe anfaßte. Er gieng keinen von den beiden bezeichneten Wegen, sondern seinen eigenen. Das brauchte kein Vorwurf zu sein, wenn nicht Weingartner einen Mittelweg eingeschlagen hätte, auf dem er in den Sumpf einer stilllosen Vermischung altgriechischer Dichtung mit moderner Musik geraten mußte. Weingartner hat nämlich die Dichtung des Aischylos uur seinem Zwecke entsprechend zurecht geschnitten; an ihrer Eigenart nichts, nicht einmal die nun einmal modernes Empfinden sehr steif berührenden Chöre verändert. Nur der Schluß der Oper Weingartners, denn eine solche ist das Werk zweifellos geworden, zeigt gegen Aischylos eine geringe Abweichung, indem in der Apotheose die Gestalt des Apoll, wie mir scheint zum Schaden der Wirkung, willkürlich fort gelassen wurde. Bei Weingartners Verfahren mußte entweder der alte Dichter oder die moderne Musik Gewalt erleiden. Es konnte nur etwa noch das Andere eintreten, daß von den großen Gestalten der Dichtung der Mantel der modernen Musik haltlos herunter glitt. Es ist dies an allen jenen Stellen auch wirklich geschehen, wo Weingartner mit seiner musikalischen Erfindung nicht im Entferntesten die Größe der alten Dichtung erreichte. Dort, wo die wundervollen Linien der Dichtung uns unverhüllt geboten werden, gewinnt denn auch das Werk eine Eindrucksfähigkeit, die, so fremd sie uns anmutet, doch den größten Respekt vor der dramatischen Größe des Aischylos abnötigt. Um das Verkehrte des Weingartner'schen Verfahrens in seinen letzten Gründen zu erfassen, muß man für einen Augenblick beim Wesen der altgriechischen Dichtkunst verweilen.

Sie war eine Gesamtkunst und sowohl mit den bildenden Künsten, der Architektur, Malerei und Plastik, als auch den musischen, der Musik und Orchestik, mindestens dem Geiste nach, auf's Engste verbunden. Ihr eigenstes, unseren modernen Begriffen so schwer zu erfassendes Wesen war aber doch die völlige Übereinstimmung der rhythmischen, also musikalischen Bildungen mit den metrischen, also denen der Poesie.

Rhythmus und Metrum, verschmolzen zu einem unlösbaren künstlerischen Bunde; Rhythmus als Metrum, Metrum = Rhythmus.

Wir wissen leider nur ganz wenig von griechischer Musik, die Dichtung hingegen ist uns ganz unverlezt überliefert. Wenn die erstere der letzteren nur einigermaßen gleichwertig war, so muß sie auf einer großartigen Höhe künstlerischer Eindrucksfähigkeit gestanden haben. Doch das sind alles lediglich Vermutungen. Sie sollen auch nur beweisen, welche innerlich schwierige Aufgabe einem Komponisten erwuchs, der es unternahm, die Dichtungen des Aischylos mit moderner Musik zu verbinden. Nun könnte uns der Musiker immerhin entgegen halten, daß ja durch die Übertragung aus dem altgriechischen in das moderne, deutsche Idiom das Wesen der Dichtung unserem modernen Empfinden bereits angepaßt worden sei. Dem aber ist entgegen zu halten, daß Weingartner nicht etwa eine freie Übertragung benutzte, wie sie Wilbrandt beispielsweise versucht hat, sondern sich nahezu wortgetreu anderen, strengen Übersetzungen anschloß. Und letztere versuchen so getreu wie möglich auch die metrischen Formen in der modernen, deutschen dichterischen Ausdrucksweise fest zu halten. Man wird nun unmöglich verlangen können, daß ein Musiker, der Aischylos komponiert, nach den wenigen, meist zweifelhaften Beispielen, die wir von griechischer Musik besitzen, die metrischen Eigentümlichkeiten des Aischylos zugleich in rhythmische umwandeln solle. Aber Eins ist sicher: daß der Geist gewahrt bleiben mußte; daß dem Geiste der altgriechischen Tragödie niemals der Geist der modernen Oper sich einen könne; daß der versuchte Bund beider in eine völlige Trennung ausarten müsse.

Ich habe absichtlich den Ausdruck „Oper“ für Weingartners Werk gewählt; einmal, um seine Eigenart scharf zu kennzeichnen, und dann auch, um klar zu machen, daß Weingartner bewußt und oft, wo ihm die Reminiscenzen über den Kopf wachsen, mit verzweifelter Energie gegen die Erinnerung an Wagner ankämpft. Sein Ideal war ein ganz anderes und, wie die direkte Anlehnung am Schluß zeigt, etwa „Fidelio“ — Beethovens einzige Oper. So viel näher Beethoven auch Aischylos stehen mag, so klappt doch zwischen ihm und der altgriechischen Dichtung ein ungeheurer Abgrund, den auch das Genie des größten Symphonikers aller Zeiten nicht hätte überbrücken können. Den Opernstil Beethovens auf die Dichtungen des Aischylos übertragen, bedeutet also immer wieder einen Gewaltakt. Weingartner schreckt nicht vor ihm zurück, im Gegenteil bekundet sein Verfahren eine erstaunliche Unbefangenheit und Sorglosigkeit. Da er selbst noch nicht zu einem ausgeprägten Opernstile gekommen ist, mischt er alle möglichen Stile durch einander, nimmt einfach für die verschiedenen

Szenen das, was ihm am wirksamsten scheint. Gerade, was er nicht wollte, tritt wider seinen Willen ein: die Erinnerung an Wagner'sche Szenen überflutet ihn mit unwiderstehlicher Macht und nötigt ihm Motive auf, die beinahe notengetreu an Wagner'sche Gedanken erinnern. Am verzeihlichsten ist noch die willkürliche oder unwillkürliche Nachbildung der Nornenszene. Wenn ein Komponist mit den Erinnen durch die Welt jagt, wird er kaum ganz ungestraft am Brünnhildenstein vorbei kommen. Aber anderwärts hätte ein so ausgezeichnete Meister wie Weingartner das verwendete Gedankenmaterial doch strenger auf Natur und Herkunft untersuchen müssen. Man weiß, wie empfindlich der Komponist des „Genesius“ gegenüber solchem Vorwurfe ist! Als gelegentlich seiner zweiten Symphonie auf die völlige, notengetreue Übereinstimmung des Hauptmotivos mit dem Thema des letzten Satzes der „Troica“ hin gewiesen wurde, erließ Weingartner einen entrüsteten Protest gegen die Verleumder. Trotzdem muß der Vorwurf der Skrupellosigkeit auch gegenüber der „Dreſtea“ erhoben werden. Was Andere an ganz bestimmte Themen fremder Werke erinnert, kann doch ein Komponist nicht für seinen ureigensten Einfall erklären. Gewiß ist Weingartner ein naiv schaffender Musiker, sonst hätte sich ihm nicht bei der Komposition einer christlichen Oper wie des „Genesius“ das Hauptthema von Mendelssohns „Athalia“ aufgeboten. Aber der Freiheit in der Benutzung fremden Materials müssen Grenzen gesteckt werden, sollen wir nicht musikalisch in die sozialdemokratische Idee des allgemeinen Eigentums hinein geraten.

Das Wertvollste der Weingartner'schen Partitur sind die Chöre. In ihrem Entwurfe zeigt der Komponist eine bewundernswerte Vielseitigkeit des Gestaltens; in ihnen offenbart sich sein Verstand zum Charakterisieren ebenso deutlich wie ein staunenswertes, rein formelles Geschick. Wenn sich die „Dreſtea“ als nicht lebensfähig auf der Bühne erweisen sollte, dann werden sich eine Reihe von Chören mindestens im Konzertsaal zu erhalten vermögen. Es sind damit aber nicht jene Chöre gemeint, die Weingartner ganz im Sinne der altgriechischen Drama's wörtlich von Aischylos übernahm, sondern die mehr frei gestalteten Stellen im „Totenopfer“ und in den „Erinnen“; nicht jene für modernes Empfinden steifkleinigen Chöre, wo ein ganzer Haufe von Menschen sich schablonenhaft zum Wortführer macht, sondern die Chöre, in welchen rein menschliche Empfindungen zum Ausdruck gelangen — wie die Klage um Agamemnon und die Rache für Klytämnestra. In ihnen hat Weingartner sein Bestes gegeben, in ihnen hat er sich von dem dumpfen Drucke des altgriechischen toten Drama's zum lebendigen Empfinden des modernen Musikers hindurch gerungen, mit einem

Worte, sich selbst und sein ausgezeichnetes Musikertum wieder gefunden. Dies Suchen nach sich selbst läßt seine Spuren durch das ganze Werk zurück, und gar nicht bedeutungslos ist der Jubel im hellen C-dur am Schluß. Man darf ihn wohl symbolisch so deuten, daß der Komponist sich selbst erlöst fühlte, als er den Drestes endlich, unverfolgt von Rachegeistern, seines Weges ziehen lassen durfte. Dieses C-dur gewinnt ja auch im „Fibello“ den Charakter der vollkommen subjektiven Teilnahme des Komponisten an den Vorgängen seines Werkes. Beethoven jubelt mit, las er seinem Florestan die Freiheit ankündigt; Weingartner stimmt ebenfalls „in den Jubel ein“, da der unglückliche Muttermörder endlich vom Fluche befreit aufatmet. Es würde dem Werke Weingartners nur vorteilhaft sein, hätte er von dem Rechte des modernen Opernkomponisten, einen Stoff rein menschlich sich zurecht zu legen, ihn dem modernen Empfinden anzupassen, ausgiebiger Gebrauch gemacht. Dem Geiste der Dichtung wäre dann weniger Gewalt angethan worden als mit diesem Versuche, ihn in der Gestalt der modernen Oper vor uns erscheinen zu lassen. Das rein Menschliche mußte in der Gestalt des Drestes um so mehr in den Vordergrund gestellt werden, als das Göttliche, Übermenschliche bei Mischkylos immer mehr in den Vordergrund tritt und der ganze letzte Akt nur von Göttern und übermenschlichen Gestalten angefüllt erscheint. Darin liegt ja eben die Gefahr einer musikalischen Komposition des Stoffes. Die Klagen eines Drestes können wir uns wohl in modernen musikalischen Lauten denken, nimmer aber die Deklamationen einer Pallas Athene im modernen Opernton. Auch die moderne raffinierte Instrumentation steht zu dem Wesen der altgriechischen Götter zuletzt in schreiendem Widerspruche . . .

Alles in Allem muß konstatiert werden, daß Weingartners „Drestea“ nur gezeigt hat, wie unmöglich ein Bund zwischen dem Geiste der altgriechischen Tragödie und dem Wesen der modernen Musik ist. — Die Ur-Aufführung der „Drestea“ fand im Leipziger Stadttheater statt, das im letzten Jahr im Vergleich zu München eine rühmensewerte Rührigkeit entfaltete. Vermochte Direktor Stägemann auch nicht die Oper vollkommen stilvoll zu besetzen, was jedem anderen deutschen Theater außer Dresden sicher auch schwer genug fallen dürfte, so befriedigte doch die große Sorgsamkeit der Inszenierung selbst vermöhntere Ansprüche. Weingartner dirigierte persönlich. Weitere Aufführungen folgten: am Stadttheater zu Nürnberg, sowie durch die Kgl. württembergische Hofoper zu Stuttgart selbst, zu Berlin und München. Der äußere Erfolg war auch beträchtlich. Er wird aber kaum die Oper vor dem Schicksale des Verschwindens bewahren.

2. Aeschylus' „Orestie“ nach Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf und Max Schillings.

Dem Herausgeber.

Wort: „So singend, tanzen sie den Reigen,
Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt über'm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär.“

Schiller, „Kraniche des Iphikus“.

In eben jener Zeit, da ich die Eindrücke der bedeutsamen Münchner „Orestie“-Aufführung in und mit mir zu verarbeiten hatte, fiel mein Blick zufällig auf eine Besprechung der Rohde-Biographie in der wissenschaftlichen Beilage zur „M. Allg. Ztg.“ Ich las hier u. A. die folgende Stelle:

„Nietzsches' ‚Geburt der Tragödie‘ . . . vorläufig sollte sie ein Prüfstein werden für den Philologen Rohde, wie nicht minder für den Menschen. Denn . . . aus dem Geiste der Musik ist die Fortsetzung des Titels; damit ist gesagt, daß auch das ganze Schriftchen aus dem Geiste der Musik verstanden werden wollte. Und das war sein gutes Recht. Ist es an sich ein wahres Wort, daß, wem das Reich der Töne verschlossen ist, dem für die halbe Seelenwelt das Verständnis fehlt, so gilt es erst recht der hellenischen Antike gegenüber, die wie kein anderes Volkstum die Macht der Musik zu empfinden und als zeugende Quelle für Stimmungen, Ahnungen, Gestaltungen zu würdigen verstand. Mit dieser Erkenntnis hat niemand in dem Maße Ernst gemacht wie Nietzsche: sie ist es, die in seinem Buche als unzerstörbarer Kern durch den Schleier der Erscheinung hindurch schimmert — in dem denn freilich manches verbesserungsbedürftig erscheinen mag. Rohde war innerhalb der Philologenzunft einer der Wenigen, der es begriff; und was er als Gelehrter begriffen, das mußte er als Freund vertreten. Ich konnte nicht anders“, schrieb er zu seiner Rechtfertigung an Otto Ribbeck; ich konnte es nicht stillschweigend ansehen, wie mein Freund, den ich liebe, dessen Wesen ich mit dem Verständnis des Herzens durch und durch verstehe, von seinen Fachgenossen, wie ein Verbrecher, mit scheuem Stillschweigen bestraft und mit Rot beworfen wurde.“

Das ist nun eine sehr verheißungsvolle, gar beziehungsreiche Einleitung auch gleich für die ernste ästhetische Betrachtung, zu der wir uns soeben anschicken — zumal wenn wir bedenken, daß es gerade der Pfortenser Schulkamerad und „Fachgenosse“ Dr. Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf sein sollte, gegen dessen Pamphlet „Asterphilologie“ sich Erwin Rohde damals zur Verteidigung seines Freundes Nietzsche mit einer Widerschrift wenden zu müssen glaubte: Rohde, dessen gehaltvollen Werken wir ja doch auch eine so tiefe Einsicht in das Wesen des griechischen Geistes ganz im Allgemeinen verdanken. Und nun jubelt also gerade diesem Ulrich von

Wilamowitz-Moellendorff unser gesamtes, an Nietzsche doch getränktes, Litteratentum als berufenem Übersetzer und Mentor zur „Antike“ zu?! Es beruft sich auf ihn und schlachtet ihn feuilletonistisch gründlich aus — so zwar, daß Karl Kraus in seiner „Fackel“ die Herren Kollegen mit dem „großen“ und dem „kleinen“ Wilamowitz, wie man dort schon einmal zu sagen pflegt: förmlich „froyeln“ konnte! Ja, ein getreuer „Wagnerianer“ wie Max Schillings verbündet sich sogar näher mit diesem „Professor“ Wilamowitz, und nicht mit dem „Wagnerianer“ Hans von Wolzogen (vergl. dessen in der Neclam'schen Universal-Bibliothek seinerzeit erschienene Aeschylus-Übersetzungen), um uns den Geist althellenischer Klassik „stylgerecht“ lebendig zu machen! Da muß es doch offenkundig irgendwo in unserer „Kultur“ nicht recht „stimmen“, irgend ein Defekt und tiefer, klaffender Zwiespalt vorhanden sein, den es einmal aufzusuchen gilt, um hinter seine Vordergründe zu kommen.

Zwar, Eines dürfen bezw. müssen wir ohne Weiteres anerkennen: es giebt auch in des mehrfach Genannten grundgelehrten „Vorreden“, „Erläuterungen“ oder „Nachworten“ zu seinen Aeschylus-Übersetzungen eine Menge vortrefflicher und scheinbar auch sehr einleuchtender Gedanken, die beinahe schon stutzig machen und an Friedrich Nietzsche's späteres Wort erinnern könnten: dem guten Wilamowitz würde es wohl inzwischen selber leid geworden sein, sich damals also kompromittiert, will sagen: für alle Zeit derart unsterblich — gemacht zu haben. von Wilamowitz-Moellendorff spricht da nämlich von der auf preussischen Schulen gezüchteten „Halbbildung, die weder die ganze Wissenschaft erfassen kann, noch die Hoffart des Bildungsphilisters (!) fahren lassen mag“; sodann von der Notwendigkeit einer Erläuterung für den modernen Leser, und wie seine Übersetzung mindestens so verständlich sein wolle, wie es den Athenern ihr Original gewesen. Allein, er geht unseres Erachtens nun einmal just den umgekehrten und verkehrten Weg, um diese höhere Absicht zu erreichen, wenn er, statt den modernen Menschen zum Griechentum nun zu bekehren, d. h. zurück zu erziehen, dieses vielmehr nun einfach „modernisiert“. Vermögen wir denn wirklich solches antike Wesen heute einzig nur mehr in der „Korruption“ durch das „Moderne“ zu genießen — so etwa, wie wir die japanische Kunst lediglich in europäischer Stilverbildnis zu ertragen scheinen und das laurere Gold bekanntlich auch nur in der Legierung verwerten können? Und zudem müssen wir bei ihm leider noch ein Wort aufgreifen, das alle unsere Hoffnungen wiederum darnieder schlägt und grausam zu Nichte macht — jenen schlimmen Satz: „Schließlich würde ich es für feige halten, wenn ich es hier nicht ausspräche, daß die griechische Kulturgeschichte von Jacob Burckhardt,

nach der Mancher leicht greifen könnte, für die Wissenschaft nicht existiert . . . Das Griechentum Burckhardts hat ebenso wenig existiert wie das der klassizistischen Aesthetik, gegen das er vor fünfzig Jahren mit Recht polemisiert haben mag.“ Nun gut, wir schätzen und bewundern den Mut an einem Manne, der das, was er meint, freimütig auch ebenso auszusprechen wagt — aber „unser Mann“ kann dieser nach solchem Bekenntnisse nun und nimmermehr sein!

Warum gerade Nietzsche es für uns werden soll und auch sein kann, will ich danach gerne näher erklären. Schon vor zwei Jahren schrieb ich an bekannter Stelle in diesem Betrachte: „Vor Allen ward Nietzsche als genial-begeisterter Anwalt der Antike unzweifelhaft zum Windelmann des 19. Jahrhunderts. Wie jener für seine, so entdeckte er gleichsam für unsere Zeit die Griechen neu wieder (ja eigentlich jetzt erst als ein Ganzes). Freilich mit einem entscheidenden Unterschiede und in einem höheren Sinne. Wo nämlich jener noch vorzüglich das Apollinische am Griechentum, als ‚ruhige Plastik und edle Einfach‘, preisen konnte, da ergriff ihn gerade das Dionysische als ein Neues daran.“*) Das Land der Griechen mit einer Musik-Seele suchend, fand er statt des heiteren Optimismus eines edlen Maßes und der schönen Harmonie einen ‚tragischen Pessimismus‘ der erhabenen Überfülle und Stärke, der überströmenden Gesundheit, als eigentlichen Kern ihrer dramatischen, vorsokratischen Höhenkultur — die Thore zu einer ganz fremden, bisher völlig unbekanntem Welt mit einem Male gewaltig vor unseren Augen aufreißend und Probleme neu offenbarend, von deren Vorhandensein unsere Philosophen und Altertumsfreunde bislang sich noch nicht das Geringste hatten träumen lassen. In solcher Grundverfassung seiner hoch gestimmten Seele wurde er alsdann zum größten, tiefsten und bedeutendsten ‚Wagnerianer‘ der Zeit, den wir überhaupt besessen haben.“ — Ganz in diesem Sinne nun aber auch spricht Nietzsche selber sich in seinen tiefen Bemerkungen zu den „Choephoren“ (Nachl. a. B.; Bd. X, S. 444 flg.) 1872 bereits, wie folgt, deutlich aus:

„Es wäre also die Aufgabe gestellt, Aeschylus als plastischen Komponisten zu verstehen, sowohl in der plastischen Bewegung einer einzelnen Szene, als in der

*) Im Gegensatz z. B. zu unserer herkömmlichen Auffassung von der „ruhigen Schönheit“ des Griechentumes nimmt Nietzsche von Heraklits „Streit ist der Vater der Dinge“ den Ausgangspunkt seiner Betrachtung und sagt daher auch in dem so sehr wichtigen Entwurf über „Homer als Wettkämpfer“ u. A.: „Warum jauzte die ganze griechische Welt bei den Kampfbildern der Ilias? Ich fürchte, daß wir diese nicht ‚griechisch‘ genug verstehen, ja daß wir schaudern würden, wenn wir sie einmal griechisch verstünden“ . . . „Die Grausamkeit des Sieges ist die Spitze des Lebensjubels.“

Gesamt-Folge der plastischen Kompositionen im ganzen Kunstwerk. Dabei wäre das Hauptproblem, die plastische Benutzung des Chores, zu verstehen, sein Verhältnis zu den Bühnenpersonen: sobald die Beziehung der plastischen Gruppe zur Architektur. Hier öffnet sich uns ein Abgrund künstlerischer Kräfte — und der Dramatiker erscheint mehr denn je wieder als der Gesamtkünstler.“ „Der Tragödiendichter muß jedenfalls auch für die plastischen Gruppen und Bewegungen seiner Schauspieler Vorschriften gegeben haben: und daß er dies that, erkennen wir aus der Symmetrie der Verszahlen, die sich nur an plastischen Bewegungen verdeutlichen lassen. Im Allgemeinen steht der Schauspieler, während er spricht: durch einzelne Schritte scheidet er gleiche Gruppen von Versen ab. Jedenfalls gehört sein ganzes Gebahren mit unter den Begriff Orchestik, und der Chorobidasallos, das heißt ursprünglich der Dichter, hatte auch für ihn alles auszudenken und vorzuschreiben.“

Niepce notiert außerdem noch a. a. O.: „Alles ist Musik, es giebt nicht nichtgesprochene und gesprochene Partien, alles gesungen. Auch die Orchestik hört nie auf. Das Unheimliche (mit Benutzung der Nachmittags-Schatten)*). Strenge des Mythos im Einklange mit Plastik und Musik.“ Und er konkludiert gelegentlich seine Auffassungen und Empfindungen in nachstehendem, das Ganze zusammen fassenden Texte:

„Ich will mit dem Bekenntnis anheben, daß es mir sehr schwer geworden ist, in Betreff der griechischen Tragödie zu einer reinen und ursprünglichen Empfindung zu gelangen, die wirklich die Tragödie als Kunstwerk berührt, zu einer Empfindung, die ich vor Allem ‚ehrlich‘ nennen möchte. Von vorneherein ist nämlich jezt alles dazu angethan, daß der junge Mensch, begierig, nun endlich in eine so grenzenlos berühmte Wunderwelt hinein zu blicken, in das Reich einer als unehrlich zu bezeichnenden Wunderwelt verfaße. Er verbirgt sich ängstlich den kühlen, befremdlichen und fast peinlichen ersten Eindruck: denn er möchte um jeden Preis das Lieben, dessen Triumphgesang aus dem Allertume her bis zu diesem Moment um ihn her erschallt . . . Dagegen beginnt jene ehrliche Empfindung mit dem Eingeständnis eines ungeheuren Defektes und einer deshalb nur bedingten Bewunderung. Der Defekt ist selbst größer, als wenn wir uns etwa vor einem Trümmerhaufen eines Tempels finden und aus wenigen Säulenresten den Eindruck ganzer Kolonnaden zu erraten suchen. Denn wir haben zuletzt gedrucktes Papier vor Augen, an Stelle der Wirklichkeit jener Tragödie. Wir müssen uns den Griechen der suppleren, den Griechen in der rollendsten Aufferung seines Lebens, als tragischen Schauspieler, Sänger, Tänzer, den Griechen als einzig anspruchsvollen künstlerischen Zuschauer. Wenn wir aber das vermögen, den Griechen selbst hinzu zu denken, so haben wir auch beinahe die antike Tragödie aus uns neu erzeugt. Das aber ist die grenzenlose Schwierigkeit: wo soll der moderne Mensch anfangen, griechisch zu denken, wann soll er enden? In Wahrheit ist der Weg, nachdem man sich jenen Defekt deutlich gemacht hat, sehr schwer zu finden. Nur analoge, fast griechisch zu nennende Erscheinungen unserer Welt

*) NB. eine ganz eminent lichtvolle Bemerkung, die auch für das im Freien spielende Oberammergauer Passionspiel genau wieder zutrifft! D. Ref.

können uns jetzt weiter helfen: wie das Gleiche immer nur vom Gleichen und am Gleichen erkannt wird. So pflegt der bessere Teil unserer gegenwärtigen Gelehrten Goethe zu benutzen, um von ihm sich zu den Griechen geleiten zu lassen: Andere nehmen Rafael zu Hilfe. Ich halte mich an die Erfahrungen, welche ich Richard Wagner verdanke . . .“

*

Gehen wir erst von diesen und ähnlichen Vorbetrachtungen zu unserem Thema einmal aus, so wird sich eine ganz fatale Erscheinung vor Allem ergeben — die Absicht mag im Übrigen so edel sein, als sie will, das künstlerische, literarische und gelehrte Vermögen so beträchtlich, als es in diesem Falle ganz ohne alle Frage wirklich war. Der systematisch vielverschlungenen Chorlyrik, dem meisterhaft vom Dichter angelegten polymetrischen Gebilde und seiner musikalischen „Unterströmung“ nämlich wird die willkürliche Linie moderner Melodramatik nur zu oft, für ein feineres, ästhetisches Gefühl, durchkreuzend zuwider laufen: diese beiden Polyphonien gehen eben nicht zusammen, und jene horizontale Symmetrie deckt sich zumeist nicht mit dieser vertikalen Harmonie, jene „Rezitation“ nicht mit dieser „Phrasierung“ — die streng gemessene, reich-bewegte „Orchestik“ der Alten ist zu einer freien, mehr ungebundenen Choreographie der modernen Bühne vereinfacht und gleichsam verdünnt worden vor unseren Augen.*) Schiller, in seinem denkwürdigen Vorbericht über den „Chor“ in der „Braut von Messina“, sagt u. A.: „Wenn ich bei Gelegenheit der griechischen Tragödie von Chören anstatt von einem Choresprechen höre, so entsteht mir der Verdacht, daß man nicht recht wisse, wovon man rede.“ Rein Vernünftiger wird nun zwar bei dem hohen, durch die ernstgesinnte „Wagner-Schule“ hindurch gegangenen Bildungsgrade des Komponisten Schilling's irgendwie vermeinen, daß bei ihm Letzteres etwa der Fall sein könnte. Allein es steht nicht ohne Weiteres bei diesem Meister

*) Vergl. hierzu auch die überaus feinsinnigen und belehrenden Erörterungen Dr. Paul Marcks zu diesem Thema, erschienen unter der Überschrift „Die antike Tragödie und der Musiker“ in der wissenschaftlichen Beilage zur „N. Allg. Ztg.“, Jahrg. 1901 Nr. 23; hier besonders die Stelle: „Das ganze Geschick eines griechischen Drama's liegt nun darin beschlossen, daß jene wesentlichen Unterströmungen von dem, der das Ohr dafür hat, wohl Szene für Szene, Vers für Vers, intuitiv wahrgenommen werden, doch in Anbetracht unserer lückenhaften, wenn nicht völlig unzureichenden Kenntnisse vom Verhältnis der Musik zur Poesie in der alten Tragödie, und in Ansehung unseres heutigen, um die Entwicklungsspanne der Jahrtausende von der Antike geschiedenen Welt- und Musik-Empfindens nicht einmal andeutungsweise (?) vernehmbar gemacht werden können“ . . . und: „Wer den polymetrischen Aufbau zerstört, der giebt nicht etwa einem alten Meister ein neuzeitliches Gewand, sondern der legt die Axt an die Wurzel des Kunstwerks.“

(so wenig, wie bei uns selbst und unserem Empfinden), jenen antiken Ideal-Chor auch musikalischerseits zum Leben wieder aufzuwecken. Und man besche sich recht genau einmal das große Finale des III. Teiles der „Drestie“ in dieser Schillings'schen „Vertonung“, um sich zu fragen, ob nicht doch etwas von jenen Schiller'schen Opern-Chören hier mit an- und zugleich heraus geklungen hat. Das Beste, was wir in den früheren Partieen des Werkes bei solch' meisterlich-delikater Ausstattung mit Musik noch erleben können, das Günstigste, was der Komponist selbst an „Anpassung“ zu erreichen und uns zu bescheren vermag, ist eine Art Antuschung der dichterischen Grund-Zeichnung mittels leichter, homophon-melodischer Tinten, die übermalende Hebung und Ausfüllung der gegebenen Handlungs-Linie durch instrumentale „Dekorative“ als bescheidene, fein-künstlerische Zuthat. Soll aber die Musik im antiken Drama derart erst die Folge sein und nicht vielmehr schon den Urgrund abgeben, aus dem das Ganze, als aus seinem natürlichen Schoße, hervor wächst? Soll sie wohl geboren werden oder zeugen? Haben wir nicht vernommen, und auch als unser Bekenntnis geradegu angenommen, daß das altgriechische Drama aus der steten „Orchestik“ hervor zu blühen habe, „aus dem Geiste der Musik“ heraus bereits empfangen sei? — den es also vorerst zu rekonstruieren gälte, dem zuvor eine kongeniale Renaissance zu Teil werden müßte, ehe sich an dieses ungeheuerliche Wagnis mit einiger Aussicht auf Erfolg gehen ließe. Und welches wiederum wäre dann wohl dieser „Geist der antiken Musik“?

Ich muß gestehen, daß ich legerlich genug bin, ihn für ungleich wertvoller einzuschätzen und die Kulturstufe der alten Tonkunst überhaupt weit höher zu nehmen, als wir dies mit unserer „modernen“ Aufgeklärtheit, im Bewußtsein unseres „so herrlich Weit-Gebracht-Habens“, gemeinhin „zünftig“ zu thun pflegen. Möglichst geringschätzig oder doch fragwürdig von Art, Wesen und Wert altgriechischer Musik zu reden und zu denken, gehört ja gleichsam zum guten Ton unter unseren Philologen, Archäologen, Musik-Theoretikern wie Historikern. Dieser Auffassung aber vermag ich für mein Teil in keiner Weise zu folgen. Vielmehr, ich meine sogar: jene Musik müsse unendlich viel reicher und ungebundener in allem Rhythmischen, Periodisch-Metrischen des deklamatorischen Melos, wie ganz sicherlich auch im Instrumentalen schon gewesen sein — reicher zum Mindesten, als wir dies bis jetzt noch Wort haben wollen; und sie muß eine weit größere Vielseitigkeit und Mannigfaltigkeit in den Tongeschlechtern, feinere Unterschiede in den melodischen Tonstufen aufgewiesen haben als selbst unsere „moderne“ Tonkunst, die bekanntlich blos zwei, günstigen Falles drei „Tongeschlechter“ und lediglich die Halb-

töne der temperierten Chromatik kennt, wo die Griechen offenbar doch, Viertelklänge klar mit dem Gehöre zu konzipieren, sehr wohl befähigt waren*) — man braucht ja nur einmal ernstlich an das zu denken, was bei ihnen theoretisch „Enharmonik“ hieß, also sicherlich auch praktisch sehr wohl geübt und verwertet wurde. Und zwar schöpfe ich diese meine Anschauung von den Dingen aus mancherlei „guten Gründen“, nicht etwa nur aus vagen Annahmen oder besonders regen Phantasie-Motiven. Gewiß! Das, was sich bisher, ausgegraben, vorgefunden hat und an Beweismaterial für ein Tonssystem, oder an bestimmten Musikstücken bis auf uns herauf gekommen bezw. noch erhalten ist, bleibt vorerst wenig und gering genug, um darauf große Paläste aufzubauen. Indessen, was bisher zu Tage gefördert worden ist, braucht ja nicht auch das einzig Dokumentarische für alle Zeit zu bleiben — wer weiß auch, was uns im Schoße der Zukunft aus diesem Gebiete zur Entdeckung noch alles vorbehalten liegt? Zudem hat man sich den Weg zur Erkenntnis meines Erachtens stets nur immer verlegt und versperrt, indem man solche rudimentäre „Hymnen an Apoll“ oder dergl. (wie seinerzeit an der „Hochmuthschule für Musik“ zu Berlin) durch eine Verbrämung mit „temperierter“ Harmonik und „moderner“ Instrumentation — zu allgemeinstem Erlaben daran — besonders mundgerecht bezw. für unser Ohr erst genießbar zu machen suchte: jedenfalls das allertörichteste Unterfangen, das man hierbei nur einschlagen konnte! Und schließlich darf doch auch die ernste Gewissensfrage nahe liegen: Glaubt man wohl, daß — wenn wir heute das Geheimnis jener Generalbaß-Bezifferungen der älteren Meister, Mangels der strikten Erhaltung einer guten „Tradition“ (und diese ist ja schon schlecht genug geworden, wie der Streit: Rob. Franz — Chrysander zc. seinerzeit zur Genüge auswies), nicht mehr kennen — glaubt man, sage ich, daß man in unseren Tagen bei Ausgrabung solcher Bezifferungs-Hieroglyphen und harmonischer Formeln über nur einem Notenkopfe diese Angaben dann wohl als reiche Harmonik oder gar als polyphone Ausgestaltung noch wieder erkennen und nicht vielmehr als dürftigste Mono- und Homophonie allein nur mehr verstehen und auch empfinden würde? Ein Rob. Franz hatte noch den Schlüssel zu diesen Geheimnissen und „Rätseln mit sieben Siegeln“ in der Hand; er wußte dieses tote Material durch imitatorische und figurative, kontrapunktisch-freie

*) Dieser „Viertelton“, als moderner Fortschritt in der Musik zu einem neuen Tonssysteme hin, läge heute wahrscheinlich auf dem Wege einer kühnen Vereinigung von antiker Tonleiter mit moderner Chromatik. Einzig bei Max Reger und Gustav Raffler, weniger bei R. Strauß, habe ich Ansätze zu einer solchen Kombination bisher wahrzunehmen vermocht.

Ausgestaltung „kongenial“ einst zu beleben; ein Chrysander schrieb trockene Akkordfolgen, die oft ganz gräßlich klingen und noch abscheulicher fortschreiten; steifleinene „Koloraturen“ und bedenklich nüchtern abfallende „Kadenzen“ — beim Teufel ist der Spiritus!

Immer wieder muß ich bei Behandlung dieser heißen Materie an meinen verstorbenen Universitätslehrer Prof. Philipp Spitta in Berlin denken, der gerade hierin merkwürdig klar gesehen und bewundernswert überzeugend danach seine Anschauung von den griechischen Dingen kund gegeben hat. In entsprechenden Kollegien pflegte er nämlich nachdrücklichst darauf hin zu weisen: wie sehr doch die alten Hellenen das Volk des vollendetsten Ebenmaßes gewesen seien und wir an ihrer Kunst und Kultur den harmonischen Ausgleich der Kräfte zu einer idealen „Totalität“ gerade zu bewundern hätten; stehe dies aber als Axiom erst einmal fest, so folge mit strenger, logischer Konsequenz, daß auch ihre Musik im tragischen Drama einen durchaus adäquaten, höchsten Grad der Vollkommenheit bereits eingenommen haben müsse, wenn wir diese Tragödie schon dichterisch zu einer so idealen Stufe der Kulturoffenbarung bei ihnen doch entwickelt sehen dürfen. Und ich glaube wirklich, dieses Argument erscheint geradezu schlagend, will sagen: wir thun gut daran, lieber weiter zu forschen und nachzugraben, als hochmütig hier einfach abzusprechen.

Aber nicht nur aus solchen „produktiven“ Analogie-Schlüssen oder gelegentlichen Anregungen des Mißlungenen und Verfehlten wollen wir unsere Ansichten hierüber schöpfen, wir stützen diese auch noch ganz exakt auf das positive psycho-physiologische Experiment neuerer Musik-Ästhetik der Erfahrungs-Thatsachen, wie nächst dem auf die Autorität neuerer metrischer Forschungen unserer streng philologischen Wissenschaft. So beschrieb zumal mein hochgeschätzter Studienfreund und Kollege Dr. Max Steiniger bereits 1885, in seiner überaus wertvollen Münchner Doktor-Dissertation „Über die psychologischen Wirkungen der musikalischen Formen“ (S. 56) eigene Studien und einläßliche Versuche auf diesem Felde sehr interessant und aufschlußreich für unsere besonderen Zwecke — und ich darf ihm an dieser Stelle heute versichern, daß ich einige Jahre später, als ich unter Prof. G. Bellermann in Berlin Kontrapunkt ausschließlich nur mehr in den alten, sogen. „Kirchentönen“ zu denken, längere Zeit mich angehalten sah, seine persönlichen Eindrücke vielfach nur bestätigt finden konnte.

Dr. Steiniger also schildert a. a. O. den instruktiven Hergang der Sache wörtlich folgenbermaßen:

„Es gelang mir bei einige Zeit hindurch fortgesetzter Übung und Fernhalten von harmonischer Musik, allmählich die Intervalle als rein melo-

bische, ohne Beziehung zum Harmoniesystem, aufzufassen, — also die Versetzung in eine rein monophane Auffassung. — Diese Musik ist eine vollständig, ihrem Wesen nach, andere: die Intervalle aerlieren im Allgemeinen ihre Charakteristik . . . die Fartschreitung von halben Tönen verliert den eigentümlichen Charakter, den sie durch ihre Beziehung zum harmonischen Systeme bekommt; mit dem letzteren ist zugleich die Vorstellung von Tonart und Dualismus der Tongeschlechter aus dem Bewußtsein eliminiert. — Diese Musik hat dadurch einen großen Reiz, dessen die unserer gänzlich entbehrt; indem jeder Ton nur in seiner absoluten Tonhöhe, nicht in seiner relation, als Intervall eines Akkordes, von irgend einem Grundtone aus, aufgefaßt wird, begleitet diese Musik ein Gefühl, eine Vorstellung von einer Fülle des Unbestimmten, das in jedem Tone liegt . . . ich war eben bis dahin nicht gewohnt, in einem Tone dieser Fülle möglicher Beziehungen dunkel vorzustellen, sondern nur die wenigen nahe liegenden, die er nach unserem harmonischen Systeme hätte haben können. Nachdem ich mich eine Zeit lang in der reinen Monophonie bewegt, und mein Gefühl darin fest geworden war, führte ich Oktaven, Quinten und Quarten ein, wobei die rein melodische Auffassung keinen Schaden litt . . . Hierauf beobachtete ich jedoch an mir selbst eine Erscheinung, die mir ebenso überraschend als wichtig war, indem ich sie nie für möglich gehalten hätte: einen Widerwillen gegen die Terz, die ich nicht mehr als befriedigend empfinden konnte. Die Ergänzung (durch sie) war also etwas dieser Art von Musik Fremdes, Störendes . . . In den nicht ‚ergänzenden‘ Intervallen giengen die beiden Stimmen selbständig neben einander her; mit dem Eintritte der Terz, wenn er nicht rasch wieder vorüberging, war diese Freiheit in störender Weise aufgehoben . . . Ich konnte mir also recht gut denken, daß die Griechen, selbst wenn sie außer der sogenannt pythagoreischen, mangelhaft konsonierenden Terz (64 : 81) noch die reine kannten — was bei den Instrumenten ohne Tonlöcher selbstverständlich ist, da die Terz hier nicht künstlich, sondern natürlich entsteht —, sie diese doch nicht als Konsonanz empfinden mochten, oder die pythagoreische, weil minder ‚ergänzend‘, ihr vorzogen. — Endlich trat an die Stelle der geradezählig symmetrischen Periodisierung unseres (rhythmischen) Systems in der rein melodischen Musik bloße Phrasierung, Pausen zwischen beliebig langen Gliedern“ . . .

und damit naturgemäß auch im Rhythmischen also wieder eine große Fülle reicher, ebenso neuer wie beweglicher Möglichkeiten des metrischen Baues, der rhythmischen Gliederung und Gestaltung. Wahrlich, dieser junge Forscher war dem Ideale altgriechischer Musik zuversichtlich viel näher gekommen als alle die, welche das lautere, unverfälscht reine Gold jener antiken Ton-Sprache mit unserem neuzeitlichen Harmonie-Empfinden oberflächlich-praktikabel stets „legieren“ wollen! Und ich glaube wirklich: wir haben nicht das geringste Recht, die Musik unserer griechischen Altvordern der arischen Rasse dürftig, armfelig, kaum der Rede wert zu nennen, ehe wir nicht selbst, „voraussetzungslos“ und lernbereit, auch diese „Schule des Ohres“ gewissenhaft an uns durchgemacht haben, zu jenem freieren Tonempfinden und jener ganz ungewohnten Tonvorstellung selbst wieder hindurch gedrungen sind.

Dr. Steinigers letzte Bemerkung aber vom Unterschied auch im Rhythmischen bei unserer abendländischen Tonkunst bringt uns überdies noch auf eine wichtige, Grund legende Beobachtung des „klassischen“ Philosophen Friedrich Nietzsche, welche sich (aus dem Jahre 1888) aufgezeichnet findet in dessen „Nachlasse“ (Bd. X, S. 441 flg.) bzw. in den „Briefen“ des Philosophen (Bd. I, S. 398 flg.) und hier selbst, auszüglich wenigstens, denn also lautet:

„Unser Rhythmus ist ein Ausdrucksmittel des Affekts: der antike Rhythmus, der Zeit-Rhythmus [nicht „Wort-Moment“], hat umgekehrt die Aufgabe, den Affekt zu beherrschen und bis zu einem gewissen Grade zu eliminieren. Der Vortrag des antiken Rhapsoden war extrem leidenschaftlich (— man findet im Ion Platons eine starke Schilderung der Gebärden, der Thränen u. s. w.): das Zeit-Gleichmaß wurde wie eine Art Öl auf den Bogen empfunden. Rhythmus im antiken Verstande ist, moralisch und aesthetisch, der Zügel, der der Leidenschaft angelegt wird. — In summa: unsere Art Rhythmik gehört in die Pathologie, die antike zum Ethos.“

Man sieht wiederum, nach diesem klaren Zeugnisse eines unserer Berufsten: die grundwesentlichen Unterschiede zwischen Alt und Neu im Stile musikalisch-dramatischer Darstellung mehrten sich ganz gewaltig; eine immer größere, immer tiefere, schon kaum mehr zu überbrückende, Kluft thut sich auf zwischen den beiden Welten: Antik und Modern. Und hierzu kommt nun noch als Allerleytes jene tief greifende Differenz zwischen alter und zeitgenössischer, idealistischer und realistischer Bühnenkunst, die ich schon im vorigen Jahrgange, anlässlich des Bayreuther Festspielles, mit dem Probleme: „Phantasie- oder Illusions-Bühne?“ als Thema anzuschreiben, als entscheidende Hauptfrage an dieser Stelle aufzuwerfen und heraus zu stellen versucht habe. Jedenfalls bin ich einstweilen davon überzeugt, daß unser, ob seines „Idealismus“ in Sachen „Theater“ so viel verlästeter Friedrich Schiller durchaus die richtige Empfindung von Alledem schon hatte, als er in jener weit und breit berufenen Vorrede zum Chor-Drama ganz den selben Grundakkord kräftiglich auch anschlug — mit dem Satze nämlich, welcher gegen die vom Schauptöbel verlangte „Illusion“, als einen „armseligen Gauklerbetrug“, energisch ankämpft und gegen das Natürliche im dramatischen Kunstwerke ganz entschieden sich ausspricht. Fast darf man sagen: mit mathematisch-unfehlbarer Sicherheit mußte dieser Satz just an dieser Stelle mit auftreten und geistig vorschlagen, wenn anders unser „Klassiker“ den Geist antiken Ideales und seiner Weihe wahrhaft „kongenial“ erfaßt hatte; wie es auf diesem Wege ja auch nur

ganz natürlich war, daß er den „Geist der Musik“ für eine idealistische Entwicklung auch des regitierten Drama's prophetisch bereits antezipierte . . .

*

Sollen wir nun alle diese aesthetischen Voraussetzungen wieder drangeben, wirklich alles dieses, hier soeben erst Erörterte und ausführlicher Begründete einfach vergessen: zu Gunsten jener Modernisierung antiker Tragik, die uns — wir geben das willig zu — als ernst meinender, edelster Versuch zur Anregung und Wiedergewinnung der „großen Höhenkunst“ eines Allgemein-Menschlichen zugleich den entschiedensten Respekt einlösen muß? In der That, von Alledem und noch so manchem Anderen mit dazu, müssen wir erst einmal gründlich abstrahieren lernen, wollen wir jenen neueren Bestrebungen zur Aesthetisierung des antiken Genre's im Sinne feierlicher „Bühnenweihe“ einigermaßen gerecht werden. Hat man doch z. B. hier zu Lande nicht einmal die in Oberammergau, Bayreuth, Worms zc. bereits auf der Hand liegenden Ansätze zum Richtigen verwertet; ja, gar nicht die so nahe bereit stehende Münchner „Shakespeare-Bühne“ oder das amphitheatralische „Prinzregenten-Theater“ wenigstens zur angemesseneren Darstellung benützt, und somit durch absolut vermeidliche Vorführung des Ganzen im alten „Logen-Kasten“ leidiger Opern-Ränge den schlimmsten Gallimathias bühnentechnisch nur wieder begangen, ein direktes Mißverständnis dramaturgisch geradezu herauf beschworen — an welcher Thatfache auch der Umstand nicht das Geringste mehr zu ändern vermag, daß selbst die Archäologen der „Allg. Ztg.“ mit der ksenischen Ausstattung sich höchlichst zufrieden erklärten und diese ihre warm anerkennende Gesinnung sogar bis in's Organ der „Bühnengenossenschaft“ hinein besonders bekundeten. Einzig die Phantasie-Bühne als solche wäre hier allenfalls noch die „Rettung“ und eine gute Möglichkeit, zum Mindesten der erste Schritt und ein Ausweg zur annähernden Erfassung des Wesens der Sache gewesen — hier in München zumal, wo man ja beide Faktoren längst sein Eigen nennt, über welche andere Städte, selbst wenn sie wollten, zur Zeit noch gar nicht verfügen könnten: nämlich das „Prinzregenten-Theater“ und die „Shakespeare-Bühne“ zusammen. Aber natürlich hat man gerade bei uns in der bayrischen Residenz den vernünftiger Weise allein gegebenen Pfad glücklich wieder verfehlen müssen, und billig mag man sich nachgerade darüber verwundern: warum unsere Zungen nicht mehr die künstlerische Energie eines R. Wagner, oder doch den charaktervollen Mut eines Liszt, Hans von Bülow oder Alex. Ritter heute finden, in solchem Falle einfach einmal zu erklären: „Entweder so aufgeführt, oder gar nicht — ich kann warten!“

Gewinnen wir es freilich erst über uns, von all' solchen Prämissen abzusehen, so bleibt immerhin an von Wilamowitz-Moellendorffs, Schillings' und Hans Oberländers gemeinsamem Werke zu Ehren von Aeschylus' erhabener Menschheits-Tragik gerade genug des Rühmenswerten und Anerkennnungswürdigen noch übrig, mag dieser anregende geistige Vorstoß nach ästhetischem Neulande vielleicht auch ganz ebenso, wie seinerzeit der von Felix Mendelssohn auf höhere Anregung hin unternommene, später wieder überholt werden, als antiquiert dereinst gelten und unseren Nachfahren sogar als mißlungen einmal erscheinen. Allerdings und wie gesagt: der ideale Schwung einer in enthusiastischer Hingabe den „Chor“ verkörpernden akademischen Jugend, er gieng diesmal völlig ab; auch die amphitheatralisch aufsteigenden Sitzreihen des Zuschauer-Raumes fehlten, und die Separierung, will sagen: deutliche Abhebung des „Chores“ als solchen, als vermittelnden Zwischengliedes und Überganges zwischen Szene und theatron, Handlung und Publikum, war nun einmal leider durchaus zu vermissen. Dafür war für diesmal wahrscheinlich mehr reife Kunst am Werke. Und selbst über die Torso-Trümmer hinweg ragte die Erhabenheit Aeschyleischer Dichtung und ihres hohen mythischen Gedankenfluges. Des antiken Tragikers leuchtende Kunst einer Verdichtung epischer Vorbilder zu dramatisch-wirksamen Personen; sein unvergleichliches Vermögen, aus handelnden Gestalten lyrische Figuren zu entwickeln, sowie die elementare Gabe der Bildkraft und Ausdrucksgewalt in tiefgründiger Symbolik wie breitester psychischer Entfaltung eines typischen Urempfindens: das alles ergriff und wirkte im Zusammenhalte zugleich mit der stillen Größe mitspielender Naturumgebung, als eine bewundernswerte Dramaturgie in weiten Bogen — bald der kundigen Zusammenfassung und planvollen Vereinfachung zu großen Grundzügen wie einzelnen Hauptlinien, bald der ernstesten Vorbereitung, bald wieder der klugen Retardierung; hier im kunstreichsten Parallelismus sich ergehend, dort zu den reizvollsten Kontrasten oder kühnen Kombinationen von Realistit und Idealitätsphäre sich steigern: kurz, die Eindrucksfähigkeit selbst in solchem modernen Trübspiegel noch immer intensivst bewährend. Was nützt es da, unsere alte Alternative zu stellen: Entweder volle Antikifizierung, d. h. zu den griechischen Musikdramen auch die griechischen Gefühle, alt-hellenische Attitüden und den antiken Stil überhaupt einer dramatischen Darstellung, oder aber gleich lieber konsequent durchgreifende Modernisierung des Ganzen, bis in's ξ hinein — statt einer in der Halbheit nur stecken bleibenden Verquickung beider? Was sollen da alle unsere Proteste gegen „moderne“ Begriffe wie „Schiffs-Roje“, oder allzu christliche Ausbrücke wie „Gottes Wille“, „im Himmel“ zc. aus der deutschen Über-

tragung der Verse, wenn auch so, in dieser leidigen Mischung selbst, die tiefste Ergriffenheit bei so mancher Szene ehrlich noch zu konstatieren blieb, wir Modernen bei Rassandra's Warnungs- und Wehe-Rufen die R. Wagner'schen Schauer der mysteriösen Rundtr-Tragik an uns wahrzunehmen glaubten, in Drestes selbst an das Hamlet-Problem uns erinnert fühlten und z. B. den I. Akt des „Opfers am Grabe“ als eine „lyrische Szene“ von edelster Stimmungs-Größe bei uns empfinden durften?! Oder aber, wie mein verehrter Freund, Vormann und Kollege, Professor Martin Krause, treffend nach auswärts berichtet hat: „Die größte schauspielerische That des Abends vollbrachte die geniale Conrad-Ramlo in der Nebenrolle der Amme des Drestes — eine Vorahnung der Moderne, wie sie die ganze Litteratur nicht wieder aufzuweisen hat. Frau Ramlo hatte die Rolle in diesem bedeutsamen Zuge voll erfaßt und vermochte in seiner Betonung eine geradezu erschütternde Wirkung hervor zu bringen. So weist das Genie des Darstellers auf Schönheiten hin, die der großen Masse bei oberflächlicher Betrachtung sicher verborgen bleiben würden.“ Wo wäre da also nicht auch wieder Anlaß zu unverhohlenster Dankbarkeit gegeben?

Was vollends die dazu gestellte neuzeitliche, wenn schon archaisierend überaus geschmackvoll angepasste Musik anlangt, so hat man ja wohl von einem fatal „opernhaften“ Eindrucke des III. Teiles der „Trilogie“, namentlich gegen den Schluß zu, gesprochen. Allein dies könnte schließlich doch nur ein bequemes Schlagwort wie andere mehr gewesen sein, unter dem sich ein Jeder alsdann denken mag, was ihm gerade behagt. Dieser Einwand will also gewiß näher begründet sein, und wir stehen daher nicht an, das vorhandene Maulo an dieser Stelle womöglich doch etwas tiefer noch zu fassen. Schon unsere früheren Untersuchungen haben bekanntlich ergeben, daß Schillers Forderungen in diesem Falle wohl nicht Statt haben könnten — jene idealen Forderungen, welche in dem Satze etwa gipfelten: „Die Tragödie der Griechen ist, wie man weiß, aus dem Chore entsprungen“ . . . in der „neuen Tragödie“ werde dieser zu einem wesentlichen „Kunstorgan“ und „helfe, die Poesie hervor bringen“! Allein das ist im Grunde auch nur erst die eine Seite der Sache. Ist es aber, über diesen allgemeinen und grundsätzlichen Mangel hinweg, nicht vielmehr auch noch etwas von dem alten, uns „Wagnerianern“ von heute nur zu wohl bekannten Vorwurfe, was sich unserem Bewußtsein mit zwingender Gewalt hier alsbald aufdrängt: „Ein schwaches Textbuch, verdeckt und maskiert durch eine ebenso gute als glänzende Musik“? „Götter, Helden und“ — Donnerwetter, ja! . . . schwach nennen wir dieses Textbuch, im relativen Sinne, mit Bezug auf sein Verhältnis zu unserem Zeitgeist und gegenwärtigen Bewußtsein; denn

gegenüber diesen mystischen Apollon-, Hermes- und Athene-Geistererscheinungen, gegenüber dem langweiligen „Kreopag“ und dem spitzfindigen „gynäkologischen Vortrage“ tritt ein absolutes Versagen unseres modernen Empfindens ein, das nicht zu verkennen bleibt und eine wahre Klippe für alle „Drestie“-Erweckungen nun einmal bedeutet. Kaum, daß wir noch für die Wandlung der „Erinyen“ in „Eumeniden“ (genau genommen: ein eminent musikalisches Motiv — weil Auflösung der Dissonanz zur Harmonie!) etwas mehr übrig haben. Das hat denn auch der Komponist klaren Sinnes wohl heraus gefühlt; diese dichterische „Vertlegenheit“ suchte er — fast muß man zu seiner Ehre sagen: mehr mit seiner Kunstfertigkeit als mit seiner Kunst — geschickt zu überbrücken, und so haben wir denn wieder den alten, schlimmen „Vorwand zum Musizieren“, also eigentlich ein schlechtes Motiv der Kompromißlichkeit. Das ist's, worüber wir Heutigen nicht mehr hinweg kommen können, während uns in den vorderen Partien — und namentlich da, wo Schillings sich mehr auf die Blasinstrumente beschränkt hat — seine vornehme und zurück haltende Anpassungsfähigkeit, der ernste Ton und würdige Geist des Ganzen, in diskreter Nachziehung wie dezenter Ausmalung einer streng dorischen Grundlinie, wahrlich nicht wenig imponiert hatte, und wir uns z. B. kaum etwas Eindrucksvolleres bezw. Wirksameres und Stimmungsreicheres im Augenblicke wohl denken können als die wechvolle Chorlage des „Opfers am Grabe“. Auch sonst natürlich findet sich der feinsinnigen und meisterlichen Züge gar mancherlei Plastisch-Einprägbares in dieser wertvollen Ausstattungs-Partitur ad majorem Aeschylei gloriam. Nur wieder das größere Interludium im ersten Akt überschreitet ersichtlich den Rahmen, tritt sogar bereits in eine Art von auffälligem Widerspruch zu diesem. Im Übrigen bleibt die edle Weihe der „Festspiel“-Sphäre aber selbst durch die Musik, ja gerade erst durch sie, vorzüglich und durchaus gewahrt . . .

„Bildung“, dein Name ist — Einbildung! Eben darum wollen wir es zum Schluß auch an einem aufrichtigen Lobe für unsere Intendanz und Regie trotz Allem und Allem, was wir auf dem Herzen und Gewissen hatten, keineswegs hier fehlen lassen. Mit August Bungeis „Homerischer Welt“ hätte sie ja bei unserem barbarisch-bildungsfüchtigen Durchschnitts-Publikum wohl ganz die selben vollen Häuser erzielen können, und da ist es denn immer schon ein Verdienst, diese Wahl getroffen und Aeschylos wenigstens entschieden vorgezogen zu haben. Wie man sich zuletzt auch dazu stellen möge: Übergang und Wegweiser zur großen Kunst, die uns heute so sehr von Nöten ist und nach der, als Reaktion gegen alle Kleinkunst der Über- (richtiger: Unter-) Brettelei, wir Alle mehr denn je schon

lechten, bleibt das auf alle Fälle. Und deshalb seien solche Versuche als ernst zu nehmende Symptome einer tieferen Sehnsucht, ungeachtet aller prinzipiellen Einwürfe gegen die konkrete Ausführung, von uns mit Nichten etwa unterschätzt, sondern im Gegenteil als künstlerische Bestrebungen und aesthetische Entdeckungsreisen hiermit ausdrücklich und freudig, voll Bereitwilligkeit anerkennend, auch hervor gehoben. Nur freilich, mein persönliches Glaubensbekenntnis in Sachen Hellenentum, über Griechen-Drama und antike Musik, kann ich darüber ganz unmöglich auch schon aufgeben. Nicht umsonst ist man ja durch die Schule des „humanistischen“ Gymnasiums seinerzeit gegangen; nicht „ungestraft“ hat man R. Wagners und Friedrich Nietzsche's Schriften später gelesen.



Von der Turiner Ausstellung.

Von Eduard Engels.

(München.)

Das wichtigste Ergebnis der Turiner Ausstellung für modernes Kunstgewerbe ist ihre bloße Existenz. Das Kunstgewerbe, aus den Ausstellungen der Malerei und Plastik zur Thür hinaus complimentiert, erbringt in Turin den Beweis, daß es auf die Gastfreundschaft der „hohen“ Kunst gar nicht mehr angewiesen ist. Aus dem Aschenbrödel ist eine Prinzessin geworden, die Prinzessin hat den Thron eines Weltreiches bestiegen. Dem modernen Kunstgewerbe huldigen die Völker des ganzen abendländischen Kulturkreises.

So eine junge Großmacht, die Niemanden und Nichts zu beerben hat, vielmehr eine vollständige Neuschöpfung, ein erster Anfang ist, besitzt selbstverständlich noch keine geordnete Staatsverfassung, keine Sitte, kein Zeremoniell, Formen keinerlei Art. Am allerwenigsten kann sie schon mit Anstand und mit Würde repräsentieren. Ihr Turiner Hoflager gleicht eher einem Zigeuerbival als einem Hoflager. Man hat den Eindruck, an einem Knotenpunkt orientalischer Karawanenstraßen zu weilen, wo die

Kaufleute von Nord und Süd, von West und Ost zusammen geströmt sind und ihre Waren im hellen Sonnenschein ausgebreitet haben.

Das moderne Kunstgewerbe hat eben noch keine Ahnung davon, wie es internationale Ausstellungen in Szene setzen soll. Es ist so lange in dienender Stellung bei der „hohen“ Kunst thätig gewesen, daß es nach Dienstbotenart die Lebensweise der ehemaligen Herrschaft noch immer für ein unerreichbares Ideal hält. Welch eine Kühnheit gehörte auch dazu, daß es, wie sich's gebührte, die ehemaligen Gebieter nun seinerseits in Dienst nähme und sie zwänge, ihm das Haus zu bestellen! Es ist ja keine Frage, daß Architektur, Plastik und Malerei über kurz oder lang säkularisiert und der Verwaltung des kunstgewerblichen Zukunftsstaates unterstellt werden müssen; dennoch begegnet man so hohen Herrschaften nicht gern mit parvenuehafter Blumpheit, sondern vertraut ihrem eigenen Taktgefühl, daß sie die neue Lage der Dinge erkennen und sich ihr anpassen werden.

Im Mittelpunkte der modernen Kultur, welche wir anstreben, steht der moderne Mensch. Dieser moderne Mensch will nicht mehr der Bewunderer und Sklave des Kunstwerks, sondern sein Herr und Gebieter sein. Alles, was die Kunst schafft, soll zum Schmuck seines Lebens dienen, sein Leben aber soll ihm auf den Leib passen, wie ein gut sitzendes Kleid. Dasjenige Kleid, das wir am häufigsten und liebsten tragen, ist unser Haus. Also haben die sämtlichen Künste sich dazu zu vereinigen, uns das Haus zu rüsten. Am Hause aber ist nicht das Äußere, das uns nur selten zu Gesicht kommt, sondern die Stube, in der wir uns aufhalten, das Wichtigste. Folglich hat die Erneuerung unseres Wohnstils vom Interieur ihren Ausgang zu nehmen. Zuerst kommt der Stuhl, auf dem wir sitzen, der Tisch, an dem wir arbeiten, die Lampe, die uns leuchtet. An zweiter Stelle kommt dann das Zimmer als Raum: seine Proportionen, seine Einrichtung, seine Tapete, seine Decke, seine Thüren, sein Bilderschmuck. An dritter Stelle folgt die Wohnung, die Verbindung von Zimmern zu einem Ganzen; an vierter die äußere Verpackung dieses Ganzen, die Hausarchitektur; an fünfter der Häuserkomplex, das Straßen- und Stadtbild, die Gartenkunst, der Denkmalschmuck der öffentlichen Plätze, die Kirche, das Rathaus u. s. w. Mit anderen Worten: statt von Außen nach Innen, wie in früheren Zeiten, will die moderne Kulturbewegung das Leben von Innen nach Außen gestalten; die Kleinkunst, und nicht die hohe Kunst, muß die Führung in die Hand nehmen.

Muß? Es ist von äußerster Wichtigkeit für den Fortschritt, daß man sich von eben dieser Notwendigkeit überzeugt. Die alten Zeiten

konnten sehr gut von der Monumentalarchitektur der Tempel, Kirchen und Paläste zu den kleinen Gebrauchsgegenständen des Alltags herab steigen, denn das entscheidende Merkmal ihres Daseins war das breite Sichausleben, das Recht der Stärke. Unser Dasein aber erhält durch den Telegraph, die Eisenbahn, das Telephon, das Automobil, das Fahrrad, die Zeitung sein Gepräge, jede unserer Bewegungen wird durch das allgemeine Tempo des Weltpulschlags zur Überstürzung genötigt, alle großen und mächtigen Kräfte, die etwa noch in uns stecken, werden durch unzählige Gesetze des Staates, der Kommune, der Moral, des Geschmacks in Atome zerpalten, unsere Nerven geraten bei der leisesten Berührung in lauter Alarm, wir sind dermaßen gereizt und empfindlich, daß wir wie die Schnecke das Bedürfnis haben, uns in den innersten Winkel unserer Behausung zurück zu ziehen.

Indem wir aber die Welt in unseren vier Wänden suchen und den Aufbau unserer Kultur bei den kleinsten und unscheinbarsten Gebrauchsgegenständen beginnen, geraten wir in Gefahr, jene flatterhafte Beweglichkeit, die unser öffentliches Leben beherrscht, auch auf unsere Wohnung und weiterhin auf alle von dieser abhängigen Gestaltungen der Kunst zu übertragen. Nichts ist in Turin gerade interessanter als die allenthalben zu beobachtende Thatsache, daß sich das moderne Kunstgewerbe mit Riesenschritten dem Charakter einer „Mode“ nähert. Die selbe spielerische und auf Koketterie gerichtete Laune, die alljährlich die Toiletten unserer Damen verändert, steht im Begriffe, auch die Toilette unserer Zimmer unter ihre Obhut zu nehmen. Wo man ein liebevolles Eingehen auf die nationalen Besonderheiten des Familienlebens und der Häuslichkeit erwartet, findet man überall nur die gleiche kalte Gefallsucht, die von intimer Häuslichkeit nichts weiß und lediglich „nach der Mode“ sein möchte. Und darüber braucht man sich gar nicht einmal so sehr zu entrüsten. Diese Phase der Entwicklung mußte eines Tages eintreten, und wenn sie nicht von selbst eingetreten wäre, hätte man sie mit Absicht herbei führen müssen. Im Anfang war das moderne Kunstgewerbe eine furchtbar wichtige, beinahe heilige Sache. Natürlich! Ein paar wenige Maler hatten damals den Mut, zum Gewerbe hinab zu steigen, und nach diesen schaute man dann wie nach Nordpolfahrern in ehrwürdiger Spannung aus. Aus den Wenigen, Ranssen und Andréé, wurden aber im Lauf der Jahre Viele, aus den Vielen sehr Viele, aus den sehr Vielen beinahe zu Viele. Jeder Knirps, der zu 'was Anderem in der Welt unnütz war, gondelte jetzt mit dem lenkbaren Luftschiff irgend einer Wichtigkeit nach dem kunstgewerblichen Nordpol. Da konnte es denn nicht ausbleiben, daß sich allmählich eine

Art Kontakt zwischen den einzelnen Entdeckungsfahrern einstellte, daß die Nordpolentdeckung zu einer internationalen, einer Mode-Angelegenheit wurde. Nun ist der Nimbus, der ursprünglich über der Sache lag, natürlich verschwunden; sie ist ganz gemein, ganz alltäglich geworden, die besseren Elemente ziehen sich sogar von ihr zurück. Dafür aber gehört sie jetzt dem Volke, sie durchbringt das ganze Denken und Leben, sie sättigt sich mit Wirklichkeit — mit Blut, wenn ich so sagen soll. Die Eleganz ist die erste Stufe dieser Popularisierung, die gemeine Nützlichkeit wird folgen. Ist dann aber einmal der Boden für eine wirkliche Erneuerung unserer Lebenshaltung bereitet, dann haben auf's Neue die Künstler hervor zu treten und die inzwischen mit der Sonderart ihres Volkes imprägnierten Werte zu der letzten Weihe künstlerischer Gestaltung zu führen.

Nach all' dem werde ich nicht erst zu sagen brauchen, daß die gegenwärtige Turiner Ausstellung, die ganz im Zeichen der „Mode“ und der Knirpse steht, zu kritischen Erörterungen eigentlich keinen Anlaß bietet. Die Künstler haben das Feld den Fabrikanten geräumt, und was die Fabrikanten schaffen, fällt nicht unter das Ressort der Kunstkritik. Bezeichnend ist ein kleines Vorkommnis, das sich an den Namen Tiffany's knüpft. Der bekannte Newyorker Künstler war nach Turin gekommen mit der Absicht, Anschaffungen bis zum Werte von 50000 Dollars zu machen. Er mußte nach Hause reisen, ohne auch nur für einen einzigen Dollar gekauft zu haben, denn er hatte nichts gefunden, was ihm besitzenswert erschienen wäre . . .

Also: Neues zu sehen, Anregungen zu empfangen, Fortschritte zu beobachten, Zukunft zu ahnen, darf man in Turin nicht hoffen. Alles Gute, was man findet, ist nicht neu, und alles Neue auf eine sehr bescheidene Weise gut. Vor Allem fehlen die Ausgangs- und Endpunkte aller kunstgewerblichen Reformen: das Kleid und das Haus. Was weiß ich von einer Zimmereinrichtung, wenn ich die Kleidung der Menschen nicht sehe, die sich darin bewegen sollen, das Haus nicht kenne, dessen Bestandteil das Zimmer werden soll? Eine Dame mit Ballonärmeln paßt sehr übel zu einer Stube, in welcher sich eine der jetzt gebräuchlichen Schlangeudamen ganz vortrefflich ausnehmen würde; ebenso liegen zwischen der Darnstädter Studarchitektur und dem englischen Backsteinbau eine ziemliche Menge baulicher Möglichkeiten. Im Übrigen kultiviert die Ausstellung das Zimmer nur beiläufig, und auch dann nur jahrmarktmäßig: in Nischen, die keine Fenster, oder Oberlicht, oder das bereits von der großen Ausstellungshalle durchgesiebt und damit entwertete Tageslicht haben. Den breitesten Raum nimmt der Warenbazar mit seinen laden-

mäßigen Aufbauten aller erdenklichen und unerdenklichen Geräte von der Badewanne und dem Küchenherd bis zur Diamantgraffe und zum Spitzentäschentuch ein. Da klappern die Nähmaschinen, da rasseln die Bohrinstrumente der Glasgraveure, da fehlt nur noch die Vorführung eines neuen Röstverfahrens für Spanferkel. Es ist selbst beim besten Willen unmöglich, all' das unendliche, größtenteils überflüssige Kleinwerk in Augenschein zu nehmen.

Auf den großen Bilderjäharmärkten gilt bereits ein Katalog von 3000 Nummern als Monstrum; in Turin würde ein Katalog von 300 000 Nummern wahrscheinlich noch zu klein erscheinen. Überschlägt man das ganze Material, so stellt sich ungefähr folgendes Resultat heraus: Am weitesten ist das Kunstgewerbe dort gediehen, wo es auf den Errungenschaften der modernen Technik: der Chemie, der Mechanik, der verschiedenen Herstellungsverfahren für Rohmaterial weiter arbeiten kann. Keramik, Weberei, Glasmalerei, Metallguß, Typographie stehen obenan. Mit ihnen auf gleicher Stufe befinden sich die rein dem Luxus dienenden Gewerbe derjenigen Nationen, die Talent zum Luxus haben, also vor Allem die Gold- und Edelsteinverarbeitung, die Bijouterie in allen ihren Branchen, die Buchausstattung, die Kunst der Plakette und Medaille. Im Wettbewerb der Nationen tragen diejenigen den Preis davon, bei denen das moderne Kunstgewerbe die letzte Frucht einer allgemeinen Kulturbewegung und nicht ein künstlich aufgepfropftes Edelreis auf unedlem Stamme ist. Leider haben gerade diejenigen Länder, die am würdigsten vertreten sein könnten, wie Frankreich und England, die Ausstellung sehr geringschätzig behandelt. Faustens „Was kannst du armer Teufel leisten!“ mag ungefähr die Gesinnung kennzeichnen, in der sie den kunstgewerblich rückständigen Italienern einige ihrer Erzeugnisse überlassen haben. Umgekehrt hat Deutschland das italienische Unternehmen vielleicht zu ernst genommen und mit den geringen finanziellen Mitteln, die ihm zur Verfügung standen (150 000 M.), eine solche Fülle sehenswerter Dinge in die Ausstellung geschickt, daß ich aufrichtig glaube, weniger wäre in diesem Falle mehr gewesen. Sehr brav, aber gleichfalls zu eifrig, zeigt sich Holland. Die Oesterreicher haben sich eine eigene Villa und einen eigenen Bazar außerhalb der allgemeinen Halle gebaut. Die Schule von Glasgow mit den defadenten Erfindungen der Macintosh bietet den Verächtern des Fortschritts einen willkommenen Anlaß zum Gelächter. Unter den Belgiern fehlt ihr Pfadfinder: Van de Velde! Die Scandinaven führen blos ein paar Poterien, Tapissereien, Schmiedearbeiten und Bucheinbände vor. Ungarn, das auch in der Malerei jetzt einen Aufschwung

belundet, kann nicht ganz übersehen werden. Die Amerikaner machen es den Franzosen und Engländern gleich: Leute, die zu rechnen verstehen, vermeiden unrentable Selbstaufwendungen.

Und nicht blos unrentabel, sondern höchst wahrscheinlich sogar nachteilig wird die Turiner Ausstellung den Ausstellern noch werden. Es ist längst ein offenes Geheimnis, daß die Italiener lebiglich deshalb das Kunstgewerbe aller Nationen nach Turin zu Gaste geladen haben, weil sich ihr eigenes Kunstgewerbe gar so weit im Rückstande befindet und eine internationale Ausstellung unzweifelhaft der billigste Nachhilfe-Unterricht ist, den man einem rückständigen Schüler beschaffen kann. So vorteilhaft es aber für die Italiener sein muß, etwas Tüchtiges zu lernen, so wenig angenehm kann es den übrigen Nationen sein, das italienische Absatzgebiet zu verlieren. Item: wer ein guter Geschäftsmann ist, stellte in Turin sein Licht unter und nicht auf den Scheffel, er führte seine längst im internationalen Handel befindlichen Erzeugnisse vor und behielt seine neuen, werbenden, zukunftsfrächtigen Sachen zu Hause. Aus dem Eigennuß entsprungen, ist die Turiner Ausstellung auch am Eigennuße gescheitert . . .



Dichtungen*)

von Richard Braungart.

(München.)

Nachtgeheimnis.

<p>Stille, stille, daß die bange Nacht Nicht von deines Herzens Schlag erwacht, Daß von deines Atems zartem Wehen Ungeruf'ne Geister nicht erschrecken!</p>	<p>Hörtest du den Schritt der Ewigkeit, Da, so nahe, und nun wieder weit? Sahst du nicht das Rätsel dieser Erden Wahngelöst vor deinen Blicken werden?</p>
---	--

Sahst du jene grauen Schleier fallen,
Zitternd von dem Urgeahnten wachen? —
Stille, stille, daß der Seele nicht
Jäh entflieht das Zauberangeficht!

*) Aus einem demnächst bei der „Österreichischen Verlagsanstalt“ in Ginz erscheinenden Gedichtband: „Erlebtes und Erdträumtes.“

Laß deines Willens dunklen Traum zurück,
 Wenn du den Weg zum Licht gefunden hast!
 Mach' frei die heiße Stirne dir, den Blick
 Und freue dich — Du bist ja nur zu Gast! —
 Daß, wenn du stille wieder heim gefunden,
 Du einmal doch des Lebens Glanz empfunden!

Thöricht ist es, Ewigtolem nachzutauern,
 Wenn uns heiß des Lebens Pracht umrauscht;
 Nur der Trübverzagte bangt und lauscht
 Bösen Mächten, die auf Kahenfüßen lauern.
 Öffnet eure müden Augen weit
 Und vergeßt die wehmuthschweren Nachtgedanken;
 Nur dem Fröhlichfreien stürzen alle Schranken
 Wunderbarster Lebensherrlichkeit!

Neues Leben.

Schön verziertes Hauptbuch junger Freuden,
 Unbeglichnes Konto süßer Schulden:
 Soll ich länger deinen Anblick dulden,
 Dir verpfändet Kraft und Mut vergenden?
 Wenn der Liebe Rosen weß geworden,
 Mag verwehen auch der Klang der Kieder,
 Und der alte, starke Drang ist wieder
 Wach in mir, die Heuchelnden zu morden.
 Rasch in's Feuer mit den schwülen Glittern,
 Daß sich neue Wünsche fröhlich weiten
 Und der Zukunft üpp'ge Fluren breiten,
 Reingefegt von köstlichen Gewittern!

Ausfahrt.

Mir ist, als wär' ich sich'rem Tod entgangen
 Als Einziger nach endlos-schwerem Strauß
 Und zöge nun, die Sinne voll Verlangen,
 Auf's ew'ge Meer des Lebens still hinaus.
 Nach Zielen frag' ich nicht und Wiederkehren;
 Ich schaue nur die lichtverklärte Flut
 Und höre Klänge fernster Himmelsphären
 Und fühle meines Willens starke Glut.
 Ich steh' am Kiel mit sturmgelösten Locken;
 Verklungen sind die letzten Heimatglocken. —

Der Schatten.

Von Richard Braungart.

(München.)

In einem entlegenen Lande — kein Mensch kann mir seinen Namen nennen — lebte einmal ein junger Dichter. Der wußte vom Leben nicht sonderlich viel, obgleich es in reichem Wechsel an ihm vorüber gezogen war; denn das Trübe vergaß er rasch und leichten Sinnes, und das Heitere vermochte nie so recht in die Tiefen seiner Seele zu dringen. Es war ihm stets, als sähe er ganz allein im Zuschauerraum eines riesenhaften Theaters und sähe einem Stück mit unzähligen Akten, ohne Anfang und ohne Ende, zu; dieses bald tolle und lustige, bald schauerlich-entsetzliche Stück war das Leben. Er aber, der einzige Zuschauer, klatschte nicht Beifall, er lachte nicht, wunderte sich über nichts und fühlte kein Grauen und Mitleid; denn das Stück gefiel ihm nicht, er fand vielmehr, daß es recht gewöhnlich und mittelmäßig sei. Und so stand er beständig außerhalb des Lebens. So schien es ihm wenigstens.

Wenn er aber genug hatte an dem langen, dummen Spiel, in dem er keinen Sinn fand, dann entfloh er in die Einsamkeit und machte Verse. Das war sein liebstes Vergnügen. Und es war dann stets, als ob eine unsichtbare, freundliche Hand ihm die Feder führte und die Luft um ihn und die Sonne und die Blumen und die Bäume und Vögel und Menschen nichts wären als Reime und Verse und klingende, schillernde Worte. Und die fieng er sich nach Herzenslust ein, reihte sie an einander wie bunte Glasperlen, und daraus entstanden seine Lieder.

Mit diesen Liedern zog er alle Tage hinaus in den Wald oder auf einen Berg, wo man die Welt so tief unter sich zurück läßt, und dann sang er seine Verse mit leuchtenden Augen wieder in die Lüfte hinein, woher er sie geholt. Und aus den klingenden Reimen wurden wieder Vögel und Bäume und Blumen und Menschen und Wind und Sonnenschein, und die Vögel sangen um ihn, die Blumen überschütteten ihn mit Duft und Farbenglanz, die Menschen tanzten um ihn wie verklärte Wesen. Ja, das waren schöne Stunden! Dann aber kehrte er wieder zurück in die Enge der menschlichen Wohnstätten und begann von Neuem, dem ungeliebten Schauspiel des Lebens zuzusehen. Das war nun einmal sein Geschick.

Sein höchstes Glück aber war sein schönes Weib. Wenn er einen recht tiefen Abscheu empfand vor dem Theater des Lebens, und wenn er

an dem Klang und Glanz seiner Verse sich gesättigt hatte, dann blickte er auf zu ihr, und da wußte er mit einem Male ganz genau, weshalb er eigentlich mitten unter den anderen Geschöpfen lebte. Und dann wurde er auch dem Leben wieder von ganzer Seele gut, weil es ihm eine so freundliche, anmutige Gefährtin zugesellt hatte. Und er nahm sie bei der Hand und führte sie mitten unter die Leute, die so oft über ihn lachten, weil er Verse machte und unbeholfen war unter Menschen. Und er wußte wohl, warum er dies that; denn sein Weib hatte die schönsten Augen der Welt. Wo sie leuchteten, da ließ alles die Arbeit ruhen, die Hände sanken schlaff am Körper herab, die Füße wollten nicht mehr weiter gehen, und nur die Blicke hatten zu thun, sich an der Schönheit dieser wunderbaren Augen zu berauschen. Und während die Sonne sonst alles, was ihr zu nahe kommt, vernichtet oder verbunkelt, gab sie diesen Augen neidlos noch schöneren Glanz. Und vor dieser sieghaften Schönheit mußten die Menschen zuletzt Alle auf den Knien liegen und ihr huldigen.

Welch' ein Triumph für den Dichter, wenn seine Lieder ihm mühe-los die Dinge der Welt und die Augen seines Weibes die stolzen Menschen zu Knechten machten!

So hätte denn nichts gefehlt zum Glücke dieses Erwählten, wenn nicht der Schatten gewesen wäre. Das aber war ein Schatten von ganz besonderer Art, ein Wunsch nämlich, der sich an die Sohlen des Dichters hieng wie der Schatten seines eigenen Körpers. Der junge Mann war nämlich nicht mehr zufrieden damit, nur lyrischer Dichter zu sein, sondern er wollte der größte Dramatiker aller Zeiten werden. Er wollte bessere Stücke schreiben als jenes vom Leben war, dem er nun schon so lange unbefriedigt zusah; und alle die anderen großen Dramatiker sollten in Nichts vergehen vor den gewaltigen Werken seines Geistes. Das war sein Traum, sein Wunsch — sein böser Schatten.

Da ihn dieser Schatten aber von Tag zu Tag mehr verbroß — denn er wußte ja nur zu gut, daß ein Schatten sich niemals in einen lebendigen Körper verwandeln könnte —, so nahm er sich vor, ihn von nun an nicht mehr zu beachten, vielmehr ihn so schönöde wie nur irgend möglich zu behandeln. Das kränkte aber wieder den stolzen Schatten gewaltig; er sann auf Rache und verband sich zu diesem Zwecke mit dem Schicksal.

Eines Tages nun, als der Dichter wieder zu einsamen Höhen empor stieg, trat ihm das Schicksal in den Weg und sprach:

„Ich grüße dich, Herr der schönsten Augen und süßesten Verse! Ich habe deinen Wunsch vernommen: er sei erfüllt! Wähle nun: Nur zwei

Wege giebt es fortan für dich. Entsage deinem Weibe, verleugne die schimmernden Augen, vergiß auch deine Verse und das Glück deiner Bergfahrten, und du wirst von dieser Stunde an der größte Dramatiker der Welt sein. Die Menschen werden mehr wie zuvor zu deinen Füßen liegen, und nicht du wirst dem Leben — sondern das Leben dir Zuschauer und Diener sein. Man wird dich wie einen König ehren, und dein Name wird über allen Namen leuchten. Oder ein Zweites: Sei treu deinem Weibe, behalte die weiche Süßigkeit deiner Verse, und du wirst von diesem Tage an bis an dein Ende ein stilles, kleines Glück besitzen; dein Name aber wird mit dir von der Erde verschwinden. Wähle! Du hast Zeit, dich zu besinnen; aber merk' es: nur zwei Wege giebt es, und nur einer von den beiden ist für dich!“

Und das Schicksal war verschwunden.

Aber der Schatten blieb.

Von dieser Stunde an war der junge Dichter ein Anderer. Wie im Wahnsinn eilte er von Ziel zu Ziel, aber nirgends fand er Ruhe und Frieden. Alle, die ihn kannten, waren bestürzt über diese plötzliche, unerklärliche Wandlung, und die herrlichen Augen des Weibes wurden gar oft trübe vom Weinen und begannen ihren wundervollen Glanz zu verlieren.

Eines Tages hatte er einen Traum. Er befand sich im Zuschauer-raum eines ungeheuren Theaters. Tausende von eng an einander gedrängten Menschen, ein Meer von bleichen Gesichtern. Und auf der Bühne wurde gerade ein Stück zu Ende gespielt, dessen Verfasser er selbst war. Totenstille umfieng die Menge der Zuschauer, die unter dem gewaltigen Eindruck des neuen Drama's sich nicht zu bewegen wagten. Als aber dann das letzte Wort verklungen war, da löste sich der Bann, und ein Beifall brach los wie das Brausen eines Gewittersturms im Hochgebirge. Man rief den Dichter unzählige Male vor die Rampe, überschüttete ihn mit Lorbeer und Blumen und trug ihn dann im Triumph durch die Straßen, daß ihm fast die Sinne vergiengen vor Stolz und Entzücken und Glück. Es war der schönste Tag seines Lebens.

Plötzlich erwachte er; zwei Augen hatten ihn geweckt. Wie der weiche Schimmer großer Diamanten strahlten sie über seinem Lager. Es war sein Weib, das aus dem Lächeln, das seine schlafenden Mienen verklärte, auf eine Gesundung seines kranken, verirrten Gemüthes schloß. Und so lächelte auch sie, als sie, über ihn gebeugt, seinen ersten Blick empfing.

Da traf es ihn wie ein Dolchstich in die Brust. Die furchtbare, schwere Wahl, die ihm das Schicksal auferlegt hatte, kam ihm wieder in den Sinn, und er fühlte sich unfähig, die Entscheidung nach irgend einer

Seite hin zu treffen. Er wußte, daß alles stolze Glück der Welt ihm den Glanz dieser Augen nicht ersetzen würde; er fühlte aber auch, daß ein unrühmliches Leben im Arme des Weibes niemals ein volles Glück für ihn bedeuten könnte, wenn nicht zugleich auch der Ruhm des dramatischen Dichters sich um seine Stirne schlang. Und doch war es seine Bestimmung, nur einen dieser beiden Wege zu wählen!

Er sprang auf und rannte davon, in eine kalte, stürmische Nacht hinaus, ohne Ziel und Willen und Weg. Er irrte und irrte umher, bis ihn eine Ohnmacht zu Boden warf.

Als man ihn am Morgen fand, rebete er ganz verworren, sprach bald von dem sonnigen Glück der schönsten Augen, bald von den Freuden des Dichterruhms, und tobte und schrie dann ganz plötzlich so furchtbar, daß alles vor ihm floh und ihn allein in seinem Elend zurück ließ.

Er lachte, als man ihm bald darauf mittheilte, daß sich sein Weib aus Verzweiflung das Leben genommen habe. Er lachte und verlangte nach einem Vorbeereis für sein lehtes Drama. Da lachten auch die Umstehenden und giengen kopfschüttelnd von dannen. „Unrettbar verloren,“ sagten sie und kümmerten sich nicht weiter um ihn.

So hat sich der mißachtete Schatten an ihm gerächt.

Ein düsteres Märchen, in der That. Man hört selten solche von den Frauen, die gerne Märchen erzählen. Ich vernahm es auch nicht von ihnen, sondern ein rauher Wind trug es mir zu, als ich einmal in einer bangen Nacht aus dem Fenster den jagenden Wolken zusah, die sich um die Bette bemühten, den strahlenden Mond zu verdunkeln.



Das Shakespear-Geheimnis.

Von Ludwig Deinhard.

(München.)

Der um die Mitte des verfloffenen Jahrhunderts aufgetauchte Shakespear-Bacon-Streit wird nachgerade für erlebigt betrachtet — wenigstens von der großen Masse der Gebildeten, die sich mit dieser Frage nicht eingehender beschäftigt haben. Hat doch, um nur einen Gewährs-

mann zu nennen, der verdienstvolle Präsident der „Deutschen Shakespeare-Gesellschaft“, Wilhelm Schellhäuser, in der Einleitung zu der von ihm heraus gegebenen Schlegel-Tieck'schen Übersetzung der dramatischen Werke des großen Briten es geradezu für Blödsinn erklärt, wenn — wie er sich ausdrückt — „in neuerer Zeit versucht worden ist, Shakespeare die Autorschaft der seinen Namen tragenden Werke abzusprechen und auf den Philosophen Bacon zu übertragen, zu dem er nie die mindesten nachweisbaren Beziehungen gehabt hat.“ Dies genügte für den mit der Sache nicht näher Vertrauten. Für ihn war damit dieser Fall „erledigt“, und ganz so dachte ja wohl auch die „Shakespeare-Gesellschaft“ selber, als sie gelegentlich ihrer diesjährigen Tagung zu Weimar die Errichtung einer Shakespeare-Statue ebendort feierlich beschloß.

Das, was ich dem Leser, der sich diesem Urteil Schellhäusers und der „Shakespeare-Gesellschaft“ anschließt, zu dieser scheinbar verklungenen, in Wirklichkeit aber noch keineswegs erledigten Streitfrage nun mitzuteilen habe, wird auf ihn — ich verhehle mir dies durchaus nicht — etwa den selben Eindruck machen, wie es zu einer gewissen Zeit eine in der Zeitung gelesene Depesche des britischen Generalissimus in Südafrika that über die großen Erfolge der englischen Waffen. Wie er hier, in diesem südafrikanischen Kriege, mit seinen Sympathien vermuthlich auf Seiten der Buren stand und den englischen Siegesberichten keinen Glauben schenkte, ebenso entschieden sieht er in jener litterarhistorischen Streitfrage wohl auf Seiten der Shakespeareaner und betrachtet alles, was die Baconianer vorbringen, von vornherein mit dem größten Mißtrauen. Ich würde es auch gar nicht wagen, diese alte Streitfrage hier wieder aufzugreifen, wenn nicht die Quelle, aus der ich dabei schöpfe, mir als eine solche bekannt wäre, die — zum Unterschiede von englischen Kriegsberichten — thatsächlich jedes Mißtrauen ausschließt. Wie nämlich die in London erscheinende „Theosophical Review“*) — eine in allen Kulturländern der Erde viel gelesene Monatschrift zur Aufklärung über religions-philosophische und metaphysische Probleme — vor einiger Zeit mittheilte, soll die Shakespeare-Bacon-Frage neuerdings in ein Stadium getreten sein, die auch den hartnäckigsten Shakespeareaner stutzig machen dürfte. Denn es soll jetzt einer Mrs. Elizabeth Wells Gallup unter Benutzung der Vorarbeiten

*) Nach ihr neuerdings auch das „Litterarische Echo“ (Herausg.: Dr. Josef Ettlinger) in Berlin, durch die Feder Dr. Gustav Zieler's. — Übrigens war selbst ein Friedrich Nietzsche „Baconianer“, vergl. Frau Elisabeth Förster-Nietzsche's Einführungs-Worte zu Henri Lichtenberg's „Die Philosophie Friedrich Nietzsche's. (Deutsche Übertragung; Dresden, 1899) pag. XXXII.

Dr. Owen's in Detroit (Nordamerika), an denen sie Teil genommen hatte, thatsächlich gelungen sein, in der ältesten, wohl verstanden: anonym erschienenen, Ausgabe der heute den Namen Shakespeare tragenden Dramen eine Geheimschrift zu entdecken, hinter der der wahre Autor seinen Namen verbarg. Ja, noch mehr! Aus dieser Geheimschrift soll nicht bloß der Name Francis Bacon, sondern auch die Geschichte von Bacons Leben zu entziffern sein. Näheres zu erfahren aus Mrs. Gallups Buch: „The bi-literal CIPHER of Francis Bacon.“ (Detroit, 1901; Verlag von Gay and Bird.)

Dies klingt freilich alles sehr geheimnisvoll und verdächtig. Und das scheint auch der Verfasser des betreffenden Artikels der „Theosophical Review“ gefühlt zu haben. Er versäumt deshalb nicht, darauf hin zu weisen, daß sich Mrs. Gallup in jeder Hinsicht des besten Rufes erfreue, so daß jeder Gedanke an einen litterarischen Humbug geradezu lächerlich erscheine. Nun drängt sich uns aber zu allernächst die Frage auf: Wie kam denn Mrs. Gallup dieser Geheimschrift auf die Spur? Die Antwort lautet: einfach dadurch, daß sie Bacons im Jahre 1605 erschienenen Werk „Two books of the proficiencie and the advancement of learning“, das er später 1623 bedeutend erweitert lateinisch als „De dignitate et augmentis scientiarum“ heraus gab und in dem verschiedene Arten von Chiffre-Schriften genau beschrieben sind, eingehend studierte und darauf hin die Entdeckung machte, daß in der ältesten Ausgabe der Shakespeare-Dramen eine dieser Chiffre-Schriften Bacons, die so genannte bi-literal CIPHER, im Text verborgen mit italisierten Buchstaben enthalten ist. Die Entzifferung dieser biliteralen Chiffre-Schrift soll eine sehr, sehr mühsame Arbeit gewesen sein. Mrs. Gallup mußte fortwährend mit Vergrößerungsgläsern arbeiten und soll dabei nahezu erblindet sein.

Warum hätte denn nun aber der berühmte Begründer der neueren naturwissenschaftlichen Erfahrungslehre, der Verfasser des „Novum organon“, sich nicht als Autor jener zahlreichen wunderbaren Dramen bekannt, wenn er sie wirklich geschrieben haben sollte? Warum hätte er, wenn er triftige Gründe hatte, seinen Namen zu verbergen, diese Werke nicht unter einem beliebig gewählten Pseudonym wenigstens veröffentlicht, statt das Verdienst der Autorschaft dem Schauspieler William Shakespeare abzutreten, so daß auf allen späteren Ausgaben bis auf den heutigen Tag dessen Name prangte? Die bisher gewiß nicht auf Seiten der Baconianer stehende, von diesem ganzen Streit bis dato vollständig unberührt gebliebene „Theosophical Review“ beantwortet diese Fragen folgendermaßen:

„Jede Verbindung mit dem Theater und was damit zusammen

hängt, wurde in damaliger Zeit für etwas, das sich nicht mit der Würde eines Gentleman verträgt, gehalten. Bacon war, wenn auch arm, so doch von hoher aristokratischer Geburt. Sein Streben war auf rechtmäßige Beförderung, auf die Gunst bei Hof, auf eine einflussreiche politische Stellung gerichtet. In den Ruf zu kommen, ein Dramendichter zu sein, wäre für ihn gleichbedeutend gewesen mit gesellschaftlichem Ruin. Dies liefert uns den Schlüssel dazu, warum er die Gewohnheit angenommen hat, sich nicht einfach nur hinter einem *nom de plume* zu verbergen — was ja doch sicher die Neugierde heraus gefordert und den richtigen Verfasser an's Tageslicht gebracht hätte, sondern hinter dem wirklichen Namen eines lebenden Mannes, der die Verantwortlichkeit für die Autorschaft auf seine Schultern zu nehmen bereit war. Er wußte recht wohl, daß in solcher Autorschaft eine wirkliche Herabsetzung nicht enthalten war und daß seine litterarischen Arbeiten trotz des verächtlichen Gewandes — um mit seinen eigenen Worten zu reden — schließlich doch noch gewürdigt würden, wenn er auch von seinen eigenen Zeitgenossen eine solche Würdigung weder fordern noch erwarten konnte.“

Es kommt außerdem für den Kenner jener biliteralen Chiffre-Schrift noch ein sehr wesentlicher Faktor hinzu, um diese Zurückhaltung Bacons zu rechtfertigen. Francis Bacon scheint nämlich nur der Adoptivsohn von Sir Nicholas und Lady Bacon, dabei aber der Sprößling einer heimlichen Ehe der Königin Elisabeth mit Robert Dudley, Earl of Leicester, gewesen zu sein. So lange die Königin lebte, hoffte Bacon, der im Alter von 16 Jahren seine wahre Herkunft erfahren hatte, als Thronerbe anerkannt zu werden — wie wir wissen, vergebens. Allein um so mehr hatte er doch auch Ursache, seine dramatische Autorschaft geheim zu halten.

Es wird ferner in dem betreffenden kurzen Aufsatz der „Theosophical Review“ hervor gehoben, daß nach diesen Enthüllungen die oft zitierte Stelle bei Pope, die Bacon „the wisest, brightest, meanest of mankind“ nennt, ebenso wenig zutreffend wäre wie die Charakterzeichnungen, die Macaulay, Lord Campbell, Hepworth Dixon u. A. von ihm entworfen haben. Der Vorwurf der Bestechlichkeit, der bisher auf Bacon lastete, erweise sich danach als gänzlich ungerechtfertigt. Im Gegenteil: Francis Bacon wäre, wenn sich diese Enthüllungen bewähren sollten, einer der edelsten und lautersten Charaktere gewesen, die die Geschichte kennt, der von seinen Zeitgenossen ebenso verkannt worden sei, wie diese auch völlig außer Stande waren, die Bedeutung der so genannten Rosenkreuzerbewegung zu begreifen, an der Bacon hervorragend beteiligt gewesen sein soll.

Die seit einem halben Jahrhundert diesseits und jenseits des atlantischen Meeres immer und immer wieder aufgestellte Behauptung: der wirkliche Verfasser der bisher unter dem Namen Shakespeare so hoch gepriesenen Dramen sei der selbe Mann gewesen, der jene stattlichen Reihen von lateinischen Abhandlungen über naturwissenschaftliche und philosophische Probleme der Nachwelt hinterließ, hätte also nach dieser Enthüllung — so unglaublich die Sache auch klingen mag — eine feste, jedem Einwurf gewachsene Stütze gewonnen. So viel mir bekannt, wurde von Seiten der Shakespeareaner bisher immer ganz besonders der Umstand in's Feld geführt, daß ganz unzweifelhaft der Nachweis geliefert worden sei, wie Shakespeare wenigstens die unter seinem Namen bekannten herrlichen Sonette gedichtet habe. Dieser Punkt wird in dem Artikel der „Theosophical Review“ allerdings nicht berührt, dessen Verfasser übrigens wiederholt hervor hebt, daß es ihm durchaus ferne liege, die ganze verwickelte Streitfrage erschöpfend behandeln zu wollen; er wolle vorläufig nur auf das allem Anscheine nach höchst beachtenswerte Buch von Mrs. Gallup hinweisen, das freilich noch der sorgfältigsten Prüfung bedürfe, wenn es auch bereits sicher fest stehe, daß von irgend welchem Quabug jedenfalls keinerlei Rede sein könne. Er macht dann noch verschiedene weitere Angaben über die Enthüllungen der Mrs. Gallup, über die ich vorziehe, vorläufig schweigend hinweg zu gehen, weil sie geradezu ganz unglaublich erscheinen. Die betreffenden Angaben beziehen sich auf die dichterische Produktivität Francis Bacon's. Hier versagt einstweilen mein Glaube.

* * *

Es sind heute mehrere Monate darüber hin geflossen, seit ich das Obige nieder geschrieben. Damals war ich in Bezug auf den litterarhistorischen Shakespeare-Bacon-Streit noch ziemlicher Laie. Mein Urteil in dieser Frage stand ungefähr auf ebenso schwachen Füßen, wie das der überwiegenden Mehrzahl unserer Zeitgenossen in Fragen des Okkultismus. Heute ist es anders. Ich habe mich inzwischen redlich bemüht, in dieser hoch interessanten Streitfrage mich entsprechend zu informieren. Das Resultat dieser Studien ist die heute gewonnene Überzeugung, daß in diesem Streit die Baconianer doch wohl den Sieg davon tragen werden. In erster Linie verdanke ich diese Überzeugung dem Studium der zahlreichen, ungemein gründlichen Arbeiten Edwin Vornann's, namentlich von dessen Hauptwerk: Das Shakespeare-Geheimnis (Leipzig 1895, Edwin Vornann's Selbstverlag), sowie von dessen jüngst erschienener Schrift: Die Kunst des Pseudonyms. Vornann dürfte bekanntlich als der hervorragendste deutsche Baconianer zu betrachten sein. Um auch die Partei der Shake-

spearianer zum Worte kommen zu lassen, wird es sich empfehlen, bei Professor Dr. Runo Fischer in Heidelberg anzuklopfen, um zu hören, was dieser große Gelehrte, gleichzeitig Shakespeare- und Bacon-Forscher allerersten Ranges, zu dieser Streitfrage zu sagen hatte. Stellung genommen hat Runo Fischer zu ihr bekanntlich in einem Vortrage, den er am 23. April 1895 auf der General-Versammlung der deutschen Shakespeare-Gesellschaft zu Weimar gehalten hat.*)

In zweiter Linie aber verdanke ich obige Überzeugung der inzwischen gemachten Bekanntschaft mit dem Eingangs erwähnten Werke der Amerikanerin Mrs. E. B. Gallup selber. Über den Inhalt dieses Buches ist in den letzten Monaten in den deutschen Tagesblättern und Zeitschriften noch viel geschrieben worden. Meistenteils wurde dessen Glaubwürdigkeit gänzlich in Abrede gestellt. Ebenso wie der Okkultismus ja am heftigsten von denen angegriffen zu werden pflegt, die von dessen Wesen keine blasse Ahnung haben, ebenso wurde auch das Buch von Mrs. Gallup vielfach von Leuten zur Zielscheibe ihres Witzes gewählt, die es noch gar nicht gelesen hatten. Eine rühmliche Ausnahme darunter bildete Professor Pflüger in Bonn, der in Nummer 10 der „Gegenwart“ vom 8. März 1902 eine treffliche Verteidigung veröffentlichte. Zum Mindesten macht jenes den Eindruck einer ganz außerordentlich fleißigen Arbeit.

Zu einem abschließenden Urteil über die Stichhaltigkeit von Mrs. Gallups Beweisführung kann — wie auch der Verfasser des oben erwähnten Artikels in der „Theosophical Review“ hervor hebt — freilich nur der gelangen, der in der Lage ist, die ersten Ausgaben jener umfangreichen Werke von Francis Bacon und William Shakespeare darauf hin persönlich durch zu prüfen, ob in ihrem Text tatsächlich die von Mrs. Gallup mit vieler Mühe heraus gelesene Geheimschrift enthalten ist, welche — wenn wirklich vorhanden — den Schlüssel liefern würde sowohl zu Bacons Leben und rätselhaftem Charakter, wie über dessen Verhältnis zu Männern wie dem Schauspieler Shakespeare, der übrigens in Wirklichkeit Shakspeare geheißen haben soll. Inzwischen aber bleibt abzuwarten, welche Stellung die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft zu diesen jüngsten Enthüllungen über Francis Bacon noch einnehmen wird. Sie einfach zu ignorieren, wird wohl kaum mehr angehen.

*) Unter dem Titel: „Shakespeare und die Bacon-Mythen“ auch als Broschüre erschienen.





Kritische Ecke.

Der Ehrenweg.

Von Privatdozent Dr. med. Rob. Siegensped.
(München.)

Am 1. Dezemberheft 1901 vorliegender Wochenschrift verteidigt Hr. Dr. Otto Helmut Hopfen die Berechtigung des Duells, und die Schriftleitung hofft, daß auch Andere sich zum gleichen Thema äußern werden (was denn auch schon von Dr. med. Hans Fischer — „Gesellschaft“ 1902, Heft Nr. 3 — in dankenswerter Weise geschehen ist). In der That, es giebt immer noch, und zumal Herrn Dr. Hopfens Ausführungen gegenüber, reichlichen Anlaß zu „Betrachtungen“.

Gegen das zwar, was er über die Beleidigungsklage, die Strafprozeßordnung und den forensischen usus, was er über die Anklage- und Verteidigungsgünstigkeit der Juristen sagt, wird wohl kaum jemand etwas einwenden können. Jemand, dessen Ehrgefühl durch seine kavalierrmäßige Erziehung so empfindlich gegen Beleidigungen geworden ist, daß er wegen eines verletzenden Wortes, oder gar wegen einer thätlichen Beleidigung, welche nach bisher allgemein gültigen Anschauungen überhaupt nicht zurück genommen und abgedeten werden konnte, bereit ist, jederzeit seine Gesundheit, sein Leben, seine ganze Existenz, Vermögen, Stellung — alles auf's Spiel zu setzen, der soll sich von einem jugendlichen Amtsrichter, der nie in seinem kurzen Dasein in ähnliche Lage gekommen ist, und zwei Handwerksmeistern, die als Schöffen funktionieren, seine Ehre und den Grad ihrer Verletzung einschätzen lassen!

Gewöhnlich sind die Beleidigungen, welche man sich vom Gegenanwalt nach § 190 (unter Wahrung berechtigter Interessen) sagen lassen muß, viel schwerer als diejenigen, wegen deren man klagt, und hat man schließlich im glücklichsten Falle den Prozeß gewonnen, hat der Amtsrichter der Versuchung widerstanden, einem „Kollegen von der anderen Fakultät“ sein Übergewicht zu zeigen, weise Lehren, Räffel gegen formelle Fehler, die vom Publikum für sachliche gehalten und mißverstanden werden, zu erteilen unterlassen, dann wird vielleicht die „verletzte Ehre“ als Bagateltsache um 10—20 M. Strafe gewertet, und politische Parteiblätter haben noch das Recht, einzelne Sätze aus dem Urteil und dem Zusammenhange heraus zu reißen, geschickt zu gruppieren und den Schein zu erwecken, als sei der Gegner der moralisch Verurteilte.

Das, was Hopfen darüber sagt, ist so unanfechtbar, daß es wert ist, in extenso wiederholt zu werden. „Vorläufig würdige ich noch an der Erinnerung des Spruches im Gumbinner Mordprozeß und desjenigen im Prozeß Harden. Zudem höre ich noch immer ungeschont hier einen befreundeten Rechtsanwalt, der durch seine Kunst, „einzig“ durch seine Kunst einem Spießhüben zum Preispruch verholfen hat, und vernehme dort einen bekannten Staatsanwalt, der der Tharheit und Denksaulheit von Richter und Schöffen Hohn lacht, weil sie auf seine schneidige Anklage hin das Strafmaß viel zu hoch bemessen haben.“

Papfen ist jedoch meines Wissens Korpstudent gewesen und befindet sich in der Eigenschaft des boatus possidens, auf Seiten einer Partei. Verzeihlich ist daher, daß er geneigt ist, seine benarzugte Position zu verteidigen, und begrifflich, daß er glaubt, alle Offiziere und alle Studierten, mit Ausnahme allein der Ultramontanen, zu Bundesgenossen zu haben. Das ist sein schwerer Irrtum.

Die Sozialdemokraten im Reichstage haben auch behauptet, daß die Junker Schulb daran sind, wenn die Duelle nicht alle werden. Aber selbst das ist ein Irrtum. Da ein Duell auf die „Randuite“ kommt und eventuell an der Majarsede, wo sich's im Laufe weniger Jahre entscheidet, wer von 12 Hauptleuten Oberst wird, mit sprechen kann, sind sogar Offiziere von Adel bereit, „Veseidigungen auszuweichen“. Die Bedeutung eines Gattesgerichts wird wohl kaum jemand noch dem Zweikampfe beimeffen. In den Zeiten, da der glückliche Besitzer eines starken Armes, eines guten Panzers und eines guten Schwertes viel besser daran war als der Inhaber eines pergamentenen Privilegs des fernem Kaisers ohne diese Attribute, mag auch der Glaube an Gottes Willen näher gelegen haben. Heut zu Tage labt man es, wenn auch der Schwächere der Sitte entsprechend die sichere Niederlage nicht scheut und das thut, was in den maßgebenden Kreisen für „kavassermäßig“, „kommentmäßig“ oder was immer gilt, und lehnt sich gegen das „Gottesgericht“ auf mit Urteilen wie: „Es hat den Rechten oder den Unrechten bestrafen“ oder dergleichen.

Die Bedeutung einer freien Selbsthilfe ist dem Zweikampfe schon seit mehr als 300 Jahren beigemessen worden. Selbsthilfe aber ist mit Recht und Gesetz im Widerspruch, ist verboten, wird bestraft, und zwar mit um so mehr Berechtigung, je größer die Rechtsunsicherheit ist. Umgekehrt hat die Selbsthilfe stets um so mehr für erlaubt gegolten, je weniger Rechtsunsicherheit bestanden hat; die Besten der Nation haben sie gut geheißen, und die deswegen Bestrauten sind als Märtyrer für eine gute Sache von sich selbst und Anderen betrachtet worden.

So war es mit der heiligen Behme, so mit der vendotta auf Karfisa, so bei den Bauern auf Sizilien (Cavaloria rusticana), so mit dem Haberfeldtreiben, der Rassa in Neapel und mit der Lynchjustiz in Amerika, und so war es mit der Mensur, wie wir auf der Universität das Duell nennen. Dr. Hans Fischer hat ganz Recht: Man mache keinen prinzipiellen Unterschied zwischen der studentischen Mensur und dem eigentlichen Duell auf lebensgefährliche Waffen! Hat eine Korporation, welche „unbedingte Satisfaktion giebt“, den Grundsatz aufgestellt: „Wir nehmen kein Mitglied auf, welches nicht bei Veseidigungen den Ehrenweg betritt“, so hat sie auch das Recht, sich zu überzeugen, ob er dazu im Stande ist. Die Bestimmungsmensur, d. i. ein Zweikampf ohne weiteren Grund, macht den Schläger nicht ungeeignet für Entscheidung wirklicher Differenzen und sollte ihn nicht zur Paulbadübung höherer Ordnung herab drängen. Im Übrigen ist und bleibt die Schlägermensur eine Vorbereitung und Einübung auf das wirkliche Duell mit tödlichen Waffen.

Neihen wir nun als festgestellt an, daß die heutige Gesetzgebung unvollkommen ist und die Selbsthilfe entschuldigt, so entsteht die Frage: Was ist zweckmäßiger, den jetzigen unausgemessenen, ungesunden Zustand zu verteidigen, oder eine Besserung der Gesetzgebung anzustreben? Verfasser ist der Überzeugung, daß das Letztere angestrebt werden muß, und wenn auf gesetzlichem Wege eine entsprechende Sühne zu erlangen sein wird, werden die Duelle von selbst mehr zurück treten. Mit dem „Appell an die Bildung“ wird Dr. Hans Fischer wenig ausrichten, auch wird er mit dem nach so schrecklichen Ausmaßen der Gewissensbisse wie der Gefahren des Zweikampfes nur zarte Gemüter

gruselig machen, so lange Mut und Tapferkeit noch als Männertugenden gelten. Besser würde es wirken, wenn die Thatsache in maßgebenden Kreisen allgemeiner bekannt würde, wie groß die Nachteile doch sind, welche mit dem Ehrenwege verknüpft sind, und wie rechtsunsicher er durch in letzter Zeit aufgetauchte Neuerungen geworden ist. Da zu einen Beitrag zu liefern, ist eben Zweck dieser Zeilen.

In jeder Hinsicht ist auch zu bedauern, daß die Bestrebungen der Anti-Duell-Liga des Fürsten Löwenstein einen parteipolitischen Hintergrund haben. Die vielen katholischen Couteur-Verbindungen, welche in erster Linie das studentische Renfurwesen, damit aber auch die Duelle, bekämpfen, berechtigen gewiß nicht dazu, der Bewegung einen ultramontanen Habitus zu geben. Zunächst giebt es eine ganze Anzahl nicht katholischer Verbindungen, welche das Gleiche anstreben und deren Deszendents das gleiche Recht hätten, sich an einer derartigen Liga zu beteiligen, wenn nicht eben jene parteipolitischen Tendenzen sie daran hindern würden. Und dann sind die großen akademischen Vereinigungen zu nennen, welche das Duell zwar dulden, aber indifferent dagegen sind und auch solche Mitglieder zählen, welche keine Satisfaction geben — wie dies z. B. die wissenschaftlichen Vereine oder sportlichen Klubs zu halten pflegen; aber welche eine Regelung von Injurien auf dem Ehrenwege zwar lieber sehen als auf dem gerichtlichen, die Mensur jedoch nicht üben und diese Regelung den dazu sich besonders bekennenden Korporationen überlassen — wie dies die Akademischen Gesangsvereine, nicht Farben tragenden Verbindungen, sog. Blasen u. A., thun.

Alle diese Gruppen und diejenigen Studierten, welche aus ihnen herao gehen, vereinigt mit der großen Zahl derjenigen, welche bei gar keiner akademischen Vereinigung eingetreten waren, hätten sich zu einer Bewegung gegen das Duell bereit finden lassen, da sie alle bei Mensuren als Passioe, als Leidende, und weniger als Aktioe auftreten, so bald der Gegner einer jener Korporationen angehört oder angehört hat, welche den Zweikampf förmlich pflegen.

Daß gerade jetzt dazu der Zeitpunkt so günstig gewesen wäre, daran sind nicht allein die vielen unglücklichen Duellaffären der letzten Zeit schuld, sondern die erwähnten, in neuerer Zeit im Ehrenkodex aufgetretenen neuen „Gesetze“ und Unklarheiten, so daß es heut zu Tage von der Willkür einiger läbel wollenden oder auch nur unklar denkenden „Hanorigen“ abhängt, ob das vermeintliche höchste Gut, für das man Gut und Blut, Leben und Eigentum eingesetzt hat, einem abgesprochen wird oder nicht.

Als Verfasser im Jahre 1878 die Uniaersität Jena bezog, war einer seiner Freunde bei der Reformverbindung eingetreten. Das veranlaßte ihn, sich mit der Geschichte jener Verbindung vertraut zu machen. Unter den gewaltigen Eindrücken des großen Krieges 1870/71 hatte jene Verbindung sich gegründet. Die Landtsmannschaften und die später aus ihnen hervor gegangenen „Korps“ — so genannt, weil sie sich zu einem großen Verband, d. h. einer Körperschaft, welche zu Pfingsten auf der Rudelsburg bei Kosen alljährlich Senioren-Konvent, d. i. S.-C. abhält — hatten ihre Aufgabe erfüllt, den Landtsleuten aus Deutschlands Sauen zur Zeit von Deutschlands Zerrissenheit während der Studienzeit Anschluß und Schutz zu gewähren. Jetzt war Deutschland einig, man brauchte die „Thüringer“, „Weisalen“ zc. nicht mehr; ebenso war Ziel und Streben der Burschenschaften (Deutschlands Einigung) erfüllt. Infolge dessen wollte man das akademische Leben reformieren und gewisse (mittelalterliche) Mißbräuche daraus entfernen. Nicht Ultramontane, sondern gerade die fortschrittlichen Naturforscher unter den Professoren von Jena haben damals jene Bewegung unterstützt. Hädel, Geuther, Hallier u. o. A. haben die Versammlungen besucht. Viele jetzt bedeutende Namen haben ihr angehört, fa

die beiden Heriwige, Böhling, Fürbringer, der früh verstorbene Gutzeit u. A. m. Als ich Jena bezog, war die Bewegung schon im Rückgange begriffen. Der amicus juventutis academicae hat durch eine ungeeignete, an's Lächerliche streifende Reklame viel dazu beigetragen. Während sich Anfangs die Bevorzugten von Geburt, der Finance und Intelligenz baselbst vereinigten, fehlten bald die nächsten Ziele, welche den Thätigkeitsdrang der akademischen Jugend befriedigt hätten. Korps und Burschenschaften warben weiter den Nachwuchs ihrer älteren Mitglieder schon auf den Gymnasien an. Bald hatten sie die Bevorzugten von Geburt, Finance und Intelligenz wieder in ihren Reihen und damit das Ansehen. Vergeblich wies die Reformverbindung darauf hin, daß ihre Bestrebung sich mit denjenigen decke, welche die Burschenschaft bei ihrer Begründung zu Beginn des Jahrhunderts in Bezug auf das Duellwesen bekannt hatten; vergebens legte sie die schwarz-rot-goldenen Farben an und nannte sich „Reformburschenschaft“, indem sie mittels Zirkulare alle Studirenden zu ihren Versammlungen einlud, wie s. B. die allgemeinen „Burschenschaften“ dies gethan. Die Besten gerade unter den Studirenden zogen es vor, gegebenen Falls lieber sich unter den „Waffenschutz“ von Korps oder Burschenschaft zu stellen, als auf die Entscheidung mit der Waffe zu verzichten.

Als Vorsitzender einer nicht Farben tragenden Verbindung und später als Vorsitzender der „Finkenschaft“, d. i. aller nicht Farben Tragenden, bin ich damals für das Prinzip der Gleichberechtigung aller Studirender bezw., für das spätere Leben, aller Studirter eingetreten, und ich habe recht daran gethan. Studenten I. Klasse, II. Klasse und III. Klasse soll es nicht geben, ebenso nicht Studirte dieser verschiedenen Klassen, zumal wenn die Herren, welche die Präventionen auf die I. Klasse erheben, nichts Anderes dafür geltend machen können, als daß sie mehr Zeit und Geld für Vergnügen zc. aufzuwenden haben. Diesen Herren aber liefert man sich auf Gnade und Ungnade aus, wenn man sie als Ehrenratsmitglieder oder Ehrengerichtsmitglieder nötig hat.

Fragen wir uns nun, wer pflegt und unterstützt im Zivilstande das Duellwesen, so muß die Antwort lauten: Die Korps, die Burschenschaften, die Landmannschaften und einige Farben tragende akademische Turnvereine. In Wirklichkeit ist es jedoch nur das Korps, und alle Anderen ahmen dessen Formen lediglich nach. Auch sie schließen sich in neuerer Zeit zu Verbänden zusammen mit einem Vorort, ähnlich wie die Korps. Auch bei ihnen ist jedes Mitglied verpflichtet, auf Ersuchen Ehrengeschäfte, wie Kartell tragen, Sekundieren, Ehrenratsstellen zc. zu übernehmen.

Dabei existiert aber nicht einmal bei den Korps ein einheitlicher Kodex, nach welchem ein Verfahren, wo es sich um Leben und Tod handelt, geführt werden kann. Ja, es giebt alte und angefehene Korps, welche nicht einmal einen Ehrenrat für alte Herren (in Süddeutschland: „Pfälzler“) besitzen. Die einzelnen Korps wetteifern und können sich einfach in „Schneid“, d. i. Schwere der Forderungen, nicht genug thun. Handelt es sich um zwei Korpsstudenten, dann steht, hinter Beiden deckend, die p. p.-Suite; wenn nur um Einen, dann ist nur dieser Eine im Vorteil. Sind aber Beide Nicht-Korpsstudenten, dann auch hinter Keinem von Beiden, und die Chancen sind wieder gleich. Dabei giebt es eine Unmenge sich teilweise widersprechender Bestimmungen, welche zu Gunsten der Korpsangehörigen verwendet werden können, und welche der nicht einem Korps Angehörige gar nicht kennen und kontrollieren kann, so daß der Ausfall des Spruches — ganz abgesehen von selbst dem besten Willen der Beteiligten — von dem Zufall abhängt, ob der betreffende Vertreter, welchen man gewählt hat, eine große oder geringe Erfahrung besitzt. Im anderen Falle ist wiederum der Willkür Thür und Thor geöffnet.

Dazu kamen noch eine Anzahl sehr bedenklicher Neuerungen. Ließ sich früher der Ehrenlobez in die zwei Sätze zusammen fassen:

„1. Satisfaktionsunfähig wird, wer bei einer Beleidigung den Ehrenweg nicht betritt oder nicht wenigstens versucht.

2. Satisfaktionsunfähig wird, wer, wegen einer Beleidigung gesandert, nicht revoziert oder Satisfaktion giebt“ („Kneise“),

so kommt in neuerer Zeit der äußerst behnbare Begriff der „tarrekten“ Handlungsweise hinzu. Während es gegen jene Kaufbalde, von welchen Hapsen spricht und welche darauf aus gehen, fortwährend die Friedlichen oor ihre „stets gewetzte Klinge zu sardern“ — eine Spezialität, welche bei uns doch wohl nur unter Studierenden existieren dürfte, doch immer noch einen Ehrenrat, zum Wenigsten ein Ehrengericht giebt, hat man gegen die „tarrekte Ehrabschneidererei“, von welcher Dr. von Salaisberg in einer der letzten Nummern seiner „Hochschulnachrichten“ spricht, leider keine Berufung mehr, es sei denn diejenige an die Öffentlichkeit.

Am sonderbarsten aber erscheint das ursprüngliche Bild mit den zwei „ehernen Gesetzen“ verzerrt bei der Armeo.

Da ist, wie man mir mitteilte, als ein ganz neuer Grundsatz in Ehrensachen ausgehellt worden und hinzu gekommen, daß man es aerstehen müsse, Beleidigungen auszuweichen. In weiterer Konsequenz dieser „Ehren-Diplomatie“ hat der Beleidigte also immer Unrecht. In noch weiterer Konsequenz lautete der neue „Ehrenstandpunkt“: „Vorlicht ist der Tapferkeit bester Teil“ und in weitester Konsequenz hiesie er: „Lasse dir alles gefassen!“ Nun ist allerdings begreiflich, daß bei dieser Gruppe von geborenen oder erzogenen Kaaalieren — es giebt ja deren bei der Armeo, wie bei den akademisch Gebildeten — ich sage bei der Armeo, wo die Obrigkeit, die Borgefetzten sämtlich auf den Ehrenweg hin gewiesen sind, der Vorwurf der Ängstlichkeit nicht so leicht auskommen kann, weil der Klient eines Ehrenrates ja „befohlen“ wird. Er muß einfach. Unter den akademisch Gebildeten trifft dieses „Ruf“ aber nur bei den Angehörigen der oben genannten größeren Vereinigungen (Korps, Burschenschaft, Landmannschaft, Turnvereine zc.) zu. Beim Ausschneiden aus diesen Gruppen aerlieren sie nicht, wie die Militärs, Beruf und Existenz, sondern sie scheiden nur aus einer Vereinigung aus, welche die Bedeutung eines Vergnügungs-Vereines nicht wesentlich übersteigt und dabei für „wirtschaftlich Schwächere“ mit unaerhältnismäßig hohen Ausgaben verknüpft ist. In ihrem Beruf, in ihrer gesellschaftlichen Stellung bleiben sie, was sie vorher waren. Und gerade deshalb gilt der Vorwurf des „Kneisens“ in dem Ziaistande als Beschimpfung; gerade deswegen greift der geborene wie erzogene Kaaalier leichter zur Woffe, weil kein Ehrenrat von selbst hinter ihm steht und die Verantwortung auf sich nimmt, ob für die Entscheidung es nötig war, zu sardern oder nicht. Deswegen also heißt ein und die selbe Handlungsweise beim Militär „Ausweichen“ und ist eine Tugend, beim Zivill heißt es „Kneisen“ und ist ein Laster. Ein wesentlicher Unterschied zwischen BeleidigungsKlage und Ehrenweg ist ferner: Verklagen kann man immer, wenn die dreimanatliche Frist, binnen deren man Kenntnis erzieht, eingehalten wurde, auch wenn man zehnmal den gleichen „Tusch“ auf sich hat sizen lassen; auf dem Ehrenwege zur Verantwortung ziehen kann man aber nur dann, wenn man noch keine ehrenrührige Beschimpfung auf sich hat sizen lassen. Daraus ergiebt sich als Konsequenz, daß beim akademisch gebildeten Ziaalisten sich eine Überempfindlichkeit heraus gebildet hat und man es als lobenswert und ehrenvoll erachtet, wenn er nichts auf sich hat sizen lassen, sondern wegen verhältnismäßig geringfügiger Antastungen seine Ehre zu verteidigen für nötig erachtete. Das ist ein sehr bemerkens-

welter Gegenstoß, ebenso wie für den noch studierenden und einer jener Gruppen angehörenden zivilen Kavaliere die Leichtigkeit, durch welche er sich mit der Waffe in der Hand Genugthuung verschaffen kann, ein Todtmittel ist, derartigen Konflikten nicht gerade auszuweichen.

Ein weiterer und meines Wissens rein militärischer Grundsatz ist noch der, daß jemand eben nicht gerade satisfaktionsunfähig, auch nicht gerade im Kriegsfall officiersdienstunfähig, aber doch nicht im Frieden reservеоffizierfähig und officiersklubfähig — sit verbis venia — ist, so bald er beschimpft wurde und keine Satisfaktion erhalten hat. Diese von militärischen Kreisen in den Ehrenkodex eingebürgerte Neuerung kann sich gerade gegen die Offiziere recht unangenehm fühlbar machen.

Womit will man denn nur die Satisfaktion erzwingen, wenn die Staatsgesetze das Duell verbieten? Auf diese Weise ist es möglich, daß ein in den Waffen und in den zohilosen krummen Wegen des Ehrenverfahrens geübter „honoriger“ Mann selbst jeden Offizier aus seinem Berufe gelegentlich heraus schleudert. Man braucht da einen Offizier nur vor Zeugen zu injulieren. Ein Rechtskundiger, welcher keiner „unbedingt Satisfaktion gebenden“ Vereinigung angehört, ist gerade die geeignete Persönlichkeit. Denn dieser kann die Injuria so formulieren, daß der bürgerliche Strafrichter sie nicht als Beleidigung erachtet und die Klage gar nicht onnimmt. Er verweigert dann Satisfaktion, und der Andere „zieht den Rock aus“. Einige Fälle sind mir denn auch bekannt, wo in rebus honoris bene versati thatsächlich darüber gestraucht sind, daß sie keine Satisfaktion erhielten.

Auch sonst ist der immer mehr sich verwirrende Ehrenkodex nur eine Quelle des Unglücks für den Einzelnen, während die Allgemeinheit doch keinen Vorteil daraus zieht. So weiß ich einen Fall, wo ein Regiments-Kommandeur „gieng“, weil er einen nach seiner Ansicht unmotivierten Ehrenhandel zwischen einem Offizier und einem Studenten bei Rektor und Senat anzeigte, ohne zu wissen, daß diese Behörde überhaupt das Duell offiziell verbietet. Der Gewaltige konnte nicht begreifen, das sein Gegenstück im Zivil nur eine Vereinigung junger Leute, eine Privatgesellschaft, darstellte.

Während nun über das „Wie“, die Formen des so genannten „Komments“, bei einzelnen Korporationen vöilige Eromina obgehalten werden, beoor die Mitglieder nach ein bis zwei Semestern Fuchsenzzeit „rezipiert“ werden und die Bestimmungsmensuren mit mehr oder weniger zahlreichen „Kontrahagen“ dem Angehörigen einer Kouleur Gelegenheit geben, sich auf jede Art von Ehrengeschäften praktisch einzuüben, fehlt oft jede Andeutung einer Geschästsordnung, wie Differenzen zwischen „Philistern“ ausgetragen werden sollen. Da kann es vorkommen, daß man sich bei dem Philisterium eines hoch angesehenen Korps beschweren muß, ein Mitglied habe und bei einem sportlichen Unternehmen unter Bruch eines Versprechens und Vertrages materiell geschädigt, ja in Briefen an einen Dritten auf das Schwerste beleidigt und beschimpft, verweigere aber konsequent die Satisfaktion unter dem Vorgeben, wir seien nicht satisfaktionsfähig, trotzdem ein Ehrenrat wiederholt und der Waffen-C.C. eines Korps die Satisfaktionsfähigkeit bestätigt bezw. die vorgegebenen Gründe für gesucht und unftichhaltig erklärt hat; das Philisterium aber antwortet schlicht: es sei darin nicht kompetent. Und noch sechs Monaten wird aus seiner Mitte ein Ehrenrat gebildet, welcher dieses Verfahren auch noch für „korrekt“ erklärt! Verfasser war immer der Meinung, daß der Instanzenzug mit Frist von drei zu drei Tagen zu erfolgen habe und daß das audiatum et altera pars auch in Ehrensachen seine Gültigkeit behalten müsse. Wenn es aber von Vorteil ist, sind sechs Konote nicht zu viel, und alles ist „kommentmäßig“. Da fällt es ihnen gar nicht ein, einen Druck auf ihr Mitglied auszuüben, das zu thun, was recht und gut ist.

Im Übrigen habe ich eine Beobachtung an mir selbst und auch bei Anderen gemacht: daß man nämlich über den Zweikampf so lange zu philosophieren pflegt, bis man selbst einmal angetreten ist. Von da an nimmt man ihn als Sitte, oder meinetwegen als Unsitte, hin und diskutiert eigentlich nur noch über Formen.

Bei der Armee ist im Gegensatz zu dem Usus bei akademisch gebildeten Kavaliern die Geschäftsordnung außerordentlich peinlich geregelt. Der Ehrenrat bildet dort eine vollkommen gesetzlich anerkannte, juristische Instanz. Dieser setzt sich zusammen aus einem im Range gleichen und einem im nächsthöheren Grade stehenden Offizier; den Vorsitz führt als Dritter ein im dritthöheren Range stehender Herr. Hinter ihnen steht der Gerichtsherr, für gewöhnlich also der Regimentskommandeur, und dirigiert die Richtung und wohl auch die Strenge, mit welcher untersucht werden soll. Diese läßt meist nichts zu wünschen übrig, denn der Betroffene ist „Angeklagter“. Er hat sich vom Verkehr mit Kameraden zurück zu ziehen und thut gut, sich gleich Zivurlaub geben zu lassen. Meist trägt er die Uniform nicht lange mehr. Die „Schneidigkeit“, d. i. die Strenge dem Untergebenen gegenüber, ist ja so leicht in solchen Fällen.

Die Gelegenheit, sich zu verantworten, wird übrigens im weitesten Maße geboten, und die Untersuchung ist die denkbar gründlichste. Während bei den Korporations-Studierten die Informationen nur auf dem Wege der Vernehmung auf Ehrenwort der beiden Parteien, oft aber nur von einer von beiden sich erheben lassen, werden hier sogar Zivilpersonen durch das Amtsgericht geladen und vereidigt. Trotz dieser Gründlichkeit hängt die Entscheidung des Falles doch von der Art und Weise ab, wie der im Hintergrunde stehende Gerichtsherr, welcher den Verhandlungen nicht anwohnen darf, aber die Akten kontrolliert, selber über den Zweikampf philosophiert. Grund genug, daß auch bei Offizieren Duelle vorkommen mögen, wo kein Ehrenrat angerufen wird! Daß ein Offizier, welcher einen „Ehrenhandel“ gehabt hat und in „ehrenrätlicher Untersuchung“ war, sich bis zum Regiments-Kommandeur empor schwingen wird, dürfte bei dem herrschenden Systeme zu den Ausnahmen gehören. Daher werden auch vorzugsweise Unerfahrene die Sache zu leiten haben.

Unter diesen Umständen glaube ich kaum, daß sich die Offiziere, weil sie die Waffen tragen, so sehr für den Ehrenweg begeistern werden, wie Hopsen dies annimmt. *) Sie würden vielleicht gern auf den ganzen Ehrenweg verzichten, um so mehr als sie dem Zivilstande gegenüber bei Beteiligungsfragen die beati possidentes sind und ihre eigene Gerichtsbarkeit noch besitzen. Die Auditoren werden den „Herren Kameraden“ gegenüber schon die Formen zu wahren wissen, welche die Herren Amtsrichter den Herren „Kollegen von der anderen Fakultät“ gegenüber nur zu leicht vergessen. Vollkommen jeglicher Berechtigung entbehrt dieser Ehrenweg, wenn man eine richterliche Entscheidung über diejenige des Ehrenrates stellt, oder wenn einem vom Ehrenrate aufgetragen wird, den Gegner zu verklagen. Entweder Ehrenweg oder Gericht, so lautete auch die Auffassung Hopsens, aber nicht ein Mißgeschick von beiden! Dennoch wurde mir einst auferlegt, den kweisenden Gegner zu verklagen, welcher ohne dies satisfaktionsunfähig gewesen wäre.

Die Offiziere haben nicht vergessen, daß sie den Säbel an der Seite tragen und nicht die Pistole, wie Hopsen meint, sondern sie wissen zu genau, daß bei dem Austrag einer Partie auf Säbel sie im Nachteile wären gegenüber einem Koulleurstudenten, weil sie sich gar nicht im Training halten könnten und gar nicht den geeigneten Apparat an Sekundanten und Unparteiischen z. aufzubringen vermöchten für erfolg-

*) Ist aber doch in Form von Zuschriften an die Redaktionen damals geschehen, d. S. 47.

reiche Durchführung einer solchen Säbelpartie. Sie wissen auch zu genau, daß bei einer Partie auf blanke Waffen zuletzt mehr „gemogelt“ werden kann. Da können vom täglich geübten Sekundanten gewisse Hiebe heraus gefangen werden, ohne daß der Unparteiische es merkt. Vor „Los“ und nach „Halt“ schlagen kann unschädlich gemacht werden, so bald drei „Honorige“ das mit ihrem Ehrenworte decken. Ein Fall, wo die andere Partei vom Gegenteil überzeugt war, ist mir bekannt.

Das ist überhaupt der Krebsbuben, welcher dieser Art Regelung von Differenzen auf dem Wege der „Selbsthilfe“ anhaftet. Das ist der Grund, weshalb selbstbewußte und selbstvertrauende Studierende und Studierte, welche keiner akademischen Vereinigung angehören, so leicht auf Pistolen „überstürzen“. Sie werden zwar von den Korporationsstudenten als „Aneiser“ bezeichnet, allein nur aus Verdruß darüber, daß diese ihnen ihr Übergewicht nicht fühlen lassen können.

Der „Zinke“, „Bummler“, das „Kamel“, das „Unabhängigen“ anhängen, welche aber von diesen mit Stolz getragen werden, ist sich sicher der größeren Gefahr bewußt, welche ein solcher Austrag von Differenzen durch die Schußwaffe mit sich bringt; allein er will nicht offensiv sein, will nicht siegen, er will nur von vornherein nicht unterlegen sein; vor Allem, er will nicht, daß man von ihm etwa sage, er fürchte sich.

Das ist die ganze Psychologie des Duells^{*)}. Es kommt nicht darauf an, zu töten, ja nicht einmal zu siegen, sondern nur darauf an, sich zu exponieren. „Gut stehen“ lautet die Devise für die Bestimmungsmensur bei den anständigen Koulleurverbindungen. „Wideln“, d. h. gut parieren, gilt nicht für „sein“. So ist es gekommen, daß heut zu Tage der Sieger, derjenige, welcher „abgestochen“ hat, beinahe schlechter daran ist als der, welcher abgestochen worden ist.

Die Formen, unter welchen eine „Kontrahage“ anhängig gemacht wird, stehen fest. Ich erinnere mich noch, wie ein „Arminen“-Zuch mir vor ca. 25 Jahren mitteilte, ein Polytechniker habe ihn gefordert. Das sei aber durchaus „keine richtige Kontrahage gewesen“ etc. Die Formeln sind sogar oft recht komisch. Zu meiner Zeit lautete die typische „Kontrahage“: „Ich wünsche mit Ihnen zu hängen.“ Trotz dieser Wandlung in der Auffassung über das Wesentliche hat die Anschauung über die Schwere der Beleidigung und demnach das Verhältnis über die Wahl der Waffen und die Schwere der Bestimmungen nicht Schritt gehalten. Der alte Zuch „Hundsfott“ ist Schläger-Zuch; „Sie kommen mir komisch vor“ ist unter Umständen „Säbelzuch“. Vor etwa hundert Jahren, als unsere Vorfahren am Montag früh im Stadtgraben ihre Differenzen wegen der „Herzallerliebsten“ mit den Steinschloßpistolen ausfochten, war die Partie auf 20 Schritte nicht so gefährlich, als heute auf 150 Schritt. Der Stahl der Hieb- und Stoßwaffen war schlechter und gleichwohl die Entfernung der Gegner, wie alte Bilder ausweisen, lächerlich weit. Dennoch wurde Mitte der vierziger Jahre der „Pariser“ (das Florett oder der Stoßdegen) für inkommmentmäßig erklärt, weil die Gefahr nicht im Verhältnis zu den Veranlassungen stand, obgleich schon lange ein Bleiknopf unterhalb der Spitze die Gefahr vermindert hatte und diese Waffe im Felde längst nahezu undrauschbar war. Die Waffe war so gefährlich, daß nur die Spitze im Duell verwendet werden durfte, und ihre Führung bedurfte so großer Übung, daß meist beide Gegner verletzt wurden, wie dies auch heute noch bei den bekannten Preßduellen in Frankreich der ge-

^{*)} Dies muß ich gerade dem inzwischen erschienenen Artikel von Dr. Hans Fischer gegenüber betonen: Die Mensur ist eine harte Exekution zur Pflicht. Um mich klassischer Beispiele zu bedienen: nicht Kallias, nicht Hector, nur Ajax ist der Sieger auf der Mensur!

wöhnliche Ausgang ist. Dabei war sie im regellosen Kampfe, wie ihn ein Feldzug mit sich bringt, dem einfachen Geschloß unterlegen.

Dieser Widerspruch gilt heute für alle im Zweikampfe verwendeten Waffen; ihrer keine ist trotz aller Schieß- und Fechtkunst im Felde zu verwenden. Der Schläger, der Säbel sind von so gutem Stahl, daß es aller möglichen Schutzvorrichtungen bedarf, um die Gefahr zu mindern und den Weiknopf des „Pariser“ zu vertreten; dabei stehen noch Sekundanten, welche die unkommentmäßigen Hiebe auf fangen. Und was die Pistolen-Duelle anlangt, so schrieben die S.-C.-Bestimmungen vor zehn Jahren Kugeln aus Vorderladerpistolen vor, diese waren aber antiquiert, da man damals schon andere Waffen hatte; heute ist die Pistole überhaupt eine Waffe, welche nur speziell für den Zweikampf noch gebaut wird — in der Armee hingegen giebt es nur Repetierkarabiner und Revolver. Will man also durch Antiquierung der Waffen den Zweikampf ungefährlicher gestalten, so müßte man in Pfeil und Bogen oder im Faustkampfe die Grenze des Erreichbaren sehen. Kennt man dabei die fürchterliche Wirkung des rauchlosen Beschusses, so muß man unwillkürlich an den Weiknopf des Stohdegens denken.

Nachdem ich nun den Nachweis geführt zu haben glaube, daß durch die Verworrenheit der maßgebenden Sitten und Bestimmungen nur denen Nachtheil erwächst, welche ihnen sich unterstellen, für die Übrigen daraus jedoch ein Nutzen, ein Vorteil nicht entsteht, komme ich zu folgenden Theilen:

1. Die Gefährlichkeit der Waffen steht in keinem Verhältnis zu den Veranlassungen.

2. Die bürgerlichen Gesetze behandeln die letzteren als Bagatellsachen, die Kavaliere sehen Hab und Gut, Eigentum und Leben daran, und geben skrupellofen Feinden unvermeidliche Bißsen. Sie selbst haben keinen Nutzen, nur Schaden.

3. Die Grenze: wer ist satisfaktionsunfähig, wer nicht, ist labil. — Es ist demnach besser, die niederen Stände zu uns zu erheben, die gesetzliche Regelung von Differenzen zu vervollkommen, als in mittelalterlichen Vorurteilen zu verharren, um so mehr, als den Vorteilen nur einige wenige Gruppen der menschlichen Gemeinschaft genießen würden, wollten wir uns dazu entschließen, was unvermeidlich und dringend nötig wäre bei Beibehaltung der jetzigen Grundsätze, die bestehenden Mißstände gründlichst zu beseitigen und eine einheitlich geregelte Norm aufzustellen.

4. Es ist ein Mißstand, daß Privatgesellschaften, und seien sie noch so weit verzweigt wie das Korps, so allgemeinen Einfluß, auch über die Armee, gewinnen. Sind diese noch dazu skrupellos parteiisch, wenn es sich um eigene Leute handelt, so gehören sie in eine Linie mit den Kohlen-, Stahl- und Zuckerringen, d. h. Vereinigungen zum Nutzen für sich — zum Schaden für Andere, und sie sind zu bekämpfen. Jede Vereinigung, welche geeignet ist, ihren Mitgliedern Vorteile irgend welcher Art zu gewähren, ist zu verfolgen, so bald sie der Allgemeinheit gegenüber nicht einen dementsprechenden oder einen überwiegenden Nutzen stiftet; denn die Vorteile, welche solche Vereinigungen ihren Angehörigen gewähren, gehen ausnahmslos auf Kosten der Übrigen. Übrigens müssen wir eingestehen, daß unserem Bändlerwesen ein gut Stück Chineserei anhaftet.

Als dies ober geschehen ist, bin ich und bleibe ich natürlich auch für meinen Stand aus dem Standpunkte des Kriegsministers von Gagler stehen: er wollte es für seine Offiziere nicht schlechter haben als wie jeder sonstige Staatsbürger und auf die Vorteile der Duellgesetze unvermeidlichen Falles nicht verzichten.

Die Beleidigungsprozesse müßten vor Allem den Leuten entzogen und den Landgerichten überwiesen werden; ferner müßte die Thätigkeit der Verteidiger möglichst ausgeschaltet werden. Vielmehr müßte sich der Richter die Mühe geben, in die Psychologie der Beleidigung einzudringen, denn die meisten Beleidigungsprozesse beruhen auf Mißverständnissen, oder es sind „Kraftproben“. Vermittlungsgerichte sind empfehlenswert, allein diese müßten wirklich ernstlich gehandhabt werden. Bei dem jetzigen Modus sind sie nur zu oft eine Karikatur. Es müßten für Beleidigungen aus gebildeten Ständen Vertreter beider Parteien zugelassen werden, und vor Allem: „Lügen“ müßten strenge bestraft werden.

Verfasser hat fünf Kugeln auf sich schießen lassen seiner Ehre wegen. Die sechste blieb im Laufe stecken. Keine der Veranlassungen würde ein Strosrichter als Klagesache annehmen, allein die Ehrengerichte hatten sie gebilligt. Schon bei der ersten von drei Pistolenmensuren wolle ich oorbei schießen und — hätte den Gegner beinahe getroffen. Nachher sah ich, daß die Kugel nach über 100 Meter weit entfernt einen dicken Stab abgeschossen hatte, und erkannte, daß dies kein Kinderspiel sei. Darauf hin schah ich mich erst ein und habe in den beiden folgenden Pistolenmensuren, zu welchen ich genötigt wurde, nur nach dem Oberschenkel gezielt und auch beide Male getroffen! Bei einigermaßen kühlem Blute ist das nicht schwer. Wollte man mich dieser wiederholten Duelle wegen zum „Kaufbold“ stempeln, so könnte ich nur sagen: Wäre ich einer, dann hätte ich zwei Menschenleben auf dem Gewissen. Hätte aber ich nicht so gehandelt, so hätte ein Anderer die Gewissensbisse wahrscheinlich zu tragen; das heißt, war ich nicht rascher mit dem ungefährlichen Schuß, konnte einer der Gegner mich treffen und töten. Die Besonnenheit kam auch bei mir erst beim zweiten Male. Man kann den in letzter Zeit robus in arduis Überlebenden keinen Vorwurf machen. Auch muß man bedenken, daß man es bei einem Offiziersduelle meist mit einem desperaten Ranne zu thun hat, welcher Abschied nimmt von einer ihm lieb gewordenen Laufbahn. Er hat auch im günstigsten Falle keinen Vorteil, meist aber Nachteile von dem „Ehrenhandel“. Der Einzige, welcher noch meinen Vorschlägen an Einfluß verlieren würde, wäre der Gerichtsherr. Doch dieser dürfte gern auf ein Disziplinarmittel verzichten, welches sich gelegentlich auch gegen ihn selbst wenden könnte, wie obiges Beispiel zeigt.

Wir kommen überdies als Racialmacht mehr und mehr mit fremden Nationen in Berührung. Da ist es gut, wenn wir unser Ehrgefühl auf das Niveau herab stimmen, welches international giltig ist. Ein „dickes Fell“ ist kein Nachteil mehr im internationalen Verkehr der Völker. Ich kenne eine deutsche Uniaerität, wo die Mensuren nahezu unterdrückt sind, und der Tan hat nicht wesentlich gelitten, während das österreichische Parlament ein Beispiel giebt, daß die Duelle es nicht vermögen, einen guten Tan zu erhalten. Der Rechtschaffenheit brauchte das keinen Abbruch zu thun, ebenso wenig wie nach meinen Erfahrungen im kleinen Kriege der Ehre die Hyperoesthese gegenüber angeblichen Beleidigungen immer ein Ausdruck besonders großer Rechtschaffenheit gewesen ist. Es giebt sogar eine Art Erpressung aus dem Ehrenwege.

Für den Offizier, wie für den Studierten und namentlich den Juristen, muß das Bestreben einer Austerjustiz, wo dem guten Willen der Anderen, also der sogenannten Besiebttheit, ein so großer und dem Rechte, das mit uns gebaren, ein so kleiner Einfluß

eingedrückt wird, entschieden etwas Verwirrendes haben. Für Ersteren, welcher im Friedensdienste sich auf den Krieg vorbereitet, wa er das Standrecht, kurz und salgenscher, zu üben hat, wäre ein möglichst ungetrübtet Rechtsgefühl ganz besonders zu wünschen. Freilich müßten die Bedenken, welche in dieser Hinsicht gegen das Ehrenverfahren geltend gemacht werden können, sich gegen jede Separatjustiz, also auch gegen die militärische Gerichtsbarkeit wenden, wenigstens dürfte diese in nichts von dem allgemein gültigen Rechte abweichen.

Nekrologisches. Wiederum hat unsere Zeitschrift das jüde Hinscheiden zweier überaus schätzbarer Autoren schmerzhaft zu beklagen, welche der neuen „Gesellschaft“ ein freundschaftlich-warmes und — was eigentlich nach mehr besagen will — auch weitherzig-tolerantes Interesse jederzeit entgegen gebracht bzw. ihr wiederholt in anpferfreudig-liebenswürdigster Weise ganz ausgezeichnete Mitarbeit gewidmet haben: Prof. Adalbert Svobada in München und Oberlehrer Josef Trübs, wasser in Jglau — jener als ein vollenbeter Meister in der hohen Lebenskunst wahrhaft freien Denkens, dieser leider als Einer, dem das Leben noch viel, sehr viel schuldig geblieben war. Zu des Ersteren Ehren hat hernach eine besondere Erinnerungsfeier, veranstaltet vom „Freidenkerbunde“ zu München (mit einer Gedächtnisrede des Herrn Dr. Müdt), dankenswerter Weise statt gefunden, und bekannt ist ja auch seine Entdeckung wie Förderung von Peter Rasleggers Talent anlässlich seiner Redaktions-thätigkeit zu Graz in den 60er Jahren; dem Letzteren, dessen Drama „Der Herr Meister“ unser heimisches „Gärtnerplatz-Theater“ vor Jahren aus der Taufe heben durfte, widmete ein besonderer Aufsatz mit Bild im vortrefflich redigierten Litter. Weißblatt des „Währtsch-schlesischen Korrespondenten“ zu Brunn den würdigen, warm eingehenden Nachruf. Unsere aufrichtige Dankbarkeit soll und wird Beiden selbst über das Grab hinaus treulich erhalten bleiben! — Auch Hans Merlan in Leipzig, der frühere langjährige Schriftleiter und zeitweilig selbst Herausgeber unseres Organs, ist — lebhaft betrauert von seinen zahlreichen Freunden

— gegen Ende Mai im Alter von 45 Jahren aus diesem Leben geschieden. Ein schweres Herzleiden, das ihn seit vielen Jahren schon arg quälte, hat seine Kräfte nunmehr dahin gerafft und seinem rastlosen litterarischen Schaffen ein Ende bereitet. Schöpferisch war er wohl nie besonders veranlagt, hingegen eine frische und gewandte, vor Allem ungemein vielseitige kritische Feder. Aufmerksam Leser und treue Abonnenten der „Gesellschaft“ werden sich gewiß seiner satirischen Hauptarbeiten: „Die Uraknen“ (gegen Freytag), „Der Nilbräutigam“ und „Von Elisen bis Zwölfsten“ (gegen Ebers), sowie der kritischen Abhandlung „Die sogenannten Jungdeutschen in unserer zeitgenössischen Litteratur“ nach erinnern (vergl. auch sein Bildnis im Jahrg. 1897 dieser Blätter); Musikfreunde manche seiner zahlreichen ernstlichen Konzerte und Opern-Referate aus der „Leipziger Volkszeitung“, die (etwas überschätzte) Monographie über Richard Strauß' „Also sprach Zarathustra“ und seine neueste „Illustrierte Musikgeschichte des 19. Jahrhunderts“ wohl in der Hand gehabt und mit Interesse gelesen haben. Selbst für bildende Kunst besaß er ein feines Urteil und eine besondere Gabe, volkserzieherlich zu beschreiben — wie seine planvolle Artikelreihe „Spaziergänge durch das Leipziger Museum“ u. A. gelegentlich ausweisen konnte. R. I. P.

Et in terra pax hätte wahrscheinlich schon viel früher sein können, wenn es der „Journalle“ — um mit Karl Kraus einmal Wienerisch hier zu reden — nicht immer wieder gefallen hätte, die Gemüter systematisch zu verhexen und die Anschauungen über eine an sich klare Sachlage

blindwütig auf beiden Seiten hübsch zu trüben. Der Friede zwischen dem „königlichen“ England und den „tapferen“ Buren wäre nunmehr also doch glücklich geschlossen, die große Enttäuschung aber auch, wie durchaus zu gewärtigen war, unmittelbar auf dem Fuße gefolgt. „Nach der bisherigen Haltung der Buren-Bevölkerung, ihrem Charakter und dem 2 $\frac{1}{2}$ -jährigen mit aller Bitterkeit geführten Kampfe zu urtheilen, ist es überraschend, zu hören, daß sie nunmehr mit einem Gefühle lauter Dankbarkeit und Innigkeit sich dem Sieger in die Arme werfen . . . Wir sehen da Buren und Briten, um riesige Freudenfeuer gelagert, patriotische englische Gesänge anstimmen und wir vernehmen den Dank der holländischen Bevölkerung an die Sieger für die bewiesene Freundlichkeit und die während des Krieges erfahrene großmüthige Behandlung. Eine derartige Handlung des Unterlegenen dem Feinde gegenüber dürfte zumeist recht vereinzelt dastehen, und die Zufluchtslager und die Opfer, die sie gesiebert, wären an sich schon hinreichend genug, den Buren in ihren Dankesbezeugungen einen Zwang aufzuerlegen, ganz abgesehen von den sonstigen Begleiterscheinungen des Krieges, die erst in ihrem vollen Umfange offenbar werden, wenn alles wieder der friedlichen Beschäftigung nachgeht.“ „Der Sjambak (Peitsche) wurde von dem Kommandanten häufig gebraucht, um zaghafte Burghers in die Kampflinie vorzubringen. Sein Gebrauch hatte einen viel größeren moralischen Erfolg als jede andere Strafe. Die Burghers hielten es für eine Erniedrigung, gesjambakt zu werden. de Wet erzählte einige Fälle, bei denen er selbst von der Peitsche Gebrauch machen mußte.“ . . . Sa oder ähnlich klingt es nämlich nun durch die „deutsche“ Presse — der gute Bur sieht mit einem Male ganz anders aus, weil man sich in seiner Begeisterung eben gewöhnt hatte, ihn aälig schief zu sehen. Uns kann dergleichen freilich gar nicht weiter mehr verwundern.

Im „Tag“ aber schreibt der auch plöglich ernüchterte „Burenfreund“ und Deutsche Richard Kardhausen überaus deutlich und sogar etwas kapenjammerlich, aber zugleich sehr symptomatisch: „Wir Anderen erkennen, daß die rasig gefärbten Berichte aus Legds' Fabrik mindestens so verlogen gewesen sind wie Kitcheners aerhöhlnte Siegesbespechen. Man erzählte uns pomphaft von 25 000 Buren unter Waffen, von dem völligen Zerfall der englischen Streitkräfte, von der finsternen Entschlossenheit der Kranzefreistaatler, die lieber tat als Sklavesein wollten. Während die Brillantfeuerwerker bei der Wahrheit geblieben, hätten sie uns darauf aufmerksam gemacht, daß für England der Krieg nur nach in der Nachsendung von Lebensmitteln, Pferden und Munition bestand, während die Buren seit mehr als einem Jahre zermalnenden Entbehrungen und entnervender Haß ausgesetzt waren, dann schmedte uns dieser Ausgang minder bitter. Wir sänden ihn dann erklärlich und nicht unehrenvoll für die Besiegten. Jetzt aber ist die Enttäuschung allzu groß, schwebt uns das Bild vom Sieger Delaren, der plötzlich aus unerforschlichen Gründen die Waffen streckt, zu peinigend deutlich vor, als daß wir mit herzlicher Teilnahme von ihm und den Seinen Abschied nehmen könnten. Sa verständig und weise die Buren früher handelten; so bedingungslos man ihnen, die ihre Haut zu Markte trugen, das Recht einräumen muß, selbst ihre Angelegenheiten zu erledigen — unserem melodramatischen Bedürfnisse haben sie nicht genügt. Der Normalleser wird ihnen das nie verzeihen. Er ist Tausende von Meilen, ist weit davon vor'm Schusse, und sein strenger Idealismus aerlangt, daß die Buren sich für diesen feinen Privat-Idealismus bis auf den letzten Mann nieder knallen lassen. Ja, was Idealismus anbelangt, darin verstehen Leser und Redakteur keinen Spaß. Der Abanment

ist in seinem Grimm versucht, sich an der Redaktion zu rächen und die Zeitung, die keinen Burenrieg mehr melden wird, für das dritte Quartal nicht wieder zu bestellen. Die Redaktion ihrerseits hält sich an Dewet, Delarey und Botha schadlos. Es fehlt nicht mehr viel, und man wird auf Aguinaldo anspielen und auf die Million Dollars, die er für seine Gefangennahme vom guten Onkel Sam erhalten hat. . . . Ja, ja — so geht es immer aus, das berühmte „Hornberger Schießen“! Wer aber suggerierte denn wohl unserem deutschen „Normalleser“ solche „melodramatische Bedürfnisse“ und diesen feinen (äußerst bequemen) „strengen (Bierbank-) Idealismus“? Wir meinen: eben jene gute „deutsche“ Presse selber! Und hier haben wir den fatalen Zirkel. — Was aber sagte soeben Graf Waldersee in London? Er betonte in seinem Toast auf König Eduard die Schwierigkeit der Aufgabe der englischen Armee in Süd-afrika, ihre Pflichttreue, Tapferkeit und Humanität, mit der sie diese durch geführt habe, und nannte zuletzt Roberts den immer siegreichen Feldmarschall. Gewisse deutsche Tageszeitungen verstanden das natürlich wieder weit besser als der Welt-Marschall; doch hat auch ein anderer gewiegter militärischer Kenner der Verhältnisse sich längst im „Tag“ nackt dahin ausgesprochen, daß „die Rühmale und Gefahren des Krieges gegen die Buren für die englischen Truppen tatsächlich sehr große waren — viel größer, als unsere Soldaten sie 1866 in Österreich und 1870—71 in Frankreich kennen gelernt“ hätten. In der That! „Wenn die Deutschen es wünschten, könnten die Beziehungen der zwei großen germanischen Völker, England und Deutschland, jederzeit den alten Charakter der Vergleichlichkeit wieder annehmen“ (wie „Daily Graphic“ längst besonders hervor hob). Allein, das ist ja eben: die Herren Deutschen „wünschen“ es nicht, wie Figura erst neuerdings wieder mit den Taktlosigkeiten der „Luftigen Blätter“, der be-

merkenswert scheußlichen „Friedens-Ar.“ des „Simplizissimus“ und vor Allen mit dem ganz unglaublichen Proteste der „Samb. Nachr.“ gegen die „Nordd. Allg. Ztg.“ gezeigt hat, weil diese anlässlich der Erkrankung des Königs Eduard sich mit dem Ausdrucke warmer Teilnahme unberechtigter Weise (!) „zum Dolmetsch der Gefühle des deutschen Volkes gemacht“ habe. (Vergl. auch chauvinistische Preßerörterungen über den Fall 208!)

Baron de Schmid. Die „Heiterkeit“ stirbt im Deutschen Reichstage nun einmal nicht aus. Statt aller Worte nur folgenden, mit wahrhaft oermüthender Ironie wider sich selbst sprechenden „Ausschnitt“ aus den letzten Parlamentsberichten unserer Tages-Presse.

Abg. Baron de Schmid (deutsch-konf. Cl.) spricht der Regierung seinen Dank und seine Anerkennung für die Aufhebung des Diktatur-§ aus, betont aber, daß der Reichstag schon früher als die Regierung die Aufhebung verlangt hat.

Abg. Bebel (zur Geschäftsordnung): Der Vorredner hat seine Rede von einem Zettel abgelesen, es sieht das mit der Geschäftsordnung in Widerspruch.

Vizepräsident Basing: Baron de Schmid hat vorher beim Präsidium um die Erlaubnis nachgefragt, seine Worte ablesen zu dürfen, da er der deutschen Sprache nicht ganz mächtig ist, und ich habe geglaubt, dem entsprechen zu sollen.

Abg. Bebel: Es kam mir auf eine Äußerung des Präsidenten an. Ich hatte angenommen, daß der Baron de Schmid, der früher der französischen Armee angehörte und jetzt seit Kurzem einen hohen Rang in der deutschen Armee einnimmt, auch eine deutsche Rede halten könnte. (Große Heiterkeit links, Unruhe rechts.)

Vizepräsident Basing: Die militärischen Beziehungen des Herrn de Schmid gehören nicht hierher. Hier ist der Herr nur Abgeordneter. (Rufe: „Nur?“ und große Heiterkeit.)

Reichskanzler Graf Bülow: Wenn sich Bebel auch aufgehalten hat über die militärische Beförderung, die dem Baron de Schmid zu Zell geworden, so wird er doch nicht bestreiten können, daß der Kaiser in Ausübung seiner Kommandogewalt durchaus berechtigt war, diese Beförderung vorzunehmen. Wenn Abg. Bebel vielleicht darin ein Hindernis erblicken sollte, daß Baron Schmid in der französischen Sprache aufgewachsen ist — dieser hat, so viel ich weiß, früher dem französischen Heere angehört — so erwidere ich, daß uns jeder Esch-Lothringer willkommen ist, der sich rückhaltlos auf den Boden der bestehenden Verhältnisse stellt, und ich bin fest überzeugt, daß Baron de Schmid sich sehr wohl der Pflichten bewußt ist, welche ihm die Ehre auferlegt, die preussische Uniform zu tragen. —

Und da wundert sich unser unverwundlicher Regierungs-„Optimist“ auch noch, wenn deutsche Unterthanen unsere politischen Verhältnisse bereits „trostlos“ finden wollen.

Lebfrüchte mit Handglossen.

Unter starkem Zulauf und mit großem Gepränge ward zu Nürnberg, im bayerischen Lande — aber auf gut deutschem Boden mit sogar Hohenzollern'schen Erinnerungen, in den Tagen des 15./16. Juni die Jubelfeier unseres „Germanischen Museums“ begangen. Was wohl die zahlreich dazu eingetragenen deutschen Fürstlichkeiten bei dieser Gelegenheit, im Anbilde der Prinzregenten-Statue auf dem Bahnhofspitze darselbst, empfunden oder sich gedocht haben mögen? Ähnliche byzantinische Umwandlungen und anachronistische Denkmals-Regungen noch zu Lebzeiten der betr. gekrönten Häupter waren ja auch anderwärts in unseren Zeitaltern mehrfach zu beobachten — es blieb indessen überoll nur bei der mehr oder minder löblichen Absicht: man hatte es, wie auch das Jeneser Monument in majorem Haecelli gloriam, für den Ernstfall einsti-

weisen nur eben „gestiftet“ und in aller Stille für eine spätere Zeit bereit gestellt. Bayern blieb es vorbehalten, mit seinem Nürnberg den Ton unter den andern deutschen Bundesstaaten hierin anzugeben. (Erst jetzt ist Preußen mit Barmen glücklich nachgefolgt.) Heißt das nun aber „friedsam treuer Sitten“? Wahrlich, dieser Beitrag zur deutschen Zeitgeschichte und einer germanischen Volks-Entartung, nicht die von den Nürnbergern so unverdiente Original-Partitur der H. Wagner'schen „Meistersinger“, hätte unserem jubelnden „Germanischen Museum“ einverleibt werden sollen.

Albert von Sachsen, ein König und ein Held, ist zu seinen Vätern versammelt. Welche außerordentliche Blüte, künstlerische Höhe und Bedeutung die beiden Kgl. Hoftheater zu Dresden unter seiner Regierung, als im Range der ersten Kunststätten des Deutschen Reiches, erlangten — davon hat der gute Münchner, der niemals anderer Herren Länder bereist und dennoch noch immer des holden Wahnes lebt, daß seine Hofbühne „hors concours“ stehe, überhaupt gar keine bloße Ahnung; es sei dem verblühenen Fürsten an dieser Stelle aber noch ausdrücklich und wärmstens besonders von uns gedankt! — Begierig übrigens sind wir, welches gekrönte Haupt nun wohl einmütig damit den Anstoß machen wird, entgegen der üblichen Gruft-Beisetzung und peinlich-sorgsamem Aufbewahrung der irdischen Überreste, als seinen „letzten Willen“ die Feuerbestattung bestimmt zu verfügen.

Der junge Weimarer Hof glänzte anlässlich der diesjährigen Goethe-Festsammlung in der Thüringischen Residenz — zum ersten Mal seit Bestehen der Goethe-Tage — vollkommen durch seine Abwesenheit, während er doch durch die Berufungen von de Beside und Hans Oide sein nach wie vor anhaltendes, lebhaftes Interesse an den Angelegenheiten der bildenden Kunst bekundete und gelegentlich der List-Fest-

Ende Kai, sowohl der Denkmals-Enthüllung selbst als auch den sämtlichen musikalischen Aufführungen offiziell in persona mit Suite bewohnte. Sollte es sich da nicht doch um eine unzweideutige Demonstration an die Herren von der „Goethe-Gesellschaft“ gehandelt haben, und zwar um eine gar nicht mehr mißzuverstehende „Quittung“ auf die bekannten tendenziösen Angriffe gegen die angebliche, pietätlose „Reitbahn vor Goethe's Gartenhause?“ (Vgl. „Gesellschaft“; Jahrg. 1901, I. Juni-Heft S. 320.) — Gar nicht so schlecht und für Weimars Zukunft vielleicht sogar höchst bedeutsam ist übrigens, was Ernst Wachler, der neue Chefredakteur der amtlichen „Weimarschen Zeitung“, in einem bezüglichen Zeit-Artikel soeben gefordert hat: in Ergänzung zum bisherigen einseitigen Goethe-Kult dort nunmehr auch den allumfassenden Geist Herders einmal kräftiger aufleben zu lassen! Da sind wir gerne „mit von der Partie“, und das Herder-Jubiläum des nächsten Jahres wird hierzu auch ein ganz prächtiger Anlaß sein dürfen.

Es ist durchaus nur unsere lebendige Überzeugung und entspricht vollauf unserer eigenen Auffassung von diesen Dingen, was Hans von Bronsart in seiner gediegenen Feier-Rede zur Enthüllung des Weimarer Liszt-Denkmal's sagte und was in dem Dr. G. Göhler'schen Programme des Leipziger „Niedel-Vereins“ zu einem der damaligen Festkonzerte zu lesen stand: „So steht der mächtige Aufschwung, zu dem sich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts das deutsche Musikleben erhob, im Zeichen des glänzenden Dreigestirns Wagner-Liszt-Berlioz, und die Kunstgeschichte wird Liszt als den eigentlichen Führer und Träger dieser großen Bewegung zu nennen haben, deren Mittelpunkt die Ruhestadt Weimar wurde, wie ein halbes Jahrhundert zuvor Weimar der Mittelpunkt gewesen war der von den Dichtern zur höchsten Blüte erweckten deutschen Litteratur.“ Und „Der Liszt'sche Geist wird es sein, welcher das

eigentliche Ferment in der Entwicklung der Musik des 20. Jahrhunderts bilden wird.“ (Nach Lessmanns „Allg. Mus.-Ztg.“, 1902 Nr. 23/24.)

Der deutsche Kronprinz hat das seit den „Wesern“ vom Hofe gemiedene „Deutsche Theater“ gelegentlich besucht und sich „Über unsere Kraft II.“ sowie den „Cyrano de Bergerac“ darin angesehen. Das „Berl. Tagebl.“ jubelte natürlich und fantasiierte bereits vom „Rechte freier Meinungsäußerung in Kunstfragen“ (dem kaiserlichen Vater gegenüber), ja sogar von einem „Zusammenschneiden der Volksmeinung mit dem Herrscherhause“ durch solche Vorgänge; denn diese unentwegt „Freisinnigen“ brauchen ja immer erst eine Sanktionierung ihrer Kunst„Richtung“ von oben her, um damit erst vollständig glücklich sein zu können. Besagtes „Berl. Tagebl.“ vergißt aber ganz, daß „Kronprinzen“ von Alters her geradezu die traditionelle Mission haben, im Verhältnis zum regierenden Oberhaupte „liberaler“ oder doch jugendlicher Auffassung zu sein — so lange sie nämlich nicht selbst auf den Thron gelangen. Ein ganz natürliches Widerspiel — um nicht zu sagen: ein sehr weises System, wie geschaffen, auch die radikalere Gegenströmungen im Reiche in's Interesse zu ziehen und politisch mit dem Bestehenden wieder auszuöhnen.

„Arnold Schönberg, ein Wiener, derzeit Kapellmeister in Berlin, hat mit diesem Setzett, wohl dem schwierigsten Werke der Kammermusiklitteratur, zum ersten Male die Idee, nach einem poetischen Programm' zu komponieren, auf die absoluteste Geltung der Musik übertragen. Er schrieb sein opus auf Dehmels „Berkürte Nacht“... So Richard Heuberger gelegentlich einer seiner „Wiener Musikbriefe“ in der „M. Allg. Ztg.“, wobei er nur leider, ahnungslos wie stets über die Vorgänge auf „modernem“ Gebiete, völlig übersehen hat, was in einem gewissen Buche über den „Modernen Geist in der

deutschen Tonkunst" (Berlin — 1900, „Harmonie“; S. 149 flg.) bereits seit 2 Jahren über Conrad Ansohn geschrieben steht.

Stilblüten griff unsere Presse hämisch aus der letzten Fischzolldebatte des Reichstages auf. Besonders der bayerische Zentrumsabgeordnete Dr. Heim (dem man ja so „liebend“ gern ein am Zeuge fließt) soll sich dabei die unglaublichsten Prachtexemplare geleistet haben. So stellte er u. A. das unbegreifliche Verlangen, den Forellen durch einen „Schuhyall auf die Beine zu helfen“. Und diese Stilblüte reihe sich würdig einer am vorhergehenden Tage von ihm gethanen Äußerung an, wonach er sich in der Kommission „Schwielen am Trommelfell angeessen“ hätte. Nur gemacht, ihr Herren Lacher des wahlfeilen Wipes! So gut es einen gesunden Provingialismus im deutschen Schrifttume geben kann, so gut giebt es auch eine geographische Sondernote der Anschaulichkeit. Besonders wir Bayern äußern just unsere Eigenart in solchen, scheinbar höchst falschen, im Grunde aber nur kräftiger gezeichneten, herber angepaktten Bildern, die — weil ganz natürlich, aus dem Temperament entstanden — nicht merkhaft angekreidet, sondern vielmehr mit stärkerer Sinnlichkeit gleichsam nachempfunden und verstanden werden wollen. Auch das rasche Zusammenwerfen und gelegentliche Vermischen zweier Sprüchwörter in eines läuft unserer größeren Lebhaftigkeit wohl einmal mit unter, ohne daß ein Staatsverbrechen der Litteratur daraus gemacht zu werden brauchte. Wenigstens ist das alles mit Nichtem einisch durch einander gewürfelt, sondern meist ganz organisch, aus dem Boden des südllicheren „Temperamentes“ eben, gewachsen — „sucht daoon erst die Regeln auf!“ Der Berliner ist gerne „schnodderig“, der Bajouare seinerseits wirkt leicht „salopp“. Und schließlich ist alles „nach seiner Art“ — „an ihr wirft du nichts ändern!“

Über „Der selbe, Dieselbe, Das-

selbe“ hat jüngst sehr treffend und „anregend“ Ed. Engel in der „Zukunft“ sich verbreitet — es war unseres Erachtens auch die allerhöchste Zeit dazu, daß wieder einmal Einer das auf sich nahm und dem „deutschen Schriftsteller“ klar zu machen suchte, wie jedem Sekundaner eine billige Verwechselung von Is und Idem im Lateinischen scharf angestrichen würde, die er sich täglich ungestraft x mal erlaubt. Was Ed. Engel bei seiner (trotz Lessing, Schiller, Goethe und — Nietzsche) höchst „zeitgemäßen“ Philippika zu erwähnen nur vergessen hat, ist dies: daß schon seit Jahren die „Bayreuther Blätter“, bezw. seit 1½ Jahren diese unsere Zeitschrift — neben der „Zukunft“ selbst — kein fehlerhaftes „derselbe, re.“ mehr durchläßt und ihre Herren Mitarbeiter sogar redaktionell zwingt, klar und deutlich „der selbe re.“ zu drucken, bezw. wo solche Trennung im gedruckten Satze den geschriebenen Unsinn schon aufdeckt, das „er, sie, es“, re. oder „dieser, diese, dieses“, oder „seiner, seine, seines“ oder auch „dessen, deren“ re. dafür einzusetzen. Probatum est.

Wir lasen jüngst in einem Aufsätze von Cajus Müller über den „Prinzen Ludwig von Bayern“: „Der persönlich sanft gutartige König Ludwig I. kannte seine Mitbayern und wußte, daß in ihnen ein radikalinihilistischer Zug steckt . . . Radikale Stimmungen sind an der Mar nie ganz ausgestorben. Ohne sie hätte auch Dr. Sigl niemals seinen Erfolg haben können; er gab sich zwar dynastietreu, aber das Rote schimmerte sehr oft durch.“ Und wir sähen diese Stelle hier gerne mit an, weil wir meinen, daß sie sogar einen gewissen, auch aus Dörschers vortrefflicher Darstellung (s. vorne) hervor gehenden, „Nihilismus“ der Anschauung bei dem verstorbenen Dr. Sigl noch etwas näher zu charakterisieren vermag.

Wenn wir im vorliegenden Hefte dem Schneider'schen Aufsätze über den Erlanger Zoologen Prof. Albert Fleischmann und seine „Kritik der Deszendenz-Theorie“ an

leitender Stelle Aufnahme gewährt haben, so liegt uns selbstverständlich dabei aallkommen ferne, die wissenschaftlichen Verdienste Ernst Haedels, den Mann und den Gelehrten, irgenbwie schmälern zu wollen. Allein gegen seinen Anhang, das Treiben der Haedel-Klique, müssen falsche Artikel allerdings unbedingt Raum und eine Statt finden. Andererseits darf Prof. Haedel selber es nicht aerübeln, wenn wir z. B. van seinen Angriffen gegen Pfaffentum, Kirchenglauben und ultramantone Politik finden müssen, daß sie die Geschmacklosigkeit platt-nationalliberaler „Kulturkämpferei“ soum um eine Linie überrogen. Doß übrigens die Stimmen gegen den Dorwinismus, als die dem heutigen Stande der Erkenntnis vallauf entsprechende Lehre, sich neuerdings bedeutend mehren, beweist eben wieder der bei G. Reinhardt, hier, (bereits in 2. Aufl.) erschienene Bartrog unseres hoch geschätzten Mitarbeiter Prof. Dr. August Bouly über „Wahres und Falsches in Darwins Lehre“, dessen Lektüre wir gleichzeitig nicht genug empfehlen können. Auch gegen solche Dinge muß mon, wie nicht minder gegenüber Bioiseltian, Noturheilkunde, Homöopathie, der Schafspeare-Frage oder den Yuren ic., immer hübsch „aoraussetzungslas“ denken können und aor Allen unvoreingenommen bleiben!

Wenthalben ist aan der „Frauenfrage“ die Rede — kaum eine Parlaments-tagung bald mehr, in welcher sie nicht eine gewisse Rolle spielte; kein Klangreß, auf welchem nicht irgend ein zeitgemäßes Frauen-Thema aerhandelt würde! So verbreitete sich Adalß Harnack, der berühmte Theologe, jüngst auf der eaangelisch-sozialen Versammlung zu Dartmund darüber, daß mon den Frauen unserer Tage die öffentliche Bildung nicht mehr vorenthalten könne; denn die Zeiten, in denen mon über die Frauenbewegung gespattet habe, sie eine Beaeugung aan Bloustrümpfen oder männlichen Frauen nannte, sind längst vorüber. Gleichwohl ist er

aernünstiger Weise gegen eine „Gleichmachung“, welche geradegu ontisajiol sei und direkt Verwirrung wirke. „Ich nehme damit nichts zurück van dem, was ich über die Frauenfrage gesagt habe. Die Frauen haben wohl die gleiche Berechtigung, sie sind aber nicht gleichartig, denn sie sind in körperlicher Beziehung minderwertig — ich ersuche die anwesenden Damen um Entschuldigung. (Weiterkeit.)“ — Auch auf der Tagesardnung zur nächsten Generalaersammlung der Gesellschaft für soziale Reesorm (September in Köln) stehen Reserate über die „Verobsetzung“ der Maximal-arbeitszeit der Frauen in Fabrikten“.

„Du gehst zum Weibe? Vergiß die Peitische nicht!“ Also sprach Zoroasthra. Wie Roncher hot dieses scheinbor durchaus brutale Wort schon gehört, gebraucht, mißbraucht aber aerfällt — wie Roncher und Ronche bereits heftig dogegen sich ereisert. Wie es aber — und zwar im Gegensatz zur Auffassung unseres Freundes Dr. R. G. Conrad — wohl allein nur richtig gelesen und auch ganz sinngemäß aerstanden werden kann, das mögen aar Allen unsere gesch. Leserinnen in dem seinfähigen Aufsatz: „Die Peitische“ aus der Feder unseres wertuen Mitarbeiters Rothieu Schwann („Neue Bahnen“, Nr. 10) zu ihrer aallen Befriedigung und Genugthuung „geneigte!“ einmal nachlesen.

Hat es der leidige „Raum-Rongel“, unter dem nicht nur die aerehrf. Mitarbeiter, sondern auch die Redakteure selbst aist sa viel zu leiden haben, mißlicher Weise verhindert, daß diese letzteren beiden Ratizen in unserem jüngsten „Frauen-Doppelhefte“ nach mit unter kamen, sa können wir es nur lebhaftest bedauern, daß des Kaisers Banner Trinkspruch auf die Kaiserin zu jenem Frauen-Hefte, wohin allein er wohl so recht gepaßt hätte, schon zu spät eintraf. Auch die Husaren-Deutnants-Anliegen der Creselder Ehrendamen gehörten eigentlich mit in jene Nummer und — zum Kapitel eines wachsenden Feminismus in Deutschland.



Zur neueren Literaturgeschichte.*)

Von Fr. van Oppeln-Branikowski.

(Berlin.)

Das vorliegende Werk, das vier Bände der Enzyklopädie „Am Ende des Jahrhunderts“ bildet, kommt durch unverschuldete Saumseligkeit meinerseits für die Jahrhundert-Furrafsiern leider post festum. Aber dieses Werk ist nicht für den Augenblick geboren. Es ist noch heute — und wird es noch lange sein — aan frischem Pulsschlag belebt, das Werk eines starken, feinen, beweglichen und kühnen Geistes, der mit raschem Blick tausend Gebüde überschaut und ordnend in die richtige Perspektivae rückt.

Zwei Dinge sind besonders lobend hervorzuheben. Einmal die Methode, mit der Lublinski den Exponenten jeder Zeitbewegung aus der wüsten Stoffmasse heraus zu stellen weiß, die Witterung für das Markante und Wesentliche, die geheimen Fäden, die sich zwischen den künstlerischen und philosophischen Einzelercheinungen und dem in Formel gezwungenen Zeitgeist ziehen. Und zweitens der anschauliche, glänzende und gleichzeitig tiefe Stil, der seine Esprit, die Ballmichtigkeit der Worte, die selbsteigene Prägung eigener Gedanken. Das Buch bringt nicht nur stoffliche Belehrung, es regt auch in dem Leser den eigenen Blick für die großen Zusammenhänge an und es bereitet schließlich einen künstlerischen Formengenuss bei der Lektüre — eine seltene Dreieinigkeit aan Eigenschaften bei einem historischen Werke! Gewöhnlich wird von solchen Jahrhundert-Nichtern der Geist „mit wüsten Stoffmassen förmlich überschüttet“, wie Lublinski sagt, und tatgeschlagen, wie wir hinzuschließen können; über dem Detailkram entgleitet die große Perspektive, und das ganze Ragout von Anderer Schmaus wird uns in ungenießbarem Professorendeutsch aufgetischt. Van Alledem ist hier nichts zu spüren. Ein Form und Inhalt gleich beherrschender Geist spannt einen allgemeinen grauen Begriffshimmel über uns und setzt die großen Werke und Systeme, die großen Personen als leuchtende Sterne hinein... Und wie sollte auch ein Mensch ohne seines eigenes Stilgefühl seine kritische Sände am rechten Fleck ansetzen? Wie sollte dem, der nur auf Inhalt bahrt, nicht die Form entschlüpfen, und mit ihr das Ganze, das, was Form und Inhalt bestimmt, die doch schließlich nur zwei Seiten des selben Dinges darstellen.

So sind es denn auch nicht immer die sog. Hauptwerke der Litteratur, die Lublinski als Musterbeispiele demontriert. Eine wenig bekannte Novelle aan Kleist, eine Analyse der „natürlichen Tochter“ aan Goethe werfen unaerhasste Schlaglichter auf die ganze Charakteristik dieser Genien. Auch begehrt L. nicht den doppelten Fehler, die Welt erst mit dem Jahr 1800, soa sein Werk anhebt, beginnen zu lassen, aber gleich aan der Erschaffung des Menschen an auszuhalten. Er legt das achtzehnte Jahrhundert zu Grunde, und er weiß spürseln aufzuzeigen, wie dieses Aufklärungszeitalter in Kant und Goethe, die ihm doch am ehesten entwoachsen sind, seine äusersten Konsequenzen zieht. In Kant wendet sich die Vernunft, die der Aufklärung alles war, gegen sich selbst, um sich ihre eigenen Grenzen aorzuschreiben, und „der größte Dichter deutscher Nation kam im Grunde

*) „Litteratur und Gesellschaft im neunzehnten Jahrhundert“ von G. Lublinski. Berlin, G. Teubner.

über die inneren Tendenzen der Gefühlsepoche seiner Jugend nicht hinaus". Auch von Schiller gilt Ähnliches. Er nimmt in seinem „Wallenstein“ die moderne naturwissenschaftliche Auffassung von Willen und kausaler Wechselwirkung vorweg, ahnt die Notwendigkeit des geschichtlichen Werdens und kann doch, als unhistorischer Rationalist und „Maraltrompeter“ die Konsequenzen seiner Anschauungen dramatisch nach nicht ziehen, kommt während des heraus beschworenen Konfliktes mit seinen eigenen, von Rousseau vererbten „Moral“-Prinzipien in Konflikt und greift in seiner Not nach einem „mythologischen Apparat“, der den Zwang des Geschehens künstlich zu Ende führt. Es ist eigentlich mehr die Tragödie Schillers als die Wallensteins, die uns L. durch die Analyse dieses Drama's sub rosa erzählt.

Der erste Band begreift die Frühromantik und schließt mit einer ausgezeichneten Analyse Heinrich von Kleists, der „den Shakespeare auf den Sophokles türmen“ will und am Zwiespalt seiner Zeit, am eigenen Zwiespalt zwischen Romantik und Klassizismus zu Grunde geht: ein halb „verschallener“ Vorläufer des gegenwärtigen Zeitalters, wo „ein junges Geschlecht darnach ringt, zugleich die äußere und innere Welt mit äußerster Konsequenz zur Darstellung zu bringen“. — Band II umfaßt „Romantik und Historizismus“; wir werden durch die Irrgärten des Vordergrunds geschmachtet geführt, auf Walter Scotts überragenden Einfluß hingewiesen und durch eine feine Analyse mit seiner Romantik vertraut gemacht; Hauffs „Lichtenstein“ wird als eine „Scott'sche Kleinkultur auf deutschem Boden“ gekennzeichnet, und im Hintergrunde ragen die einsamen Berghäupter der großen Romantiker auf, an deren Statt sich ein Kaupach im Sonnenschein der öffentlichen Gunst wärmt: sie, deren Kunst die dunklen Triebe der Menschenbrust, die dem Traum und Wahnsinn verwandt sind, mit allerdings äußerlichen Mitteln darzustellen trachten, und die darum als Vorläufer Ibsens erscheinen. Das Schlußstück bildet — als Pendant zu Kleist in Band I — Heinrich Heine's Zwitnergestalt. Band III enthält „Das junge Deutschland“ mit seinen litterarischen und politischen Fehden, seiner Abgabe an die abgehandene Romantik, und endlich Band IV „Das silberne Zeitalter“ (Heibel, Ludwig, Keller), das Epigamentum und die „Wiedergeburt“ des Reiches wie der jüngstdeutschen Dichtung, die allerdings nur in ihren Vätern und Großvätern, Nießsche und C. F. Meyer, näher ausgeführt wird. Die Analyse Nießsche's ist überraschend; über Meyer, insbes. den „Heiligen“, kann man anderer Meinung sein. In diesem IV. Band hat Lublinski es geflissentlich vermieden, eine „litterarische Balkszählung“ nach bekanntem Muster vorzunehmen, und er rechtfertigt dieses Verfahren in einem besonderen Vorwort zu Band IV. Die litterarische Kenntnis der Romantik sei im großen Publikum fast völlig abhanden gekommen, sagt er mit Recht, und der populäre Zweck des Werkes hätte ihn darum zu ausführlicherer Darstellung derselben gezwungen. „Je mehr ich mich der Gegenwart näherte, desto mehr fiel dieser Opportunitätsgrund fort, und ich hatte gegenüber der Überfülle diesmal genau die umgekehrte Aufgabe, mich möglichst zu beschränken.“ Aus diesem Grunde wird, ohne großen Schaden, Herr von Wildenbruch übergangen, da es sich „um Wechselwirkung zwischen Litteratur und Gesellschaft handelt“, und das „neupreußische Teutonentum“ schon in seinem „prägnantesten litterarischen Vertreter“, H. von Treitschke, vertreten ist. Auch die Lyrik, „diese individuellste Dichtart“, kommt — leider — zu kurz.

Lublinski hat sein Werk hauptsächlich auf Quellenstudium begründet, was erstlich eine ungeheure Arbeitsleistung darstellt und zweitens dem üblichen Ausschreiben von anderen historischen Werken ungleich vorzuziehen ist, auch wenn nicht alles „Detail“ wissenschaftlich unanfechtbar sein sollte. Man findet bei ihm selten eine Bezugnahme

auf Litteraturgeschichten, und wenn dies der Fall ist, so sind es meistens solche von Litteraten und nicht von zünftigen Gelehrten, meistens auch nur Werke aus dem letzten Dezennium, von Otto Brahm, Cioëffer, Kerr u. s. w. Die Kunst wird ihm vielleicht einen Vorwurf daraus machen, wir Anderen danken ihm für seine großzügige, lebenssprühende Darstellung, und wenn auch wir einen Einwand zu machen hätten, so ist es ein litterarischer: daß der lebhafteste Stil bisweilen in Zanglieren mit Abstraktionen, oder in Hanswurstauben à la Heine ausartet. Er könnte bisweilen reifer und kühler gehalten sein, so ist es eines Litterators großen Stils würdiger, und Lublinski hat alle Anwartschaft auf einen solchen.

Vermischtes.

Edwin Vornann: Die Kunst des Pseudonyms. Leipzig, Selbstverlag.

Unter diesem Titel veröffentlichte der genannte eifrige Baconianer soeben auf dem Wege der Subscription einen neuen, allem Anscheine nach höchst wertvollen und bedeutamen Beitrag zur Shakespeare-Bacon-Frage, ein Werk, das gerade jetzt, wo dieser alte litterar-historische Streit insolge jener viel genannten Veröffentlichung einer Amerikanerin von Neuem ausgebrochen ist und gegenwärtig, wie ein Blick in das „Nineteenth Century and after“ lehrt, mit größerer Festigkeit denn je ausgetämpft wird, zur rechten Zeit kommt. Meiner bescheidenen Meinung nach — und ich möchte das Objekt bescheiden im aufrichtigsten Sinne verstanden wissen, weil ich mich bis vor ganz kurzer Zeit um diesen litterar-historischen Streit nicht im Geringsten gekümmert hatte — hat Edwin Vornann mit diesem Werk, voraus gesetzt natürlich, daß die Quellen, aus denen er schöpft, unbezweifelbar lautere sind, die Shakespeare-Bacon-Frage einer Entscheidung zu Gunsten des Letzteren offenbar näher gebracht.

Seine Beweisführung ist folgende (vergl. das Vorwort): „Rein nach sa heimlicher (anonymer oder pseudonymer) Autor veröffentlicht ein Buch, das ihm an's Herz gewachsen ist, ohne auf dem Titelblatt oder in dessen nächster Nähe seinen wirklichen Namen anzubringen.“ Daß dieser Satz, wenigstens so weit das 16., 17., ja auch noch das 18. Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Betracht kommt, thatsächlich

zutrifft, dies wird auf den ersten 36 Seiten des Buches nachgewiesen. Mit einem gewissen Erstaunen begegnen wir hier auch dem 25-jährigen Sachse, wie er seinen Namen in den etwas gesucht erscheinenden Titel seiner „Farce: Götter, Helden und Wie land“ versteckt; ein Verstecken-Spielen, das in damaliger Zeit mit einem großen Aufwande von Scharfsinn betrieben worden zu sein scheint. — Von dieser Anschauung, die sich unser Verfasser — wie er sagt — durch Jahre langes Studium pseudonymer und anonymer Bücher und Titelblätter erworben hat, ausgehend, gelangte er dann zu dem Problem: „Wenn William Shakespeare das Pseudonym eines Mannes ist, der Francis Bacon heißt, so muß der Name Francis Bacon auf den Titelblättern der Shakespeare-Dichtungen und in ihrer nächsten Nähe zu finden sein.“ Vornann führt also dem Leser einige dieser Titelblätter aus den Jahren 1593, 1609 und 1623 stammend in Originalgröße vor und zeigt ihm, daß und wie der Name Bacon in der betreffenden Kopfleiste oder im Texte der Titelangabe gefunden werden kann — wohl verstanden: wenn man nämlich mit einem gewissen, auf vielfacher Einzelforschung aufgebautem Spürsinne dabei zu Werke geht. Im höchsten Grade verblüffend wirkt das, was Vornann dem Leser über ein auf S. 107 seines Buches wiedergegebenes Titelbild zur großen Shakespeare-Faksimile-Ausgabe vom Jahre 1623 zu enthüllen weiß. Danach stellte dieses Titelblatt nicht das Brustbild William Shakespeares, wie man naturgemäß bisher anzunehmen, seinen An-

stand nahm, sondern das Brustbild Francisc Bacons dar mit einer deutlich erkennbaren Larve vor dem Gesicht, die keinerlei Ähnlichkeit mit den Gesichtszügen Shakespeares zeigt, wie sie uns auf seinem Grabdenkmal in der Kirche zu Stratford entgegen treten.

Nicht unerwähnt darf ich lassen, daß Barmanns Buch mit einer Menge von Reproduktionen der verschiedenlichen Bacon-Porträts, sowie der bekanntesten unter seinen Gönnern, Freunden und Mitarbeitern geschmückt ist. Den weitaus wertvollsten Beitrag zur Lösung der Shakespeare-Bacon-Frage aber hat Barmann wohl am Schluß dieses Werkes geliefert, wo er die Urteile von 40—50 Zeitgenossen über Francisc Bacon mit anführt.

Wir sind Alle mehr oder weniger Sklaven unserer Denkgewohnheiten. Seit unserer frühesten Jugend verbinden wir mit dem Namen Shakespeare den Begriff eines unvergleichlichen dichterischen Genius. Von dieser freundlichen Gewohnheit unseres Daseins und Denkens werden wir aber wohl noch Abschied nehmen müssen, so schwer uns dies auch fallen mag. Und bei diesem Aufräumen in der Kumpfkammer lieber, alter Denkgewohnheiten werden wir wohl auch unsere bisherige Anschauung über Francisc Bacon fallen lassen müssen, wonach dieser ein hervorragender Staatsmann und ein mindestens ebenso großer Denker, nebenbei aber ein recht herzlich schlechter Sannetten-Dichter war, d. h. gänzlich außer Stande, irgend ein dramatisches Werk, geschweige denn einen „Hamlet“ zu verfassen. So hat allerdings das 19. Jahrhundert über Bacon geurteilt. So urteilen und urteilten Wilhelm Oeschelhauser, Runa Fischer, Wilhelm Herß, Friedrich Wisser, Moriz Carrière und tausend Andere. (Ich möchte hier übrigens auch noch darauf hinweisen, daß Fr. Bacon erwiesener Maßen ein angesehenes Mitglied der „Gesellschaft der Rosenkreuzer“ war. Diese Rosenkreuzer aber waren nichts Anderes, als was die heutigen Okkultisten sind: Erforscher des Überfönnlichen.) Wie

nun aber haben Bacons eigene Zeitgenossen über dessen dichterische Fähigkeiten geurteilt? Haben sie ihn auch für einen trockenen Gelehrten ohne allen künstlerischen Schwung gehalten, der trotzdem die Schwäche besaß, Sannetten dichten zu wollen? — Die Antwort auf diese Frage bitte ich, in Barmanns Buch nachzulesen. Sie lautet so beschämend für den Scharfsinn unseres viel gepriesenen 19. Jahrhunderts, daß ich es nicht wage, sie hierher zu setzen.

L. Deinhard.

Lichtenbergs Briefe. Herausgegeben von Albert Leigmann und Carl Schüddelkopf. Erster Band 1766—1781. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher). Preis brosch. M. 10,—, geb. M. 12,50.

Es ist bedauerlich, zu sehen, wie sehr die Kenntnis Lichtenbergs heut zu Tage abgenommen hat, und es ist nicht zum Mindesten der Fehler oder, richtiger gesagt, die Schuld unserer halben Schulbildung, die nur mit gewissen vorgeschriebenen, fast möchte man sie staatlich beglaubigte Größen nennen, experimentiert. Sehr richtig bemerkt Eugen Reichel, der wegen seiner Wattsched-Rettung jetzt vielfach hart befehdtet Jarscher, in der Barrede zu seiner äußerst dankenswerten populären Auswahl der Lichtenberg'schen Schriften*): „Als Schriftsteller nimmt Lichtenberg unstrittig einen allerersten Rang ein, und man sollte niemals von Lessing sprechen, ohne zugleich Lichtenbergs zu gedenken.“ Wa aber geschieht das? Fast nichts! Ich kann mich überhaupt nicht entsinnen, den Namen Lichtenberg auf der Schule gehört zu haben, und weiß, daß sich in den letzten zwölf Jahren daran nichts geändert hat. Von zehn so genannten „Gebildeten“ kennt vielleicht Einer den Namen, und es ist dabei immer noch fraglich, ob es nicht dabei sein

*) Reclams Universalbibliothek Nr. 1286—89. Eine sehr empfehlenswerte Ausgabe.

Bewenden hat. Die etwas von ihm gelesen haben, dürften nach seltener sein.

Und doch ist Lichtenberg vor Allem ein Stilkist allerersten Ranges. An Knappheit und Präzision des Ausdrucks nur von Wenigen erreicht, als Humorist und Satiriker einer der tiefsten Köpfe, die Deutschland bisher gehabt. Bei ihm finden wir zuerst den Aphorismus künstlerisch gestaltet und in sich abgerundet vor. Den ganzen Schatz seines Wissens, seiner Philosophie und reichen Gefühlswelt, seiner lebendigen Erfahrungen und seiner großen freien Anschauungen finden wir in ihm nieder gelegt. Seine Bemerkungen über Kunst, Natur und Philosophie, seine psychologischen Betrachtungen und seine satirischen Angriffe auf alle Absurditäten und Verkehrtheiten dieser närrischen Welt, bergen einen Schatz unvergänglicher Weisheit; sein trotz aller körperlichen Kränklichkeit unverwundlicher Humor, seine glänzende Beobachtungsgabe und glückliche Art, sich über seine Erfahrungen und Erlebnisse zu verbreiten, macht die Lektüre seiner Schriften ebenso interessant wie lehrreich.

Daß ein solcher Mann, zugleich mit einem warmen Herzen für seine Freunde begabt, in einem Zeitalter, in dem man nach Lust und Muße für umfangreichere Korrespondenzen hatte, ein Briefschreiber par excellence sein mußte, ist wohl selbstverständlich. In der That sind seine Briefe musterjähig, sowohl im Stil als in der Art, selbst unbedeutenden Dingen eine persönliche Note zu verleihen. Sie sind der reinste Ausfluß seines Charakters, großzügig und von entzückender Offenherzigkeit. Sie bilden eine Fundgrube der feinsten Bemerkungen und gewähren einen lebendigen Einblick in das reiche Leben dieses bedeutenden Mannes. Es ist eine höchst verdienstliche Aufgabe, der sich die beiden Herausgeber unterzogen haben, diesen Schatz dem deutschen Volke in würdiger Weise auf's Neue zugänglich zu machen, und es wäre zu wünschen, daß nicht bloß der

Litterarhistoriker, sondern jeder Litteraturfreund, ja jeder Gebildete sich daran erquickte. Diese Briefe enthalten ja viel echt Menschliches und sind dem allgemeinen Verständnisse so zugänglich, daß sie wohl Gemeingut zu werden verdienen. Es sei daher besonders den Volksbibliotheken deren Anschaffung empfohlen.

Gerade die Offenherzigkeit macht seine Briefe so liebenswürdig und charakterisiert auch die Empfänger so prächtig. Sie sind eben stets nur für diese und etwa nach besonders namhaft gemachte Personen bestimmt, und Lichtenberg kann dies auch nicht oft genug betonen. So schreibt er unter'm 11. März 1772 an den Verleger Dieterich und dessen Frau u. A. „Nun ehe ich es vergesse, wenn ich rote Tinte hätte, so wollte ich folgende Zeilen damit schreiben: ‚Zeige meine Briefe nur sehr wenigen Personen, so bekommst du immer offenherziger, sündigst du aber darwieder (und wenn du sündigst, so erfahre ich es gleich), so bekommst du, so wahr ich jezt dein Freund bin (die heiligste Versicherung, die ich teune) keine Zeile mehr, aber wenigstens solche Zeilen, die so gut als keine sind.““ Es folgt nun eine Reihe von Personen, denen die Briefe gejeigt werden dürfen — es sind nur drei!

Von welcher Tiefe des Gefühls Lichtenberg ist, charakterisiert eine Stelle aus einem Briefe an eben diese Frau Dieterich am Besten: „Was ist doch der Mensch? Ich, der leichtsinnige, mutwillige Lacher, der noch immer mit natürlichem Bewehr sich gehalten hat, wo andere Leute schon nach dem Schild des Glaubens griffen, der nämlich kann nicht einmal von Leuten Abschied nehmen, wenn er eine Reise von elf Meilen machen soll, ja nicht einmal von Leuten, die vielleicht Ursache haben — soll ich es sagen — Ursache haben, hinter ihm herzuklüstern: Nun, Gott Lob, daß der Tockkopf einmal aus der Stadt ist! Hätte mich Dietrich damals geküßt, so wäre meine Standhaftigkeit zusammen gefallen

wie ein Kartenhäuschen, in welches der Wind flöht."

Vermißt habe ich die durch ihre Bemerkungen über englische Schauspielkunst und die eingebende Schilderung Garricks und anderer bedeutender englischer Künstler ebenso wertvollen wie interessanten Briefe an Heinrich Christian Voie vom 1. und 10. Oktober, 30. November und 2. Dezember 1775, die mit zu seinen glänzendsten Auslassungen gehören. Diese wurden zuerst im „Deutschen Museum“ (Jahrgang 1776 und 1778) abgedruckt und sind auch in der bereits genannten Reichel'schen Ausgabe der Lichtenberg'schen Schriften enthalten. Da im Laufe ihrer Arbeit den beiden Herausgebern wohl noch manches bisher Unbekannte nachträglich in die Hände fallen dürfte, so wäre es ebenso dankens- wie wünschenswert, wenn auch diese Briefe noch in einem Nachtrage einem der späteren Bände, denen wir mit Spannung entgegen sehen, einverleibt würden. Kurt Holm.

Wielands Werke. Herausgegeben von Gathold Klee. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. (Vier Bände.) Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Appetitlich und „gelegen“, wird die an die Stelle der Kurz'schen Ausgabe getretene Auswahl die obligaten „Klassiker“-Käufer finden. Ob einem der liebenswürdigsten Dichter unserer Literatur — keinem Großen, durchaus keinem „Klassischen“ Meister — mit ihr gedient erscheint, ist eine andere, immerhin nicht abzulehnende Frage. Diese Wielandresomathie, nicht besser, nicht schlechter als der in solchen Fällen beliebte langweilige Durchschnitt (Lesebucheinführung für Gymnasialisten, lächerliche Anmerkungen: z. B. „Pan“, der griechische Hirten- und Waldgott . . ., Schalk = Wäsewicht) bietet in ihrer harmlosen Unbedeutendheit nur den Anlaß, einmal wieder kräftig zu rufen: Gebt sie uns ganz, unsere Verfahren, oder in künstlerischer Lesel! Woju hier der ganze „Oberon"? Woju der ganze „Agathan"?

Warum z. B. die „Wasserkufe“ wieder nicht? „Das deutsche Volk“ stellt diese mehr oder minder wahrheitsliebenden Klassiker ungelesen in den Bücherschrank, der Litteraturfreund beachtet sie nicht, der Junggenosse — kritisiert sie im „Archiv für x, y, z-Litteratur“ freundlich oder gehässig je nach Clique, Laune, eigenen parallelen Absichten. Was bedeuten diese Ausgaben für unsere Kultur?! Auch so ein Akaolismus des Bildungssphälistierums, dem auf die Hühneraugen zu treten, endlich nat. thut.

Dr. Richard Schaufal.

Ricarda Huch: Blütezeit der Romantik. Leipzig, H. Haessel.

Es ist eines unserer besten Bücher über die Romantik. Ich kenne wissenschaftlichere und gründlichere Werke über diese Ähnenzeit der Moderne. Aber keines, das mit mehr künstlerischem Ernst an ihre Probleme heran tritt. Mit der schmiegsamen, nachempfindenden Seele der Frau geht Ricarda Huch sorgsam all' den jarten und oerästelten Linien nach, aus denen sich Weltbild und Persönlichkeit der Romantiker zusammen seht. Manche ihrer Auffänge sind musterhaft für eine wirklich moderne Art von Litteraturdarstellung. Über ihren Akaolis-Ehnan oermag ich nur Franz Mey's geniale Würdigung zu stellen. Daß wir doch noch immer Leute haben, die sa seine Kunst oersehen, beweist der Umstand, daß binnen zwei Jahren schon die zweite Auflage dieses Buches erschienen ist.

Dr. Karl Hans Strobl.

Akaolis sämtliche Werke. Ergänzungsband, auf Grund des litterarischen Nachlasses herausgegeben von Bruno Wille. Leipzig, Eugen Diederichs.

Auf Grund der kritischen Ausgabe des Akaolis-Nachlasses von Ernst Heilbarn und Carl Reißner (Berlin, Reimer) hat Wille diesen 4. Band seines handlichen, klar gedruckten und sympathisch ausgestatteten Akaolis geschaffen. Die Gestalt des interessanten Dichters der deutschen Romantik hellen die „Fragmente“, diese oft

kaum skizzierten, manchmal eindringlich verarbeiteten Gedanken eines sensiblen Psychologen, seinen innigen Freunden zu Dank ganz überraschend auf. Ich hoffe, in der „Gesellschaft“ Friedrich von Hardenberg noch einmal eingehend behandeln zu dürfen. Dr. Richard Schaufal.

August Ehrhard: Franz Grillparzer. Sein Leben und seine Werke. Deutsche Ausgabe von Marij Recker. München, C. S. Beck.

Wilhelm von Warteneck: Erinnerungen an Franz Grillparzer. Fragmente aus Tagebuchblättern. Wien, C. Konegen.

Franz Grillparzers Werke. Volks-Ausgabe in acht Bänden. Stuttgart, J. G. Cotta.

Ein Franzose ist es gewesen, der die erste moderne und umfassende Biographie Grillparzers geschrieben hat; und ist auch sein, vor etwa eineinhalb Jahren erschienenenes, Werk nicht frei von Lücken und Mängeln, so verrät es doch ein liebevolles Verständnis und eine mit sorgfältiger Sachkenntnis vereinte edle Begeisterung für den großen österreichischen Dichter, dessen hohe Bedeutung nunmehr auch in Deutschland immer mehr erkannt wird. In Marij Recker hat Professor Ehrhard einen mehr als selbständigen Übersetzer gefunden, der vollauf berufen war, breiteren Schichten des deutschen Volkes die Kenntnis des Ehrhard'schen Werkes zu vermitteln. Reckers Einfluß ist auch inhaltlich in diesem Buche stark zu verspüren; dieses ist, namentlich durch das glücklich erweiterte Schlußwort, zu einem trefflichen und kulturhistorisch sehr belehrenden Zeitbilde geworden. Grillparzers Charakter ist auch in der deutschen Ausgabe freudiger dargestellt, als es gewöhnlich zu geschehen pflegt; mit den düsteren Farben ist gespart worden. Ein neues Kapitel Ehrhards behandelt Grillparzers Fragmente „Spartacus“ und „Hannibal“ — es ist ebenso gedankenreich wie formschön. Leider wird die so wunderschöne

und für das Verständnis Grillparzers so überaus wichtige Novelle „Der arme Spielmann“ nur einige Male flüchtig erwähnt.

Auch Warteneck liefert in seinem Büchlein einen schätzbaren Beitrag zur Charakteristik Grillparzers und lehrt uns namentlich seine Meinung über Laube, Puttlig und Otto Prechtler kennen. Besonders interessant ist eine Bemerkung Grillparzers über ein von ihm verfaßtes Drama aus der steirischen Geschichte, das sich mit Andreas Paumkirchner beschäftigte, das aber verloren gegangen zu sein scheint. Auch über andere Werke Grillparzers erfahren wir viel Wichtiges. Alles das macht das Büchlein, das auch farnell sehr sympathisch berührt, jedenfalls recht wertvoll.

Die Volks-Ausgabe Grillparzers endlich, welche die Cotta'sche Buchhandlung noch rasch vor dem „Freimerden“ der Grillparzer'schen Werke veranstaltet hat, wird ohne Zweifel viel dazu beitragen, die Schriften dieses Dichters im Volke zu verbreiten. Man wird also jetzt endlich auch Grillparzers Namen unter den landläufigen „Klassiker-Ausgaben“ lesen können, nachdem man so lange schon Namen wie Hauff, Zschalle und Chamissa darunter gefunden hat! Die neue Ausgabe enthält Grillparzers Dramen mit Ausnahme der Jugendwerke, eine Auswahl seiner prosaischen Schriften (darunter „Das Kloster bei Soadamer“, den „Armen Spielmann“ und die Selbstbiographie), sowie eine brauchbare Auswahl seiner Gedichte; beigegeben sind die Einleitung und die Wörter aus Laube's erster Grillparzer-Ausgabe. Immerhin ist diese Ausgabe, deren billiger Preis (4 Mark) ihre Anschaffung sehr erleichtert, freudig zu begrüßen.

Dr. Egon von Romarzynski.

Friedrich Hebbels Briefe. Achse in zwei Bänden. Berlin, Wehrs Verlag (C. Bad).

Friedrich Hebbels sämtliche Werke. Ebenda.

Den Hebbel'streunden ist diese Ergänzung

des von Felix Baumberg früher veröffentlichten Briefwechsels eine Gabe von höchstem Werte. Schon von Baumberg geplant und nach seinem Tode von seinem Mitarbeiter Lemmermayer beabsichtigt, ist diese Sammlung nun durch die ausdauernden Bemühungen des zur Zeit mit Herstellung der ersten historisch-kritischen Gesamtausgabe beschäftigten Hebbelforschers, Prof. Dr. Richard Maria Werner in Lemberg, zu Stande gebracht. Ihm gebührt Anerkennung für das Verhalten der zerstreut in der Presse veröffentlichten oder richtiger: versteckten Briefe Hebbels. Manches durfte er dem Weimarschen „Goethe-Schiller-Archiv“ entnehmen; im Original lag ihm die leider unvollständige Reihe der Briefe an Campe vor, viele andere in Abschriften. In den zehn Jahren seit Erscheinen der Baumberg'schen Sammlung ist Verständnis und Würdigung Hebbels unendlich gewachsen, die Scheu vor Enthüllung seiner intimen Beziehungen oder seiner Konflikte gemindert. Die 327 Nummern dieser Sammlung haben fast ausnahmslos Wert für den Kenner. Es sind nur Briefe Hebbels, ohne die Antworten der Empfänger. Viele dieser Briefe fügen dem Bilde, das wir aus Auß's Biographie und aus den „Tagebüchern“ vor Augen haben, neue Züge bei; auch bei einigen unbedeutenden Billets hat man nicht den Eindruck, es sei die Wäschzettelliteratur vermehrt worden, sondern wird vielmehr dessen eingedenk, daß Hebbel einmal bemerkte, er könne keinen Wäschzettel ohne einen inneren Anteil nieder schreiben. In jeder Zeile finden wir den ganzen Mann mit seinen offenkundigen Schwächen und seiner überwältigenden Größe. Dank verdient es auch, daß der Herausgeber früher unausständig veröffentlichte Briefe in ihrem vollen Umfange nunmehr abgedruckt hat. Mit Recht sagt Hebbel in Brief Nr. 50: „Ich bin sicher, daß eine spätere Kritik, die meine sämtlichen Arbeiten im Zusammenhang auffaßt, unbedingt auf meine Seite treten wird.“

Sehen wir statt Arbeiten: sämtliche Lebensäußerungen, so wird diese Behauptung noch zutreffender. Der große Einsame hat viel von seinem Fühlen und Denken in seinen Briefen ergossen; in jeder Zeile tritt uns da der grandehftliche Mensch entgegen, auf den sein eigenes Wort in Brief Nr. 354 paßt, „daß der Dichter den Menschen voraus setzt“. Was für schlagende Urteile z. B. über sein Verhältnis zur „realen Bühne“, was für baldhörner lautersten Empfindens bergen diese Schriftstücke! Das Juwel der Sammlung sind die zum ersten Mal veröffentlichten, mehr als 70 Briefe an Hebbels Gattin, welche die greise Witwe Christine hier der Öffentlichkeit übergibt. Sie strömen einen intimen Reiz aus und bilden den erfreulichsten Gegensatz zu den Schreiben an Elise, aus denen allein wir bisher Hebbels Empfinden für die Frau und für die Ehe ermessen konnten. Hier fühlt man aus jedem Wort das gefestigte Glück seiner vollendet schönen Ehe; aus den Qualen und Verhärtungen vorworrer Kampfesjahre sehen wir ihn zur tiefen Befriedigung, zur demüthigen, jählichen Liebe und, durch die innige Verbindung der beiden großen Naturen, zur Harmonie in Kunst- und Weltauffassung geführt. — Die chronologische Anordnung, die erläuternden Anmerkungen, endlich das genaue Verzeichnis sämtlicher gedruckter und ungedruckter Briefe Hebbels, deren Abfassung R. M. Werner nachweisen kann, bilden eine schätzbare Vollständigung der Hebbelforschung. Dem Kenner bildet das übersichtlich gestaltete Werk eine Fülle für das Gesamtbild unentbehrlichen Materials; dem Neuling werden die durch Stil und Inhalt fesselnden Briefe mindestens eine Ahnung von der Tiefe und genialen Kraft des Dichters geben, den man den Schöpfer unseres modernen Drama's nennen darf.

Von der Gesamtausgabe, welche in zwölf Bänden lieferungsweise erscheint, liegen bisher zwei Bände vor. Sie bringen die sieben ersten Dramen (bis „Herodes und

Marianne“ einschließlic) und geben in den kritischen Einleitungen des Herausgebers, dem in reinster Gestalt vorgelegten Text und den als Anhang folgenden Lesarten wie erläuternden Anmerkungen ein vollständiges Bild von Hebbels Schöpfungen. Es ist eine Freude, den Tag zu erleben, da er unserer Nation so nahe gebracht wird!

H. Bonfart.

Dr. Carl Busse: Geschichte der deutschen Dichtung im 19. Jahrhundert. Berlin, F. Schneider & Co. (H. Klinkmann).

Frühreife nahm Carl Busse an der literarischen Bewegung lebhaftesten Anteil. Der temperamentvolle Kritiker, der Schüler H. von Treitschke's, H. Grimms und Erich Schmidts, wurde vielleicht noch bekannter als der formal glänzende Lyriker und Raekellist. Seine zahlreichen literarhistorischen Essays, hinzu gerechnet die ausführliche Einleitung zu seiner Anthologie „Neuere deutsche Lyrik“ (1895) und seine Interpretation von „Noaalis' Lyrik“ (2898) berechtigten zu der Erwartung, er werde seine reichen Kenntnisse und Erkenntnisse in einer eigenen Literaturgeschichte zusammen fassen. Die „Geschichte der deutschen Dichtung im 19. Jahrhundert“ hält, was er zu versprechen schien. Seine eifrige Arbeit zeugt von umfangreichen Wissen, tief dringendem Verständnis und selbständiger Auffassung der verschiedenen Literaturströmungen wie der einzelnen Literaturgrößen seit Schillers und Goethe's Tagen bis auf die Gegenwart. Er hat das Ganze klar und übersichtlich angeordnet. Der Schwerpunkt seiner Darstellung liegt allerdings in der ersten Hälfte seines Buches. Vom tolen Jahr (1848) an bis zur Wende des Jahrhunderts rückt er oft gar zu großzügig vor. „Kleine vergessene und vergessene Geister“ hat er absichtlich übergegangen; sein Opus durfte bestimmte Raumgrenzen nicht überschreiten. In der jüngsten Verlage hat sich der Verfasser indessen auch stärkeren Talenten versagt; die „besseren

Vertreter neuer deutscher Erzählungskunst“ werden nur „kurz genannt“; ebenso ist R. G. Canrad, dieser krafttragende Anreger und Barkämpfer des literarischen Jungdeutschlands, bias erwähnt worden! Der Kürze wegen hat Busse das Leben der Dichter in der Regel nur so weit in seine Kreise hinein gezogen, als es unmittelbar zur Erklärung ihrer Produktion beiträgt. Eben so mußte er häufig auf eine Analyse ihrer Werke im Einzelnen verzichten. Beispielsweise hätte er wohl G. Keller's und C. F. Meyers dichterische Thaten eingehender behandeln sollen! In biographisch, bibliographischen Anmerkungen sucht er seine Charakteristiken zu ergänzen; in jenen will er „jedes bedeutsamere Werk“ registrieren; doch auch hier ist er aiel zu eigenmächtig verfahren. — Überall tritt Busse energisch für die Einheit von Kunst- und Volksidealen ein. Er bestimmt den Wert eines Künstlers nach der Fähigkeit des betreffenden, vom ganzen Volke aufgenommen zu werden, alle gesunden Volksansichten zu erheben und geistig zu bereichern. Demgemäß hat er für einen R. Dehmel wenig übrig. Dies kommt u. A. auch daher, daß er nicht nur mit ästhetischen, sondern auch mit ethischen Maßstäben arbeitet, was sich in seiner Würdigung Kleists, Hebbels, Lenau's handgreiflich assenbart. Er überschätzt das Wirken und den Einfluß der Poeten nicht; er weiß, wie entscheidend politische Ereignisse in die Geistesrichtung einer Nation eingreifen; seine Literaturgeschichte ist erfüllt von seiner herzhaften Bewunderung für Bismarck's Genie. — Grillparzer, Kleist, Hebbel, Gutzkow, W. Alexis, Freytag u. a. Dramatikern und Romanautoren widmet er hohe Sargfall. Die treffendsten, feinsten und fruchtbarsten Ansichten und Urteile äußert er unstreitig über Lyrik und Lyriker. Heibel, der von den Jüngsten beständig aus Unkenntnis und Selbstüberhebung als süßlicher Wadtschpoet abgethan wird, hat er gerecht in seiner historischen Entwicklung und Bedeutung fest gehalten.

Busse's Darstellung ist farbenreich, flott, hier und da etwas jugendlich losfahrend und übersprudelnd. Doch hat er sich im Vergleich mit seinen Anfängen bereits beträchtlich gemäßiget. Er neigt zu geistreichen Sentenzen und abschließenden Formeln, zu weiten Parallelen und Kontrasten. So reiht er einmal neben das Porträt Zimmermanns das Luthers, Björnsjans — und Stöders! Manchmal häuft er die Bilder, er fällt sogar gelegentlich aus dem Bilde. Dennoch überwiegt in seinem Buche das Licht ganz erheblich die Dämmerungen und Schatteln. Er ist interessant selbst da, wo er zum Widerspruch heraus fordert. Der Laie darf sich im Allgemeinen seiner Führung getraut anvertrauen.

A. R. L. Ziela.

Die Dichtungen des Grafen Moriz von Strachwitz. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte von A. R. L. Ziela. Berlin, Alexander Dunder.

Eine gründliche Arbeit über Strachwitz, dessen frisch-frische Lieder viel mehr gefallen sein sollten, war längst Bedürfnis geworden. In den maßgebenden literarhistorischen Werken finden sich über ihn meist nur recht kurze Hinweise, oft kaum mehr, als ein paar andeutende Worte. Das vorliegende Werk, das als XX. Band der „Forschungen zur neueren Literatur-

geschichte“ erscheint, muß daher als wirklich notwendig freudig begrüßt werden, zumal A. R. L. Ziela neben umfassender Sachkenntnis einen erstaunlichen Fleiß an seine Aufgabe verwandt hat. Außer der einschlägigen Literatur sind vor Allem die Akten des „Lunnels“, des bekannten Berliner Künstlerklubs, dem auch Strachwitz vom Dezember 1842 bis Februar 1844 angehörte, als wertvolle Fundgrube gewissenhaft benutzt, und auf Grund scharfsinniger Untersuchungen manche Unklarheiten richtig gestellt worden.

Am dem ersten Teil des Buches werden allerdings wohl nur „Litteraten“ ihre besondere Freude haben; der zweite bietet aber auf mehr denn 100 Seiten so viel Anregendes für Jeden, daß das Werk allen Litteraturfreunden zur Anschaffung zu empfehlen ist. Denn dadurch, daß Ziela das Bild des Dichters sich aus der Zeit heraus entwickeln läßt, erleben wir zugleich die Geschichte jener Jahre, welche ein nicht uninteressantes Kapitel deutscher Dichtkunst überhaupt umfassen. Ein Anhang „Chronologisches und Textkritisches“, sowie sechs bisher unveröffentlichte Dichtungen von Strachwitz beschließen den stattlichen Band, der sich den bisherigen Veröffentlichungen des Verlages würdig anschließt.

Martin Baeltj.



Büchertisch.

NB.: Die in römischen Lettern hier verzeichneten Werke wurden der Schriftleitung in zwei Exemplaren eingesandt — Besprechung in Korreferat-Form vorbehalten!

Unsorge, Comrad: Op. 17. Fünf Lieder. Nach Dichtungen von Richard Dehmel. Berlin W., A. Demer, Musikverlag.

Avonianus: Dramatische Landwörterlehre. 2. umgearbeitete u. vermehrte Auflage. Berlin, Fern. Walter & Co. m. b. H. 292 S. M. 5.—.

Baetle, Adolf: Geschichte der deutschen Literatur. In zwei Bänden. Bd. II: Das neunzehnte Jahrhundert. Leipzig, Eduard Kuenenius. 850 S. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Baillie, Ada: Heimliche Botschaft. Lese Gesichter. 1.—10. Tausend. Nr. 15 von Göttrins Moderner Bibliothek. Berlin W., Rich. Göttrins Nachf. (G. Krüger). 96 S. Geh. M. 0,50, geb. M. 0,75.

Berg, Alfred: Die wichtigste geographische Literatur. Ein praktischer Wegweiser. 1. und 2. Tausend. Halle a. S., Gebauer-Schwesigke Verlag m. b. H. M. 0,70.

Bergin, Henrik von: Die Marienburg und der Deutsche Ritterorden. Berlin, Holl & Wiedert. 32 S. M. 1.—.

Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes: Nr. 1506—1576. Der Wermolt. Österreichischer Roman von Wilhelm Kiehl (W. Hartung.). 284 S. Geh. M. 1,25, geb. M. 1,50. — Familie Jourdambault. Schauspiel in 5 Akten von Emile Augier. Deutsch von Raphael Löwenfeld. 76 S. Geh. M. 0,25, geb. M. 0,50. —

Der Fächer am Nonna. Trauerspiel in 5 Akten von Friedrich Schim. 74 S. Geb. M. 0,25, geb. M. 0,50. — Rein Faltung. Weltsohnspiel in 3 Akten. Mit freier Benutzung der Wiener'schen Dichtung von Hermann Jahnke und William Schirmer. 72 S. Geb. M. 0,25, geb. M. 0,50. — Polnisches Nocturnbuch in deutscher Sprache von Albert Weisk. 4. Abt. 212 S. Geb. M. 0,75, geb. M. 1,—. Halle a. S., Cito Fensbel.

Bücher vom Deutschen Haus. Nr. 15. Tätigkeitsbericht über das Jahr 1901, erstattet in der am 10. Mai 1902 stattgefundenen Versammlung des Vereins „Deutsches Haus“ in Bräun. Brünn. Verlag des Vereins „Deutsches Haus“, 27 S. Hamard, G.: Der Vorklassismus (Die Religion der Menschheit) 14 S. M. 0,15.

Brandt, Georg: Gesammelte Schriften. Deutsche Original-Ausgabe. Herausg. 4—13. München, Albert Langen, 60 Reproduktionen à 1 M. Briefe aus dem Artzgeplangenen Camp auf Golon. Schmerzverluste epileptischer Frauenfrauen. Mit Umgründung der englischen Genese erhaltenen Originalberichte, herausgegeben von einem Originalgeplangenen deutschen Frauenhelfer. 1.—3. Tausend. München, Carl Haushalter. 20 S. M. 0,40.

Beuns, Margarete: Der Sinn unserer Religion. Mit einer Einleitung von Max Brand. Minden 1. M., J. C. G. Brunns. 117 S. M. 1,—.

Budde, Dr. G.: Bücher aus meinem Schenkbuch. Gesammelte kleine Erzählungen. Berlin, Gp. Kellner. 170 S. Geb. M. 1,50, geb. M. 2,50.

Cauer, Marie: Der Beruf der Krankenpflegerin in Deutschland. Gedankens über eine notwendige Reform. Sonderabdruck der Monatschrift „Die Krankenpflege“. Herausgeber: Dr. med. Martin Wendenbush. 1. Jahrgang. Berlin, G. Kellner.

Deißig, Friedrich: Das Buch Job. Neu überlegt und kurz erklärt. Leipzig, J. G. Hinrichs. 122 S. M. 2,50.

Deutsches Lawn-Tennis Jahrbuch 1902. Der Jahrbücher 8. Jahrgang, herausgegeben von R. Frieder von Harbar. Baden-Baden, Emil Sommermeier. 138 S. Geb. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Deutsche Literaturbilder aus alter und neuer Zeit. Herausgegeben von Karl Maria Roh und Cäcilie Pash. Bd. 1. Nr. 12: Malala Renau. 16 S. Wien XII, Verl. d. „Deutschen Literaturbilder“.

Die Religion der Menschheit. Monatschrift zur Verbreitung der positiven Weltanschauung. Herausgeber Dr. G. Kolmar. 1. Jahrg. Nr. 1—12. Nr. 3.— II. Jahrg. Nr. 1—4. M. 4,—. Leipzig, Rudolf Hübner.

Dudac, Julius: Streiflichter. Studien und Essays. Leipzig, Cotta Bloand. 263 S. M. 3,—.

Dulmenort, Friedrich: Die Deutschen in Tolstoj's Schilderung. Sonderabdruck aus der Zeitschrift zur „Neuen Weltanschauung“ Nr. 111. München, Singsmer'sche Verlagsbuchhandlung (Hm. Carl Singsmer). 14 S. M. 0,50.

El-Cerezi: Das zweite Leben. Roman. Leipzig, Paul Zilk. 349 S. M. 3,—.

Erllin-Schmederler, Hedwig: Der Mut zum Glück. Roman. Leipzig, Paul Zilk. 223 S. M. 3,—.

Ernst, Wilhelm: Renau's Frauengefallen. Stuttgart, Carl Krosche. 420 S. Geb. M. 4,50, geb. M. 6,—.

Falle, Catharina: Pögl. Märchenleuchte in 5 Akten. Hamburg, Alfred Janssen. 112 S. Geb. M. 1,50, geb. M. 2,50.

Fricl, Frieda: Der Beruf der Krankenpflege und die darin aufzutretenden Gegenstände. Stuttgart, H. Fricling & Co. 24 S.

„Frührot!“ Mitteilungen der Literar. Gesellschaft. Leitung Dr. James Weiß. Heft 1. Berlin W., Selbstverlag der Gesellschaft „Frührot“. 31 S. M. 0,20.

Fuchs-Nordhoff, Felix von: „Ringendes Lobes.“ Dichtungen. Hamburg, Alfred Janssen. 134 S. Geb. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Gelin, Theodor: Renau als Naturdichter. Mittheilungen über die Abhängigkeit von Renau's zu seinem 100. Geburtstage, 13. Aug. 1902, gemindert Leipzig, C. Graffauer (Rich. Goldacker). 52 S. M. 1,50.

Gracfer, Karl: Für den Zweckkampf. Eine Studie. Berlin SW., Fern. Walter, G. m. b. H. 72 S. M. 2,—.

Gregers, Dr. Cilo von: Albrecht Haller als Dichter. Öffentlicher Vortrag, gehalten in Bern zu Gunsten des zu errichtenden Haller-Denkmal. Tübingen, Hans Schulze. 51 S. M. 1,—.

Güttler, Dr. G.: Wieviel es eine „inhaltliche“ Wissenschaft? Beitrag zur Beurteilung einer Tagesfrage. München, G. H. Sed (Dietrich Sed). 46 S. M. 1,—.

Haller, George: Auf jenseitigen Boden. Bilder aus dem Großstadtleben. 1.—10. Tausend. Aus Göttingen's Koberner Bibliothek Nr. 17. Berlin, Rich. Schöpsch Nachf. (H. Krüger). 86 S. M. 0,50.

Hammer: Monatsblätter für deutsche Sinn. Januar bis Juni 1902. Nr. 1—6. Leipzig, Theodor Fritsch. 60 S. M. 0,50.

Häuser, Otto: Leben Johannes Johannsen. Erzählung. Stuttgart, Neeser, Benz & Co. 242 S. M. 2,40.

Heil, Helmut: Göttern und heute. Gedichte. Berlin NW., M. Lilienfeld Verlag. 77 S. M. 1,50.

Hellen, Eduard von der: Goethe's Briefe. Kugenschild in Chronologischer Folge mit Anmerkungen. Zweiter Band (1760—1788) d. Gotha'schen Bibliothek d. Weltliteratur. Stuttgart, J. G. Gotha Nachf. G. m. b. H. 322 S. M. 1,—.

Hermann, Robert: „Cyber der Gesellschaft.“ Eine Scene. 15 S. — Gerädigtigt. Eine Tragödie aus dem Jahre. In einem Aufzuge. 15 S. Leipzig, Verlag „Frührot“ (Herm. Degen).

Hochstetler, Sophie: Dietrich Lomlen. Aus einem klaren Leben. Roman. Berlin, Webr. Paritz. 207 S.

Kleinck, Paul Dr.: Götter's Rosenkranz (Essay zur Insignität des rases domaines). Berlin, Herm. Walter G. m. b. H. 84 S. M. 1,50.

Lampert, Kurt Dr.: Die Wälder der Erde. Eine Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste und Ceremonien aller lebenden Wälder. Mit etwa 650 Abbildungen nach dem Leben. Lieferung 1—3. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 35 Lieferungen à M. 0,50.

Langendach, Felix Ludwig: Erzähl. Schwand. München, Verlag des bayr. Kolonialhauses (Kun. Hage). 64 S. M. 0,75.

Loewenberg, Dr. J.: Vom gaitenen überfüllt. Eine Kuschel aus neuen deutschen Dichtern für Schule und Haus in Auftrage und unter Mitwirkung d. literar. Kommission der Hamburger Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung herausgegeben. Leipzig, H. Holtzlander. 272 S. M. 1,50.

Less, Ida: Aus der Werde-Grunde einer Inblistquantität. Ein phobotogischer Versuch als Studie auf veranontem Gedichte, vornehmlich dem der Psychophysiologie. Wien, Carl Seitzler. 331 S.

Reichard, Rosa: Claudine. Episch-literarische Dichtung in 6 Akten. Bräunona, Verlag „Frührot“ (H. Weitzner & Co.). 87 S. Nr. 2,50.

Revere Wallis über: Nr. 1293—1306. Die Entdeckung der Akten durch natürliche Nachwahl, aber die Erhaltung der bevorzugten Kassen im Kampf um's Tafeln. Von Gharis Daevin. Überlegt von Paul Seliger. Bd. 1 u. II a. M. 0,50.

Das Leben Jesu. Von Ernst Renau. Überlegt von Paul Seliger. 343 S. M. 0,50. Leipzig, Bibliotheksgesellschaft.

Ratenaar, Dr. G.: Die Geistesentwicklung

der Menschheit nach August Comte (mit dem Bildnis des Philosophen). Leipzig, Rudolf Hülse. 25 S.

Neue deutsche Dichter. Herausgegeben und eingeleitet von Carl Basse. Bd. 1 u. 2. Sternschuppen. Gedichte von Adolf Hoff. 149 S. — Eberle und Gedichte von Wilson Pasquet. 124 S. Berlin, G. Grote.

Däneland, Hans: Worauf warten wir, Proletariat?! Ober: Junker, Wirtschaftstrikte und Weltkrieg. Gewidmet allen Arbeitlosen und allen Gegnern des Brauwäders; Herrn Reichsanfänger Grafen von Bülow, der die „Polengetöse“ mit Adelskommissionen betämpft, zur gem. Lesung unterbündig empfohlen. Berlin, Heinz. Bittermann. 71 S. M. 0,30.

Otto, Bernhard: Die Sage vom Doktor Heinrich Faust. Der Jugend und dem Volke erzählt. Leipzig, R. G. Eb. Schfer. 259 S. M. 5,—.

Vagal, Hermann Dr.: Friedrich Hebbels Epigramme. Bd. XIX der Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Franz Funder. Berlin, Alexander Dunder. 110 S. M. 3,—. Subskriptionspreis M. 2,50.

Paulsen, Friedrich: Der höhere Lehrerstand und seine Stellung in der gelehrten Welt. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. 16 S. M. 0,40. Vel, Prof. Dr. P. R.: Aber die Kunst, gesund und glücklich zu leben und damit leben zu verhüten. Nehd, gehalten am 27. Stiftungstage der Universität Maribad. Übersetzt von Dr. Albrecht Hofenstain. Abdruck aus dem „Alltäglichen Jahrbuch“ Bd. IX. Jena, Gutsas Richter. 32 S. M. 0,50.

Veget, Christian: Die Blüthenwelt der deutschen postlichen Post von 1840 bis 1850. Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Nationalgeschichte. 1. Lieferung. München. J. F. Lehmanns Verlag. 98 S.

Viehler, Helene: Der Nordstern und Anderes. Acht Gernoeellen. 2. Auflage. Stuttgart, Adolf Bong & Co. 346 S. M. 1,50.

Vollgeleher, Karl: Das dreizehnte Kapitel der ersten Epistel St. Pauli an die Korinther. Zur Hortolomäus, gemalt von Dar, Cradeler und Orgel. München, Otto Bauer & Co. 31 S. M. 4,—.

Wendard, Dr. W.: Der Mensch als Tieraffe und seine Triebe. Beiträge zur Darwin und Kieffsche. Leipzig, Theob. Thomas. 234 S. M. 2,—.

Welfer, Dr. Karl: Sagen, Gedächtnis und Sprachwörter des Niggha's. Aus dem Munde des Volkes gesammelt. 21. (Schluß-) Heft. Kempten, J. Riefel. M. 1,—.

Wise, Felicitas: Frauenbild. Bd. I. Rhein-Hadluth. Berlin, Richard Bong. 231 S. M. 1,—. Auf, Edel: Frauenbergen. Moderne Geschichten über die Liebe. 1.—10. Tausend. Aus Felicitas Waberscher Bibliothek Nr. 21. Berlin, Richard Schlein Nachf. G. Krüger. 96 S. Geb. M. 0,50, geb. M. 0,75.

Wuland, Dr. Carl: Das Goethe-Nationalmuseum zu Weimar. 2. Auflage. Erfurt, Carl Wüster. 32 S. M. 0,50.

Wuland, Dr. Lic. theol. Martin: Friedrich Nietzsche und das Christentum. 3 Borträge. Götting, Ant. Hülfer. 77 S. M. 1,25.

Schleifer, Gustav: Der Kaiser, die neue Kultur und die deutsche Kaiserstaaten. Hamburg, Alfred Janssen. 31 S. M. 0,60.

Schwallier, A.: Kritische Berichte d. Generalis J. d. de Reo, d. Generalis J. G. Smuts und d. Generalis P. J. Lieberberg, sowie andere Urkunden über den Südafrikanischen Krieg. Mit Zustimmung der Regierung der Burenstaaten in deutscher Übersetzung herausgegeben. München, J. F. Lehmann. 34 S.

Schwallier, A.: Kritische Berichte von Buren-Generalen an Präsident Krüger. 11. Heft. Ein neuer Bericht von General J. G. Smuts, Staatssecretar und Generalcommandant des Militärs der Südafrikan. Republik. Januar 1902. Beilage: Präsident Steyns

Antwort auf Lord Alingtons Proclamation und Begleitgeschreiben vom 6. August 1901. München, J. F. Lehmann. 27 S. M. 0,60.

Schwarz, Rudolf: Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1901. 8. Jahrgang. Leipzig, Verlag G. F. Peters. 118 S.

Soziale Revue: Zeitschrift für die sozialen Fragen der Gegenwart. Herausgegeben von Dr. J. Burg. II. Jahrgang, I. Quartalsheft. Offen a. Rh. Verlag der „Sozialen Revue“ (Dr. Jos. Burg). M. 4,— pro Jahr.

Spanier, Dr. W.: Künstlerischer Bilderdruck für Schulen. 3. erweiterte Auflage. Leipzig, R. Wegländer. 117 S. M. 1,40.

Stauson der March, Ottomar: Der tolle Stuart. Lustspiel in 4 Aufzügen. (Neu, gänzlich umgearbeitete Ausgabe.) Wien III, Selbstverlag. 75 S. M. 1,—.

Stradner, Josef: Neue Blüten von der Maria. Von San Marco bis San Gualtero. Graz, Verlag „Klopfer“, 176 S. Kr. 1,20.

Stredker, Arl: Totentanz. 1.—3. Tausend. Hamburg, Aug. Harns. 188 S.

Tiele, H. A. Z.: Die Dichtung des Grafen Noth von Strachwitz. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte. Bd. XX der Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Franz Funder. Berlin, Alexander Dunder. 254 S. M. 1,50. Subskriptionspreis M. 6,25.

Tzschack, Carl: Stefanie: Elsbetten. Eine Sammlung aus russischen Romanen der Frühmodern und Moderne. Mit einem Vorwort von Peter Heffeger. Wänden, August Schupp. 154 S.

Uebinger, Hans: Nietzsche als Philosoph. Berlin, Reuther & Reichard. 105 S. M. 1,50.

Vertrauens-Gesellschaften für Gasthaus-Verwaltung. Englische Schriftsätze zur Gründung für deutsche Leser. Herausgegeben vom Deutschen Verein für Gasthaus-Reform. Weimar, Verlag des genannten Vereins. 36 S. M. 0,60.

Wegel, Dr. A.: Deutsches dramatisch-orthographisches Nachschlagewerk. Berlin SW, Komarcsheld'sche Verlagsgesellschaft. 308 S. Geb. M. 2,00.

Woh, Richard: Marie Curie. 2. Auflage. (Mit einem Jugendporträt des Verfägers.) Stuttgart, Adolf Bong & Co. 188 S. M. 2,—.

Wahl, Bruno von: Kufi Kunstgeschichte-Gemälde. Heft VII. Wänden, Bernting Kunstankalten K.-B. 12 Heft à M. 2,—.

Wandrer, Richard: Clara. Berlin SW, Schuler & Reiffert. 200 S.

Wetall und Menschheit. Naturwunder und Menschenwerke. Geschichte der Erfindung der Natur und der Verwertung der Naturkräfte im Dienste der Wälder. Herausgegeben von Hans Kraemer in Verbindung mit hervorragenden Fachmännern. Lieferung 2, 3 und 4. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 100 Lieferungen M. 0,60.

Wille, Bruno Dr.: Die freie Hochschule als Mittel zur Erziehung unserer Volkstüme. Beiträge zur Geschichte der „freien Hochschule Berlin“ im Bürgerhaufe des Berliner Arbeitervereins am 13. Januar 1902. 1. Tausend. Aus „Blätter für Moderne Gesellschaften“. Herausgeber: Hans R. G. Schwamm. I. Jahrgang. Gifhorn, Ludwig'sche Verlagshaus. 34 S. M. 1,—.

Wilmann, Hermann von: Unter deutscher Flagge quer durch Afrika, von West nach Ost. Berlin, Hermann Walther G. m. b. H. 423 S. Geb. M. 5,—, geb. M. 10,—.

Wittlin, Dr. Leon: Fürst Bismarcks sozial-wirtschaftliche und finanzpolitische Anschauungen. Leipzig, Richard Weppel. 202 S.

Zeitschrift für pädagogische Psychologie, Pathologie und Hygiene. 4. Jahrgang. Heft 1. Herausgegeben von Ferdinand Klemm und Leo Hirschfeld. Berlin SW, Hermann Walther G. m. b. H. Der Jahrgang M. 10,—.

Kus dem Verlage von Albert Langen in München:

Björnsön, Björnsörme: Ritters Schwab. Übersetzt von Maria von Boch. Nr. 48 der Reinen Bibliothek Langen. 145 S. Geh. M. 1.—, geb. M. 1,50.

Bleidtzen, Karl: Alpen. Eine Schilderung mit Illustrationen von G. Thoms. 221 S. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.—

Bodmann, Emanuel von: Neue Lieber. 98 S. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—

Coltin, Gde.: Hidenlöw „Über unsere Kraft“ und die griechische Tragedie. 63 S. M. 0,75.

Dargz, Georges: Abdul-Damids Privatleben. Mit einem Vorwort von Pierre Guithob. Einige berechtigte Übersehung mit 31 Illustrationen und einem Passimile der Handschrift des Sultans. 197 S. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—

Guilbert, Pierre: Der Beichtilöng. Roman. Übersetzt von Paul Boehmer. 301 S. Geh. M. 3,50, geb. M. 4,50.

Halm, Mia: Mutterlieber. 90 S. Wehlfette Ausgabe M. 1.—

Kaupssant, Guy de: Uaolige Schönheit und andere Novellen. Kus dem Französischen. Bd. 47 der Reinen Bibliothek Langen. 120 S. Geh. M. 1.—, geb. M. 1,50.

Keefall, Anton von: Die Hege von Kooberoo-Kooke. Bd. 50 der Reinen Bibliothek Langen. 148 S. Geh. M. 1.—, geb. M. 1,50.

Tschechoff, Anton: Schatten des Todes. (Kus den Papieren eines alten Mannes.) Erzählung. Deutsch von Rosy Halm. Bd. 51 der Reinen Bibliothek Langen. 155 S. Geh. M. 1.—, geb. M. 1,50.

Jola, Emilie: Ein Bad und andere Novellen. Kus dem Französischen. Bd. 49 der Reinen Bibliothek Langen. 174 S. Geh. M. 1.—, geb. M. 1,50.

Kus dem Verlage der Österreichischen Verlagsanstalt in Wien a. D.:

Der Glaube an unser Volk: Nationale Briefe aus Deutsch-Osterreich. 90 S.

Veter, Johann: Im tiefen Keller. Dorfgeschichten aus dem österreichischen Weinlande. 205 S.

Schumann, Franz: Märkische Geschichten. 226 S.

Stern, Marthe Reinhold von: Blumen und Bäume. Neue Dichtungen. 119 S.

Kus dem Verlage von Gaejar Schmidt in Zürich:

Hittenhofer, K.: Auf sonnigen Pfaden 148 S. M. 2.—

Strenbi, Rudolf: Vom Wildkog. Letzte Eisen. 122 S. M. 2.—

Glaub-Saar, Anna: Wien-Nizza. Drei Romane. 130 S. M. 2,50.

Hänwald-Zerlowitz, Sibylle: Die Schattenseiten des Frauenstudiums. Vortrag. 48 S. M. 0,80.

Raiffenberg, Moriz von: Die Intriguen der Gessin Elisabeth Serfeld. Ein Hofroman in zwei Abtheilungen aus den Memoiren eines französischen Ritters. 361 S. M. 4.—

Seander: Der Reichthum, wie er vertheilt wird und wie er lit. Die Gellinde „wie und woher“ zur Selbstbeurteilung erdichtet. Neubearbeitung der gleichnamigen ungedruckten Handchrift des Pfarrers J. Frei in Graz. Nr. 1 der Zeitgenossen eiligsten Tragen. 55 S.

Montegazza, Paola: Die Physiologie der Sonne. Vollständige deutsche Ausgabe von Dr. Jur. Graf H. Wittina. 2. Auflage. 537 S. M. 4.—

Wittie-Walded, Ch.: Siciliana. Auf Goethe's Pfaden und andre Gesänge. 76 S. M. 2,50.

Oehring, Johann: Die Tröben Raßz. Moderner Eitenroman. 153 S. M. 3.—

Schactenmayer-reblous: Der Schicksalliche Krieg. Gedichtgedichte. 54 S. M. 1.—

Sprechmann, Hermann: Der Untergang von „Welterreden“. Ein Roman aus dem Leben. 165 S. M. 2,40.

Sutermeister, Eugen: Klänge aus stiller Welt. Gedichte. 208 S. M. 2.—

Uhlmannsen, Graf Oswald: Ströme-Itirum. 26 S.

Wedel-Hörard, Wilhelmine Emilie Elisabeth geführene Wöflin von: Regina Bertolina. Drama in 4 Aufzügen. 79 S. M. 1,50. — Seine Rahona. Sittengemälde in 4 Aufzügen und 5 Bildern. 123 S. M. 2,40. — Beide Dramen den Bühnen gegenüber als Manuscript gedruckt.

Kus dem Verlage Hermann Seemann Nechf. in Leipzig.

Asmus, Martha: Im Frühling. Mavelle. 135 S. M. 2.—

Bilthgen, Victor: Die Spiritisten. Roman. 405 S. M. 3.—

Brachvogel, Carry: Der Nachfolger. Ein Roman aus Byzanz. 299 S. M. 4.—

Fensterstein, Michael: Jünglinge. 141 S. M. 2.—

Heemann, Moriz: Volkss. Gedichte einer jungen Seele. 168 S. M. 2,50.

Levetin, Oskar: Die Magister von Ötters. Erzählung. Aus dem Schwedischen von Francis Maro. 184 S. M. 2,50.

Magnacetto, Paul und Viktor: Der grosse Krieg. Ein Roman. Cylus über den Krieg 1870/71. I. Teil: Der Unstern. I. n. 2. Bd. Übersetzt von U. Fricke. 4 M. 2,50.

Moos, Paul: Moderner Ruffstipendiat in Deutschland. 455 S. M. 10.—

Rosner, Carl: Der Ruf des Lebens. Eine Erzählung. 191 S. M. 2,50.

Schala, Wilhelm von: Der Spiegel. Gedichte. 189 S. M. 2,50.

Strabi, Karl Hans: Die Vaclavbude. Ein Prager Studenten-Roman. 268 S.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Arthur Seidl in München-Solln II, Sohnststraße 135, I. Fernruf-Nr. 10124; Sprechzeit der Schriftleitung: Samstag Nachm. 4—6 Uhr; Postzeitungsliste — Bayern: Nr. 1064, Deutsches Reich: Nr. 2924; Münchner Auslieferung: Finsterlin Nachfolger (Salvatorstraße).

NB. Für unseelange eingasandte Rezension's-Exemplare übernimmt die Schriftleitung überhaupt keine, sie unseelange eingasandte Manuscripte nur dann Beschied, wenn Rückporto beilag. Brief- und Manuscript-, Zeitungs- und Bücherbestellungen: ausschließlich an den Herausgeber; Besprechungen, Anzeigen und Widmungen: an den Verlag erbeten. — Verordnungen auf Verlangen jederzeit unentgeltlich und postfrei durch die Verlagsbuchhandlung zu besorgen.

Verlag und Druck der „Gesellschaft“: G. Piersons Verlag (H. Linde) in Dresden.



Band III. * 1902. * Heft 14.

—*

Die Kanalfrage.

Vom Geh. Sanitätsrate Dr. Konrad Küster.

(Berlin.)

Wir stehen nach dem Ausspruche des Deutschen Kaisers „im Zeichen des Verkehrs“. Verkehrserleichterungen sind daher eine Notwendigkeit. Daß somit der Neubau einer Eisenbahn, einer Chaussee, eines Kanals an und für sich einen Kulturfortschritt bedeutet, kann ernstlich nicht angezweifelt werden. Um so auffallender ist es, daß sich so viele Kanalgegner gefunden haben. Um dies zu verstehen, muß man tiefer in die Frage eingehen, darf nicht an der Oberfläche kleben bleiben, sondern vielmehr den Gründen dieses Widerstandes tiefer nachspüren.

Was geschieht, wenn der Staat einen großartig geplanten Kanal bauen läßt? Er muß dann vor allen Dingen auf Kosten der Allgemeinheit sehr tief in den Staatsfächer greifen und zwar so tief, daß es zweifelhaft wird, ob die Erträge jemals diesen Ausgaben entsprechen werden. Dies müßte eben ertragen werden, wenn in anderer Weise für die Allgemeinheit, denn diese ist allein maßgebend, große Vorteile sich ergeben würden. Anstatt auf Vorteile stößt man aber sofort auf große Nachteile gerade für diese Allgemeinheit. Wenn der Staat den Bau eines Kanals in Angriff nimmt oder wenn der Plan dazu auch nur in der Luft schwebt, so steigen nämlich die angrenzenden Ländereien um das Hundert- bis Tausendfache und mehr im Werte. Die frühzeitig verkaufenden Besitzer heimsen zunächst einen Mehrwert vergnügt ein und glauben, ein vorteilhaftes Geschäft gemacht zu haben; selbst sie haben aber meist nur einen vorübergehenden Vorteil, später sogar einen dauernden Nachteil, wenn sie am Orte bleiben. Der Staat, d. h. die Allgemeinheit als solche, erhält von dieser Wert-

steigerung gar nichts, sondern hat nur Nachteile und Nachenschläge. Der Grund und Boden wird, wie es am Wilhelmskanal geschehen ist, von Spekulanten bei Zeiten aufgekauft und mit kolossalem Gewinne wieder los geschlagen. Die Folge ist, daß die Mieten in den angrenzenden Dörfern und Städten unnatürlich steigen. Hat eine arme Gemeinde infolge der vermehrten Einwohnerzahl eine Schule zu bauen, so muß sie den Grund und Boden dazu gegen früher hundertfach teurer bezahlen. Den Arbeitern wird die Miete in diesen Dörfern zu hoch, sie müssen landeinwärts ziehen und haben zu ihrer Arbeitsstätte dann weite Wege zu machen. Fabriken werden wohl der Verkehrserleichterungen wegen gebaut, aber es geschieht dies auf teurem Grund und Boden. Die Unkosten für ihre Produkte sind dadurch von vornherein so bedeutend, daß sie deshalb nur schwer konkurrieren können. Den wohl verdienten Vorteil eines Kanalbaues haben also weder der Staat, noch die Anwohner, noch die Produzenten, sondern ihn stecken unverdienter Maßen ganz allein wenige Spekulanten ein, die oft genug sogar noch Ausländer sind.

Hierzu kommt noch ein weiterer Übelstand. Es herrscht beim Verfrachten das kaufmännische Prinzip, daß wer viel verfrachtet, hierfür verhältnismäßig weniger bezahlt, als wer wenig verfrachtet. Es erscheint bei einem Verkäufer, bei einem Produzenten ja ganz naturgemäß, daß er dem, der große Massen abnimmt, einen billigeren Preis stellt. Wird dieses Prinzip aber bei den Bahnen und bei den Kanälen angewendet, so schlägt es zum Nachteile der Schwächeren und Armen aus. Der Großgetreidehändler kauft sein Getreide in großen Massen ein, erhält es daher verhältnismäßig billig; er kann ferner sein Getreide der größeren Massen wegen auch auf dem Kanale billiger verfrachten, als wie der Bauer und kleine Landwirt, der für seine geringere Masse Getreide einen verhältnismäßig höheren Frachtpreis bezahlen muß. Es liegt also auf der Hand, daß dem Großhändler durch den Kanal die Konkurrenz erleichtert, den am Kanal angrenzenden Bauern und Landwirten die Konkurrenz erschwert wird. Auch hier haben wir das Bild, daß weder Staat noch die Anwohner den Vorteil des Kanals davon tragen, sondern allein einzelne Spekulanten, die oft genug wieder Ausländer sind.

Sind dies nicht hinreichend gewichtige Gründe, um gegen den Kanalbau zu stimmen? Gewiß, wenn es durchaus nicht möglich wäre, die erwähnten Nachteile zu vermindern und sie in bedeutende Vorteile umzuwandeln. Die Kanalgegner haben eben auch den Fehler gemacht, daß sie an der Oberfläche kleben, nicht den Ursachen dieser Nachteile nachgespürt und für ihre Zustimmung zum Kanalbau die Beseitigung dieser Ursachen verlangt

haben. Durch dieses Verhalten erscheinen sie der Menge mit Recht als arge Hemmer eines so nötigen Fortschrittes.

Die Ursachen nun ergeben sich aus unserer Darstellung ganz von selbst; sie liegen klar zu Tage. Es ist wieder die wilde Spekulation mit Grund und Boden, es sind die Mächenschaften des Großkapitalismus. — Daß diese Spekulation, daß diese Mächenschaften, trotzdem sie gesetzlich gestattet, eine schreiende Ungerechtigkeit sind und uns wirtschaftlich zu Grunde richten, das haben sich trotz — oder soll ich sagen: wegen? — unserer Gelehrsamkeit und unserem vielen wissenschaftlichen Tüfteln nur so Wenige bisher klar gemacht. Man scheut sich förmlich, seinen eigenen, gefunden und natürlichen Verstand anzuwenden; es kommt einem zu unwissenschaftlich vor, denn die Abhilfe ist zu einfach. Kurz, man sieht wieder einmal den Wald vor lauter Bäumen nicht!

Der Staat besitzt das Enteignungsrecht. Er kann den Grund und Boden, den er für den Bau des Kanales braucht, zu einem angemessenen Preise in seinen Besitz bringen. Das genügt aber noch nicht, um die angrenzenden Ländereien den Händen der Spekulanten zu entziehen. Es ist hierzu durchaus notwendig, daß der Staat auch diese, und zwar auf beiden Seiten des geplanten Kanals, vielleicht in der Breite von zwei Kilometern durch Enteignung an sich bringt. Hierzu ist er berechtigt. Das bürgerliche Gesetzbuch aber hat uns wenigstens das Gute gebracht, daß die Erbbaupacht zulässig ist. Was für ein segensreiches Bild würde sich nunmehr entwickeln, wenn der Staat die angrenzenden Grundstücke in Erbbaupacht an Interessenten vergeben würde? Die Fabrikanten brauchten kein großes Kapitel schon für den Grund und Boden anzulegen, sondern hätten jährlich eine Pacht an den Staat zu leisten. Hierdurch wäre nicht ausschließlich das Großkapital in der Lage, Fabriken zu bauen, sondern auch der weniger bemittelte Fabrikant. Dieser könnte seine Erzeugnisse trotz guten Gewinnes billig an die Konsumenten abgeben und außerdem auch vorteilhaft mit dem Auslande konkurrieren. Der Staat hätte es auch ferner in der Hand, der so schädlichen und unsinnigen Konkurrenz einen Riegel vor zu schieben.

Gedeiht eine Fabrik, so ist heute sicher anzunehmen, daß zwei bis drei neue Fabriken der selben Art entstehen, welche durch Unterbietungen die erste zu überflügeln suchen. Das wäre für die Abnehmenden ja sehr vorteilhaft; aber die Leidenden sind hierbei stets die Arbeiter, diesen werden die Unterbietungen doch nur am Lohne abgeknapsft. Außerdem ist ein Zusammenbruch, ein wirtschaftlicher Krach mit seinen allgemeinen Folgen unvermeidlich. Ist der Staat jedoch Besitzer von Grund und Boden, so

wird er sich weigern, zu solcher unsinnigen Konkurrenz die Hand zu bieten; er wird dieser kein Land in Erbbaupacht geben und somit sie selbst unmöglich machen. Denn in weiterer Entfernung von dem Kanal das nötige Land zu teurem Preise zu kaufen, würde von vornherein eine Konkurrenzunfähigkeit bedeuten, wenn der Arbeitslohn auch noch so stark gedrückt würde. Auch der Landwirt würde große Vorteile davon genießen. Der Bodenwert seiner Güter würde nicht künstlich in die Höhe getrieben, was doch jeden Vorteil aus der Verkehrserleichterung mit der Zeit illusorisch macht, sondern jener würde diesen unverkürzt einheimfen und könnte seine Produkte trotz eigenem Mehrgewinne auch dem Konsumenten noch billiger überlassen. Die Städte und Dörfer würden aufblühen, die Mieten würden billig bleiben, da der Boden- und Häuserwucher damit ja abgeschüttelt wäre. Der Zuzug würde ein bedeutender sein und dadurch nicht eine künstliche, durch Spekulation, sondern eine natürliche Steigerung des Bodenwertes entstehen. Alle diese Vorteile würden am meisten aber dem Staate, d. h. der Allgemeinheit selbst wieder, zu Gute kommen; denn diese hätte alljährlich eine gute Pachteinnahme, die entsprechend dem vermehrten Bodenwerte sich erhöhen würde; sie hätte ferner eine vermehrte Steuereinnahme, aus den Vermögen, da sich allgemeiner Wohlstand weit eher entwickeln könnte. Die Gegensätze zwischen großem Reichtum und großer Armut würden mehr und mehr verschwinden, es würde klar zu Tage treten, daß Armut keine zwingende, unvermeidliche Notwendigkeit ist, wie so Viele meinen, sondern daß sie nur durch die unzweckmäßige und ungehörige Anhäufung von Massenkaptal entsteht.

Warum betritt nun aber die Regierung nicht diesen Weg? Warum nicht? Ja, warum nicht! Die Wahrheit ist zu einfach und zu unscheinbar und wird deshalb zu wenig geachtet. Die maßgebenden Kreise sind wirtschaftlich noch zu wenig geschult. Unsere Politiker, unsere Parlamentarier, voran die Berufspolitiker, haben für die Lehren der Bodenreform noch kaum Verständnis. Sie haben von Jugend auf die alten, verrotteten Ideen in sich aufgenommen; mit diesen sind sie alt geworden, neue Ideen und Anschauungen finden in ihrem Gehirn keine Bahnen. Etwas weiter ist schon die Regierung, wenigstens in ihren Spitzen. Man hat einen starken Anlauf zur Bodenreform genommen, auch in „Erbbaupacht“ schon mancherlei von Staats wegen vergeben. Aber ehe die träge Masse der geheimräthlichen Bureaokraten zu einer gedeihlichen Thätigkeit gebracht werden kann, darüber werden noch Jahrzehnte vergehen; erst muß ein neues Geschlecht mit anderen Anschauungen wohl heran wachsen. Die ministeriellen „Geheimräte“ sind durchweg starre Juristen, welche bekann-

lich die minderwertigste Ausbildung genossen haben und wirtschaftlich wie unerfahrene Kinder im Leben stehen. Deshalb ist es auch kein Wunder, daß die gefunden Anschauungen des Deutschen Kaisers z. B. über Schulreform bisher noch auf keinen fruchtbareren Boden gefallen sind; deshalb ist es kein Wunder, daß selbst bei Mißständen, die sogar von den geheimrätlichen Bureauftraten als „dringend zu beseitigen“ anerkannt sind, noch Jahre über Jahre vergehen, ehe Abhilfe kommt. Man kennt die Machschaften bei den schwindelhaften Häuserbauten; man weiß, daß die Geldleihenden Banken in der Subhastation billig die Neubauten an sich bringen, und daß dann sämtliche Handwerker mit ihren Forderungen ausfallen, da der vorgeschobene Bauunternehmer ganz mittellos ist. Drei Jahre arbeitet man im Justizministerium an einem Gesetzentwurf. Endlich hat man es zu zwei Entwürfen gebracht. Über die Entscheidung, welcher der bessere, werden abermals Jahre vergehen. So wird in der geheimrätlichen Bureauftratie gearbeitet!

Und somit sind auch die Ausichten für einen gesunden und verständigen Kanalentwurf auf dem Grunde der Bodenreformlehren sehr wenig erfreulich. In den höchsten Kronen weht auch hier ein günstiger Wind, aber da nur maschinenmäßig in den Ministerien gearbeitet wird und diese Maschine nach der alten Anschauung in Bewegung gesetzt wird, so ist niemand da, der einen verständigen Entwurf machen kann. Man ist leider in den Spitzen eben auch noch nicht so ganz von der absoluten Wahrheit der neuen Ideen überzeugt, daß man daran gehen könnte, mit der Vorkherrschaft der Juristen in unserem Reamtentume zu brechen und die Ministerien wieder einmal mit modernen und produktiven Kräften zu besetzen. Um diese Arbeit zu leisten, dazu gehört ein Herkules. Hoffentlich ist dieser schon vorhanden und beginnt endlich sein Werk, sonst kommen wir nicht vorwärts! So klar die Kanalfrage für diejenigen ist, welche sich die so unanfechtbaren Lehren der Bodenreform zu eigen gemacht haben, so verworren ist sie für die bisherigen Gegner und Freunde. So sehr wir für die weitest gehenden Kanalbauten sind, so müssen wir doch wünschen, daß die Gegner noch so lange die Oberhand behalten, bis auch in die entscheidenden und ausführenden Instanzen volle Klarheit gekommen sein wird.

Nachwort der Schriftleitung: In diesem Sinne wäre vielleicht die (inzwischen erfolgte) Ernennung General Budde's zum preußischen Arbeitsminister zu begrüßen? Wenigstens kein geheimrätlicher Bureauftrat!





Eine Bayreuther Nacht.

Von August Püringer.

(Graz.)

Der Bühnenvorhang hatte sich vor dem überwältigend-schönen Schlußbilde des „Parisfal“ zum letzten Mal geschlossen; wir wurden, selbst ganz entrückt, von dem sofort lebhaft durcheinander schwallenden Gedränge der aufbrechenden Zuhörer zum Ausgange geschoben.

Draußen lag eine mondklare, laue Augustnacht.

Wir atmeten tief auf.

„Du“, sagte Doktor A. hastig zu mir, „wir gehen jetzt, wo es einsam ist! — nicht die vielen Menschen — Feier-Abend!“

„Wo wäre das?“ gab ich feufzend zurück, „alle Wirtschaften werden jetzt doch gedrängt voll sein —“

„Die Bürgerreut aber nicht!“ meinte der Doktor, „ich hab's schon öfters erfahren; nach Schluß der Aufführung ist's dort oben ganz leer. Wir können im Freien sitzen, den Mond und seine Herde nach Herzenslust anseufzen — komm'!“

Er nahm meinen Arm, und so bogen wir schweigend hintab, die sanft ansteigende Hügelstraße hinan, die, von schönen Bäumen begrenzt, in schummrigem Mondbämmerlichte sich bis zur „Bürgerreut“ zieht: fast dicht am Walde droben eine beim Volk sehr beliebte und in den Zwischenakten auch stets überfüllte, stattliche, doch schlechte Wirtschaft. Jetzt war sie in der That ganz Gäste-leer; man wollte schon das Haus absperren. Schnell bestellten wir noch einiges Essen, ließen zwei Flaschen Rheinwein kommen und nahmen an einem Tische, ganz im Winkel des bäumeüberrauschten Gartens Platz.

Ach, that diese einsame Stille hier wohl! — man konnte doch bei sich selber bleiben; — Gut herunter! . . . sanft strich der laue Nachtthauch um die Stirne. So saßen wir, zurück gelehnt im Dunkeln und — schwiegen. Die Kellnerin brachte ein Windlicht. Mein Freund wollte

Protest erheben, aber ich konnte ihn überzeugen, daß man doch wohl einigermaßen sehen wolle, was man aß. So stand es denn auf dem Tisch, lockte surrende Nachtschwärmer und Mücken zu sehnsüchtigem Tanze und wohl auch heißem Verderben und beleuchtete mit schwankender Flamme unsere sinnenden Mienen. Das Essen kam; wir sprachen ihm zu, aber wir — schwiegen.

Ich erschrak förmlich, als Doktor A., der unsere Gläser gefüllt hatte, plötzlich das seine erhob mit einem gedämpft klingenden: „Prosit!“ — Feurig rollte das „Rheingold“ durch unsere Adern. Nun mußten wir wohl etwas sagen.

„Ein trautes Plätzel“, kam's mir über die Lippen.

„Entzückend . . .“ Pause. —

Ich zog die Zigarrentasche. Ich bot sie dem Freund. Schweigend setzten wir das duftende Kraut in Brand und bliefen gedankenvoll blaue Rauchringel von uns, die sich schnell in die Nachtluft erhoben und verflüchtigten.

„Zahlen!“ rief Doktor A. Ich erschrak schon wieder.

„Ich denke doch, wir bleiben noch ein wenig?“ schlug ich vor.

„Eben drum; du wirst schon sehen!“

Der Kellnerin trug Doktor A. auf, ruhig die Bude abzusperrern und schlafen zu gehen; wir wollten noch ein wenig beisammen bleiben. Das Mädchen sträubte sich. „Wir zahlen auch das Windlicht und die Gläser“ — sie lachte. Es war ein hübsches, derbes Bajuwarenmädel; aber das hatte jetzt keinen Reiz für uns . . . Ein inhaltsvoller Druck der Hand von beiden Seiten war alles, was wir für sie übrig hatten.

„Nun, wenn die Herren wollen“, sagte sie lachend und schüttete das Geld in ihr Gürteltäschchen — „ich laß' Sie schon allein auch — wenn sich die Herren nicht fürchten?“

„Wovor? Etwas vor dir?“

„Ich geh' ja! — Aber wann etwa ein böser Geist kommen thät!“

„Sei ruhig; wir erwarten den guten Geist!“ beteuerte Doktor A. und gab ihr einen vollen Blick seiner feurigen Blauaugen.

Hatte der das Mädel versengt? Das uralte Zauberspiel: „Ha, er ist schön der Knabe!“ . . . „No, rufen S' mich halt, wenn S' mich brauchen thäten, die Herren — ich schlaf' dort, in dem kleinen Häusel — das Fenster rechts von der Thür . . .“

Wir lächelten. „Ist schon gut — leb' wohl.“

„Gut' Nacht!“ Zögernd entfernte sich das Mädchen.

Ich sah ihr nach — da war es plötzlich finster.

Der Doktor lachte. „Das dumme Licht“, sagte er, „was brauchen wir's, da wir's in uns haben!? Glaub' mir's, das ist das klarste, süßeste Licht, dieses ‚Alles wissen‘, aber nur durch's Fühlen wissen — über'n ganzen Körper wohligh ausgegossen, eine Art unendlicher Krampflösungs-Wonne, in der die Quintessenz des bewußten Seins und des Nichtmehrfens zusammen fließen . . .“ Er sog an seiner Zigarre, die glührot durch das Dunkel leuchtete. Ich aber seufzte.

„Nanu, Freundchen“, sprach er wieder, „war das auch ein Seufzer der Wohlgligkeit?“

„Nein, sondern des Neibes!“ brach ich aus, „ich sehe dich klar und glücklich, und mir ist — wirr zu Mute und windig.“

„Wie das?“

„Ich bin nicht im Keinen! Mit mir selber nicht, nicht mit dem Kunstwerk, das mich erhob und auch nieder schmetterte, mit Bayreuth nicht — komm', zünde das Licht wieder an!“

„Ich will's versuchen! Aber nicht das Windlicht, du Windgemuter! Das Wahrlicht, wie es in mir —“

„Bist du der Wahrheit so sicher, Doktor? Ist es nicht vielleicht nur ein glücklicheres Temperament —“

Ich hörte, wie sich mein Freund mit einem Ruck zurecht setzte.

„Also, nun fram' deine Beschwerden einmal aus, Liebster“, sagte er, „vertraue mir, was dich drückt — ich will antworten! Möglich, daß du mein Licht löschest; möglich, daß ich dir es entzünde. Aber laß' uns unser Fühlen, unsere Gedanken an einander reiben, wie Stahl und Stein an einander; vielmehr wie Maun und Weib — da giebt's den sprühenden Funken: Wärme des Lebens und des Lichtes!“

„Es wird mir schwer, dir zu sagen, wo der Schuh mich drückt“, entgegnete ich ihm; „kurz gesagt, ich fand in Bayreuth Erhabenes wie Großes, und doch auch wieder — ja! Enttäuschendes, das ich hier nicht erwartet hätte.“

„Warum aber thatest du das nicht? Du tratest doch vor ein Menschenwerk; noch dazu vor ein unglaublich kompliziertes, das des tabellosen Zueinandergreifens hunderter von Faktoren bedarf —, wie sollte es da ohne Unvollkommenheiten wohl abgehen?“

„Sprachst du aber nicht immer, als sei Bayreuth das Ziel der Ziele? Wahrhaftiger ‚Wahnsried‘, der ersehnte Ort, da man, seiner selbst ganz vergehend, nur in die durch nichts gestörte Vision des Kunstwerks aufgehen könnte —“

„Ich sagte das“, unterbrach mich Doktor A., „weil das alles hier

unentwegt angestrebt wird, und teilweise, ganze imponierende Strecken lang auch thatsächlich schon erreicht ist —.“

„Strecken lang! Gewiß, ich gebe das zu; Minuten, Viertelstunden lang: erhabenste, unerhörte Wirkungen — aber um so entsetzlicher sind dann wieder Augenblicke, wo man aus solchen Höhen entrückter Schau jäh herab gerissen wird auf den Boden gemeinster Kulissenrealität! Nach der entzückenden Blumenmädchenszene z. B. — wenn Rundry auf ihrem Blumenlager-Kollwagen herein geschoben wird — das ist doch ein Moment der empörendsten Ernüchterung! — Und so vielmal —“

„Ich will dir das alles zugestehen. Gewiß ist noch so Manches hier zu verbessern — aber kannst du dich nicht trösten lassen durch Erlebnisse von so überwältigender Schönheit, wie sie nirgend anderswo zu sehen sind als hier? Sag', Mensch, ist dir das Bild hinreißendster Übermenschlichkeit, verklärtester Helbenschaft schon verflüchtigt, das dieser Parsifal in der Karfreitagszene bot? Wo anders als in deinen kühnsten Träumen hast du je einen solchen Typus der Vollendung des reinsten Menschentums gesehen als in der herrlichen Szene am Waldquell? O, dieser van Dyl! Diese siegreich milde Miene! Denk' nur der Handgebärde, als er von dem Heilum spricht — ‚das zu hüten, das zu wahren —‘ (der gewölbte Handrücken des abwärts gezückten rechten Armes) — so 'was allein —! Sieh, nun wissen wir vom höchsten Ideal des Mannthums, nicht, daß es sein kann: ‚es ist!‘ Möchtest du nicht die Zeit küssen, die dir's erfahren ließ, und nicht Bayreuth verehren, wo du's erschauen durftest!?“

„Alles recht, Freund — aber eben dies erhabene Bild der Mannheit, hinreißend in seiner Plastik — van Dyl, wenn er selber den Mund aufthut: diese Flut gequetschter Flachtöne, diese Klanguotzucht des deutschen Sprachwortes!“

„So sei doch nicht ungerecht! Unter den singenden Männern giebt's eben derzeit keinen, der der Verkörperung der Parsifal-Gestalt derart gewachsen wäre wie dieser Blame . . . Mir ist doch die vollendete Plastik, die Durchbringung einer solchen Partie mit dem echten und überzeugendsten Geiste, trotz gefanglicher Mängel, erwünschter als ein sprachlich und gesangstechnisch noch so einwandfreier Parsifal, der in Miene, Haltung und Gebärde eben nur — ein guter Operntenor wäre! Die Vollendung liegt ja wohl über den beiden Fällen — doch, kann man Bayreuth im Ernst einen Vorwurf machen, daß die Schnorrs von Carolsfeld so spärlich auf dieser Erden gesäet sind?“

„Gut denn!“ begann ich wieder; „aber das ist eben mein weiterer Schmerz — ja, Schmerz! Denn ich erkenne so viel Unerhörtestes in Wagners

Kunstwerk — kann man denn ein solches, das so sehr einem Vielzuviel an übelsten Zufällen ausgesetzt ist, noch länger als das höchste bezeichnen? Finden wir, meine ich, wirklich im Theater das ersehnte Ziel? Hat hier nicht doch Nietzsche's Stimme ernstlicher gehört zu werden, die vor der Präponderanz des Theaterzaubers warnte?"

Der Doktor stampfte ungeduldig mit dem Fuß die nächtige Erde.

„So nenne mir doch ein anderes Kunstwerk, welches die Phantasie des Künstlers — und die ist doch wohl die einzige Stätte, wo Vollendung thront, nirgends gekrönt nach außen leiten könnte!“

„— Das epische Kunstwerk, das sich doch nur an die Phantasie wendet.“

„Aber doch nicht an die Phantasie von lauter Meisterköpfen! Die Unvollendetheit der Reproduktion eines epischen Werks geht nur still und nach außen unbeobachtet vor sich, in den Köpfen von Lesern oder Hörern; doch ist sie in tausend Fällen tausendmal krasser als beim Bühnenwerk! Was glaubst du wohl, wie oft sich ein Goethe, ein Hamerling, Gottfried Keller und sie Alle im Grabe umbrechen müßten vor Ekel und Qual, könnten sie empfinden, wie ihre Epen, ihre Romane sich im Hirn eines feisten Mastbürgers etwa spiegeln, der sie nach dem Mittagmahl im Schaukelstuhl mit der Havanna-Zigarre in Gemeinschaft „genießt“, bis dem darüber Einnickenden der Band aus den fleischigen Händen purzelt; oder im Hirn einer hysterischen Frau, eines halbgaren Jungen? Wie viele hunderttausend Male muß erst die Phantasie des epischen Dichters sich von den „Inszenierungen“ unzulänglicher Auffassungskräfte vergewaltigen lassen, bis sie einmal vor den oder jenen gerät, dem sich die Dinge so fein und intim malen wie dem Autor selber! Und weißt du, was diese Wenigen dann bedauern? Diese ihre Phantasie entzückenden Bilder nicht verwirklicht sehen zu können, nicht atmen zu hören, nicht vor sich bewegt zu schauen, warm und wahr! Wie es sicher auch der Autor schmerzlich empfand — ohnmächtiger als weiland Pygmalion!“

„Siehst du“, warf ich jetzt ein, „das scheint mir gerade die besonders durch Wagners Kunst epidemisch gewordene Krankheit zu sein, diese Genußgier, dieses alles mit Händen greifen, alles schon — spüren und riechen wollen!“

„Krankheit? Krankhaft? Dann ist die Sehnsucht der Liebenden nach einem Kinde auch krankhaft; dann ist die Welt krankhaft, die nur aus dem sehnsüchtig zitternden Mutterschoße der Ewigkeit geworfen wurde als eine Verkörperung ihrer geheimnisvollen innersten Dränge, damit sie ihr Unfaßbares fasse, auf daß ihr ‚Unzulängliches‘ Ereignis werde . . . Wir Alle sind doch von Prometheus', des Bildners, Geschlecht! — Daß

wir dieses Leben — ach, so kurz nur! — haben, ganz allerwirklichst eng erfassen wollen, das sollte nicht gerade höchster und gesundester Schöpferdrang in uns sein? Meinst du im Ernste: das klare Sehen, das entzündete Fühlen, das schauernde Begreifen sei krankhaft, und der dämmernde Nebel bloß thatloser Vorstellung der wahre Genuß? Dann, wie gesagt, ist die fruchtbare Liebe eine Krankheit und — verzeih! — Selbstbefriedigung das natürliche Ideal!“

Ich konnte nicht umhin, über diese Drastik zu lachen.

„Ja, lache nur! Veruse dich aber nur nicht auf Nietzsche, der doch nur daran zu Grunde gieng, daß seinem Geiste, ebenso wie seinem Leibe, bei höchster fruchtbarer Zeugungskraft ‚das Weib‘ nicht gegeben war, das seiner Fruchtbarkeit Gestalt verliehen, sein Mannthum zum Vaternthum gewandelt und veredelt hätte. Einsamer Jagestolz auch des Geistes, verpuffte er seinen ganzen Reichtum zeugungsmächtiger Phantasie in aphoristisch-gestaltlosen Samenkeimen. Verstehst du mich?“

„Ja, ich glaube, ich verstehe dich; und vielleicht beleuchtest du den Fall gar nicht einmal so sehr unzutreffend; du meinst, Nietzsche's Wesenseigentümlichkeit sei so zu sagen eine ‚nur männliche‘ — unergänzte gewesen?“

„Ganz recht!“ versicherte mein Gegenüber; „während das wahre Genietum eine geistige Zweigeschlechtigkeit ist: Zeugungskraft und Empfängnisvermögen, Trieb- und Reiskraft. Das war nun das Grausame in der Natur Nietzsche's: trotz glühender Zeugungsfähigkeit der tiefstinnigsten Erkenntnisse und Vorstellungen, war sie nicht konzeptionsfähig genug, diese hoch bedeutsamen Samenkeime hingebend zu empfangen, in Ruhe und Weile zu gestalten, zu gebären und in Mutterwonne: anzuschauen. So, in jedem Sinne ohne Anschauung seiner selbst — sicchte der Inhaltvolle dahin und verlor sich wieder in die Nebel der Ewigkeit.“

„Deine Ansicht mag immer ‚was für sich haben — —“ er ließ mich aber gar nicht weiter kommen, sondern fuhr eifrig fort:

„Das, mein Freund: sinnlich wahrhaftige Anschauung ist alles! Denn sie ist Klarheit; Klarheit—Reinheit, Reinheit—Befriedigung. Was anders vermögen wir als die kulturgeschichtliche Aufgabe eines Volkes zu erkennen, als mit immer reicherer Darstellungskraft dem Zustande allerklarster Anschauung der innersten Dinge entgegen zu gehen? Dieser Dinge bedurften wir seit jeher Bilder, und kaum erst über die Schwelle der Unbewußtheit in's Bereich des Bewußten getreten, finden wir die urwüchsig-wilden Völker auf ihre Weise an dieser Daseinsarbeit, wenn sie ihre Fetischbilder schnitzen, schmücken und heilig halten. Ich sage also sogar: unser Daseinszweck ist es, ‚darzustellen‘; und-

zwar immer einfacher, klarer, wie der Mathematiker etwa, der seine Aufgabe erst als gelöst betrachtet, wenn es ihm gelungen ist, eine ungeheure Vielfältigkeit von Zahlenbegriffen in immer engere, vereinfachende Beziehungen zu bringen. Dann erkennt er oft mit freudigem Erstaunen die Identität erst scheinbar weit abliegender Gleichungsfaktoren, die nun in einander restlos aufgehen. Mit einem immer übersichtlicher konzentrierten Zahlenmateriale hat er es zu thun, bis in einer einheitlichen Zahl oder letzten Formel das ganze Resultat vor ihm liegt: der Kern jener Vielheit, die sein Erkenntnisvermögen nun, aus dem Bilde ihrer Wesenseinheit, leicht erfährt, während er früher vor Unruhe über ihre scheinbar undurchdringliche Ungeheuerlichkeit vergehen wollte!

Sieh, alles Dasein ist mir nicht anders erklärlich, denn als solche Schritt vor Schritt vereinfachende Darstellung eines unsichtbaren ‚Mathematikers‘, einer Lösung suchenden Kraft, deren ungeheure Rechnung dadurch so einzig ist, daß die ewige Vielheit, die sie zu einem klaren Ergebnisse zu bändigen trachtet, die Rechnerin selber bleibt. In allen ihren ‚Zahlenbildern‘ ist diese Kraft selbst enthalten! Sie zog zunächst — dieser Vergleich mag immerhin naiv sein, er dünkt mich aber desto anschaulicher — sie zog also so zu sagen die ‚Wurzel‘ aus ihrer Ewigkeit und, zu Raum und Zeit verdichtet, war sie nun als ‚Welt‘ der Ausgangspunkt für die weitere Lösung der Aufgabe: jene große Unbekannte, sich selbst, zu berechnen, zu erfassen nach ihrem innigsten und gesättigtesten Gehalte. Eine unabsehbare Reihe von ‚Divisionen‘ dieses aus dem Makrokosmos gefundenen Mikrokosmos folgte jetzt: über erst ungeheuerliche Zahlenbilder (denke der pflanzlichen und tierischen Riesenformen vorgeschichtlicher Zeit!) allmählich zu immer übersichtlicheren, verständlicheren — führte sie endlich zum Schlußquotienten: Mensch. Welch eine herrliche Vereinfachung des Chaos, welche Verkernung —!“

„Diese Art von Übermathematik“, unterbrach ich meinen begeistertsten Freund, „ist zwar sehr interessant, mein Lieber; aber bringt sie uns nicht doch zu weit ab von unserem Thema über die Bedeutung der dramatischen Kunst?“

„Im Gegenteil“, rief's herüber, „sie führt uns dorthin, und sogleich! Denn schau‘: die sich selbst immer vereinfachend darstellende Kraft hatte im wachsenden Eifer ihrer heiß bemühten Arbeit nunmehr im Individuum ‚Mensch‘, einem Mikrokosmos im Mikrokosmos, ihren Stoff endlich durchtränkt und durchdrungen, war ihrer selbst bewußt geworden und konnte so in wahrhaftigstem Anschauen alles bisher Vollbrachten an das letzte Stadium ihrer Aufgabe gehen: wir sehen alsbald den Menschen aus sich

ein drittes Abbild des Urgezanges verbichten (wie er selbst dessen zweites ist) —: im Kunstwerk! Und alle Entwicklung des Weltwesens liegt etwa seit Homers Togen einzig und allein in der Entwicklung des Menschenhirnes zu immer reiferer, unmittelbarer Wiedergebärfähigkeit des Weltgezanges im Kunstwerke, d. i. also doch wohl am reifsten im plastisch lebendigen, tönenden dramatischen Dichtwerke, dieser Welt über der Welt, diesem siebenfarbigen Lichtreflex über dem Wassersturze der Lebensvielfalt, sie in harmonischer Einheit verklärend —: „am farbigen Abglanz haben wir das Leben!“

Ich war mit immer lebhafterem Interesse gefolgt.

„Merkwürdig!“ rief ich nun unwillkürlich aus, „hier geht mir plötzlich ein seltsames anderes Wort von Goethe auf, das sich seiner Wunderlichkeit wegen, ohne daß ich's bisher recht erfaßte, mir eingepägt hat; nun scheint's mir drastisch beleuchtet: ‚Ich habe es oft gesagt‘, meinte der Alte, ‚und will es noch oft wiederholen: die causa finalis aller Welt- und Menschenhändel ist die dramatische Dichtkunst; denn das Zeug ist sonst absolut zu nichts zu brauchen.“

„Herrlich, geradezu herrlich!“ frohlockte mein Doktor A., „dieses Wort, aus solchem Munde, kommt mir wahrhaftig zu Paß! Was der Große da in einer Art humoristischer Verzweiflung aus sich heraus gab, es ist die schöne Ahnung dessen, was wir heute wissen können und nur schon allgemeiner wissen sollten! Sollen wir aber zu so urfächlichem Wissen kommen, dann vor Allem fort mit dem täglichen Theaterspielen! Die herrlichsten Werke sagen dem Volke ja nichts mehr, wenn das Wunder der Bühne nur mehr davon Übersättigte, Überfütterte vorfindet! Und wenn Nießsche diese Präponderanz des Theaters, des gemein ‚Stadttheatralischen‘ gemeint hätte, wäre ihm meiner Ansicht nach sehr wohl zuzustimmen. Allein die Warnung vor der Gattung, vor der Art des Kunstwerkes — finde ich — ist eine Verkeunung vom natürlichen Wuchse der Dinge. Das Drama giebt Anschauung, Erkenntnis, es ist die Erkenntnisthat; jede andere Kunstschöpfung fordert uns blos dazu auf. Das Drama ist die Verklärung des Lebens, jedes andere Werk blos die Andeutung davon!“

„Halt!“ rief ich jetzt, „da aber faß' ich dich nun! Du mußt schon sagen, das Drama wäre die Verklärung des Lebens; denn in Wahrheit (vide Bayreuth) ist es auf der Bühne, wo es doch eigentlich erst lebt, doch auch nur wieder ‚Andeutung davon!‘“

„Du meinst, wegen gewisser Aufführungsmängel?“

„Gewiß“, sagte ich, „und nicht nur, was die Darsteller daran noch verschulden oder dem Geiste schuldig bleiben! Siehe, wenn z. B. im

„Rheingold“ die Riesen ihre Pfähle auf den Boden stemmen, wenn Brunnhilde Schild und Speer von sich wirft, wenn Siegfried den leinengewickelten „Stein“-Sack hinter sich schleudert — immer höre ich dann den Klang der Bretter, die jene Welt nicht bedeuten und die mich aus aller meiner Illusion reißen, mich zusammen zucken machen wie einen, der vom Paradiese träumte und plötzlich in enger Dachlammer aufwacht! Der Bühnenzauber hat eben seine natürlichen Grenzen, oft sehr eng gesteckte sogar, und ich finde — trotz Allem, was ich an deiner Ansicht über das Drama grundsätzlich als richtig anerkenne — schließlich doch nichts kindischer als das Bestreben, sich immer von Neuem wieder heroisch zu bemühen, den Flug seiner Empfindung in Sonnennähe zu nehmen, anstatt sich mit ihr in mäßiger Lufthöhe zu wiegen, — um im entscheidenden Augenblicke doch immer wieder das Wachs an den Flügeln abschmelzen zu fühlen und 3000 Meter herab auf die nackte Erdenwirklichkeit zu stürzen! Mir scheint dieses wirklich im Grunde nichts Anderes zu sein als der ewig unbelehrte Hochmut des Ikarus.“

„Ich“, entgegnete mein Freund, „sähe es lieber als die unermüdlich ernste Arbeit des Sisyphus an, schwer, aber nicht kindisch, so lange hinter seiner schweißbetroffenen Stirne noch die frühlingsstarke Hoffnung lebt: es wird und soll doch noch gehen! Über den „Knaben, der das Fürchten nicht kennt“, geht mir noch der „Mann, der das Hoffen nicht verlernt hat“ —! Und ich sehe schließlich auch gar nicht ein, was mich im Rückblicke auf die Bestrebungen des Menscheigistes um die Bühnendinge so sehr entmutigen sollte? Denke, wie gar erst die Hellenen ihre Welt verdichtenden Selbenträume noch verwirklichten: die starre Maske, der steife Kothurn, die unbewegte Szene; dagegen halte jetzt den immerhin bedeutenden Fortschritt der Shakespeare'schen Darstellungskunst, miß daran nun das Bühnenbild Goethe's und Schillers, die gewiß lächeln durften über die Primitivität der altenglischen Bühne ihres großen Vorbildes William, wie der Jüngling seiner Knabenzeit mit gerührtem Lächeln gedauert; und nun aber denke dir Goethe's Staunen, wenn sein herrlich rollendes dunkles Auge etwa heute im Bayreuther Festspielhause die wunderbaren Szenen des „Parisfal“ an sich hätte vorüber ziehen sehen! Ja, schließlich: würde nicht Richard Wagner selbst freudig erregt sein, z. B. über die Art, wie man die Lichtwirkungen des Himmels in den letzten 20 Jahren gelernt hat, in allen ihren feinsten Übergängen vom ersten Morgendämmern bis zur letzten Zuckung der Abendröte so naturwahr darzustellen? Ist das nicht schon die völlige Überwindung der „Kulisse“ in einem wesentlichen Punkte? Berechtigt das nicht zu den

allerkühnsten Hoffnungen für die Zukunft? Nein, nein! Immer einmal wieder abgleitend sehe ich den edlen Sisyphus doch seinen Stein immer höher hinan bringen; Mensch Gottes, fühle: eingeboren ist uns die Entwicklung der Bühne! Warum da am vierten Schöpfungstage verzagen, daß der siebente noch kommen werde? Überblicke die Dinge vom Chaos des Alls bis zum heutigen Parsifal-Erlebnis — heißt das nichts geleistet? Nun, ich meine! Bleiben wir nur nicht so im Augenblicke stecken! Wir sehen viel zu sehr nur das an, was um uns ist, und was uns im Augenblicke mangelt. Würden wir die Dinge aller Vergangenheit zusammen sehen lernen, wir würden auch über die Zukunft ruhiger zu denken vermögen. So auch in unserem Falle: ermiß' den Wert des ‚wie es jetzt ist‘ an dem ‚wie es einst war‘, so wird dir sehr wahrscheinlich deine — gewiß an sich berechtigte — Erregung über gewisse Unzulänglichkeiten der hiesigen Aufführungen kleinlich genug vorkommen. Nicht wie der nervöse, sündverwirrte Tannhäuser: ‚und rückwärts darf ich niemals seh'n! Just nach rückwärts blickend, ernst und besonnen, indem wir uns den Schweiß der Gegenwart von der Stirne wischen, finden wir die Hoffnung: Es wird! . . .

Ich war seltsam bewegt. „Mensch“, rief ich aus, „Bruder! Der Optimismus ist doch die einzige Gesundheit, die ansteckt! Ich fühle es und kann dir nicht widerstehen! Komm', es ist kühl geworden; laß' uns eins trinken, Herzliebster, auf die süße Hoffnungskraft des deutschen Geistes —!“

Beim Lichte eines aufflammenden Zündholzes füllte ich mit vor freudiger Erregung zitternden Händen unsere Gläser, die nun hell zusammen klangen.

„Der Glaube lebt! Die Taube schwebt!“ betonte ich nachdrücklich hierzu, und „Selig in Liebe!“ jubelte mein Freund. Ah, wie der deutsche Rebensaft erwärmend und belebend wiederum durch unsere Adern rieselte!

Der Doktor meinte jetzt: „Es wird wohl bald Zeit sein, daß wir thalwärts wandern; ich sehe den Halbmond schon tief stehen, durch die Klämme durch; Mitternacht ist gewiß schon längst vorüber?“

Ein kühler Lufthauch rauschte durch die Baumkronen über uns und brachte vom nahen Nadelwalde einen wunderbar würzigen Harzgeruch . . . rings alles nächtig-dämmernd und still.

„Es ist so wunderbar“, sagte ich; „verweilen wir doch noch ein wenig den Augenblick: er ist so schön! — Und noch dies Eine: Glaubst du nicht auch, daß eine entscheidende Wendung der Theaterdinge doch erst dann eintreten wird, wenn der Staat sich seiner Pflicht gegenüber der

Bühne bewußt wird, als gegenüber der Stätte feinsten Geistesblüte seiner Nation? Erst dann, kann ich mir vorstellen, werden Erfinder-Köpfe, namentlich Techniker, ihre Kräfte, anstatt sie, wie jetzt, ausschließlich der Zivilisationsbequemlichkeit zu widmen, der Kunst, also der letzten, höchsten Kultur zur Verfügung stellen — jener Bühne, die ihnen jetzt noch ‚Sesuba‘ ist!“

„Ganz recht; aber der Staat wird sich solcher Pflicht auch nicht eher bewußt werden, bis nicht die ursächliche Erkenntnis der Bühne den gebildeten Kreisen des Volkes aufgegangen sein wird. Das mag noch gute Weile haben, wenn wir auch noch so tüchtig dazu thun wollen. Inzwischen werden immer schon Einzelne den Wert ernstest Bemühungen um die Bühnendinge ahnen, und da habe ich ja leicht hoffen; denn hier ist einer schon, von dem wir sehr viel zu erwarten haben, wie wir ihm schon sehr vieles danken müssen, — unten im Festspielhause schläft er — Bühneninspektor Kranich; weißt du, daß der ingenieure Mann bereits mit Plänen umgeht, das unnatürliche Rampenlicht durch eine naturwahrere Ober- und Vorderbeleuchtung der Szene zu ersetzen?“

„Nun, da wäre wieder ein gut Stück ‚Kulisse‘ mehr überwunden! Wohl ihm, dem Wackeren! Möge es ihm dann auch gelingen, den Bretterboden der Bühne zu ‚überwinden‘, der mich so oft erschauern macht.“

„Das scheint mir gar nicht so schwer zu erreichen! Haben wir die steifen Seitenkulissen schon einmal abgethan und die häßlichen Soffitenstücke, die uns bis vor wenigen Jahren statt der Decken geschlossener Hallen und Zimmer geboten wurden, hinter uns, warum sollte es nicht auch gelingen, den Bühnenboden jeweilig naturwahr zu gestalten? Warum soll er nicht von plastisch gearbeiteten, farbigen Gummi- oder Kautschuküberzügen verdeckt werden können? Im Vordergrund wird man ferner bei landschaftlichen Szenen sicher bald dahin kommen, naturechte Praktikabilitäten aufzustellen, um à la Panorama den täuschenden Übergang zur Arbeit des Bühnenmalers zu bewirken. In ein paar Jahren wird der ‚Götterdämmerungs-Siegfried‘ sicher auch keinen Papiermachestein mehr hinter sich schleudern, sondern eine wirkliche Erdscholle: ja, ja, die Naturdurchgeistigung der Scheinwelt der Bühne muß raslos vorwärts schreiten!“

„Mir scheint sie in der That gegenwärtig die weitaus dringlichere Sorge zu sein als etwa die um eine Wagner ebenbürtige dramatische Kraft; denn da ist noch mancher tüchtige Schritt zu gehen, ehe die Illusionsfähigkeit der Bühne diejenige des Wagnerischen Kunstwerkes erreicht hat! Und wissen wir denn, ob nicht eben jetzt irgendwo in deutschen Landen

ein Mutterschoß in Geburtswehen schauert, süßheiligen Lebens voll, das in kaum 30 Jahren vielleicht der Bühnenkunst noch schwierigere, noch durchgreifendere Aufgaben stellt, als es unser Bayreuther Meister gethan?!"

Der Doktor stimmte lebhaft bei und meinte dann rasch: „Siehst du, auch diese Idee kriege ich nicht los: auch der Geruchsinne wird noch einmal in den Dienst der Illusionserzeugung zu stellen sein! Denke dir den zweiten ‚Tristan‘-Akt, — wenn hier von der Szene aus an gewissen Stellen, etwa während der unsichtbaren Gesänge Brangäne's, ein schwüler Duft von Rosengerüchen den Zuschauern vermittelt würde . . . die Wirkung müßte doch eine ganz unbeschreiblich berückende sein, zunächst auch die Sänger auf der Szene in den holdesten Rausch der Illusion einwiegend! — Ferner, die Wunder der Tierdressur —, warum sie nicht dem Kunstwerke gelegentlich zu Gute kommen lassen? Denke dir z. B. die Pubellszene im ‚Faust‘: Spaziergang vor dem Thore. Die Nacht bricht herein; Faust sieht den schwarzen Pubel mit feuriger Spur (ein Lichtkörper dem buschigen Schwanze des Tieres unterbunden!) in immer engeren Kreisen, die Nase am Boden hin witternd, gegen sich heran kommen; das Tier hüpfet endlich an ihm hinan und leckt ihm wedelnd die Hände — — wie lächerlich leer, ja unverständlich wirkt diese Szene ohne den ‚zuständigen Hund‘ immer auf der Bühne! Nun aber kennen wir die unglaubliche Intelligenz und Dressurfähigkeit gerade des Pubeltieres! Warum diese denn bloß zu willkürlicher Schaulust auf dem Variété, oder im Zirkus verwandt, und nicht in den Dienst der künstlerischen Szene zu unvergleichlicher Mitwirkung gestellt?“

„Ein prächtiger Gedanke!“ rief ich und schlug auf den Tisch. „Nur — woher alle die fein dressierten Tierchen nehmen? Wird jedes Stadttheater, das den ‚Faust‘ in seinem Spielplane hat, sich einen dressierten Pubel halten können, oder abgerichtete Raben für die Jagdszene der ‚Götterdämmerung‘ bereit haben u. s. w. —?“

„Oh“ — versetzte mir Doktor A., „mit der Nachfrage stiege schon das Angebot; andererseits beachte auch: solche bis in's Kleinste wohl vorbereitete Aufführungen, wie sie uns als Zweck und Ziel aller Bühnenbestrebungen vor schweben, könnten natürlich nicht an jedem ‚Stadttheater‘ vor sich gehen; wir werden mit der Zeit eben selbst dahin kommen, Werke, die von echtem Weltgeist erfüllt sind, nur mehr als Festspiele aufgeführt zu verlangen. Und so drängt eine in uns Allen durch das wachsende Kunstwerk immer feiner entwickelte Empfindlichkeit gegen Bühnendinge langsam ganz von selbst dorthin, mein Freund, wo die Griechen vor zweitausend Jahren waren: die Aufführung nationaler Dramen als höchsten

Kult völkischer Festtage zu begehen! Mögen die ‚Stadttheater‘ mit ihren ‚Vorstellungen‘ immer bleiben, sie werden noch genug anregenden Aufführungsstoff für ihren Alltag haben!“

Ich lachte behaglich vor mich hin.

„Was hast du denn, du reiner Thor?“ forschte mein Doktor.

„Ei“, sagte ich, „ist es nicht drollig, wie wir den verwirrten Knäuel der Zukunftsdinge nur so glatt abspulen und fast schon das Gras wachsen hören!“

Auch der Freund mußte jetzt herzlich lachen. „Gelt?“ scherzte er, „es ist aber doch ein hübscher Zustand, wenn man der alten Geheimnisthuerin Natur einmal um’s Morgengrauen, mit leisen Tritten nachschleicht, ihre Zaubergerinnisse aus der Nähe zu begucken, und schließlich ein schönes sauberes Gewebe bewundern kann, wo alle Welt nur rätselhafte Verknötung sieht und die Verwirrung daß verwünscht! Alles Naturgesesliche, Eingeborene ist letztlich so einfach wie Nacht und Tag; aber noch jeder, der die klaren Grundrisse in irgend einer Naturfache sieht und zuerst verkündet, ward darob verlacht und verspottet.“

„Glaube nur ja nicht, daß ich eben spöttisch lachte“, gab ich zurück; „ich lachte wirklich aus Vergnügen, weil mir da zum Schluß noch etwas einfiel, was den kühnen Flug deiner Aspekte sogar um ein paar hundert Meter überflügelt —“

„Du machst mich neugierig!“

„Dies nämlich. Mit sehr wenigen Ausnahmen riechen doch auch die Bayreuther Heldenjünglinge und -Jungfrauen nach Papp und Kullissenleinwand. Sie können ja nichts dafür, das Repertoir-Theater mit seinen Alltagsforderungen zehrt eben chronisch an ihren besten Kräften! — Zur Überwindung der Kullisse scheint mir nun unabweislich die Überwindung auch des Brot-Veruffängertums zu gehören, wenigstens so weit unsere Festspiele in Betracht kommen.“

„Du greiffst in weite Zukunft . . . aber wahrhaftig, es wäre göttlich!“

„Ich denke, wenn die Menschheit einmal erkennt, daß die dramatische That die Vollenbung, das Ziel aller Realität bedeutet, dann wird es die höchste Sehnsucht gebildeter Eltern sein, ihre schönsten und best gebildeten, begabtesten Kinder dem Mysterium der dramatischen Welt zu erziehen, sie so im eigentlichen Sinne dem ‚lieben Gott‘ zu weihen! Nicht im Sinne eines Brotberufes —, das eben ist heute noch das Sticksstoffhältige an dieser so ätherischen Sache; nein, zunächst wird eine voraus zu sehende Reform unserer Schulen den so sündlich vernachlässigten Gemütschatz unserer Kinderseelen zu heben verstehen, da die heutige Schule doch nur

die Verstandeswelt der Kinder ordnet und bildet: unsere ganze Erziehungsmethode muß wieder einen musischen Charakter bekommen, der selbstverständlich auch der Schönheitsentwicklung des Körpers gerecht wird, und mit Freuden werden wir, daß bin ich sicher, bei solcher Heranbildung schönen Menschentums entdecken, welche Singvögel wir Deutsche von Natur aus sind! Wie viele herrlichste Siegfried- und Parsifal-Geister in unserem deutschen Jungentume derzeit stecken bleiben, „Dank“ der a-musischen Erziehung unserer „Gymnasien“ — —

„Lucus a non lucendo!“

„War einst jeder verachtet“, fuhr ich bewegt fort, „der zur Bühne gieng, und wird in gebildeten Kreisen auch heute ein solcher Schritt mehr ‚gebildet‘ noch als gebilligt, so muß es in der Zukunft direkt eine Art menschheitlichen Arbeitsbriefes für Mann und Weib werden, wenn sie der Mit-Verkörperung erhabener Kunstwerke für fähig erachtet werden!“

„O, du liebes Herz!“ rief mein Doktor gerührt, „gieb mir schnell die Hand, daß ich sie drücke — wir verstehen uns! Ein innigster Traum, mein Lieber! . . . Ja, ja, dann werden wir endlich Siegfriede haben, bei deren Erscheinung wir aufjubeln können als über die Verkörperung edelsten Deutschtums — nicht nur mit Heldenstimme, auch mit Heldenkörper begabt, deren Armen man es wirklich wird zutrauen dürfen, daß sie einen Drachen besiegen, während die muskelleeren Armchen unserer Opernprinzen, die Hängegebäude unserer Parsifale — na, und die als Lohengrüne wirklich fechten können, Frauen, die als Walküren mit ihren Rossen nicht mehr so lächerlich zaghaft umgehen werden wie Dornröschen mit der Spinde! — ja, Kultur des Körpers noch zur Kultur des Geistes —“

Nun sprang ich auf: „Ah, die Fülle der Gesichte beängstigt mich fast! Ich möchte es in die Welt schreien: An die Arbeit! An die Arbeit! Weißt du, wie ein Packträger möchte ich mich schinden, die schwere Last so fruchtbarer Zukunftsgebanten auf den Markt zu tragen — ausbreiten dort und die Menge herbei laden —: „Kauft, nehmt, helft! Oh, was wartet doch eurer, ihr schlafenden Menschen da unten! Seid ihr nicht nach dem Wunder der Vollendung lüftern? Wacht auf — auf! Heraus!“

Ketten rasselnd und mit wütendem Gebell regte sich hinten im Wirtschaftshofe ein Hund.

„Du machst ja die ganze Wirtschaft rebellisch“, lachte der Genosse, der sich damit auch erhob. „Nun, du Lichterhellter, noch müssen zwei Gläser in der Flasche sein — da, wir trinken sie mit dem Wunsche: daß die Morgenhähne der Welt bald zu krähen beginnen!“

„Den Morgenhähnen — Heil uns!“ Und wir tranken mit feurigem Zuge.

Horch! — vom Hofe her erscholl es a tempo gar laut: „J-i-i-iii —!“

„Gallus in fabula!“ zitierte ich jubelnd und warf mein Glas gegen die Erde, daß es klirrend zerschellte.

Und es nahte wirklich „gen dem Tag“. Den Hahnentusch oben erwiderten andere vom Thale her — in einem ersten blaffen östlichen Himmelsstreifen zitterte ein Stern; kühler Hauch wehte um unsere heiß gedachten Stirnen — Arm in Arm gieng's stolpernd und stockend, dann wieder in übermütigem Laufe, thalabwärts.

Als wir in der Mitte der Auffahrtsallee zum Festspielhause aus lebhaftem Plaudern über uns sahen, lag schon rostfarbene Morgenbrunströte auf dem nächtlichen Himmelsgewölke, und da wir, wie unwillkürlich, uns wandten, ragte der hoch gebaute Bühnenstock des Festtheaters, von rosigstem Lichte wie ahnungsvoll angestrahlt; hoch auf dem Giebelknäufe aber blähte sich in stolzen Falten das deutsche Reichsbanner im Sonnenaufgangswinde.

Mit stummer Nührung lagen wir einander in den Armen. — —



Über Bildhauer-Wettbewerbe und das Verfügungsrecht an Werken bildender Kunst.

Von Eduard Beyrer jun.

(München.)

Dienthalben werden immer wieder Stimmen laut, die die Mißstände bei öffentlichen Konkurrenz-Ausschreiben rügen.

Sowohl auf dem Gebiete der Kunst, als auch im Kunstgewerbe wächst immer mehr der Wunsch und das Bedürfnis, es möchten für Preis-ausschreiben Bestimmungen geschaffen werden, die es ermöglichen, dem Auftraggeber wie dem Konkurrierenden bei Veranstaltung eines Wettbewerbes möglichsten Erfolg zu sichern, die beteiligten Künstler aber vor unnötigem Risiko und der daraus entstehenden Schädigung zu schützen.

So finde ich in einem Aufsatze der Zeitschrift des „Bayrischen Kunstgewerbe-Vereins“ im Schlußsatze eines, das obige Thema behandelnden Artikels die Notwendigkeit hervor gehoben: dem kunstgewerblichen Konkurrenzwesen sei eine Grundlage zu geben, welche nach Möglichkeit jeder ausichtslosen Kraftanspannung vorbeugt.

Ebenso, wie das kunstgewerbliche Preisauschreiben seiner Grundlagen bedarf, ebenso zeigen eine Reihe von Fällen, wie schwer der Mangel solcher auch auf dem Gebiete der bildenden Kunst, besonders der Plastik, empfunden wird — ist es ja gerade dem Bildhauer, mehr denn jedem anderen schaffenden Künstler, fast immer nur auf dem Wege des Wettbewerbes möglich, größere Aufträge zu erlangen. Wenn ich recht unterrichtet bin, soll auch bereits eine Gruppe Berliner Bildhauer sich damit beschäftigt haben, diesbezügliche Bestimmungen auszuarbeiten und in Vorschlag zu bringen.

Diese sich aller Orten regende und durch eine ganze Reihe von Vorfällen zum Mindesten nicht antiquierte Bewegung veranlaßt mich, Erfahrungen, die ich mir durch Beteiligung an einer Reihe von Wettbewerben persönlich gesammelt, zu Nutzen und Frommen der Allgemeinheit hier einmal nieder zu legen; vielleicht giebt der eine oder andere Fall doch einen Wegweiser zur Abfassung geeigneter Bestimmungen, wie sie ja längst für architektonische Wettbewerbe vom „Verbande deutscher Architekten“ ausgearbeitet und auch erfolgreich in Anwendung gebracht worden sind.

*

Diesen meinen (notgedrungen polemischen) Ausführungen möchte ich in der Hauptsache einen Wettbewerb zu Grunde legen, der schon mehrfach Veranlassung zu Besprechungen gegeben hat und deshalb der Allgemeinheit nicht mehr ganz unbekannt sein dürfte: nämlich den „Wettbewerb zur Erlangung von Entwürfen für ein Richard Wagner-Denkmal in Berlin“; ich erlaube mir hier der Klarheit und Einfachheit halber, die Sache, dokumentarisch gleichsam, im Briefwechsel vorzubringen — so kann sich jeder Leser seine Schlußfolgerungen wohl selber dann zurecht legen. Bevor ich jedoch damit beginne, sei es mir gestattet, noch kurz einen andern Punkt zu berühren, den ich bereits in der Überschrift des Aufsatzes unter dem Worte „Verfügungsrecht“ mit habe anklingen lassen. Wie sehr über die Begriffe: Verfügungs- und Vervielfältigungsrecht an Werken bildender Kunst, im Gegensatz zum geistigen Eigentums- (Urheber-) Rechte, selbst in direkt beteiligten Kreisen noch Unklarheit herrscht, soll uns schon gleich zu Anfang in dem dargelegten Briefwechsel offenbar werden. Ferner wäre voraus zu schicken, daß ein § 6 des vorbenannten Ausschreibens zum Wettbewerbe

vom 1. Januar 1901 lautete: „Die prämierten oder honorierten Entwürfe werden Eigentum des Komitee's, welches sich volle Freiheit der Entschliebung für die Ausführung des Denkmals vorbehält“ — eine Bestimmung, wie sie in ähnlicher Weise bei den meisten derartigen Ausschreiben vorzufinden ist.

Am 5. Oktober 1901, kurz vor Einlieferung der Modelle zur zweiten, engeren Konkurrenz, die am 28. Oktober erfolgen sollte, erging nun an die hierzu besonders aufgeforderten Künstler ein Schreiben folgenden Wortlauts:

Berlin, 5. Oktober 1901.

Herrn Emil (!) Beyrer, Hochwohlgeboren.

In Ergänzung unseres ergebenen Schreibens vom 1. d. M. erlauben wir uns, Sie ganz besonders darauf aufmerksam zu machen, daß nach § 6 des Wettbewerbes die prämierten oder honorierten Entwürfe Eigentum des Komitee's werden und daher jedes Verfügungsrecht darüber, wie Vervielfältigung, Veröffentlichung u. c. dem unterzeichneten Komitee allein zusteht.

Hochachtungsvoll

Das Komitee zur Errichtung eines Richard-Wagner-Denkmal.
L. Lechner.

Diesem Schreiben entgegnete der Adressat in folgenden Zeilen:

München, 15. Oktober 1901.

Georgenstr. 40/o.

Herrn Kommerzienrat Lechner, Berlin.

Erw. Hochwohlgeboren!

In Erwiderung Ihres geehrten Schreibens vom 5. d. erlaube mir zu berichten, daß nach § 6 des Wettbewerbes das Komitee nur das Eigentumsrecht über die prämierten oder honorierten Entwürfe erworben hat.

Das Recht der Vervielfältigung, Veröffentlichung u. c. bleibt jederzeit, wenn nicht ausdrücklich anders vereinbart, dem Künstler, als geistigem Urheber vorbehalten, kann also auch nur von ihm allein erholt bzw. vergeben werden.

Mit dem Ausdrucke vorzüglicher Hochachtung

ergebenster Eduard Beyrer.

Hierauf wieder erfolgte als Antwort:

Berlin, 16. Oktober 1901.

Herrn Eduard Beyrer, München.

Ihr werthes Schreiben von gestern haben wir erhalten und gestatten uns darauf ergebenst zu erwidern, daß, wenn nach Ihrer Ansicht der § 6 des Wettbewerbes nicht klar ausdrücken sollte, wie wir das Eigentumsrecht an den prämierten und honorierten Entwürfen aufgefaßt haben, jeder Zweifel darüber durch unser Schreiben vom 5. d. M. gehoben wird. In diesem

Schreiben, welches als eine Erläuterung des § 6 aufzufassen ist, sprechen wir unsere Ansicht deutlich dahin aus, daß jedes Verfügungsrecht über die Entwürfe als Vervielfältigung, Veröffentlichung zc. von dem Komitee allein beansprucht wird und als integrierender Teil des Wettbewerbs aufzufassen ist! Besonders gestatten wir in keinem Falle eine Veröffentlichung der Modelle während des Monats November.

Schließlich möchten wir Sie freundlichst bitten, sich wegen solcher Bagatelle nicht in Widerspruch mit dem Komitee zu setzen.

Hochachtungsvoll!

L. Leichner.

— worauf meinerseits folgende Erwiderung:

Herrn Kommerzienrat Leichner, Berlin.

Mit den Ausführungen Ihres geehrten Schreibens vom 16. d. kann ich mich nicht einverstanden erklären und erlaube mir deshalb, dasselbe dahin zu beantworten, daß es mir nicht begreiflich ist, auf welche Weise mir verwehrt werden soll, von dem mir zustehenden Rechte Gebrauch machen zu dürfen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

E. Beyrer jr.

Damit waren die beiderseitigen schriftlichen Auseinandersetzungen geschlossen.

Jedem einigermaßen Unbefangenen und mit dem Urheberrechte Vertrauten dürfte es nun wohl verwunderlich erscheinen, daß Herr Kommerzienrat Leichner trotz der Berichtigung Beyrers darauf bestehen wollte, ein den Künstlern zustehendes Recht diesen zu entreißen und für das Denkmalkomitee in Anspruch zu nehmen. Daß es in einer so wichtigen Sache zumal, wie dem geistigen Eigentumsrechte, keine nachträgliche Erläuterung geben kann, wird jedermann anerkennen. Mag allenfalls auch (was ich trotzdem nicht glaube) einem außerhalb künstlerischer Tätigkeit Schaffenden ein geistiges Eigentumsrecht als „Bagatelle“ erscheinen, für den bildenden Künstler wie für jeden Komponisten oder modernen künstlerischen Autor handelt es sich dabei um ein höchwichtiges Recht, das er sich für alle Fälle wahren muß.

Daß übrigens das Komitee bei einer so weit gehenden Befugnis sich selbst nicht ganz sicher war, geht schon daraus hervor, daß es für nötig fand, dem Ausschreiben vom 1. Januar 1901 den Brief vom 5. Oktober 1901 nachzuschicken.

Warum Herr Leichner bzw. das Komitee vollends jenes Veröffentlichungsrecht u. s. w. sich zuletzt wenigstens einen Monat lang reservieren wollten, bleibt uns Mangels jeglicher Anhaltspunkte unaufgeklärt; vielleicht handelt es sich hierbei auch nur um eine individuelle Eigenheit des Herrn Vorsitzenden, welche sich außer durch den im Briefe

vom 16. Oktober angeschlagenen Ton auch noch in der Thatsache aussprach, daß das Honorar für Beteiligung am zweiten Wettbewerbe dem Künstler unfrankiert zugesandt wurde.

Letzteres jedoch nur nebenbei — lehren wir nach dieser kleinen Abschweifung in das Gebiet des Urheberrechtes wieder zum eigentlichen Zwecke dieser Darlegungen zurück: Mißstände im Konkurrenzwesen näher zu beleuchten!

Im Allgemeinen war es bis jetzt löbliche Gepflogenheit, daß Künstler ihre eingesandten Entwürfe, wenn sie wollten, entweder selbst oder durch hierzu Beauftragte aufstellen lassen konnten. Auch kam jedes einigermaßen tolerante Komitee den Wünschen der Konkurrenten möglichst entgegen. Um ein Beispiel heraus zu greifen, erinnere ich nur an die überaus zuvorkommende Aufnahme bei Gelegenheit der Goethe-Denkmal-Konkurrenz zu Straßburg i. El.

Anders das Komitee für das Richard Wagner-Denkmal in Berlin. Zweien befreundeten Herren, die auf mein Ersuchen bereit gewesen waren, das eingesandte Modell in Berlin meinen künstlerischen Absichten entsprechend aufzustellen, wurde dortseits der Bescheid, daß ihnen das nicht gestattet werden könne, da das Komitee das Recht in Anspruch nehmen müsse, ganz nach Gutdünken die betreffenden Entwürfe zu stellen. Weitere Bemühungen der beiden Herren hatten immerhin den Erfolg, daß ihnen drei Tage später gestattet wurde, die Skizze aufzustellen.

So sollte man denn wohl denken, daß dies Modell nunmehr seinen festen Platz gefunden hätte. Doch, es blieb nicht ohne gründliche Überraschungen! Bei der öffentlichen Ausstellung der Entwürfe stand nämlich auf dem Plage, auf dem Beyrers Skizze vorerst Aufstellung gefunden hatte, ein Modell von Meßner, während erstere in einem anstoßenden, schmalen und langen Nebensaal als letzter mehrerer Entwürfe stand, just mit der Seite, von der aus sie gesehen werden sollte und am ersten Plage auch gesehen worden wäre, gegen eine Eckwand gestellt. Und nicht etwa nach dem Urteilspruche der Jury, sondern noch bevor diese sie gesehen, war sie derart plaziert.

War nun auch kein in München schaffender Künstler, nachdem er die schriftlich und mündlich umlaufenden Gerüchte betreffs Auftragsvergebung des Wagner-Denkmal in Erfahrung gebracht hatte, so naiv, sich selbst nur mehr den geringsten Hoffnungen auf einen Erfolg hinzugeben, so konnte er doch, ohne unbescheiden zu sein, füglich erwarten und verlangen, wenigstens seine Arbeit unter den selben Bedingungen, wie die der übrigen Kollegen, dem sich dafür interessierenden Beschauer vor Augen geführt zu sehen.

Ob bei diesem Plag austausche Mangel an Verständniß für die Aufstellung oder irgend welcher andere Grund das Leitmotiv gewesen, sei hier nicht weiter erörtert — Wohlwollen wird's jedenfalls nicht gewesen sein. Es sei hier nur darauf aufmerksam gemacht, daß sich daraus die strikte Forderung ergibt, den zu bearbeitenden Grundbestimmungen über Wettbewerbe auch einen, die eben besprochenen Nachteile behebenden Zusatz anzufügen.

Aus den oben angeführten Vorkommnissen aber würden sich vielleicht folgende prinzipielle Fragen weiterhin entwickeln lassen:

Kann ein Künstler das Verlangen stellen, seine zum Wettbewerb eingesandten Arbeiten persönlich aufzustellen bezw. durch einen Beauftragten selbst aufstellen zu lassen?

Kann ein Schutz geschaffen werden, damit ein nach Anordnung des Künstlers aufgestelltes Modell nicht mehr von dem ihm zugewiesenen Plaze gerückt werden darf?

Ich für mein Teil glaube, daß beide Fragen kein unbilliges Verlangen stellen und daß jedes Komitee bei einigermaßen gutem Willen ohne Schwierigkeit ihm statt geben kann. Aber allerdings werden diesbezügliche Paragraphen, wenn sie schon zu Stande kommen sollten, eben doch immer nur unverbindliche Vorschläge bleiben, so lange sie nicht durch ein Reichsgesetz bekräftigt sein werden. Immerhin könnte bis dahin das eine oder das andere Ausschreiben danach bereits formuliert werden; ja, manch' tolerant denkendes Komitee wäre vielleicht nachgerade dankbar für solche Fingerzeige — alle werden ja wohl nicht, wie das „Richard Wagner-Denkmal-Komitee in Berlin, veranlagt sein noch auch verfahren.

Ein weiterer Mißstand bei Konkurrenz Ausschreiben ist ferner noch der Umstand, daß oftmals ein Denkmals-Komitee, das ein Ausschreiben ergehen läßt, seine Beratungen ohne Zuziehung irgend welcher Mitglieder der später urteilenden Jury führt; daß nicht selten Ausschreibungen ergehen, ohne daß auch nur im Geringsten bestimmt wäre, welche Künstler als Juroren fungieren werden, so daß also auch deren Ansichten und Ratschläge unmöglich vorher eingeholt worden sein konnten. Und daraus wiederum folgt nur zu häufig eine gründliche Meinungsverschiedenheit zwischen Komitee und Juroren über die Auffassung, die Grundmotive, welche für die Bearbeitung eines Thema's doch von Anfang an bestimmend sein müssen.

So giebt z. B. ein Komitee oder eine Behörde öffentlich bekannt, daß an diesem oder jenem auszus schmückenden Plaze eventl. ein historischer Vorwurf genehm wäre, während der Jury später an eben dieser Stelle

historische Motive ganz unpassend erscheinen wollen; wonach denn jeder, der sich an das Ausschreiben streng gehalten hat, mit seiner Arbeit unter recht empfindlichen Kosten durchfallen muß.

Um aber zum Schlusse zu kommen: Meiner unmaßgeblichen Ansicht nach wäre es richtiger, zu Tage getretene Mängel im Konkurrenzbetriebe zu beseitigen, als die viel geschmähten „Wettbewerbe“ überhaupt ganz zu verwerfen oder ein für alle Mal nur einen bestimmten, engeren Kreis von geeigneten Künstlern zur Beteiligung heran zu ziehen — wie kürzlich ein wohlmeinender Vorschlag in der überaus umsichtig geleiteten neuen Zeitschrift zur Interessenvertretung der bildenden Künstler: der Münchner „Werkstatt der Kunst“, ausführlich demonstrierte. Denn noch jeder einigermaßen bedeutende Wettbewerb hat wieder neue Namen in den Vordergrund gestellt, hat uns das Können eines oder des andern, bis dahin für weitere Kreise völlig unbekannt schaffenden, Kollegen gezeigt, der, wären dem Unternehmen nur persönliche Einladungen zu Grunde gelegen, wohl niemals in der Reihe dieser gestanden hätte.

*

Dies in Kürze einige Notizen zu einem Thema, über das sich gewiß noch unendlich viel sagen und — schreiben ließe, hätte man als Schaffender nur auch Zeit, Lust und Muße dazu. Mögen sie das Ihrige zu einer recht baldigen und günstigen Lösung der ebenso wichtigen wie heiklen Frage beitragen!



Münchener Nekrologe.

G. Julius Grosse.

Von Adolf Bartels.

(Weimar.)

Im Herbst des Jahres 1852 fuhr von Halle an der Saale ein junger Mann nach München, um sich an der dortigen Akademie der Malerei zu widmen. So ganz jung war er freilich nicht mehr: er zählte vierundzwanzig Jahre und hatte bereits allerlei Schicksale hinter sich. Einer alten guten Familie Erfurts entstammend und dort am 25. April 1828 geboren,

war Julius Große — das war sein Name — mit vier Jahren nach Magdeburg gekommen, wohin sein Vater als Militäroberprediger (später auch Konsistorialrat) versetzt worden war, und hatte dort das Gymnasium besucht. Aber von früh auf war die Neigung zur Malerei in ihm gewesen, und da er ihr nicht folgen dürfen, so hatte der Herangewachsene sich für das Baufach entschieden und war, die klassischen Studien aufgebend, bei einem Geometer eingetreten — auf diesem Umwege wurde man damals in Preußen ein Baumeister. Schon war das Staatsexamen als Geometer bestanden, als sich bei Große wieder der Drang zu den Studien regte, und so machte er zu Berlin noch sein Abiturientenexamen und bezog dann die Universität Halle, wohin auch seine Familie nach dem um diese Zeit erfolgten Tode des Vaters übersiedelte. Natürlich mußte jetzt ein Brotstudium betrieben werden, und als solches ward die Juristerei erlesen. Doch wenn der Studiosus Große auch seine Pflicht that, ganz ließen sich seine künstlerischen Neigungen nicht unterdrücken, und bald sehen wir ihn als Hörer und Schüßling von Robert Bruß, der damals Professor der Litteraturgeschichte in Halle war, und als Mitglied eines poetischen Kreises, aus dem Otto Roquette zuerst berühmt werden sollte. Im Jahre 1851 veröffentlichte Große sein Erstlingsdrama „Cola di Rienzi“, und in dem selben Jahre ward sein historisches Lustspiel „Eine Nachpartie Shakespeare's“ in Halle aufgeführt. Da sich der Studiosus außerdem auch schon als Theaterkritiker bewährt hatte, schien das Einlaufen in die litterarische Laufbahn selbstverständlich zu sein. Aber jetzt erfolgte der neue vollständige Bruch mit der bisherigen Existenz, und wir finden den jungen Dichter als Schüler der Münchener Akademie wieder.

Man darf sagen: Große war zur rechten Zeit nach München gekommen. Eben bildete sich dort durch die Berufungen König Maximilians II. die so genannte Münchener Dichterschule mit Emanuel Geibel an der Spitze, und es war zu erwarten, daß der Kunstschüler, der als Poet doch bereits „Blut geleckt“ hatte, Beziehungen zu seinen norddeutschen Landsleuten finden werde. Ich habe „so genannte“ Münchener Dichterschule gesagt — man könnte ihr auch ein anderes Attribut beilegen als das örtliche, das mehr ein zufälliges ist, und daß hier von einer „Schule“ die Rede sein könne, ist auch bestritten worden. Doch wird es zweifellos bei dem Namen bleiben; denn wenn auch in ganz Deutschland im Gegensatz zum Jungdeutschthum klassizistische und romantische oder, wenn man will, „reine“ Kunstneigungen wieder erwachsen waren und die Kinkel und Roquette so gut die neue Richtung vertraten wie die Geibel und Henze, — die Führer, eben die Letztgenannten, saßen doch in der Isarstadt, und durch das „Krokodil“

wie die Herausgabe der beiden Münchner Dichterbücher ist später der innere Zusammenhang einer großen Anzahl älterer und jüngerer Poeten auf Münchner Boden auch historisch fest gelegt worden. München, die Stadt, hat auf alle Fälle das nahe Verhältnis dieser Dichter zur bildenden Kunst, die sie freilich zum Teil schon mit gebracht hatten (Heyse z. B. aus dem Hause Franz Ruglers), immer aufrecht erhalten und auch ihre Lebensführung, was charakteristisch ist, der der bildenden Künstler in mancher Beziehung angenähert; weiter: so verschieden Geibel, Heyse, Lingg, Groffe als dichterische Persönlichkeiten unzweifelhaft sind, ihre Kunstanschauungen sind doch die selben, auch ihre Sympathieen und Antipathieen. Also mag es und muß es bei „Münchner Schule“ bleiben. Julius Groffe ist nicht ihr unwichtigstes Mitglied gewesen, beispielsweise ihr Kritiker, und später auch einer ihrer eingehendsten Geschichtschreiber geworden. Das Buch, in dem er von den Münchner Dichtern berichtet, ist seine Selbstbiographie, „Ursachen und Wirkungen“ betitelt, und es sind die fünfziger Jahre, die er am ausführlichsten behandelt.

Ich denke mir, daß das Buch, in München gelesen, noch einen besonderen Reiz haben muß: Groffe war mit Leib und Seele Münchner geworden und konnte sich nicht genug thun, den italienischen Himmel und die Champagnerluft der Hsstadt zu rühmen. Aber das ist es nicht allein: es steckt, wie mir scheinen will, wirklich ein Stück Alt-München in dieser Selbstbiographie. Das heißt, Alt-München darf man wohl eigentlich nicht sagen, das hörte auf, als Ludwig I. seine Kunstschöpfungen begann; man muß von dem „mittleren München“ reden, das die Zeitalter Ludwigs I. und Maximilians II. umfaßt, während sich unter Ludwig II. schon die moderne Weltstadt München heraus zu bilden beginnt. Zur Charakteristik des mittleren Münchens hat auch Julius Groffe sein Teil beigetragen, indem er nicht bloß die litterarischen Verhältnisse seiner Zeit sehr gut geschildert, sondern auch den Münchner Ortsgeist, wie er sich durch eigenes Erleben heraus stellt, vortrefflich charakterisiert hat.

Es ist ihm nicht ganz leicht geworden am Hsstrand: mit der Malerei wurde es nichts, und ein anerkannter Poet wird man nicht so leicht; so mußte Groffe einmal in einem aristokratischen Hause den Hofmeister spielen und konnte zuletzt froh sein, daß ihm der Journalismus die Existenz gab. Aber es sind zweifellos geistig frisch bewegte Jahre gewesen, diese letzten fünfziger, und unserem Dichter hat nicht bloß Minerva, sondern auch Frau Venus am Himmel gestanden. In der That, Groffe's Liebesleben gehört mit zur Charakteristik des damaligen Münchens. Als Feuilletonredakteur der „Neuen Münchner Zeitung“ (später „Bayrische

Zeitung“ betitelt) gewann dann der Dichter, indem er eine Münchenerin heiratete, auch ein eigenes Heim und die feste Stellung in der Hofstadt, die den Verufenen König Maximilians sonst bekanntlich vielfach versagt blieb. Auch daß Franz Trautmann seine Schwester heiratete, half ihm wohl dabei. Seine journalistische Thätigkeit in München hat bis zum Ende der sechziger Jahre gedauert; dann ist er Generalsekretär der Deutschen Schillerstiftung geworden und mit ihr nach Weimar und Dresden übergesiedelt, einmal freilich auch auf fünf Jahre wieder nach München zurückgekehrt — seine geistige Heimat ist die bayrische Hauptstadt immer geblieben, obwohl er sich als geborener Thüringer in Weimar gleichfalls zu Hause gefühlt hat. Gestorben ist er nun weder in München noch in Weimar, sondern am Ufer des Gardasees, aber, wenn auch nicht im Schillerhause, das er so lange bewohnt hat, doch am Todestage Schillers. (dem 9. Mai).

Schade, daß wir noch kein vollständig ausgeführtes Gemälde des „Krolobil“, einer Sitzung dieser Münchener Dichtergesellschaft, haben, die, mehr als die königlichen Theeabende (an denen Große übrigens nicht teilnahm), den poetischen Brennpunkt des damaligen Münchens gebildet hat! Das Material ist jedoch einigermaßen beisammen, und ein wirklicher Poet könnte das Bild geschichtlich treu wie nach dem Leben entwerfen, wenn denn Paul Henze, der am ersten in Betracht kommende, verschmähen sollte, ein Seitenstück zu seinem „letzten Centauren“ aus der Erinnerung zu liefern. Welch eine Menge von Charakterköpfen: Geibel, Henze, Ringg, Große, dazu die sogenannten Jungmünchener Leuthold, Hopfen, Dahn u. s. w. Große muß bei den Sitzungen eine nicht unwichtige Rolle gespielt haben; er war unzweifelhaft der Phantasiebegabteste der ganzen Gesellschaft und erlebte daher, wie auch seine Selbstbiographie zeigt, in Einem fort die wunderbarsten Geschichten, die er dann gern erzählte. Man kann sagen, er lebte überhaupt im Wunderbaren, es war ihm Leben und Poesie, und seine eigene Dichtung trägt denn auch die stärksten Spuren davon. Bis an sein Lebensende blieb er sich in dieser Beziehung vollständig gleich — war er einmal an den vielen Abenden, die ich mit ihm in Weimar zusammen geseßen habe, müde und abgesspannt, so brauchte ich nur eine wunderbare Geschichte auf's Tapet zu bringen, und sofort war sein Interesse da. Bülaus „Geheime Geschichten“ hätte sein Leibbuch genannt werden können, überhaupt liebte er abenteuerliche Memoiren und dergl. So mag man bedauern, daß sein Leben nicht in eine Periode gefallen ist, wo man die Neigung zum Wunderbaren und Geheimnisvollen hatte und den Dichter vor Allem nach seiner Fabulierkunst schätzte. Wie stark diese

bei Große entwickelt war, beweisen fast alle seine Romane und Erzählungen, auch sein bester Roman „Der getreue Eckart“; alle enthalten stark phantastische Elemente, die oft unabsichtlich barock wirken, und wiederum ist manches psychologisch-seltam, aber dann leider nicht mit jener gleichsam wissenschaftlichen Sicherheit entwickelt, die wir heute gewohnt sind. Zu den Romantikern, zu E. T. A. Hoffmann und Achim von Arnim, hätte Große vortrefflich gepaßt.

Doch ist die überwiegende Phantasie nur eine Seite des Dichters Große; auf der andern finden wir ein schwungvoll lyrisches Temperament von großer Ausgiebigkeit, und dieses ist es, was seinen zahlreichen Dramen, von denen der „Tiberius“ die größten Bühnenerfolge gehabt hat, und epischen Dichtungen das Forttreibend-Boetische verleiht. Man hat bei Große in der That den Eindruck großen, schier unerschöpflichen Reichtums, wenn auch das Münchner Wort über Große „Phantasie und Erfindung wie bei einem Shakespeare, aber die rechte Form fehlt,“ zweifellos falsch ist; denn Shakespeare's Größe ruht bekanntlich gar nicht auf seiner Phantasie und Erfindung, und Große fehlt keineswegs die Form, sondern die Form wird ihm eher zu leicht. Kurz kann man sagen, seine Werke sind nicht genug erlebt, was ja überhaupt die Schwäche der Münchner Schule ist. Aber natürlich giebt es Stoffe, wo Phantasie und forttreibender Schwung zur Gestaltung ausreichen, und da ist denn Große öfter glücklich gewesen, namentlich in seinen Verserzählungen wie z. B. dem „Mädchen von Capri“ und einzelnen Partien des „Volksramslieses“. Und weiter ist die Lyrik immer erlebt; denn, wie sich Hebbel einmal ausdrückt: woher Gefühle nehmen, wenn man sie nicht hat? — Hier ist Große unbedingt am stärksten und darf als einer der besten und selbständigsten deutschen Lyriker des neunzehnten Jahrhunderts gelten, wenn er auch an die ganz Großen wie Mörike nicht heran reicht. Ich glaube, daß eine gute Auswahl seiner Lyrik in zwanzig Jahren in jeder besseren Bibliothek zu finden sein wird. Seine zahlreichen Stofferoberungen aber sowohl auf dramatischem wie auf epischem Gebiete, von denen ich die des Volksbuches „Fortunat“, dem er die richtige Idee unter gelegt hat, am höchsten schätze, werden gewandten Nachfolgern zu Statten kommen.



Brosamen und Brocken.

Von Wilhelm Eckfeld.

(Budapest.)

„Scherz bei Selte!“ sollte das Motto manchen Witzblattes sein.

Von X. könnte man sagen: „Ein Talent, aber kein Charakter“ — wenn er nämlich ein Talent wäre!

Ueie, die für die Freiheit des Volkes kämpfen, erreichen blos das Eine, dass sie die eigene verlieren.

Vorurteile flüstern uns in der Regel zu: „Ururteile!“

Der kahle Schädel manchen Mannes gleicht einer Billardkugel „auf ein Haar“, bis auf den einzigen Punkt, dass eine Billardkugel nicht hohi ist.

„Zahlen!“ rufen Manche nur darum so laut, weil sie es nicht gewohnt sind.

Man sieht die Welt durch einen Goldkneiter anders als durch eine Stahlbrille.

Hat man die Absicht, eine Frau für etwas zu gewinnen, so sage man ihr nur, es sei modern.

Manche machen es im Leben, wie gewisse Gäste im Gasthause, wenn ihnen die Speisekarte vorgelegt wird: sie grübeln eine geraume Weile nach — und lassen dann den Kellner für sich wählen.

In vielen Menschen brodelt eine gute Quelle, nur wird sie zumeist gar nicht, oder an falscher Stelle angebohrt.

Für Verdienste, für die man früher die Gnade Gottes versprach, erhält man heute ein Kreuz; für solche, für die man den Himmel zugesichert erhielt — einen Stern.

Weil aufrichtige Freunde uns mitunter auch tadeln, wollen Manche, die uns blos tadeln, für aufrichtige Freunde gehalten werden.

Politiker benützen oft gewisse Elemente als Sturmböcke, die sie gelegentlich, wenn sie selbst Böcke schiessen, zu ihren Sündenböcken machen.

Nirgends verraten Manche leichter ihre Fehler, als da, worin sie bei Anderen die Vorzüge erblicken.

*

Es ist unbillig, von Einem, der einen Balken im Auge hat, zu verlangen, dass er diesen auch sehe.

*

Es giebt noch Unzählige, die für ihre Überzeugung die grössten Opfer bringen; nur ist ihre Überzeugung: ihr eigenes Wohl.

*

Man geht eher fehl, wenn man in den Weibern die Dame, als wenn man in ihnen die Eva sucht.

*

Menschen, von denen es heisst, sie hätten ein „schlechtes Gewissen“, haben oft gar keines.

*

Dort, wo Gedanken fehlen, da stellt ein Schimpfwort zur rechten Zeit sich ein.

*

Melancholiker sind Menschen, die aus Furcht, unglücklich zu werden, unglücklich sind.

*

Für die Schwere des Ehejoches ist auch der Umstand bezeichnend, dass der Mann in dem Momente, da er Bräutigam wird, schon aufhört, ein „Freier“ zu sein.

*

Der Ultramontanismus ist eine Politik, bei der alle Wege nach Rom führen.

*

Hast du schon beobachtet, wie die Menge willenlos nach dem Takte einhertrötet, wenn eine Kapelle, einen Gassenhauer spielend, durch die Strasse zieht? — Genau so macht sie es auch bei den Gassenhauerprogrammen politischer Musikanten.

*

Der Dumme bringt seine Interessen in Widerspruch mit denen seiner Mitmenschen; der Mittelmässige bringt sie mit ihnen in Einklang; der Weise macht die Interessen seiner Mitmenschen zu seinen eigenen, und der Kluge macht seine eigenen Interessen zu denen seiner Mitmenschen.

*

Gruben und Gedanken haben oft das Gemeinsame, dass man sie für tief hält, wenn sie nur dunkel sind.

*

Aphorismen sind die letzten Ringe einer langen Gedankenkette.



Neue Dichtungen

von Josef Schanderl.

(München.)



Morgengebet.

Lauschend bin ich aufgewacht.
Fögernd, sacht
schlägt es viermal, früheste Herrgottsfrühe,
hoch vom nachbarlichen Turm;
das Gebälke stöhnt und kracht —
bantz — die geistige Glocke läutet Sturm!

Oh, fast hätt' ich aufgelacht
bei der Drangsal dieses Glockenschlags:
vor der ersten Morgenröte
eines Christenwerkfestags
— horch! — befehl'n wir unsre Nöte —
— hört! — dem Himmel,
mit Gebammel, mit Gebimmel.

Einem Schwermütigen.

Die Sonne schaut mit frohstem Angesicht,
auf ihre Glutkraft eifert der Sinfier,
lichtilla schimmernd wogt das Heidekraut —
und du bist finster?

Die Grillen singen unaufhörlich viel,
jedwede Rispe lang krabbeln die Hummeln,
Heupferde springen hochauf ohne Ziel:
sag', ist die Halde nicht ein Teppichspiel
zum Tummeln?

Was schleppst du dich so hart?
Strömt doch die Luft so weich,
daß du fast schweben in den Dästen kannst!
Du, laß' dich warnen:
die Brombeerranken wollen dich umgarnen;
wenn du die Sohlen nimmer lästern kannst,
loht das gestampfte Heidekraut in Flammen —
es wirft dich her,
und Blüten schlagen über dir zusammen!

Unter Druck.

Un einem Morgen, einsam, weiberlos,
zog ich einen durren Rain hinan.
Stand eine Herde Löwenzahn
in federgrauer Samenhülle,
übernächtigt,
frierend und gebückt im Gras.
Ich verstehe, was euch drückt;
ich bin ein guter Mensch, ich bin auch
mächtig:
drum will ich euch von eurem Samen helfen.

So, nun ist es weg gemacht!
Zwar die Köpfe flogen mit —
denn mein Stock mähte
mit tausendem Schnitt —
oh, nun ist es los gebracht!
fort die Not, hin die Qual:
frei und leicht und selig flossen
Schaum und Flocken, ausgegossen
in das weite Thal.

Über schärfer als die schlanken
 Hiebe saufen die Gedanken
 gegen uns, die wir die Schöpfung meistern:
 die sich quälen, krümmen, zieren,
 sich belügen und begeistern,
 sich erkaufen, sich erraufen,
 Hand und Herz und Hirn verlieren;
 wie die Tollen nie erlahmen —
 und im Grund nichts Andres wollen
 als der Löwenjahn mit seinem Samen.

Zum letzten Tanz.

Der Tag war grau, der Abend wird noch grauer
 wie alle andern;
 da kann kein Mensch lustwandern.
 Ein paar noch matte, matte Schritte,
 dann kommt mein Trieb in's Stocken;
 auf eine Bank,
 wo sonst totmüde Greise hocken,
 warf' ich mich hin.

Alles ist farblos —
 alles ist schal —
 nichts kann mehr locken —
 nichts ist wert,
 daß man sich fort hebt
 und fort schleppt
 zu neuer Qual.

Ich muß ganz fühllos taub gewesen sein,
 so lang das Düst' in mir braute:
 denn, als ich klarer um mich schaute,
 summt' ein Mückenheer
 dicht an mir, wirr und quer,
 wild in einander fahrend,
 sich lösend und sich scharend:
 ein Duft voll taumelnder Tanzeslust,
 als drängte jede Sekunde —
 und was von fiebernder Kunde
 ermattet nieder sank,
 das sog aus meinen Händen
 an hundert beuligen Wunden
 zum süßen Todestrank den Trank.
 Ich will nicht wehren, saugt nur, saugt!
 Ich warte stumm, bis ihr mich ausgelaut.
 Gebt mir die schwirrende Leichtigkeit,
 den seligen Mut zum letzten Tanz,
 so laß' ich ganz
 mein zähes, dumpfes, schweres Blut,
 das immer mich zur Erde nieder zwingt!

Holt alle Schwärme her!
 Mich quält noch mehr,
 unendlich mehr,
 als eure winzige Habgier schlingt.

Zur Blütezeit.

Und wieder ist rings Blatt an Blatt
 von Duft und Gluten überschauert —
 ich bin so matt;
 mich wundert, wie ich das erdauert.
 Seit jenen letzten Blütengüssen,
 seit jenes Weibes Küßsen
 hab' ich auf Glück gelauert
 und hab' hungern müssen.
 Was hilft's, wie laut man schreit!
 Das Echo schneidet wie ein Dolch
 in meine Einsamkeit;
 und jeder Späherblick, hinaus geschickt,
 kehrt leer zurück
 zur eignen Kläglichkeit,
 was da im Sande lauert:
 Der Seele Schwingen sind gebrochen;
 bis zu weiß glühenden Afazien
 ist sie noch hin gekrochen,
 und kann nicht auf.

Und oben hängt ein Blütenschwall
 und zwingt und drängt sich, prall und schwer,
 und schwillt und quillt, schwillt überall:
 ein wallendes Meer
 von duftgefüllten Trauben;
 und wie all alles glutet,
 in weißen Flammen tutet,
 als flöße hier zusammen
 die ganze Süßigkeit der Welt —
 d'raus ein Gewirr der Stimmen
 von summenden, surrenden Immen;
 und immer surren und summen sie —
 die Satten fort, die Hungernden her,
 ein wogend wimmelndes Gethü,
 und drausen wild die Harmonie:
 Greif zu, greif zu, greif zu!

Mir ward so bitter weh, daß es mich bog.
 Jeder Insektenwanst hat seinen Trog,
 nur meiner Sehnsucht ist kein Tisch gedeckt,
 ob sie verschmachend auch die Lippen reckt —
 greif zu, greif zu!





Der steinerne Roland.

Ein Märchen von Maximilian Fuhrmann.*)

(Altona a. Elbe.)

Ein lustiger Student, der auf seine Weise eine Studienreise durch Norddeutschland machte, stand in einer Sommernacht, zwischen zwei und drei Uhr, in übermütiger Laune auf dem Marktplatz des Städtchens T. vor dem steinernen Roland.

„He, Väterchen!“ redete er das Standbild mit heller, krähennder Stimme an, „es ist nicht nett von dir, daß du hier so stumm und verdrossen auf dem Plage stehst. Verrate mir wenigstens, woher du stammst, und welches gefalzte Haupt dich hierher gestellt hat.“

„Da mußt du schon in deinen gelehrten Büchern nachschlagen, denn ich selbst habe es längst vergessen“, antwortete der Roland sogleich mit einem Lachen, das fast so klang, als wenn ein Hundertpfundgewicht die Bodentreppe herunter polterte. „Werde nur erst einmal so alt wie ich, mein Junge, und wir werden sehen, wo deine Jugenderinnerungen geblieben sind.“

„So so — so“, stotterte der Student, bei dem sich Schlußauf eingestellt hatte, und der, trotzdem er betrunken war, nicht gleich begriff, daß Standbilder zuweisen reden konnten. „So — so, du weißt also nicht, Väterchen, wannu du geboren bist? Das ist schade, obgleich es mir grade in diesem Augenblick völlig klar geworden ist, daß Praxiteles dich nicht gemeißelt haben kann. Er hätte dir den geehrten Niechkolben sicher mitten in's Gesicht gesetzt und dir auch statt der Füße nicht solche fabelhafte Gewichtsklumpen an die Beine gehängt, mit denen man ohne Mühe einen jungen Elefanten zu Apfelmus treten kann.“

„Du scheinst ein ziemlich spöttischer Herr zu sein“, brummte der Roland. „Doch das soll mich weiter nicht kränken. Die Hauptsache ist,

*) Aus einem demnächst im Verlage von Schuster & Loeffler zu Berlin herauskommenden Sammelbände von Erzählungen dieses Autors.

daß das helle Mondlicht mir plötzlich die Zunge vom Gaumen gelöst hat, und ich dich um etwas bitten kann.“

„Geniere dich nicht, holder Ritter“, entgegnete der Student. „Ich will dir gerne zu Diensten sein, fürnehmlich aber dann, wenn es irgendwo einen Schatz zu heben gilt, der der Ebbe in meinem Geldbeutel Einhalt gebieten kann.“

„Schweige und höre mich an!“ gebot der Roland. „Der Zufall fügt es, daß grade in dieser Stunde wieder 'mal hundert Jahre ab gelaufen sind, die ich hier gestanden habe. Ich darf mich nach meiner Instruktion jetzt sogleich vierundzwanzig Stunden beurlauben, doch nur unter der Bedingung, daß sich jemand findet, der sich hier auf den Sockel stellt und mich inzwischen vertritt.“

„Hm, — und zu dieser deiner Vertretung hältst du mich für tüchtig genug? Unglaublicher Optimismus, Väterchen; bedenke doch gefälligst, daß ich mein Jahr noch nicht gedient habe, daß ich deshalb nicht gewohnt bin, Panzer und Schild zu tragen, und auch in der Haltung manches Mal arg zu wünschen übrig lasse.“

„Mache keine unnötigen Worte, sondern entscheide dich“, erwiderte der Roland. „Du sollst auch nicht glauben, daß eitle Weltlust mich antreibt, meinen Posten zu verlassen. Nein, wenn ich reisen möchte, so ist es deshalb, weil zehn Meilen von hier, in dem Flecken Z., ein Bruder von mir steht, der, weil er nur aus Holz geschnitten ist, unter dem Wurm- und Insektenfraß schwer leiden muß. Seine Auflösung ist nur noch eine Frage von Jahrhunderten, und darum möchte ich ihm noch einmal die Bruderhand drücken.“

„Das ist brav von dir und ehrt deinen Charakter, alter Herr“, lobte der Student. „Ich will dir den Gefallen thun, obgleich ich unbesoldete Ehrenämter immer nach Möglichkeit abzulehnen gedenke. Schwöre mir aber vorher bei deiner Ritterehre, daß du dich in der nächsten Nacht mit dem Glockenschlage Zwei hier wieder einstellen und mich ablösen wirst!“

Der Roland erhob augenblicklich seinen steinernen Arm und leistete in einer längst untergegangenen Sprache den Schwur. Unersehens packte er den Studenten dann hinten beim Kragen, hob ihn zu sich empor und setzte ihn an seiner Stelle so unsanft auf den Sockel, daß der kecke Jüngling glaubte, alle Knochen im Leibe wären ihm auf einmal in tausend Stücke zersprungen. Sogleich begannen auch seine Glieder in's Riesenhafte zu wachsen, ein schwerer Panzer legte sich ihm um Schulter und Leib, und aus seiner rechten Hand wuchs ein langes, grad'es Schwert.

Gerne hätte der verwandelte Student sein voreiliges Versprechen

zurück genommen, doch die Zunge saß ihm plötzlich zentnerschwer im Munde fest. Er vermochte auch sonst kein Glied am Leibe mehr zu rühren, denn er war in einem einzigen Augenblicke völlig erstarrt und zu Stein geworden. Der Roland konnte ihm also einfach den Rücken zugehren, dann reckte und streckte er sich einen Augenblick und marschierte mit zehn Meter Schritten davon, wobei es auf dem Markte schütterte und klirrte, als wenn zwölf mit Pflastersteinen beladene Wagen in einem Strich davon fuhren.

„Eine nette Geschichte, das! Und wieder 'mal ein Exempel dafür, zu welchem schrecklichen Ende jugendlicher Übermut führen kann“, dachte sich der Student. „O, meine geliebten Eltern, die ihr den größten Goldklumpen eures Erbes daran gewagt habt, mich zu einem angesehenen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft zu machen, wie würde es euch betrüben, wenn ihr von meiner Verfeinerung wüßtet; und du, Marie Schulze, schönste Biermamsell von Berlin-West, die du mich inbrünstiger küßtest wie alle meine Kommilitonen, würdest du nicht zur Salzsäule werden, wenn du deinen süßen Frit, in ein vorfundsütisches Ungetüm verwandest, hier auf dem Viebestal sähest! Ja, es ist alles eitel, und mein Schicksal lehrt, daß mancher, der noch am Abend bei der kalten Flasche saß, am andern Morgen selbst zum kalten Manne geworden sein kann.“

Unter solchen und ähnlichen Betrachtungen wurde es Tag, doch es war kein erhebender Anblick, den der schlecht gepflasterte Markt, auf dem das Gras reichlich wuchs, dem Studentlein bot. In Nachtmützen und Nachtjaden kamen die urältesten und häßlichsten Weiber aus den einstöckigen, unansehnlichen Häusern. Sie hielten einen eintönigen Gevatterschnack, bevor sie sich auf ihre Pflichten besannen, das schmutzige Wasser in den Rinnstein gossen und mit dem Besen gründlich hinterdrein schrubbten.

Auch in den Werkstätten wurde es lebendig. Die Schusterhämmer fiengen an zu klappern, die Sägen feußten, und aus der Schmiede klang es eintönig: ping-ling.

„Schodschwerebrett! wie ist das langweilig“, sagte sich der Student. Doch zu der Langenweife kam bald eine andere Plage. Es begann zu regnen, und an seine Nasenspitze hingte sich beharrlich ein Tropfen nach dem andern. Es kigelte und juckte entsetzlich, und gar zu gerne hätte der Student sich durch ein kräftiges Niesen erleichtert; allein alles an ihm, bis zu dem feinsten Geäder in der Nase, war steif und unbeweglich, und deshalb mußte er es kigeln und jucken lassen und konnte nicht einmal ein verdrießliches Gesicht dazu schneiden.

Gegen zehn Uhr wurde es auf dem Markte lebhaft. Es kamen

Bauern mit Ferkeln, Butter und Gemüse und gruppieren sich um den Roland. Bürger und Bürgerinnen, den Henkelkorb am Arm, mischten sich unter sie. Und nun begann ein Handeln um den Preis der Butter, ärger als an der Judenbörse. Die Bauern klagten und jammerten, schüttelten trübe die Köpfe und fuhren sich verzweifelt bis in den Grund der geräumigen Hosentaschen. Hatte einer seine Ware zu einem hohen Preise verkauft, so blieb doch sein Gesichtsausdruck kläglich, ja hoffnungslos. Besorgt blickte er zu dem bewölkten Himmel auf, fuhr sich wohl mit dem Rockärmel unter die Nase und rief:

„Wenn dat twee Wochen so biblivi, Naver, wart werrer allens 100 Mef (Mist).“

Nach einigen Stunden war alles verkauft. Die Bauern fuhren heim, nachdem die Wohlhabenden unter ihnen in dem Gasthaus, wo sie ihre Schindmähren ausspannten, einen Rummel zu fünf Pfennig verzehrt hatten.

Auf dem Marktplatz wurde es nun wieder ganz uninteressant und kirchhofstill. Die braven Bürger des Städtchens hielten, jung und alt, ihr Mittagshläfchen, und das war für die meisten das größte Vergnügen des ganzen Tags. Des Polizeidieners halb blinder Pudelhund, Karo, war jetzt das einzige lebende Wesen auf dem Markt. Er fühlte sich auch ganz als Beschützer des Orts, denn er saß würdevoll auf der steinernen Treppe seines Herrn und sagte immer in genau fünf Minuten einmal sehr unfreundlich und laut: „Wuff, wuff“, so daß es auf dem ganzen Markte widerklang. Ab und zu besuchte er den Roland, hielt sein Bein verächtlich an eine Ecke des Sockels und hinkte murrend zurück.

„Das ist zum irrsinnig werden“, stöhnte der Student auf seinem Sockel in den Bart hinein. „Doch hinab, Unmut! Seien wir einmal weise und benutzen wir die uns reichlich zu Teil gewordene Muße, um unser Lebensbuch aufzuschlagen, worin auf jedem Blatte mit Feuerschrift geschrieben steht, daß ein gewisser Herr ein höchst lasterhafter und unmoralischer Bursche gewesen ist. Und bei dieser Erkenntnis will ich nicht stehen bleiben; kann ich mich auch nicht an die Brust schlagen, so will ich doch in mich gehen, den alten Adam von mir thun und ein strebsamer, honneter junger Mann werden. Ja, ja — es soll also geschehen! Vorausgesetzt natürlich, daß der steinerne Ritter zurück kehrt und mich hier nicht für alle Ewigkeiten stehen läßt.“

Um vier Uhr kamen die Kinder mit Lärmen aus der Schule. Die Knaben haschten und rausten sich, bis eine Schiefertafel in Stücke gieng und alle bis auf den, der den Schaden hatte, davon liefen. Die Mädchen

setzten sich eine Weile um den Roland, stachen in ihre Lesebücher nach Bildern und spielten mit bunten Bohnen. Auch einige Fremde kamen und besahen sich den Roland. Die Herren zeigten mit ihren Stöcken und sprachen von Karl dem Großen und der heidnischen Zeit, während die Damen sich entsetzten und lachend ausriefen: „Also das ist der berühmte Roland? Meine Güte, so plump und häßlich hätte ich mir ihn nicht vorgestellt!“

Als es endlich dämmerig wurde, verstummte allgemach das Geräusch in den Werkstätten. Die Meister setzten sich mit der Pfeife und ihre Frauen mit dem Strickstrumpf auf die grüne Gartenbank, die vor keinem Hause fehlte. Man begrüßte die Nachbarn und las sich mit lauter, feierlicher Stimme den lokalen Teil des Wochenblattes vor, während das Gesinde an den Seitenwänden der Häuser horchte, Gesichter schnitt und dann und wann halblaut zu lachen wagte. Der zweite Lehrer des Orts gieng über den Markt und kehrte, was überall besprochen wurde, zum zweiten Mal in dieser Woche im Gasthaus zum goldenen Stern ein. Sogar ein junges Paar wagte sich auf den Marktplatz; allein, von hundert mißgünstigen Augen verfolgt, hielten sie sich, obgleich alles zwischen ihnen in Ordnung war, steif und spröde und machten verlegene, fast furchtsame Gesichter.

„Pereat Philisterium!“ — wollte der verwandelte Student eben sagen; doch er besann sich sofort darauf, daß er ja doch Reue gelobt hatte, und nun fand er alles sehr nett und ganz in der Ordnung. „Ja, es ist mir diesmal wirklich ernst“, beteuerte er. „Ich werde ein andrer Mensch. Ich bin sogar bereit, den Liebling meiner Großtante, Mieke Schwanenhals mit dem Heiligensteine, zu heiraten, wenn dieses Abenteuer nur schnell zu Ende gehen möchte, und ich als Mensch von Fleisch und Blut hier vom Marktplatz Abschied nehmen könnte.“

Doch daraus wurde so bald noch nichts. Als es dunkel geworden war, und die Bürger längst friedlich in ihren Betten schliefen, miaute es plötzlich irgendwo. Ein Kater und eine Katze sprangen herbei, machten im Mondlicht große Toilette und giengen dann schnurrend, den Rücken an dem Stein reibend, um den Roland herum. Und nun kamen husch, husch, von rechts und links, von hinten und vorn alle Kater und Katzen des Orts, wohl dreißig an der Zahl, herbei gesprungen und begannen so Herz zerreißend zu konzertieren, wie es nur von verliebten Katzen verlangt werden kann. Dem unglücklichen Studenten wurde dabei ganz unheimlich zu Mute; doch auch in den Häusern regte sich das Entsetzen, die Fenster öffneten sich, und weiße Gestalten sahen hilflos in die Nacht hinaus.

„Nun noch mal in C-dur“, sagte der große gelbe Kater, der als Vorsänger fungierte. Alle dreißig setzten auf einmal ein, und als man zu Ende war, umarmte man sich vor Rührung und Kunstenthusiasmus. Unter den Ragen befand sich ein zierliches schwarzes Ding, das zu einer Spezialitätenbühne übergehen wollte und schon jetzt gerne seine Künste zeigte. Sie sprang, als das Stück aus war, über den Kater, der ihr den Hof machte, hinweg, kletterte an dem Roland hinauf und machte oben auf seinem Haupt, vom Mondlichte beschienen, einen kunstgerechten krummen Buckel, den Schwanz steil wie eine Lanze in die Höhe haltend.

Das war entschieden der Glanzpunkt des Festes. Dreißig Kateraugen richteten sich bewundernd auf das talentvolle Käpchen, bis der Vorsänger in der Ragensprache ein „Hoch soll sie leben, dreimal hoch!“ anstimmte und alle im Chor mit sangen.

Da fauste ein Ziegelstein heran, zersprang an der Stirne des Rolands, und ein Splitter traf das Käpchen an der Sammetpfote des rechten Vorderbeins. Ein greller Miston kam damit in das harmonische Mondfest, und die ganze Gesellschaft flüchtete eiligst davon.

„Das war ja heute 'mal wieder recht munter“, piepte nach einer Weile eine kleine bewegliche Maus, die aus ihrem Loch gehuscht war. Und eine große Ratte kam hinzu, pußte sich den Bart und sagte: „Sie haben Recht, Gevatterin, wer könnte das auf die Dauer ertragen! Es ist bei uns beschlossene Sache, ich gehe mit meinem Mann und den Kleinen nächste Woche nach Hamburg. Vielleicht findet sich ein Schiff, mit dem man nach Amerika auswandern kann.“

Dem Studenten wurde immer bänglicher zu Mute, und da hörte er, daß sein Herz noch ganz leise unter dem Steinpanzer schlug. Nichtig kam es so, wie er sich dachte; nach dem Ragenkonzert erschienen sämtliche Ratten und Mäuse des Orts und hielten in einer sehr dringlichen Angelegenheit einen Kongreß ab. Das war ein Gewirr von Schwarz und Grau, von funkelnden Spitzköpfen und langen Schwänzen, wie es wenige Menschen zuvor gesehen haben mochten. Als aber mit zwei Drittel Majorität beschlossen worden war, wegen der unseidlichen Ragenplage den Ort zu verlassen, schlug die Turmuhr zwei Uhr, und es schütterte und klirrte auf einmal auf dem Marktplatz, als wenn zwölf mit Pflastersteinen beladene Wagen in einem Strich daher gefahren kämen.

„Hier bin ich wieder“, sagte der Roland, der außer Atem heran kam. Er hielt die Hand über das Haupt des Studenten, worauf dieser wieder zu seiner natürlichen Größe zusammen schrumpfte und munter vom Sockel herab sprang, um dem wirklichen Roland Platz zu machen.

„He, mein Söhnchen, bin ich dir präzise genug?“ fragte der Roland gut gelaunt. „Die Versuchung war groß, noch bis zum Morgen auszubleiben. In Krummenhörn, wo mich mein Weg vorbei führte, war großes Bockbierfest, verbunden mit bengalischer Beleuchtung sämtlicher Lokalitäten.“

„Es giebt kein verächtlicheres Laster als den Suff, und deshalb erinnere mich nicht noch einmal daran, Väterchen, daß es hier irgendwo vier Meilen im Umkreise Bockbier giebt“, erwiderte der Student. „Es freut mich um deinetwegen, daß du dich überwinden konntest, und was mich betrifft, so verlobe ich mich nach rühmlich bestandenem Examen, nüchtern wie ein Stodfisch, mit Niemande Schwanenhals, die man die Heilige benamset.“

„Du scheinst in den letzten Stunden über manches nachgedacht zu haben“, lachte der Roland von seinem Sockel herunter. „Doch komm' schnell noch 'mal näher, mein Junge! Ich habe dir noch gar nicht für deine Gefälligkeit gedankt.“

Der Student trat wohlgemut heran und der steinerne Riese streckte seine Hand aus, um ihm zart, ganz zart die Wange zu streicheln. Die Lieblosung wirkte aber immer noch wie eine furchtbare Ohrfeige, so daß der Student über den halben Marktplatz taumelte und sich — am Morgen, grade als die alten Weiber mit dem schmutzigen Wasser kamen, mit geschwollener Backe im Rinnslein, gänzlich ernüchtert, wieder fand.



Münchener Tagebuch.

Kurzes Zwiegespräch zwischen „Münchener Kind'l" und „Höhenmenschk“.

M. K. Der Aukud hat unsern Herausgeber geritten, zwei — genau genommen sogar drei — „Spezialhefte“ einzuzeigen und uns deroesel hübsch bequem „auf unbestimmten Urlaub“ zu schicken!

H. Er behauptet doch aber: gerade solche Sonder-Hefte, auf ein Haupt-Thema gestellt, können allerseits freundliche Anerkennung, und hat uns ja erst kürzlich monochrom sehr beifällige briefliche Stimmen dazu anführen können?

M. K. Der Heiter hole sie alle! Wir durften deroesel hübsch Hunger leiden, und nun haben wir Beide unsere L. Rot, all' den inzwiischen angesammelten Strom auf einigermaßen angemessenen Raume nachträglich noch hübsch abzuladen! Die „Salson morte“ hatte ich schon im Heft Nr. 9 groß- und breit-spurig genug für allerdennochst angekündigt — ja, proßt Wohlzeit! Nur um so toller gieng's unmittelbar democh nachmals los, und nun können wir halt zusehen, wie und bis wir all' das nach nach- und die Zeit bis heute wieder einholen.

H. Dafür sind jetzt auch die „Theater-Heften“! Im übrigen kann ich die Sache so schlimm nicht auffassen. Wir müssen nur nicht immer denken, als ob wir die Hauptpersonen hier denken vorstellten, und

uns Beide alles mit so ganz besonderem Interesse läse! Wir sind nur die Meduldeiren. Über schon thut mir unser „Uebel“ aufrichtig leid, doch er noch nicht einmal das letzte Heft — über all' der „Fülle der Gesichte“ — für unsere Expirationen das frei machen können.

Stimme (durch das Sprachrohr) von oben: Meine Herren, sind Sie schon an der Arbeit? Ich bitte, zur Sache! — der Herr wartet.

H. „Baue mit Lust dein Feld — Nach deinem Bedarf dein Haus,
Und schau' auf die tolle Welt — Behaglich zum Fenster heraus!“ . . .

So steht, gar nicht schlecht, als Sinnsspruch vorn an W. Schneiders, unseres Kgl. Hoftheaterspielers und Oberregisseurs, hübscher Privat-Villa auf „Ludwigshöhe“ unweit München. Nach diesem heiteren Wahlsprüche so etwa hat sich der Genannte denn auch verhalten, als er anlässlich des „Meister- und Gesangsstückes“ unseres Kgl. Hoftheaters zu Berlin für die dortige Inszenierung des „Erbförster“ verantwortlich zeichnete und ihm die reichshauptstädtische, zünftige Kritik den matten, opportunistisch eingerichteten Virch.-Pfeiffer-Schluss scharf anzukreiden versuchte. Er schaute auf die tolle „Tages“-Welt des Herrn Iulius Hart sehr behaglich zu seinem Fenster heraus, nachdem er mit mehr oder minder Lust sein Feld angebaut hatte. Hätte freilich der werthe Kollege Hart sich in seiner Urteilsfassung nicht entsprechend vergriffen und die Argumente gleich so gestellt, daß jedermann merkte, wie er für den konsequenteren Otto Ludwig gegen den kompromittirten Otto Ludwig nur plaidierte, so wäre die Sache eben umgekehrt gelagert und wäre es alsdann wohl an ihm gewesen, auf die kuriose Theater-Welt der Herren Schneider und von Passart behaglich lachend zum Fenster seiner „Neuen Gemeinschafts“-Rehauung auf Schlachtensee bei Berlin heraus zu schauen. Baron Alfred von Renß aber war es, der anlässlich der Reprise des Stückes bald darauf am hiesigen „Kgl. Residenz-Theater“ klar und deutlich im Feuilleton der „M. Allg. Ztg.“ fest stellte: „Der ‚Erbförster‘ ist erst voriges Jahr (10. Juni) neu einstudiert worden. Die Regie hatte, bis sie ihm Herr von Passart jetzt abnahm, von jeher Herr Schneider, dessen populärste Rolle zudem der Erbförster ist. In unserer Besprechung begründeten wir damals ausführlich, weshalb der erste, vom Autor selbst stammende, schwächliche Schluss, nach dem der Förster ‚in die Gerichte‘ geht, die ihm ja doch nicht sein biblisches ‚Recht‘ schaffen könnten, zu Gunsten des zweiten, von ihm komponierten, aufzugeben ist . . . Herr Schneider hat, unserer damaligen eindringlichen Anregung folgend, auch sofort den echten tragischen Schluss, wie er auch in den Buchausgaben enthalten ist, wieder eingesetzt, was wir bald darauf dankbar konstatiert haben. Nun geht Herr von Passart her, wirft wieder alles um und stellt die Münchener in Berlin mit diesem schwächlichen thränenseligen Schluss bloß, der keiner ist. Der verständige Teil der Berliner Kritik hat mit seinem Tadel denn auch nicht zurück gehalten, und von uns ist es ein reiner Akt der Nothwehr, wenn wir ausdrücklich und nochmals konstatieren, daß wir früh und entschieden genug auf den rechten Weg gewiesen haben.“ So etwas verbleibt, bei der Seltenheit von Meister- bezw. Ensemble-Spielen auswärts, denn doch als historisches Dokument in einer Münchener Revue nachträglich fest gelegt zu werden; ebenso wie — im Gegensatz zu den berausenden Lobespalmen der hiesigen Lokalpresse — daß, was Maximilian Harden über das geschlossene Berliner Gast-Austritten unserer Münchener in seiner „Zukunft“ kurz, aber haarscharf treffend, nachher geschrieben hat: „Die Hoftheater von München, Dresden, Stuttgart gaben je eine Vorstellung. Auch daraus ist nichts zu lernen. Daß Herr von Passart, wenn er sich acht Tage lang wieder einmal bestelligt, eine anständige Aufführung des — kinderleicht zu spielenden — ‚Erbförster‘ fertig bringt, wußte der Sachkundige schon vorher; wer nach

dieser einen Probe das Münchener Schauspiel schätzte, würde staunen, wenn er's daheim sähe: mit einem Personal, dem der Held und die Heldin, Faust, Franz Moor, Lady Macbeth sehn und das keiner großen Aufgabe gewachsen ist. Eine gute Auf- führung kann schließlich jedes Theater leisten." Nicht zu oergessen übrigens auch, um das schöne Bild zu oerollständigen, der blutigen Satire Karl Streckers nach die „Berliner Großmeisterpiele“ in einem angesehenen Blatte wie der „Täglichen Rundschau“!

Das der eigentlichen, traurigen Wahrheit unserer Münchener Gastheater-Verhältnisse so recht entsprechende Gegenbild sollte sich denn auch gar bald, nämlich nach dem glänzend oerlaufenen Gesamt-Gastspiele der Stuttgarter Kgl. Hofoper hier in München, un- zweideutig genug heraus stellen in dem sehr echten Stimmungs-Berichte eines Münchener Korrespondenten an den „B. Bazar-Anzeiger“, als welcher sich in folgenden Stabsfußern allda näher ausließ: „Ich weiß nicht, welches der Grund war, daß das für Wochen oder gar Monate beschlossene Gastspiel auf eine dreitägige Dauer zusammen schrumpfte. Das aber ist sicher: daß diese drei jetzt hinter uns liegenden Tage des Stuttgarter Gast- spieles genügt haben, dem Münchener Publikum und der sonst oon laisapatriatischer Märschheit zu übertriebener Mißde bestimmten Kritik Anregung zu oergleichenden Betrach- tungen zu geben, die für die Leitung der Münchener Hofbühne keineswegs schmeichelhaft ausfallen. Nicht als ob die Stuttgarter Hofkünstler als Einzelnere oder als Ganzes sich über das Maß ihrer Münchener Kollegen wesentlich erhöoben. (Selbst das haben Einzelne aber auch gethan, und ganz ausgezeichnet klugschön hat besonders das Stuttgarter Hof- orchester — ohne Dirigenten-Kritiken; oder giebt es auch dort welche, weil man Pöhllich nicht zu sehen bekam? — hier gespielt! Anm. d. Ref. H.) Rein, das ist es nicht, was zur Verstimmung reizt. Die Stuttgarter brachten drei Novitäten — wohl verstanden: Novitäten für München, nämlich Weingartners „Dreslie“, Thuille's „Lobetanz“ und Puccini's „Bohème“. Über keines der drei Werke ist hier Neues zu sagen: Sie haben die „Dreslie“ und die „Bohème“ in Berlin gehört, und der „Lobetanz“ ist anderswo längst eiserner Bestandteil des Repertoirs. Nun leben aber Weingartner und Thuille, wie nicht unbekannt sein dürfte, in München. Trotzdem mußte erst das Stuttgarter Hoftheater abbrennen, ehe sie in München zur Aufführung gelangen konnten, und nur durch fremde Künstler konnte das geschehen. Die Münchener, Eingeborene und Kolonisten, die den Niedergang Münchens als Kunststadt auf dem Gebiete des Theaters oon Jahr zu Jahr fortschreiten sehen, nennen dies, wenn sie höflich sein wollen, eine „seltsame Ironie“, sonst aber auch wohl offen einen Standal. . . Kurz, das Stuttgarter Gastspiel hat wohl für die Gäste einen sehr erfreulichen Verlauf genommen, nicht aber für den Gastgeber.“

Auf deutsch: man hat in diesem Sommer ganz gründlich einmal über die blau- weißen Grenzpfähle hinaus gesehen und ist, wenn anders man ehrlich war, recht'schaffen „kritisch“ erschraden. Und auch ein Anderes nach hat das kühne Wagnis des durch und durch „modernen“ Stuttgarter Intendanten nunmehr anregen können bei jedem, der selbst ein wenig weiter zu denken vermag und solchen Anregungen mit offenem Herzen überhaupt zugänglich erscheint. Wie doch wär's, wenn die Teilung der Arbeit und Spezialisierung der Kräfte in unserem Zeitalter auch dahin fortschritte, daß sich eben- bürartige Theater-Kartelle bildeten und regelmäßige Opern-Wettspiele wie Schauspiel-Aus- tausche nach bestimmten Prooiozen mit der Zeit einrichteten? Karlsruhe und Stuttgart haben damit erfolgreich bereits den mutigen Anfang gemacht, und in Schlesien hat man das „Städtebund-Theater“ als Reise-Unternehmen unlängst begründet. Das könnte sich in systematischer Wechselseitigkeit zu einer sehr wohl thuenenden und segensreichen Ein-

richtung gewiß noch einmal auszuwachen. Jede Bühne brauchte mit einem spezifisch geschulten Personal pro Saison die Einstudierung von nur wenigen Neuheiten mit charakteristischem, einheitlichem Stile sich stets zu leisten, und das würde im planvollen Turnus abskand eben umgehen; und zwar würden so etwa die Schweizer Hauptbühnen unter sich, für Österrich: Budapest, Wien und Prag, sodann die Hoftheater von München, Stuttgart, Karlsruhe, Mannheim etc., wiederum die Stadt-Theater von Augsburg, Nürnberg, Regensburg, Würzburg — die Hoftheater von Weimar, Altenburg, Kassel und Wiesbaden, die Theater von Straßburg, Mainz, Frankfurt a. M., Köln a. Rh., Ebersfeld; die Theater von Breslau, Dresden, Leipzig, Halle, Magdeburg; die Bühnen von Berlin, Schwerin, Hamburg, Bremen, Hannover etc. — zu solchem engeren „Bund“ wohl zusammen treten können und gehören. U. f. w. u. f. w. — die endgiltige praktische Ausführung natürlich nach ganz den sachkundigen Theaterleuten überlassen, die mit der Schererin Nanta einmal von sich sagen: „Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt!“ Wäre dieser Vorschlag etwa gar so übel? Liegt dergleichen nach dem glänzenden Vorgehen des Grafen zu Puttk., dessen künstlerischer That allseitiger Dank gebührt, nicht geradezu in der Luft und heute nach ja sehr weit ab am Ziele, daß eine süddeutsche Neue sich nicht dafür begeistern dürfte?!

*

M. K. Abermals ist ein Kapellmeister-Konflikt an unserer Hofoper ausgebrochen — der dritte wohl schon in einem Jahre und so ungefähr das Duzend in fünf Jahren! Kurz vor den Theater-Ferien traten die Hofmusiker zur Wahl ihres Dirigenten — für die nächsten Winter-Konzerte der „Russischen Akademie“ im Kgl. Odeon — zusammen. Bernhard Staaenhagen erhielt nachgemessenermaßen 81 Stimmen, Franz Fischer 70, und auf Hermann Zumppe entfielen nur 50. Ob diese Wahl nun besonders klug und gut war, soll hier nicht weiter erörtert werden; es ist eine Sache ganz für sich, zudem Angelegenheit freier Entschließung des betreffenden Orchester-Körpers ebenso, wie es z. B. die wiederholte Wahl Hellmesbergers auf Seiten der „Philharmoniker“ in Wien schon gewesen. Auch das wollen wir nicht näher untersuchen, inwieweit solches Resultat auf die stärkere und straffere Proben-Anspruchnahme der Herren durch Zumppe vielleicht zurück zu führen wäre. Wie aber Hermann Zumppe nach diesem Ergebnis überhaupt noch dazu kam, eine kategorische Erklärung abgeben zu können — des Inhaltes: er mache seine Mitwirkung davon abhängig, daß er allein alle zehn Abonnement-Konzerte dirigiere, ist und bleibt Allen ein Rätsel. Darob nur auch wieder großer Lärm in der Tagespresse — meist nur zu Gunsten Zumppe's. Nach allem, was Eingeweihte darüber wissen, wie Zumppe's „einstimmige Wahl“ im Vorjahre par ordro du Mafki zu Stande kam, haben die „M. Neuesten N.“ sogar nach den Rut, eben diese als glorreiches Beispiel anzuführen und den Herren eindringlich in Erinnerung zu rufen, indem sie dabei gleichzeitig mit der Hofkapellen-Intendantz (Exc. von Persall) als der „höheren Instanz“, die auch noch ein Wort zu sagen haben werde, kräftiglich zu winkeln sich erlauben und damit erst recht nunmehr den Weg weisen, wo der eigentliche Schürherd all' dieser Krisen und Konflikte seit Langem wohl zu suchen sein dürfte. Anderseits hat man es gewiß nur der Abwesenheit des zuständigen Redakteurs derzeit auf Sammer-Urlaub zuzuschreiben, wenn selbst im Feuilleton der „M. Allg. Ztg.“ um jene Zeit ein „H“ gezeichnetes Entresilet erscheinen konnte, das einer direkten Drangung nach auf ein Haar ähnlich sieht, wenn es sich u. A. dahin ausläßt: „Es ist nicht unsere Sache, den Herren Hofmusikern Vorschläge zu machen, auf welchem Wege sie ihre in dieser Wahl zum Ausdruck kommende Ungefährlichkeit am besten und raschesten zu be-

gleichem hätten. Aber ein Anderes wird seitens der Presse zu erwägen sein. Sie hat sich bisher der materiellen und anderweitigen Interessen der Hofmusiker stets mit größter Bereitwilligkeit angenommen. Zeigen die Herren Hofmusiker, daß für sie die Ratschläge der Presse nicht mehr an Wert sind, so mögen sie zusehen, wie sie sich künftig in ihren künstlerischen und persönlichen Angelegenheiten allein helfen.“ Wie weit sind wir da noch entfernt von einem amerikanischen Realoer-System in unserer Journalistik, wenn wir auf diese Weise fartfahren wollen?! Wahingegen wiederum die aan der „M. Zig.“ eintätlich versuchte Rechtfertigung des Schrittes der Herren Hofmusiker aus rein „finanziellen“ Gesichtspunkten als direkt verunglückt bezeichnet werden darf, denn dann hñenge die ganze Sache eben nur an den unwürdigen, immer noch höchst mangelhaften Besoldungs-Verhältnissen in unserer Kgl. Hofkapelle, welche schleunigst zu beseitigen!

Da das nun aber mit solchen „Krisen“ anscheinend kein Ende mehr bei uns nehmen will und Ruhe und Frieden für ein erpriesliches künstlerisches Arbeiten doch nicht in unsere Hofapern-Hallen einzuziehen scheint, halte ich es für meine erste Pflicht, auf die im I. Juni-Heft, des varigen Jahrganges der „Gesellschaft“ schon, S. 319 enthaltene Notiz: „Ein Rätsel“ hiermit neuerdings mit allem Nachdruck hinzuweisen, die man natürlich damals nicht etwa „aus den Fingern gezogen“ hat, sondern vollauf unier Wahrheitsbeweis zu stellen in der Lage wäre. Die dort berührte Angetegenheit ist nämlich noch immer nicht aufgeklärt; aber sollte des „Rätsels“ Lösung heute am Ende gar sehr nahe liegen? — Nebenbei bemerkt, war die Zeit, von welcher jene Notiz vornehmlich spricht, zugleich auch die Epoche, da Hr. Oskar Merz, dem zum 1. Januar 1900 vom Verlage der „M. N. Nachr.“ das Operr-Referat gekündigt war, den Herausgeber aarliegender Zeitschrift als seinen erklärten Nachfolger in diesem Amte beschwar, doch ja die selbe kritische Linie bzw. gegnerische Haltung dem Intendanten v. Poffart gegenüber auch nach seinem Abgange in den „M. N. Nachr.“ strikte beizubehalten und ihn selbst durch ein gegensätzliches Verfahren coram publico nicht etwa zu desavouieren. Und einige Jahre früher, gelegentlich des ersten Schels-Process, hatte sogar der Intendant die „M. N. Nachr.“ bzw. ihren Hrn. Oskar Merz wegen seiner Dappelfstellung gegenüber Bayreuth in öffentlicher Gerichtsverhandlung mit Recht angegriffen. Später aber, nach Hermann Zumpes glücklichem Engagement im Sinne dieses (merkwürdiger Weise im Referat aerbliebenen) Hrn. Merz, wurde die Situation eine wesentlich andere, und seither hat man bekanntlich — ich erinnere nur an die Affaire mit dem hiesigen Kgl. württembergischen Gesandten Hrn. van Saden in Sachen Zumpe — Hrn. Oskar Merz wiederholt sogar aus dem Hoftheater-Bureau „sanfterieren“ oder im intimsten Gespräche mit dem Intendanten diskret wandeln sehen, abgleich doch ein Kritiker des „ersten“ Blattes am Orte dort schlechterdings nichts zu suchen hat. Und da soll man dann nicht am kritischen „April“ oder von der „drehbaren Bühne“ reden!

Daß es sich im Wesentlichen wirklich nur um eine solche bei uns hier in München handelt, geht übrigens auch aus einer anderen Thatsache zur vollen Evidenz hervor. Im Sammer aarigen Jahres nämlich kannte man in den Schauspielfestern der Buch- und Kunsthändler auf einmal ein Bild der Zeitschrift „Bühne und Welt“ ausliegen sehen, auf welchem Ernst a. Passart sowohl Meister Lautenschläger als auch — den aan ihm selbst früher als Störenfried brieflich angeschwörzten Hermann Zumpe, in treuer Verbrüderung zum „gemeinsamen grahen Werke im Geiste des hohen Pratektors“, innig umschlungen hält. Vorige Ostern freilich hörte man bereits wieder, daß die Hauptfigur dieses edlen Triumvirates zu „Freund Zumpe“ bei passender Gelegenheit einmal zürnend und mahnend zugleich gewahrt haben sollte: „Willst Du Dich denn noch unbeliebter

machen, mein lieber Herrmann, als Du hier in München ohnedies schon bist?" So geht das bei uns — „Hott! . . . Hü!" — lustig hin und her. Wir sind darnach denn auch vollkommen überzeugt, bei einigen liebevollem Zureden wird unser scharfsichtiger Hr. Intendant auch den „Unersetzlichen" nunmehr gerne wieder fallen lassen und sogar gelegentlich auch „persönlich mit tiefstem Bedauern" daran geben.

M. K. Wie skandalös verfahren unsere hiesigen Zustände überhaupt schon sind, sollte auch wieder ein sensationeller Theater-Prozess erweisen, der um Anfang Mai zwischen Real — Oppenheim d. h. der Redaktion der „M. Ztg." und der Bühnen-Direktion Stollberg — Schmederer sich abspielte und mit einem salennn Vergleiche zwischen beiden Teilen endete. Redaktion und Verlag des gen. Blattes erhielten darauf sogar ein offizielles Dankschreiben vom Präsidium der „Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger" für die warme Unterstützung ihrer wirtschaftlichen Interessen, weil ihr Vorgehen die Annahme der „Bühnen-Bereins"-Kontrakte auch durch Stollberg — Schmederer durchgesetzt hatte. Und doch hatte Hr. Ray Real vor Gericht zugeben müssen, daß er bei der angegriffenen Bühne selbst verfaßte Stücke eingereicht habe und daß kurz vor Veröffentlichung des Artikels Differenzen zwischen Redaktion und Direktion gespielt hätten, bezw. hatte Hr. Arthur Oppenheim eine geradezu umheimliche Anzahl von Freitarten bei den genannten Theatern gelegentlich erhoben — Beide also wohl ihre eigensten „wirtschaftlichen Interessen" zuletzt wärmstens zu „unterstützen" gewußt. Anderseits hatte das hohe Gericht als „Sachverständigen" Hrn. Intendanten v. Poffart geladen. Das kam uns nun geradezu kurios vor, wie wenn man z. B. den Großbetriebsmeister der Theaterwirtschaft, weiland B. Pollini in Hamburg, dieser seiner vielerfahrenen Stellung wegen, in einer Sache des Hrn. Mstr. von Berger, seines „Konkurrenten", als Sachverständigen hätte vernehmen und zum Schiedsrichter hätte aufrufen wollen. Denn jeder-mann wird sich gewiß sehr gut noch erinnern, welche Prügel v. Poffart als Hof-Schauspiel-Direktor seinerzeit der „Konkurrenz" des „Deutschen Theaters" und dem moderen Schauspiel-Unternehmen des armen Emil Drach „collegialiter" in den Weg warf — eine eifersüchtige Animosität, die selbst jetzt noch in dem von ihm hier abgegebenen Gutachten leise mit nachkitterte, in dem Satz, da er von den beiden Instituten („M. Schauspielhaus" und „Gärtnerplatz-Theater") sprach, „die so gut fundiert sind und von dem Kredite der besten Gesellschaft getragen werden". Zudem möchten wir trotz aller noblen „Genossenschafts"-Verträge beim Kgl. Hoftheater einzelne Künstler doch nicht näher ausfragen, wie sehr sie seit dem Bühnen-Graßbetriebe mit Sonntag-Nachmittags-vorstellungen zu leiden und über Ausbeutung ihrer Kräfte zu klagen haben; gerade-so, wie wir es juristisch noch keineswegs für absolut erwiesen erachten, daß die für die Münchener Kgl. Hofoper gegebene Erlaubnis zur Aufführung von Wagner'schen Werken ohne Weiteres auch schon für das neue „Prinzregenten-Theater" gelte. Sollte dieser Streitfall einmal zum Austrage kommen, so würden wir uns den unmaßgeblichen Vorschlag erlauben, dann doch die Herren Stollberg und Schmederer als „Sachverständige" zu laden.

H. Und die „Kovitäten" der Theaterwelt, um von diesen Skandalgeschichten und „allen Kamellen" endlich einmal auch auf etwas Anderes zu kommen? — Natürlich haben wir uns bei Felix Philippi wieder und in dem „Großen Licht" sein kleines Licht wie stets erglänzen — es strahlte wohl, aber es leuchtete nicht! Und wir erleben O. Engels, des Dramatikers der „Parasiti"-Stimmungen und „Gegenfessel"-Katastrophen, neuestes Drama in ausgezeichneter stimmungsvoller, stilreicher Inszenierung, gleichfalls am „Kgl. Residenz-Theater"; aber nicht allzu viel Geist schwebte hier „über den Wassern".

Es blieb sogar etwas unerfindlich, wieso und warum solche spezifisch nordisch-protestantischen Städte, die ihr bestimmtes Platt-Milieu brauchen, sich gerade nach dem katholischen Süden verirren müssen; und andererseits ist man wohl juit das umgekehrte Verhältnis auf dem modernen Theater gewohnt, wonach das Alter vielmehr beharrlich-orthodox und die Jugend ausläuterisch-liberal sich zu geben pflegt. Warum aber greift ein begabter Dichtertapf und geistvoller Dramatiker nicht einmal dieses alte „Sündflut“-Thema machtlos auf und schildert uns in einer allgemein-menschlich packenden, menschlich-alky menschlichen Tragödie von breitem Strich und großen Dimensionen die gewichtige Umwertung aller Werte des Lebens beim Anblide des sicheren, immer näher rüdenden Todes in den grauig tosenden Meeresfluten? Das wäre wieder einmal ein ernstes und typisches Menschheits-Drama, ein Motio des dramatischen Schweifes der Edlen gerade in unserer kleinsüchigen Zeit so sehr wert, nachdem Björnsan uns den „modernen“ Anfas zu solchem Thema wenigstens geliefert. — Es folgte, ebenda, das oberflache Luststück, nicht „Lustspiel“: „Ein glückliches Paar“ von Hermann Faber — eine Art „Mr. Hopps“ von den ungloublichsten Benedig'schen Mäuren und mit für den Geist des Ganzen höchst charakteristischen Schwären, nämlich Thee, Wasser und Kuchen. Diesem Nachwerke, wie auch einer anderen, am „Schauspielhaus“ gelegentlich aufgeführten Neuheit gegenüber: dem „Lieben Frieden“ nämlich von Karfiz Palm, kommt eine pflichtbewußte Kritik nachgerade schon in die mißliche Lage, die ersten Künstler unter den Schauspielern gegen die Zumutung ihrer Direktoren in Schutz zu nehmen, solches Zeug „mimen“ und sich vor ihrem Publikum persönlich profitulieren zu lassen. Wir hätten unser geistiges Gleichgewicht wohl ohne Weiteres wieder gefunden, wenn Peter Schlehmihl im „Simplizissimus“ hernach die einzig richtige Satire auch auf diese „Satire“ jovial lasgelassen und, wo er doch niemand auf der Welt je schont, auch vor dem Kallegen vom Bau nicht Halt gemacht hätte. Das wäre „Stil“ gewesen und hätte mit allem noch ausöhnen können. Bis heute hat sich aber nichts dergleichen dort gerührt, und so müssen eben wir wohl oder übel hier offen reden, nachdem es auch schon der gebarene „Satiriker“, Josef Kuebeler, im Berliner „Tag“ unzweideutig genug gethan. — Auch die von Centa Bré, anlässlich ihres erfreulichen Gastspieles hier selbst an alter Stätte, noch einigermaßen getragenen „Fünf Akte aus dem Leben eines Mädchens von Talent“: „Die hohe Schule“ von Ernst v. Wolzogen, kannten eigentlich nur dazu beitragen, das diesjährige Fazit unserer Schauspiel-Produktion zu einem vollenends kläglichen zu gestalten und den vergangenen dramatischen Winter zu einem solchen des unerhöblichsten Mißvergnügens nun zu stempeln. Nicht nur rachslos und gott-, sondern auch ganz entseßlich traditionsverlassen zeigt sich übrigens dieser Baron, in seiner Eigenschaft als Baron: die Selbstverfälsche ist stellenweise geradezu ungeheuerlich. Dabei war Psychologie von jeher schon (vgl. „Kraft-Mane“ oder „Drittes Geschlecht“) seine eigentliche Partis kontouso, und so ist auch dieses Münchner — richtiger: Schlüssel-Stück über Anfsie zur flatten „Stizze“ nirgends recht hinaus gekommen; die Charakterzeichnungen wirken direkt grotesk, und man sieht, das „Überdreit!“ sah ihm längst schon im Raden. Mit seinem, ungemein selbstiranisch gesehenen, arg herunter gekommenen Grafen und Versicherungsgagenten Sparre kann der Verfasser von sich als Bühnenschriftsteller heute herzbeweglich wohl klagen: „Ich lebe ja sagen oom Tode!“ — Eine wahre Wohlthat: danach, wie nach höchst zweifelwürdigen Genüssen eines mehr oder minder längeren Reichenhofer-Gastspieles während des Sommers, abermals mit Centa Bré als Verklärerin des Abends, in Graf E. von Keyserlings „Frühlingssapser“ nach einem echten und rechten Dichter zu begegnen, der sich, der Schule nach, in Motiven, Technik und Ideenerwandtschaft, zwar

von Hauptmanns „Gannele“ nicht ganz unabhängig erweilt und mit Halbe's „Jugend“ ersichtlich berührt, jedoch mit solcher poetischer Kraft und solch' geistigem Feinsinn Jugend-, Frühlings- und Liebe-Problem wie litthauisches Arme Leul-Rilieu dramatisch-wirksam, gefühlsmäßig-eindrucksvoll und überaus stimmungreich in wahrhaft poetischer Kontrastierung heraus gestellt hat, daß man dieses noch viel zu wenig beachtete, hier übrigens auch sehr überzeugend inszenierte Schauspiel anderen Bühnen zu erst nachschaffender Darstellung als dankbare und auch sprachlich befriedigende Aufgabe nur an gelegentlichst empfehlen kann. Nicht: „Ich lebe sozusagen vom Tode!“ — sondern: „Ich sterbe am Leben!“ ist zuletzt sei u fesselndes Thema. — Daß ein Robert Heymann einstweilen erst das „Sommer-Theater“ im Raim-Saal unsicher gemacht, aber München mit einigen Rufenskindern seiner produktiven Unzucht doch glücklich auch schon heim gesucht hat, sei hier als Schwanz nur eben noch mit angefügt — der Abend selbst mag immerhin schauerlich genug gewesen sein nach allem, was wir darüber zu hören und zu lesen bekamen.

In der „Operette“ war zwar noch immer Schmalhans Küchenmeister, es spielte aber doch „Der Kellermeister“ von Karl Zeller zur Abwechslung einmal den Säckelmeister, d. h. er hielt sich Dant einem munteren Gastspiele des Hrn. Josef Jasefi vom „Theater an der Wien“ merkwürdig lange auf dem Spielplan unseres „Gärtnerplatz-Theaters“, das sonst nur „Lustige Mädels“ zu beherbergen, „Zigeuner-Barone“ zu kennen, „Nächte in Venedig“ zu feiern und gelegentlich „Opernbälle“ zu veranstalten scheint. Trotzdem wird man nicht eben zu behaupten vermögen, daß diese Iutralien Nachlaß-Werke der Wiener Librettisten-Fabriken und Operettisten-Firmen irgend eine neue Perspektive über das Genre als solches zu eröffnen, geschweige denn einen besondern Höhenpunkt in diesem selbst vorzustellen vermöchten; das Gebiet steht eben heute genau unter dem Zeichen des „Kostüm-Schwantes“ und ist, auch musikalisch, beinahe schon ebensa schaal, fade und verlogen geworden wie dieser. Da war die alte „Kamische Oper: Les voitures versées“ von Baielieu schon eine ganz andere „Nummer“, die unser heimischer „Orchester-Berein“ Anfang Mai im großen Saale des „Künstler-Hauses“ dreimal nach einander unter allgemeinsten Vergnüglichkeit gegen Einsabung zur Auf-führung brachte. Wahrlich, wenn man einmal auch die gute Seite der „Kunststadt“ München studieren wollte, so mußte man dort hin gehen und sich herzlich daran erfreuen, wie hier erlesenster Geschmac und feinstes Stilgefühl, sozusagen bis in den letzten Barhang und in die kleinsten Fingerspitzen hinein, zu einem ungemein lebendigen Ganzen diesseits wie jenseits der Rampe waltete — zu unserer moralischen Veruhigung gottlos wieder einmal darüber belehrend, daß selbst hier zu Lande ein „künstlerischer“ Dilettantismus kein leerer Wahn zu sein beacht und die künstlerische Verebelung wie ästhetische Durchbildung einer amüsanten Geseßigkeit keine bloße Nebenart nur bleibt. Inseem herzlichem Glückwunsch daher dem lebenswüedig-vornehmen Verein zum weilteen Festschreiben auf diesem fruchtbaren Wege, der vielleicht noch einmal auch zur Veranzüchtung einer ganz neuen, guten, besseren und besten „Geseßschaft“ in München wahl führen könnte! Und zugleich unsere nachsüßliche aufrichtige Aneerkennung allen so wohl verdienten Mitwirkenden wie insbesondere dem musikalischen Leiter, Hrn. Kapellmeister Karl Chee nberg! „Es ist außerhalb Münchens“ — so schreibt ein Münchener Korrespondent der „Allg. Mus.-Ztg.“ — „kaum bekannt, in welsch' verdienstlicher Weise dieser (scheinbar unansehnliche) Orchesterverein von jeher auf das Musikleben nicht nur unserer Stadt, sondern, man wahl sagen Deutschlands eingewirkt hat. Nicht allein daß, dem Geseßsage dieser Geseßschaft gemäß: nur neue aber mit Unrecht übersehene ältere Werke zu bringen, in ihren Konzerten eine

große Reihe der Schöpfungen von Richard Strauß, Max Schillings, sämtliche Orchesterkompositionen von Smetana u. A., zum ersten Male in Deutschland erklingen sind, auch eine Reihe von Opern hat erst nach ihrer Wiederentdeckung und Erstaufführung durch den Orchesterverein ihren Weg in die Öffentlichkeit gefunden, u. A. „Die Kaiserin“ von Gluck, „Die Nürnberger Puppe“ von Adam, „Il Re pastore“ von Mozart, und erst im vorigen Jahre die reizende Oper „Platea“ von Rameau, die nun zunächst am Münchener Hoftheater zur öffentlichen Wiedergabe gelangen wird. Inzwischen rüstet man sich dort wieder zu neuen Thaten, da im nächsten Winter eine Aufführung von „La princesse jaune“ von Saint-Saëns und, ebenfalls szenisch, des Pastorale's „Aïss und Salathéa“ von Händel folgen soll.“ — Ein Ereignis ganz ähnlicher, wenn schon weniger tief eingreifender Art, war auch der durchaus kunst- aristokratische Konzertabend, den ein anderer hiesiger Orchester-Verein — der ungemein strebsame „Akademische Orchester-Verein“, kurz vorher, veranstaltet hatte mit einem exquisiten und ersten Programme, das jeder „Gesellschaft für moderne Tonkunst“ wohl hätte zur Ehre gereichen können. Man höre und denke nur: 20 Lieder und Gesänge von Peter Cornelius, Alex. Ritter, Max Reger, Hans Pfitzner, Hugo Wolf, Oskar Wappenschmidt und G. Deschner (letztere beiden begabte Mitglieder des Vereins), überaus fein empfindend vorgetragen von Hrn. Ernst Wittstatt, eine sehr intricate Romaze für Violine und Klavier von Max Reger, höchst verständnisvoll gespielt von W. Sieben und O. Wappenschmidt, sowie zwei Klavierstücke so schweren Kaliberß und verantwortlichen Charakters wie Fantasie und Fuge über „BACH“ und „Harmonies poétiques et religieuses“ von Franz Liszt, mit großem Zug und bemerkenswerter Kraft und Vertiefung wieder gegeben von Hrn. Hermann Kellerer! Was solcher wissenschaftliche Ernst und solche künstlerische Hingabe von jungen, lebenslustigen „Akademikern“ besagen will, bei denen doch sonst so leicht das Trinken und Fechten und Tanzen die große Hauptsache der „Thätigkeit“ ausmacht! Allerdings hatte dieser „Verein“ seine durch und durch gebiegene Grund-Richtung auch anderweit, durch Darbietung gewählter Vorträge von angesehenen Musikästhetikern der Stadt, schon immer der Öffentlichkeit befundet. Genug, wir selbst „verdauten“ den überaus harmonischen Eindrücken dieses Abends — ein neuer Beitrag zur etwaigen Heilkrast der Musik — das fühlbare Nachlassen eines ganz abscheulichen Zahnschmerzes, der uns Tage lang gequält und ordentlich verfolgt hatte.

(Fortsetzung folgt im nächsten Hefte.)





Kritische Ecke.

Vom kaiserlichen Wagner-Enthusiasmus

müß hier einmal geredet werden. Daß unser Kaiser nämlich gar nicht der „Wagner-Freund“ ist, als den sich unsere Wagnerianer eine Zeit lang mit dem bekannten „Wahnfriede“, der ihnen eigen ist, gern einbildeten, um sich aan ihm als dem künftigen „Schirmherrn“ Bayreuth's die ungläublichsten Dinge zugleich zu erträumen, — des zum Beweise bedurfte es für uns nicht erst der bekannten „Allerhöchsten Dispositionen“ beim Berliner Wagner-Denkmal, oder der R. von Eschstruth-Ehrung und der jüngsten Berliner Verdi-Spiele — kurz nach dem (während der Wiesbadener Kaiserfest-Spiele bekanntlich gefallenen) Wort aus kaiserlichem Munde: „Wagner liebe ich nicht, er ist mir zu geräuschvoll.“ Schon die frühen Sympathien des kaiserlichen Herrn für Meisters „Trompeter von Säckingen“ ehemals, später für Sullian und Leoncavallo, mußten darüber eines Besseren belehrt und jenen guten Leuten wie ebenso schlechten Musikanten alle derartigen Illusionen ein für alle Mal doch ganz gründlich vertrieben haben. Bezeichnend bleibt für diesmal also nur, daß der bekannte Bayreuth-Moniteur, die „N. Neuesten Nachrichten“, jenes obige, durch die Feuilletons der gesamten deutschen Presse bis in die Zeitschriften hinein vielfach diskutirte, Wort auch heute noch derart unbequem empfand, daß er es gelegentlich seines ersten Berichtes zunächst sogar vollständig unterschlagen hat. Erst später kam ihm der Mut zu solcher Mitteilung und einer eigenen Meinung darüber, nachdem es ihm Hans Richter so bequem auf's Butterbrot gestrichen. Stolz und frei kündete er diese letztere seiner nunmehr 100 000-fältigen Auflage mit den Worten aus einem Londoner Briefe des Genannten: „Dem französischen Publikum ist Wagners Musik nicht „zu geräuschvoll“. Beim Lesen der bekannten Äußerung des Deutschen Kaisers mußte ich an seinen Großvater denken. Ich hatte die Ehre, den Kaiser Wilhelm I. im Jahre 1876, neben meinem Meister stehend, auf dem Bahnhofe in Bayreuth empfangen zu dürfen. In ganz anderen Traditionen aufgewachsen, war ein intimes Verständnis für Richard Wagners neue Kunst aus alten Kaiser wohl nicht zu erwarten (NB. hier war dem berühmten Dirigenten von einer gewissenhaften Redaktion der fatale Verstoß gegen die deutsche Sprache doch wohl anzumerken!); aber er kam, weil dieser außergewöhnliche Mann der Pflicht in „Bayreuth“ die nationale Sache zu würdigen wußte. blieb dem ehrwürdigen alten Herrn auch das Wesen der Wagner'schen Kunst fremd, so war es doch bei seiner vornehmen und wohlwollenden Gesinnung ganz ausgeschlossen, daß er durch eine abfällige Bemerkung die Gefühle Derer verletzen hätte können, die in Wagners Werken die höchste Erhebung finden und in ihrem Schöpfer einen der allergrößten deutschen Meister verehren.“ — Ja, wäre das „führende“ Blatt noch etwas belehener gewesen, als es ohnedies schon immer ist, wir hätten denn vielleicht auch des selben Hans Richter vortreffliches Argument aus einem anderen sehr „Offenen Briefe“ (an die „Allg. Musik-Ztg.“) noch serviert erhalten: „Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß bei den Aufführungen der Wagner'schen Werke in manchen Städten

nicht mit jener Sorgfalt auf die genaue Ausführung der p und pp geachtet wird, die unbedingt notwendig ist, wenn die aan dem Meister gewünschte und auch erreichbare Wirkung hervor gebracht werden soll. Ich bin sicher, daß in keines Meisters Werken so viele und präzise Bezeichnungen für das Zarte und Feine im Vortrage aufgeschrieben sind als gerade in Wagners Meisterwerken (vergl. auch Niepce's Schriften; Bd. VIII, 24 f. — Anm. d. „Gef.“); aber wenn diese Bartragszeichen nicht gewissenhaft beobachtet werden, dann freilich wirkt jedes Tonstück geräuschvoll. Eine Änderung zum Guten kann hier hauptsächlich durch die Presse herbei geführt werden; wenn die „ehrlichen Merker“ aufpassen und den Lässigen „auf die Fingern klappen“ wollen, dann . . .“ Schließlich hätte man ja auch „ganz von alleine“ schon daran denken können, daß die Aufführungs-Bedingung der Wagner'schen Musik, die akustische Voraussetzung seines Orchesters eben der „mythische Abgrund“ bleibt. Aber das scheint eben alles schon zu viel verlangt von einem „Wagner-Organ“. Und wie? Wenn nun gar einmal jemand ganz naiver Weise sagte: „Wilhelm II. liebe ich nicht, er ist mir zu geräuschvoll!“ — weil es doch unsere Presse, als schlechter Kapellmeister, fortwährend nur darauf anlegt, durch das ausdringliche Blech ihrer für das „europäische Kanzer!“ gefertigten Instrumentation Wilhelm II. partout erst „geräuschvoll“ zu machen?

Daß auf den Kaiser übrigens auch der so schroff abgelehnte Wagner nicht ganz ohne Eindruck geblieben sein kann, zeigte uns neuerdings deutlich sein Empfangs- und Trink-spruch anlässlich der Nürnberger Jubelfeier: „Sa grüht der Burggraf von Nürnberg die Nürnberger und den Wittelsbacher!“ — was ja an Watons: „Sa grüß' ich die Burg!“ auffällig genug anklingt. Man hat natürlich wieder gar vielerlei geredet und ernste staatswissenschaftliche Bedenken äußern zu müssen acrmint über diesen Kaisergruß. Allein in R. G. Conrads neuem „Kaiserthät“-Roman (Berlin, Otto Janke; S. 208 f.) lasen wir soeben wörtlich die folgende Stelle: „Sofort nach dem Friedensschluß (1866) suchte Ludwig II. der neu begründeten Freundschaft mit Preußen einen symbolischen Ausdruck zu geben, indem er den König Wilhelm in einem herzlichem Schreiben bat, sich als Mitbesitzer der ehrwürdigen Burg seiner Ahnen in Nürnberg zu betrachten und von ihrer Finne neben dem Wittelsbacher auch das Banner der Hohenzollern wehen zu lassen. Zugleich sprach er den stolzen Gedanken aus, daß man in diesem Symbol erkennen möge, daß hinfert Preußen und Bayern gemeinsam und einträchtig über Deutschlands Zukunft wachen.“ — Somit doch wohl keinerlei Anlaß zu besonderer Aufregung gegeben, vielmehr nur ein erneuter, sprechender Beweis für die trampschaste Sucht unserer Öffentlichkeit und ihrer Presse, Wilhelms II. Äußerungen mit aller Gewalt zu „geräuschvoll“ zu stempeln. Sdl.

Auf eine Anfrage aus Berlin, was er mit einer Millian, ihm zu öffentlicher Wahlfahrt zur Verfügung gestellt, anfangen würde, hat unser Mitarbeiter Dr. R. G. Conrad geantwortet: „Eine Millian? Wie sie am besten verwenden? Ich würde ein mittelgroßes Bauerngut kaufen, Waisen- und Findelkinder zusammen lesen und die bei Erdbarbeit und Unterricht im Freien, bei Sonnen-

schein und Wind und Wetter aufwachsen lassen. Denn ich finde, es sei ein arg mißverständenes Christentum und eine blödsinnige Volkserziehung, die Eltern lassen und die Kinder der Liebe wie elende Pflänzchen in Kargheit des Leibes und der Seele hinter Mauern zu sperren und ihnen im Schatten dampfer Stuben armfelige Buchweisheit eintrichtern. Sa züchtet man Verbrecher, aber keine Menschen. Was der

Herr Staat mit seinen väterlichen Klüften und mit der ihm angeflammten Unsehbarkeit in seinen öffentlichen Anstalten treibt, das mag er vor sich selbst und dem Volke verantworten. Es wäre aber wohlgethan und an der Zeit, einmal eine Millian zu wahrhafter Zucht und nicht zu landesüblicher Unzucht zu verwenden."

Sozialdemokratisches Vehmgericht. — Im „Vorwärts" las man kürzlich: „Das Schiedsgericht in Sachen Berthold-Mehring, bestehend aus den Genossen Gerich als Vorsitzendem, Rosa Luxemburg, Krons, Baake und Stadthagen, ist auf Grund seiner Verhandlungen zu folgendem Ergebnisse gelangt: Nachdem festgestellt worden ist, daß Genosse Dr. Berthold eine gegnerische Zeitschrift, die „Zukunft", mehrere Monate hindurch verantwortlich zeichnete, und damit trotz des einschränkenden Zusages „in Vertretung" ihren Inhalt, wie es nach außen hin aufgefahrt werden mußte, mit seinem Namen deckte; daß ferner während dieser seiner Thätigkeit Artikel in der „Zukunft" erschienen sind, die von Gegnern geschrieben, schärfste Angriffe gegen die Partei, sowie gegen einzelne Parteigemassen als solche enthielten; daß endlich Genosse Berthold ein Gnadengesuch an den Kaiser zu Gunsten eines Freundes, abendrein mit einer eines Demokraten unwürdigen Begründung unterzeichnet hat," (es handelte sich hierbei, wie unsere Leser sich gewiß noch erinnern werden, um die von unserer „Gesellschaft" angeregte Prateradresse zu Gunsten Max. Hardens — v. Schr. d. „G.") „erklärt das Schiedsgericht, daß Genosse Dr. Berthold sich einer Reihe graver Verstöße gegen die Pflichten eines Parteigenossen schuldig gemacht hat, die auf das Entschiedenste zu verurteilen sind." — Was nur Angesichts eines solchen Parteiterrorismus gerechtes Bestreben erwecken muß, das ist: daß die Sozialdemokratie immer noch und immer wieder „Partei-Genossen" findet.

Lebserfrüchte mit Handglossen.

Als eine jener Korrespondenz-Fabriken, die es förmlich darauf anlegen, Bayreuth eins anzuhängen und seiner Festspielleitung einen Prügel zwischen die Füße zu werfen, und mag die Sache selbst auch noch so dumm sein, wenn sie nur entsprechend „insationell" aufgebaut erscheint, um sich zur raschen Verbreitung durch die „gesinnungsgegenwärtige" Feuilletanistik möglichst gut zu eignen — als eine solche Fest-Fabrik à tout prix scheint sich neuerdings unsere „Münchener Blg." bequäglich auszuwaschen zu wollen. Ratta: „Um Geschäfte zu machen, darf man am Skandal nicht vorüber gehen und muß man schon mitunter ein wenig blinden Lärm zu schlagen wissen." Willt es von der, jedem Kenner der Verhältnisse längst ganz geläufigen, noch unveröffentlichten „Autobiographie" R. Wagners als einem Familien-Geheimnisse zu fabeln, oder die neueste Oper Slegfrieds, nach bearbeitet, geschweige denn schon erschienen, zu „veralbern", oder aber von den Kosten der Festspiele — statt diese durch lebendige Propaganda für zahlreichen Besuch von Bayreuth zu verringern — in „kritisch"-referierender Weise billige Mären aufzutischen: immer, und stets just zur rechten Zeit, wo es der großen Sache beim deutschen Leser gerade das Wort zu reden und einmal zu nähern gälte, ist sie bei der Hand, irgend eine abträgliche Meinung geschickt zu lancieren und irgend eine Schädigung oder Schmähung gewissenlos anzusetzen. Solche Katzen, statt lieber die kritische Sande daran anzulegen, daß und warum die Salisten zu Zeiten Wagners nach in uneigennützigster Weise ihre Kräfte in den Dienst der hohen Sache gestellt haben, während sie heute, höchst „interessiert", Unsummen verschlingen, — sprechen dann gern, wie als von einem Vermeidbaren, von den ganz erarbitanten Ausgaben. Bezüglich der Form ist auch immer die Einkleidung ganz besonders be-

varzugt, wonoch „eine den Festspielen (!) nahe stehende Persönlichkeit (!)“ eine wichtige Thatsache in Erforschung gebrocht haben will, welche alsdann natürlich brühworn der erschlüßterten Menschheit zu übermitteln wor. Stott nun diese meist sehr trübe Quelle und domit zugleich die von ihr behaupteten „Thatsachen“ von Redaktions wegen pflichtgemäß einmol schärfer auf ihren Wert zu prüfen, werden flugs die vorreiligtsten Schlüsse noch darous gezogen und die unsinnigsten Moutstra oon Konjekturen, schnell fertig, dorous vollends aufgebaut, zudem wacker ausge schmückt etwos, dessen Boroussetzungen überhaupt noch gor nicht einmol fest stehen; und dieser schauerliche Brei, in welchem hornmäßig die Schreibweise „Barstwal“ (stott „Porstfol“) oustritt und die ganze, totale Unkenntnis des Zeilenschreibers über die wahre Sachlage uns oerdröt, in mehr oder minder geschmackvoller Form Hr. Publist nunmehr seroiert. Durch ein „Wahrscheinlich wird mon unserer vorzeitigen Indiskretion (!) mit einem schorfen Dementi zu begegnen suchen“ wird dem Elaborat zum Überflusse noch alles nicht vorhandene Gewicht beizulegen versucht, und der blühende Unsinn ist alsdann wohl fix und fertig. Und doch denkt kein vernünftiger, wirklich eingeweihter Mensch on ein „Dementi“, da der Blödsinn gor zu „kopital“ sich für ihn eben oussnehmen muß! Und doch hot leider keine Seele die von Hrn. Unbekannt-Neuentholben hypostasierte Absicht, der „Familie Wagner“ auf Rotianorkosten die Desijit-Opfer der Festspiele etwa zu erleichtern! Und doch ist dos ganze Nochwert mehr oder minder dreist aus den Fingern gezogen! Aber, „thut nichts: der Jude wird oerbrannt“ — und „Cosimomochen“ ist glücklich wieder etwos om Zeuge gestickt worden! „Zucht dich dos Zell?“

Mit einer aufdringlich schorfen Resolution hot sich wieder einmol eine Postoren-Verfammling (zu Holle o. S.) gegen das Duell ausgesprochen, „weil es den sitt-

lichen Forderungen des Christentums Hohn spreche“. Allein auch der Krieg „spricht den sittlichen Forderungen des Christentums“ doch „Hohn“ — worum schweigt mon im Ernstfolle hier auf der ganzen Linie? Thatsächlich ist dos auch alles nur leeres Gerede, so lange sich noch Postoren zum Feldprediger-Dienst finden lassen oder ein gut totholischer General wie Loß moio versichern kann: „ich finde nun einmol in dem christlichen und dem Soldatenkatechismus keine Widersprüche“. Für jeden logisch Denkenden und Konsequenten giebt es doch nur eine klare Alternotioe: Entweder Christentum oder oder Nießsche — tertium non datur! Freilich, es muß wohl auch solche Klauze des tertium-Rißschmosches von Weidem geben, die der „liebe Gott“ — selig haben möge.

Köstlich schreibt ein „ungeesehenes“ Blott bei einem der nachgerade solltom Bekannten, olle freigeistint-constitutionellen Gemüter arg bedrängenden, politischen Anlässe: „Mon muß die offiziellen Stellen schon bitten, über diese Lesart sich auszusprechen. Wäre sie zutreffend, so würde dorous hervorgehen, daß der Kongler lediglich der „verantwortlich zeichnende“ Redakteur der deuttschen Politik sei.“ Ganz recht so! Denn dos ist im Grunde ja auch eure eigene Kuli-Auffassung oom journalistischen Amt und Redaktions-Berufe als solchen: Der Redakteur bleibt „lediglich oerantwortlich zeichnend“ — nicht schreibender, sondern geschobener Teil; Umbaß beiteibe nicht Hommer des verlegerischen Kapitalismus. Vom „Reichskongler“ oder heißet mon desto lauter, mit gestrengem Idealismus und höchtem Pathos, den berühmten aufrechten und rückgratfesten „Männerstolz oor Königsthronen!“ „Spottet seiner selbst, und weiß nicht wie.“

Noch neuesten Meldungen hot die Bersion jedenfalls viel für sich, daß nicht den Creselder Ehren-Damen ein Kronzschmucker und gut tanjender (hoffentlich nicht auch „leicht-säßiger“) Duforen-

Leutnants, sondern vielmehr diesen die Industriestadt Cresfeld mit ihren seidenreichen Heirats-Chancen und geldbeutelerschweren „Schwiegervätern“ in spso vom gütigen Landesvater beschert werden sollte.

Von dem neuen preussischen Eisenbahnminister Budde wußte die „Frankfurter Zeitung“ zu vermelden: „Herr Budde hat bereits am Tage seiner Ernennung einen Beweis von gutem Geschmack und man könnte fast sagen, von Charakter abgelegt; er hat nämlich dem Photographen, der Bilder von ihm besitz, verboten, sie zu verkaufen. Er will nicht, daß sein Konterfei in der Presse erscheint. Mag's eine begriffliche künstlerische Scheu gegen die oft bedenklichen Schnellprodukte der schwarzen Kunst oder mag's mehr sein, eine verständige Abneigung gegen die bis zur Verblöbung getriebene Industrie der Fälschung des Publikums mit den Bildern aller öffentlich hervortretenden Persönlichkeiten, vom Kaubmörder bis zu gekrönten Häuptern — kurz, Herr Minister Budde will nicht abgebildet sein.“ Wie nur kam's, daß trotzdem der oerfzte Scherl'sche „Tag“ wieder, und zwar schon zwei Bilder des neuen Mannes seinen geschätzten Lesern vorführen konnte! Es wird doch nicht am Ende genau so auch damit nur wieder gemein sein, wie schon mit den Konterfei's der Humberts, wobei der Berliner Polizeipräsident sich leider genötigt sah, öffentlich mitzuteilen, daß die in der Zeitschrift „Die Woche“ wiedergegebenen Abbildungen der Betrügersfamilie Humbert „der Wirklichkeit absolut nicht entsprechen“? „Es liegt auf der Hand, daß die Presse, ebenso wie sie von allergrößtem Nutzen für die Ermittlung von Riffethätern sein kann, andererseits die Ermittlungsversuche auf's Äußerste erschwert, wenn sie irre führende Abbildungen der gesuchten Personen bringt.“ Also nicht einmal mehr in der segensreichen Unterstützung von „stetbrieflichen“ Verfolgungen erfüllt dieser schlimme Scherl seine höhere „Kultur-Riffion“. Denn daß er es mit der Pflege der deutschen

Sprache absolut nicht thut, das geht doch schon aus nachstehenden Druckzeilen hervor, die wir unter einem seiner landschaftlichen Motive, zur Erläuterung der Reproduktion, wörtlich vorgelesen haben: „Von der Scheffelfeier beim Waldkirchli am Sântis: Blick oom Waldkirchli gegen das Wirtschhaus Äscher, dem Wohnhause Scheffels; dahinter die Altmannggruppe und der Seealpsee.“ Und wie es vollends mit der Litteratur-Förderung in diesem großen „Etablissemment“ bestellt ist, das hat ja der wahrhaft klägliche Verlauf des Wettbewerbes um einen Roman für die „Woche“ erwiesen, monach sich „von den zur Prüfung vorgelegten Arbeiten keine zur Prämiiierung eignete“. Die „Woche“ hatte also die 15, 10, 5 Tausend Mark, zusammen 30,000 Mark, nicht zu zahlen: das heißt 'n Geschäft, denn es war eine billige Neklame.

Zur so notwendigen Reform unserer Ruffikritik that Prof. Dr. Carl Krebs, der bekannte Ruffikredakteur des Berliner „Tag“, aus Anlaß des Beleidigungs-Prozesses Otto Lessmann contra Heinz Wolfardt eine ebenso zeitgemäße als beachtenswerte Äußerung. Er schrieb: „Herr Heinz Wolfardt hat es jüngst als besonders schaudervoll bezeichnet, daß in einer Ruffikzeitung „Künstler“ totgeschwiegen würden. Er hat nämlich die Meinung, daß, wer ein Konzert giebt, ein Künstler sei und sorgfältig besprochen werden müsse.“ Prof. Krebs zitiert demgegenüber Hans von Bülow's bekannte Äußerungen (vergl. Schriften, S. 446 fig.) über das Pariser und Wiener „Lundisten“-System — d. h. die auch vom „Tag“ streng festgehaltene, komprimierte Montags-Kundschau mit Rückblick auf die künstlerischen Ergebnisse der ganzen vorherigen Ruffikwoche — sowie über den grundwesentlichen Unterschied von Kritik und Reportage, um alsdann persönlich noch weiter fort zu fahren: „Bülow's Ausführungen treffen leider den Nagel auf den Kopf, wenigstens für den größten Teil aller Zeitungen. Doch naht es mancher-

oris schon ‚gen den Tag‘. Und wenn wir alle uns bestreben, das, was Herr Heinz Wolfradt befördern möchte, nicht zu thun, dann können wir, glaube ich, mit der Zeit auch in der Rusfikritik noch ganz leidliche Verhältnisse herbei führen.“ Ganz abgesehen nun davon, daß es, korrekter Weise zitiert, „gen dem Tag“ heißen muß, haben wir das an dieser Stelle (Jahrg. 1901; Bd. IV, Heft 1 — S. 52 flg.) und auch anderweit längst schon gesagt. Indes thut das ja nicht weiter zur Sache; vielmehr wollen wir uns aufrichtig freuen, in recht guter „Gesellschaft“ dabei uns zu befinden.

An der Stadtgrenze von Dresden hat das Reich einen großen, zu Baustellen geeigneten Grundbesitz erworben, und unter den Bestimmungen des Erbbaurechtes zu leichten Bedingungen dem Dresdner Spar- und Bauverein überlassen, der seit einigen Jahren in umsichtiger Weise auf gemeinnützigem Wege die Wohnungszustände zu bessern sucht. Der Verein hat die Verpflichtung übernommen, auf jenem Grundbesitz gesunde und wohlfeile Arbeiterwohnungen zu errichten. — Wir natifizieren das mit Genugthuung, und zwar unter bescheidenlichem Hinweis auf unseren Artikel „Städtischer Grundbesitz“ von Merkur im vorigen Jahrgange der „Gesellschaft“.

Der „Eiffelturm“ in Paris — er scheint uns beinahe schon so etwas wie den umgekehrten „Turmbau zu Babel“ vorzustellen: Vereiningung aller Sprachen und Völker — „Gott ist gestorben“, „es lebe das Leben!“

„Ein Kulturmerk ersten Ranges?“ Unter dieser Überschrift veröffentlicht Dr. S. Polenar (München-Sollu II) im „Burenfreund“, 2. Jahrgang Nr. 1 einen „Offenen Brief an Herrn S. Masur in Breslau und andere Burenfreunde“, in welchem er sich mit des Genannten, im Heft 7 vorliegender Zeitschrift enthaltenen Ausführungen „Hands off!“ kritisch auseinander-

setzt. „Dieser Brief war für die ‚Gesellschaft‘ geschrieben und auch angenommen; da er jedoch wegen Raummangels dort erst später hätte erscheinen können, so ist es mir, ihn im ‚Burenfreund‘ zu veröffentlichen.“ Indem wir diese Anmerkung des Herrn Verfassers hiermit ausdrücklich noch bekräftigen, möchten wir lapidarer Weise nicht verfehlen, auch unsere Leser auf diese ursprünglich für sie gedachte, anderweitige Publikation aufmerksam zu machen, die wir für lesenswert halten, ohne ihren Inhalt damit schon durchaus teilen zu können. Im Übrigen muß hier doch noch besonders fest gestellt werden, daß jener Masur'sche Artikel damals für unsere Zeitschrift seinen Hauptwert wie seine eigentliche Tendenz erst erhielt durch die unzweideutige Schlusspointe: „Wer die Sache der ‚Buren‘ für ‚gerecht‘ hält, der soll von seiner Überzeugung kein Jata aufgeben; nur soll er mit Rücksicht auf unsere Beziehungen zu England endlich seine Ausdrucksweise mäßigen. . . .“ Das war zur Zeit seiner Veröffentlichung der Zweck jenes Aufsatzes, da in der unausgesetzten Hetze gegen England eben eine Gefahr und schwere Schädigung unserer politischen wie kommerziellen Beziehungen gesehen werden mußte. Heute, wo man doch allmählich einsieht und zu begreifen beginnt, daß man sich bezüglich der Burenfrage in Deutschland einigermaßen verhalten hat, meint das Prof. Dr. Walter Loß j. B. auch mit einem Artikel: „Wozu führt die Scharfmacherei zwischen Deutschland und England?“ —, an welchem nur das eine noch höchst merkwürdig bleibt, daß er gerade in den „R. N. Nachr.“ erscheint, die bekanntlich in der Unfreundlichkeit gegen England Jahre lang schon ein Erstlediges geleistet und sich mit am exponiertesten dabei in der deutschen Presse bewegt haben. Jetzt aber ist Friedensschluß eingetreten, und damit nun auch für uns: Ex sunt „carmina burana“!



Eine neue Welt- und Geschichtsbetrachtung vom Standpunkte des Ariers.

Von Dr. Karl Hans Strobl.

(Bünn.)

„**Baruna**“ heißt das Buch (Leipzig, bei Th. Fritsch), in dem diese neue Betrachtungsweise vor uns entwickelt wird. Und sein Verfasser Dr. Wilibald Gentschel giebt in einem einleitenden „Ausblick“ die Erklärung: „Die indischen Weisen nannten die großen Regelmäßigkeiten in den Bewegungen der Himmelskörper, in den mechanischen Erscheinungsbreihen und im gesellschaftlichen Leben nach der ältesten uranischen Gottheit: Ordnung des Baruna.“ Wir dürfen also eine Darstellung der ewigen Gesetze alles Werdens in der Geschichte erwarten. Die großen, eisernen Paragraphen der Menschheitsentwicklung, mit einer ganz speziellen Note freilich: nämlich oom Standpunkte des Ariers. Und hier haben wir gleich auch den Hinweis auf den Zusammenhang dieses Buches mit seiner Zeit, den Schlüssel zu seinem Verständnis. Hier spüren wir gleich frisch und von vorneherein den Erdgeruch des Kaffeemähigen. Wir denken an Gobineau, Chamberlain und Albrecht Wirth.

Das alles drückt der Verfasser mit großen und kräftigen Akkorden gleich selbst aus: „Ich will zeigen, daß die falsche Bewertung nationaler, sozialer und wirtschaftlicher Verhältnisse mit Hintauslegung aller sittlich-erhebenden und züchterisch-tragenden Momente das Hauptübel unserer Zeit bildet. Ich will den extremen Gobineau'schen Kaffeegedanken auf seinen rationalen Ursprung zurück führen und damit seine Beachtung erzwingen helfen. Ich will damit zugleich die tieferen Ursachen der Judennat zeigen, nachdem der landläufige Antisemitismus in Auserlichkeiten und Mißacthandnissen stecken geblieben ist; ich will darüber hinaus den Boden für eine wahrhaft nationale Politik, einen Heilsweg der arischen Völker — die planvolle Züchtung der heißen Rasse aarbereiten und das Leben aan seinen Verstrickungen und Zufälligkeiten befreien helfen.“ Aber dazu ist es notwendig, die „lönernen Götzenbilder“ zu zerschlagen, mit denen sich Trägheit, Selbstsucht und Niedersinn umgeben haben, also gewissermaßen eine Umwertung unserer Begriffe in Angriff zu nehmen, wieder die Ordnung des Baruna zu entschleiern. „Die einzige Bedingung ist nur, daß wir unseren Standpunkt in einer Höhe wählen, in der sich uns alles einzelne Menschenwerk in dem Rahmen eines organisch Ganzen erschließt — dem uralten Baruna-Sinne gemäß, dem ewigen Meere, wosin alle Bäche wirklicher Erkenntnis fließen.“

Also, man merkt: ein Buch der Reorganisation und Kräftigung. Ein Buch der Vereinfachung und des Mißtrauens gegen die Überkultur. Ein Buch, dessen Geist ist, wie der des Täufers in der Wüste: streng, hart, unerbittlich. Das mehr den Spartaner liebt als den Athener. Aber sie thun uns wahr, falsche Bücher. Und noch mehr: sie thun uns not. Wir lernen hier Selbstsucht und Selbstzüchtigung. Gentschel führt die Ansprache seiner Baruna-Ordnung unaerhält aar. Die biologische Entwicklungslehre, die Defizienztheorie erleidet für ihn im Reiche des geschichtlichen Menschen erhebliche Um-

änderungen. Lebens-, Verkehrs- und Kampfnormen treten an die Stelle blinden Wettbewerbes. Und außer diesen im Geist und Willen des Menschen geschaffenen Gestaltungsnormen läßt die Geschichte auch noch andere wirkende Kräfte erkennen. „So erheben sich die Kulturovöller als selbständige Wesenheiten und auf Grund eigener Bildungsgeetze in ein Gebiet individueller, plastischer Gestaltung, das einer bloß besendenztheoretischen Betrachtung spottet.“ Der biologische Entwicklungsgang, modifiziert durch den Individualwillen und die Volkspersönlichkeit, sind für Hentschel die Grundfaktoren historischer Entwicklung. „Die Aufgabe aller Zeiten ist es, diese zusammen fassenden Kräfte zu pflegen, ohne der Persönlichkeit ihr Recht zu rauben. Wo diese Lebenskunst verloren geht, da treiben die Völker dem Chaos und der Verwüstung entgegen.“

Aus der Geschichte sucht der Verfasser nun in den folgenden Abschnitten für seine Warnung und seine Mahnung die Beispiele. Zugleich wird ganz ungewungen eine großzügige Darstellung der historischen Entwicklung daraus.

Hentschel kennt nur zwei primäre Rassenrassen: Turanier und Äthiopier. Aus ihrer Kreuzung entstanden die Malagen. Diese sind die Vorfahren der Arier. Die große Völkervermischung fand in der Südsee statt. Die Südseeinsulaner haben vor den Äthiopiern wie vor den Turanierern Entwicklungsfähigkeit und Beweglichkeit voraus, sie vereinigen alle Elemente der Hohlkation in sich. In Körperbau, Temperament und Charakter sind die Malagen eine glückliche Mischung. Hier finden wir auch die Grundzüge der arischen aristokratischen Geschlechterherrschaft. Zur Zeit der Entdeckung der Südseeinseln bestand aus einigen von ihnen der Bund der Arreois oder Erriois. „Er bildete eine auf sakraler Grundlage ruhende Genossenschaft von Herrengeschlechtern, die durch systematischen Kindermord, der an die spartanische Legende erinnert, in züchterischer Absicht und in Verfolg von Herrschafts-Interessen auf die ‚Reinhaltung der Farbe‘ bedacht war. Die Erriois, deren Name seltsam genug an den Namen der ‚Arier‘ anklingt (wie übrigens auch das polynesisch Krii für Adlige), bildeten — auch das ist bezeichnend — einen Kriegerbund, der sich nur durch einzelne auertelene Geschlechter in ödlicher Keinzucht fort pflanzte, während die große Rasse der Erriois ihre gesamte Nachkommenschaft austilgen mußte.“ In diesem Kultbund erkennt Hentschel eine Urform arischer Züchtungsweiseit, ja geradezu den Stammherd der arischen Rasse. Die Malayo-Arier wanderten dann durch Asien nach Nordeuropa, wo die Arier an den Küsten der Nord- und Ostsee ihre eigentliche Heimat fanden. Diese lähne Hypothese soll durch das Vorhandensein megalithischer Denkmäler erhärtet werden. Die megalithischen Denkmäler finden sich an der ganzen malayo-arischen Völkerstraße, im Jordanthal und in Rykänä, in Nordafrika und Südrußland, bis nach Indien hin. Nachdem die arische Rasse einmal sich gebildet und gefestigt hatte, fand eine Rückstrahlung statt. Eine Küstenwanderung der seeräuberischen Normannen und Wikinger von Westen nach Osten, bis in die entlegensten Winkel des mittelländischen Meeres.

Auf diesen arischen Eroberern bauten sich die Herrschergeschlechter aller Kulturovölker des Altertums auf.

In ähnlicher geistreich-lühner Weise sucht Hentschel Spuren arischer Rassenbewußtseins in den Wirrnissen der alten Geschichte auf.

In dem urchaldäischen Nationalepos Hasisathras findet er als Kern den großen, geschichtsphilosophischen Gedanken der Mahnung zur Rassenreinheit. Die Forscher haben den Hasisathra-Bericht zum Teil als Schilderung diluovialer Fluten (Sintflut), zum Teil als Wiedergabe meteorologisch-seismischer Erscheinungen erkennen wollen. Nach Hentschel schildert er uns den „Absturz der urkuschitischen Welt in die Abgründe des Rassen-

verderbt und die Errettung der urchaldäischen Völkerinsel aus der kuschitischen Brandung". Das Epos ist ihm also das Denkmal eines Kampfes der arischen Rasse gegen verwässernde und verwischende Einflüsse eines fremden Volkselementes. Ähnlich führt er auf arisch-jüdische Erwägungen das indische Kastenwesen zurück. In Ägypten unterliegt ein ursprünglich arisches Volk der langsamen Semitisierung, die mit dem Einflusse der Hyksos beginnt. In Athen vertritt Solon den arischen Gedanken, seine Reformen sind Wiederherstellung ursprünglicher Lebensformen. Auch in Rom werden ursprünglich arische Volksgrundlagen durch die Wolfsnatur des Etruskers verderbt und der Semitisierung preis gegeben.

So weit der vorliegende erste Band.

Was die Wissenschaft zu diesem Buche Dentschels sagen wird, ist hier ziemlich gleichgiltig. Uns erhält dieses Werk seinen Wert als Zeitsymptom. Es erfolgt, in den Spuren Gobineau's, ähnliche Ziele wie Chamberlain und Albrecht Wirth. Wie für Albrecht Wirth ist auch für ihn der Boden das Heilige. Ein Priorenrecht an Boden ist Koub und Frevel. Nur die Gemeinde hat ein Recht an ihn. Und in dieser festen Verknüpfung der Rasse mit dem Boden sehen wir mit Albrecht Wirth die Grundlagen des „Volkstums". Das mag uns zugleich an die wieder erwachende Liebe zur Heimat erinnern, die sich in der Kunst an die Stelle wurzelloser Internationale immer mehr zu setzen beginnt. Trotz aller Schiffbrüche und Mißerfolge, die die „Heimatskunst" bis jetzt erlitten, haftet ihr doch eine kernhafte Gesundheit an, die sie nicht untergehen läßt.

Auf immer bessere, immer freiere Ausgestaltung unserer Individualität und ihres wichtigsten Bestandteils, nächst dem höchst persönlichen, inkommensurablen, ganz einzigen Ich des volllichen Elements, wirken die ringenden Kräfte der Gegenwart hin. So weil sie gesund sind, freilich nur. Und darin finden sie Stütze und Aneiferung durch unseren Überwinder und Befreier: Nietzsche. Denn die Entfaltung und Blüte des Volkstums ist Vorbedingung und Stufe zum „guten Europäer".

Korregerate.

NB.: Verleger und Autoren, welche von dieser Clarirung Gebrauch zu machen wünschen, ersuchen wir hiermit höflich, uns die gemelten Worte in zwei Rezensionsexemplaren gest. Immer übermühten zu wollen — sei es, daß die Herren Verleger selbst das größere Opfer für diesen besonderen Fall gerne daran setzen, oder aber beide Teile je eines dieser Exemplare uns freundlichst zugeden lassen. Eine Verpflichtung zur Doppel-Besprechung in diesem unserem Rahmen kann natürlich damit allein noch nicht ausgesprochen oder übernommen sein; hingegen möchten wir uns — für den Fall der Annehmung einer solchen — gerne verbindlich, das unbedingte der betreffenden Rezensionsexemplare seinem Einsender auf besonderen Wunsch wieder zur Verfügung zu stellen. D. G. R. I. L.

Neues von Houston Stewart Chamberlain. (Verlag: Brudmann, München.)

Den „Kritischen Urteilen" über Chamberlain's „Grundlagen des Neun-

zehnten Jahrhunderts" entnehmen wir, da vermutlich für weitere Kreise interessant, folgende Daten: Geboren 9. September 1855 in Portsmouth als Sohn des späteren Admirals Chamberlain, erzogen im Lycée Impérial zu Versailles und im Cheltenham College, 1879 in Genf in der naturwissenschaftlichen Fakultät immatrikuliert, 1871 zum Bachelier promoviert, 1885 nach Dresden bezogen, wo er sich in kunstgeschichtliche, musikalische und philosophische Studien versenkte, seit 1885 auch als Wagnerchriststeller thätig, 1889 nach Wien übersiedelt, hauptsächlich mit physiologischen Arbeiten beschäftigt, seitdem eine ebenso energische als vielseitige schriftstellerische Thätigkeit entwickelnd. Ungewöhnlich, wie dieser Lebenslauf, ist die Persönlichkeit des Mannes. Seine „Grundlagen" gehören, mag man ihnen im Einzelnen manchen

Irrtum nachweisen, zu den repräsentativen Werken. Man hat versucht, sie systematisch tot zu schmelzen, hat Fettoilfehler hämisch aufgebaut: umsonst! Mann und Werk sind nicht unterzukriegen. Eine Schöpfung umfassenden Wissens, selbständiger und bis zur Rücksichtslosigkeit kühner Darstellung, ist dieses mit staunenswürdigster Schärfe konzipierte Buch berufen, in die Weite und Tiefe zu wirken, wie wenige Werke unserer Zeit. Wenigen Büchern ist auch der große Erfolg so freudig zu gönnen, der größere so innig zu wünschen.

Im „Vorwort und den Nachträgen“ zur Dritten Auflage spricht sich der Verfasser besonders über seine Stellung zu Richard Wagner aus. Für christliche Kreise ist seine Sammlung „Worte Christi“ von Interesse, in denen er die bedeutungsvollsten Aussprüche des Erlösers zusammen stellt und nach sachlichen Gesichtspunkten ordnet. Auf das Werk wird in anderem Zusammenhange zurück zu kommen sein. Dagegen ist die Veröffentlichung der „Drei Bühnendichtungen“ von Jedem, der dem Autor wohl will, zu bedauern. Als Wissenschaftler im guten, ist Chamberlain hier im schlimmsten Sinne Dilettant. Wenn er nicht versicherte, die Dramen selbst geschrieben zu haben, müßte man auf einen weiblichen Autor raten. Kommt in einem einzigen Zuge vorwärts sich der scharfe Denker und künstlerisch fein empfindende Autor der „Grundrissen“. Schablonenhaft hinsichtlich der ganzen Anlage, des Aufbaues, besonders auch der Sprache, präsentieren sich die drei Stücke als mittelmäßige und jeder Eigenart beraubte Jugendwerke: das erste eine gymnastischsteifste Nachempfindung des Antigone-Stoßes, das zweite von gesellenvereinsmäßiger „sozialer“ Charakterlosigkeit, das dritte eine Kreuzung von Zfllund und Richardson. Chamberlain was das beraten, da er durch solch' heillos unreife Nachwerke seinen wohl erworbenen Ruhm gefährdete. Das sei ihm hier ebenso offen wie wohlmeinend gesagt. Dr. J. Hofmiller.

Allen Freunden des Verfassers wie Kennern und Bewunderern Wagner'scher Kunst hat der bekannte Verlag eine große Freude bereitet, indem er von H. St. Chamberlains umfangreichem „Richard Wagner“-Werk nunmehr auch ohne jedes Illustration Beimerk eine reine Text-Ausgabe vornehmen handlichen Formates und tadellosen Druckes zu dem billigen Preise von 8 M. voranstellte. Der sachliche Wert und ernste Gehalt dieses musterartigen Beitrages zur Wagner-Litteratur hat sich auch in solcher anspruchsloseren Form wohl auf wieder bewährt; ja, er kommt in solcher Fassung, ohne den fatalen und leichtere führenden Reizgeschmack des „Prachtwerkes“, als geistige Vertiefung für den wahrhaft gebildeten Leser fast noch besser jetzt wie ehemals heraus, ja doch Manche vielleicht sogar dieser Ausgabe — obgesehen von ihrer Erschwinglichkeit — den Vorzug geben müßten, so wenig Befürworter der ursprünglichen im Übrigen wohl den überaus charakteristischen und gewählten Bilder Schmuck missen möchten.

Hier, in diesem salbigen „Wagner“-Buche, haben wir also gleichsam den „Vollblut-Wagnerianer“ Chamberlain vor uns. Der Autor ist aber auch noch etwas Anderes, davon innerlich sehr Verschiedenes, wenn gleich im letzten Grunde nicht eben Abweichendes. Längst schon haben wir es prophezeit, daß dieser Chamberlain ein viel zu eigenartiger Kopf und selbständiger Schriftsteller sei, als daß das Nietzsche-Problem der individuellen Unabhängigkeit gegenüber „Wohlfried“ nicht einmal auf ihn heran treten sollte; und längst schon warten wir sänlich auf den Moment, da dieser Selbstbestimmungs-Trieb, vielleicht auch der Ehrgeiz des produktiven „Selbsterneuers“, gegenüber einem ebenso strikten als starren „Wagner-Kredo“ klar und deutlich vor aller Welt bei ihm sich regen würde. In seinem Wiener Vortrag über die Philosophie H. Wagners, vgl. Weil. zur „Allg. Ztg.“ vor einigen (genau genommen schon

in seiner „Tristan“-Polemik gegen Dr. Reimann und Dr. R. Louis vor mehreren) Jahren fanden wir bereits Anzeichen hier- von, ein Wetter-Ausleuchten künftiger Gewitter. Jetzt scheint uns dieser entscheidende Augenblick, so weit diese Tendenz dem aufmerksamen Leser nicht schon in seinem bekannten großen Hauptwerke von den Kultur-Grundlagen bemerklich wurde, thätlich eingetreten zu sein, wenn er in Abwehr gegen seinen (allerdings ungenannten) Kritiker (Prof. Dr. Henry Thode) im Vorwort zur neuen 3. Auflage der selben „Grundlagen“ u. A. zu einer Reihe von Feststellungen — um nicht zu sagen: Auseinandersetzungen (auch in Sachen Gobineau) gelangt, welche in diesem Zusammenhange uns doppelt bemerkenswert dünken müssen. Nur hat er bei Rechtfertigung jenes seines Verhältnisses zu Wagner eben doch etwas sophistisch — ich kann mir nicht helfen — ignoriert, daß gewisse Zeitfragen immerhin durch den Bayreuther Meister und seine lebhafteste Stellungnahme zu ihnen erst so recht in lebendigen Fluß gekommen sind; und so viel steht mir fest, daß Unserer es kaum fertig gebracht hätte, ein Buch vom Umfange der „Grundlagen“ von sich zu geben, ohne irgend der durch Wagner erhaltenen Anregungen — wenn schon nicht des Propter, so doch des Post — entsprechend gewissenhafte Erwähnung zu thun. Ich begreife ja: er wollte wohl der alten dummen Charakteristik des „Wagnerianers“ hierbei entgehen, und so ist er denn unwillkürlich in's andre, nicht mehr völlig zu billigende Extrem der allzu radikalen Tilgung all' solcher Spuren geraten. Vergleichen rüht sich, schon weil die fanatischen Parteigänger stets sofort in's Gehässige umschlagen, so bald sie wittern, daß einer ihre Spuren verlassen und ein Eigener werden, sein und bleiben will. Chamberlain wird also wohl auch noch das Schicksal Nietzsche's bei den „Wagnerianern“ erblähen. Denn in mancher Beziehung das Zeug hat er vollauf dazu, so viel auch Hanslick vor einigen

Jahren noch Anlaß haben mochte, von den „Chamberlain-Fusaren“ des Hauses „Wahnsfried“ zu wipeln. Und dies auszusprechen, kann nicht auch der Umstand nicht abhalten, daß er solche Vergleiche seiner Person mit einem Nietzsche immer sehr nerods auf — was sage ich? — direkt übel zu nehmen scheint; wie denn Viele mit mir schon seit Lektüre des Vorabdrudes in der Harden'schen „Zukunft“ den leisen Verdacht nicht mehr ganz zum Schweigen bringen können, daß er mit seinem „Lucian“-Kapitel der „Grundlagen“ letzten Grundes doch nur — Nietzsche gemeint und dessen Philosophie in einer Art von Parodie oder ironischer Parallele seinerseits kritisiert habe.

Über die „Drei Bühnendichtungen“ will und darf ich mir kein Urteil erlauben, da ich nur eine davon, den „Weinbauer“, habe lesen können. Dieses Stück aber scheint mir nicht ganz so entsetzlich wie auch anderen Freunden der „Gesellschaft“ es oorkommen will; ich finde es als künstlerische Leistung nur einigermaßen belanglos, dramatisch uneben und zumal in der sprachlichen Behandlung reichlich rüchständig. Dr. Arthur Seidl.

*

Paul Marsop: „Der Kern der Wagnerfrage.“ Sonder-Abdruck aus der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ 1902; Leipzig, Kommissions-Verlag von E. F. Steinacker.

„Museumskunst oder Bühne der Lebenden?“ Mit diesen zwei Worten des Untertitels spielt der Autor die Frage nach den leitenden Motiven unserer heutigen Kunst- richtung, insbesondere der musikalischen, zu. Ich pflichte dem Gedanken, der Marsop dabei leitet, bei. Es handelt sich in Wirklichkeit darum, ob das Historische, Stilisierende oder das Gegenwärtige, Natürliche in der Kunst herrschen soll. Beide Richtungen mit einander zu oersöhnen, d. h. organisch zu vereinigen, gelingt manchem Genius. Man kann diese Versöhnung als das Wesen des wahren Klassizismus

definieren. Eine dieser Richtungen ganz aus dem Leben zu verbannen, dürfte unmöglich sein. Es handelt sich also darum: welche soll herrschen? — denn, wo Lebendiges (und die alte Kunst lebt doch noch, trotz Marxap's Zweifel, in den Herzen gar Mancher ein wirkliches Leben) neben einander steht, das sich widerspricht und den Rang abstreitet, ist der Kampf unausweichlich. Auch wir wünschen mit Marxap den Sieg der „Nähe der Lebenden“ über wächserne Museumskunst. Wir können diesbezüglich seinen geistreichen und kräftigen Ausführungen nicht genug beistimmen. Nur ein Bedenken wollen wir nicht unterdrücken. Marxap sieht in diesen Problemen den „Kern der Wagnerfrage“. Er identifiziert schlechthin Wagner mit dem Gegenwärtigen, Lebendigen, Natürlichen, und ignoriert dabei jene, allerdings vom Parteistandpunkt kaperische Frage, ob denn die Kunst Wagners im Ganzen genommen wirklich Zukunft begründende oder wenigstens stützende Kunst sei, ja ob wir Menschen des beginnenden 20. Jahrhunderts sie Alle durchaus als „Kunst der Lebenden“ betrachten? Dies ist eben Marxap über jeden Zweifel erhaben, darüber dankt es ihn nicht wert, Worte zu verlieren. Und so resumieren wie: Marxap hat in seinen prinzipiellen Thesen, sowie in seinen praktischen, bildungstechnischen Vorschlägen unstreitbar Wichtiges und Wertvolles gegeben. Bei der Anwendung und Konzentration seiner Prämissen auf Wagner aber wird und muß er auf Widerspruch stoßen. Es wäre denn, er hätte seine Warte nur an die „Unbedingten“ gerichtet. Dies hätte sich aber kaum der Mühe verlohnt.

Dr. R. G. Meffer.

Der Verfasser selbst wünschte bei Veröffentlichung dieser gehaltreichen und formvollendeten Ausführungen „die Diskussion über die wichtigste, zur Zeit völlig verflumpfte Frage unseres Kunstlebens erst einmal einzuleiten und in Fluß zu bringen“:

die Frage nämlich, „wie es möglich sei, oom ‚kosmopolitischen Repertoire‘ unserer Opernhäuser allmählich zu einem ‚Deutschen Spielplan‘ überzuteiten“. Er hofft zugleich, „daß den von ihm gemachten Vorschlägen andere, wamöglich bessere, entgegen gesetzt werden, und daß in der Erörterung viel Frucht bringender Widerspruch sich ergeben möge — natürlich von Seiten Salcher, die sich ihre Unabhängigkeit bewahrt haben und mit Ernst bei der Sache sind“. Bis jetzt nun ist dieser natürliche, Leben weckende und Frucht bringende „Widerspruch“ nur ziemlich schwach aber doch sehr verkehrt entwickelt gewesen. Zwar sind Gegenäußerungen und Ergänzungs-Artikel bereits mancherlei erschienen — in der „N. Allg. Ztg.“ selbst, dem Ausgangspunkte dieser Publikationen: von K. von Bernhards (Straßburg i. Etf.), S. Hellmann (München) und vor Allem Hans Pfishner, dem bekannten Kampanisten (Berlin); auch von Dr. Erich Urban in einer Zeitschriften-Korrespondenz, Dr. Max Graf, dem Verfasser der „Wagner-Probleme“ (in der Wiener „Waage“) und Dr. Richard Watta (im „Kunstwart“). Allein es will mir doch scheinen, als ob die Meisten davon sich mehr bei den Äußerlichkeiten aufgehalten und mit Nebendingen besaßt hätten, ohne dem oon Marxap gemeinten eigentlichen Probleme selbst tiefer auf den Grund zu gehen. Daß fast Alle dabei mehr aber weniger stark den Untertitel abzumtuieren, erscheint ja schließlich nur zu begreiflich, und auch ich bin natürlich der überzeugten Meinung, daß ein „Theater der Lebenden“ jeder „Museumskunst“ unbedingt vorzuziehen sei. Aber es fällt mir doch auf, d. h. ich wundere mich nachgerade darüber, wie man über den einen wirklich praktischen Vorschlag Marxap's, zu einem solchen Theater zu gelangen bisher fast noch ganz hinweg gesehen hat.

„Es hilft nichts: man kann dem Theater, wie es ist, nicht die Gelegenheitsbesuche eines wenn auch noch so feurigen Lieb-

habers machen: man muß ständig mit ihm verheiratet sein." . . . „Die Fähigkeit, das Weltgetriebe in zusammen gedrängten Bildern wiederzuspiegeln und zwar derart, daß Typisches wie Individuelles sich in sinnlich einprägnlicher Erscheinung auf den Brettern offenbaren, muß Einem sicherlich wie ein sechster oder siebenter Sinn aan Natur aus angebaren sein. Es hatte seinen guten Grund, daß in diesem Bereiche Brahms und Liszt frühzeitig resignierten, Mendelssohn bei seinem Versuch doch nicht mit ganzem Herzen war, und Schumann das Unfruchtbar eines Achtungserfolges zeitweilig bitter empfand. Nur daß besagter Extrasinn älter als Mangel an Übung verkümmert. Der Spieler darf sich seines Instrumentes, der dramatische Autor der Kulissenluft kaum einen Tag entwöhnen. Jeder hat freilich nicht das Talent, als Kapellmeister, Chordirektor oder Regisseur zu wirken. Wie möchten also die falsche Ämter nicht bekleidenden, aber dramatisch aeranlagten jungen Künstler in den Organismus des Theaters allmählich hinein wachsen? Dadurch, daß man sie, gewissermaßen als „zuhörende Mitglieder“, die natürlich nichts mit drein zu reden hätten, an sämtlichen Vorbereitungen des ständigen Theaterbetriebes teilnehmen ließe, also an allen wichtigeren Lese-, Klaavier-, Orchester-, Arrangier- und Ensembleproben. Für die nach der Ansicht der Lehrer geeigneten Schüler höherer staatlicher und anderer musikalischer Unterrichtsanstalten müßte dieser Probenbesuch sogar obligatorisch sein. Den Bühneninstituten hingegen sollte von denen, die sie unterstützen, also von den Fürsten, dem Staate, den Gemeinden geradezu auferlegt werden, bei der Durchführung ihres gesamten Arbeitsplanes sich diese „beschränkte Öffentlichkeit“ gefallen zu lassen. Der stille, aber dauernde und gründliche Verkehr mit der Szene würde dann die eigentliche dramatische Hauptschule für die Tonsetzer sein. Daß ich auch der ernsthaften Kritik den Besuch sämtlicher

Proben gestattet sehen möchte, bemerke ich nur im Vorbeigehen. Als alter Theaterhandwerker habe ich zu bekennen, daß ich mein relativ bestes Wissen von der Bühne mir ganz gemiß nicht durch meine theoretischen Studien, ebenso wenig aber durch fleißigen Besuch von Vorstellungen, sondern durch den von mir freundschaftlich zugänglich gemachten Proben erwerben habe . . . Manchem werthen Kollegen wird es ähnlich wie mir ergangen sein.“

In der That! „Wagneriana“ Bd. I, S. 287 habe ich ausdrücklich bekannt, daß mir ein dankenswerter Weise gewählter Blick gleichsam in die Hemdärmel-Welt hinter die Kulissen die Bedeutung zugleich aan „Wagners Bühnen-Genie“ ein für alle Mal erst erschlossen hatte. Und das ist zuletzt ja auch das Graße und Fruchtbar, unaergleichlich Erziehende, immer wieder „Schule“ Bildende auch an dem heutigen Bayreuth, wo mit Eifer und hingebender Gemeinsamkeit eben stets praktisch gearbeitet, aus dem Groben geschaffen wird und so mancher Naaije schon den ja fördernden ersten Blick in das graße Getriebe des Drama's, in das organische Werden eines deutschen musikdramatischen Stiles erhalten hat. Im Übrigen braucht man ja auch nur aufmerksam zu beobachten, wie ganz anders, ungleich sachkundiger die Ramboasten unter unsern jüngeren Musikdramatikern die Oper als hienischen Organismus zu beurteilen, die Geheimnisse des technischen Bühnenbetriebes heute zu behelligen vermögen als nach aar Jahren, da sie ihr Erstlingswerk jaghaft, ohne nähere Kenntnis und Erfahrung, irgend einem bedeutenderen Theater nur erst eingereicht hatten. . . . braucht, sage ich, den gemäßigten und praktisch belehrten Künstler von heute nur mit dem naiven Anfänger aan damals zu vergleichen, um diesen Marso'schen Barschlag zum Mindesten sehr diskutabel zu finden und aan ganzem Herzen zu wünschen, daß sich unsere Herren Bühnengewaltigen und Generalmusikdirektoren z.

solche Anregung einmal recht zu Gemüte führen möchten. Jedenfalls geht auch da wieder, nach bewährtem Rezept, Probieren über alles Studieren; erst dann nämlich könnten wir an den praktischen Ergebnissen dieser Zuchtschule ersehen, ob Marsop nicht am Ende doch das „Drama“ mit dem Theater schließlich nur verwechselt und sich somit auch seinerseits Riezsch's gewichtigen Einwand an der „Theatrotatie“ zugezogen hätte. Wohingegen dieser experimentelle Lehrgang, dächt' ich, ganz von selbst auch schon die entsprechende Korrektur und lebendige Ergänzung mit der Zeit herbei führen würde an Alledem, was zunächst an des Verfassers Anschauungen wohl allzu radikal noch heraus kommen mag. Und überdies ist er ja selbst mittlerweile — durch persönliche Wahl in den für Statuten-Revision des „A. u. D. Musik-Bereins“ eingesetzten besonderen Reform-Ausschuß — zur praktischen Arbeit aufgerufen, zu einem ganz eigenartigen „Hic Rhodus, hic salta!“ seiner eigensten Wünsche eingeladen worden. Marsop selbst ist auch gar nicht der „konservative“ Wagnerianer sans phrase, als welchen ihn diejenigen gern auffassen oder ablehnen, die oft nicht einmal bis zum Zeit-Probleme selber noch vorgebrungen sind. Früher hab' ich mich ihm gegenüber wohl oft in scharf polemischer Stellung befunden — heute muß ich ihm Recht geben und darf ich ihm aufrichtig danken. Plaidiert er gar noch für die würdige Festspiel-Aufführung auch der jungen, bei ihren Kompositionen am Bayreuther Normallänge des verdachten Orchesters überhaupt schon ausgehenden, Tonmeister auf der neuen „Prinzregenten-Bühne“ zu München; wohlan, nur ein Grund mehr für uns, ihm lebhaftest im doppelten Kontrapunkte contra Vossart beizupflichten! Dr. Arthur Seidl.

*

„Die Musik“. Herausgegeben von Kapellmeister Bernhard Schuster. Ver-

legt bei Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig.

Der von dem bekannten, ungemein thätigen Verlag unternommene Versuch, in Form einer Halbmonatsschrift der Kunst und ihrer Wissenschaft ein, vor allem auf dem Boden der modernen Ausstattungstechnik stehendes Organ zu schaffen, ist glänzend geglückt. Der Standpunkt des Herausgebers, wenn man von einem solchen reden darf, ist der einer warmen Weimar- und Bayreuth-Anhängerschaft — ein Standpunkt also, über dessen historische Berechtigung heute nicht mehr zu streiten ist. Daß daneben auch Anderes zu Worte kommen darf, beweisen die Aufsätze über Bruckner, Berlioz, Löwe, Peter Gast, Mahler u., deren Autoren in den ersten Reihen unserer Musikkritik stehen. Aus der Korrespondenz von Listz und Raff, deren Veröffentlichung sich durch mehr als ein Semester hinzieht, wie aus dem Artikel von Dr. Edgar Jstel „Richard Wagner im Lichte eines zeitgenössischen Briefwechsels“ fließt so viel Wissenswertes, daß man den Ballast wertloser Tagesaffären, der dabei mit ausgeführt wird, gern entbehren möchte. Auch Kalischer's umfangreicher Aufsatz über „Beethovens Frauenkreis“ leidet wohl unter einem Überschuß archivalisch gefärbter Details, wie er in Rantuan's „Schubertiana“, wo die Personen einer Phrase in einer ganz unbedeutenden Dugendromanze mit ermüdender Gewissenhaftigkeit zitiert werden, und in der Untersuchung über „Beethovens Augenleiden“ sogar manchmal direkt familiäre Farben annimmt. Nicht in den Rahmen der Zeitschrift paßt meines Erachtens die Chronik des Berliner Philh. Orchesters, wenigstens die Breitspürigkeit der Schilderung seiner geschäftlichen Seite. Im Ganzen aber herrscht in der „Musik“ ein erfreulich frischer Ton, der besonders in der ausführlichen Konzert- und Opernanschau angenehm auffällt. Die „Neue der Neuen“ wird jeder schätzen, der unter dem erstidenden Segen der periodischen

Litteratur je geseuft hat; für die fleißigen Besprechungen werden die Produzenten selbst am meisten dankbar sein. Das reiche, technisch tabellarisch gegebene Abbildungsmaterial macht den billigen Preis fast unerklärlich. Wir zweifeln nicht, daß die junge, sorgfältig geleitete Zeitschrift uns auch auf dem Weg in's dunkel-nächtige Land unsrer musikalischen Zukunft ein fester und werter Führer sein wird, wenn sie sorgfältig, uns die Kreise, aus denen unsere Gegenwart geboren, mit so anregender Umsicht pietätvoll nahe zu halten.

Dr. Erich Haenel.

Der geneigte Leser sieht mich hier ernstig eine Margeriten-Blume abzupfen: „Soll ich — soll ich nicht — soll ich?“ . . . die „Musik“ nämlich persönlich an dieser Stelle besprechen, als notarischer Kutar des selben Verlags, in welchem sie seit Oktober 1901 erscheint. Je nun, ich bin nicht zimperlich — wie gewisse andere Zeitschriften, und als „Korreferent“ darf ich's ja wohl einmal wagen, frei zu sagen, wie mir bei diesem Dinge selber um's Herze ist! — Eine deutsche Musikzeitung, deren Auflage noch vor Abschluß ihres ersten Jahrganges das 8. Tausend bereits erreicht hat und von welcher einige Sonder-Kummern sogar in ca. 25000 Exemplaren verbreitet sind: das ist denn doch ein litterarischer Fall ersten Ranges; das muß wohl oder übel schon einmal Gegenstand für eine interessierte „psychologische“ Betrachtung sein dürfen. Ohne Zweifel ist hier eine empfindliche Lücke wahrgenommen und muß dem so berückichtigten „bringenden Bedürfnisse“ sehr entschieden abgeholfen worden sein — wo mögen da nur die bisherigen Besitzer und Herausgeber von musikalischen Fachorganen ihre Augen gehabt haben? Denn das Wertwürdige ist zugleich dies: daß das eigentliche Geheimnis dieses Vorganges — neben ebenso schneidiger wie umsichtiger Redaktion und ganz offenbar tabellarischer petuniärer Leistungsfähigkeit der Verlags-

firma, bei beispieslos geringem Preise für das Gebotene — im Grunde nur die gesunde und glückliche Mischung des Inhalts mit einem ebenbürtig fleißigen, ganz eigenartig belebenden Illustrations-Werke bleibt; daß dieser Erfolg, kurz gesagt, keineswegs etwa durch das berühmte „Familienblatt“-Klaxau nur erreicht worden ist. Höchstens und allenfalls noch bildete die Devise des Verlags: „Durch die Post oder direkt vom Verlage ist die „Musik“ nicht zu beziehen“ nebenher, rein geschäftlich, einen wohlgelungenen Coup zur energischeren Mobilisierung des ganzen deutschen, oft — ach! ja trägen Sortimentsbuchhandels als direkten Interessenten an dem Unternehmen, insoweit nicht etwa schon die erdrückend umfassende Fülle von Orts-Korrespondenzen über Oper und Konzert (über deren Wert sich ja streiten ließe) auch die einzelnen Musik-Städte in ganz Europa wie über die gesamten deutschen Lande hin noch besonders zu alarmieren vermochte.

In Wahrheit: es fehlte bisher für die Tonkunst eine solche, schon in Form und an Inhalt wirkliche „Klaxau“ großen und oarnehmen Stiles, die redaktionell, typographisch und illustrativ vollkommen auf der Höhe der Zeit wie ihres technischen Vermögens steht; die dem litterarisch gebildeten, geistig anregbaren Musikfreunde, Tánkünstler, Litteraten und Musikforscher etwa das für die Tonkunst zu sein und zu bieten vermog, was das „Litterarische Echo“ in ja überaus aerdienstlicher Weise für das rein litterarische Gebiet leistet und der dichterischen Welt als erschöpfende „Umschau“ inzwischen geworden ist. Erst jetzt erkennt man, wie sehr ein Neues durch diese konkurrenzüberlegene musiklitterarische Gründung gezeigt, ein praktikabler Rahmen für vieles geschaffen worden ist, was bisher weder die rechte, wirkfame Fassung noch seine entsprechende Heimat finden konnte; und wie nunmehr förmlich neu geweckte, produktive Geister wimmelnd zu dieser frisch, mit glücklicher Hand bereiteten, Unterkunst sich auch lebendig

herzu drängen und den zielsicheren „Schiff in's Schwarze“ nur wieder bestätigen. Die neue, modern weltläufigere Form, in der alles hier gegeben wird, sie ist's wohl, die sofort daran anzieht, und alles ist darin mit einer bisher noch nirgends auf diesem Gebiete erreichten Übersicht, Reichhaltigkeit und Vollständigkeit gegeben, die als Arbeitsleistung zweier Wochen den Kenner allein schon billig frapieren darf. Welch' unglaublich alesiätiger Inhalt und welch' gediegenes, vielfach auch streng wissenschaftlich höchst wertvolles Material diese Zeitschrift für alle Interessenten birgt, das wird einem überhaupt so recht klar erst, wenn man die ganzen, bis dato erschienenen 20 Hefte seit Begründung unmittelbar hinter einander, auf ein Mal gleichsam, s. v. v. „durchzuadern“ hat. Ich selbst war zufällig in solcher Lage — und ich bin in der freien Zeit einer Woche nicht völlig mit al' dem für mich Lesenswerten zu Rande gekommen, trotzdem ich im Lesen doch ziemlich viel leisten kann und im Verschlingen schon meinen Mann stelle. Also doch auch eine wahrhaftige „Bereicherung“ der Litteratur — ganz abgesehen noch von dem angenehmen Eindrücke, daß schon jetzt die im Programm seinerzeit gegebenen Versprechen des umsichtigen Herausgebers über Zufolge aollaus erfüllt erscheinen.

Man spricht nun wohl solcher Mannigfaltigkeit gegenüber, so recht von oben herab, gerne von „Meinungslosigkeit“ bei den betreffenden Blättern. Es steht hier aber gerade so, wie es z. B. auch beim „Litt. Echo“ stand — um diesen Vergleich schon einmal durchzuführen. Es ist bei unseren parole-ingeschworenen Partei-Organen des „charaktervoll“ barnierten Horizontes oder eines stramm-einseitigen Standpunktes nur

eben nach das Neue, Ungewohnte und — Unbequeme. Man oergißt ganz, daß es auch freie „Diskussions-Organe“ einmal geben kann, und erkennt jedenfalls, daß die Zeit neuerdings gekommen ist für unabhängigere Revuen, welche oerschiedene Meinungen unbehindert neben einander zur Geltung zu bringen. Nur wie Kraft genug besipen. Und auch darin dürfte die „Rusik“ unter ihren engeren Kolleginnen bzw. Kooalinnen den „Bogel abgeschossen“ haben.

Trag allemem scheint die neu eingeführte Zeitschrift den anderen, älteren Konkurrenten doch keinen wesentlichen Abtrag zu thun — und das wäre an und für sich gewiß ganz erfreulich, bedeutete es doch eine Erweiterung des Interessentenkreises für die Kontunft-Fragen der Zeit in's Allgemeine des gebildeten Publikums hinein, und somit zugleich ein weiteres, ganz offensichtliches Verdienst der Verlagsfirma. Wobingegen die „Rusik“ nachgerade allerdings sämtliche Rusikschristeller Deutschlands und Mitarbeiter der früheren Blätter in ihrem Redaktionsstabe schon solenn vereinigt, so daß man sogar mitunter die Auswahl der Federn und Beiträge, stilistisch zumal, noch etwas strenger wünschen möchte. Höchstens alte, längst abgewirtschaftete Ordhen der Rusikkritik fehlen — Gott Lob! — endlich einmal in diesem Rahmen, während eine ganze Menge unbekannter junger „Kräfte fühl“ sich hier „regen“.

Ein ungemein inhaltsschweres „Bayreuth-Heft“ (Doppel-Nr.) trägt soeben wieder den guten Ruf des Unternehmens, mit Recht, in die weitesten Kreise, so daß wir uns füglich weiterer Empfehlungen an dieser Stelle nunmehr für überhaben erachten können.

Dr. Arthur Seidl.



Titonen. Eine Phantasie. 2. verbesserte Auflage. 59 S. M. 1.—. Heide: Berlin, G. Noltenbaum.

Eschster, R. O. T.: Hohe Politik. Kritische Randbemerkungen zum internationalen Leben der Gegenwart. 2. umgearbeitete Auflage unter Berücksichtigung der Dager Konvention von 1890. Berlin, Hermann Walther, G. m. b. H. 173 S.

Schmidt, Paul: Baldurs Tod. Ein Märchenepos in 5 Aufzügen. Leipzig, Heine, J. Neumann (Franz Schörlch), 99 S.

Schwabe, Hermann: Tenische Jäppottitt. Lutemburg, Th. Schörlch. 17 S.

Simon, R. R.: Sollen sich Juden in Deutschland dem Handwerk, der Gärtnerei und der Landwirtschaft widmen? Berlin, G. Noltenbaum. 8 S. M. 0,10.

Taine, H.: Ba vie et sa correspondance. Correspondance de jeunesse 1847—1853. Paris, Librairie Hachette et Cie. 372 S.

Theodor, Josef: Aus Tag und Traum. Novellen und Studien. Breslau, Schönlage Verlagsanstalt (S. Schottländer). 164 S.

Wandereide, Professor Emilie: Die Entwidlung zum Sozialismus. Berlin, Verlag der Sozialistischen Monatshefte. 231 S. Geh. M. 3.—, geb. M. 4,50.

Weltamp, Heinrich: Pestolozzi's Ererbar als Mutter einer Mutter und Erzieherin. Bd. VII, Heft 5 der Pädagogischen Abhandlungen. Neue Folge. Herausgegeben von W. Barthelmeus. Hirschfeld H. Helmich (Jugos Kunder). R. 0,40.

Weitzel und Menschheit. Naturwunder und Menschenworte. Geschichte der Erziehung der Natur und Bewertung der Naturkräfte. Fünfte Lieferung. Herausgegeben von Hans Kraemer in Verbindung mit hervorragenden Fachmännern. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 100 Lieferungen à M. —,50.

Weitzel, Richard: Wilhelm Herz. Zu seinem Andenken. Zwei literaturgeschichtliche und ästhetisch-kritische Abhandlungen. Stuttgart, J. O. Götz Nachf. (G. m. b. H.) 162 S. M. 1,50.

Wiegler, C.: Der Reformunterricht im Lichte des sozialpädagogischen Prinzipis und der Konzentration. Heft 60 der Pädagogischen Abhandlungen. Hirschfeld, H. Helmich (Jugos Kunder). 23 S. M. 0,40.

Aus dem Verlage von Eugen Diederichs in Leipzig:

Banne, Arthur: Religion als Schöpfung. Erwägungen über die religiöse Krisis. 63 S. M. 1,50.

Coriti, Maxim: Gewesene Menschen. Gesammelte Erzählungen. Aus dem Russischen von Michael Prokofow. Mit Nachdruck von Otto Hildebrand. 232 S. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Martens, Maurice: Der vergabene Tempel. Übertragen von Friedr. von Oppen-Bronikowski. 229 S. Geh. M. 4,50, geb. M. 5,50. — Velas und Melande. Eingeleitet durch 12 Lieder. Deutsch von Friedr. von Oppen-Bronikowski. 88 S. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Taine, Hippolyte: Philosophie der Kunst. I. Band. Aus dem Französischen von Ernst Gerst. 264 S. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Tolstoi, Leo N.: Was sollen wir denn thun? Bd. I. Mit Anhang über die Nothwendigkeit in Moskau. 328 S. Geh. M. 2,50 geb. M. 3,50.

Tschscholl, Anton: Die Bauern. Aus dem Russischen von Wladimir Gumbow. I.—3. Teilband. 242 S. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Aus dem „Insel“-Verlag in Leipzig:

Rittstättische Novellen Bd. I. u. II. Im Deutschland bisher unbekannte Novellen des 13. bis 17. Jahrhunderts. Ausgewählt und übersetzt von Paul Ernst. Bro Bd. M. 3.—.

Heinze's sämtliche Werke; Bd. IV: Erdingello und die glückseligen Inseln. Herausgegeben von Kurt Schüddekopf. 414 S. Einzelpreis: geb. M. 6.—, geb. M. 8.—. Subskriptionspreis: geb. M. 5,50, geb. M. 7,50.

Holz, Arno: Die Bleichämder. 147 S. M. 3,50.

Aus dem Verlage von G. Pioner in Dresden:

Krabi, Richard: Gräberden und Schloßherren. Drama in einem Aufzuge. 45 S.

Bachler, Anna: Erählungen aus der Heimat. 188 S. M. 2.—.

Geller, Otto: Gedichte. 72 S. M. 1,50.

Grund, Otto: Brauch des Volk die Kunst? Betrachtungen eines „Volks“. 32 S. M. 0,50.

Jig, Paul: Sagen und Gebichte. 192 S. M. 2.—.

Kreon, Anna: Gedichte. 87 S. M. 1,50.

Kolgen, H.: Märchen der Liebe. Roman. 135 S. M. 1,50.

Sanbar, P.: Gedichte. 36 S. M. 1.—.

Schäffer, C.: Niroona. Dramatisches Gedicht in 3 Akten. 85 S. M. 1,50.

Strindberg, August: Ötern. Ein Passionspiel in 3 Akten. 116 S. M. 2.—.

Walz, H.: Halb- und Heide-Novellen. 114 S. M. 1,50.

Weißhofer, Heinrich: Kaiser Otto III. Drama in 4 Akten. 151 S. M. 2.—.

Wendkern, Adolph von: Ist er etwas? Schauspiel in 5 Aufzügen. 196 S. M. 2,50.

Weymann, O.: Ein Kampf um's Glück. Aus den Bildern eines Tagebuchs. 81 S. M. 2.—.

Wohlf, Luise: Dramatisches. 84 S. M. 1,50.

Wurmb, Alfred A.: Im Wachen und Träumen. Gedichte. 129 S. M. 2.—.

Japp, Arthur: Die Großen von Waghennou. Roman. 269 S. M. 3.—.

Jimmer, Wilhelm: Sonnenglaube. Sagen und Verse. 85 S.

Jippendorf: M. J.: Von Berg und Thal. Gedichte, Erzählungen und Sagen. 127 S. M. 2.—.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Arthur Seidl in München-Solln II, Sohlstraße 135, I. Fernruf-Nr. 10124; Sprechzeit der Schriftleitung: Samstag Nachm. 4—6 Uhr; Postzeitungsliste — Bayern: Nr. 1064, Deutsches Reich: Nr. 2926, Österreich: Nr. 1596;

München Auslieferung: Jos. Ant. Finsterlin Nachfolger (Salzofenstraße).

NB. Für unversandt eingesandte Rezensionsexemplare übernimmt die Schriftleitung überhaupt keine, für unversandt eingesandte Konzepte nur dann Gewähr, wenn Rückporto beilag. Brief- und Manuskript-, Handschriften- wie Bucherzählungen: ausschließlich an den Herausgeber; Belegungen, Rezensionen oder Gebildungen: an den Verlag erheben. — Probehefte auf Verlangen jederzeit unentgeltlich und postfrei durch die Verlagsabteilung zu beschaffen.

Verlag und Druck der „Gesellschaft“: G. Pioner's Verlag (H. Linde) in Dresden.





Band III. * 1902. * Heft 15/16.
*

Der Untergang von St. Pierre und der Gottesbegriff.

Von Professor Dr. Max Schneidewin.*)

(Hameln.)

Das entsetzliche Unglück von Martinique ist den Geologen eine Veranlassung geworden, ihre Ansichten vom Zustande des Erdinnern im Allgemeinen und des unter dem Antillenmeere verborgenen im Besonderen mit der neuen furchtbaren Thatsache einer ebenso unerwarteten wie mächtigen, anhaltenden und umfangreichen Eruption zu vergleichen. Aber können denn eigentlich die Theologen an einer solchen Thatsache vorüber gehen und ruhig weiter ihren alten Faden spinnen, als ob nichts geschehen wäre? Der junge Goethe wurde als ein Knabe von sieben Jahren, wie er selber als Mann erzählte, durch das Erdbeben von Lissabon in seinem Glauben an die göttliche Vorkehrung und Güte erschüttert, und an der Wahrhaftigkeit dieser seiner Erzählung ist nicht im Mindesten zu zweifeln, da Thatsachen von so einfacher Beweiskraft auf viele noch unbefangene Kinder-

*) Von unseren zahlreichen ständigen Lesern dürfen wir wohl ohne Weiteres annehmen, daß wir sie nicht etwa überschätzen, wenn wir zuversichtlich hoffen: sie werden auch diese, von der unseren wie von der landsläufigen so sehr abweichende, ernste Meinung und philosophische Überzeugung über das große Unglück unserer Tage in voller Ruhe, Unbefangenheit und Nachdenklichkeit anhören können. Die Schriftleitung.

herzen immerfort in gleicher Weise einwirken, sie zu den selben Folgerungen, wie sie der junge Goethe zog, zwingen — bis diese vielleicht wieder von den frommen Worten, die ihnen die Erwachsenen vorreden, allmählich erstickt werden. Aber ich will lieber nicht von den Theologen sprechen, die aus begreiflichen Gründen in ihre Glaubenssätze fest eingesponnen sind oder sich angewöhnt haben, in sie fest eingesponnen zu erscheinen: erhalten denn die Menschen selbst, Alle mit einander, die dessen noch bedürfen, nicht einen Stoß in den Schlaf ihrer Glaubensmeinungen? Haben sie denn auch einige Tage vorher nicht die sonnenklare Ironie des Schicksals empfunden, als über einen Eisenbahnzug frommer Pilger ein fürchtbares Unglück herein brach, überhaupt jedesmal, wenn ein solches, aus einer in gedrängt vollen Kirchen ausbrechenden Panik entstandenes gemeldet wird? Das diesmalige Unglück aber, die plötzliche Vernichtung von 20 000 Menschenleben einer blühenden und kultivierten Insel, übersteigt beinahe alle Grenzen des Vergleiches, was jemals in der Menschenwelt Jäh-Entsetzliches eingetreten ist. Es ist ganz unbegreiflich, wie sich an solche Vorkommnisse nicht die Umwälzung des volkstümlichen Gottesbegriffes, die Ergreifung einer neuen, der Erfahrung und Wirklichkeit mehr entsprechenden Gottesvorstellung und damit eine große Revolution des allgemeinen Denkens und Fühlens knüpfen muß.

20 000 Menschenleben sind in wenigen Minuten vernichtet worden. Man muß sich die unsägliche Grausigkeit dieser letzten Minuten ausdenken und nicht bei den kühlen Zahlenangaben allein stehen bleiben! Ein Gottvertrauen in seinem gewöhnlichen volkstümlichen Inballe kann Angesichts solcher plötzlich über empfindende Menschen gekommenen Grausamkeit schlechterdings nicht bestehen. Auch nicht die Vorstellung des liebenden allmächtigen Vaters. Gott soll vielleicht haben züchtigen wollen. Gerade diese 20 000, blind durch einander gewürfelten Menschen allen Alters und aller Mannigfaltigkeit in der Strafwürdigkeit? Undenkbar*). Für die blinde Naturmacht aber waren all ihre sittlichen Verschiedenheiten, all ihr empfindendes

*) Man hat freilich wohl behauptet, daß die dortige Bevölkerung in religiöser Beziehung ganz besonders frivol veranlagt gewesen sei und sich gerade in letzter Zeit überaus verworfen gezeigt habe. Bekannt ist jedoch auch, daß der einzig Überlebende ein Verbrecher war, so daß der Welt-„Monolog“ dieses Zuchthäuslers, den die „Jugend“ brachte, gar nicht einmal so übel war:

Vom Himmel regnete Feuer und Schwefel
Und verbrannte die Tugend, erstlachte den Héroet;
Nur ich blieb vom ganzen Geschlechte.
Nun macht mich die eine Frage verwirrt:
Hat der liebe Gott sich dieimal geteirt?
Oder war ich der einzig Gerechte?

Ann. der Schr.

Leben nicht vorhanden, sie waren nur so viel wie alle leblosen Körper im Bereiche der Zerstörungen.

Gott soll vielleicht seine Macht haben zeigen wollen? An der ist aber so wie so kein Zweifel. Und wenn der Mensch seine Macht zeigen wollte, könnte er unschwer so viel Dynamit zusammen schaffen, um in einem Moment eine ganze Millionenstadt mitsamt ihren Einwohnern zu vernichten. Er will es nur nicht.

Gott soll vielleicht haben warnen wollen? Aber dies Geschlecht ist schnelllebig und läßt sich nicht warnen. Bovor auch? Vor Sünde und Unrecht? Davor warnt immer die Folge von Sünde und Unrecht in logischer Weise des inneren Zusammenhanges, und nicht in so blindlings summarischer Weise des Waltens roher Naturkräfte. Vor Fährlichkeiten aller Art? Aber davor ist der Mensch schon aus eigenem Interesse auf seiner Hut, und was wollte auch dieses Naturereignis auf einem entlegenen Erdflecken sinnvoll für solche Warnung bedeuten?

Es hing an den unsichtbaren Fäden der natürlichen Kausalität, daß dieses Ereignis gerade an dem Ort und gerade zu der Stunde notwendig eintreten mußte. Da bleibt für ein anderes, berechnendes Eingreifen kein Platz übrig. Die Erklärungsgründe sind ohne Not nicht zu vervielfältigen.

Die Bevölkerung von Martinique war unzweifelhaft eine katholische, die als solche nichts mehr fürchtet als den unvorbereiteten Tod, „in der Sünden Maienblüte“. Einer solchen Bevölkerung den plötzlichen absolutionslosen, der heiligen Sterbsakramente entbehrenden Übergang in die Ewigkeit zu bereiten, das wäre denn doch in Konsequenz des Systemes eine ausgesuchte Furchtbarkeit der Geschicksleitung.

Vielleicht aber läßt man sie urplötzlich in ein „besseres Leben“ hinüber geglitten sein. „Durch's bloße Sichbegrabenlassen kommt man nicht in's Himmelreich“, hat tief sinnig der ältere Fichte gesagt. Das soll man erst einmal plausibel machen, daß durch Zerstörung aller bisherigen Bedingungen des Lebens überhaupt so ohne Weiteres das bessere Leben beginnen kann. Wie vieles ist leicht zu sagen, aber in wirklicher Ausführung unbenkbar!

Sollen wir denn nun zu dem Deismus des 18. Jahrhunderts zurück kehren, zu einem an sich zwar persönlichen Gotte, der nur das Uhrwerk der Welt ein für alle Mal aufgezo gen und dann sich selbst überlassen hat? Tiefere Denker haben diesem nie gehuldigt. Aber dieser Deus hätte, als allmächtige Person, ja die Fähigkeit, solches Entsetzen zu verhindern. Bei dieser Fähigkeit es zu unterlassen, würde sein Wesen tief unter die Güte des Menschengefühls hinab drücken.

Oder sollen wir es mit dem reinen Materialismus halten, der aus dem blinden Spiele seelenloser Atome die Welt werden und sich im Ganzen erhalten läßt, so gut wie es eben geht? Aus absoluter Nacht des Geisteslosen — man denke es sich nur einmal aus! — hätte nie so viel Sinn, Vernunft und Geist, wie in der Welt ist, werden können.

Auch der seit allen Zeiten bei allen Völkern, im Abendlande aber hauptsächlich seit Bruno und Spinoza in mannigfachen Formen und Schattierungen verbreitete, oft mit fraglichem Rechte als das Geheimnis aller Gebildeten proklamierte, Pantheismus hält den grauenvollen Katastrophen in der Menschen- und Tierwelt gegenüber nicht Stand. Dieser in's All versenkte, in ihm und nur in ihm lebende und webende Gott, soll eben dieses All wollen und soll — was in der That von dem absoluten, Allem subsistierenden Wesen nicht zu trennen ist — selber der eigentliche Träger aller Lust und Unlust seiner „geschöpflichen“ Manifestationen sein. Er kann aber das Weltleid unmöglich positiv wollen, weil es ihm in ihm nicht wohl sein kann; alle pantheistischen Jubelhymnen auf die „ewig rege, die heilsam schaffende Gewalt“ finden eine unauflöbliche Gegeninstanz in dem Unlust-Elemente des Daseienden, dessen Spitze die großen Schrecknisse außerordentlicher Katastrophen sind.

Fälle wie der Untergang von Martinique schreien förmlich in die Herzenshärtigkeit und Gedankenlosigkeit der Menschenwelt den Gottesbegriff der Philosophie des Unbewußten hinein, mit dem allein sie sich reimen. Da ist auch der absolute Geist der Träger aller Weltlust und alles Weltleids, wie im Pantheismus, aber er trägt das Kreuz des Seins, nicht weil er es mit angeblicher Vernunft ewig unvernünftiger Weise so will, sondern weil er es durch eine unvordenkliche blinde Bejahung seines Willens, das Urfaktum auf der Grenzscheide von Zeit und Ewigkeit, so auf sich geladen hat. Alle Vernunft in ihm wirkt erst seit dem Beginne der Welt, an ihrem Ursprunge war sie nicht beteiligt. Diese Vernunft schafft vor Allem, als die Weltgrundlage, den unverbrüchlichen Zusammenhang zwischen Ursache und notwendiger Wirkung. Katastrophen mit unermeslichem Leid der „Geschöpfe“ in ihrer Folge kann dieser Gott nicht verhüten; wenn er es könnte, wäre es unsinnig, wenn er es nicht thäte. Er kann Unermesliches, unendlich erhaben über alle Menschenvernunft, in seiner schöpferischen und erhaltenden Allgegenwart, aber eben, was die bewusste Menschenvernunft kann, das allein kann er nicht. Natürlich ist aber auch die Menschenvernunft doch nicht außer ihm, sondern eine Kontraposition seines Wesens. Diese Menschenvernunft hat die höchste Aufgabe: das Weltleid, so weit es möglich ist, zu beschränken und zu überwinden.

Denn der niedrige, ja gemeine Trost der Gedankenlosigkeit, daß wir ja nicht die Betroffenen sind, sondern Andere, gilt ja nun nicht, weil Gott selbst der Träger alles Weltleids ist. Aus dieser Erkenntnis erhebt sich Mitleid und Sympathie zum „Gotteschmerz“, der erhabensten zugleich und thatkräftigsten aller Stimmungen.

Es ist ja nicht zu leugnen, daß außerhalb des Theismus, d. h. des Glaubens an einen persönlichen Gott, zu dem man beten, auf den man hoffen und vertrauen kann, die Welt eine arme Waise wäre, ohne den Gott, den man meint. Deshalb kann ich auch nicht den Gottesbegriff der Philosophie des Unbewußten mit positivem Jubel einführen, außer mit der Befriedigung an der formalen Wahrheit, daß er nämlich den Erscheinungen Genüge thut. Das Verlassen des Theismus ist zunächst ein wahrhaft niederschmetternder Gedanke. Aber der zuletzt umschriebene Gottesbegriff führt doch allmählich wieder zu neuen Erkenntnissen, an denen man sich doch wieder mit der Zeit aufrichten kann, und die das unvergleichlich Gute haben, daß man im Stande ist, mit ihnen die harte Wirklichkeit zu vereinen. So ist der Seelenzustand, den man mit ihm gewinnt, immer noch besser als das Sichhinschleppen mit dem, was man aus tiefter Seele wünschen möchte, gegen welches aber der furchtbare Ernst der Wirklichkeit seinen unaufhebbaren Protest einlegt.

Die Furcht und Liebe Gottes, die ich für die unvergleichlich beste Grundlage aller Tüchtigkeit und Glückseligkeit des Lebens halte, kann in entsprechender Umdeutung — worüber ich mich im Juni-Hefte der „Deutschen Revue“ des Näheren auslasse — auch mit diesem neuen Gottesbegriff auf's Beste bestehen, und die bewährte Moral der Jahrtausende wird durch ihn nicht auf die höchst abschüssige Bahn der „Umwertung aller Werte“ geführt.





„Eine für Viele.“

Eine Studie von Oskar Friedländer.

(Wien.)

Auch die Psychologie der Mode hat ihre Probleme. Nur ist es häufig doppelt schwierig, ihnen auf den Grund zu kommen. Nicht als ob ihr Sinn und Zweck so tief verborgen läge, daß selbst kritischer Scharfblick hier auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen könnte; desto schwerer aber ist es, den Standpunkt richtig zu wählen. Wer mit der Mode geht, wer unter ihrem Banne steht, wird ihren problematischen Charakter niemals erfassen; wer sich über die Mode erhoben hat und nun alles gleichsam in der Vogelperspektive sieht, was dort mit getragenen Ernst und mit vollem Anspruch auf Existenzberechtigung den Schauplatz betritt, wird bald verlernen, diesen in der Tiefenregion des Geistes und Geschmacks sich abspielenden Phänomenen irgend eine Bedeutung beizumessen. Und erklären will der denkende Mensch nur das, was ihm bedeutsam erscheint, der Rest scheidet für die ethische und logische Betrachtung aus. So bleibt die Psychologie der Mode ungeschrieben, wenn auch die Mode unsterblich ist und die Psychologie täglich von Neuem auf Raub ausgeht und auch diejenigen nicht mehr verschont, die sich niemals im Besitz einer Seele wähnten.

Ich möchte nun, selbst auf die Gefahr hin, gründlich mißverstanden zu werden, zu Gunsten der Mode plaidieren, nicht um sie ethisch zu rechtfertigen und ihr einen Wert beizulegen, der ihr Rechts nicht zukommt, sondern bloß, um auf ihre kulturpsychologische Wichtigkeit hinzuweisen. Allerdings darf man niemals vergessen, daß man dabei ein zweischneibiges Werkzeug handhabt. Die Mode, die bloß ein Mittel tieferer Betrachtungen sein darf, wird unversehens leicht zum alleinigen Objekt der Betrachtung. Was jungensfertige Bauausen allerorten als „öffentliche Meinung“ und „Stimmung der Zeit“ zusammen tragen, um aus solchem brüchigen Material ein überragendes Gebäude zu schaffen, hat von wahrer Kultur nur den Namen. Schon im Worte „modern“, das ungeachtet seiner völligen In-

haltlosigkeit Mangels einer klaren und erschöpfenden Definition immer wieder im freundlichen und feindlichen Heerlager als Lösung ausgegeben wird, klingt das Element der Mode auch etymologisch bedenklich durch. Und nur daraus erklärt sich die große Anziehungskraft des Wortes, wenn auch die Wenigsten damit einen tieferen Sinn verbinden können. Die Beziehung zur Zeit, zu den herrschenden Ideen will niemand preis geben, und so groß auch die Sucht ist, originell und ungezeitgemäß zu erscheinen, im gegebenen Falle zeigen sich die Meisten bereit, bloß um sich nicht von vornherein der Möglichkeit einer beifälligen Aufnahme zu berauben, die Sprache der Menge zu sprechen und selbst ihre besseren Gedanken in billigerer Konventionsmünze zu verausgaben. Es gibt keine festere Sanktion als die Sanktion der Mode, weil der überwiegenden Majorität das Zeitbewußtsein eben nur in der Form der Mode zur Geltung kommt.

Ein Problem ist es vor Allem, dessen Lösung man durch ein tiefer eindringendes Verständnis für die Bewegungen der Mode, deren Konstanz und Gesetzmäßigkeit, näher zu kommen hoffen darf, ein Problem, das heute mit Recht im Vordergrund des wissenschaftlichen und ästhetischen Interesses steht, wenn man auch noch weit entfernt ist, seine Tragweite richtig einzuschätzen: die Frage nach dem Ursprunge und Entstehungsorte moralischer und geistiger Werte, nach dem Maße des Anteiles, den die Wenigen und die Vielzweilen an deren Hervorbringung genommen haben. Es ist, mit einem Worte, das Verhältnis der oberen und unteren Partien des Kulturgebäudes, für das man den exakten, mathematischen Ausdruck sucht, der Schwerpunkt der intellektuellen, nicht der politischen Pyramide, den man richtig bestimmen will. Sieht es nichts Gemeinsames, nicht einmal ein gemeinsames Maß zwischen der Masse und den führenden Individuen, oder ist der Geist und der Wille der Masse überall das eigentliche Agens, das auch dem Wirken des Individuums die Richtlinie vorschreibt, die es unfehlbar, gleichsam blindlings und unbewußt einer höheren Weisung gehorchend, einhalten muß? Den Schlüssel zur Beantwortung dieser bedeutsamsten aller historischen Fragen kann uns die Psychologie der Mode sicherlich nicht liefern. Aber sie führt uns doch, wenn auch indirekt, dem ersehnten Ziele entgegen, indem sie das in Rede stehende Problem zwar nicht analytisch zu erschöpfen, dafür aber nach der burlesken, wenn man will, tragikomischen Seite hin zu entwickeln vermag.

Die Mode ist wie die Sprache, vielleicht noch in höherem Maße als diese, ein intersubjektives, soziales Verständigungsmittel. Sie ist wie die Sprache ein Symbol, das allerdings ganz in den Dienst des praktischen Lebens gestellt wird, hinter dem sich aber gleichwohl höhere Werte ver-

kleiden, obgleich diese in dem selben Verhältnisse zu verflüchtigen scheinen, in dem bloß der äußere Apparat, nicht die ideellen Hintergründe, in das Blickfeld des Volksbewußtseins rückt. Niemals aber fehlt der unsichtbare Faden, der die Gebilde der Mode mit den wahren Kulturpotenzen verbindet, und es heißt beide Male diese Verbindung gewaltsam stören, ob man nun der Mode alles Interesse abspricht oder vergißt, daß sie ein bloß psychologisches Interesse in Anspruch nehmen darf.

Welche Stadien muß die „Idee“ nun durchlaufen, um zur „Mode“ zu vergrößern, und welche Kräfte bestimmen ihre Bewegungstendenz? Das Eine liegt auf der Hand: Die Psychologie der Mode ist die Psychologie der Dummheit. Aber nicht Dummheit allein als negative Bestimmung, als ein reines privativum, ist der eigentliche Lebensnerv der Mode. Es ist vielmehr jenes bewußte Raffinement der Dummheit, die halb planmäßig, halb triebhaft betriebene Fälschung geistiger Werte, die diesen bloß einen matten Schimmer der ursprünglichen Leuchtkraft läßt, um sie desto tiefer in die trübe Atmosphäre der Mittelmäßigkeit zu tauchen und sie deren Bedürfnissen mundgerecht zu machen; mit einem Worte, der immer siegreiche, nirgends fehlt greifende Instinkt der sozialen Lüge. Dummheit und Lüge sind also die erzeugenden Faktoren der Mode; doch nicht in dem Sinne, als ob ihr relativer Anteil nach einem festen Prozentsatze geregelt wäre, als ob ihre Sphären überhaupt begrifflich aus einander fielen. Es herrscht ein innerer Zusammenhang, noch mehr, eine innere Identität zwischen beiden; sie ergänzen und durchdringen einander, und nicht die unmittelbare Anschauung, bloß der reflektierende Verstand vermag sie aus einander zu halten. Die Dummheit ist niemals naiv; mit den Waffen der Lüge erkämpft sie sich häufig die sichersten Positionen, den sozialen und politischen Vorrang. Sie repräsentiert ebenso wenig einen Mangel, eine Lücke im Weltganzen, als das Übel, wie die kindliche Überzeugung des Optimismus meint, einen geringeren Grad des Guten darstellt, sie ist ebenso reich differenziert, wie kategorial entwickelt und mit voller Aktivität begabt wie das vernünftigste Denken. . . .

*

Die Weiterschweifigkeit dieser einleitenden Bemerkungen wird vielleicht in einem schreienden Mißverhältnis zu unserem eigentlichen Thema zu stehen scheinen. Aber ich möchte nicht gerne mißverstanden werden. Was ich zu sagen habe, gilt nicht einer Person, sondern einer Richtung. Es handelt sich mir nicht um die Beurteilung eines Buches, sondern um die Deutung eines Symptomes. Das Buch, dessen Kritik also bloß dem erwähnten Zwecke dienen, nicht die Öffentlichkeit mit einem neuen Namen

und einer neuen Gedankenlosigkeit behelligen will, ist ein Erzeugnis unserer Frauenlitteratur. Es braucht einem nicht als gehässiges Vorurteil ausgelegt zu werden, wenn man schon auf Grund dieser Angabe eine Subsumtion vollzieht, die ja vorläufig noch kein Werturteil, weder nach der positiven noch nach der negativen Seite hin, bedeuten will. Auf Erotik muß man jedenfalls gefaßt sein, auf nichts Anderes als Erotik; alle weiteren Bestimmungen sind nur lokaler oder physiologischer Natur. Die Frauen haben ja in der relativ kurzen Zeit intensiverer litterarischer Wirksamkeit ihren Befähigungsnaachweis wenigstens nach der Richtung erbracht, daß sie auf sexuellem Gebiete auch theoretisch mindestens ebenso versiert sind als das stärkere Geschlecht, und hier die höchste Kompetenz, die ihnen hoffentlich niemand wird strittig machen wollen, für sich beanspruchen können. So wenig sie auch zum gedanklichen Ausbau tieferer Probleme beigetragen haben, so wird man doch billig einräumen müssen, das sie die interessante, besonders in unseren Tagen brennend gewordenen Frage der moral insanity wider Willen vielleicht um einige, für den Psychiater in keiner Weise mißverständliche Randglossen bereichert haben.

Wenn dem mir vorliegenden Buche von Vera: „Eine für Viele — Aus dem Tagebuche eines Mädchens“, der Ruhm vergönnt war, in Wien als das sensationelle Ereignis des heurigen Litteraturmarktes gefeiert zu werden, der allerdings eine Krise, aber nicht aus Überproduktion — das heißt Produktion von brauchbarer Ware, befürchten ließ, so haben Titel, Thema und Reklame ihr Teil redlich beigesteuert. Das Titelblatt erhob die Verfasserin zur Stimmführerin ihres Geschlechtes, die Wahl des Pseudonymes sollte die lautere Wahrheit der vorgebrachten Behauptungen bekräftigen, das Thema war seit lange in der Großstadtlust gelegen — und die Wirksamkeit der Reklame wird ohnehin niemand in Frage ziehen wollen.

Folgendes ist in Kürze der Inhalt des Buches. Vera, die Heldin der in Tagebuchform abgefaßten Novelle, ist gegen den Willen ihrer Eltern mit einem unbemittelten, jungen Manne verlobt. Als Georg, so ist sein Name, eine Abjunktenstelle erhält, sind auch die materiellen Schwierigkeiten behoben, und die elterliche Einwilligung besiegelt das Glück des jungen Paares. Plötzlich tritt der tragische Umschwung ein. Die Begegnung mit der ehemaligen Geliebten Georgs, die ihn in herausfordernder Weise an die Vergangenheit erinnert, und sein daran sich schließendes Geständnis führt den unheilbaren Bruch herbei. Vera erfährt bald mehr als nur diese Episode aus dem Vorleben ihres Bräutigams. Alle jene flüchtigen und dauernden Intimitäten, für die es ein nach bestimmten Maßverhältnissen geregeltes Äquivalent in klingender Münze gibt, vermag er nicht

länger vor ihr geheim zu halten. Ein unüberwindlicher Abscheu erfasst sie nun vor dem Manne, der seine edelste Kraft so wahllos vergeudet hat. Unter seinen Berührungen fühlt sie sich zur Dirne degradiert, und auch die tiefe Reue, die ihn Angesichts dieses jähen Wandels befällt, kann sie nicht mehr umstimmen. Verzweiflungsvoll scheidet sie aus dem Leben, nachdem sie im Abschiedsbriefe die Aufforderung an Georg gerichtet, er möge sich des Wertes annehmen, für das sie sich opfere, und das Seinige zur Herbeiführung eines edleren, auf wechselseitige Keuschheit gegründeten Verhältnisses zwischen beiden Geschlechtern beitragen.

Man erkennt auf den ersten Blick die Unwahrscheinlichkeit und die klägliche Armut der Fabel. Selbst wenn ich, meinen weiteren Ausführungen nicht vorgreifend, der Verfasserin glauben will, männliche Keuschheit sei etwas, für das Frauenherzen in moralischer oder gar erotischer Begeisterung zu entbrennen vermöchten, kann ich die Einkleidung des Gedankens nur für völlig mißlungen erklären. Die Beichte des Geliebten konnte Vera nicht so unerwartet kommen, konnte nicht so zerschmetternd auf sie einwirken. Sie mußte schon wissen, daß es im Vorleben jedes Ehemannes dunkle Punkte gibt. Die Voraussetzung, daß gerade ihr Bräutigam von diesem Makel frei geblieben sei, war eben aus der Luft gegriffen. Ihre bei jedem Anlaß widerwärtig hervor tretende Lüsternheit legt außerdem die Vermutung nahe, daß sie für die verwandten Seiten in seinem Charakter ein besonders scharfes Auge bekundet haben sollte. Noch unnatürlicher wirkt die starre Unverföhnlichkeit, die selbst die Stimme der sinnlichen Leidenschaft zum Schweigen bringt. Hätte der Geliebte wenigstens steif und fest bei der, von Vera mit Recht verpönten Überzeugung beharrt, dem Manne stünden Privilegien zu, deren Genuß dem Weibe versagt bliebe, so könnte man ihre sittliche Entrüstung noch begreiflich finden — obgleich ja die Erfahrung immer von Neuem zeigt, wie völlig indifferent die Frauen (und nicht nur die von der allgemeinen Bildung ausgeschlossenen, die sich nicht einmal zu einer oberflächlichen Kenntnisnahme der jeweilig auf dem Repertoire befindlichen Tagesfragen aufgeschwungen haben, sondern auch diejenigen, deren Grassoßenideale in der höheren Töchterschule oder gar in den Hallen der alma mater groß gezüchtet wurden) den theoretischen Anschauungen des Mannes gegenüber sich verhalten, wenn bloß die anderen psychophysischen Bedingungen erfüllt sind, von deren Vorhandensein die Möglichkeit einer dauernden geschlechtlichen Ergänzung abhängt. Daß aber Vera's Jungfrauenseele, die früher, wenn unsere Augen nicht trügten, auch weltlichen Regungen zugänglich war, nun gänzlich zum Resonanzboden des kategorischen Imperatives wird und sich selbst aufrichtiger Reue gegen-

über nicht mehr empfänglich zeigt, darin liegt die Überspannung der Tendenz, die ihre Unwahrheit desto greller zum Vorschein kommen läßt. Wie es übrigens mit ihrem kategorischen Imperative bestellt ist, der sich autonom genug geberdet, aber von der praktischen, sittlichen Verwundt nur einige verkümmerte Rudimente aufzuweisen vermag, das lehrt am untrüglichsten ihre Analyse und Wertung des Schamgefühles, die man zugleich als ideelles Leitmotiv des Ganzen ansehen darf. „Es gibt ein großes, großes Gewühl von Lügen,“ heißt es auf Seite 23, „das in die Rubrik ‚Schamgefühl‘ fällt. Das Schamgefühl selbst ist, wenn man es all’ seiner unechten, schön gefärbten Definitionen entkleidet, im Grunde genommen nichts Anderes als ein Drang zur Unwahrheit. Es ist schwer zu begrenzen, in wie weit diese Unwahrheit berechtigt ist. Es gibt lichtscheue Wahrheiten, subjektive Wahrheiten, die das Auge der Massen profaniert.“ „Das Schamgefühl ist eine anerzogene Lüge. Die ersten Menschen kannten keine Scham. Ihnen war die Blöße natürlich. Auch bei Kindern findet man kein Schamgefühl. Wir klugen, zivilisierten Menschen aber, wir wuchern mit unseren Nacktheiten. Ich glaube, die Unsitlichkeit ist erst mit den Kleidern in die Welt gekommen.“ Man muß nicht eben mit sonderlich scharfen, philosophischen und ethischen Instinkten begabt sein, um zu erkennen, daß das Schamgefühl, das hier flugs zur Kulturlüge gestempelt wird, die tiefste und rätselhafteste Regung in der Menschenseele ist, für die es kein Äquivalent in anderen, leichter gangbaren Werten, etwa in Lust und Unlust, giebt, obwohl ihr der Utilitarismus auch diese platt rationalistische Auslegung, allerdings mit kläglichem Mißerfolge, zu geben suchte. Daß ein so durchaus asoziales und asexuelles, aus den tiefsten Gründen des Unbewußten empor steigendes Phänomen der vulgären Sozialethik nicht in den Kram paßt und darum schlechtweg verleugnet oder zur Unkenntlichkeit verstümmelt wird, um dann noch quadenweise eine Unterkunft in ihrem Systeme zu finden, ist begreiflich, kann uns aber nur in der Überzeugung bestärken, daß das Schamgefühl zum Mindesten beim Menschen primärer Natur ist und nicht erst durch eine Art wechselseitiger Übereinkunft in's Leben gerufen wird, sondern umgekehrt jeder höheren Kultur als erste und elementarste Bedingung voraus geht. Vera vermag allerdings — und das kennzeichnet ihren sittlichen Standpunkt, der weder durch das schlechte Deutsch noch durch gedankenleere Phrasenhaftigkeit auf eine künstliche Höhe hinauf geschraubt werden kann — nicht zwischen Brüderlie und Schamgefühl zu unterscheiden. Die Brüderlie ist bloß eine Form, die gehässigste, weil die verlogenste Form der Schamlosigkeit. Das Schamgefühl hält nichts geheim und zieht keinen Schleier vor die Abgründe des Lebens. Es

verfehlt und verbirgt nichts, es erkennt bloß. In der Art, wie wir auf die Phänomene der Außenwelt und Innenwelt reagieren, in der eigenen charakteristischen Färbung, die wir den Objekten und allen Erlebnissen leihen, ist allein dasjenige gelegen, was wir unsere Scham nennen können. Das Schamgefühl ist eine psychologische Kategorie, die anthropologisch auf der selben Rangstufe steht wie die logische Denkform der kausalen Verknüpfung des Gegebenen. Sie ist im Einzelnen weit mächtiger als in der Masse und kann darum niemals aus dieser begriffen werden; noch mehr, je völliger der Einzelne in der Masse aufgeht und dieser die leitende Rolle zufällt, desto ärger verkümmert sie und weicht dem Anprall der ungezügelter Herdeninstinkte. Am stärksten bemächtigt sie sich gerade des einsamen Menschen, dem nicht der Wille und die Kraft zur Einsamkeit abgeht. In jener feiervollen Stimmung der Andacht, die eine Brücke von der sichtbaren zur unsichtbaren Welt schlägt und das Individuum die Unzulänglichkeit seines sinnlichen Daseins schmerzlich empfinden, aber dennoch zugleich höhere Ahnungen in ihm aufsteigen läßt, spricht sie am deutlichsten. Der sittliche Mensch schämt sich niemals vor dem Nebenmenschen, sondern bloß vor demjenigen Teile in seinem eigenen Innern, aus dem der unverstehbare Quell des moralischen Wollens entspringt. Es ist, wie Europa's größter Denker, Immanuel Kant, lehrt, gleichsam ein stummes Zwiegespräch zwischen dem sinnlichen und intelligiblen Charakter des Menschen; die traurige Einsicht, die daraus entspringt, daß er der höheren Stimme niemals uneingeschränkt wird Folge leisten können, und zugleich der frohe Stolz, daß er trotz dieser Unfähigkeit doch das Maß seiner eigenen Wertung in sich selber trägt. — —

Da Vera das Schamgefühl in Acht und Bann erklärt und die soziale Konvention für diese Ausgeburt verantwortlich macht, so ist von vornherein klar, daß von einer psychologischen Vertiefung des Keuschheitsproblems bei ihr nicht die Rede sein kann. Ihr Buch, das den Ursprung der Keuschheit verdächtigt, tritt zugleich als eine Propagandaschrift für die Keuschheit vor die Öffentlichkeit. Diese Keuschheit entspringt allerdings keinen sittlichen Bedürfnissen, sondern läuft auf eine wechselseitige kontraktliche Verpflichtung hinaus, deren Erfüllung den beiden Kontrahenten einen Anweis auf reichlichen Erfaß des Versäuerten im besseren Ehe-Feußeis an die Hand gibt, also im letzten Grunde nur der Erhöhung der Geschlechtslust dienen soll: der Genuß von Kanthariden leistet unter Umständen das selbe. Man sieht, daß Vera's moralische Forderung sich nicht sonderlich hoch in ethische Regionen versteigt, desto bedenklicher aber nach der Sexualsphäre hin gravitiert.

Über die Gedankenleere dieses schlechten und kindischen Plagiates hilft einem nun einigermaßen das beispiellos schlechte Deutsch hinweg. Von den herrlichen Stilblüten, die dem Auge und noch mehr vielleicht dem Geruchsorgan eine wahre Labial bieten, will ich im Folgenden nur eine bescheidene Auswahl geben. S. 5: „Die Finsternis kerlert mich in ihre Undurchbringlichkeit.“ S. 17: „Ihre Wangen und Haare haben sich einen rötlichen Schimmer angeeignet.“ S. 33: „Das Weib ist, seiner ganzen psychophysischen Veranlagung nach, mehr zum Eshu geschaffen.“ S. 61: „Die Stunden kriechen an mir vorüber in grinsender Hoffnungslosigkeit. Die Gedanken stülpen sich übereinander und wühlen wie Maulwürfe in meinen Wesensschichten.“ Derartige Stilparoxismen, die ordentlich nach der grammatikalischen Zwangsjacke schreien, erneuern sich fortwährend und lassen einen gar nicht zum ungetrübten Genuße der üppig wuchernden Gedankenlosigkeiten gelangen. . . .

Ich könnte hier schließen, wenn es meine Hauptabsicht gewesen wäre, die schriftstellerische und geistige Impotenz der Verfasserin kritisch zu beleuchten. Aber sie bot mir nur eine günstige Gelegenheit, an ein interessantes und bedeutsames Thema, das unter ihren Händen allerdings bis zur Unkenntlichkeit entstellt war, anzuknüpfen. Es bedurfte deshalb vor Allem eines gründlichen destillatorischen Verfahrens, um die Idee in ihrer ursprünglichen Reinheit vor dem hier überwuchernden Beiwerke modischer Elemente zu befreien.

Die Idee, die diesmal zu Sensationszwecken ausgefrotet wurde, ist nicht eben neu und verweist uns zu den hervorragenden Vertretern der modernen Kunst. Die Forderung der vorehelichen Keuschheit, die für beide Geschlechter in Kraft treten soll, haben bereits Männer wie Björnson und Tolstoi, um von den Nachtretern und Epigonen zu schweigen, mit aller Energie und dem edelsten sittlichen Pathos geltend gemacht. Neu ist in diesem Falle also nicht der Inhalt, sondern die Form — oder die Formlosigkeit des von Vera aufgestellten Postulates. Was zunächst seinen Inhalt anlangt, so möchte ich, um meinen Staudpunkt möglichst klar und unzweideutig nach allen Seiten abzugrenzen, dessen volle Berechtigung betonen und den im entgegen gesetzten Sinn erhobenen Argumenten gegenüber aufrecht erhalten. Wenn es ein dem Menschen als solchem, als vernünftigem Wesen angeborenes, unveräußerliches Naturrecht giebt, das im Wandel sozialer und ökonomischer Institutionen seine Konstanz behält — und daran haben die größten Denker aller Zeiten, ein Leibniz, Kant, Fichte trotz der seichten Kritik des bei aller scheinbaren Ernstheit seiner Konstruktionen doch nur an der Oberfläche der psychischen Phänomene

verweilenden Utilitarismus niemals verzweifelt —, so ist durchaus nicht einzusehen, warum das eine Geschlecht mit sittlichen Ansprüchen an das andere heran treten darf, deren Erfüllung es sich selber zu entziehen sucht. Ich kenne den Beweisapparat, den man nun in Betrieb setzen wird, um den in meiner Behauptung vorgeblich enthaltenen Irrtum kenntlich zu machen. An sich sei nichts erlaubt und nichts verboten; aprioristisch, nach naturrechtlichen Gesichtspunkten, dürfe man in derartigen Fragen nicht entscheiden wollen. Da könne bloß die Erfahrung das Nichtamt üben, in deren Schoß auch die Kriterien des Guten und Bösen ruhten. Aber abgesehen davon, daß in der Deutung der hier mit tendenziöser Auswahl in den Vordergrund gerückten „Erfahrungen“ doch wieder die scheinbar eliminierte aprioristische Willkür liegt, daß diese ängstliche Vermeidung aller höheren, nicht der engen Auffassung des sozialen Milieu's entnommenen, Maßstäbe ganz deutlich den Stempel jener bornierten Nützlichkeitsmoral trägt, die, heute gleichsam automatisch funktionierend, für die tiefsten Fragen der Ethik und Aesthetik die denkbar platteste Beantwortung parat hält, wird es nicht sonderlich schwer halten, die verschiedenen Beweise, die zu Gunsten eines freieren sexuellen Verkehrs des männlichen Geschlechtes zu sprechen scheinen, der Reihe nach zurück zu weisen.

Sicherlich, der Geschlechtstrieb tritt beim Manne heftiger und ungestümer auf als beim Weibe. Es liegt dies wohl weniger an dem verschiedenen Grade der Intensität als daran, daß im männlichen Geiste die heterogensten Elemente aus allen psychischen Gebieten zusammen kommen, die um die Vorherrschaft kämpfen und die sexuellen Instinkte zu verdrängen suchen, und diese durch die Kontrastwirkung desto stärker empfunden werden, während ihre gleichmäßige Verteilung über die ganze Seele des Weibes — auch des emanzipierten! — sie nicht mit besonderer Schärfe zur Abhebung gelangen läßt. Aber dies ist noch lange kein Grund, um die Unkeuschheit des Mannes zu rechtfertigen. Aus der intensiveren Heftigkeit des Triebes folgt nicht die Berechtigung, ihm blindlings die Zügel schießen zu lassen, sondern die Notwendigkeit, ihn durch einen stärkeren Willensaufwand in Schranken zu halten. Das Leiden ist niemals ein Argument gegen die Moral, am wenigsten auf sexuellem Gebiete, wo ein heute in widerwärtiger Weise sich in den Vordergrund drängender „ruchloser“ Optimismus, der den gemeinsten Bedürfnissen der Masse entgegen kommt, indem er noch obendrein eine ethische Schutzmarke anheftet, doch endlich einer vornehmeren Gesinnungsart Platz machen könnte. Allerdings diejenigen, denen es bei ihrer praktischen Wirksamkeit nur auf eine Kumulation von Lustgefühlen ankommt, die der erhabenen, häufig philosophisch verdrängten Maxime ge-

hören, „sich auszuleben“: recte sich gehen zu lassen, scheiden von vornherein für unsere Betrachtung aus. Die „dionysische Weltanschauung“, die einmal das Medium des Überbrett's passiert hat, findet keinen Platz im Rahmen meiner Voraussetzungen. Wenn deren Vertreter und Apostel zur besseren Beglaubigung ihrer fundamentalen Flachheiten sich sogar auf Nietzsche als den Schöpfer und Abnherrn berufen, so ist dies nichts als ein für beide Teile bedauerliches Mißverständnis, für das man aber den Philosophen nicht wird verantwortlich machen dürfen. Für die Usurpation dieses Adelstitels können sie auch nicht den Schein eines Rechtsgrundes aufweisen. Wer seine Informationen über die Persönlichkeit und Lehre Nietzsches aus besserer Quelle schöpft als aus dem seichten Gerinsel der Bildungspreffe, das den Wissensdurst der Minderbemittelten befriedigen soll, weiß, daß der durchaus keusche Denker nichts so sehr verpönt hat als das „erbärmliche Behagen“ in sexualibus, daß er unter die ersten Postulate, welche er an eine höhere Menschheit richtet, die Forderung der Entscheidungsfähigkeit aufnahm. „Der Mensch hat den Affen überwunden“, — wenn Zarathustra darauf seine Lehre vom Höhentriebe des Lebens gründete, so hat das dummdreiste Gebahren der lärmenden Schülerschar alles dazu beigetragen, diese anatomisch und physiologisch so gut fundierte Thatsache psychologisch wieder in Frage zu stellen.

Das Leiden ist, um es zu wiederholen, niemals ein Argument gegen die Moral, also auch nicht gegen die Keuschheitsmoral. Es ist im Gegenteil nur wünschenswert — und nicht nur für einen abstrakt ethischen Standpunkt, sondern auch, so bald man, auf absolute Werte Verzicht leistend, in der Entfaltung und ungehinderten Entwicklung der organischen Triebkräfte den einzigen und erstrebenswerten Zweck des individuellen wie generellen Daseins erblickt*) —, daß der Mensch, statt sogleich an die Befriedigung seiner Instinkte zu denken, unter seinen Instinkten auch zu leiden lerne. Nur im Kampfe, und mehr noch gegen die Gefahren des inneren Lebens als der Außenwelt, enthüllen sich die wahrhaft vornehmen Seiten der Menschenseele. Alle erdenkliche Summation von Lustwerten trägt nicht das Mindeste zur Ausgestaltung einer höheren Lebensanschauung bei, denn in dem selben Maße, als der Hedonismus zur Vorherrschaft gelangt und das tiefere Verständnis für das hohe Pathos des Schmerzes schwindet, um einer breiten Behaglichkeit Raum zu geben, werden die edelsten psychischen Kräfte zerstört und lahm gelegt.

*) Für diese Anschauung, die ebenso alt ist als die Reflexion über psychologische und ethische Phänomene und eine präzise Fassung namentlich bei Aristoteles erhalten hat, ist heute das Schlagwort „evolutionistische Ethik“ in Umlauf gekommen.

Aber, auch abgesehen von dieser wenig populären und scheinbar fern liegenden Ermägung, schafft die von den Fürsprechern der vorerhellen Unkeuschheit eifrig befürwortete Geschlechtsbefriedigung gerade dem besseren Manne kaum eine vorüber gehende Erleichterung. Wie er alle Phänomene in das Medium des Gedanklichen erhebt, so überträgt sich ihm der sexuelle Instinkt von dem peripherischen, der unmittelbaren Aufnahme der Eindrücke zugewandten Gebiete auf die zentralen Regionen des Vorstellungslbens. Allerdings ist der Druck desto schwerer und die nervöse Spannung, in der Geist und Körper andauernd gehalten werden, anäsender als bei den Individuen, deren brutalere Bedürfnisse unmittelbar gestillt sein wollen. Die Natur giebt uns eben hier wie überall die tiefe Lehre, die freilich dem flachen, landesüblichen Fortschrittsoptimismus von vornherein den Boden entzieht: daß die psychische und kulturelle Entwicklung unausbleiblich ein Wachstum, nicht eine Abnahme der Leiden mit im Gefolge führt. Wendet man dagegen ein, daß die „besseren Männer“ eine relativ seltene Spezies repräsentieren, während die „brutalen Instinktnaturen“ den numerisch prävalenten Typus vertreten, so liegt darin im Sinne einer konsequent moralischen Betrachtung nur die Aufforderung ausgesprochen, daß sich diese nach dem Beispiele jener bilden und von der Selbstzucht erwarten mögen, was ihnen nicht unmittelbar verliehen ward. Ethische Normen dürfen, so bald sie dauernde Bedeutung beanspruchen, nicht auf den Durchschnitt, sondern bloß auf die vornehmsten Repräsentanten der Gattung Rücksicht nehmen. Es ist übrigens eine tendenziöse Übertreibung und eine absichtliche Fälschung des Sachverhaltes, wenn man von der Unmöglichkeit einer anhaltenden Abstinenz spricht, oder gar mit düsteren Farben und dem herkömmlichen Aufwande dröhnender Hyperbeln die angeblich verderblichen Folgen der Enthaltensamkeit ausmalt. Auf diese Weise erhält moralische Laizheit noch einen legalen Anstrich und kann sich mit gutem Gewissen auf offenem Markte sehen lassen. In Wirklichkeit sind derartige Behauptungen völlig aus der Luft gegriffen, und die strengste mit Hintansetzung aller ethischen Rücksichten betriebene Hygiene wird ihrer vortrefflich entraten können.*) An solch irrigem und verwerflichen Doktrinen, die desto schädlicher und verheerender wirken, je zäher sie in der Überzeugung der Masse eingewurzelt sind, ist in erster Reihe die übermäßige und geradezu krank-

*) Es ist überaus erfreulich, daß ein anerkannter Gelehrter, der Oberkonsilrats Professor Max Gruber, jetzt zur hygienischen Professur nach München berufen, in einem 1900 gehaltenen Vortrage: „Die Prostitution vom sozial-hygienischen Standpunkte“ daß alberne Märchen von der physiologischen Notwendigkeit des geschlechtlichen Verkehrs mit verbiederter Schärfe zurück gewiesen hat.

hafte Betonung des Sexuellen als sozial-ethischen Faktors schuld, deren sich unser Zeitalter schuldig macht. Das ganze Obium reaktionärer Rückständigkeit fällt auf den, der dem neuen Phallus-Kulte nicht die genügenden Ehren bezeugt. Asketische Ideale sind heute in Verruf gekommen. Sie gelten denen, die die Vergangenheit wie toten Staub von den Füßen zu schütteln pflegen und in allen Fragen des kulturellen Fortschrittes nicht hinter dem Kalender zurück bleiben wollen, für veraltet, dem von bourgeois dagegen, der seine normale Verdauungsthätigkeit gefährdet glaubt und dyspeptische Beschwerden wittert, für „ungefährd“. Man wird auch billig einräumen dürfen, daß der süße Honigseim der Prostitution, oder gar die gesunde Hausmannskost der ehelichen Geschlechtsbefriedigung, den vitalen Interessen der „kompakten Majorität“ besser entspricht als die schrofne Weltabgeschiedenheit des Asketen. Aber auf den Höhen des Geistes herrscht nicht die laue Temperatur der Mittelmäßigkeit, die die psychische Zeugungsfähigkeit zu Gunsten der physischen herab setzt. Die erhabensten Denker Europa's, Descartes, Malebranche, Spinoza, Pascal, Kant haben vollkommen keusch und enthaltenam gelebt und damit am besten bewiesen, daß die kontemplative Versenkung in die Mysterien der äußeren und inneren Welt sogar die Freuden der Sexualität entbehrlich machen und die Menschheit um höhere Werte bereichern kann als alles Welt umfassende Vollmenschentum, das schließlich entmastet im Hafen landet oder glücklich auf die Sandbank des Philisteriums auffährt. Selbst in unserer, von pseudo-liberalistischen Normen beherrschten, unter dem Bann eines falschen Positivismus stehenden Zeit haben die erleuchtetsten Geister, Richard Wagner, Tolstoi, Paul Deussen das Ideal einer asketischen Lebensführung aufgestellt, unbekümmert um den wohlfeilen Widerspruch, der sich auf Seiten der Heznpfaffen des Fortschritts-Fetischismus erheben mag.

Aber, auch wenn man den Sensualismus in seinen Rechten nicht schmälern will, so fragt es sich doch, ob der vermeintliche Vorteil, den der vorhehliche Geschlechtsverkehr mit sich bringen soll, nicht reichlich von dessen nachträglichen Folgen rein physischer Natur aufgewogen wird. Der unheilbare Charakter, auch der relativ leichteren Geschlechtskrankheiten, vor Allem aber die fürchterlichen Verheerungen der immer mehr um sich greifenden Siphilis sind Argumente, die schwer in die Waagschale fallen. Man muß herzlich bedauern, daß ein Zeitalter, das die Welt um die allerdings weiter zurück zu datierende Idee der Evolution bereichert zu haben wähnt, auch theoretisch für die realen Bedingungen jeder Entwicklung so wenig Verständnis besitzt. Wenn nicht die Moral, sollte doch die Hygiene die außerhehliche Enthaltensamkeit wünschenswert erscheinen lassen.

Desto bedeutsamer sind vollends die moralischen Bedenken, die sich gegen die Prostitution erheben. Der Bourgeois, ich meine hier natürlich einen ethischen Typus, nicht den Repräsentanten einer sozialen Gruppe, kann ihrer leicht Herr werden. Das „notwendige Übel der Prostitution“ lautet die von ihm mit sichtlichem Behagen zitierte Lieblingsphrase, und die auf den Effekt berechnete Zusammenstellung des von der harten Logik der Thatsachen getragenen Attributes mit dem sentimental gefärbten Substantivum befriedigt sowohl seine auf ein Minimum reduzierten ethischen Bedürfnisse als auch seinen überaus drastischen und plastischen „Wirklichkeitsinn“. Wer aber über das Phänomen der Prostitution, dessen psychologische und moralische Rehrseiten tiefer nachgedacht hat, vorausgesetzt daß sein Denken mehr ist als ein mechanisches Aneinanderreihen geläufiger Assoziationen, wird sich mit dieser windigen Ausflucht nicht begnügen können. Hier gerade zeigt sich die völlige, geistige und sittliche Sterilität unserer, auf ihre Sozialethik so überaus stolzen Zeit. Wenn die möglichst weit gehende Rücksichtnahme auf das größte Glück der größten Zahl Anschauungen, wie der eben geschilderten, noch nicht den Boden entziehen konnte, dann fragt es sich, ob die heute als Egoismus so schöne abgefertigte Individualethik, die in erster Reihe dem sittlichen Eigenwerte des Einzelmenschen Rechnung trug (nicht seinem Marktwerte, das heißt seiner Nutzbarkeit für die Gesellschaft), nicht weit edleren und erhabenen Tendenzen zuneigt. Der Individualismus ist durch seine mißbräuchliche Verwendung im Dienste flacher, mit phrasenhaftem Pompe vorgetragener Windbeutelereien gerade bei besseren Männern vielfach in Mißkredit geraten. Man muß freilich vor Allem über den Begriff der moralischen Individualität im Klaren sein. Darin liegt nun keineswegs die Aufforderung an die Individuen enthalten, nach ihrer Façon sich auszuleben, unbekümmert darum, ob unter dieser Voraussetzung die Formen des sozialen Lebens noch intakt erhalten bleiben können. Individualismus und Sanskulottismus sind die denkbar schroffsten Gegensätze. Es kommt eben alles darauf an, welche Attribute sich einem zum abstrakten Begriffe des Individuums verdichten. Darunter hat man weder den schlichten Durchschnittstypus zu verstehen, der nun etwa als ideales Vorbild figurieren soll, noch jene endlos differenzierte Mannigfaltigkeit, die wieder jedes gemeinsame Maß ausschließt und alles dem persönlichen Belieben anheim gibt. Überhaupt ist damit nicht der Inhalt einer bestimmten sittlichen Vorschrift, ein ethisches Dogma aufgestellt, sondern bloß die allgemeine Richtung und Tendenz der Ethik überhaupt, ihr Fundament und ihre Ursprungssphäre in festeren Umrißen angedeutet. Es ist damit im Wesentlichen nur die scheinbar von selbst

verständliche, aber eben in unseren Tagen (infolge einer, die praktisch politischen Elemente des gesellschaftlichen Zusammenlebens übermäßig betonenden Kultur- und Modeströmung) vielfach mißachtete Wahrheit betont, daß soziale Werte nur insofern sittliche Geltung beanspruchen dürfen, als durch sie die psychische und geistige Potenz des Individuums gefördert wird, in welches jede Zweckbetrachtung einmünden muß — und nicht etwa in die schattenhafte Abstraktion des Gattungsbegriffes, dessen mangelhafte inhaltliche Erfüllung der subjektiven Willkür Thür und Thor öffnet. Wie sittliche Normen allerdings nicht dem simplen Durchschnittsmaße angepaßt sein dürfen und eben deshalb, weil sie für das Individuum als solches gelten, zugleich überindividuelle Bedeutung besitzen, so kann es doch nichts Verderblicheres geben als, die Verbindung zwischen der objektiven Idee der Moral und dem Subjekte aufheben und so folgerichtig das Motiv des äußeren Zwanges an die Stelle der inneren Selbstentscheidung setzen zu wollen.

Heute ist trotz aller öffentlich und privat zur Schau getragenen, zuweilen geschäftsmäßig betriebenen Freigeisterei diese Gefahr, die man mit der Überwindung mittelalterlicher Lebensformen und Geistesrichtungen beseitigt zu haben glaubt, vielleicht drohender als jemals zuvor. Die Tyrannei des Begriffes, der blinde Kult des Staatsgedankens, der Gesellschaft, in erster Reihe jener viel gerühmten Idee der **Entwicklung**, die man bisher besser an Affens Schädeln als an den intellektuellen Bekundungen der modernen Menschheit demonstrieren konnte, ist nicht besser und segensreicher als jene hierarchischen Umtriebe, welche den freien Geist der Forschung und Aufklärung Jahrhunderte lang geknechtet haben. Die soziale Gesamtheit, die Gattung, der Fortschritt sind bloße Abstraktionen, die so lange leere Möglichkeiten bleiben, als sich nicht im Individuum, das die einzige und zugleich die höchste Realität repräsentiert, die entscheidende Wandlung vollzieht. Im Wirklichen liegt der Grund für das Mögliche, nicht umgekehrt; es ist eine der größten Leistungen der kantischen Philosophie, jene unkritische, auch den hier berührten anti-individualistischen Richtungen als treibendes Motiv zu Grunde liegende Tendenz, von rein logischen Begriffsbestimmungen aus das objektiv Existierende zu konstruieren, durch die Betonung der Notwendigkeit: überall mit dem empirisch Gegebenen zu beginnen, endgiltig ad absurdum geführt zu haben. Die Ethiken, die also die generellen Momente einseitig hervor heben und auf ihre Ableitung aus individuellen, psychologischen Dispositionen verzichten, begehen daher, so sehr sie gerade den moderusten Anschauungen Rechnung tragen und der

Aufklärung hulbigen, bloß einen Rückfall in den alten, vorkritischen Dogmatismus. Nichts kann mir ferner gelegen sein als die Absicht, dem Egoismus oder ethischen Skeptizismus Vorschub zu leisten. Nicht das sinnliche, sondern das sittliche Individuum soll man in seine Rechte restituieren. Wo aber der Staat zum Zwecke erhoben wird, dort wird der Mensch zum Mittel degradiert. Den tiefsten Schichten ist damit am besten gebient. Ist die Gesellschaft die alleinige Trägerin moralischer Ideen, so ist es auch jederzeit möglich, der Gesellschaft die moralische Verantwortung aufzuladen. Jeder fühlt sich nun weich und wohlthig daheim als Glied des Ganzen; aber die Summierung einer unendlichen Anzahl von Nullen hat noch niemals eine positive Größe ergeben. Dahin führt es, wenn man bloß ein System von Korporationen und kein Reich vernünftiger Einzelwesen mehr anerkennen will.

Es führt dies vor Allem zu Anschauungen wie den oben erwähnten, die die Erhaltung der Prostitution trotz ihrer moralischen Verwerflichkeit verlangt, offenbar darum, weil das rechnerische Verfahren, welches die dadurch hervorgerufenen Übelstände von den auf dem gleichen Wege entstandenen Lustgefühlen in Abzug bringt, noch immer einen Überschuß auf der positiven Seite ergiebt. Eine Institution, die einen Teil der Menschheit — und keinen verschwindenden — zur äußersten Schmach verurteilt, sucht man durch den Hinweis auf den Vorteil zu rechtfertigen, der daraus für die Anderen entstehen soll, ein Vorteil rein sinnlicher Natur ohne den fernsten Zusammenhang mit moralischen Phänomenen! Das übliche, zu Gunsten des Kastenprinzipes vorgebrachte, übrigens auch in seinen sonstigen Anwendungen durchaus verkehrte Argument, das die Entwicklung der Wenigen von der Knechtung der Vielen abhängig sein läßt, muß hier von vornherein in Wegfall kommen. Die Interessen der höheren Menschen sind niemals, weder direkt noch indirekt, durch die Prostitution gefördert worden. Überhaupt aber wird man derartigen Erwägungen, die von einem gemeinen Hedonismus getragen werden und an die ungezügelten Instinkte der Masse appellieren, niemals Gehör schenken, wenn man einmal davon ab gekommen ist, das soziale Glück als ein geometrisches zu betrachten, wo dann freilich die Beschaffenheit der in seine Berechnung eingehenden Faktoren gleichgültig ist, so bald nur der resultierende Durchschnittswert konstant bleibt —, wenn man begriffen hat, daß das Problem des individuellen Wertes, nicht etwa der individuellen und sozialen Wohlfahrt, das Einzige ist, was für die Ethik überhaupt in Erwägung kommt — ganz einerlei, ob damit das Wachstum der Gattung nun am besten garantiert wird. Ist die Erhaltung des Geschlechtes mit der Freiheit des

Individuums — nicht etwa mit seiner Willfür — unverträglich, so wird man auf jene, niemals aber auf diese verzichten müssen.

Von einer moralischen Läuterung und Erhebung der Menschheit kann man aber nicht sprechen, so lange sich die Prostitution der öffentlichen Sanktion des Gesetzes und der privaten Gunst der unmittelbaren und mittelbaren Interessenten erfreut. Alle Laster mögen sonst ihre Rehrseiten haben und sogar den Keim zu bestimmten Tugenden und Vorzügen in sich tragen; es mag sich für eine tiefere psychologische Auffassung die starre Negation von Gut und Böse, die im Rahmen des Strafrechtes vielleicht am Plage ist, als unhaltbar erweisen — für das Phänomen der Prostitution bleibt diese Eventualität ausgeschlossen. Man muß allerdings über die Natur des Phänomens im Klaren sein und erkannt haben, daß man seine organischen und seelischen Vorbedingungen nicht weit genug nach rückwärts verfolgen kann und nicht etwa vor einer mehr oder minder ephemeren und flüchtigen Erscheinung steht, die sozialen Zufälligkeiten entsprungen ist. Hat man sich überhaupt entwöhnt, die psychischen Qualitäten nur auf Grund der von ihnen in jedem besonderen Falle abhängig gedachten physischen Äußerungen zu beurteilen — eine Auffassung, die wohl, wenn auch stillschweigend, als Voraussetzung in jede Erfolgsethik aufgenommen ist; ist einem klar geworden, daß in Wahrheit alles in jedem Menschen liegt und daß der individuelle empirische Charakter nichts ist als das Prävalieren der einen Elemente über die anderen: dann wird man die fraglichen Phänomene zunächst von den Personen, die als ihre Träger gelten, ab lösen und sie als allgemeine Entwicklungsmöglichkeiten betrachten müssen. Dies ist in erster Reihe für die Prostitution fest zu halten. Eine solche, gleichsam logische Ableitung und Gliederung psychischer Vorgänge mag einem wunderbarlich genug vorkommen, besonders in einer Zeit, die mit grundsätzlicher Verachtung auf die schwerfällige Arbeit des begreiflichen Denkens herab sieht und es liebt, sich in vagen Stimmungen und schillernden Zweideutigkeiten zu bewegen. Aber es gibt eine Logik des seelischen Lebens, die ihre Gesetze hat wie der physische Organismus. Es bleibt daher fraglich, ob die heute stark in Mißkredit geratene Methode eines Spinoza oder Hume, die Affekte rein im Zusammenhange des geistigen Lebens nach ihren emotionalen und intellektuellen Verursachungen zu behandeln, nicht weit mehr zu ihrem Verständnisse und zu ihrer gerechten, psychologischen und ethischen Würdigung beigetragen hat als alle am Sphygmographen und Plethysmographen vorgenommenen Messungen, auf welche die seit mehreren Dezennien in Mode gekommene Psychologie ohne Seele, das heißt ohne psychische Phänomene, so überaus stolz zu sein pflegt. Bloße Erfahrung,

der etwa auf ästhetischem Gebiete das Kunstprinzip des Naturalismus entspricht (und es handelt sich hier nicht um eine oberflächliche Analogie, sondern um einen tief im Wesen unserer modernen Kultur und Lebensanschauung begründeten Zusammenhang), mag uns über die physischen Entstehungsgründe der Phänomene mehr oder minder weit reichende Aufschlüsse geben, zur Entscheidung, ja nur zur Psychologie der Wertfrage, die trotz aller von Seiten der extremen Empiristen dagegen erhobenen Proteste die tiefsten Probleme involviert, trägt sie nicht das Mindeste bei. Ebenso wenig als die Bedeutung eines visuellen Phänomens für unser inneres Leben damit in ein helleres Licht gesetzt wird, daß wir die ihm auf physischer Seite koordinierten Schwingungszahlen des Äthers berechnen, kann unser Kausalitätsbedürfnis auch in anderen Fragen, die auf die subjektive Wertung der Erscheinungen Bezug haben, durch diese Methode der Zuordnung befriedigt werden. Einen psychischen Vorgang beschreiben ist nicht das Selbe als ihn begreifen. Zum einen genügt das unmittelbare, aufmerksame Erleben; zum anderen ist lange, anhaltende Reflexion und eine scharfe, begriffliche Analyse notwendig. Es kann nichts Irrigeres geben als, das Nebeneinander der Dinge im Raum für die Form ihrer logischen Zusammengehörigkeit zu halten. Der gemeine Verstand ahnt nicht, wie ferne die Gründe oft von dem abliegen, was als ihre Folge sinnlich-sichtbar vor unsere Augen tritt. Wenn man, wie Bunt gelegentlich*), gegen eine solche Methode, die eine begriffliche Konzentration des Psychischen erstrebt und sich nicht mit einer rein deskriptiven Wiedergabe diskreter Inhalte begnügt, einwenden will: die Aufgabe der Psychologie sei die möglichst getreue Schilderung des Erlebten, nicht die nachträglich von bestimmten logischen Gesichtspunkten unternommene Reflexion darüber, so wird damit zwischen zwei kontinuierlich in einander übergehenden Gebieten willkürlich eine feste Grenze gezogen. Das Wort, der Begriff ist schon ein Symbol für die konkrete Einzelanschauung, die er niemals ganz getreu, sondern eben wegen jenes symbolisierenden Charakters mit subjektiven Zuthaten versetzt wiederzugeben vermag. Es liegt daher im Wesen der Sprache, reflektierend zu sein. Nur eine abrupte Reihe unartikulierter Interjektionen und Reflexbewegungen könnte die unter dem direkten Einflusse äußerer und innerer Reize sich abspielenden seelischen Vorgänge in voller Ursprünglichkeit, ohne Beimischung sekundärer Elemente zur Darstellung bringen. Außerdem ist es eben die soziale Natur des Bewußtseins, die konstante Rückbeziehung aller erlebten Inhalte auf das gemeinsame Zentrum, die eine derartig atomisierende, nur zur Moment-

*) Bunt, „Grundriß der Psychologie“; Seite 205.

aufnahme der Phänomene, nicht zu ihrer dauernden Fixierung geeignete Betrachtungsweise als einen verhängnisvollen Fehlversuch erscheinen lassen. Darin liegt ja der fundamentale Unterschied zwischen den von uns unabhängig gedachten und in eine eigene Kraftsphäre versetzten Objekten der Außenwelt und den psychologischen Elementen, deren Aufbau und Entwicklung wir nicht durch die ihnen beigelegte Attraktions- und Repulsivkräfte begreifen können: daß jene moralisch indifferent, diese dagegen nicht nur erkannt, sondern auch gewertet sein wollen. Das Wertproblem in der ihm hier gegebenen Fassung läuft aber bloß auf die Frage nach der Bedeutung hinaus, die ein Phänomen, nicht etwa in dem besonderen einmaligen Zusammenhange für die angrenzenden Partien des Bewußtseins, sondern für dessen gesamten Inhalt, für den Kern des Innenlebens besitzt. So sehr daher die empirische „Psychologie ohne Seele“ auch im Rechte war, wenn sie das alte Verfahren der rationalen Seelenlehre preis gab, die innere Erfahrung gleichsam aus einer metaphysischen Seelensubstanz emanieren zu lassen, so verfehlt war es, das Problem der Seele, das heißt das Problem der Individualität, preis zu geben und an seine Stelle den oberflächlichen Chemismus der Empfindungen und das mechanische Spiel der Assoziationsreihen zu setzen. Dem gegenüber kann man nicht energisch genug die ursprüngliche Einheit und Einheitslichkeit alles Psychischen betonen.

Wenn wir diese Tendenz nunmehr der Beurteilung der Prostitution zu Grunde legen, so werden wir dem Begriff unter Rücksichtnahme auf die ihm mehr oder minder verwandten Erscheinungsgebiete zunächst den weitesten Umfang verleihen und ihn erst stufenweise auf jene Phänomene beschränken, die gewöhnlich unter ihm befaßt werden; nicht aber umgekehrt, in der vulgären Manier, bloß die soziale Außenseite in's Auge fassen, auf eine psychologische Ableitung dagegen von vornherein verzichten. Unserer Frage, ob die Erhaltung eines derartigen Institutes mit den Voraussetzungen der Moral verträglich ist, muß sich die zweite Frage nach dem Inhalte jener elementaren Voraussetzung anschließen, die in dem Begriffe der Moral schon analytisch enthalten ist, ohne daß man sie willkürlich von anderwärts heran brächte. Dies ist aber, wie ich oben zu zeigen suchte, einzig und allein der Eigenwert der menschlichen Persönlichkeit und der Wille, unter jeder Bedingung an ihm fest zu halten. Was diesem Prinzipie zuwider läuft, ob es nun auch den Zwecken „der Gattung“ dienlich sein mag und dem gemeinen Hedonismus Vorschub leistet, wird seine Rechtsansprüche vor dem Forum der Moral nicht zu begründen vermögen. Nun ist die Prostitution, wenn wir, vorläufig gleichsam bloß eine Verbal-

definition gebend, die begrifflichen Merkmale daran hervor lehren wollen, nichts Anderes als der grundsätzliche Verzicht auf den individuellen Eigenwert, die Absage an alles, was diesen erhalten könnte. Sie ist also weder moralisch indifferent, wie ein leichtlebiger Opportunismus meint, noch auch im gewöhnlichen Sinne unmoralisch — vielmehr das unmoralische Phänomen *κατ' ἐξοχήν*, das einzige, auf das dieser Begriff Anwendung finden kann. Man wird eine derartige Argumentation dürr und doktrinär finden, oder willkürlich und aus der Pistole geschossen, da sie über ein Problem, das im realen Boden des sozialen Lebens wurzelt — um nicht zu sagen: wuchert, nicht nach Erfahrungen, sondern nach Begriffen entscheiden will. Aber abgesehen davon, daß Begriffe den unentbehrlichen Bestand jeder Weltanschauung bilden und ihren Postulaten erst ein festes Fundament sichern, während ein buntes Mosaik von Stimmungen nie das Schwergewicht sittlicher Werte zu tragen vermag, wird es uns nicht schwierig sein, an einem markanten und viel sagenden Beispiele die Richtigkeit des Gesagten zu erhärten. Die semitischen Völker, denen die Bedeutung der ethischen Individualität immer fremd war, die eine unüberbrückbare Kluft zwischen Gott und Mensch schufen und die moralischen Satzungen als objektiven Zwang, nicht als subjektive Nötigung empfanden, haben der Prostitution eine höhere Sanktion erteilt und ihr religiöse Verehrung erwiesen. So bekundet sich der selbe Geist, die selbe Disposition nach verschiedenen Seiten hin; es handelt sich hier um historische und psychologische Korrelate, gleichsam um einen Text in zwei Lesarten. Das Bewußtsein des eigenen Wertes ist das Fundament der Ethik; wo dieses fehlt, ist jeder Form der Prostituirung freier Spielraum gegeben.*) Aber auch das Verhalten des Einzelnen zur Mitwelt muß von dem selben Prinzipie bestimmt werden, wenn nicht der im utilitaristischen Parteilager gegen die Maximen des Individualismus häufig erhobene Vorwurf gerechtfertigt sein soll und diese nicht in praktischen Solipsismus ausarten wollen. Wer den Wert des Anderen schmälern will, der setzt seinen eigenen Wert herunter. Wer den Anderen prostituiert, der prostituiert sich selber in ihm.**)

Ich gebe ohne Weiteres zu, daß damit nur die Umrisse einer, ihren Gegenstand erschöpfenden Argumentation beschrieben sind, daß vorläufig bloß der theoretische Unterbau geschaffen ist, während die Anwendung auf das praktische Leben noch weiterer Ausführungen bedarf. Will man auch hierüber in's Klare kommen, so darf man zunächst die Prostitution

*) Hört es, ihr Tintenfüll! D. S. G. r.

**) Hört es, auch ihr „liberalen“ und „meritalen“ Partei-Organ! D. S. G. r.

nicht auf diejenigen beschränken, die ihr Gewerbe unter polizeilicher Obhut betreiben und von dem außergeschlechtlichen Kontakte mit der weiteren Umgebung ausgeschlossen sind. Der Verbreitungsbezirk der Krankheit ist ein ungleich größerer, so schnöde ablehnend sich auch die Statistik gegen diese Wahrheit verhalten vermag. Denn allerdings, das von mir früher so entschieden bekämpfte Dogma ist in einem bestimmten Sinne richtig: Die Prostitution ist ein notwendiges Übel, aber weit weniger für den Mann, dessen rohe Eigennützigkeit dafür verantwortlich gemacht zu werden pflegt, als für diejenigen Frauen, die dafür geboren, die physiologisch dafür bestimmt wurden. In dieser Behauptung liegt keine willkürliche und gehässige Verleumdung des weiblichen Geschlechtes, sondern eine unleugbare Tatsache der Erfahrung, an der sich nicht einmal der hartnäckigste Doktrinär scheu vorbei drücken kann. Die maßgebenden Psychiater, Lombroso und Ferrero, haben im selben Sinne entschieden und die Unzulänglichkeit einer Theorie wie der des sozialen Milieu's klar bewiesen. Das „Milieu“ — seine mißbräuchliche Verwendung in der Kunst und Forschung lehrt es täglich — ist der famoseste Lückenbüßer eines an Erklärungsarten soliderer Natur bankerott gewordenen Zeitalters. Hier verrät sich wieder der schon oben gekennzeichnete Mangel einer individualisierenden Betrachtungsweise und das Überwuchern soziologischer Vorurteile. Was im Individuum nicht liegt, soll unmittelbar in der Gesellschaft gegeben sein, was im Subjekte nicht auffindbar ist, im Handumdrehen durch die Objekte erklärt werden. Mit dem Begriffe des Milieu's, das ja wiederum bloß auf die sozialen Relationen der Individuen führt, ist das Problem begreiflicher Weise nur zurück geschoben. Die menschliche Seele ist doch mehr als ein geöffnetes Ventil, das die verschiedenen Luftströmungen widerstandslos passieren läßt.

Wie der Gang zur Prostitution also nicht schlechtlin durch die äußeren Umstände in's Leben gerufen wurde, so ist er wenigstens in der Mehrzahl der Fälle auch nicht als eigentlich angeboren zu betrachten — in dem Sinne, daß das Los der damit Behafteten von Anfang an eindeutig bestimmt wäre. Im Leben des Weibes gibt es vielmehr ein Moment, die Wahl des Gatten, das entscheidend für die ganze Zukunft ist. Während für den Mann unzählige andere Entwicklungsmöglichkeiten bestehen, während seine wahre Größe nicht in der Hingabe an die Instinkte liegt, wie die zeitgemäßen Dionysier glauben, sondern umgekehrt in der völligen Erhebung über jede Geschlechtlichkeit, ist das Weib sich wohl bewußt, daß es seinen eigenen Wert erst aus der Hand desjenigen empfangt, der es auch sexuell zu ergänzen berufen ist. Ob dieses Bewußtsein

real begründet ist, ob es überhaupt eine Übertragung des ethischen Wertes giebt, besonders durch das Medium der Geschlechtlichkeit hindurch, ob nicht eben hier eine unvermeidliche Illusion ihr Spiel treibt, deren Wolken dort am dicksten lagern, wo die erotischen Instinkte in ihre Rechte treten, mag dahin gestellt bleiben. Was uns hier allein kummert, ist der Glaube des Weibes, nicht seine Rechtfertigung durch die Wirklichkeit. Man kann also jede Konvenienzehe, jeden sexuellen Zwang als Prostituirung der Frau bezeichnen. Die Erweiterung, die der Begriff dadurch erhält, vermag ihn am besten zu kommentieren. Man kann den Ausspruch Balzacs „Le sort d'un ménage dépend de la première nuit“*) vollinhaltlich unterschreiben oder höchstens dahin modifizieren, daß man ihm speziell auf das Leben und Schicksal der Frau eine desto uneingeschränktere Anwendung gibt. Die Frauen, die um die Freuden der Hochzeitsnacht betrogen wurden, die an einen ungeliebten Mann gekettet sind, stellen das Hauptkontingent zur Prostitution, wenn in „statistischen“ Aufzeichnungen darüber auch wenig verlautbart. Diejenigen, die aufgehört haben, an den Wert und an die Wert spendende Kraft des einen Mannes zu glauben, werden alsbald ihre Überzeugung verallgemeinern oder instinktiv darauf ausgehen, jeden Mann seines Wertes zu berauben. Dies ist das wirksamste, immer wieder lehrende Motiv des Ehebruchs. Man könnte versucht sein, in dem letzteren ein heilsames Korrektiv gegen voreilig abgeschlossene Ehen zu erblicken, und in diesem Sinne wäre auch moralisch nichts gegen ihn einzuwenden. Daß die Ehe, die ein lediglich sozialitäres, dem Gemeinwohle dienendes Institut ist und als solches auch mehr Berechtigung besitzt als die alberne und verwerfliche Utopie der freien Liebe — daß sie absolut bindend sei, selbst wenn alle nötigen Voraussetzungen fehlen, steht nicht im Laufe der Gestirne vorzeichnet.***) Aber nur selten ist wirkliche Liebe die wahre Ursache des Ehebruchs; meistens ist es auf Seiten des Weibes die finstere Ränke der Enttäuschten, die nun jede Gelegenheit ergreift, auch den Anderen ihr Elend mitzuteilen. Die Mutterschaft, oder wenn die besonderen physischen Bedingungen dafür fehlen, auf die es hier naturgemäß nicht ankommt,

*) Balzac, „Physiologie du mariage“; Seite 79.

**) Daß diese Auffassung des Ehebruchs aber nichts zu schaffen hat mit der Moral des Sich-Auslebens zeigt deutlich die Stellungnahme großer und erhabener Dichter zu dem selben Problem. Unter Anderem sagt Nietzsche: „Und besser noch Ehe brechen als Ehe biegen, Ehe lügen. So sprach mir ein Weib: Wohl brach ich die Ehe, aber zuerst brach die Ehe — mich!“ Also sprach Zarathustra, Seite 307; und Fichte, der rigoroseste Moralist, wollte den Ehebruch vom Strafrecht ausschließen. Gar nicht zu gedenken der vollendeten Theorie des Ehebruchs, die Goethe in den „Wahlverwandtschaften“ gegeben hat.

die psychologische Möglichkeit der Mutterschaft, ist das Einzige, worauf das Wertproblem beim Weibe hinaus läuft. Wird der rechtzeitige Übergang in dieses Stadium versäumt, so ist die Prostituirung unvermeidlich. Wenn heute ein so reicher Überfluß an unverständenen Frauen, das heißt an solchen, die nur mangelhaft geschlechtlich ergänzt werden, herrschen kann, so ist der Grund dafür nicht in einer mythischen Umwandlung des weiblichen Intellektes, sondern in dem Umstande zu suchen, daß die meisten Ehen nicht mehr im Himmel, sondern in den Heiratsvermittlungsbüreau oder durch Zeitungsinsertate geschlossen werden.

Man wird mir vielleicht entgegen halten, daß die Polemik gegen die Prostitution damit auf ein fremdes Gebiet hinüber gespielt werde, während das eigentliche Thema meiner Untersuchung unerlebt bleibt. Aber die durch eine gründliche Diagnose gewonnene Erkenntnis, daß eine Krankheit von ihrem Ursprungsorte aus auch andere Organe ergriffen habe, verhindert den Arzt nicht, das Heilverfahren dort zu beginnen, wo das Übel seinen Ausgang genommen hatte. Ich habe gezeigt, daß die Prostitution erstlich einer allgemeinen ethischen, besser gesagt, antiethischen Disposition entspricht; daß sie zweitens eine psychische Möglichkeit wohl für jede Frau repräsentiert. Allein die Einsicht in die weite Verbreitung und Differenzierung des Phänomens kann uns nicht hindern, nach Abweisung aller gegnerischen Argumente die Notwendigkeit seiner Bekämpfung hervor zu heben. Darum verweise ich hier wiederum auf das oben Gesagte. Wer, damit noch nicht zufrieden, von Neuem die schroffe Diskrepanz zwischen sittlicher Forderung und physischer Veranlagung betont und an der Möglichkeit zweifelt, die sinnlichen Triebe so weit unter die Kontrolle moralischer Maximen zu stellen, mag der herrlichen Worte Immanuel Kantens eingedenk sein: „Du kannst, denn du sollst.“ . . .

Ich habe im Bisherigen meine Anschauungen ausführlicher dargestellt, um mich durch die gelegentliche Polemik gegen eine Schrift, die angeblich die gleichen Tendenzen vertritt, nicht von vornherein in ein schiefes Licht zu stellen. Ich sage: angeblich, denn eben an der Aufrichtigkeit des Buches vermag ich, trotz des hoch tönenden, von der Verfasserin reichlich verschwendeten Pathos, nicht zu glauben. Nicht die Neuheit ihrer Behauptungen war es, was das Interesse der Öffentlichkeit auf sich zog, sondern der Umstand, daß sie diesmal aus dem Munde eines Weibes kamen. Darin wollten Manche ein Zeichen der Zeit erblicken — je nach dem Standpunkte, den sie sonst einnahmen, ein gutes oder ein schlechtes. Symptomatische Bedeutung in diesem Sinne vermag ich dem Buche nur mit Rücksicht auf die Persönlichkeit der Verfasserin, nicht auf ihr Geschlecht

beizulegen. Vor Allem muß man entschieden in Abrede stellen — und an Protesten hat es ja auch nicht gefehlt —, daß sie als „Eine für Viele“ auf den Kampfplatz getreten sei. Das Attribut, das sie sich beilegte, sollte dem Publikum vortauschen, ihr klägliches Nachwerk habe eine brennende Frage berührt, deren schleunige Erledigung den ungeduldig harrenden Geschlechtsgegnissen seit Langem am Herzen liege. Es gehört bloß ein wenig Unbefangenheit dazu, an Stelle der läppischen Sucht, jede „moderne Idee“ sofort stürmisch zu akklamieren, um die Fiktion als solche zu erkennen. Nichts kann den Frauen ferner gelegen sein als der Kampf gegen die Prostitution, deutlicher gesprochen, gegen die voreheliche Unkeuschheit des Mannes. Was sie im Gegenteil von dem Letzteren verlangen, ist die subtilste Kenntnis aller Details des Geschlechtslebens und der Entschluß, diese theoretische Superiorität mit voller Rücksichtslosigkeit auch praktisch zur Geltung zu bringen. Wehe dem armen Schwärmer, der, die moralische Forderung Vera's für bare Münze nehmend, keusch und ohne in die Künste des höheren Lebens eingeweicht zu sein, vor das Arkana ihrer Liebe tritt!

Dem Scherze, der jüngst in Wien kurtierte — „Diogenes sucht einen Bräutigam für Vera“ —, könnte man eine bessere Wendung geben. Der Bräutigam wäre schließlich irgendwo aufzutreiben gewesen, aber der philosophische Heiratsvermittler hätte dann vor einer weit verfänglicheren Aufgabe gestanden, wenn er sein Unionswerk zu Ende führen wollte: die Vera für den Bräutigam zu finden. Die Laterne würde ihm wenig helfen: man wird die Leuchtquelle der Menschheit erst erschließen müssen, die einem solchen Unternehmen Erfolg verspricht.

Indessen, wenn man nicht die Mühe verschmäht, sich in die Lage des Weibes zu versetzen — so schwer dies auch einem echten Manne fallen möchte, wird man Gründe entdecken, die sein Verhalten psychologisch erklärlich, wenn auch nicht ethisch entschuldbar erscheinen lassen. Für das Weib bedeutet die Ehe weit mehr als die Befriedigung der gröberen und sublimeren sexuellen Bedürfnisse: sie ist die Zusage des seelischen und physischen Schutzes, eine Garantie, die in keiner Weise zweifelhaft sein darf. Dies gilt in erster Reihe für des Mannes sexuelle Potenz. Wie verfänglich wäre es nun, wenn er die ersten Proben seines Könnens in ihren Armen ablegte und sie damit zum Versuchsobjekt herab würdigte! Außerdem muß sie ihren Wert erhöht sehen, wenn der Mann ihr nicht absolut unerfahren, sondern bereits wahlfähig entgegen tritt und nach reiflicher Erwägung, nicht etwa dem stürmischen Impulse einer ihm völlig neuen Leidenschaft gehorchend, in bewußter Entscheidung sich dauernd bindet. Dazu kommt,

daß die jungfräuliche Keuschheit erst durch die Prostitution ihre Folie erhält. Der Kontrast steigert die Wirkung und erhöht den Marktpreis einer Tugend, die bloß in beschränkter Menge disponibel sein darf, wenn sie nicht ganz zur Alltagsware herab sinken will.

Aber auch Erklärungen dieser Art, die eigentlich an logische Reflexionen, nicht an die elementaren Triebe anknüpfen, haben nur beschränkte Berechtigung. Der wahre Ursprung der verschiedenen, in mancher Hinsicht einander diametral entgegen gesetzten, Wertungen beider Geschlechter liegt tiefer im Instinktleben und nicht lediglich auf der Oberfläche praktischer Erwägungen. Die Jungfrau vertraut ihre unberührten Reize meist lieber den bewährten Händen des ausgekeipten Wüstlings an, der lange das Keifeergamen der *ars amandi* abgelegt hat, als den zitternden Fingern des erotischen Analphabeten, der das Abo der Liebe kaum zu stammeln vermag. Der Brutalitätsinstinkt, und was weit schlimmer, der Instinkt, brutalisiert, zum Objekt, zum Besitztume degradiert zu werden, ist bei der Frau eben weit heftiger als beim Manne. Wie bedeutsam ist in dieser Hinsicht die Anekdote, die Herbert Spencer in seiner „Einführung in das Studium der Soziologie“ erzählt. Ein Tartarenweib kam beim Natschalnik des Dorfes um eheliche Scheidung ein. Der Grund, den sie angab, war nicht Mangel an Zärtlichkeit auf Seiten des Gatten, sondern der Umstand, daß er ihr das landesübliche Maß körperlicher Züchtigung nicht in vollem Umfange zu Teil werden ließ. So peinlich diese Offenheit, die selbst das obligate Feigenblatt verschmäht, auch berühren mag, die Tartarin dürfte immerhin eher als „Eine für Viele“, als die Repräsentantin ihres Geschlechtes auftreten denn Vera, die nach dem, von Männern wie Björnson und Tolstoi angegebenen, Takte die Reklametrommel schlägt und dann mit dem Präsentierteller in der Hand den Lohn für ihre Leistung einheimfen will.

Die Vorzüge, durch die das eine Geschlecht in den Augen des anderen wächst oder zu wachsen glaubt, die also keinen, von diesem Verhältnis unabhängig zu bestimmenden Wert besitzen, so wenig die Beziehung auf dieses auch manchmal zu Tage tritt, beweisen nichts für die Moral ihrer Träger, desto mehr aber für die geistigen und ethischen Qualitäten derjenigen, um deren willen sie zur Schau getragen werden. Man muß sich nicht etwa auf die Darwin'sche Theorie der geschlechtlichen Zuchtwahl mit allen ihren, besonders in der Anwendung auf ethische und aesthetische Probleme deutlich hervor tretenden und sich unheimlich häufenden, Fragwürdigkeiten eingeschworen haben, um für eine schwer wiegende Wahrheit wie die folgende ein offenes Auge zu haben: Die Geschlechter bilden und

beeinflussen einander in der Richtung nach dem physischen und moralischen Ideale, das sie als Maßstab ihrer wechselseitigen Wertschätzung zu Grunde legen und von dessen mehr oder minder vollkommenen Erfüllung die Bevorzugung der Einen vor den Anderen bei der Liebeswahl abhängig zu denken ist. Wenn echte Weiblichkeit mit dem Attribute der Keuschheit unzertrennlich verbunden ist, so ist demnach der Grund dafür nicht in der Natur des Weibes, sondern in der moralischen Disposition des Mannes zu suchen. Ihm ist die Keuschheit, im weiteren Sinne: die Fähigkeit, die Schranken des sinnlichen Einzeldaseins zu übersteigen, der höchste sittliche Wert und wird es trotz aller beklagenswerten Aberrationen, an denen unser, einem durchaus unberechtigten Optimismus huldigendes Zeitalter so reich ist, immer bleiben; darum überträgt er ihn in der Form eines moralischen Imperatives auf das andere Geschlecht. Der Frau ist, weniger in ethischen als im sexuellen Interesse, alles an der Erfüllung dieser Forderung gelegen. Deshalb hält sie so unerbittlich zähe daran fest, zähe besonders am Scheine der Keuschheit, an den Regeln der Konveniens.

Die Anwendung auf den entgegen gesetzten Fall wird man mir erlassen. Es heißt dem Scharfsinn meiner Leser nicht allzu viel zumuten, wenn ich ihnen die Entscheidung der Frage anheim stelle, wo das Ideal der männlichen Unkeuschheit seinen Ursprung genommen haben mag. Ebenso verzichte ich, bei dieser Gelegenheit auf alle Konsequenzen hinzuweisen, die aus der gewonnenen Erkenntnis leicht und spielend gezogen werden könnten. Nur dies Eine möchte ich hervor heben, da es im schroffen Gegensatze zu den derzeit geläufigen und für unumstößig gehaltenen Anschauungen steht. Alle höhere Kultur ist nicht auf das Prinzip der Sexualität, sondern im Gegenteil auf das Prinzip der Askese gegründet. Man ermesse danach, welche schwere Gefahr für die Zivilisation herauf beschworen wird, wenn man den Frauen einen unmittelbaren Einfluß auf das staatliche und politische Leben einräumt und die maßgebenden Faktoren der geistigen Entwicklung ihrer Willkür preis gibt. Die spärlichen moralischen Elemente, die in der Emanzipationsbewegung enthalten sind, haben übrigens, und das kennzeichnet am besten die innere Bedeutung des ganzen Nummers, ebenso wenig als das Keuschheitsideal ihren Ursprung im erhitzten Hirne der für die Emanzipation des Fleisches besonders begeisterten Vorkämpferinnen genommen. Es waren Männer, die jene Elemente zur Geltung brachten, um der unwürdigen „Hörigkeit der Frau“ eine Ende zu bereiten, und die Frauen erschienen erst auf dem Kampfplatze, als der Frontangriff zu ihren Gunsten entschieden war und sie nicht länger mit Ehren fern bleiben konnten. Es spricht wohl deutlich genug, daß gerade in ihren Reihen die

erbittertsten Gegner der neuen Richtung erstanden. Die scheinbare Bereitwilligkeit, den veränderten Verhältnissen Rechnung zu tragen, die aggressive Haltung mancher Frauen darf einen nicht über die wahre Sachlage hinwegtäuschen. Das Hochschulstudium nimmt in diesen Kreisen keinen höheren Rang ein als der Radfahrersport oder das Lawn-Tennispiel: das erforderliche Minimalquantum wissenschaftlicher Bildung zählt heute mit zu den sekundären Geschlechtscharakteren. Den ethischen Kern der Emanzipationstendenz, die Erhebung auf das moralische Niveau des Mannes, haben die Frauen immer als einen lästigen Zwang empfunden, dessen sie sich auch sicherlich entledigen werden, wenn es nur mit Anstand, ohne die gute Meinung ihrer Anwälte allzu offenkundig zu desavouieren, geschehen kann.

*

Nicht ohne Grund habe ich den vorliegenden Aufsatz mit einem Raisonnement über die Mode und ihre kulturelle Bedeutung begonnen. Für jede Idee besteht die Gefahr, von den Strömungen der Mode ergriffen und in die seichtesten Gewässer der öffentlichen Meinung getragen zu werden. Die mit dem großen Haufen gehen und den Kurs der Mode steuern, bringen nie zur Idee vor; die einen höheren Standpunkt erobert haben, verwerfen nunmehr Idee und Mode. So gehen die edelsten Keime verloren, weil sie auf unfruchtbares Erdreich zerstreut wurden. Deshalb habe ich es als meine Pflicht angesehen, für eine Idee einzutreten, die diesmal zum Werkzeug einer verwerflichen Reklame mißbraucht worden war. Ich mußte sie gegen den gefährlichsten Feind in Schutz nehmen — nicht gegen den aufrichtigen Gegner, sondern gegen den unredlichen Anwalt. Für eine reinliche, wechselseitige Aussprache, sowie zur Verhütung kulturschädlicher Irrtümer kann man nur wünschen, daß die Frauen, besonders diejenigen, die für ihre erotischen Neigungen das Interesse der Öffentlichkeit in Anspruch nehmen, die also die litterarische Wirksamkeit der normalen Geschlechtsbefriedigung vorziehen, fernerhin die edlen Bestrebungen ihrer Zeitgenossen nicht durch geheuchelte und unlautere Beifallsbezeugungen kompromittieren. Würde Vera bloß ihre Person exponiert und darauf verzichtet haben, die Vertretung des ganzen Geschlechtes zu übernehmen, dann hätte man noch an Aufrichtigkeit glauben können. Dann wäre das psychologische Raritätenkabinet um ein interessantes Exemplar bereichert worden, das ganz außerhalb des herkömmlichen Typus fällt — nichts weiter. Daß sie aber ihren Postulaten eine agitatorische Spitze leiht und die begrenzte Sphäre litterarischer Diskussionen in ein parlamentarisches Schlachtfeld verwandeln möchte, das ist es, was ich bloß in malam partem zu deuten vermag. Sie hatte offenbar eine feine Witterung für die Mode. Manches,

was sich von wahrhaft schöpferischen und flugkräftigen Ideen in der trüben Atmosphäre der Großstadt ablagert, mochte ihr zu geflogen sein; sie wußte ferner, daß der Geschmack des Publikums sich auch an ägende Moralinensäure gewöhnen kann, wenn sie nur reichlich mit pikanter Würze verfeßt ist. Nichtsdestoweniger hätte sie, in Anbetracht ihrer Unfähigkeit zu selbständiger Produktion, sich um eine bessere Absatzgelegenheit als den Büchermarkt umsehen sollen. So würde sie ihren Mangel an Geist und Talent in einem bescheideneren Rahmen nutzbringender verwertet haben, wenn sie die „Idee“ einem der berufsmäßigen Dramenproduzenten überlassen hätte, die heute souverän in Deutschlands Gauen schalten und die allerneuesten Sensationen Jahr für Jahr szenisch interpretieren. Jenem Herrn Sudermann zum Beispiel, der ein Schutzasyl für mißverstandene, das heißt zum Ehebruch und zur Prostitution prädisponierte Frauen errichtet hat, seitdem die Reize des häuslichen Herdes nicht mehr „ziehen“, und der die Abfälle der dionysischen Weltanschauung in die zur Ablagerung tantümenkräftiger Sexualtömen bestimmten Regionen hinunter kolportiert, würde Vera's Sehnsucht ganz gut zum Vorwurf für eines seiner Bühnenmachwerke getaugt haben.

Frägt man endlich, welche der beiden, von uns als konstitutiv für die Mode erkannten, Elemente in dieser Bekenntnisschicht prävaliert, die Lüge oder die Dummheit, so ist es allerdings nicht leicht, im Augenblicke das Maß ihrer wechselseitigen Beteiligung fest zu setzen. Dennoch kann die Entscheidung auf die Dauer nicht zweifelhaft bleiben. Die Waagschalen waren beide schwer belastet: aber die Lüge war es, die den Ausschlag gab.



Zu Ludwigs II. Gedächtnis.

Eines Königs Majestät in tiefer Einsamkeit, einer jungfräulichen Künstlerseele im Purpur, eines deutschen Fürsten strahlender Aufstieg und jähes Ende in Bitternis und Elend!

Wem wäre die Erinnerung daran geichwunden? Wem entschwände sie je? Wer wüßte nicht von diesem schmerzreichen Schicksal in Alter und Neuer Welt? Wer hätte es nicht, jeder in seiner Weise, nacherlebt,

vom freiesten Menschen bis zum gebundensten Tagelöhner? Wer empfände nicht seine Not und Größe? Er ist einer von den ewigherrlichen Leid- und Todgeweihten, die den Traum der Schönheit ein rätselvolles Leben lang durch geträumt und mit dem Leben selbst das bitterfüße Glück des Traumes bezahlt.

In der Passionsgeschichte der Könige wie in der goldenen Chronik der Künstler steht sein Name eingezeichnet. Ein Märtyrer der Majestät in Sonnenhöhen, eine gequälte Seele im Rausch des Ideals, ein Stern, verschlungen von der Zeiten Unrast und Gemeingewöhnlichkeit.

Das verleiht dem Problem seines flüchtigen Lebens jene Heiligkeit und Bedeutung, die unzerstörbar im kritischen Wandel der Zeiten, der Geschlechter.

Unverweklicher Ruhm umblüht seinen Namen.

Denn es ist der Name eines Siegers. Mit seinem leiblichen Tode ist er eingetreten in den Strahlenreigen der Weltüberwinder. Immerbar wird sein Geist wiederkehren, Verheißung und Siegel der triumphierenden Schönheit. Geadelt und selig gesprochen durch ihn sind alle höheren Menschen, die auf Erden leiden. Jedem Mute zum Ungewöhnlichen giebt er die Weihe.

Seht, schon beginnt der Dornenkranz, der seine Krone umflücht, sich mit Rosen zu schmücken!

* * *

So beginnt unseres wertgeschätzten Freundes Michael Georg Conrads neuer „Königsroman“: „Majestät“ (Berlin, bei Otto Jante), welchem wir mit gütiger Erlaubnis von Verfasser und Verlag nachstehend, statt aller Empfehlung, noch eine größere Textprobe entnehmen dürfen. Da im laufenden Monate mit dem Ludwigs-Gedenktag (25. August) auch noch der Ausgang der Bayreuther Festspiele und die Wieder-Eröffnung der Wagner-Aufführungen des Münchner „Prinzregenten-Theaters“ just zusammen fällt, dürfte folgende Erinnerung für unsere Leser ein doppelt willkommenes und durchaus zeitgemäßes Kapitel sein.

*

Die Staatsgeschäfte waren in aller Herrgottsfrühe erledigt. Der Tag sollte dem Meister gehören. Da lagen die Pläne, die Kostenvorschläge. Dem König pochte das Herz. Er fühlte nie deutlicher als heute die Wunderkraft der Kunst. Nie war er überzeugter, der Künstler erstrebe seine eigene höchste Befriedigung — und mit der eigenen Seligkeit mache er Millionen selig. Das ist durch alle Zeitalter der Kunst erprobt. Der Schöpfungsgeizismus bedarf keiner Rechtfertigung mehr. In dem Maße, als die Kultur Menschheit Kunst in sich aufgenommen hat, ist sie humaner, feiner, edler, im höchsten Sinne religiöser geworden. Tausend wertvolle Kräfte, die in der Menschheit schlummern, werden durch die Kunst lebendig

und strahlen neue Schönheit, jugendfrische Daseinsreize aus. So wird sie zugleich zur vornehmsten ökonomischen Macht. Sie steigert die alten Werte und schafft neue.

Der Kassenbeamte wurde gemeldet. Ein nüchterner Kopf, ein treuer Diener. Der König wollte ihm ein wenig auf den Zahn fühlen und ihm einen Blick in des Meisters Pläne gestatten, die ja zugleich des Königs Pläne waren. Er sollte ihm dann die Wunder der Kunst in das Finanztechnische übersehen. Was für Summen wird ihm dieser harte Thatsachenmensch aus den Phantasien der Architekten herausrechnen — was für Unsummen! Und wie wird er dann verblüfft sein, wenn ihm der König aus dem fertigen Kostenvoranschlag die Bagatelle einer einzigen Million Gulden für den grandiosen Festspieltempel unter die Nase reibt! Der König wollte diese Freude haben. Er wollte die Überraschung des alten Beamten Zug für Zug auskosten.

„Wir wollen ein wenig bauen“, begann der König liebenswürdig schalkhaft. „Ein klein wenig. Eine Feststraße, eine Brücke, eine Terrasse und ein schönes Haus darauf. So ähnlich wie die Maximiliansstraße mit der Maximiliansbrücke und dem Maximilianeum. Nur etwas geschmackvoller und solider. Dies alles ist nur ein erster Anfang. Ein bescheidener Anfang. Später kommt mehr — und noch viel Schöneres. Wir wollen die guten Münchener erst daran gewöhnen, an das Neue, das wir vorhaben. Aller Anfang ist schwer. Sie wissen ja, nicht wahr, auch im Rechnungswesen ist's so. Man muß sich an die größeren Summen gewöhnen, dann rechnet's sich damit so bequem wie mit den kleinen. Die Scheu vor der großen Ziffer — na, Sie sagen gar nichts?“

„Majestät, ich weiß nicht —“

„Ach so!“ lachte der König. „Setzen Sie sich einmal her und betrachten Sie sich diese Pläne. Ganz gemüthlich. Dieses Blatt — nein, das ist der Festspieltempel — dieses andere hier, damit wollen wir anfangen. Hier ist die Residenz mit dem Festsaalbau, hier das Thor in den Arkaden mit dem Blick in die Brienerstraße. Das haben wir seit Großvaters Zeit fix und fertig. Nicht wahr? Doch nicht! Fertig ist's offenbar nicht, denn hier bricht die Straße am Hofgarten und Marstall ab und in der allernächsten Nähe der Residenz steht das vorfinkstliche Gerümpel und Winkelwerk der Sankt Annavorstadt vom Lehel. Da brechen wir durch! Da räumen wir auf! Da machen wir uns Lust bis an die Ffar und darüber hinaus!“

Der König kam so in Hast, daß ihm der Atem ausgieng. Er richtete sich auf, stemmte die Fäuste in die Hüften und drückte die Brust heraus.

Dann begann er wieder zu dem schweigend dastehenden alten Finanzmann: „Nicht wahr, lieber Hofrat, das leuchtet Ihnen ein, daß der Zustand zwischen dem Festsaalbau und der Isar eigentlich ein Skandal ist? Das gräßliche Quartier, das sich hier einschleibt, stinkt zum Himmel, deutsch gesprochen. Es ist einer Residenzstadt unwürdig. Und da ich der nächste Nachbar bin, so ist es meine Pflicht, dem ein Ende zu machen. Ich muß es aber wie ein König thun, nicht wie ein gemeiner Grund- und Bodenspekulant. Der Spekulant brauchte nur das ganze Terrain zwischen Schloß und Fluß aufzukaufen, die Knallhütten weg zu rasieren und den gewonnenen Baugrund zu parzellieren. Thut's kein Einheimischer, so besorgt's eines Tages ein Fremder, steckt sich den Gewinn in die Tasche und geht davon und lacht das dumme München aus. Thut's kein Einzelnr, so thut's eine Spekulantengesellschaft, eine Bank oder dergleichen. Geschehen wird es. Auf alle Fälle. Gehen Sie nur auf das andere Flußufer hinüber, auf die Bogenhauser oder Gasteiger Anhöhe oder auf die Rampe des Maximilianeums — und überschauen Sie sich das Gebiet zwischen meiner Residenz und der Isar. Ein solches Schmutznest in dieser herrlichsten Gegend! Hier muß einer der grandiossten Stadtteile entstehen. Ein Villenviertel mit Prunkstraßen. Das ist zweifellos. Nun, was sagen Sie?“

Schüchtern wickelte sich der Hofrat aus seiner Zurückhaltung heraus. „Gestatten Eure Majestät eine Frage: Wo nimmt man die Leute her, die das Villenviertel bewohnen und die Prunkstraßen bezahlen?“

„O, die werden kommen, seien Sie unbesorgt. Die Schönheit hat eine unwiderstehliche Anziehungskraft!“ rief der König ungeduldig.

„Zukunftsmusik“, sagte der Alte toullos.

„Bravo, Hofrat! Wir machen Zukunftsmusik!“ brach der König voll Begeisterung los. „Das ist die Zauberformel: Sefam, thue dich auf. Mit dieser Musik geht alles. So muß ich als König bauen, mit Zukunftsmusik: Sie haben's richtig getroffen. Auf der Waldhöhe an der rauschenden grünen Isar baue ich den Weisheitempel der Zukunftsmusik, von meinem Festsaalbau lege ich die Feststraße hinüber durch das elendeste Quartier Münchens — und durch den Zauber der Schönheit, nicht durch gemeine materielle Spekulation, wird ringsum eine neue herrliche Welt erstehen. Sehen Sie sich doch die Pläne an, lieber Hofrat, recht genau sehen Sie sich die Pläne an: einer der ersten Meister der Baukunst hat sie entworfen!“ Der König beugte sich darüber und fuhr mit dem schlanken Zeigefinger den Linien nach: „Hier vom Hofgarten bis zur Isar die Via triumphalis der neuen Kunst, über die Isar wölbt sich die Brücke wie

ein schimmernder Regenbogen, Terrassen und Straßen in Windungen durch den Wald die Höhen hinan und auf dem höchsten Punkt des Ufergeländes der Festspieltempel im reichsten Renaissancestil, das Ganze beherrschend durch monumentale Schönheit, durch den tiefsten Sinn der neuen Kunst. Die Welt wird Augen und Ohren aufmachen, verlassen Sie sich drauf.“

„Ja, das ist alles sehr schön, Majestät!“

„Gut, freue mich Ihrer Zustimmung, lieber Hofrat“, sagte der König erregt. „Nun werden Sie nach den Kosten fragen. Eigentlich wollte ich Sie danach fragen, schätzungsweise. Aber gehen wir schnell zum Positiven über: hier sind die Voranschläge. Nun?“

Nach einer Weile erhob der Alte den Bullboggeng Blick zum König: „Majestät, die Summe ist unerschwinglich.“

Der König lachte: „Das ist ein guter Spaß. Eine Million Gulden für den Prachtbau unerschwinglich!“

„Ja, Majestät, wenn's bei der einen Million bliebe. Doch da sind noch vier Millionen für Grund und Boden und für die Anlage der Straße, Brücke und Terasse. Macht in Summa fünf Millionen — und wie die Dinge liegen, muß ich diesen Betrag unerschwinglich finden.“

Der König entschieden, vorwurfsvoll: „Lieber Hofrat, ich hätte Sie für einen besseren Rechner gehalten. Sie übersehen vollständig, daß der spätere Gewinn den einmaligen Kostenaufwand vielfach decken wird. Die Pläne und Voranschläge sind wohl durchdacht. Die Sache ist reif. Es ist mein königlicher Wille, daß der Ausführung kein unnützer Widerstand bereitet werde.“

Der Kassenbeamte war geknickt. Er fühlte die Ungnade seines jungen Herrn. Trotzdem wagte er noch die Bemerkung: „Majestät halten einem alten Beamten zu Gnaden: Zukunftsmusik und Gegenwartsrechnung, es ist nicht meine Schuld, wenn das nicht zusammen stimmt.“

„Das lassen Sie meine Sorge sein. Adieu.“

Er kehrte dem Alten, der sich unter tiefen Bücklingen entfernte, den Rücken und trat in stolzer Haltung au's Fenster. Draußen dunstschwerer, dunkelgrauer Himmel.

Am Abend schöner Vollmond. Das machte den König wieder froh. Er sah in dem verklärten Himmel, der sich über seine Residenz in lichter Herrlichkeit weitete, eine liebe Verheißung.

„Zukunftsmusik!“ rief der König, setzte sich hin und schrieb dem Meister einen von Treuebeteuerungen überfließenden Brief.

Seltzam weich wurde ihm um's Herz, als er die Feder aus der Hand legte und träumerisch vor sich hin sann. Wenn die Schönheit zu

dem Volke käme, und das Volk wiese sie von der Schwelle? Wenn die Schönheit ein Juwel böte, und man schüge es ihr aus der Hand? Seit Jahrhunderten geht die deutsche Bildung bei den Hellenen in die Schule, bei Römern, Florentinern, Venezianern und Parisern und rühmt sich ihrer Klassizität und Universalität — und jedes neue Kunstwerk, jede große schöpferische That begegnet ihrem Widerspruch. Der gute Hofrat, ach, wie merkwürdig typisch ist sein „unerforschlich“!

Der König gieng unruhvoll hin und her. Shelley's Hymne an die geistige Schönheit schlug in seiner Seele an wie ferne Töne von goldenen Harfen.

„Der Schatten einer unsichtbaren Nacht
 Umwaltet hehr uns, ob kein Aug' ihn sieht,
 So rasch entgleitend, wie der West entflieht,
 Der Blum' auf Blume seinen Gruß gebracht.
 Wie Mondlicht glänzt durch eines Lamwolds Nacht,
 Fällt er mit unbeständ'gem Licht
 Auf Menschenherz und Angesicht,
 Wie Abendrot und stilles Abendlieb.
 Wie sterndurchblitzter Wolkenfaum,
 Verklung'nen Liebes Schotraum,
 Wie alles Holde, das uns lieb
 Und lieber noch, weil es Geheimnis blieb.
 O, Geist der Schönheit, der mit deinem Strahl
 Du alles heiligst, drauf dein Schimmer fällt,
 Wohin entfloht du aus der Menschenwelt?
 Weshalb entschwindest du und lässest sah!
 Und öde unser Reich, dies bunte Thronenthron?
 — — — — —
 Ich schwor, für ewig meine Kraft zu weih'n
 Dir und dem Deinen. Hielt ich nicht den Schwur?
 Auf' ich doch jetzt pochenden Herzens nur
 Viel Traumgebilde aus des Busens Schrein,
 Darin sie schliefen, auf; sie haben still und rein,
 Von Eifer oder Lieb' entsacht,
 Die neidische Nacht mit mir durchwacht,
 Ach, nie erglänzte mir der Freude Spur
 Als in der Hoffnung, daß der Welt
 Durch dich einst jede Kette fällt,
 Daß du, o hehre Lieblichkeit,
 Uns spendest, was kein Gott zu sünden leiht.“
 — — — — —

Nein, diese Übersetzung genügte nicht. Sie giebt nicht den feinsten Sinn und Klangzauber des englischen Originals. Er fand das Buch nicht. Er rief den Kammerherrn, der am Hofe den Ruhm genoß, in allen modernen Litteraturen bewandert zu sein und die hervorragendsten Poesien

Europa's auswendig zu wissen. Einmal die Probe darauf zu machen, schien dem König erwünschte Gelegenheit.

„Ich schenke Ihnen vierzehn Tage keinen Blick mehr“, drohte der König mit huldvollem Lächeln, „wenn Sie mir nicht sofort Shellen's Hymne an die Schönheit in der Ursprache rezitieren!“

Der Unglückselige bestand die Probe nicht.

Er wurde vom verstimmtten König sehr ungnädig entlassen.

* * *

Noch sitzen der Meister und sein königlicher Freund mit ihren treuen Gehilfen in der Morgenröte ihres herrlich andreheubenden gemeinsamen Kunstarbeitstages, und schon huschen mit den ersten Strahlen der blendend aufzudeckenden Sonne die Schatten über ihr ideales Freundschaftsverhältnis.

Die Schwarzalben können es nicht vertragen, daß Keines und Lichtes auf Erden bestehe, daß sich von Herzen zu Herzen goldene Brücken bauen, auf denen die Gedanken der Schönheit ihrer vollkommenen Verwirklichung entgegen wandeln.

„Wir müssen die klare Kunst in trübe Politik verkehren im Sinn und Urteil der Menschen, wir müssen ihren Blick unsicher machen, daß sie im schöpferischen Künstlergeist einen politischen Ränkespieler zu sehen vermeynen, wir müssen ihre schlimmen Instinkte kigeln, daß sie als Reibbolbe und Intriguentknechte hervor brechen und uns und unserem Spiele zu Willen sind. Lügendünste, qualmt herauf! Verleumdungschwadern, steigt und braut!“

So machen sich die hämischen Schwarzalben an ihr düsteres Geschäft.

Raum, daß es der König in seinen Träumen ahnt: seine keusche Jünglingsseele ist noch uuvermögend, hellfichtig die schlimmen Vorboten in Ferne und Nähe schleichen zu sehen. Seine Idealität hat sich aus Schwärmerei und holder Zuversicht Schleier gewoben, die seinen Blick schützen, daß er nicht zu schnell die gemeine Natur der Alltagswelt gewahre. Seines Willens hehre Reinheit schafft ihm unerschütterliche Hoffnung. Seines Königtumes makelloser Stolz schützt ihn vor dem Dunst der Pfüße, der noch nicht bis zu seiner Höhe zu steigen vermag.

Aber der Meister ahnt, der Meister fühlt. Er hat den Weg zu seinen Himmeln der Kunst durch die schauerlichen Klüfte und Abgründe der Lebensgemeinheit nehmen müssen. Er hat mit Dredseelen gekämpft und ihren giftigen Dunst in Erinnerung behalten. Sein Gedächtnis hat die feinsten Merkmale der menschlichen Niedertracht aufbewahrt. Auf weite Distanz wirkt seine pessimistische Bitterung. Jede Gunst des Schicksals, jedes Lächeln der Stunde untersucht sein allzeit wacher Skeptizismus

auf geheime Verbindung mit unsichtbaren bösen Mächten. Der Schmerz, den seine Seele in langen Kämpfen und Fährlichkeiten erduldet, hat ihm alle Sinne geschärft, daß sie wie empfindlichste Wecker und Alarmrufer auf die leisesten Bewegungen des Bodens unter seinen Füßen reagieren. Nicht die verschämteste Maske vermag ihn in falsche Sicherheit zu lächeln, nicht die raffinierteste Veränderung in der Atmosphäre vermag seinen Atem zu täuschen und sein mikroskopisches Wahrnehmungsvermögen zu betäuben.

Noch steht das schwarze Gelichter in den Vorbereitungen der Bühlarbeit, und schon zittert es schmerzlich durch die Seele des Meisters. In seinen heißesten und glücklichsten Schöpfungsmomenten fährt's ihn fröstelnd an, und feindselige Mitternachtschauer huschen ihm über die göttlich nackte Seele.

Er schiebt leise die Notenblätter bei Seite, ergreift einen Briefbogen und schreibt hastig an seine vertraute Freundin:

„Mir bangt in tiefster Seele, und ich frage meinen guten Dämon: Warum mir diesen Reiz? Warum muß ich da, wo ich nichts als Ruhe und ungeschützte Arbeitsmühe suche, in eine Verantwortlichkeit oerwickelt werden, in welcher das Heil eines himmlisch begabten Menschen, vielleicht das Wohl eines Landes in meine Hände gelegt ist? Wie hier mein Herz retten? Wie hier noch Künstler sein sollen? Ihm, ach, fehlt jeder Mann, der ihm so nötig wäe! Dies allein ist meine wahre Bellemung. Das äußere Spiel der Intrigue, nur daceuf berechnet, mich außer mich zu bringen, um mir eine Indislection zu entlocken, zeefällt leicht in sich. Aber welcher gänzlich und für immer meiner Ruhe mich entziehenden Energie bedürfte ich, um meinen jungen Freund oor seiner Umgebung für immer zu schützen? Er hält ja treu und rührend schön zu mir — —“

Und später, wie er von dem ersten Aufruhr, den ihm der nahende neue Kampf verursachte, sich wieder erholt hatte:

„Jetzt gilt es, dem jungen König etwas Zeit zu lassen, damit er das Regieren und Herrsein nun ein wenig lerne. Die Schule der Leiden wird für ihn gut sein. Seine zu große Liebe zu mir machte ihn für alles Umschauen nach anderen Verhältnissen blind: so war er leicht zu täuschen. Er kennt niemand — muß nun erst Leute kennen leenen — —“

Ein denkwürdigster Tag deutscher Kunstgeschichte nahte: die erste Auf- führung des Liebesmysteriums „Tristan und Isolde“, eines Werkes aus der vollen Reife des Dichterkomponisten und Denkers, worin er mit dem Machtbewußtsein genialer Meisterschaft neue dramatische Formen in Wort, Ton und Bühnenbild schuf. Ein Hohelied der Minne, wie noch keines in der deutschen Oper erklingen, ein Hohelied der Seelenverklärung im Liebestod.

Schon vor fast zehn Jahren, mitten in seiner Nibelungenarbeit, kam dem Meister plötzlich der Gedanke, diesen höchsten seiner Künstlerlebens- träume zu gestalten. Damals schrieb er an Franz List:

„Do ich im Leben nie das eigentliche Glück der Liebe genossen habe, so will ich diesem schönsten aller Träume noch ein Denkmal setzen, in dem vom Anfang bis zum Ende diese Liebe sich einmol so recht sättigen soll: ich habe im Kopfe einen Tristan und Isolde entworfen, die einfachste, aber vollblütigste musikalische Konzeption; mit der schwarzen Flogge, die am Ende weht, will ich mich dann zudecken, um — zu sterben.“

Mit erstaunlicher Meisterschaft hat Richard Wagner alle Mittel der Poesie und Musik und der dramatischen Technik zusammen gefaßt, um in diesem Werke seine höchste künstlerische Absicht zu erreichen und eine Vision der Liebesleidenschaft in die Wirklichkeit zu zaubern, wie sie von dieser Intensität der Empfindung und zugleich von diesem schier beklemmend zarten und unsinnlichen Seelenreiz noch auf keiner Bühne der Welt erlebt worden ist. Es ist eine Liebesdichtung, die nicht nur in ihrer berückenden musikalischen Schönheit, sondern auch in ihrem Stil und sinnfälligen Ausdrucksvermögen eine Sonderart bildet, die von allen anderen litterarischen und opernmäßigen Liebesdichtungen in ganz spezifischen Merkmalen abweicht.

Zur ersten Aufführung dieses unerhörten Werkes an der Münchener Hofbühne verfaßte der Meister eine gedruckte Einladung an seine Freunde. Darin betonte er, daß die Aufführungen von Tristan und Isolde dem Charakter gewöhnlicher Theatervorstellungen entrückt und aus der üblichen Beziehung zwischen dem Theater und dem Publikum heraus treten sollen, daß man sie als Kunstfeste feiere! Er sagte wörtlich: „Es handelt sich diesmal nicht um Gefallen oder Nichtgefallen, um dieses wunderliche moderne Theaterhazardspiel, sondern einzig darum, ob künstlerische Aufgaben, wie die von mir in diesem Werke gestellten, zu lösen sind, auf welche Weise sie zu lösen sind, und ob es sich der Mühe verlohne, sie zu lösen? Daß mit der letzten Frage nicht gemeint sein kann, zu erfahren, ob mit derlei Aufführungen viel Geld zu machen sei (denn dieses ist der Sinn des heutigen Gefallens oder Nichtgefallens im Theater), sondern lediglich, ob mit Werken der vorliegenden Art durch vorzügliche Aufführungen die erwartete richtige Wirkung auf das gebildete menschliche Gemüt überhaupt zu ermöglichen ist, dies wäre hier zu betonen: daß es sich also zunächst um die Lösung reiner Kunstprobleme handle — —“

Die Aufführung war folglich eine entscheidende That, gleich viel, wie das gemischte große Publikum sich dazu stellte. Das eigentliche Publikum, das diesmal zu befinden hatte, war der Meister selbst und sein kongenialer königlicher Freund.

Aus dem Hintergrunde der Königsloge erlebte der Meister sein Werk — und sein und seines Freundes Eindruck war, daß man nun mit Siegesgewißheit zur Gründung der Festspiele schreiten könne. Der König,

dieser stolzeste und reinste Kunstfürst, hatte die herrliche Bestätigung, daß er allein von allen hoch stehenden Deutschen die überragende Bedeutung des Meisters rechtzeitig erkannt und dieser Erkenntnis gemäß gehandelt habe. Und der Meister hatte nach all' dem unsäglichen Jammer seines bisherigen Lebens die Gewißheit, daß dieser König überhaupt der allererste Mann war, der ganz genau gewußt und empfunden hat, wer der verlästerte Wagner war und was er wollte. Der Meister drückte diese Gewißheit in den ergreifenden Worten aus: „Er kennt und weiß alles von mir und versteht mich wie meine eigene Seele.“ Und, in einer späteren Rede: „Was dieser König mir ist, geht über mein Dasein weit hinaus. Das, was er in mir und mit mir gefördert, stellt eine Zukunft dar, die uns in weiten Kreisen betrifft, die weit über das hinaus reicht, was man unter bürgerlichem und staatlichem Leben versteht. Eine hohe, geistige Kultur, ein Ansatz zu dem Höchsten, was einer Nation bestimmt ist, das drückt sich in dem wunderbaren Verhältnis aus, von dem ich hier rede.“

Der wüste Unsinn, den die Zeitungen über die erste Aufführung von „Tristan und Isolde“ aus „sachverständigen“ Federn ergossen, gieng vorüber wie eine Schlammflut, ohne der reichen, blühenden Gedankenwelt des Meisters und seines königlichen Freundes weiteren Schaden zuzufügen als flüchtige, schmutzige Spritzer. Aber kaum vier Wochen nach dem denkwürdigen Abende starb der gewaltige Sänger Schnorr von Carolsfeld, der den ersten Tristan zum Entzücken seines Schöpfers verkörpert hatte. Wagner und den König erfaßte tiefe Trauer.

Wieder krächzten die Raben aus dem dunklen Blätterwalde: Die verrückte, unmenschliche Kunst des „Meisters“ (immer in höhnischen Gänsefüßchen) hat ihn gemordet!

Der König, in Angst, sein Freund möchte den Mut zur Vollendung des monumentalen Nibelungen-Werkes verlieren, tröstete so gut er konnte, mündlich und in heilig beschwörenden Briefen. Wagner weilte vorübergehend am Walchensee, auf dem Hochkopf.

Aus der Purzschlingshütte in den Ammergauer Bergen schrieb der König an den Meister:

„Rehr und mehr muß ich einsehen lernen, daß unsere Absichten, unser Wirken zur Förderung der Kunst von nur wenig Auserwählten verstanden werden. Dies zeigen mir auf's Neue die Vorschläge des Kultusministers. Ist ein größerer Unsinn je in eines Menschen Gehirn ausgebrütet worden? — Nein, so kann es nicht gehen, ein anderer Weg zur Errichtung des Heils muß betreten werden. Das Konservatorium muß vom Kultusministerium völlig getrennt und die zu bestreitenden Kosten von der Zivilliste übernommen

werden. Das Werk muß gedeihen, die That in's Leben treten!*) Geliebter, alles wird vollbracht werden! Das Feuer der Begeisterung, das mich jede Woche heftiger entflammt, soll nicht umsonst erglänzen. Die Frucht muß reifen und gedeihen. (Es handelt sich nämlich um die in München zu gründende Deutsche Musikschule.) — Heil dir! Heil der Kunst! Gott gebe, daß der Aufenthalt auf Bergeshöhen, das Wehen in der freien Natur, in unsern deutschen Wäldern dem Einzigen Heil bringend sei! Ihn froh und heiter stimme, zum Schaffen entflamme! Und wenn wir Beide längst nicht mehr sind, wird doch unser Werk noch der späteren Nachwelt als leuchtendes Vorbild dienen, das die Jahrhunderte entzücken soll, und in Begeisterung werden die Herzen erglänzen für die Kunst, die gottentflammte, ewig lebende! — Wann gedenkt mein Freund nach dem Hochstosse zu ziehen, nach des Waldes würzigen Lüften? Sollte ihm der Aufenthalt daselbst nicht vollkommen zusagen, so bitte ich den Teuren, irgend eine andere meiner Gebirgshütten sich zum Wohnorte zu erwählen. Was mein ist, gehört ihm! Vielleicht begegnen wir uns dann auf dem Wege zwischen Wald und Welt, wie mein Freund sich ausdrückte. — Die Sehnsucht läßt mir nicht Ruhe. Wenn ich an ‚Lohengrin‘, an meinen ‚Tristan‘ denke, wenn ich erwäge, daß ein Geist, der diese Wonnen in das Leben zauberte, nur durch sich selbst übertroffen werden kann, daß in Jahrtausenden vielleicht keiner, der ihm gleich ist, die Welt zu beseligen berufen ist, wenn ich dies alles bedenke, so kann ich nicht schweigen, das Trängen der Seele nicht zurück halten, ich muß stehen, beschwören! Lasse den Mut nicht sinken! Deine Schöpferkraft, sie verläßt dich nie! Gedanke der Nachwelt! Was an mir liegt, will ich redlich thun. — Vielleicht interessiert es meinen geliebten Freund, einiges über meine letzten Erlebnisse zu erfahren. Den Tag, nach welchem wir uns zum letzten Mal in Schloß Berg gesehn, besuchte ich mein theures Hohenschwangau, das ich von Kind auf liebe, den Ort, wo ich ‚Tristan und Isolde‘ und den ‚Ring des Nibelungen‘ zum ersten Mal gelesen. Es gefiel mir so, daß ich beschloß, nicht wieder nach Berg zurück zu kehren, sondern daselbst auf längere Zeit zu verweilen. Segenwärtig bin ich wieder hoch in einsamer Berghütte, umweht von erfrischenden Alpenlüften, selig in der freien Natur, und denke an den Stern, der meinem Leben strahlt, an den Einzigen! Möchte ihn froh und glücklich wissen, und beitragen können zu seiner Ruhe, seiner Seligkeit. Heil ihm! — Segne ihn, mein Herr und Gott, gib ihm den Frieden, den er bedarf, entziehe ihn den profanen Augen der eiten, leeren Welt, belehre sie durch ihn von dem Wahn, der sie gefangen hält! — Dir bin ich ganz ergeben, nur dir, mir dir zu leben! Bis in den Tod getreu

Ludwig.*

Inzwischen hat Wagner trotz aller schlimmen Ahnungen und Bekümmernisse nicht gerastet. Die größten und stärksten Werke sollten nun erst geschaffen werden. Soeben hatte er den Entwurf zur Dichtung seines „Parzival“ vollendet, mitten in der Komposition der Nibelungen.

Gleich übersandte er dem König die Reinschrift. Er wußte, mit welcher fieberhaften Erregung der jugendliche Monarch seinem Schaffen folgte. Die neuen ästhetischen und philosophischen Ideen, welche durch

*) Sic! — Km. der Chr111., die sich auch erlaubt hat, diese neuerdings wieder eigenmächtig „aktuelien“ Sätze zu unterstreichen. (Vergl. hierzu S. 254 f. vorliegenden Heft.)

Wagners stürmische Thätigkeit nun die ganze Welt beschäftigten, ohne von ihr nur halbwegs begriffen oder in ihrer vollen Bedeutung gewürdigt zu werden, sie wurden von dem König mit gieriger Seele erfasst. Wer schäpfe in Deutschland damals den uralten Mythenkreis, aus dem der „Ring des Nibelungen“ und „Parzival“ hervor wuchsen? Wenige nur und keiner mit so reinsten Inbrunst wie der junge Bayernkönig. So sollte er auch alleiniger Mitwisser des Entwurfs zur Parzival-Dichtung sein, seinem edlen Gemüte sollte sich die tief sinnige Idee, die der Meister hinein legte, am ersten offenbaren. Wie unter den Augen des Königs die Nibelungen-Musik entstand, so daß er all' die Wonnen und Leiden des schöpferischen Genius mitempfand, so sollte er auch das Werden und Gestalten der Parzival-Neudichtung in den ersten Phasen miterleben.

Der König empfing die teuren Blätter. Er antwortete dem Meister mit folgendem jugendheißem Brief:

„Mein Einziger! Mein göttlicher Freund!

Endlich finde ich einen freien Augenblick, endlich komme ich dazu, dem Geliebten für den übersandten Entwurf zum ‚Parzival‘ aus tiefster Seele zu danken. Die Flammen der Begeisterung erfassen mich. Mit jedem Tage wird sie glühender, meine Liebe zu dem, den ich einzig liebe auf dieser Welt, der meine höchste Freude, mein Trost, meine Zuversicht, mein Alles ist. O Parzival, wann wirst du geboren werden in vollendeter Schönheit? Ich bete sie an, diese höchste Liebe — das Versehen, das Aufgehen in den Leiden des Mitmenschen! Wie hat mich dieser Stoff ergriffen! — Ja, diese Kunst ist heilig, ist reinste, erhabenste Religion. — — Hier verleve ich unruhige Tage. Ich werde am Svuntage mich wieder hinaus flüchten in die heilige Ruhe der Natur, in die reine Lust der Berge. Dort werde ich endlich wieder aufsalmen können nach den Rühren bewegter Tage, lästiger Besuche, dort oben in wonniger Einsamkeit. Auf Bergeshöhe werde ich die mir so nöthige Ruhe finden. Die Hütten, die ich bewohnen werde, sind nicht sehr entfernt. Will mein Leurer mir die Freude machen, mir zu schreiben, so bitte ich, die Briefe hierher zu adressieren, sie werden mir nachgeschickt. Wie geht es dem Geliebten? Herrscht Ruhe um ihn? Ist er froh und heiter? Geliebter, wir wollen uns treu zur Seite stehen, das Ideal, welches uns begeistert, wird die Welt dereinst belehren. — — Nur eine Frage erlaube ich mir an meinen geliebten Freund bezüglich des Parzival zu richten: warum wird unser Held erst durch Rundry's Fuß belehrt? Warum wird ihm dadurch seine göttliche Sendung klar? Erst von diesem Augenblicke kann er sich in die Seele des Amfortaß oersehen, kann er sein namenloses Elend begreifen, mit ihm süßten!

O, könnten wir doch immer zusammen sein. In München müssen wir uns in jeder Woche wenigstens einmal sprechen. Länger halte ich es nicht aus, ohne meinem Einzigen nahe zu sein. Ruhe, Ruhe brauche auch ich so notwendig, hier konnte ich sie gegenwärtig nicht finden. Oben wird sie gewonnen werden.

Weiß ich den Geliebten wohlgenut, so bin ich es auch. Mein Denken und Fühlen geht einzig auf ihn. Könnte ich bald von ihm hören! Heil und Segen dem Einzigen! Sein treuer
Ludwig.“

Von der Kreuzenalp schrieb der König eine Woche später, um die Mitte des Septembers, folgende Zeilen:

„Mein vielgeliebter Freund!

„Es drängt mich, heute noch zu schreiben, dem Freunde zu sagen, daß mein Geist sich immer nur mit ihm beschäftigt, daß ich nur in der steten Erinnerung an ihn glücklich sein kann. Heute bezog ich eine andere Hütte in einem stillen, trauten Gebirgsthale. So herrlich umragen mich die Gipfel der Berge, so anheimelnd umfliehen mich die dunklen Fichten und Tannen. Ich komme eben von einem Spaziergang zurück in meine einsame Wohnung. Siegfriedslust umwehte mich. Die Sonne sank hinab, es war der Tag vollbracht, ein glühend rater Saum leuchtete auf den Bergen. — Das Bild meines Einzigen umschwebte mich, trat mir immer näher vor das geistige Auge, ein Bild, das meine Augen zu schauen sich kaum getrauten. Sogar im Rauschen des Gebirgsbaches erkannte und hörte ich die Töne und Melodien aus den Werken des heiligen Freundes. Stets mußte ich an Parsifal denken. Ach, sind die Menschen würdig, dereinst jene Banneu über sich ergießen zu sehen? Ich glähe danach. Tristan ward ja geboren, die Nibelungen werden in's Leben treten, Parsifal muß es, muß es auch und kostete es mein Leben! — ‚Stark ist der Zauber des Begehrenden, doch größer der des Entsagenden.‘*) Welch eine große, welch eine erschütternde Wahrheit in diesen Worten! O Parsifal, Erldser! Heilige Nacht herrscht draußen im Thale. Es leuchten die glühenden Sterne, der Tag verbirgt sich nur. Auf's Neue entflammt mich die Begeisterung. ‚Dir geweiht dies Haupt, dir geweiht dies Herz.‘ — Semper wird jezt in Ründen sein, der Platz wird bestimmt, der Geliebte träumt in seinen idealen Werken, die Erfüllung winkt! — Ich will alle Hindernisse siegend wie ein Held danieder kämpfen. Ich will alle Wetterwalten verschleuchen. Die Liebe hat Kraft zu allem.“

Plötzlich überall geheime Widerstände, auffällige Verschleppungen, arglistige Durchkreuzungen, wo der Wille des Königs nach raschen, reinlichen Entscheidungen drängt.

Der Meister bemüht sich, die Situation philosophisch zu nehmen. Er zieht sein Tagebuch hervor und trägt volkspöndologische Betrachtungen ein:

„Wie, wäre ein Zustand denkbar, in welchem das deutsche Volk bestände, der deutsche Geist aber verwehte? Das schwer Denkbare haben wir näher vor uns, als wir glauben. Als ich das Wesen, die Wirklichkeit des deutschen Geistes bezeichnete, sagte ich die glückliche Entwicklung der bedeutendsten Anlagen des deutschen Volkes in's Auge. Die Geburtsstätte des deutschen Geistes ist aber auch der Grund der Fehler des deutschen Volkes. Die Fähigkeit, sich innerlich zu versenken und vom Innersten aus klar und sinnvoll die Welt zu betrachten, setzt überhaupt den Gang zur Beschaulichkeit voraus, welcher in minder begabten Individuen leicht zur Lust an der Unthätigkeit, zum reinen Phlegma wird.

*) So sollte nämlich — vergl. W. Toppert: „R. Wagners Leben und Werke“ — der „Parsifal“ noch dem ursprünglichen Entwurfe (altdeutschen. Rom. d. G. Artisl.

Was uns bei glücklichster Befähigung dem allerhöchst begabten Inbusvolle als am verwandtesten hinstellt, kann der Masse des Volkes den Charakter der gewöhnlichen orientalischen Trägheit geben. Ja, selbst die nahe liegende Entwicklung zur höchsten Befähigung kann uns zum Fluche werden, indem sie uns zu phantastischer Selbstgenügsamkeit verleitet. Daß aus dem Schoße des deutschen Volkes Goethe, Schiller, Mozart, Beethoven entstanden, verführt die große Zahl der Mittelmäßigen gar zu leicht, sie als von Rechts wegen zu sich gehörig zu betrachten und der Masse des Volkes mit demagogischem Behagen vorzureden, sie selbst sei Goethe, Schiller, Mozart und Beethoven. — Nichts schmeichelt dem Hang zur Bequemlichkeit und Trägheit mehr, als sich eine hohe Meinung von sich beigebracht zu wissen, die Meinung, als sei man von selbst etwas Großes und habe, um es zu werden, sich gar keine Mühe erst zu geben. Diese Neigung ist grunddeutsch. Kein Volk hat daher so nötig, aufgestachelt zu werden, in die Nötigung zur Selbsthilfe, zur Selbstthätigkeit versetzt zu werden, als das deutsche. Und sonderbar, gerade dieses Volk wird von seinen Regierungen mit einer Sorgsamkeit — —“

Der Meister schmiß die Feder fort und schrie mit größter Heftigkeit: „Na ja, Herrgott noch einmal, und da soll man sich nicht auf den Kopf stellen und mit den Beinen gegen die Decke strampeln! Da soll man sich am Ende noch seinen kostbaren Schädel einrennen? Ich danke. Ach, Cosima, wenn du eine Ahnung hättest, was mich dieses Metier kostet!“

Dann nahm er die Feder behutsam auf, und legte sie wieder vorsichtig hin. „Nein, zum Viehtreibersteden lassen wir uns von dem Volk nicht herunter würdigen!“ Und auf's Neue verfiel er in's Wüten.

Aber da kam ein Brief vom König, ganz Unschuld und Güte.

Aber da legte sich ihm Cosima's Hand, ganz selige Gnade, auf die Stirn.

Aber — —

Wer wird sich grämen und mit dem traurigen Volke balgen in dieser Landschaft olympischer Visionen!

Durch den Abend klang die fröhliche Weise.





Der Saal des Prinzregenten-Theaters.

Eine technische Betrachtung von Adolphe Appia.

(München.)

Soll ein Saal dazu dienen, den Augen eine dramatische Handlung und den Ohren zugleich ein Tongebilde vorzuführen, so darf man als Erstes fordern, daß der Zuschauer gut sehe und gut höre. Keins unserer modernen Theater entsprach dieser Forderung; darum erbaute sich Wagner ein eigenes Festspielhaus zu Bayreuth. Was sonst noch für Beweggründe tieferer Natur ihn dazu veranlaßten, feierliche Festspiele zu begründen, davon sehe ich hier ab; auch ohne Festspielidee hätte er schon des Saales wegen ein eigenes Theater erbauen müssen; und diese Notwendigkeit leuchtete ihm nicht erst anno 1865 in München ein, wie neuerdings so vielfach behauptet wird, sondern schon fünfzehn Jahre früher, als er ein Theater in Zürich aus Brettern zu errichten beabsichtigte und nur durch den Mangel an Mitteln daran verhindert wurde. Wie man Wagner sein Ideal eines Theaterbaues verwirklichte, ist Jedem bekannt, der in Bayreuth gewesen ist. Jeder weiß, daß die Akustik des Bayreuther Hauses unvergleichlich ist, und jeder, der nicht blind geboren ist, weiß auch, daß die Lösung des optischen Problems dort ebenfalls ganz einzig erscheint. Wer also im Geiste Wagners einen Theateraal bauen will, hat, als erste Pflicht, genau zu erforschen, worin zu Bayreuth die wunderbare Akustik und die ebenso glückliche optische Wirkung begründet liegt. Alles Übrige ist nebensächlich.

Wagner sprach von dem „mystischen Abgrunde“, der den Saal von der Bühne scheiden muß. Hier wie überall bei ihm entsprach der künstlerischen Idee eine völlig konkrete, praktisch ausführbare Vorstellung; der Bayreuther Saal beweist es. Fragen wir also zunächst: was ist, was soll jener mystische Raum zwischen Saal und Bühne?

Man bilde sich ja nicht ein, es handle sich hier lediglich um die Unterbringung des Orchesters; die optische Wirkung dieses Zwischenraumes ist von ebenso großer Wichtigkeit. Durch eine fast unbewußt wirkende Harmonie der Linien (auf die ich sofort zurück komme) hat Wagner es verstanden, unser Auge mit unwiderstehlicher Magie zur Bühne hin zu lenken; die Unterbrechung der Seitenwände des Saales entrückt aber — ohne jene Harmonie zu zerstören — das Bühnenbild in eine gewisse Traumferne, nicht für den analysierenden Verstand, doch für die unmittelbare Empfindung. Die architektonische Schwierigkeit bestand nun darin, einen derartigen Zwischenraum mit der Anlage des Orchesters und der allgemeinen Akustik einerseits, anderseits wieder mit der Architektur des Saales selbst organisch zu verbinden und dennoch deutlich ausgesprochen für sich zu bewahren. In folgender Weise hat das Bayreuther Haus dieses gewichtige Problem gelöst.

Wer in jenen Saal eintritt, empfindet sofort eine Stimmung weihvoller Sammlung; niemand, der ihn zum ersten Mal erblickt, wird geneigt sein, an irgend einer Sache darin Kritik zu üben. Und das kommt nicht etwa daher, daß dieser Saal vollkommen ist; ich bin im Gegenteile der Meinung, daß noch manches daran verbesserungswürdig wäre. Vielmehr wird die ästhetische Befriedigung dadurch hervorgerufen, daß der Zweck des Saales sich mit reiflicher Klarheit und Überzeugungskraft uns sogleich mitteilt. Nur einem einzigen Ziele dient dieser Raum: Wir sollen etwas erschauen und vernehmen, was uns dort — jenseits des „mystischen“ Raumes — dargestellt werden wird. Auch bei dem Nichtfachmanne löst technische Vollenbung immer harmonische Befriedigung aus; nur das Künstlerisch-Technische läßt auch den Laien zur vollkommenen inneren Ruhe gelangen. Und das ist es, was das Innere des Bayreuther Theatersaales bei geschlossenem Vorhange bewirkt. — Die Farbe, in welcher der ganze Saal gehalten ist, wurde so zart und ruhig gewählt, daß man sie gleichsam überhaupt nicht als solche erblickt. Schon hierdurch allein wird das Auge unwillkürlich auf die Bühne gerichtet, da es eben sonst nichts Wichtiges zu sehen bekommt und das, was es erblickt, es nur wieder bestimmt auf den Hauptzweck hin lenkt. Die Decke, in der selben Färbung, doch in etwas helleren Tönen gehalten, sagt uns mit echt germanischer Treuherzigkeit, daß — wenn unser nordisches Klima uns schon das offene Amphitheater unter freiem Himmel verbietet — wir uns mit Bedauern in das Unvermeidliche eben fügen müssen. Außerdem führen alle Linien der Decke auf den Mittelpunkt der Bühne hin und mildern dadurch in erheblichem Grade den Eindruck, aus einem Winkel auf die Bühne zu

blicken, der sonst auf den Seitenplätzen amphitheatralischer Säle unvermeidlich störend wirkt. — Jetzt erst bemerken wir die Seitenvorsprünge, welche kulissenartig in den Saal hinein reichen, und zwar um so weiter hinein, je näher sie dem Orchesterraume stehen. Man weiß, welche Gefahr für den Gesamteindruck solche Seitenvorsprünge mit sich führen, indem sie leicht schwere Schatten werfen. Darum hat der Bayreuther Meister sie in Säulen auslaufen lassen, welche einfach doch geschmackvoll angebrachte Lampen tragen; hierdurch werden die Zwischenräume zwischen den Seitenvorsprüngen genügend aufgehell't, um dem Ganzen den ruhigen Gleichton zu bewahren. Außerdem — und dieses ist wieder von größter Wichtigkeit — reichen diese hinein ragenden Seitenvorsprünge und ihre Säulen nicht bis zur Decke. Diesem Umstande verdankt der Bayreuther Saal sein weites und luftiges Aussehen, wie es denn einem Raum angemessen ist, wo über tausend Personen Stunden lang versammelt bleiben sollen; zugleich verschwindet der Eindruck eines widerwärtig Dreieckigen, welchen ein gedecktes Amphitheater sonst unfehlbar erzeugen würde.

Neue Schwierigkeiten entstehen bei der Frage, wie das Orchester untergebracht werden soll. Für hundert und mehr Musiker muß — dem Auge unsichtbar — dort unten Platz geschaffen werden; wird nicht der Zuschauer den peinlichen Eindruck einer drückenden Enge empfinden und wird nicht auch die Akustik leiden? Hier nun hat sich der „mystische Abgrund“ — jener Zwischenraum zwischen Saal und Bühne, der, wie Wagner sagt, die Aufgabe hat, „die Realität von der Idealität zu scheiden“ — als eine Erfindung von allgewaltiger Genialität erwiesen: die Verwirklichung hat die weitest gehenden Erwartungen übertroffen. In der That, dieser Raum war für das Orchester wie gemacht; und da die ganze Anlage der in den Saal hinein ragenden Proszeniumswände den Zwischenraum strenge bedingeu, so war es nicht mehr ein „Loch“ in das man das Orchester versteckte, sondern sein Platz bildet einen organischen Bestandteil der gesamten Saalanlage. Außerdem dehnt sich dieser „mystische Abgrund“ nach rechts und nach links hinter die Proszeniumswände aus; für unser Auge ist er hiermit unbegrenzt und der widerliche Eindruck des Eingekerkertseins in drangvoll fürchterlicher Enge (uns aus neueren Theatergebäuden schmerzlich wohlbekannt) ist völlig aufgehoben. — Wenn nun die Bühne, nach Wagners Wunsch, in die Idealität entrückt und somit von der Realität des Saales klar geschieden werden sollte — ein Bestandsstück gehörte dennoch notwendig zum Saale und mußte daher wie dieser, so weit irgend thunlich, so zu sagen unsichtbar verbleiben: der Bühnenrahmen. Darum behielt man für ihn die selbe Art von Linien

bei wie für die in den Saal hinein ragenden Seitenwände und gab ihm die gleichen Farben; außerdem wurde die Höhe in abtufender Weise sorgfältig bestimmt. Daraus ist ein majestätischer Linienkomplex entstanden, von vollendeter Schönheit; und wieder einmal lernten wir hier einsehen, daß, so bald wir uns einem aesthetischen Grundgesetz unterwerfen und es mit Konsequenz und ohne Willkür durchführen, das Ergebnis niemals mit den Erfordernissen der Schönheit im Widerstreit gerät.

Doch, wir sind mit dem Saale noch nicht fertig. Als Wagner sein Feilspielhaus errichtete, öffnete sich der Vorhang unserer sämtlichen Theater in senkrechter Richtung. Heute dünkt uns der nach beiden Seiten sich teilende Bayreuther Vorhang eine von selbst verständliche Einrichtung; doch mußte diese Vorrichtung erst erfunden und praktisch durchgeführt werden. In unseren gewöhnlichen Theaterfälen ist überall umher so viel Stoff zu sehen, daß der Vorhang nur ein Stück Stoff mehr ist, weiter nichts. In Bayreuth verhält es sich anders. Außer ganz hinten, in der so genannten Fürstenloge, dort wo das Publikum es nicht erblickt, giebt es im ganzen Saale nichts Gewirktes; fast konnte man fürchten, der Vorhang würde allzu auffällig werden. Mit sicherem Instinkte hat aber Wagner einen sehr steifen Stoff gewählt und hat den mächtigen Faltenlinien noch größeren Schwung verliehen, indem er den unteren Rand noch steifer ausführen ließ. Dann ließ er den Vorhang in einem weichen, dunklen Farbentone malen, der demjenigen der Saalwände etwa entspricht. Wiederum ist der harmonische Eindruck vollkommen, und das Auge bleibt vollauf befriedigt. Nicht so aber der große Meister. Ihm fehlte noch etwas. Ihm fehlte noch eine verbindende Linie zwischen den Zuschauern und dem Schaustück. In dem Augenblicke, da der Vorhang sich teilt, durfte ersterer keinen plötzlichen Ruck empfinden; sanft sollte sein Auge hinaus gleiten in die Welt des Traumes. Was erfann sich also Wagner? Eine wagerechte Linie zog er unten, quer über den Vorhang — eine Art hoher Vorte; diese Linie ruft beim Zuschauer den Eindruck hervor, als bezeichne sie die Manneshöhe auf der Bühne. Unterstützt wird ihre Wirkung durch die Linie, welche den Sockel der beiden Seiten des Bühnenrahmens andeutet. Während des Orchestervorspiels hat der Zuschauer diese Linie vor Augen; unbewußt gewöhnt er sich an den von ihr angedeuteten Maßstab. Jetzt teilt sich der Vorhang; und da nun die Darsteller bedeutend zurück bleiben gegen die Höhe dieses durch die Horizontallinie gegebenen Maßstabes, so findet ganz unwillkürlich ein Fernrücken des Bildes statt, durch welches der Eindruck eines Traumbildes sich nur verstärkt. So dient denn der Vorhang dazu, die gesuchte Verbindung herzustellen.

Über die Akustik brauche ich nicht viel zu sagen. Man weiß, in welcher glänzenden Weise sie die geniale architektonische Anlage gerechtfertigt und gekrönt hat; denn daß die unvergleichlichen akustischen Verhältnisse durch diese besondere Anlage hervor gerufen sind, liegt doch auf der Hand.

Schon diese flüchtige Betrachtung gewisser Einzelheiten zeigt, welche unglaubliche Summe von Genialität in dem Baue des Bayreuther Saales sich kund thut, und läßt empfinden, wie viel Verständnis und Ehrfurcht dazu gehören muß, um sich aneignend an diesen zu wagen. Sehen wir jetzt zu, wie die Erbauer des Prinzregenten-Theatersaales ihre Aufgabe erfaßt haben!

Beim Betreten des Münchener Saales ist das Erste, was dem Auge auffällt, die sehr helle, glänzende Farbe, die überall herrscht. Die Seitenwände bilden eine Reihe von Nischen, malerisch verziert und mit blendend weißen Statuen geschmückt. Statuen in einem Saale aufstellen, wo wir versammelt sind, um lebendige Menschengestalten zu erblicken, ist ein offenkundiger Widersinn. Sind wir nun mit der Betrachtung dieser störenden Zugabe fertig — und, nebenbei gesagt, wird uns das bei dem fragwürdigen künstlerischen Werte der aufgestellten Standbilder sehr leicht — so ist es die Decke, die unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. In schreienden Tönen gehalten, überladen mit allerhand gleichgiltigen Dekorationsmotiven, ist sie noch außerdem in Streifen eingeteilt durch vergoldete Stuckleisten, die quer über sie laufen und somit das Auge — nicht etwa auf die Bühne, als zur Hauptsache, sondern — wieder auf die weißen Statuen zurück führen! Doch, wenn auch der Saal mich nicht dazu einladet — die Bühne möchte ich trotzdem sehen; wo aber ist sie? Dort hinten! Siehst Du denn nicht den schwerfälligen vergoldeten Rahmen? Dahinter wirst Du bald Dekorationen und Darsteller erblicken. Bilden nun wenigstens die Seitenwände ein homogenes Ganze mit dem Bühnenrahmen? Gott bewahre! Für die weißen Statuen hat man eine Art Altane eingerichtet, versehen mit einem antiken Vergitterungsmotiv, und hat architektonisch eine horizontale Verbindung von einer zur anderen hergestellt. Hierdurch wird — im Gegensatz zu Bayreuth — an Stelle der Bühnenperspektive die Betonung der amphitheatralischen Anlage erreicht, mit anderen Worten, gerade das, was zu vermeiden war. Und das Orchester, wo steckt dieses? In einem Loch vor der Bühne. Unseren Augen hat man es entzogen, das ist aber auch alles; zum „Organismus“ des Saales gehört es keineswegs. Diesem Orchesterloch entspricht zwar eine Art von häßlichem, hell gemaltem Rahmen, der wohl bestimmt sein

mag, den „mystischen Abgrund“ anzudeuten. Leider genügen bei derlei Dingen solche absichtsvollen, willkürlichen Wegweiser nicht; nur, was ein Teil des Ganzen ist, gehört rechtmäßig zu ihm und wird als wahr empfunden; und da unser Auge in diesem Falle nur hinter dem hellen Rahmen den ungeheuerlichen vergoldeten Rahmen entdeckt, so bleibt der Zweck des Ganzen unverständlich und erweckt nur den Eindruck des Lächerlichen oder doch Unbefriedigenden! Und wie steht es wohl endlich mit dem Vorhange? Ein beliebiger Stoff, an beliebigen Orten mit beliebigen Verzierungen versehen! Doch nein: auch hier erblicken wir eine horizontale Linie, leider aber nicht eine bloß, sondern gleich zwei, die eine ganz oben, die andere ganz unten! — Wenn nun der Vorhang geöffnet ist, strömt das Bühnenlicht auf die so hell gehaltenen Wände des Zuschauerraumes aus, so daß während der ganzen Aufführung die weißen Statuen in ihren Nischen unsere Aufmerksamkeit gefangen nehmen, ganz ebenso wie auch schon der vergoldete Bühnenrahmen.

Daß ein gedecktes Amphitheater einen unschönen, fast widerwärtigen Anblick bietet, kann nicht bestritten werden. Mit welcher Kunst man in Bayreuth es verstanden hat, diesem Eindrucke wenigstens vorzubeugen und den Raum gleichsam zu „vergeistigen“, haben wir gesehen. Genau das Gegenteil ist im Prinzregenten-Theater wieder geschehen; die sorgfältige Dämpfung der Farben und Formen, die erlösende Hinauslockung des Auges in die Bühnenperspektive, die organische Angliederung des Zuschauerraumes an den Darstellungsraum: alles das ist unterlassen worden; wohingegen man mit nicht abzustreitender Kunstfertigkeit das Mögliche gethan hat, um den Saal von der Bühne glücklich völlig zu isolieren und nur seine amphitheatralische Gestalt in aller Stärke zur Erscheinung zu bringen. Infolge dessen hat man im Prinzregenten-Theater den beängstigenden Eindruck, in einem großen Trichter zu sitzen, der nach unten zu in das dunkle Loch des Orchesters mündet. Und genau eben so schlimm ist es — vermutlich eben deswegen! — um die Akustik bestellt. Ein Orchester, das man einfach in ein Loch einsperrt, kann auch nicht anders klingen, und hieran werden auch die bereits vorgeschlagenen Abänderungen im Raume nichts Wesentliches ändern. Im Forte verschwinden die Kläfer fast aus Wagners Partituren, und die Stimmen schweben so hoch über dem orchestralen Klange, daß von einer Verschmelzung zu einem organischen Ganzen nicht mehr die Rede sein kann.

Doch, ich kann meine peinlichen Betrachtungen wohl schließen; diese einfache Gegenüberstellung wird schon genügt haben. Unsere gewöhnlichen Opernsäle geben sich wenigstens redlich für das, was sie sind: eine aus früheren

Jahrhunderten übernommene unsinnige Konvention, die das Gesetz der Trägheit auf ihren bequemen Schultern weiter schleppt. Wir wissen es Alle und verlangen von ihnen nicht mehr, als sie geben können. Indessen, was sollen wir sagen, wenn man uns einen Saal als die Verwirklichung der Idee eines allvermögenden Genie's, als würdig, „der deutschen Kunst“ gewidmet zu sein, anpreist und wir nun entdecken müssen, daß die Erbauer, mit hochmütiger Geringschätzung des wunderbaren Hauses, das der Meister selber errichtet, ein plumpes Unvermögen, aesthetische Grundbegriffe auch nur zu fassen, und für feineres künstlerisches Empfinden eine wahre Barbarei des Geschmacks kund gegeben haben?



Richard Schaukal.

Von Adolf Dannegger.

(München.)

Eine Stelle aus einem Essay von R. W. Emerson kommt mir in Erinnerung: „Ich nahm neulich an einer Unterhaltung über einen modernen Lyriker Teil, einen Mann von feinem Geiste, dessen Kopf eine Spielbox voll süßer Töne und Rhythmen zu sein schien, und dessen Geschick und Sprachgewandtheit wir nicht genug loben konnten. Als aber die Frage sich erhob, ob er nicht bloß ein Lyriker, sondern ein wahrer Dichter sei, da mußten wir gestehen, daß er offenbar nur ein zeitgenössisches Talent, nicht aber ein Mann der Ewigkeit sei. Er ragt nicht hinaus über unseren engen Bezirk, wie der Chimborasso unter dem Äquator, der aufschießend von seiner heißen Basis alle Klimate des Globus durch läuft, sondern dieser Genius gleicht dem Landschaftsgarten eines modernen Hauses, der mit Springbrunnen und Statuen verziert ist, und auf dessen Wegen wohl erzogene Männer und Frauen einher gehen oder umher sitzen. Wir hören aus all' der wechselnden Musik den Grundton konventionellen Lebens heraus. Der Stoff ist das Sekundäre, die Glätte der Verse das Primäre.“

Die Charakteristik, die Emerson hier von einem zeitgenössischen Lyriker entwirft, würde auf's Haar auch auf den Dichter passen, mit dem sich die folgenden Zeilen beschäftigen sollen. Richard Schaukal: er selber nennt sich einen „Parnassien reinsten Wassers“ — nun, er ist ein virtuoser Stilkünstler und Verfemacher. Ein Aesthet, der den Poeten in sich fortwährend tot zu schlagen versucht. Ein großes dichterisches Talent, aber kein Genie. Seine künstlerische Persönlichkeit ist typisch für eine große Zahl der Dichter von heute: auf der einen Seite eine beinahe hysterische Sensibilität und Hyperaesthetik; versagendes Können, Mutlosigkeit, Selbstironisierung und Blasiertheit auf der anderen. Schaukal ist viel zu sehr Deladent, Dandy und Modemensch, um Genie zu sein (und dabei feiner Kopf genug, um das selber auch wohl einzusehen!), aber trotzdem wieder zu ehrgeizig oder zu eitel, um nicht dafür angesehen werden zu wollen. Doch, so gierig sich seine Hände ausstrecken nach der Krone des Ruhmes, immer wieder sinken sie matt und müde zurück:

„Ich weiß es längst, ich werde nie erreichen,
Was meine Wünsche-krante Sehnsucht will.
Wie ein Besiegter, mit erregungsbleichen,
Geßhöhlten Wangen, werde ich mich schleichen
Som Festesjubil, leise, schen und still.“

Dieser Ton, halb wehmütiger, bald schmerzlich sich aufbäumender Resignation zittert durch seine besten Lieder. Das ist das Tiefste, was er zu geben hat. Zu müde, zu kraftlos, vielleicht schon zu alt, um dem „heißen, nackten, roten Leben“ entgegen zu gehen, baut er sich ein Reich der Träume, weit weg vom Alltag.

„Mein Lied wird niemals fliegen,
Eine rote Standarte im Wind,
Ein flammender Ruf zum Siegen,
Mein Lied ist ein Träumerkind...“

Die Träume tragen den Dichter zurück in die versunkenen Zeiten des Empire und des Rokoko. In geschmeidigen Versen zaubert er diese Welt mit ihren vornehmen Heimlichkeiten und galanten Verwegenheiten herauf: alle diese verschwiegene, zärtlichen Aventüren:

..... durchlühte Nächte,
Belauschte Bäder, Kammerküßchenbeichten,
Und lühne Wünsche schwingen sich im leichtsten
Keigen der halb entblößten, heißen Worte...

Wir hören das Rauschen und Knistern von seidnen Schleppen, das verliebte Flüstern „in Dämmerstunden am goldnen Gitter eines Rokoko-kamins“. Der elegante Troubadour führt uns in alte, heimliche Schlösser

„in Rosenbetten fast versteckt . . .
 Ein Blütenatmen schwimmt in lauen Wogen
 Schwät über dem Bassin
 Im Schiffdurchwogenen Weiher
 Badet der Mond sein goldigrotes Stief . . .“

Müde, schlanke Frauen schreiten über die hohen Marmortreppen,
 die „vom Gewänderschmiegen, rauschenden, festlichen Fahrten träumen“ . . .

Und durch all' jene Stimmungen klingt in leisen Akkorden die
 Sehnsucht des Sängers nach

„dieser Welt der blauen Rüancen,
 Der Madrigale und Rebisancen . . .“

Dann wieder scheint es manchmal, als habe er die zartesten Re-
 gungen der Natur erlauscht, um sie in den silbernen Schleier seiner Verse
 zu hüllen:

„O Glück der lauen Sommernächte,
 wenn der Jasmin wie ein schwüles weißes Lied ist
 und alle Heden leuchten von grünen Lichtern!
 Stille! — Wie der Bach rinnt
 und rinnt und gurgelt, plätschert, rinnt! . . .
 Und der Mond steht drüber
 silberklar, hell, friedlich.
 Warm-schwarze Dächerzacken,
 und der Himmel wie weicher, blauer Samt . . .“

Viele solcher Lieder erinnern in ihrer rein musikalischen Schönheit
 an die Verse eines Theophile Gautier, Paul Verlaine und Charles Beau-
 delaire, deren Kunst auch Schaulal in seinen Übertragungen die intimsten
 Schönheiten der deutschen Sprache geliebt hat. Nun tragen diese Ge-
 mälde bei ihren satten und weichen Farben nur wenig den Hauch des
 Persönlichen an sich. So bald aber der Dichter von sich selber zu sprechen
 anfängt, verlieren seine Verse ihre sonstige Ruhe und Harmonie.

Goethe sagt einmal in einem Briefe an den Rat Schloffer: „Wahr-
 haftig hochachten kann man nur, wer sich nicht selbst sucht.“ Und
 Schaulal sucht fast immer sich selbst. Diese seine Gedichte kommen mir
 vor wie lauter Spiegel, die er rings um sich aufstellt, um sich in jedem einzelnen
 in einer neuen und interessanten Pose zu betrachten. „Hauptzug meines
 Wesens: Eitelkeit“, schreibt er mit rühmlicher Aufrichtigkeit in den Tage-
 buchnotizen seiner „Interieurs“. Bald posiert er den stolzen, heiligen
 Sänger, der der Menge sein odi profanum vulgus zuschmettert, bald ist
 er der müde Verfallsmensch, der „mit zerknickten Flügeln an den Abhängen
 des Daseins kauert“. Seinen „Gärten“ hat er das stolze Wort Stendhals
 voran gesetzt: „Je n'écris que pour cent lecteurs . . . Je ne puis pas

donner des oreilles aux sourds, ni des yeux aux aveugles“; in den Versen wiederum sagt er von sich:

„Ich bin wie sonst ein Stimmungskatrobat, (!)
Belüg' mich selbst und mit mir alle Leute.
Ich jag' noch immer mit der Verse Reute
Auf der Gefühle weichem Wiesenpad.“

Sollte vielleicht die Erklärung für solche Gegensätze zu suchen sein in drei sehr charakteristischen Worten, die unter den bereits genannten Tagebuchnotizen auffallen („Interieurs aus dem Leben des Zwanzigjährigen“, Seite 191): „Laune, Reimtrieb, Dupierung des Publikums —“?

Trinkt der „schönheitsstrunkene Athener“ nur dann „den Wein großer Gedichte“, wenn er eben gar nichts Besseres zu thun hat, so etwa im Salon einer schönen eleganten Frau zu sitzen oder Lawn Tennis zu spielen . . . ?

Noch einige „Tagebuchnotizen“: „Bauerfelds Tagebücher. Grillparzer habe ich nicht gern. Tennis —“ „Hunger. Faul. Fünf Gedichte.“ — „Eigentlich ist doch alles Schwindel, Liebe, Ehre, Ruhm u. s. w.“

Ich begreife, daß dieses letzte Buch Richard Schaukals den literarischen Kritikern unangenehm gewesen ist. Die Rezensenten! Sie sind wirklich das Allerübelste an ihm bisher gewesen. Als er die Gedichte seiner Gymnasialzeit heraus gab, Sachen, von denen er später selbst sagt, daß sie „unwürdig und schlecht sind in ihrer rüdenschwachen, marklosen Anlehnung an vergilbte Muster, ihrer platten Dagewesenheit, ihrem banalen Epigonentum“, da sprachen sie von „einem hübschen lyrischen Talent“, von „viel wahr Empfundene“, von „echter Poesie“ u. s. w. Nach den Erfolgen seiner weiteren Versbücher wurde er unbestritten zu den exklusivsten und vornehmsten unserer jungen Lyriker gerechnet. „Dem Dichter ist sein Beruf ernst und heilig, und er wahr! sich als Seher und Priester sein ‚Pathos der Distanz‘ von der Menge“, so schrieb einer seiner Lobpreiser. Und jetzt, in dem letzten Buche, Seite 191:

„Laune. Reimtrieb. Dupierung des Publikums!“

Der Dichter nimmt die Maske ab, das Menschliche, Allzumenschliche enthüllt sich.

Allerdings hüte ich mich, derartigen Worten, die den Leser gewaltsam desillusionieren sollen, allzu viel beizumessen; aber sie sind auch nicht von einer „unbegreiflichen Bedeutungslosigkeit“, wie ein Kritiker sie bezeichnet. Dies letzte Werk Schaukals überhaupt, die „Interieurs aus dem Leben

der Zwanzigjährigen“, ist ein document humain, eine Konfession nach seinem eigenen Wort. Er hat es dem rücksichtslosesten unserer modernen Dichter gewidmet: Arno Holz. Wohl deshalb, weil er mit jener Aufrichtigkeit, die er an dem Revolutionär der Lyrik schätzt, vor sein Publikum hin tritt, alle „Schleier, Überwürfe und Farben und Gebärden“ von sich abzieht und, um im Zarathustra-Worte zu bleiben, vielleicht bloß mehr „gerade genug übrig behält — um die Nögel damit zu erschrecken“. „Düffel, Feigheit, Frechheit ärgern jeden besser Gesinnten“, sagt er in der Widmung; sieben Seiten später schreibt er in der Vorrede, daß er dem Buch „auch ein wenig seiner seither sehr gewachsenen, übel verrufenen Arroganz mit auf den bösen Weg unter das liebe Publikum und die Nezensentengenossenschaft mitgeben will“. Jene verschiedenen Vor-, Mittel- und Nachworte, sowie die Selbstanzeige in der „Zukunft“ (VI. Jhrg. Nr. 29) zeigen, daß sich der Verfasser von der Wirkung seines Buches äußerst viel verspricht. Nun, die Thatsachen werden ihn eines Besseren belehren. Obgleich das Buch verdiente, gelesen zu werden, und zwar wegen des edlen, vornehmen, ja beinahe klassischen Stiles, in dem es geschrieben ist. Schaukals Prosaстил kann sich mit dem seiner Verse vollauf messen. Inhaltlich stört das Kollettieren mit verschiedenen Manieren; Altenberg, d'Annunzio und Andere werden kopiert. Der Autor fühlt es manchmal selber, wie unnatürlich dieses Denken mit Gedanken Anderer ist. So heißt es einmal („Sommer“) von einer Dame: „Diese königliche Frau! Sie war wie ein Sonett des Lorenzo Medici. Das fiel ihm ein! Warum wie ein Sonett von Lorenzo? Warum ihm immer die Litteratur in die Stimmungen kam? Konnte er denn nicht rein fühlen? . . .“

Doch dabei ist nicht zu leugnen, daß Schaukal verwandte Seiten mit d'Annunzio wirklich hat. Beides ist ihm mit dem Dichter des „Piacere“ gemeinsam: der rücksichtslose Sensualismus, der Hang zur möglichsten Verfeinerung — fast möchte ich sagen, Stilisierung des Lebens, und der ewig unbefriedigte Ehrgeiz des Künstlers, das sich in brennender Glut verzehrende Verlangen nach Kraft und Größe. Allerdings ist der Italiäner dem jungen Österreicher auf dem Wege zum Ruhm schon ein gutes Stück voraus: von d'Annunzio's üppigem und leuchtendem Talente strahlt in Schaukals Dichtungen nur ein blasser Schimmer.

Seit seinem neunzehnten Jahre (er ist geboren 1874) hat Schaukal fast jedes Jahr einen neuen Band heraus gegeben und in seinem letzten bereits wieder das Erscheinen von fünf weiteren angekündigt. Aber bei manchen Gedichten wäre es nicht gerade notwendig gewesen, sie der Nachwelt zu überliefern. Verse wie:

„Mein Herz klopft,
die Stille schwingt.
Mein Blut klingt.
Meiner Seele ist zum Schreien
und sie hat den Mund verstopft“

hätten getrost ungedruckt bleiben können. Auch das öftere Eingehen auf allzu persönliche Angelegenheiten dürfte der Dichter sich mehr ersparen.

Doch ich habe eine große Hoffnung. Schon aus den letzten Gedichtbänden Schaufals spricht dann und wann ein überraschender, ernster Ton. Hat er früher geschrieben: („Gebet“, *Tristia*)

„Laf mich unzufrieden bleiben,
nicht mich in die Tage schiden . . .“

so finde ich in seiner „Sehnsucht“ (die seine besten Verse enthält) das prächtige Lied:

„Lege deine Lofe
leise dem Leben zu Fuß;
freu' dich der gelben Rose,
freu' dich der Herbstzeitlose,
währe dir Klang im Gruf.“

Wenn er zu solch ausgeglichener Reife, Harmonie und Schönheit seine Kunst hinauf trägt, dann mag wohl einst von seinen Liedern das Wort Theophile Gautiers gelten, welches Schaufal einem Teile seiner „*Tristia*“ voran gesetzt:

„Les dieux eux-mêmes meurent,
Mais les vers souverains
Demeurent
Plus fort quo les airains.“



Wie ich ward und bin.

(Einige Notizen.)

Am 27. Mai 1874 in Brünn, der mährischen Hauptstadt, als der einzige Sohn eines aus Namieft stammenden Kaufmannes geboren, mütterlicherseits der Erbe gehüteter großbürgerlicher Überlieferungen, wuchs ich, ein stilles, stets beschäftigtes Kind, in behaglich-freundlicher Dämmerwärme eines alten,

engen Hauses heran, mit einer jüngeren Schwester herzlich vereint. Kaum vier Jahre alt, begann ich zu „zeichnen“, noch nicht fünf alt, zu „dichten“, einer willigen Mutter „diktierend“. Märchen besaßen mich völlig. Später fesselten mich das Theater, die Weltgeschichte — die Indianerramantik. Ich lernte mit Eifer; daß ich „studieren“ sollte, war keine Frage. Die Mathematik verursachte mir unsagbare Qualen, die alten Sprachen machte ich mir innig zu eigen. Leider bedrückte mich der fast völlige Mangel des Gedächtnisses. Ich war so seit je gezwungen, im eigentlichsten Sinne zu „schaffen“. Ich „widmete“ mich nach der mit Auszeichnung bestandenen Gymnasial-Maturitätsprüfung ohne sonderliche Reigung, aber mit Verständnis den juristischen Wissenschaften und promovierte 1898. Schon im August 1897 war ich unmittelbar nach einer Englandreise bei der Statthalterei Brünn in den politischen Verwaltungsdienst getreten.

Am 1. März 1899 bezog ich meinen seitherigen Dienstort Mährisch-Weißkirchen, ein durch militärische Erziehungsanstalten einigermaßen belebtes Landstädtchen in slavischem Gebiete, wo ich vom Konzeptspraktikanten zum Konzipisten und (1901) zum Bezirkskommissär vorrückte. Als Reserveleutnant in einem mährischen Dragonerregimente kenne ich Galizien; Reisen führten mich nach Deutschland, Frankreich, Italien, England, in die Alpen. Ich bin seit nahezu drei Jahren verheiratet, Vater eines blonden Bubens, dem unser Aller Johann Wolfgang Schußheiliger geworden ist. —

Die „Gesellschaft“ brachte 1893 zum ersten Male (ich will drei tastende Versuche in Brünn und Wiener Blättern nicht nennen) meinen Namen. 1893 erschien auch mein erster „Gedichte“-Band (bei Pierson), eine völlig unberatene Sammlung lyrischer Erzeugnisse der Jahre 1889—1892. Ihm folgte (als dritter dramatischer Versuch) die, dem Buchhandel seither (wie „Gedichte“) entzogene „Rückkehr“ (Ein Akt, Pierson 1894). Erst meine „Verse 1892 bis 1896“ (Brünn, Rahrer 1896) lasse ich gelten. Hier hatte ich meinen Ton gefunden. Diese „Verse“ und „Sehnsucht“ (München 1900, Henry) sind meine Lieblingsbücher. Eine Art stilisierter Konfession sind die „Interieurs aus dem Leben der Zwanzigjährigen“ (Leipzig 1901, Tiefenbach), ein fast allgemein litterarisch aufgefaßtes und so gründlich mißverstandenes Sammelwerk von Fragmenten der Jahre 1893—1898. Doch suche man mein vertieftes innerliches Leben in meinen Gedichten, deren sechs 1896—1902 erschienene, neuerlich in fünf zusammen gezogene Bändchen eine immer wieder durchgeführte und streng gefichtete Auslese meiner sehr gelegentlichen und nie erzwungenen Produktion bilden. Ich bin kein Schriftsteller im Sinne der Kunst. Doch nenne ich mich füglich einen Aestheten, in jenem besten Verstande, der ein Leben bezeichnet. An meiner Mutter, der ich seelischen Reichtum danke, an meiner

Frau, die mich so zu sagen aus ihren gütigen Händen übernahm, habe ich die Freunde, denen ich einzig eigne. Reger (oft allzu reger!) gesellschaftlicher Verkehr, Jagd und Sport beleben meine einförmigem Dienste zum größten Teile gewidmeten Tage. Ich pflege eine ausgebreitete Korrespondenz. Sie hat mich manchen ausgezeichneten Künstlern genähert, so Eduard Grisebach, Gerhard Duda Anoop, Arno Holz, Thomas Mann, Casar Fleischlen, Franz Blei, Ferdinand von Saar, Heinrich Bogeler, Rudolf Jettmar u. A.

Ich bin Gourmand, Anglomane, Fanatiker der Reinlichkeit und Wohlerzogenheit. Ich bin sehnsüchtig und höflich, jähjornig und mittheilslos, mittheilsam und selbstsüchtig. Ich sehe mit Ironie um mich und kann weinen vor Glück an Schönheit. Das katholische Frankreich, das Venedig des Verfalls, das alte Osterreich sind mir nah. Ich fand wenig Männer, deren Freundschaft ich wünschte, viele Frauen, die Einfluß auf mich hatten.

Meine Heroen sind Goethe, Velasquez und Kleist. Ich liebe E. T. A. Hoffmann, Schumann, Platen, Stifter, Baudelaire, Hölderlin, Jakob Burckhardt, Jacobsen, Beyle, Bizet, Hamson, Watteau, Tiepolo, Konrad Ferdinand Meyer, Stefan George.

Dr. Richard Schaufal.



Poesie und Prosa

von Richard Schaufal.

(Mährisch-Weiskirchen.)

Neue Gedichte.

An meine Mutter.*

Ich bin ein schwer am Leben
schleppender Phantast,
und vieles dazu hast
du, Beste, mir gegeben;

doch auch ein gutes Teil
Hoffnung und Morgenwille:
das reißt in Seelenfülle
zum Heil.

* Alle mit diesem Sterne bezeichneten Gedichte sind einem, binnen Kurzem im Verlage von Hermann Seemann Nachf. in Leipzig erscheinenden Bande: „Das Buch der Tage und Träume“ entnommen.

Die Jungfrau.*

Auf diesem schlängelnden Pfade
unter weißen Birken und Linden
— durch die Zweige blaut das Gesteade —
soll ich den Frühling finden.

O Frühling, süßer Geselle,
laß' mir an den Bäumen dein Zeichen!
Deines Atems duftende Welle
macht meine Wangen erbleichen.

*

Längst hat der Wind, du stummer Baum,
dein letztes Blatt herab geweht;
du hebst dich nackt vom kühlen Raum,
der blau auf schwarzen Dächern steht.

Geht wohl durch deinen kahlen Stamm
ein Frösteln von Erinnerung,
wie dich ein weißer Traum umschwamm,
da du einst blühest stark und jung?

*

Sommerjonnenseligkeit
kommt nicht mehr herbei:
sie und ich, wir zwei,
haben damals uns entzweit, —
traurigste Begebenheit:
alles ist vorbei.

Weiß zwar nicht, warum und wann,
doch sie ist dahin,
Glanz und Sang und Lust verrann,
und sie knüpft nicht wieder an,
will nicht mehr den stillen Mann,
reizendste Verführerin.

Das Kornfeld.*

Meine Gedanken
sind ein Kornfeld im Wind:
sie rauschen so und schwanken,
weil sie hoch gewachsen sind.

Über mein Kind geneigt.*

Ob ich in die hellen Hallen
dieser Kinderseele trete?
Viel ist von mir abgefallen:
sieh, mein alter Gott, ich bete.

Gieb mir dieses Herzens Treue,
dieser hohen Räume Thron:
dies aus mir gewachs'ne Neue
sei mein eingeborn'ner Sohn!

*

Der alte Pfarrer ist heute gestorben,
der unsern kleinen Buben vor ein paar Wochen getauft hat.
der alte Pfarrer mit dem schmalen Kindergesicht,
mit den vielen zarten Falten und Strichen,
mit den feinen schlichten gütigen Haaren,
mit den ruhigen, so unsagbar stillen Augen, —
der alte Pfarrer mit seinem großen Frieden ist tot.

Die Nacht ist still geworden,
die stummen Stunden gehn,
Millionen von Gedanken
trippeln auf den Zehn,

*

trippeln mir im Kopfe,
trippeln ihn ganz wund;
manchmal als ein Seufzer
purzelt einer aus dem Mund.

Das Dreieck.

Pierrot erscheint in tadellosen,
mit der Bügelfalte ungebrochen
zierlich fußfrei fallend weißen Hosen;
doch man sagt, daß er nach Schnaps gerochen.

Und Cassander sitzt bei Colombine:
„Pantalon ist eben fort gegangen.“
Sie hat etwas gar zu rote Wangen
und Cassander die Poetenmiene.

„West.“

Gesprenzte Streber, fragenhafte Affen,
hochmütige und schameutblößte Dirnen,
umringt von schmeichelnden und schändlichen
Laffen:
Du siegst herab von steilen Gletscherfirnen.

Sie hatten manchmal feine weiße Hände,
manchmal die Grazie von müden Kindern.
Doch wie die Futterwiese fetten Kindern,
nahm über Pfählen ihr Bezirk ein Ende.

Gebet.

Sonne, große Sonne,
gelbe, heiße, weiß glühende Sonne,
schöne, gute, wundervolle warme Sonne! . . .
Eigentlich hätte ich eine Eidechse werden sollen!

Zuspruch.*

Mut! Noch locken dich Fährden.
Mut! Noch lodern des Hornes
purpurflutende Flammen.
Bricht eine Welt dir zusammen,
kann eine neue dir werden,
raunt eines strömenden Bornes
plätschernde Stimme im Innern:
kämpf' dich aus feigem Erinnerung!
So lang dir im Busen die Sonne loht,
bist du dein Gott, dein Leben und Tod.

Spruch.

Und sind doch alle Dinge dieser Welt
ganz angethan, uns leidlich zu vergnügen,
mit einem zarten Schleier so zu lügen,
daß es uns lächelnden — gefällt.

Besinnung.

Noch können mich die strömenden Worte tragen,
die immer wieder mich an Klippen schleudern,
aber ich weiß es lange: nur ein Spiel ist Sagen.

Erst wenn ich ganz mich auf mich selbst besonnen habe,
wird mir Erinnern Scham nicht bringen mehr statt Labe.

Der großen Kunst.*

Der ich mit entbrannten Blicken
und mit Scheu doch näher trete,
große Kunst, zu der ich bete,
laß' mich nicht im Tag ersticken!

Segne den dir still Geweihten!
Des Geschehens Niederungen
bleiben unter ihm, begleiten
schwebend ihn die Feuerzungen.



„Eine Alltagsgeschichte.“

(Geschrieben 1896/97.)

Erstes Kapitel.

Anfangs war er wie verschüttet. Er gieng umher, legte die Dinge vor sich hin, sah sie an, geistesabwesend, fremd, sprach mit den Menschen, die er traf, über Alltäglichkeiten mit einer fernen, klanglosen Stimme. Dann saß er Stunden lang über einem Buche, dessen Seiten er nicht umblätterte. Er hatte sein Jus wieder vor genommen und wollte durch ein intensives Lernen alle andern Gedanken verschleuchen. Aber ihm war, als gienge etwas vor, das er unrettbar versäumte, und gequält rang er mit seiner Unaufmerksamkeit, seinen ängstlichen, wie gepeitschten Gedanken. Er war in der letzten Zeit des höchsten Paroxismus seiner Liebe zu Alice roh und brutal gewesen, er wurde jetzt immer stiller, einsilbig, scheu. Alles elstete ihn an, die gewohnten Gesichter, die er vergessen hatte, die regelmäßigen Tagesgeschehnisse: das Leben war ihm eine Last. Er war zu gar nichts fähig. Manchmal schrieb er Briefe, manchmal Verse. Und mit fiebriger Ungeduld erhartete er Nachricht — von ihr. Er hielt sich in einem zitternden Erwarten des Wiedersehens, an das er doch wieder nicht recht glaubte; er meinte oft, wenn er ganz allein war.

Einmal fuhr er wie gewöhnlich mit seinem Rad in's Freie. Es war ein kühler Augustabend. Tag über hatte es in Abschnitten geregnet. Er fuhr über den Kiesweg unter den tropfenschweren Kastanienbäumen an

braunen Feldern vorüber zur Abtei. Die Abtei lag eine Stunde vor der Stadt, hinter dem Villenviertel. Knapp vor der großen Brücke über den gelben, trägen Fluß, der von den Weinbergen aus den großen Wäldern kam, sprang er ab und richtete etwas an den Bedalen. Da gieng ein Mädchen an ihm vorbei. Er sah auf, und plötzlich fiel ihm ein, daß er hätte grüßen sollen. Aber sie war schon fort. Sie hatte ein moosbraunes dünnes Cape und ein dunkles glattes Kleid an. In den Händen trug sie nichts. Ihr Schritt war deutlich, die Gestalt erschien frei und selbstbewußt getragen. Sie hatte sich nicht umgesehen.

Zwei Tage darauf fuhr er wieder zur Abtei. Er hatte die Erscheinung längst vergessen. In der Nähe der Brücke fiel ihm das Mädchen ein. Er erinnerte sich, daß hinter der Brücke vor dem kleinen Tannenwalde die einfache Villa ihrer Eltern lag und daß er als Kind mit seiner Cousine öfters unter den hohen Pappeln des Vorgartens mit Lilli gespielt hatte. Sie war die einzige Tochter zurückgezogener Leute und unter drei Brüdern das älteste Kind, eine kleine, fürsorgliche Hausmutter. Er entsann sich ihres widerspänstigen, mürrischen, oft rauhen Wesens, ihrer schnippischen Kinderworte, ihrer hochmütigen, unartigen Gebärden. Er stieg vom Rad, und indem er es sorglich über die den Weg eingrenzenden Steine hob und an der Lenkstange mit der Rechten weiter führte, schaute er über die Latten in den dunklen Garten hinein. Er hegte die unbestimmte Hoffnung, das Mädchen wieder zu erblicken. Und jenseits der Wiese unter dem hohen kleinen Eisenbalkone der einstöckigen Villa sah er wirklich ein weißes Kleid. Sie war es. Sie hielt ein Buch und eine Kassetasche und bückte sich von Zeit zu Zeit freundlich zu einem kleinen Kinde, das einen großen zottigen Hund hinter sich her zog. Er blieb stehen und wartete, bis sie vorüber läme. Sie kam mit ihren sicheren, aber leichten Schritten, in einem weißen Blusenkleide, ohne Hut, das blonde, feine Haar in spärlichen Kräuseln um die freie, reine Stirne. Wie sie sich mit einer heiteren, nicht allzu hohen Stimme und mit sanfter Güte zu dem blassen, freundlichen Kinde nieder bog, bewunderte er die wohlgefälligen Wendungen ihres geschmeidigen, ungemein zarten Körpers und die ruhigen, halb geschlossenen Lider mit den langen Wimpern. Sie gieng ganz nahe an dem Lattenwerke und an ihm vorbei, — und da er sie unverwandt anstarrte, mochte wohl sein Blick ihre Augen getroffen haben: sie sah zu ihm herüber, ruhig, aber mit jenem hochmütig abweisenden Ausdrucke, den er an ihr, wenn sie kaum dankend an ihm vorüber schritt, schon früher bemerkt hatte. Er wurde verlegen und griff nach der Kappe. Sie wandte sich ab, als ob sie ihn nicht bemerkt hätte, beschleunigte aber ihren Schritt und bog um das Haus.

Er bestieg unmutig sein Rad und fuhr heim. Wie wenn sein Ausflug nur ihr gegolten hätte. Als er wieder neben den Feldern glitt, fiel ihm Alice ein, und nach Hause gekehrt, schrieb er ihr einen vierzehn Seiten langen, sehnfüchtigen, heißen, klagenden Brief nach Ungarn, wo er sie mit einer Schwägerin seit Kurzem wußte. Das war an einem Freitag. Sonntag Vormittag, als er im Garten mit Lina, der Cousine, saß, nachdenklich über einem Paragraphen des Privatrechtes, eine Opera-Zigarre in einem goldbellekten Papierspiß zwischen den Zähnen, sagte das Mädchen, von seiner Stiderei plötzlich aufschauend, beide Hände auf den Knien:

„Harrn, möchtest Du nicht einmal mit mir zu Arendts hinaus? Die Lilli kennst Du ja noch aus der Kinderzeit. Wir hätten dort eine hübsche Tennispattie. Wolf, der älteste von den Buben, soll gut spielen. Die Lilli hat mich öfters aufgefordert, ich habe nie daran gedacht.“

Und so kamen sie am Montag, halb fünf Nachmittags, an einem trüben Septembertage, sie im Wagen, er auf dem Rade, bei Arendts an. Die Mama saß im geräumigen Gartenzimmer, die Thüre zum Balkon stand offen. Ein Dienstmädchen in sauberer Schürze deckte einen großen Familientisch. Die Mutter empfing ihn herzlich. Er war ihr wieder neu. Sie rief nach Lilli. Der kleine Otto sprang herein, wurde auf den Schoß genommen, zappelte aber bald ungeduldig und kletterte herab, da er die Tenniskinder zu holen beauftragt war. Lilli kam. Sie erschien größer im Zimmer. Sie gab ihm ruhig die Hand. Ihre Augen waren blau. Die langen, feinen Wimpern und die bogenförmigen, dunklen, schlanken Brauen unter der intelligenten, etwas gewölbten Stirne, der ganz kleine, nicht zu rote Mund, die blassen, schmalen Wangen, die allzu gebrechliche Gestalt, alles war wie von einem schönen Kinde; aber man hatte das Gefühl, ein erwachsenes Mädchen vor sich zu haben, mit dem man nicht mehr ländeln konnte.

Als sie zusammen zum Tennisplatze giengen, der unter schattigen Buchen unweit eines glatten Teiches angenehm und in zierlicher Sauberkeit lag, betrachtete er die ruhig neben ihm Schreitende, indem er gleichgiltige Worte an sie richtete, aufmerksam. Sie war von Mittelgröße und überaus schlank. Ihre laugen, schmalen Kinderarme hiengen nicht ungefüß aus den Schultern heraus, sie waren leicht und folgten gefällig ihren nicht gemessenen, aber wahren Schritten. Sie hatte nichts von dem unnatürlichen Gang ihres Alters. Man merkte, daß sie über ihre Bewegungen nicht dachte. Die Lider senkte sie meist über die wunderbar blauen, eigentlich traurigen Augen, aber wenn sie sie rasch und ohne Scheu empor hob, verbreitete sich über ihr kleines, liebliches Gesicht ein warmer Glanz. Sie

hatte noch immer diese abgebrochene, wie unwillige Art, zu antworten, sie war nicht freundlich, er empfand sich ihr gegenüber als einen Eindringling. Freilich hörte er aus ihren selbstbewußten, etwas zu eiteln Reden, wie viel sie sich in der „Welt“ umgethan zu haben meinte, wie sehr sie sich seinen Jahren an Erfahrung überlegen glaubte.

So spielten sie zweimal in der Woche. Er kam regelmäßig. Er hatte sich an dieses ruhige, angenehme Haus gewöhnt. Manchmal unternahmen sie einen größeren Spaziergang zu Bieren, Lina mit Wolf voran, er mit Lilli hinterdrein. Er sagte ihr viel von seinen Ansichten, drängte ihr oft, unwillig über ihre Kälte, seine reifere Meinung auf, und allmählich ward sie ihm eine willige Zuhörerin, selten mit stillen Worten ihn unterbrechend, scheinbar geneigt, sich erzählen zu lassen.

Er merkte, wie sie ihm bald unentbehrlich ward. Er hätte sie gerne an der Hand genommen und wäre mit ihr durch das Feld geschritten, schweigend, nur von dieser sanften Berührung beglückt. Seine Briefe an Alice nahmen darum nicht ab. Er lebte ein Doppelleben, halb in der Ferne und mit seinen Erinnerungen und Wünschen, halb in einer wie traumhaften kindlich-schönen Gegenwart. Auch an seinen Freunden, die wieder mit ihm verkehrten, fand er allmählich Gefallen. Er begann wieder zu arbeiten, las die Werke der Dichter mit reiner Freude und dachte oft sorgfältig und mit einer ihm sonst ungewöhnlichen Ruhe über sich und seine Ziele nach.

Dabei kam er allmählich in eine keusche, zärtliche Liebe, die er in schüchternen, zagenden Worten Lilli entgegen trug. Sie nahm alles an, ihm gegenüber immer mehr von ihrem widerspruchsfreudigen Wesen lassend, wie veredelt durch seine ritterlich-andächtige und doch herablassend-spielende Reizung. Er wußte selbst nicht, wie ihm zu Mute war. Er hatte ihr mehr gesagt, als man Mädchen zu sagen pflegt, mit denen man einen tändelnden Flirt anhebt; aber er glaubte selbst nicht recht an „diese Dummheiten“, mehr als je klammerte er sich an die Ferne, mehr als je warf er sich mit leidenschaftlichen Rufen Alice hin, die seine standhafte Liebe mit zärtlichen, tröstenden Briefen erhielt.

Einmal fand er einen Gedanken in seiner Seele, der unter seiner Betrachtung schnell und stark heran wuchs, den Gedanken einer Heirat. Wie schön wäre es, sich mit diesem lieben, reizenden Mädchen zu verloben! Er gefiel sich in der Situation, er gieng dem Gedanken eifriger nach, ja er säumte nicht, ihn dem Mädchen sorgfältig zu unterbreiten. Sie hatte für das alles ein gütiges, nicht abgeneigtes Lächeln und zarte, anheimelnde Antworten. Er nahm das, was wie ein Spiel gekommen, als einen be-

stimmten, erhebenden Ernst. Er überlegte und fand, daß es sein Glück werden könnte. Und da er mit solchen Sehnsüchten nicht allein bleiben konnte, vertraute er seine Pläne der Mutter. Auch sie hatte Anfangs nur ein Lächeln, dieses gutmütig duldbende Lächeln einer Mutter; bald aber, als sie in seinem hartnäckigen Bestehen eine festere, tiefer wurzelnde Absicht merkte, fand sie gütig abweisende, verträöstende, oft ungläubige Worte. Das stachelte und kränkte ihn. Er sprach sich in eine Heftigkeit hinein, die dem Ganzen ferne gelegen. Und er suchte bei Lilli Stützen und Pfeiler seiner Wünsche. Die Briefe an Alice wurden seltener. Endlich, in einem jähen Entschlusse, ließ er packen und fuhr nach Wien.

Zweites Kapitel.

Das war doch nicht das Leben, wie er es liebte. Eine Mietwohnung mit ihrem verblähten, geschmacklosen Mobiliar, dem er nur notdürftig durch ein paar dicke Teppiche und die zahlreichen Photographien nach half; die tägliche Besorgung der kleinen, allzu notwendigen Forderungen der Hauslichkeit, der Verkehr mit Leuten, die ihm nichts zu geben hatten als verwischte und mühsam verrenkte Typen niedriger Menschenformen, das Unbehagliche eines nicht nach dem Zeiger geregelten Stundenplanes, die Unbequemlichkeiten der Entfernungen und das geringe Auskommen, das ihm zugewiesen und das so wenig mit seinen Wünschen in Einklang zu bringen war, ließen ihm das Heim doppelt erstrebenswert erscheinen, und er fragte sich, ob ihm die Theater und die Museen, das geräuschvollere, intensive Leben, dem er zuweilen gerne nach gieng, alle die Sorglosigkeiten und warmen Einzelheiten einer unbekümmert nur den Studien lebenden häuslichen Existenz aufwiegen konnten. Wie er seine Haar- und Parttracht unbefriedigt und nach einem ausdrucksvollen Stile fahndend in kurzen Zeitläuften änderte und sich selbst lächelnd dieser seltsamen Unbeständigkeit halber bemitleidete oder verspottete, um Kopf schüttelnden Bekannten den Tadel aus dem Munde zu nehmen, so trieb ihn seine Neuerungsfucht auch in den Vorgängen, in die er sich brachte, von Station zu Station, und seine Ungeduld und Verzweiflung über sich selbst, seine ungesicherte Lage, seine trüben Zukunftsaussichten und seine Ziellosigkeit verwirrten ihn selbst in den Stunden reinen Sich-fühlens, bei der angestrengten, freilich nur nach Tagen zählenden Arbeit. Er war nicht mehr der Knabe, der die Litteratur in Allem suchte, sich selbst in künstliche Verhältnisse brachte und das Gelesene in die Erscheinungen trug, er sah mit geöffneten Augen um sich und geriet über die rücksichtslose Ode der Beziehungen und die Unerklärlichkeit der Geschehnisse in ein Fieber, das ihn wie einen fröstelnden Schwimmer mitten im See packte und an's Land jagte.

Aber wie der Schauernde mit heftigen und anstrengenden Ruderbewegungen gegen die Macht der aufgeregten Wellen in seiner Kälte und Mutlosigkeit nur langsam und zitternd dem Ufer naht, so bebte seine hin und her geworfene Seele nach dem Gestade der Heimat in Entfernung schätzender und überschätzender Angst. — Seine Feierstunden waren die Genüsse an den Dichtern und Philosophen. Da kam er aus seiner Enge in die weiten Räume, in denen er Atem holen und seine Flügel ruhig und dankbar ausgebreitet halten konnte, wie ein Adler, der im Fluge rastet über den Wolken in der reinen, einsamen Sonnennähe.

Au Lilli dachte er mit stiller Liebe, ohne Inbrunst, frei und sicher. Aber er gab sich keine Rechenschaft über ihre Beziehungen. Er schrieb aus Stimmungen heraus und erhielt die Antworten in andere Stimmungen hinein. Das nahm dem Verkehre viel von der Wahrheit der Rede und Gegenrede. Denn er konnte sich nicht in einem Tone halten. Und er künstelte immer an seiner momentanen Phase. Sie freilich blieb sich gleich. Rindlich-scherzhaft, nie gesucht anders, als es um sie stand, aber immer in einer Laune, zupfte sie an seinen zartesten Begriffen mit spielenden Fingern und schenkte ihm oft weniger die Macht ihrer glücklichen Ideen, als sie ihn mit den Deutlichkeiten ihrer kunstlosen Worte auf ungewollte und von ihm nur mit Widerwillen begangene Fahrten nach den alltäglichen Anlässen mancher Mitteilungen und Bemerkungen wies.

Drittes Kapitel.

Als er zum ersten Male wieder mit Lilli zusammen traf, mußte er sich über die übertriebene Art ärgeru, mit der sie ihren Abscheu über sein verändertes Aussehen, die allzu langen, links gescheitelten Haare und den rasierten Schnurrbart zum Ausdruck brachte. Dieser Ärger gab dem Tage sein Gepräge. Er war unwillig, verstimmt und nachdenklich. Trotzdem war er glücklich gewesen, als er ihr die Hand gab und sie ihm mit ihrer hellen, immer etwas zu kurz angeschlagenen und wie molanten Stimme sagte: „Was wollen denn Sie wieder da?“ Aber dann kam der Ärger und die bösen Gedanken, und alles war für heute aus. Und in seinem Unmut brachte er des Abends, als er mit der Mutter allein war, das unselige Thema vor, das Beide immer zerbrochen entließ: die Elendigkeit und den Druck der mittelmäßigen Verhältnisse, dieses Nicht-sein-dürfen und Nicht-wollen-dürfen, dieses Herumfrießen unter kleinlichen Fochen, die ganze Erbärmlichkeit der beschnittenen Flügel und der Ode, die Zukunft heißt.

Erregt gieng er hin und her. Das milde, weiße Licht der Lampe lag über dem schweren Tische, eine gesättigte Wärme füllte das dunkel

tapezierte, reich und bequem ausgestattete Zimmer, die Messinglinken an den altertümlischen Thüren glänzten, und wenn ein einsamer Wagen vorbei fuhr, zitterten die Fenster Scheiben. Die Mutter saß mit vorgebeugtem Hals, beide Arme über den Knien schlaff und müde hängen lassend, auf dem Stuhle neben dem grünen, schmalen Kachelofen. Sie war erhitzt, und das schwarze, über den Schläfen ergrauende Haar stand zerzaust über der blassen Stirn, die von den selben Falten durchzogen war wie seine breiter gewölbte. Beide Hände in den Hosentaschen, blieb er vor ihr stehen.

„Und das ist mein Leben!“ rief er. „Wozu denn all' dieses Arbeiten, dieses mühevollen, Wochen lange Sitzen vor den Büchern, wenn das alles doch nur zur Ode führt? Was liegt denn vor mir? Der Beruf! Karrengaul sein, eingespannt mit den Anderen — das heißt doch, den Sargdeckel über sich zuschlagen. Begreifst Du meine Angst, die sich an das bißel Schöne im Leben klammert? Wenn ich frei wär'! Wenn ich hinaus könnte, in die Welt! Aber da heißt es, und das ist ganz natürlich und gerechtfertigt: ‚Du hast lang genug studiert, stell' Dich auf eigne Füße! Erwirb!‘ O, pfui! Ja, erwerben! Aber was erwerbe ich denn? Was bringt mir das Amt? Eine Pappalie. Und wann? . . . Der Papa freilich, der kann das schon gar nicht mehr erwarten, bis ich was bin. Was bin! Wenn ich's heut nicht bin, werde ich's morgen? Und was bin ich schon, wenn ich einmal, was weiß ich, als Oberlandesgerichtsrat herum krieche? Dann bin ich 'was! So meinen sie's ja Alle . . . O, wenn ich nur studieren könnte, immer studieren, selbständig, ohne diesen hastenden Ruf hinter mir: Schluß! Wenn ich reisen könnte! Ich pfeife auf den Beruf! . . . Das sollten die Leute hören. ‚Verdorben‘, sagen sie. Aber ich will kein ‚nützlich Mitglied der menschlichen Gesellschaft‘ werden. Ich bin aus einem anderen Stoffe. Aus dem macht man nicht die Landesgerichtsräte und die Notare. Ich bin ein Künstler. Ich bin das Überflüssigste, das auf dieser Welt herum läuft. Ich bin ein Sonnenlichtfänger, ein Träumer. Der Papa, der mich ‚so genau‘ kennt, der sagt natürlich geringschätzig und mit diesem ‚Brustton der Überzeugung‘: ‚Willst Du vielleicht so ein Skribler werden und hinter'm Busch verhungern?‘ Nein, ich will nicht verhungern. Ich bin nicht der Mensch dazu. Ich lebe nur in der Schönheit, nur in einem gewissen Überfluß. Ich weiß, was Du sagen willst. Du willst mir sagen: ‚Und Du willst hetraten? Du willst Dich in's Glend hinein setzen mit keiner anderen Aussteuer als Deiner Verwöhntheit? Du, der Du Dir keinen Wunsch versagen kannst, Du, der Du nur im Reichthum gedeihen kannst, der Du Dir Teppiche über Teppiche legst und jedes Buch kauft, dessen Einband Dir

gefällt, der Du noch nie in Deinem Leben mit Deinem Monatgelde ausgekommen bist, der Du, wenn Du zu Hause lebst, Schulden machen mußt — Du willst heiraten, willst mit 2400 Gulden — und ob Du die hast, weißt Du nicht einmal — Dich mit einer ebenso verwöhnten Frau in zwei, drei kleine Zimmer zurück ziehen, Deine Frau arbeiten sehen? Du, der Du im Jahr mehr Kleider und Zigaretten brauchst als . . . — Nicht wahr, das alles willst Du sagen? Nicht wahr, Mama? Und schau', obwohl ich so ein Mensch bin, obwohl ich ein Verschwender, ein Leichtsinziger, ein unpraktischer, verwöhnter, egoistischer Mensch bin, obwohl ich keine Ausichten habe, obwohl ich weiß, daß ich mich durch einen solchen Schritt für mein Leben vielleicht an die Scholle fesseln, obwohl ich so ungeschickt bin zum Entsagen, ja zum Versagen, zum Wünscheentbehren, trotzdem, ja trotzdem will ich's. Ja, ich will die Lilli heiraten, wenn es nur halbwegs möglich ist. Es ist meine Idee vom Glück. Ich kann mir nicht helfen... Du weißt, wie ganz anders ich gedacht habe, wie ich immer gesagt habe: „Ich muß eine reiche, sehr reiche Frau bekommen, sonst kann ich nicht leben; denn ich selbst kann mir nichts erwerben und werde es pekuniär gewiß nie zu 'was bringen'. Und begreifst Du denn nicht, was für ein großes Gefühl das sein muß, das das über den Haufen wirft und schreit: „Nein, ich will etwas ganz Anderes. Ich will eine kleine Frau haben und glücklich sein, einmal glücklich sein! . . .“ Mir kommen sie ja selbst, diese gräßlichen, ernüchternden, diese heißen Gedanken: „Werd' ich das können, wird das möglich sein?“ O, Du weißt ja gar nicht, was mich alles quält. Was mir alles im Kopf herum stürmt. Ob sie mich auch wirklich lieb hat. Ob sie nicht nüchtern denkt. Ob sie mich nicht nur so hält, wie kein Mädel einen Verehrer ausläßt. Ob sie nicht mit einem Male in die Vernunft hinein springt. — Und könnte ich ihr Unrecht geben? Was sag' ich mir denn selbst? „Unfinn,“ sag' ich mir. „Dein Leben ist unterbunden, wenn Du Dich vertrennst . . .“ Aber was wird denn aus diesem Leben? Wenn ich nicht diese eine Hoffnung hätte und die Kunst, meine große, göttliche Geliebte, wo wär' ich dann!! . . . Jetzt erschiefe ich mich nicht, nein — jetzt noch nicht. Jetzt ist die Hoffnung trotz alledem noch zu gewaltig. Dieses ewige „Vielleicht doch“ wird mich noch lange narren . . . Aber laß' mir dieses Ideal. Ich traue und schabe ja genug selbst daran herum. Laß' mich in meiner Ode diesem Stern nach gehen, bis mir die Beine zusammen brechen.“

Die Mutter sah ihn an, so schmerzlich, so innig, daß er inne hielt.

„Du thust mir weh, Heinrich,“ sagte sie mit ihrer weichen, zärtlichen Stimme. „Was ich um Dich leide, das kannst Du Dir nicht vorstellen.“

„Ich weiß, Mama, ich weiß. Aber verzeih' mir. Ich kann nicht anders. Ich bin roh. Ich geb' es zu. Aber wozu in Selbstirrug leben?“

„Ich lebe in keinem Selbstirrug,“ seufzte sie. „Ich kenne Dich zu gut. Ich zermartere mir den Kopf, wie das werden soll.“

„Sei gescheit, Mama,“ sagte er und blieb vor ihr stehen. „Wohin das führen soll? Denk' nicht daran. Freu' Dich mit mir über den Moment.“

„Heinrich!“

„Ja, ja, ich weiß. Ich rede Unsinn. Ich — ach Gott, Mama, ich bin so unglücklich!“

Viertes Kapitel.

Der Fasching war vorbei. Wenn er Lilli besuchte, saß sie im weißen Hauskleide unter ihren in langen Reihen aufgestellten Photographieen in dem schmalen, lichten Zimmer, das er so liebte. Über den Ständerposten kleiner, leichter Tische hingen die Tanztrophäen, die Damenspenden und Kotillonfächer; aber auf dem kleinen Sekretär standen Veilchen und Hyazinthen, und auf den Dächern der einstöckigen Häuser gegenüber glänzte schon ein Frühlingsgrüßen.

Nun war endlich diese schreckliche Zeit vorbei, da er seine feine, zierliche Lilli in diesem Gedränge erhiteter, gepusteter, Wichtigkeiten plappernder Menschen fast haßte. Endlich war diese hochmütige Maske gefallen. Sie saß unter ihren Arbeiten und Büchern, und ihr stilles, liebes Lächeln glänzte in den blauen, treuen Augen. Er sah sie an und fühlte seine Liebe mit großen, weißen Schwingen in einem schimmernden Meere sonnenjitternder Luftwellen atmen, er hatte einen Drang in sich, diesem kleinen, blonden, schmalen Kiude sich an die Füße zu schmiegen und glücklich-vergessen zu träumen. Wie Schatten giengen die Vorgänge des Lebens an seiner müden Seele vorüber. Er hatte die Atmosphäre dieses Zimmers in den Gliedern, sein Herz beugte sich in einem schauernden Entzücken, in keuscher Andacht und sehrender Hoffnungsfülle.

Wenn er dann zu Hause saß vor seinen Büchern und sein auftaumelnder Blick sich auf das sanfte, schwermütige Bild senkte, unter dem in ungleichen geschwinden Zügen „Lilli Arendt“ stand, dann kam die wilde Jagd wieder dieser verdrängten, eifersüchtigen und peinigenden Zweifelsgebanten. Wie Heuschrecken schwärmten sie schattend über den bebenden Saaten seiner Wünsche. Lilli hatte nie den Mut ihrer Liebe gehabt. Und die Leute, die immer ihre Maffen machen und so zudringlich mit ihren Urteilen sind, hatten ihn „freundschaftlich“ gewarnt vor diesem „oberflächlichen, koketten Geschöpfe“. Grob war er geworden, heftig und wütend hatte er ihnen das Wort zerbrochen, aber heimlich bohrten sich

diese giftigen Spitzen in sein argwöhnendes, zermartertes Denken. Sie war ja wirklich so seltsam, wenn sie unter den Menschen erschien. Sie lächelte so glücklich in den Armen dieser eleganter Tänzer, sie plauderte so übermütig mit den grinsenden Laffen, sie war so scharf, so schnippisch mit ihm, ihrem allzu getreuen unmutverbitterten Schatten. Freilich, wenn er sie in einem langsamen Volksschritte fest umschlungen hielt, wenn sich ihr blondes, blaßes Köpfschen wie eine Blumenkrone über den schmalen Kinderhals senkte, wenn er in ihre himmelblauen, zärtlichen Augen schaute und bei der schmeichelnden, wiegenden Musik die lästigen Menschen vergaß, dann verzieh er ihr, dann bat er ihr ab mit bettelnden Knabenblicken, dann dankte er ihr mit selig-stummen Lippen oder mit flüsternden, kosenden, weichen Worten. Aber die Zweifel stiegen wieder aus der aufgewühlten Asche seiner bösen Gedanken, wie dünne, narlotische Rauchsäulen, unablässig, verleitend in nebelnde Schichten. Er rannte dann oft verzweifelnd durch leere nächtliche Straßen, oder er vergrub sich mit zitternden Nerven in seine Dichter, oder er ließ seine zuckenden Klagen in erregte und in zagende Verse gleiten . . . Dann sah er sie wieder und bat ihr seinen langen, bitteren Brief ab.

Fünftes Kapitel.

Da ihm der Gedanke seiner Heirat mit diesem über alles geliebten Mädchen bei der Aussichtslosigkeit der nächsten Jahre wie eine lobende Fackel alles geordnete Überlegen anderer Dinge versenkte, lief er in seiner Ratlosigkeit zu der Großmutter, mit der sich ein vernünftiges Wort sprechen ließ und bei der er sicher war, nicht unter dem wehmütig-zärtlichen Vertrösten seiner Mama und dem spöttlich-ungläubigen Wiße seiner beiden nächsten Freunde zu leiden. Die Großmutter empfing ihn herzlich und mit dem stillen Vorwurfe, schon ganz übersehen und zurück gesetzt zu sein, den sie mit der unlogischen Beharrlichkeit alter, etwas vergrämter Leute immer mitklingen ließ. Er setzte ihr mit hastigen und schüchternen Worten seine Lage auseinander. Wie er sich von den Frauen los gerungen, wie er, wenn er ganz aufrichtig sein sollte, auch von Lilli durch die geänderten Umstände, in den neuen Wiener Verhältnissen gehofft hatte, ablassen zu können, wie er aber, unruhig und unzufrieden, bei seinem bald verzweifelnden und negierenden Charakter sich so unwohl gefühlt habe in diesem wie feindlichen und so außer aller Beziehung zu seinen Neigungen unzugänglich verharrenden Wien, wie er geflohen sei und, zurück gefehrt, sich wieder in den kaum gelockerten so süßen Wänden gesehen hätte, wie er in qualvollen Vernunftgedanken mit seinem ersehnten Ziele gerungen, wie er sich überzeugt, daß er wirklich ohne Lilli nicht leben könne und

daß er sie erringen müsse, allen Bedenken, allen Sorgen, allen Warnungen zum Troste. Er hatte sich in eine Aufregung gesprochen, die auf den vom Stubenflitzen und Lernen gebleichten, schmaler gewordenen, glatt rasierten Wangen als eine fieberhafte, glänzende Röte erschien. Hilfe stehend sah er zu den ruhigen Zügen dieses gütigen, milden, runden, alten Gesichtes auf. Die Großmutter aber begann mit ihrer herzlichen, guten Stimme, in den zerrissenen Fügungen ihrer ungelübten, aufrichtigen Sprechweise zu trösten und zu sänftigen. Er blickte ihr angstvoll und demütig in die grauen, lieben Augen, hoffend und ungeduldig, ehrfürchtig und ängstlich. Aber die weichen, fast schmeichelnden Worte sagten nur immer:

„Schau'. Sei g'scheit. Hab' sie lieb und lern' brav. Aber, Harry, denk' doch! Du bist ja so jung. Und Ihr Zwei seid's so verwöhnt. Und Du bist ja noch lang nichts. Und binden kannst Du Dich nicht. Du bei deinem erregten, flüchtigen Temperament.“

Er gieng wie im Traum. „Soll ich mich los machen?“ fragte er sich. „Soll ich dieses Zus, das zu nichts führt, abwerfen und zu einer Zeitung gehen? Aber dann bin ich erst recht nichts. Und warten? Ich bin zweiundzwanzig, sie ist zwanzig. Wie lange soll ein Mädels mit zwanzig Jahren warten? Und wenn ich selbst annehme, sie hat mich so lieb, daß sie es magt und wartet, drei, vier Jahre wirklich treu und hoffend wartet, bin ich in drei, vier Jahren der Selbe? Hab' ich nicht die Pflicht, mich jetzt zu erklären, bindend zu erklären, sie zu versichern? Aber wenn das Unmögliche dann geschieht, wenn ich wirklich gegen mich nicht kann, soll ich durch die Trostlosigkeit einer Pflichtsache dieses reine, liebliche Geschöpf beleidigen? Und darf ich anderseits so gemein sein, brutal zu brechen, verraten und Treue mißbrauchen?“

Er war so unglücklich. Er hätte am liebsten laut geweint. „Und das Gräßliche daran ist das,“ sagte er sich, „daß der Gedanke so wunderschön ist und nicht gedacht werden soll. Warum nicht? Weil uns das ausreichende Geld fehlt? Ist denn Geld alles? Und kann ich mir denn nicht Geld verdienen?“ Er mußte sich Nein sagen. Er war ja doch nicht der Mensch dazu, sich zu verdingen. Er war doch der wohlgeborene Sohn geachteter Eltern. Den ward er nicht los. Da half kein Sträuben. Er war zu schwach. Und hätte das auch einen Sinn? Er mußte ihr doch eine gewisse Stellung bieten, er konnte sie doch nicht an ein ungewisses, schwankendes Dasein fesseln. Es mußte doch um Himmels willen etwas Sicheres sein. . . Er überlegte zum so und so vielen Male die Berufe. Advokat? Undenkbar. Dauert zehn Jahre mindestens. Gericht? Da mußte er fort und kam doch auch nur bis zu einem ge-

wissen kleinen Ziele, dann blieb er sitzen. Und vier Jahre dauerte es ja auch hier, bis er als gewissermaßen fundierter Bewerber auftreten konnte. Politischer Beamter? Es blieb ihm nichts Anderes übrig . . . Aber die Reisen? Er mußte doch endlich einmal die Welt sehen. Er mußte doch auf ein Jahr wenigstens heraus . . . Durfte er diesen Wunsch überhaupt aufkommen lassen? Das hieß ja, ein Jahr dieser endlosen Wartezeit zulegen . . . Er dachte an seinen Lieblingsplan, Philosophie zu studieren und sich zu habilitieren. „Zu spät. Ich darf nicht. Ich muß in den Beruf. Ich muß ehebaldigst in den Beruf. Ich muß mich begeben. Alle Träume vom langen, langen, einsamen, beharrlichen, durch keinen Amtszwang gestörten Studieren müssen ausgetrieben werden, bis kein Funke mehr aufflackern kann . . . Wie aber kommen mir überhaupt diese Ideen? Ich sollte ja freudig allem entsagen, was mich von ihr entfernt! Ekelhafter Unbescheidener, der ich immer wie ein Kind alles zugleich packen will. Aber Bescheidenheit ist Stagnation. Ich bin ein Künstler, ich bin ein ewig Unbescheidener. Ich hab' das Recht dazu . . .“ Ja, Recht! Und nicht einmal aus der materiellen Hausabhängigkeit hatte er sich zu befreien gewußt trotz all des Titanentropfes und dieses zehrenden, bösen Unmutes über die Fessel, die er am Fuße mit sich schleppete . . . „Du bist ein Schwächling,“ schrie es in ihm. „Gib dich auf, wie dich das Leben aufgibt. Erschieß' dich. Mach' ein Ende!“

„Lilli, Lilli,“ flehte er, „süße, kleine, blonde Lilli, Schutzgeist, geliebtes Mädi, hilf mir!“ Und so flüchtete er sich nach Hause, zu ihrem Bilde, schrieb ihr einen verzweifelten Brief und vergrub sich in seine Bücher, traurig und wie zerschnitten, mitten entzwei geschnitten, grenzenlos elend.

Sechstes Kapitel.

„Wie ist denn das möglich gewesen?“ fragten die Leute. „So ein viel versprechender, junger Mann,“ meinte ein Gütiger. „Er war ein hübscher Bursch,“ sagte die Baronin Nini, „wirklich ein hübscher Bursch . . .“

Seine Mutter aber saß bei ihm und hielt seine weiße, verkrampte Hand. Ihre Augen waren wie tot. Und um sie herum stand dieses voll geräumte, behagliche Zimmer mit den vielen Bildern und den glänzenden Büchertiteln. Eine Lampe brannte auf dem Fensterbrett. Warum brennt diese Lampe? Und warum ticken diese unermüdblichen Uhren? Der Vater schlich herein mit gerunzelten Brauen, blaß und scheu. „Man muß ihm den Revolver aus den Fingern bringen,“ flüsterte er dem Arzte zu. Dann fiel wieder die Stille herab wie ein dichter Schleier. Und der Frühlingwind rüttelte heftig an den Scheiben





Das Gastmahl des Arctius.

Ein Gespräch über die Kunst von Fr. W. van Westeren.

(Wien.)

Im äußersten Südosten der ewigen Stadt, kaum eine Meile oon den Thoren entfernt, lag das Landhaus des Römers Arctius. Beide, sowohl der Besizer wie sein Heim, erfreuten sich einer großen Verühmtheit unter den Zeitgenossen. Arctius galt als ein lachender Philosoph, als einer der wenigen Reichen dieser Erdr, die ihres Goldes Lichtseiten zu schäpen verstanden, vom Erze den edelsten Gebrauch machten, ohne sich selbst irgend wie zu oerkürzen und ohne sich oon der Last des Metalles erdrücken zu lassen. Das Landhaus wieder wurde seiner weiten, schattigen Gärten wegen gepriesen, die es in beträchtlicher Ausdehnung umgaben und es neugierigen Blicken entzogen. Und es gab viele Neugierige, denn oerhältnismäßig nur wenige Menschen kannten das Innere des zierlichen Marmorbaues. Sein Besizer veranstaltete keine großen Feste, wie so oiele Andere, bei denen sich halb Rom ein Stelldichein gab; solche seelenlose Lustbarkeiten, die nur den Sinnen und Bänchen genehm waren, liebte er nicht. Doch konnte er Abende und Nächte in mäßigen Tischfreuden und anregenden Gesprächen mit einigen auserwählten Tafelgenossen oerbringen, wobei er mit verfeinertem geistigem Prassertum äußerliche Verschiedenheiten seiner Gäste besonders willkommen hieß. Der geistige Zusammenprall denkender Menschen, die Klasse, Farbe, Herkunft, Tracht oder Lebensgewohnheit oon einander trennten, schien ihm das schönste aller Schauspiele, der höchste Lebensgenuß und bereitete ihm Befriedigungen, hoch über allen fleischlichen und grobsinnlichen Lüssen erhaben.

So war es auch in jener Julinacht des dritten Jahres der Regierung Hadrians. Es war eine herrliche, sternklare Sommernacht, und tiefer Friede ruhte rings über der Landschaft.

An einem der schönsten Plätze seiner Gärten bewirtete Arctius seine Gäste. Der Platz war über und über mit feinem silberglänzendem Kies be-

streut, dem glühende rosenrote Quarzkrystalle beigemengt waren. Ringsum zog sich im Kreise eine dichte Wand seltenen rot blühenden Mimosasträucher, in welchem die Zikaden unermülich die Flügel an einander streiften. Und diesen Tönen der stimmlosen kleinen Tiere gefellte sich ein anderer weicher Laut, das Plätschern einer Fontäne, die in der Form einer Rüsche aus purpurotem Marmorstein eine Ecke des Platzes füllte. Fünf alabasterweiße Frauengestalten von wunderbarer Schönheit der Züge und edler Reinheit der Formen schwammen lachend und sorglos auf der Oberfläche des Wassers und schleuderten in heiterem Spiele einander aus gewälzten Handflächen das klare Raß entgegen. Die Gruppe war so künstlerisch vollendet, daß es dem Beschauer schwer ward zu denken, daß diese fröhlichen Züge, diese munteren Gliederbewegungen für alle Ewigkeiten starr bleiben mußten. Der Fontäne gegenüber stand die Tafel, an der Kreius sich mit seinen Gästen niedergelassen hatte. Das Mahl war vorüber, die Sklaven waren auf einen Wink ihres Herrn verschwunden. Zur Rechten des Wirtes lag Hermion, ein megarischer Bildhauer mit langem braunem Lockenhaar und einem blassen jugendlichen Antlitze, dem träumerisch tiefe Augen und zarte edle Züge einen Ausdruck großer Weichheit verliehen. Sein schmaler, schlanker Körper ruhte lässig dahin gestreckt. Zur Linken des Gastgebers lag die kräftig gebaute, sehnige Gestalt des blonden Germanen Thorbast, eines reifen Mannes, den das launische Kriegsglück in jungen Jahren in die Gefangenschaft der römischen Feinde fallen ließ. Bald aber ward er frei und vom Lose bestimmt, im Gefangenentausche heim zu kehren. Doch Thorbast blieb. Nicht so die leichten Freuden, die prunkenden Lüste, die glutvollen Blicke der schönen Kämerrinnen bewogen ihn dazu — ihn fesselte das hehre Empfinden der Kunst, deren Verständnis sich seinem lebhaften Geiste erschlossen hatte; ihn bannte der Kreis tiefer Denker, mit denen er in Berührung gekommen war. Doch den Freuden der Liebe, den Genüssen reicher Lebensfülle war er nicht fremd geblieben. Der dritte der Gäste, die der feiste Kreius mit dem schwindenden Haupthaare, den buschigen Brauen über der stark geschwungenen Nase und dem rund gestuften Vollbart an diesem Abend eingeladen hatte, saß auf einem niederen Marmorsitze am unteren Ende der Tafel. Er war ein hoch gewachsener Mann, in ein weites Übergewand aus dunklem, leichtem Stoffe gehüllt. Er war größer als Hermion und so schlank wie dieser. Doch hatte seine Magerkeit keine weichen Linien, sie war hart und edig. War Thorbasts Antlitz von Wind und Wetter gebräunt und das des Kreius rätlich gefärbt, so deckte das Antlitz dieses Mannes ein brauner Schimmer, der fast in ein fahles Gelb übergieng. Eine hohe Stirn, eine scharfe gerade Nase, volle blutrote Lippen, tief dunkle Augen mit rastlosem Blicke und wohl gepflegtes schwarzes Haupt- und Barthaar — dies das Bild Marons, des Juden, der

seit bald vier Jahren in Rom Handelsgeschäfte trieb und seines scharfen, beweglichen Verstandes, wie auch seiner stets gleich fröhlichen, sprühenden Laune wegen dem Arctius lieb geworden war.

Mit den Worten: „Denn nur, was schön ist, kann Kunst sein!“ hatte Hermion eben ein bewegtes Gespräch geschlossen und nun war Schweigen eingetreten. Jeder hieng seinen Gedanken nach, Arctius aber sah seine Gäste der Reihe nach an und prüfte die Richtung jedes Blickes.

„Hermion“, sprach er dann, „ich weiß, daß dein Herz tief durchdrungen ist von dem, was du sprachest. Aber in deinem Geiste regen sich bange Zweifel. Diese bemächtigen sich deiner Blicke und dann suchen deine Augen so wie jezt ringsum, ob sie ein Etwas finden, das zugleich Kunst und häßlich ist.“

Da Hermion schwieg, fuhr Arctius fort: „Thorbast hingegen blickt jezt die Gruppe schwimmender Frauenschönheit an und ist tief überzeugt davon, daß nur Hoides Kunst sei . . .“

„Und bedauert“, unterbrach der Germane mit frohem Lachen, „daß nicht alles, was Kunst ist, auch Leben in sich trägt.“

„Es lebt“, sagte Hermion ernst. „Wenn ich die Augen schliesse, regen sich die starren Gestalten aus Stein und fühlen und denken mit mir, sprechen die Blumen und hören die Bäume. Und sie sind alle schön, weil sie einst Götter waren und Götter dereinst wieder werden.“

Arctius lächelte. „Du irrst, Hermion. Nicht Götter, sondern Stoff waren sie, sind es und werden es sein, wie immer sie vergehen und erstehen. Und dies Los teilen sie mit uns Menschen, mit uns — verzehrt, Freunde! — Tieren, ob schön, ob häßlich. Deshalb möchte ich dem Begriffe der Kunst nicht solch' weiten Raum anweisen, ich möchte dies Wort überhaupt keinem vergänglichen Dinge zuerkennen.“

„Und was ist dann dieses Wortes würdig, da doch alles vergänglich ist, außer den Göttern?“ fragte Hermion. „Und die Götter selbst werden ja Menschen, Blumen und Steine, wenn es ihnen gefällt, um dann oft erst nach unzähligen Jahren in ihre Himmel zurück zu kehren!“

„Es giebt keine Götter“, sagte Arctius mit leichtem Spotte, „du mein träumender Künstler Hermion. Es giebt nur das, wessen das Weltall bedarf, um weiter fort zu bestehen in steter Wechselgleichheit. Und dazu bedarf es fürwahr nicht der Götter, die niemals erfonnen worden wären, hätte es nur Stärke auf Erden gegeben. Zur Erhaltung bedarf das All nur des Vergänglichen, des greifbar Vergänglichen, also Hermions, Thorbasts, Narons und des Arctius vor Allem.“

„Dann giebt es doch auch nichts, was du Kunst nennen könntest, o Arctius“, lachte der Germane. „Sagtest du doch eben, daß nichts Vergäng-

liches diesen Namen tragen solle, und lehrt nun, daß es nichts auf Erden gebe als nur Vergängliches. Erkläre dich, dunkler Freund!"

Aretius nickte: „Nur Eines anerkenne ich als Unvergängliches und dies Eine, Freunde, ist der Begriff.“

„Der Begriff?“ entfuhr es dem Griechen.

„Ja, der Begriff“, wiederholte Aretius. „Er allein ist unsterblich. Nicht das Werk, das unsere Hände schufen, nicht die Schönheit, die unsere Liebe zeugte, nicht das wunderbare Formen- oder Farbenspiel, das vielleicht einem kurzen Windhauche seine Entstehung dankte, — nicht sie sind das unsterblich Schöne, nicht sie sind das, was ich Kunst nenne. Kunst ist mir der Begriff, den ich von diesem Vergänglichen erhalte durch mein Denken und Empfinden. Und diesen Begriff kann und muß ich weiter schenken, muß ihn vererben bis in's letzte Glied meines Menschenstammes, bis in die letzte Faser meiner Stofflichkeit, also bis zum Untergange des All, wenn ein solcher möglich wäre. Der, der ich in tausenden und abertausenden von Jahreszeiten geworden sein werde, wird jene Schönheit, an der sich heute mein Sinn betauscht, nicht mehr erschauen können und sie doch erfassen, weil in ihm mein Erbeil schlummern wird: der Begriff.“

Aretius sah, daß Hermion sowohl wie Aaron die Häupter schüttelten, während Thorbast sann. Drum fuhr er fort: „Hermion, mein schöner Hellene, schüttelt das Haupt und zürnt mir, daß ich ihm die Welt entgöttere. Warum? Thu' ich's denn wirklich? Bete du in jedem Stein die Gottheit an und laß' mich in jeder Gottheit den Stein verehren! Wir thun das Gleiche. Aaron aber, mein munterer Freund, der so lange schweigsam blieb, denkt vielleicht . . .“

Der Jude fiel ihm in's Wort: „Er denkt, mein guter Freund Aretius, daß du reich und weise bist, daß er glücklich ist, dich zum Freunde zu haben, und — daß es einen Gott giebt.“

„Götter, nicht Gott“, sagte Thorbast. „Wie arm seid ihr Juden mit eurem einzigen Gotte, wie arm seid ihr Griechen mit euren unzähligen Göttern, hinter denen sich auch die Schwäche vertriehen darf, weil sie ihre eigenen Gottheiten findet. Es giebt, Aretius, Götter, die nicht Schwache erfassen, es giebt die Götter meiner starken Väter. Nicht für ‚Gut‘ und nicht für ‚Bös‘ errichten wir Altäre, nur für ‚Stark‘. Und das Überwältigende an diesen Göttern ist ja, daß Starke sie schufen, selbstbewußte Starke sich vor ihnen beugen.“

„Das ist schön, sehr schön, starker Nord“, nickte Aaron. „Das ist so schön, daß es fast streift an Judentum. Fahr' nicht auf, beunruhige dich nicht! Laß' mich nur fragen! Und wie überwältigend ist erst eine Gottheit, die ganz allein genügt für alle Starke, für alle Regungen ihres Fleisches und Geistes? Und so Einer, der da genügt, und vor dem die Stärksten liegen

im Staube wie die Schwachen vor den Streichen der Starken, — so Einer ist unser Gott.“

„Von dem du mir so viel erzähltest, kluger Aaron“, spann Aretius die Rede weiter, „daß ich nun weiß, daß ihr ihn übermächtig werden liebet, so daß er euch unter sein eisernes Joch beugt und euch Füße und Hände gegen euren Willen bindet.“

„In Worten, Aretius, mein Freund, — in Gesetzen“, entgegnete der Jude, „nicht aber in Thaten. So viel Satzungen, wie sind aufgestellt worden, können nur gelten für Alle, nicht aber für Einen. Macht ihr Gesetze für jeden? Macht ihr sie nicht vielmehr für die ganze Herde? Und können die Gesetze angewandt werden für jeden aus der Herde in gleichem Maße, in gleichem Sinne? Nein, sie können es nicht; für jeden Mann, für jeden Fall müssen sie neu gedeutet werden. Das thun eure Rechtsgelehrten, das thun eure Gerichte; sie interpretieren. Und so thun wir Juden mit den Satzungen unseres Gottes; wir interpretieren sie uns, jeder für sich. Und es kann mir niemand beweisen, daß ich mir nicht hab' richtig ausgelegt das Gebot; denn ich that's für mich. Und ich bin ich allein und kein Anderer kann mir deuten mich selbst.“

Da Alle lachten, fuhr Aaron fort: „Zu lachen ist da nicht, meine guten Freunde; denn es ist bitter ernst. Warum? Weil das ganze Leben, das wir zu führen verurteilt sind — und ich freue mich dieser Verdammung —, weil unser ganzes Leben sich spiegelt in diesem Deuten; denn es ist eine stete Interpretation. Und als weise wird der gepriesen, der einmal zur Erkenntnis gelangt ist, daß es weit klüger, weit besser und billiger ist, sein eigen Thun zu deuten, als das des Nächsten zu erforschen. Mein Freund Aretius nicht; er stimmt mir zu. Nicht wahr, das thut er? Und darum fahre ich fort und sage, daß ich kein Freund bin von all' dem Klügeln über Dinge, die nicht schneiden in's eigene Fleisch. Damit aber habe ich nicht gesprochen, daß die Kunst nicht berührt den eigenen Leib. Oh nein! das thut sie. Denn Kunst scheint mir alles das zu sein, was klug ist gesehen oder gehört, klug ist gesprochen oder gethan. Und da giebt es nun Schönes und Häßliches, und beides ist Kunst, wenn es nur ist klug.“

Und wie nennst du die Sehnsucht nach dem Schönen, die Freude am Reinen, Jude?“ fragte Hermion, der mit lebhaftem Interesse den Ausführungen Aarons gefolgt war.

„Wie sagte unser weiser Wirt?“ entgegnete der Gefragte. „Ein Begriff, ein Begriff; es ist wohl nichts Anderes. Aber not thut er uns, das will ich nicht verleugnen. Er thut uns not, weil wir nicht ersticken können unser tiefstes Bedürfnis, was da ist die Lust am Deuten. Wir deuten das

Schöne, deuten das Reine und aus uns heraus machen wir es dann zum Kunstwerk. Und ist es nun schmutzig und häßlich in deinen Augen, vielleicht ist es rein und schön in meinen Blicken. Denn zum Kunstwerk mache ich es, wenn ich's deute, oder du, wenn du's deutest; und die Eigenschaften, die ich ihm beimesse, sind die meinen. Ich selbst gebe sie dem Werke je nach Laune und Willen; das Werk hat keine, so lange es einsam ist und unerschaut."

Arctius lachte. „Die Schlange, die sich in den Schwanz beißt! Wir strebten von der Kunst zu den Göttern und lehren von den Göttern wieder zur Kunst zurück.“

„Was nur für die Wahrheit meines Empfindens Zeugnis ablegt“, sprach der Künstler aus Megara. „Unbewußt, ja widerstrebend pflichtet ihr mir bei, indem ihr eure Gedanken über die Kunst nicht von jenen über die Gottheit zu scheiden vermögt. Und da mir die Götter der Inbegriff der Schönheit sind, sage ich wieder: nur was schön ist, kann Kunst sein, oder auch: nur was göttlich ist. Freue dich, Arctius, mein götterfremder Freund, daß dem so ist und daß ich dir nicht gleiche! Denn jene fünf schwimmenden Frauengestalten vor deinen Blicken, an denen sich dein Herz erstaut, hätte ich nie zu schaffen vermocht, hätte ich im weißen Marmorblocke nur den Stein erblickt und nicht im Steine den Odem der Gottheit verspürt.“

„Ich freue mich dessen“, sagte Arctius und streckte dem Griechen die Hand zum Danke hin. „Ich freue mich, mein Hermion, der Seligkeit deines Glaubens und der Kraft deiner Überzeugung. Denn sich', der Begriff der Kunst entspringt nur der Kraft der Überzeugung. Und drum, ihr Freunde, wenn es euch genehm ist, sagen wir zum Schlusse: Ohne Kraft keine Kunst.“

Thorbast lächelte tief zufrieden; er empfand diesen Ausspruch wie eine Bestätigung seiner Worte über die Stärke. Der gefällige Aaron nickte und gab schweigend seine Zustimmung. Nicht so aber Hermion, der sich jäh von seinem Lager erhob, als hätte ihn ein Rutenstreich empor geschreckt. Wie abwehrend streckte er die Arme empor, schien zu wachsen und ein wilder Schmerz durchtobte seine Stimme, als er nun zitternd vor Erregung zu sprechen begann:

„Arctius, du bist mir Freund und thatest mir doch weher, als ich zu sagen vermag. Ohne Kraft keine Kunst! Wie mir die Worte in die Ohren gellen, wie sie mir das Herz zerreißen! Weißt du denn, was du spracheist? Nein, du kannst nicht wissen, daß diese Worte der Schrecken meiner Kindheitsträume, der Stachel meiner Jugendhoffnungen sind, daß sie es sind, die mich von Heim und Heimat trieben. Ein Knabe war ich und träumte von den Armen des Götterschmiedes, dessen gewaltige Streiche aus Erzbergen Götterschilder formten. Und wenn ich dann im Spiele mit meinen Kindheitsgefährten rang, erlag ich stets in meiner Schwäche und weinte ob meiner Kraftlosigkeit.“

Ein Jüngling war ich und erschte mir die Arme des Phidias, der mit ruchtigen Reißelhieben aus marmornen Felsen Gestalten bildete, an denen jedes Glied von Kraft strotzte. Und wenn ich dann im Wettkampfe mit meinen Jugendgenossen den Diskos oder den Speer warf, unterlag ich in meiner Kraftlosigkeit und haberte im einsamen Umherstreifen voll Verzweiflung und Scham mit den Göttern und mit meinen Eltern ob meiner Schwäche. Ohne Kraft keine Kunst, sagten sie und schüttelten die Häupter, weil ich an meine Berufung zum Bildner glaubte und es aussprach. Als ich dann zum ersten Mal am öffentlichen Wettbewerbe Teil nahm, galt es, für den Tempel meiner Heimatstadt ein Standbild des Herakles zu formen. Ich unterlag abermals, weil ich den Starken zu zart, zu weich gebildet. Und die Preisrichter hatten außer der Bewunderung für meine weichen Hände auch noch Spott für mein Kunstwerk übrig und nannten es: Omphale. Ohne Kraft keine Kunst, sagten sie. Ich aber war halb wahnsinnig vor Schmerz, Enttäuschung und Scham und in wilder Bier, doch ein mal meine Kraft zu weisen, fand ich sie und zerschmetterte mit einem einzigen Hammerhiebe die Gestalt des Gottes vor den Blicken Aller. Da, da schien Alle jäh zur Erkenntnis gekommen, daß es nicht Omphale, daß es Herakles, der Gott, war, den ich zertrümmert hatte; denn sie drangen auf mich ein und drohten, den ich an der Gottheit verübt, zu rächen und zu richten. Ich aber setzte mich mit dem Hammer zur Wehr. Die Verzweiflung gab mir übernatürlichen Mut, überirdische Kräfte. „Ohne Kraft keine Kunst“, lachte ich gellend, schlug rasend um mich und bahnte mir einen Weg durch die Menge. Dann verbarg ich mich und in der selben Nacht entfloß ich, ein Freoler an der Gottheit, ein Mörder, ein Geächteter. Wem ich es zu danken habe, daß ich nicht verfolgt ward, weiß ich nicht. Ich kam hierher in die ewige Stadt und schuf — ihr wißt es! — Standbilder der garten Göttinnen, deren Reiz und Anmut wir anbeten; ich formte die Büsten der schönsten und mächtigsten Frauen Roms, ich bildete süße, reiche Gestalten, die ich erträumte, stellte allen Liebreiz der Welt dar. Ich ward berühmt, reich und beneidet und trug und trage doch tiefes Weh in der geheimsten Tiefe meiner Brust, ein wildes Weh, dem heute die Erinnerung den Weg zu meinen Lippen bahnte. Denn ich erkenne meine Schwäche, die vor den Bildwerken der Götter und Männer zurück schreckt, ich fühle, daß sie mir fehlt — die Kraft. Ohne Kraft keine Kunst, sagten sie in meiner Heimat; ohne Kraft keine Kunst, sagt mein bester Freund, mein Arctius! Ich habe keine Kraft. Bin ich kein Künstler?“

Die ganze schmerzdurchtobte Erzählung des Griechen schwoll in dieser todeabhängen Frage zu einem Schrei bittersten Leides an, so daß die Anderen sich tief ergriffen fühlten. Thorbast empfand trauerndes Mitgefühl, doch auch

beklemmende Verlegenheit. Hätte er antworten müssen, er hätte nicht lügen können und seiner Überzeugung Ausdruck gegeben. Und die lautete: Nur ein halber. Aaron war leicht erbläßt und rücte im Bestreben, das richtige Wort zu finden, unruhig auf seinem Sitze, während das Antlitz des Aretius sich vor überraschter Erregung dunkelrot gefärbt hatte. Nun streckte er abermals dem Hermion die Hand hin zum stummen Drucke. Dieser aber stieß sie heftig zurück und wiederholte gellend die furchtbare Frage: „Bin ich ein Künstler?“

„Ja“, sprach Aretius da mit fester Stimme, „und mangelten dir zum Schaffen auch die Hände, nur allein das große Leid, das du um der Kunst willen trugst und trägst, stempelte dich zum Künstler.“

Doch Hermion sah ihn zweifelnd und mißtrauisch an.

„Deine Worte“, sagte er, „klingen wie eine Tröstung des Unglücklichen, nicht aber wie eine Anerkennung für einen Glücklichen. Bin ich ein Künstler?“

„Ja“, nahm nun Aaron das Wort, „und mangelte dir auch dein großes Leid, die Werke deiner Hände stempelten dich zum Künstler.“

Der Grieche sah den Sprecher durchdringend an und in seinen Blicken wuchs das Mißtrauen, schwoß die Selbstqual des Zweifels. Doch unbeirrt fuhr der Jude fort:

„Hermion, Künstler aus Megara, laß' dir etwas sagen, was nichts hat gemein mit der Kunst und nichts mit den Göttern, aber alles hat gemein mit den Menschen. Es giebt eine Kraft, die liegt im Menschen, und es giebt eine, die liegt außerhalb des Menschen. Die Kraft, die da kommt oon außen, dringt nicht tief; sie bleibt stecken in den Händen, in den Füßen, in den Armen, in den Beinen, im Gliederbau des Menschen — sie ist die positive Kraft. Die Kraft aber, die oerborgten ruht in der tiefsten Tiefe des Menschen selbst, — laß' sie mich nennen die negative! Laß' sie mich so nennen, obgleich sie ist etwas sehr Reales und eine ganze Welt oon positiven starken Gefühlen kann umschließen, wenn sie sich auch nicht äußert in den Fingerspitzen. Höre mich, Hermion, mein Künstler, wie ich das verstehe!

Da waren einmal zwei Brüder aus dem Stamme Dan, zwei arme Männer, die ich kannte. In einer Stunde, da Jehooah, unser Gott, ihre Sinne oerwirrte, packte sie die böse Begierde und trieb sie gemeinsam zum bösen Entschlusse, einen Mann zu morden, der goldbeladen ihren Weg kreuzte. Sie führten den Entschluß aus. Aber, kaum war die That vollbracht, empfanden sie Reue und die war so groß und tief, daß sie an ihren Herzen und Nieren zehrte und schrie nach Sühne in ihnen. Als nun die That war rughar geworden, kamen die Brüder des Erschlagenen daher als Rächer. Und die beiden Mörder sprachen zu sich in ihrer Zerknirschung: ‚Wahrhaftiger

Gott, wir haben Böses gethan und wir wollen sühnen — Blut um Blut und Leben um Leben.' Darum flohen sie nicht vor den Rächern, sondern harrten ihrer, um die That mit ihrem Leben zu sühnen. Als aber die Stunde der Vergeltung nahte und die Feinde auf die Frevler zukamen, da verließ den älteren der beiden Brüder die Kraft seines Entschlusses, entsank ihm der Mut des überzeugungstreuen Sühnebegehres. Er begann zu zittern und zu schlottern und ward bleicher mit jedem Schritte, den die Feinde ihm näher thaten. Und als sie nun standen vor ihm, da war er geworden so kraftlos zum Sterben, daß er in Angst ergriff seine Waffen und mit zitternden Händen los hieb auf die Rächer und sich erzwang die Flucht. Der jüngere Bruder aber blieb stark in seinem Glauben und treu seiner Erkenntnis, daß er müsse sühnen. Der hob nicht die Hände zur Abwehr und öffnete nicht die Lippen; aber auch kein Zittern besiel ihn und kein Erblassen. Gelassen sah er den Feinden entgegen und mit einer mächtig starken Sühnsfreude empfieng er den Todesstreich.

Hermion, verstehst du mich? Hermion, du starker Künstler aus Megara, sag' mir, wer von den beiden Kindern des Stammes Dan galt der Herde als der Starke und welcher als der Schwache? Und sag' mir auch, welcher von den Beiden war der Schwache und welcher der Starke?"

Aaron schwieg. Der Grieche hatte mit pochendem Herzen seinen Worten gelauscht; nun hob ein tiefer Seufzer, ein befreiendes und befreites Aufatmen seine Brust und er sank wieder auf sein Ruhelager zurück. Da fuhr Aaron fort:

„Hermion, ich sehe, daß ich ward von dir verstanden. Drum brauche ich nicht zu übersehen meine Geschichte in's Griechische oder Künstlerische. Der, der da hat die Stärke zur schwersten Sühne gezeigt durch ein Unterlassen, hat vollbracht ein Werk, ein großes, schönes Werk. Der, der da hat die Schwäche und Angst im Augenblick der Sühne bewiesen, bewiesen durch eine That, hat nichts vollbracht als eine Unterlassung, nicht aber ein Werk. Und ob du auch finster die Frauen runzelst, Thorbast — es ist doch so. Alle Achtung vor deinen Vätern, alle Achtung vor den Häupten deines Stammes! Aber wie ich hab' kennen gelernt deine Brüder, sind sie die Starken nur in den Gliedern, nicht aber in den Herzen. Diese — wie ich sie hab' kennen gelernt — wissen nichts von den Häupten und bleiben weich wie zur Zeit der Kindheit, bleiben es bis zum Tode. Was ihr nicht habt, das ist der Mut zur Unterlassung; was ihr nicht besitzt, das ist die Stärke der Zurückhaltung. Habe ich Recht, Thorbast, du Germane, der geworden ist ein römischer Philosoph?"

Wenn der Jude solchermaßen das Gespräch von Hermion ablenkte und Thorbast hinein zog, den er durch eine Schlußfrage zur Gegentrede verpflichtete, so lag bewußte Absicht in diesem Verfahren, die Absicht, dem Griechen Zeit zum Sinnen zu lassen, Zeit zur Sammlung und Beruhigung. Aretius merkte

es und dankte dem Aaron durch ein kurzes Nicken. Auch Thorbast erkannte den Zweck und ob auch innerlich verdroffen, hob er zur Entgegnung also an:

„Ob mir auch die Rede, an die du deine Frage knüpfest, mißfällt, schäße ich dich doch eben dieser Frage wegen als einen Mann mit dem Mute der Ehrlichkeit, Aaron. Denn diese Frage wurde mir — versteht mich recht, Freunde! — gar oft nicht gestellt, weil sie die Spitze gegen den Charakter meines Stammes wendet. Es ist mir lieb, daß du mir Gelegenheit giebst, mich darüber auszusprechen; und da ich dir im Voraus weder Recht noch auch Unrecht zu geben vermag, will ich nicht Ja und nicht Nein in Kürze sagen, sondern mich erklären. Und da gebe ich dreierlei zu bedenken: unsere Heimat und die Anforderungen, die sie an unsere Lebensart stellt, unsere Jugend und unseren Glauben. Stellet euch erstlich mein Land vor, so wie es ist, und ihr findet unschwer auch den Schlüssel zur Lösung unserer Lebensart und unseres Glaubens. Unser Heim sind die Wälder voll Kraft strotzender Bäume und unsere Nachbarn und Lebensgefährten in diesen Wäldern sind grimmige Feinde voll tierischer Stärke. Was wir also um uns sahen, war Kraft strotzendes Leben; und von diesem lernten wir, lernten einerseits, ihm gleich zu werden, um nicht als Schwächlinge erdrückt zu werden, — lernten andererseits, ihm gleich zu werden, um es zu vernichten. Und da wir auch den Fluch der Schwäche im jämmerlichen, ruhmlosen Erliegen vor Augen hatten und durch diese Erkenntnis die Gewißheit erlangten, daß unser Heil nur in den geballten, bewehrten Fäusten ruhe, lernten wir auch die Schwäche verachten. Nirgend ringsum mahnte uns irgend etwas an den Kampf der Geister, doch alles an die Notwendigkeit eisenharter Gliedmaßen. Und so ward unsere Lebensart bestimmt, aber auch unser Glauben. Denn in Allem, was schwach war, was unterlag, mußten wir das Niedere, ja das Böse, weil Lebensfeindliche, suchen; dagegen in Allem, was stark war und siegte, das Hohe, das Gute, ja das Göttliche, weil Leben Erhaltende, erkennen. So schufen wir uns unsere gewaltigen Göttheiten und unterschieden nicht ‚Gut‘ und ‚Bös‘, sondern ‚Stark‘ und ‚Schwach‘. Und versteht mich wohl: in diesem Glauben liegt bereits das Verwerfen des Begriffes der Unterlassungskraft und der Thatenschwäche, den Aaron uns im Beispiele aus dem Stamme Dan vorführte. Wir können diese Begriffe nicht anerkennen; denn sie sind unserem Leben und unserer Lust feindlich.“

„Womit du“, unterbrach der Jude, „aber nicht verwirrst ihre Berechtigung für andere Stämme und andere Länder?“

Thorbast nickte zustimmend und fuhr dann fort:

„Verzeiht noch, Freunde, wenn ich unsere Jugend, die ich unbedacht an zweiter Stelle nannte, erst an letzter Stelle in's Treffen führe! Unter unserer

Jugend verstehe ich die Kürze der verstrichenen Zeit, seit unsere Häute sich zum ersten Mal als ungenügende Waffen erwiesen, weil sie mit stärkeren Feinden zusammen prallten, mit Geistern, mit eurem Wissen, eurer Kultur, mein Aretius. Denn im Übrigen glauben wir, unseren Stamm nicht minder alt nennen zu dürfen als irgend einen anderen und vermögen unseren Ursprung bis in die graueste Urzeit zurück zu verfolgen. Aber, wie ich es sagte, jung ist unsere erste Niederlage und nur von einer solchen an vermag ich das geistige Emporheben, das Bildungsstreben eines Volkes zu rechnen. Deshalb hatte unser Innerstes noch nicht Zeit, das lang Versäumte, nicht doch: das bislang Ungekannnte sich anzueignen, und steht an Stärke — ich gestehe es! — weit zurück hinter der Kraft unserer Glieder, die auf eine Jahrhundert alte Entwicklung zurück zu blicken vermag, die gepflegt und gestählt wurde von Vater zu Kind.“

„Nun, bei dir, Thorbast“, fiel der gefällige Jude ein, „läßt sich nicht erkennen, daß Eltern und Ahnen haben vernachlässigt den Geist der Kinder um der Leibesstählung willen.“

Der Germane beachtete die Höflichkeit Aarons nicht und schloß seine Rede:

„Darum mag Aaron wohl nicht ganz Unrecht haben, wenn er ein Mißverhältnis zwischen unserer Gliederhärte und unserer Herzensweichheit findet. Es kann nicht anders sein, wo uns doch im steten Kampfe mit dem Boden und unseren tierischen Feinden, denen es Leben und Nahrung abzuwingen galt, jedes Dulden, jede Unterlassung als feige Erbärmlichkeit erscheinen mußte, und auch eine solche war. Da gab es keine Pflicht, kein Recht für uns außer Thaten. Jetzt allerdings hat sich eine ehemals verschlossene Pforte unseren Blicken aufgethan, die Pforte der Berge, hinter denen wir Rom mit seinem Geiste, seiner Bildung und seiner Schönheit ersahen. Und nun beginnt gewissermaßen eine neue Kindheit meines Stammes, der das große Neue in sich aufnehmen muß, der von innen heraus sehen, hören, denken, fühlen und schaffen lernen muß. Laßt meinem Volke Zeit dazu und ihr sollt sehen, daß es, wenn nicht schneller als ihr, so doch ebenso schnell in Hirn und Herzen reifen wird.“

Thorbast schwieg. Aretius erhob seinen Pokal:

„Darauf diesen Trunk, Freund Thorbast! Möge dein Wort sich für die Zukunft als eine Weissagung erweisen!“

Er trank, und auch Thorbast leerte seinen Pokal. Der Jude aber griff nach einer zartflaumigen weichen Frucht von schöner Färbung, führte sie dicht vor seine Augen und zerdrückte sie lächelnd. Der Germane sah die Geberde und das Lächeln. Er runzelte leicht die Brauen und sagte ein wenig gereizt:

„Aaron, du trankest nicht mit? Du wärest nicht der, der du bist, hätte deine Geberde nicht einen geheimen Sinn. Doch verstehe ich sie nicht.“

„Warum sollst du nicht wissen, was ich dachte?“ entgegnete dieser. „Du sollst es wissen, Thorbast, ob du vielleicht auch überschäpest den Sinn der Geberde und ob ich dir vielleicht auch nichts verrate, als was du denkst dir selbst. Dachte ich, daß es giebt Dinge auf Erden, schön und weich wie diese Frucht, und daß es giebt Hände, die sind so hart geworden durch den Gebrauch der Waffen, daß sie sich stets werden vergebens bemühen, so eine Frucht zart zu fassen — Hände, die nie werden wieder weich gemacht werden können.“

„Jetzt verstehe ich dich, Aton“, sagte der Germane. „Aber sage mir Eines: glaubst du denn etwa, daß die erst durch die Lebensführung gewonnenen oder aufgezwungenen Auserlichkeiten sich von Glied zu Glied vererben?“

„Nein“, erwiderte der Andere, „fern von mir ist solch ein Thoren-gedanke. Jedoch — —“

„Dann“, unterbrach ihn Thorbast, „lag in deiner Gebete noch mehr, als deine Lippen gestanden.“ Und mit erhobener Stimme fügte er hinzu: „Dann sahest du in der Frucht die Kunst in aller Schönheit und Weichheit und der Druck deiner Hand, der die Frucht zermalmt, war dir ein Gleichniß für das Los der Kunst in unseren Händen, die allzu viel an Kraft und Ungestüm in sich tragen.“

„Du hast erraten, Kluger Nord“, nickte der Jude mit gewichtiger Anerkennung, „und ich bewundere deinen Scharfsinn.“

Hermion, der teilnahmslos in Schweigen und Reglosigkeit da gelegen, hatte sich bewegt, als er den Germanen mit erhobener Stimme das Wort „Kunst“ nennen gehört, und hatte aufmerksam den Worten des Sprechers gelauscht.

Jetzt fragte er mit einer Stimme, die deutlich ein Gefühl freudiger Genugthuung und trostreicher Stärkung verriet:

„So glaubst du also, Aton, daß das zerstörungsfrohe, das thatenprunkende Kraftübermaß der Kunst und der Schönheit nicht fromme?“

Der Jude lächelte tief befriedigt. Diese Frage des wieder erwachten Griechen zeigte ihm, daß er erreicht, was er beabsichtigt hatte. Er warf Thorbast wie auch Aretius einen raschen Blick zu, in dem die Bitte lag: „Widersprecht mir keinesfalls!“ und nickte dann dem Künstler zu.

„Ja, Hermion, das glaube ich“, sprach er. „Wie sollt' ich auch nicht?! Giebt mir nicht Recht die Entwicklungsgeschichte eines jeden Volksstammes? Bestätigt mir die Wahrheit meines Ausspruchs nicht ein Blick, wenn ich einen solchen werfe zum Beispiel auf ein Götterbild, was hat geformt ein Mann aus dem Stamme Thorbasts? Ich weiß nicht, ob du hast gelauscht den Worten unseres germanischen Freundes. Hast du?“

Hermion nickte bejahend. „Nun, dann hast du vernommen“, spann Aaron seine Rede weiter, „wie das Bild, das hat unser Freund von seinem Volke gemacht, mir dient als Bestätigung. So lange der Mensch aus Zwang oder aus freier Neigung nichts pflegt als die Kraft seines Leibes, bleibt er ein Krüppel, ein Schwächling, ein Kind in seiner Seele — das will sagen: in seinem Weisheitsdenken und Schönheitsempfinden. So geht das Eine nur auf Kosten des Anderen. Und pflegt er darum die Schönheit seiner Seele, so muß er vernachlässigen die Stärkung seines Leibes. Nun, das sehen wir ja auch, seit die Welt besteht. Ist ein Volk je gewesen ein Volk von Kunsttrunkenen im Anfange seines Seins? Ist ein Volk je gewesen ein Volk von kategorialer Schönheit, bevor es hat abgekehrt seinen Sinn von rauhen Leibesfreuden? Und ist nicht der Schönheitssinn, ist nicht die Kunstbegeisterung eines Volkes am größten, wenn es sieht ersterben seine Körperkraft und die Macht seiner Rasse, frage ich? Darum sag' ich, Hermion, mein griechischer Freund, daß der Leib, der da stets in sich trägt das Bewußtsein seiner Kraft, Schönes kann schaffen nur in den Augenblicken, da er dient als Werkzeug der schöpferischen Liebe, nie aber als Werkzeug der Kunst.“

„Aaron, du hast sehr gut und sehr richtig gesprochen“, nahm Aretius jetzt das Wort, „und ich weiß dir Dank für deine Rede, da sie, wie ich auf dem Antlitz meines teuren Hermion lesen zu können glaube, die letzte Spur ungerechter, selbstqualender Zweifel aus seiner Seele riß. Ich pflichte dir bei, mein kluger Freund, und sage, daß rohe Kräfte, rauhe Hände nichts Zartes, nichts Durchgeistigtes zu schaffen vermögen, sondern nur Derbes und Plumpe. Was aber plump ist, ist häßlich und was häßlich ist, kann nicht Kunst sein.“

Der Germane hatte dem Griechen zu Liebe der Rede Aarons schweigend zugehört, ob sie ihn auch tief verdroß. Als nun aber noch Aretius in dieser Art sich den Ausführungen des Juden anschloß, vermochte Thorbast seinen mühsam unterdrückten Groll nicht mehr in Zaum zu halten und er brach los:

„Und wer sagt euch, daß das Ursprüngliche, ja das Knabenhaft Plumpe in der Kunst, das ihr im verfeinerten Verfalle häßlich scheltet, nicht grade das Erhabenste sei? Ist nicht das Häßliche auch Kunst, wenn eine gläubige Überzeugung es empfand, ein reines Streben es erdachte? Ist die Kunst des so genannten Häßlichen nicht vielleicht die größere, weil eben die weniger gekünstelte?“

Hermion erblakte. „Nein, tausendmal nein!“ rief er aus. „Die große Kunst ist allein und einzig die des Schönen und hat nichts gemein mit dem Stümpertum und der Häßlichkeit. Es ist abermals eine klaffende Wunde meiner Seele, an die du rührst, Thorbast; der Ausspruch, der von deinen Lippen fiel, ist abermals ein Fluch meines Künstlerglaubens. Da war in meiner Vaterstadt der Bildhauer Heiros, der selbe, der damals im Wettbewerb

um das Standbild des Herakles den Preis gewann. Der war ein Mann, der nur das Verbe bildete, der als Vorwurf für seine Gruppen nur das Häßliche, ja das Gemeine nahm und es Zug um Zug, Geberde um Geberde getreu in Stein verewigte. Den bewunderten sie, den priesen sie als den Entdecker einer neuen Kunst, der wahren Kunst, wie sie sagten, weil sie das Leben wieder gebe, wie es sei, nicht wie es sein könnte. Ich haßte Heiros — ja, ich haßte ihn; denn ich empfand sein Lebenswerk nicht anders als wie eine feindliche Verhöhnung der Kunst, die er lächerlich, ja unmöglich machen wollte durch die Gemeinheit. Sie aber sagten, er sei ein Künstler, er sei der Künstler. Doch ich sage euch und sage es bis zu meinem letzten Atemzuge: nur das Schöne, nur das Vollendete, nur das Durchgeistigte, nur das durch das eigene Innenleben Verschönte und Veredelte ist Kunst.“

Aretius sah Hermion besorgt an. Der Grieche war sehr blaß geworden und zitterte am ganzen Leibe.

„Freunde“, sagte der Wirt datum, „laßt uns unsere Ruhestätten aufsuchen! Es ward spät; Luna will sinken. Und morgen nacht wieder eine Sommernacht!“

Er erhob sich und Thorbaß und Aaron folgten seinem Beispiele. Nur Hermion wehrte mit beiden Händen ab. „Laßt mich noch ein wenig einsam träumen!“

Aretius nickte den beiden Anderen zu. Sie giengen und ließen Hermion einsam liegen.



Pariser Theaternotizen.

Von Philipp Frei.

(Paris.)

Einige Beobachtungen über den durchschnittlichen Realismus der Boulevardstücke sind es lediglich, die ich hier geben will. Das Allgemeinere von den Vorzügen französischer Theaterkultur ist zu oft gesagt worden, um nochmals damit zu beginnen. — Oft hat man auch Antoine's aus dem „Théâtre libre“ hervor gegangene Bühne als Bahnbrecherin der realistischen Dramatik in Paris und Frankreich gepriesen. Bei aller Wertschätzung des genialen Schauspielers

und Regisseurs, der — nebenbei gesagt — in Gémier, der seit dem Herbst das „Théâtre de la Renaissance“ leitet, einen begabten Schüler und künstlerischen Gefinnungsgenossen hat, finde ich das Urteil übertrieben. Der Dunstkreis, der von dem alten und anno 80—90 frisch ausgehüpften Worte ausstrahlte, behindert hier noch immer den klaren Blick. Man schäpft den theatralischen Realismus, zumal in der lebensähnlichen Wiedergabe der physischen Seite des Affektes und in der Wahl eines Gesellschaftskreises, welcher von der trägen Mehrheit verkannte soziale Beziehungen aufdeckt. Für Deutschland mag es heute bereits überflüssig sein zu sagen, daß das Wesentliche des realistischen Schauspiels in etwas Anderem liegt: in dem deterministisch verknüpften Handeln moralischer Individuen — an Stelle der ausgelebten moralischen Typen. Was man also hier als das Wesentliche betrachtet, ist einmal nur ein Teil, ein anderes Mal nur ein Akzessorium des Wesentlichen.

Außerdem — und hiermit schwenke ich von der Theorie ab — giebt es neben Antoine und unabhängig von ihm auf allen besseren Boulevardbühnen eine spezielle Pflege des Realismus. Zwar nicht im Armeleute-Gewand, zwar problemarm und einer allgemeineren Stellung der Gemütskonflikte stets in's Milieumäßige ausweichend, aber dennoch ganz gute Realistik. Das entspringt einer klugen Beschränkung der Autoren und einer leidigen Vorliebe des Publikums. Die Boulevard-Dramatiker sind nämlich sexuelle Spezialisten und so tüchtige, daß sie gar keine andere als realistische Waare liefern können. — Auf den ersten Blick mag man eine Menge Einwände gegen diese Wertbemessung finden. Ich nehme sie vorweg. Die Boulevard-Dramatik ist zunächst deterministischer als das, was in Deutschlands Hauptstädten die vollsten Häuser macht: Sudermann, Philippi, Dreger und Konsorten. So in Schwarz und Weiß zu übertreiben, nach Jffland des längst Vergessenen Muster, würde hier keinem, der für ein verfeinertes Publikum arbeitet, einfallen. Sudermanns „L'honneur“, das sehr viel Neugierige lockte, wurde auch von allen psychologischen Pariserern gründlich ausgelacht, trotzdem man nicht recht wußte, wie weit diese Duelllehre und die bombastische Geschwägigkeit der Personen ein Kulturbild sei. — Als Dämpfer für meine Wertschätzung mag man mir mit allen — in deutschen Händen gewöhnlich vergraberten — Vaudevilles kommen, die neben den genannten Zierden der deutschen Theatralik drüben das Repertoire machen. Ich bemerke, daß solche Theaterware beträchtlich unter den guten Boulevardstücken steht, und muß sie doch ein wenig verteidigen. Denn selbst die windigsten Vaudevilles sind in ihren Figuren, einer dem Alltag abgelauichten Mischung sexueller Charaktere und Sonderbarkeiten, gewöhnlich ganz gelungen. Nur das Geschehen mit seinen hanswurstigen Übertreibungen und Übertrumpfungen entzieht sich einer ernsteren Kritik.

Gehen wir aber von den Größeren zu den Mittelfeinen. Nehmen wir z. B. Alfred Capus, der die Durchschnittshöhe eines guten Boulevard-Dramatikers erreicht. Hat er nicht in „La veine“, in „La bourse ou la vie“ und den „Deux écoles“ vorzügliche realistische Personen einer ganz bestimmten Pariser Gesellschaftszone gezeichnet? Das ist gleich einer von den Spezialisten! Einer von denen, die sich ausschließlich für sexuelle Gesellschaftsprobleme interessieren und nicht über Konflikte hinaus gehen, die ihrer geistigen und gemüthlichen Verfassung bequem zugänglich sind. Freilich giebt es da kein Ringen an den steilen Küsten, wo weniger alltägliche, nicht gar so zeitlich und räumlich bedingte Menschlichkeit brandet — ein Ringen, das noch den vergeblich Strebenden ehrt. Dafür bleibt um so mehr Kraft für die Technik und die Kunst der Worte übrig, Dinge, in welchen eine alte Theaterkultur, eine nie unterbrochene Pflege der Sprache, die Franzosen ohnehin begünstigt. Das alles ergibt mit verhältnismäßig geringem Kraftaufwand gute und unterhaltende Stücke.

Was ferner so oft im beschimpfenden Nebensinn als Gesamturteil ausgesprochen wird: Ehescheidungs-Dramatik, Frau-Frau-Probleme, faßt gewiß nicht die Sache und ihre Motive. Einem raffinierten, für Erotik sehr empfänglichen Theaterpublikum entgegen zu kommen, ist nicht der einzige Grund dieser Stoffwahl und Stoffbehandlung. Die Beschränkung, wenn man die Verwertung des riesigen Gebietes der sexuellen Psychologie Beschränkung nennen kann, seine Ausbeutung nach erotischen und sozialen Regionen, macht sogar den Hauptwert der dramatischen Wahrheit, der deterministischen Einsicht dieser Franzosen aus. Maurice Donnay durchforscht die snobistischen Charaktere und ihre blasierte, sich in allen Spiegeln beguckende Liebelei; Lavedan beobachtet und skizziert mit außerordentlicher Geschicklichkeit die Nuancen in den Geschlechtswünschen und in den Jagereien der Lebewelt; Paul Hervieu schildert Konflikte, die ein tiefer Liebestrieb im Kampfe mit den Satzungen der Gesellschaft bei Menschen von Klasse und Stand herauf beschwört; Capus, ein famoser Journalist der Wieland, besaßt sich mit der Erotik der vergnügten Gleichgiltlinge, die nichts Großes und nichts Böses stiften.

Und so findet man kaum ein, aus der Wirklichkeit aufgreifbares, sexuales Problemchen, das die Pariser Dramatiker nicht schon unter den Händen gehabt hätten. Daß es von ihnen in konflikthafter Wendung gehörig gedreht und ge-deutelt wird, soll ebenso zugestanden werden, als daß sie sehr oft wahre Menschen und wahre Situationen damit verknüpfen. Dies, wie die gründliche soziale Spezialisierung in solchen Stücken, wird besser als durch weitere Allgemeinheiten durch eine kleine Kette von Beispielen dem Urteil nahe gebracht werden. Es sind drei Stücke, die eine außerhalb der sexuellen Hochstätte wohl sehr abgelegenen scheinende Frage behandeln: Wie entwickeln sich die Töchter der

grandes cocottes? — In allen dreien wird mit viel Sachkenntnis und psychologischer Feinheit der Kampf zwischen hinab ziehenden Kräften der Vererbung wie erster Eindrücke und dem bewußten Streben in eine andere Sittlichkeits- und Gesellschaftsklasse durchgeführt. Zwei der Halbwelt-Töchter fallen trotz allem verzweifellen Ringen dem weich gepolsterten, glänzenden Leben der Mütter anheim, das für die Entwürdigung eines verkauften Willens selten ganz entschädigt; die dritte — in dem schwächsten der Stücke — wird durch optimistische Theaterwendung in eine Ehe gelotset.

Pierre Wolff in seinem harten schneidigen Stücke macht den Konflikt am grellsten und wahrsten. „Leurs filles“, 1891 am „Théâtre libre“ — Antoine's Kampf- und Siegesbühne — aufgeführt, übte auch in seiner heurigen Reprise große Wirkung. Und nicht nur an der vorzüglichen Darstellung, dem glänzenden Zusammenspiel war es gelegen. Das Stück ist bewegend, grell in der Szenenführung, psychologisch einleuchtend. Die Mutter möchte die Tochter, ein lüsternes Dinglein, einen frechen Stadttrazen, bewahren; ihre einzige Leidenschaft ist die Mutterliebe, die Leidenschaften ihres Berufes sind geheuchelt. Sie thut alles, um die Kleine in gute, bürgerliche Bahnen zu bringen, giebt ihr eine sorgfältige Erziehung, behandelt sie mit Vorforge und vernünftiger Strenge und schickt sie in ein teures Klosterpensionat, als sie merkt, daß Louissette zu Hause schon zu viel durch Thürspalten und Schlüffellöcher gedeutet hat. Aber der Tochter steckt es im Blute. Von einem reichen, schönen Herrn geliebt zu werden, um frei zu sein und schöne Kleider zu haben, ist ihr Ideal, das sie dem Stubenmädchen bekennt. Zu ihrem Ideale findet sie auch aus dem Kloster heraus Mittel und Wege und kehrt in eleganter Damentoiilette mit einem auf-fallenden Hut nach glücklichem Verführtsein heim. —

Das Stück gipfelt in der Szene, die die zynische Keckheit des jungen Dirnleins gegen die guten Muttergefühle der Älteren ausbrechen läßt. Da wallen alle Elemente geheiligter und verehmter Instinkte in dem Weibe auf, die sich in ihrem letzten Gefühle betrogen fühlt. Madame Rosa Bruck, eine Spezialistin, die auch „Yoette's“ Mutter im Vaudeville gab, spielt das sehr gut. Und ebenso glaubhaft das kreischende Zusammenbrechen in ein resigniertes Dimentum. Man muß es Antoine danken, daß er dieses Stück aus dem Inventar heroor gesucht hat, ein Bühnenwerk, das Vererbung und Milieu-Einfluß besser darthut als die beiden Stücke der selben Gesellschaftsphäre, die kurz vor seiner Reprise als Erstlinge am „Vaudeville“ und am „Gymnase“ gegeben wurden.

Zunächst die von Verdon bearbeitete „Yoette“ Maupassants am Vaudeville. Da haben wir den merkwürdigen Fall einer mit allen Feuern der Koketterie spielenden Unschuld in der selben ausgehaltenen und aushaltenden Welt. Die

pikante Kleine, die Tochter einer Sünderin aus Temperament, scheint alle Männer zu düpiieren. Alle, die im Salon der soi disants Marquise eine Rolle spielen, sind in die Tochter, den appetitlichen Apfel, den man nicht weit vom mütterlichen Stamme fallen zu sehen hofft, vernarrt. Aber Alle täuschen sich. Sie hat Ohnet'sche Ideale und denkt nur an ein Zusammentreffen der ersten Leidenschaft mit der Heirat. Der wunderliche Kontrast dieser Chéret-artigen Mädchenfigur mit der wüßtlächerlichen Rastaquouèdre-Gesellschaft kommt in der Verkörperung der Bühne, in vorzüglicher Gestaltung und ganz annehmbarer Bearbeitung, nicht so heraus wie in Maupassant's Meisterschaftsnovelle. Hier fühlt man, daß auch eine moralische Ausnahme im gefährlichsten Kreise möglich ist — weil ein großer Amoralist sie zeichnet. Im Theater wird man unsicher und glaubt nicht recht an den süßlichen Zauber. Schon gar nicht an den Schluß. Die „Marquise“ nämlich sieht keinen anderen Ausweg für ihre Tochter, als dem Beispiele zu folgen, das sie ihr giebt. Heiraten wird sie keiner von diesen Männern, so möge sie sich dem Liebenswürdigsten geben. Yoette aber, die durch diese Erklärungen rauh aus ihrer Ohnet'schen Romanstimmung aufgerüttelt wird, beschließt zu sterben. Sie unternimmt einen Selbstmordversuch, wird aber noch rechtzeitig von eben dem Liebenswürdigsten ihrer Verehrer zum Leben erweckt, um in das Paradies der Ehe doch noch einzugehen. Trotz diesem theaterfreudigen Ausgang bietet das Stück in dem erotischen Charakterspiele seiner Personen Vorzügliches.

Bei dem dritten der Stücke, Bernsteins „Détour“, die das „Gymnase“ brachte, macht ein friischer Theaterguß das Problem interessanter. Hier ist die Heldin des fragwürdigen Lebenskreises eine über alle Zweifel des schwülen Geheimnisses erhabene Demicoierge. Was Yoette in Mädchenunschuld und Romantik, das strebt sie in Weltklugheit an. Sie wird ihre anatomische Jungfrauenschaft nicht unter dem Preise einer guten Heirat hergeben. Ihre Intelligenz steuert in gerader Richtung nach diesem Ziele — nicht nur der Versorgung; sie will auch eine ehrbare Frau sein. Ein Fabrikant aus der Provinz, ein braver schwachtemperierter Mann, beißt an. Es wird geheiratet. Aber die Schwiegereltern, unleidliche hochmütige Puritaner, thun alles, um in der jungen Frau die Sehnsucht nach dem früheren, elegant ungebundenen Leben eines Halbwelt-Haushaltes zu erregen. Magda-ähnliche Szenen, zum Glück ohne Sudermann's pathetische Schminke! Diese Frau ist ohne Dumas'sche Kokotten-Gloriole, so wie es der Wirklichkeit entsprechen kann, als die in Blut und Neroen Höherstehende zu einem ehrbaren Philister, ihrem Gatten, in Kontrast gebracht. Der Gegensatz oerschärft sich, ihre Sehnsucht nach den schmeichlerischen Gewohnheiten des früheren Lebens wird inmer ärger. So fällt sie dem ersten Manne anheim, der im richtigen Momente erscheint. Der

ehrbaren Trübsal satt, läßt sie sich in ein elegantes und wohl parfümiertes Dasein entführen. Die Ehe und die Ehrbarkeit konnten für sie nur ein Umweg sein.

Diese Stücke, ich wiederhole es, ragen gar nicht bedeutungsvoll hervor, sind gute Paradigmen tüchtiger Mittelleistung. Allein diese Mittelleistung ist artistisch besser als die der Deutschen, wohl auch besser als die aller Anderen. Nirgends findet man so viele geistvolle und geschickte Leute, die keinen höheren Ehrgeiz haben, als Geschmackvollen einen guten Theaterabend zu bereiten.



Die Jubiläums-Kunstaussstellung zu Karlsruhe.

Von Albert Geiger.

(Karlsruhe.)

Es ist ein schönes Zeichen unseres allgemeinen künstlerischen Auftriebes in Karlsruhe, daß wir eine Ausstellung zeigen können, welche jedem Besucher unvergeßlich bleiben wird. Eine Ausstellung, welche von den verschiedensten Seiten als das Beste bezeichnet wird, was in Deutschland an Ausstellungen geleistet, selbst die der Münchener „Sezession“ einbegriffen.

Vom rein dekorativen Standpunkt ausgehend, ist man schon beim ersten Rundgang angenehm erstaunt und befriedigt, in welcher feiner Weise Ausstellungsraum und Ausstellung zu einem harmonischen Ganzen zusammen gehen. Das Gebäude, von Professor Nabel errichtet, zeigt einen noblen Farbakkord: die Wände weiß, Deckung grün, der Schmuck Gold. Das stimmt festlich und heiter. Diese Stimmung erhöht sich zu der der Weihe, wenn man den Kuppelraum betritt, mit hohen Vorhängen von blauem Plüsch, die Wände ebenso gehalten, die Kuppel weiß mit Goldverzierungen. In der Mitte die gewaltigen Ringer von Lambeau und dann das große homerische Triptychon: Werden, Sein, Vergehen von Segantini. Sonst noch ein Kolossalgemälde von Frédéric, und über den beiden seitlichen Eingängen dekorative Gemälde von Guffmann. Dieser Raum verkündet bereits die Intentionen, welchen der Leiter des Ganzen, Professor Dill, gefolgt ist. Eine Elite-Ausstellung zu geben, in welcher

kein Mißton hören kann. Eine strenge, feinsinnige Auswahl des Besten von persönlicher Kunst, was das zeitgenössische Schaffen hervor gebracht hat. Und alles das so, daß den Beschauer nie jene Ödigkeit und jene Bilderfurcht überkommt, welche die Große Berliner- oder die Münchener Glaspalast-Ausstellung so leicht einflößen. Jeder Raum heimelt an. Der große Hauptsaal, in welcher angenehmer Weise ist er belebt! Ein großer Brunnen bildet den Abschluß. Intim wirkende kleinere Abteilungen des Hauptsaales rechts und links, in denen die Bilder besser zur Geltung kommen, als wenn sie auf einer langen und langweiligen Wandfläche hängen. Die Mitte des Saales hindurch Plastiken. Aber auch die anderen Räume, in feinsten, die Bildwirkung stets stützender, Farbe gehalten, wirken durchaus gemüthlich und fesselnd. Da sind kleine Zimmerchen voll freundlicher Ausstattungen; Tische mit Kunstzeitschriften und Büchern laden zum Verweilen ein; Nischen mit Brunnen; zwei vollkommen eingerichtete Wohnräume u. s. w. Wie gesagt: man findet sich zu Hause und betrachtet all' das Schöne mit ungeführter weihvoller Behaglichkeit.

Ich will aus der Fülle des Gebotenen das Wesentlichste in Kürze heraus greifen. Reichhaltig ist die badische Kunst vertreten.*) Und so, daß man sich ihrer freuen darf. Da sehen wir zwei prächtige Feuerbach, von einer Noblesse, ich möchte sagen Rusik des Kolorites, die bezaubernd ist. Dürr und Volz, die zu früh Dahingeschiedenen, sind mit Kollektionen am Platze. Dürrs Farbenskizzen sind köstliche Säckelchen, von höchster malerischer Biquanterie; von Volz sind besonders schön seine Grablegung und die Maria — ein ungemein liebliches Bild, dieses junge Mädchen mit dem Heiligenschein, so im allerbesten Sinne süß, innig und fromm, in dem silberig-grünen Morgen, daß man von wahrhafter Andacht erfaßt wird. Wie viel näher hier der Deutsche mit seiner Uhde'schen Auffassung, seiner Vermenschlichung des Gegenstandes, dem Andachtsgeföhle gekommen ist als mit irgend welchem raffinierten Präraffaelitentum, das zeigt ein Vergleich mit der „Verkündigung“ des englischen Malers Greiffenhagen . . . Von Hans Thoma sehen wir eine Kollektion, welche einen wohl noch nicht in dieser Fülle gebotenen Überblick über das Schaffen dieses Meisters giebt. Es sind über dreißig Nummern, fast die ganze Schaffenszeit des „Malerpoeten“ überspannend. Auf's Neue, überzeugend und überraschend, hat man hier das Gefühl, wie unendlich viel das Gemüt in der Malerei mit zu sprechen hat! Würde doch so manches Bild hier, rein nach seinen malerischen Qualitäten gewertet, vor manchem ungleich geschickteren zurück

*) Es sind dieser Abteilung auch Künstler einverleibt, welche außerhalb wirken, aber geborene Badenjer sind.

stehen müssen! Aber gerade hier sieht man so recht, daß man Silber nicht nur mit Hand und Auge, sondern auch mit dem Herzen malen muß. So hat sich denn in Gemälden wie „Religionsunterricht“, „Mondscheingeiger“, „Blick aus dem Fenster“, dann der entzückend naive-altmeisterlichen „Flucht nach Ägypten“ u. a. die deutsche Volksseele in einer Innigkeit ausgesprochen, wie seit Moriz von Schwind nicht mehr. Wie aber ist auch die Landschaft erfasst! Da haben wir eine Regenbogenlandschaft, eine mit heran ziehendem Regen, ein Kornfeld mit weißen Wolken — das sind alles Stücke von einer Feinheit der Beobachtung, einem Erfassen von Jenem, was man heut zu Tage Landschaftsseele nennt, einem koloristischen Reize, daß man ihnen nur das Allerbeste an die Seite stellen kann. . . Schönleber zeigt sich in seiner Kollektion als der bedeutende Köhner, den man unbedingt hoch schätzen muß. Sein Wasser malt ihm nicht so leicht einer nach. Das „Enzwehr“ in seinen einfachen, etwas verhaltenen Tönen atmet eine wunderbar echte Naturstimmung. Und welche eine feine Kunst hat er sich in seinen Bildern und Bilderchen aus Besigheim u. s. w. zurecht gemacht! Ja, das sind diese Städtchen, diese Dorfgassen, durch die Uhland und Kerner geschritten sind! Nie war Schönleber so sehr Poet wie in diesen Bildern seiner schwäbischen Heimat. . . Ferdinand Keller mit seiner Kollektion mag einem oberflächlichen Geschmack Genüge thun. Dem Porträlisten in ihm mag man am ersten folgen; seine Bäckliniaden — anders kann man diese zucker süßen Landschaften nicht nennen — sind höchst minderwertige Schöpfungen. . . Wahrlich, Bäcklin würde keine Freude daran haben, daß er so Schule gemacht haben soll. . . An Porträtmalern im höchsten Sinne wie Leibl, Trübner, Samberger fehlt es uns. Ritter und Propheten sind sehr geschickt, aber mehr nicht. Dagegen hebe ich als ein ehrliches, tief empfundenes Porträt das des Malers Steppes von Albert Lang hervor. Recht fesselnd sind Fehrs Schachspieler und gut ist das Selbstporträt von Paul Blos. Dills Landschaften sind in ihrer feinen und großen, den Schotten verwandten Tönung, sehr sympathisch. Kallmorgen und Kampmann wünschte man besser vertreten. Volkman wiederholt sich neuerdings gar zu sehr. Eine wahrhaft innige Landschaft, mit den Augen Dürers gesehen, hat Lugo, der kürzlich Verstorbene, ausgestellt. Weisshaupt erfreut durch flotte und große Tierstücke. Bergmanns (jetzt Düsseldorf) „Alte Gänsehüterin“ steht mir in der kühlen, feinen Tönung noch höher.

Die deutsche Kunst giebt gleichfalls ein sehr reichhaltiges Bild des gegenwärtigen Schaffens. Da ist Bäcklin mit einer kleinen Kollektion zu sehen; am prächtigsten in seinem „Bacchanal“, das zu seinen kühnsten Farben

stücken gehört und einen Humor entfaltet, der an die römischen Mimen und Mellanen gemahnt. . . Dieser verben „Burleske“ stehen Leibls „Bäuerinnen in der Kirche“ gegenüber, jenes berühmte Bild, das den Meister der Realistik auf dem Boden der größten mittelalterlichen Maler zeigt. Leibl ist auch sonst mit einer ganzen Reihe vorzüglicher Schöpfungen am Platze. Sein Schüler Trübner imponiert durch die Größe seines Striches, seine Energie und Wahrheitsliebe; besonders in einem ganz meisterhaft hingemalten, in der Verkürzung ausgezeichneten „Christus im Grabe“. Langhammer, der auch zu früh Verstorbene, entzückt durch den poetischen Duft seiner weiß gekleideten Kinder und Mädchen im Freien. Einer der Wenigen, welche über den Naturalismus hinaus gekommen sind, während Uhde in seinen hiesigen Schöpfungen leider darin stecken geblieben ist. Lenbach in der Art seiner Porträts ist zu bekannt, als daß hier besonderes darüber gesagt werden müßte. Nur das Eine: gegen Leibl und Trübner gehalten, selbst gegen den auch etwas altertümelnden Samberger wirkt er etwas gemacht. Von Pose in Kolorit und Haltung nicht frei, bald diese, bald jene Reminiszenz wachrufend, bringt er den Eindruck eigenartigster Persönlichkeit nicht hervor. Die Münchener „Scholle“: Erler, Münzer, Georgi, Weise, zum Teil mit großen Triptychen, sind in ihrer Art bekannt. Ein großes Wollen und auch ein tüchtiges Können wird man ihnen nicht leicht absprechen können. Ihnen mag sich Exter anreihen, der sich in brutalen Farbeffekten nicht genug thun kann, aber durch seine Lebenskraft immerhin hervor schießt, während Lichtenberger in ganz feinen Sächelchen, malerischen Rippen, möchte man sagen, sich als ein höchst pikanter Kolorist zeigt. Kaulbach, Hierl-Deronco, Hengeler, Diez, Harburger, Herterich, dessen pastose Art mir nicht recht gefallen kann, Seffken, Borchardt u. A. seien noch hervor gehoben. Zügel, wohl der bedeutendste Tiermaler Deutschlands, ist mit ebenso frischen wie großen Bildern vertreten. Auch Landschaftler sind reichlich da. Ich nenne besonders Hölzel und Haider, die beiden extremen Beispiele, wie man eine Landschaft sehen kann. Nicht vergessen möchte ich Walter Thor und Paul Rauen, beide mit intimen glücklich zusammen gestimmten Porträts.

Nicht so zahlreich wie die Münchener, von denen ich nur das mir am wesentlichsten Erscheinende hervor gehoben habe, haben sich die Berliner eingefunden. Skarbina hat eine Reihe sehr feiner Sachen, meisterliche Großstadtnebelstimmungen; Menzel Aquarelle und Zeichnungen, darunter besonders die Post in Tegernsee. Liebermann ist mit einer kleinen Skizze da. Paczka, Hübner, Koner, Dora Hix, Leistkow, Hans

Herrmann u. A. helfen die Berliner Kunst zu Ehren bringen. Die Überzeugung, daß München von Berlin überflügelt sei, die kürzlich von Berliner Seite in die Welt trompetet wurde, konnte uns auch hier nicht aufgehen. — Die Düsseldorf' Ausstellung hat von einheimischer Kunst natürlich wenig für hier übrig gelassen. Wie überhaupt ein sehr bedeutender Teil der besten Stücke nicht von den Malern selbst gesandt, sondern aus Privatbesitz, z. B. der Sammlung Knorr in München, und anderweit geholt wurde, wodurch die Ausstellung noch einen besonderen Reiz und Wert gewinnt. Claus Meyer, Mikutowski und der schon gewürdigte Bergmann dürften das Beste der hiesigen Düsseldorf' Kunst zeigen. Nicht interessant ist von Frankfurtern Böhle mit einem archaisierenden, aber trefflichen Selbstporträt, und Steppes mit seinen, Lugo und Thoma verwandten, mittelalterlichen Landschaften. Etwas gemacht nimmt sich dagegen die willkürliche Thüringer Landschaft von Paul Schulze-Raumburg aus. Die Stuttgarter sind mit einem stupend wirklichen Knabenporträt von Kaldkreuth, schönen und groß empfundenen Marinen von Grethe und einer fränkischen Landschaft von Bößelberger vertreten, die etwas ungemein Heimatisches und Trautes hat.

* * *

Interessanter vielleicht noch als der deutsche Teil der Ausstellung ist der ausländische. Da sind vor Allem die Belgier, bei welchen wir nicht nur Namen der unmittelbaren Gegenwart wie Claus, Courtens, Gil Soul, Rhnopff, Leempoels, Laermans u. A. finden, sondern auch Meister, die der Vergangenheit angehören. So der ausgezeichnete Wiederbeleber des mittelalterlichen Stiles, Hendrik Leys, der mit mehr Raffinement als irgend einer seiner Zeitgenossen das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert zu schildern wußte, so echt in jeder Weise, daß seine Bilder vor vier Jahrhunderten gemalt sein könnten. Dann der Brüsseler Altmeister Alfred Stevens mit dem in aller minutiösen Durchführung doch so einfach und stark wirkenden „Trauerbrief“ und seinen beiden rätselhaften Mädchen mit dem unergründlich fragenden Ausdruck der Augen vor der „japanischen Maske“, einem seiner berühmtesten Bilder. Und noch eine Reihe altmeisterlicher, sehr interessanter Bilder . . . Die Moderne ist daneben nicht zu kurz gekommen. So sehen wir ein ergreifendes Bild von Laermans „Der Blinde“, an die alten Meister anklingend und doch in jedem Zuge realistisch. Die „Morgenstimmung“ von Courtens, der „brabantische Kuhstall“ von Stobbaerts, die Winterlandschaft von Gil Soul mit dem einfahrenden Zug und der eigenartigen Beleuchtung sind vollwichtige Schöpfungen.

Der Clou dürfte die französische Ausstellung sein. Esprit und Farbe, das sind ihre Kennzeichen. Nehmen wir gleich das Porträt der Madame Réjane von Besnard! Die Künstlerin steht in kokett-stolzer Haltung, von blendendem Licht überstrahlt, im Hintergrund ein Gobelin. Wie ist dies schwierige Problem gelöst! Und wie leicht und spielend alles: das rosafarbene Kleid; der Schmelz der Haut mit dem Reflex des Lichtes darauf; der Gobelin dahinter; und die paar Rosen, welche der Hand der Künstlerin entfallen sind! Wie das in einander gestimmt ist! Mit welch' geistvoller Reife! Ebenbürtig reihen sich an Simons burlesker Dorfzirkus mit dem eine ganze Geschichte erzählenden prächtigen Clown im Vordergrund, meisterlich in der Farbe und der großen sicheren Malerei — dann Vergé's „Besichtigung eines Hüttenwerkes nach einer Soirée beim Direktor“, in der Lösung des malerischen Problems, in der Gruppierung und Charakterisierung gleich effektiv, ein Kapitel von Zola etwa: der schwälende Hochofen, wie ein Höllenrachen graue, gelbe, blaue Gase ausstoßend, die bis zum Gürtel nackten Hüttenarbeiter, das schöne stolze Weib zu höchst, die lustig bestippte satte Gesellschaft, zum Teil unter schlechten Wigen noch im Heraufsteigen begriffen — es liegt etwas Symbolisches in dem Bilde: die oberen Zehntausend, die Genüßlinge, das *après nous le déluge* in den Gesichtern — und da unten der vierte Stand — schwer arbeitend — der morgen oder übermorgen vielleicht an die Thüre der Paläste klopft . . . Dann H. Blanche's „Damen beim Thee“ und der entzückend kleine Badfisch beim Erwachen, mit dem seltsam verträumten, das Weib ahnenden Ausdruck in den Kinderaugen — Garridos wunderhübsche „Pariserin“, Sari Melchers in der Farbe höchst interessantes naturalistisches Geschwisterpaar und sein so ganz anders, mehr im alten Stil, satt und voll hingemaltes „Herrenbildnis“, Cottets einfachschöne „Trauer“, Carolus Durands ausgezeichnete Porträts des Kritikers Wolff und des Malers Thaulow. Alles das sind Bilder, die ihre künstlerische Notwendigkeit in sich tragen, in denen kein Strich anders sein könnte, als er ist, Offenbarungen großer Persönlichkeiten. Dieser französische Teil hat fast nur Vollwichtiges; man könnte allenfalls den großen uninteressanten Schinken von Bail „Auf der Themse“ missen.

England und Schottland, die Länder der verhangenen, gedämpften Farböne, zeigen sich sehr charakteristisch und ausgiebig vertreten. Lavery mit seinen berühmten Damenbildnissen steht im Mittelpunkt. Die Vollenbung dieser Porträts ist zu bekannt, als daß man ein Wort darüber zu verlieren brauchte. Einzelnes, wie die Robe der „Dame in Blau“ und die schwarze Schleife der „Dame mit dem Pudel“, gehört zum

Erquisitesten, was ich kenne. Sehr pikant wirken die Porträts von Daniel Frank, besonders „Kit“. Das Lustigste und Zarteste aber sind die Kinderbildnisse des Amerikaners Chase. Wie da ein einzelner Farbton oft sparsam, einfach, selbstverständlich dem Bilde einen wunderbaren koloristischen Klang verleiht, wie mit höchster Delikatesse alles gegeben ist, das läßt sich schwer schildern. Das sind durchaus Schöpfungen, dem feinsten künstlerischen Geschmack entsprungen und dem feinsten künstlerischen Kennerblicke Wunder sagend. Wir Deutschen haben in puncto des Technischen alle Ursache, mit einigem Neid auf diese Künstler zu sehen. Ich wüßte in der Ausstellung nur etwa Langhammer, der auf ähnlichen Pfaden höchsten künstlerischen Raffinements wandelt . . . Daneben sind noch eine ganze Reihe trefflicher Schöpfungen zu sehen, Landschaftler wie Cameron, Muhrman, Priestman, Grosvenor Thomas, prä-raffaelitisch angehauchte Maler wie Walter Crane, Brangwyn, Greiffenhagen, dann Sauter mit einem vorzüglich gemalten Interieur, Brown-Morison mit einem duftig gemalten Halbakt u. A. m.

Österreich, Ungarn, Rußland, Schweden, Holland, Spanien sind nicht so ausgiebig, aber mit teilweise sehr feinen Sachen zu finden, von denen allen zu erzählen mir leider der Raum fehlt. Ich zähle kurz auf: Österreich: Klimt, Nowak, Kurzweil, Moll — Ungarn: László — Rußland: Feldmann, Kalmykoff, Maliavine — Skandinavien: Bergström, Prinz Eugen von Schweden, Lillfors, Sinding, Thaulow, Werenskjöld — Holland: Oppler, Therese Schwarze, Roelofs — Spanien: Parlade. Von den Italienern treffen wir Segantini mit einer ganzen Kollektion am Plage. Da ist zuerst das große, elementar zu uns sprechende Triptychon: „Werden, Sein, Vergehen“. Dieses Menschheitsbild berührt wie alte Epen. Es erzählt in der Schilderung eines Sonnenaufgangs in den Alpen: Frühling, der Vordergrund noch in blaukaltem Dämmer, durch den die Menschen das Vieh auf die Weide treiben — vom Werden. Vom immer wieder sich Erneuern des Daseins, der „Nahrung sprossenden“ Erde, der die strahlend hinter den Bergen auftauchende Sonne ihre Gnade spendet. Das ist wirkliches Licht, nicht erborgtes, was diesen Himmel erfüllt. Noch vor keinem Bilde habe ich — und wohl so mancher Andere — so ganz das Material vergessen wie vor diesem von einer Lichtenergie erfüllten Himmel, welche ohnegleichen ist. Und vor keinem hat mich die Nührung vor der Arbeitskraft des Genie's so übermannt; diesem ungeheuren Willen, der hier mit unermüdblicher Technik den Himmel und das Licht auf die Leinwand gebannt hat . . . Ebenso groß, biblisch ergreifend ist die zweite Tafel: Sein — der Sommer, eine grüne Alpenwiese, eine säugende Mutter, die Berge

von der untergehenden Sonne wunderbar bestrahlt. Endlich das letzte, bei dem die Hand des großen Künstlers und größeren Menschen zu früh erstarret ist: das kalte Schneefeld des Winters in den Alpen, darauf von der Kälte fast eingeschüchterte Gestalten zu einem Begräbnis ausziehend, darüber eine ungeheuer schwer lastende Wolke — Vergehen. Das eisige erbarmungslose Sterben . . . Mancher mag Segantini aber noch mehr lieben in den kleinen Bildchen aus der Sammlung Knorr: Frucht der Liebe, Alpe im Mai, Strickerin in der Sonne, Die Hirtin. Inniger, unmittelbarer ist das Wesen dieses Volkes und der sie umgebenden Natur der Alpen und des Alpenvorlandes nicht erfasst worden. Und diese Sonne in Allem! Dies Liebliche im Vortrag! Diese Einheit von Mensch und Natur! War er in seinem Triptychon Homer, so ist er hier der sanfte Buffoliker . . . Der Klang der Hirtenflöte scheint diese Bilder zu durchklingen . . . Und diese Mutter mit dem Goldhaar, welche die Frucht der Liebe, ein prächtiges mutwilliges ihr ihm Schoße zappelndes Kind wehmütig glücklich betrachtet — sie hat es gewissermaßen von der Natur selbst, von ihrem Zauber bezwungen, empfangen, auf daß es groß, schön, stark werde wie die Menschen einer vergangenen Zeit . . .

* * *

Es ist nicht der mindeste Vorzug dieser Ausstellung, daß auch der skulpturelle, der graphische und der kunstgewerbliche Teil so glänzend vertreten sind. Auch hier war ein ausgesuchter Geschmack am Werk und hat alles in feinsten ungezwungenster Weise in's Ganze verwoben. Überall zwischen den Bildern kann man Plastiken, Nadelkünste, kunstgewerbliche Dinge entdecken, an denen das vielleicht farbmißige Auge sich ausruhen, der betrachtende Geist wieder andere Zielpunkte finden kann. Auch dies Arrangement erfüllt mit Dank und Hochachtung vor den Intentionen Dills und des künstlerischen Stabes, der ihm zur Seite stand.

Daß wir Badener von dem frischen schöpferischen persönlichen Geist eines Teils der deutschen Bildhauerei einen sehr lebendigen Hauch verspürt haben, zeigen die Porträtbüsten selbst eines der älteren Schule angehörigen Künstlers wie Volz; der ausgezeichnete Dorfmusikant Dietsche's, der wirklich lebt und lebt und das Material vergessen macht; die Arbeiten des viel begabten Konstanzers Württembergers; die versprechungsvollen Leistungen jüngerer Karlsruher wie Binz und Albißer. Von den Münchener Bildhauern Floßmann, Brba, Hahn, Taschner, Hinterseher, Hilbrand, von Gossen u. A. brauche ich Ihnen nichts zu sagen, als daß sie Alle mit sehr tüchtigen, teilweise ausgezeichneten Arbeiten vertreten sind, besonders Floßmann und Brba. Man darf auch

nach den hier ausgestellten Sachen seine Haupt Hoffnung auf diese ihre Persönlichkeit voll zum Ausdruck bringenden Künstler setzen. Max Klinger, dessen Beethoven zur Zeit so sehr die Gemüther in Bewegung setzt, hat u. A. einen Bistz ausgestellt, der sein Streben nach einer großen Plastik, wie sein Beethoven, nachdrücklich verkündet. Das ist freilich nicht der Weimaraner oder der Abbate. Das ist der Künstler-Mensch, der mit vorgeredtem, in allen Fibern gespanntem Haupt in die mystischen Fernen der Kunststoffbarung lauscht. In Klingers Beethoven und Bistz ist großer Stil, und dessen wollen wir uns freuen und nicht professorenhaft an Einzelheiten herum nörgeln. . . . Noch erwähne ich von Limburg-Rom den sehr feinen Prälatenkopf des Monsignore Zorn von Bulach, Rowarzisk, des Frankfurters, Hans Thoma, und die vortreffliche Döllinger-Büste von Kopfs. Klimsch (Charlottenburg) mit seinem „Kuß“ hat mich sehr kalt gelassen. Ein sehr versteinertes Kuß. . . .

So viel von deutscher Plastik in Eile! Denn die Belgier, welche hier entschieden das Größte bringen, locken noch den Blick. Lambeaug hat in seinen „Ringern“ eine machtvolle Gruppe geschaffen, und Lagae mit seiner „Sühne“ hat eine wahrhaft große und schicksalschwere Verkörperung des Goethe'schen Wortes:

Ihr fähret in's Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden;
Dann überlaßt ihr ihn der Pein. . . .

in dieser monumentalen Gruppe gefunden, während die Doppelporträtbüste seiner Eltern eine frappante Naturstudie ist. Meunier mit seinen gehaltvollen Gestalten des arbeitenden Volkes mag das belgische Trio beschließen, dem freilich noch eine Reihe Anderer beizufügen wäre. . . . Die französische Bildhauerei hat eine Reihe berühmter Namen in die Ausstellung geschickt: Bartholomé und besonders Ballgren, diesen beweglichen feinen Plastiker, möchte ich hervor heben. Charpentier und Bonscarme zeigen ausgezeichnete Medaillen und Plaquetten. Troubezloy, Petersburg, bringt einige Bronzestatuetten zur Schau, die höchst naturwahr, jedoch etwas absichtlich lässig sind. Der beste Wurf ist dem Skizzenhaften freilich oft vorbehalten; dennoch aber sollte das nicht zu allzu großer Nonchalance in der Ausführung bereden. . . .

Das Kunstgewerbe, dem wir uns zum Schluß zuwenden — die sehr feinen Lithographien und Schwarzweißsachen zu würdigen, würde zu weit führen — gehört in seinem hervorragendsten Teile Baden. Zwei völlig eingerichtete Zimmer, das eine in Billings origineller großzügiger Manier, das andere von Läger, laden zum gemüthlichen Beschauen ein.

Besonders wohnlich ist das Lägerzimmer. Alles beide sind Schöpfungen eines erlesenen Geschmacks. In einzelnen Nischen locken Brunnen von Läger, Kornhas, Süs, welche besonders in den Schöpfungen von Läger und Kornhas der Karlsruher Keramik das allerbeste Zeugnis ausstellen. Süs' Majolika-Brunnen steht noch nicht auf der Höhe. Er ist etwas zappelig. Doch ist das hier in Karlsruhe ja noch eine junge Kunst . . . Ein Wandbild (glasiertes Tonrelief) von Dietsche-Läger: „Kreuzigung“ ist sehr stimmungsvoll. Die das Blut aufleckenden Hirsche bilden einen feinen Abschluß. Weniger gefiel mir der Brunnen Nagels mit Plastik von Dietsche . . . Kleinere kunstgewerbliche Gegenstände, Vasen von Läger, Plaquetten von Mayer-Karlsruhe, Wolber-Pforzheim, Schmuckgegenstände u. s. w. fügen sich dem Gesamtbild aufs Beste ein. Jedenfalls ist dieser Teil der Ausstellung Zeugnis dafür, daß Karlsruhe neben seinen Malern und Plastikern, den Lithographen und Schwarzweißkünstlern — ich erinnere nur an die Kunstbruderei „Künstlerbund“ — im Kunstgewerbe: Keramik, Innendekoration nach allen Seiten hin, Kunstschmiedearbeiten — immer lebendiger, persönlicher, sicherer auftritt. Immer mehr ist auch das Bestreben zu erkennen, am Plage zu produzieren, und so dürfte Karlsruhe besonders auch in dieser Richtung mehr und mehr in Vordergrund treten — durch die Tüchtigkeit seiner Künstler und Kunstgewerber, auch ohne Klame-Trompetenstöße à la Darmstadt.



Münchener Tagebuch.

(Fortsetzung und Schluß, vergl. Heft Nr. 14.)

H. Eine hervorragende That bildete nach meinem Empfinden die (an dieser Stelle bereits einmal angekündigte) ganz vorzüglich verlaufene Aufführung von Franz Liszt's „Heiliger Elisabeth“, zu Ehren der Enthüllung des Weimarer Denkmals, unter Direktor B. Stavenhagen in unserer „Kgl. Akademie der Tonkunst“, schon Ende Mai dieses Jahres. Es war wohl die erste deutsche Musikbildungs-Anstalt, die dieses Werk „affiziell“ in ihr Programm aufgenommen, und man sagt alles, wenn man fest stellt, daß die Darbietung der besondern Veranlassung, um deren willen sie veranstaltet worden, durchaus würdig war — ganz erlaunlich sogar an Reinheit des Stiles, Korrektheit der Dynamik und Phrasierung, Reife im geistigen Erfassen des eigenartigen Melos wie technischer Bewältigung der obligaten Stellen, und nur in der Tempo-Nahme durch Unruhe manchmal

noch zu wünschen übrig lassend. „Familie Staehenhagen“ (denn auch der Schwager des Dirigenten, Herr Rudolfs von Wilde, war aus Dessau herbei geeilt und ließ — außer der ausgezeichnet stilgerechten Gattin — dem schönen, erhebenden Gelingen des Abends keine oft bewährte Kraft hat eben doch wieder einmal gezeigt, was sie in entsprechendem, würdigem Rahmen „aorbildlich“ zu leisten vermag. „Alte Lieder“ und liebe Erinnerungen gemeinsamer Erlebnisse aus der schönen Jugendzeit (1885—1893) stiegen da wieder vor uns auf, und wir hoffen daher an zuständiger Stelle wohl verstanden zu werden, wenn wir hier einfach sagen: „In hoc signo vinces!“ Nur dürfte diese Richtung, im Rahmen einer allgemeinen Musikbildungsanstalt, allerdings nicht zu vordringlich werden, wie es bei den letzten Vortrags-Abenden dieses Schuljahres mit den Namen Liszt und Wagner fast schon einigermassen den Anschein haben wollte — was uns ja gewiß auch nicht abzuhalten braucht, bedeutsame Leistungen der Orchesterklassen wie die „Fliegende Holländer“-Ouverture, das „Siegfried-Idyll“ oder die Klavierkonzerte Es- und A-dur, Fantasie und Fuge „BACH“ von Franz Liszt als zeitgemäßen Fortschritt freudig zu begrüßen, ausdrücklich und mit vollster Würdigung lobend besonders hier hervorzuheben. Direktor Staehenhagen, der sich selbst wärmstens all' dieser Vorführungen angenommen hatte, wird ja inzwischen wohl erfahren haben, wie ganz anders, ungleich schwieriger sich mit einem unauskommenen Schüler-Orchester aus dem Groben arbeiten läßt, als sich ein Hoforchester von Künstlern dirigiert. Aber doch merkwürdig! Diesmal klang's, bei der „Hl. Elisabeth“ z. B., beinahe schon besser als so oft früher bei unserer berühmten, geschulten Hofkapelle unter seiner Leitung. Warum dies wohl? Weil nunmehr eben die volle persönliche „Autorität“ vor dem zu leitenden Körper mit verliehen war. — Und diesem Institute, dessen Lehrer äußerlich heute noch nicht einmal den „Siechdoktoren“ der tierärztlichen Hochschule Bayerns gleich gestellt erscheinen, ihm hat die bekannte „Strypchnin-Operation“ unseres hohen Landtages (auf welche diese Zeitschrift, nach Schluß der Session, wohl noch ausführlicher zurück zu kommen haben wird) die mit der Regierungsforderung von 12 000 M. besch eidentlich erst nur vorgesehene Möglichkeit zu einer durchgreifenden Reorganisation, die Grundlage zu einer zeitgemäßen Entwicklung mittlerweile vollständig wieder entzogen. Wir wissen, offen gestanden, nicht, ob nicht gerade diese Abkehrung — bei Allem, was schon seit 1865 (vergl. auch S. 194 dieses Heftes) über die Notwendigkeit solcher Reformen, eines würdigen Neubaus für die Anstalt u. dergleichen gepredigt und geschrieben worden ist — die Hauptschädigung unserer bayrischen Kulturinteressen nunmehr bedeutet unter jenen schweren Schäden, welche die Wut-Politik unseres I. Zentrums dem Lande soeben geschlagen. Für Viele scheint ja durch die Verweigerung der 100 000 M. für Staatsankäufe von Bildern „Münchens Niedergang als Kunststadt“ nunmehr vollaus besiegelt. Wenn man dann freilich unter der Hand vernimmt, daß unter diesen Bilderverkäufen Franz Studts Doppelt-Portrait in der „Sezession“ mit vorsehen sein sollte, so weiß man nicht gerade, ob man das „Unglück“ im konkreten Falle für allzu groß einschätzen soll, sondern wäre vielmehr wohl geneigt, erst einmal die Liste der daoon betroffenen Maler und Werke näher in Erfahrung bringen zu wollen, ehe man hier in das allgemeine Verdammungs-Urteil mit einzustimmen sich entschließt. Weit eher schon bliebe von einer pflichtgemäßen Kritik einmal zu beanstanden, daß der Staat — etwas aareisig, weil doch ohne Landtags-Vollmacht hierzu, der Summe nach — schon bis zu 63 000 M. solcher Käufe „vorbehaltlich“ abgeschlossen und ja bei den betr. Künstlern eben falsche Hoffnungen erweckt hatte. Daoon hat aber bisher niemand noch gesprochen. Gewiß steht — Angesichts unserer ohnedies schon zerfahrenen Zustände — für unseren Kunststuf (bei gleichzeitiger Konkurrenz von Dresden, Berlin, Stuttgart, Karlsruhe, Darm-

Stadt, Weimar) oiel auf dem Spiel, wenn nicht einmal diese, seit 12 Jahren bereits anstandslos im Etat figurierende, Summe zur Unterstützung der Münchner Kunst durch den Staat mehr bewilligt werden soll. Daß indessen selbst diese 100 000 — im Verhältniſſe zu preußiſchen, königlich ſächſiſchen und ungarischen Kunſt-Maximen oder Kulturförderungen — nahezu nur einen Bettel bedeuten, hat der Herr Regierungsoeretreter, jetziger Staatsrat Dr. oon Wehner, mit oollem Recht energisch an entſcheidender Stelle hervor gehoben. Das Non plus ultra, wie gefagt, dürfte aber trotzdem noch die Abweiſung der lumpigen 12 000 M. für unſere „Kgl. Akademie der Tonkunſt“ bleiben — während das Budget für eine ſorgſame Veterinär-Pflege von unſeren „Landmännern“ und „Dick-Schädlern“ glatt anerkannt worden iſt: das charakteriſiert denn die ganze Situation unſeres „Kulturlandes“ Bayern, die — trotz aller neuzeitlichen Prinzregenten-Bühnen — heute noch ganz ebenſo wie zu den Zeiten K. Wagners und Hans oon Bülow's ſich tiefſchwarz zu erkennen giebt. Allerhand Hochachtung übrigens oor unſerer „Kammer der Reichsräte“!

*

M. K. Man trieft heute ardentlich von „Volkſfreundlichkeit“, und zumeiſt ſind es gerade diejenigen Kreiſe, welche praktiſch gar nichts von ſolchem ſchwerigen Handwerk verſtehen — denn auch dieſes will gelernt ſein! —, die aus tiebenswürdiger, aber weltunläufiger Bonhammie für das im Genuſſe angeblich zurück geſetzte und in ſeinen Rechten oerkürzte Volk auf dem in Rede ſtehenden, überaus heißen Gebiete „profefſorat“ wacker herum pluſchen. Was unſere „Geheimräte“ in der Politik noch nicht verdorben haben, das verderben ſie glücklich auf dem Boden unſeres Volkslebens — mit ihrem Wohlwollen von oben herab. Je umfaſſender, wahrſcheinlicher und — aeſthetiſcher eine ſolche „oolkſtümliche Kunſtpflege“ beabſichtigt wird, deſto radikalere — auf Grund unſerer eigenen Erlebnisse — iſt unſere heilloſe Skepiſis dagegen. Statt, hübſch zu conereto reformierend, zur rechten Zeit ſchon einen Verein lediglih für „Volkſ-Symphoniekonzerte“ zu begründen und durch dieſen die Väter unſerer Stadt zu einer angemessenen Beiſtütze moralisch zu treten, erſtalgt letztere Bewilligung erſt, nachdem der eigentliche ernſte Träger des Gedankens: Siegmund von Hauſegger nun bereits zum Tempel hinaus gezogen iſt; und ſtatt den Staat als ſolchen zu einer angemessenen und würdigen Wahrnehmung dieſer Kulturaufgaben im weiteren Sinne (oergh. J. B. Hamburg) mit der Zeit zu bringen, konſtituiert man nunmehr eine groſe, weit ausgreifende Geſellſchaft, die nicht nur Symphonie-, ſondern auch groſe Oratorien-Konzerte, Kammermuſik- und Rezitations-Abende, Theater-Aufführungen, Ausſtellungs-Ermäßigungen oder Kunſtführungen planen und wahrſcheinlich von Alledem höchstens eine ſehr allgemeine Volks-Unterhaltung im breiſteſten Miſchmaſch des Abſtimmungs-Kamprimiffes und Kommiſſions-Gefchmades nur erreichen wird. Wir kennen das — es hat noch ſtets dieſen abſchüſſigen Weg genommen, wo nicht eine machtvooll diktierende, ideell beſeelende, groſe Perſönlichkeit an der Spitze einer ſolchen Bewegung geſtanden hat, und wir ſprechen heute eigentlich nur davon, um auch einmal den Namen des Unioerſitäts-Sekretärs Dr. Einhauser mit allen Ehren hier zu nennen als den deſjenigen Mannes, der in aller Stille den guten Grundgedanken von der erſten Adreſſe an den Stadtrat bis zur Gründung des Vereines unter unſäglichen Mühen und perſönlichen Opfern weiter entwickelt und, ganz beſcheiden als Perſönlichkeit zurück tretend, bis zur Ausreiſung — oder ſollen wir ſagen: Überreiſe? — faſt allein auf ſeinen Schultern getragen hat. Ob er mit dem jetzt erſtietten weitſchichtigen Ergebnisse ſeiner Beſtrebungen wohl ganz zufrieden iſt? Wird ihm doch kaum entgehen, daß einen guten Teil des nunmehrigen Programmes ja der vortreffliche Münchener „Volkſhochſchul-Verein“ bereits durchaus erfüllt. — Waran es bei uns nach ſolcher treuer

Sararbeit in diesen Dingen zumeist fehlt, das sind immer wieder die rechten künstlerischen Führer und gewiegten praktischen Ausführer, die einerseits Autorität, andererseits Kenntnis der einschlägigen, oft sehr kompliziert gelagerten Verhältnisse genug besitzen, um frühere, nahe liegende Thorheiten von Anfang an gleich zu vermeiden. Mit den alten Ideologismen eines „Bereins zur Massenerbreitung guter Schriften“ z. B. (mit oder ohne hohes Pratekariat und stillschweigend-gönnnerhafter Bevormundung der Massen — vergl. auch Th. Th. Heine's drastische Umkehrung des Gedankens im „Simplizissimus“!) oder auch den neuesten Idiosynkrasien unserer durch und durch unproduktiven „Goethe-Bünde“ ist nach rein gar nichts gewonnen. Resultat zumeist nur — wie es kürzlich im Wiener „Fremdenblatt“ als Signatur der „volkstümlich“ billigen „Kloster-Nachmittags-Ausführungen“ des k. k. Hofburgtheaters drastisch zu lesen stand: „Arbeiter und Schulen benötigen nie mehr als die beiden Gallerien, die übrigen Plätze blieben dem Publikum vorbehalten, das eigentlich für die Abend-Vorstellungen in Betracht kommen soll. Vor Beginn der Vorstellungen führen die elegantesten Equipagen vor, im Parkett und Parterre saßen . . . Hofräte und hohe Offiziere mit ihren Familien.“ Bei der durchgreifenden Preisermäßigung, Gratis-Verabfolgung guter, wirklich belehrender Programme, Entbehrlichmachung unserer kostspieligen Gallerie-Kataloge, unentgeltlichen Abend- wie Sonntags-Offenhaltung unserer Museen, Sammlungen oder Bibliotheken, Lehrer-Kursen zur richtigen Betrachtung von Kunstwerken und sachmännischen Führungen, Wander-Ausstellungen bezw. Abgabe des Überflusses an neu zu errichtende Provinzial-Museen, Veranstaltung von billigsten Musikfesten — selbst bis in die kleineren bayrischen Städte hinein, nicht nur zu Augsburg, Regensburg, Nürnberg, Würzburg, Kaiserslautern u.: da überall wäre vor Allem einmal energischst der Hebel einzusetzen, wenn wirkliche Erfolge, Reformen ad hoc, auf organischem Wege erreicht werden sollen. Vorläufig kann man ja mit den ersten Ankündigungen des neuen „Bereins zur volkstümlichen Kunstpflege“ für den nächsten Winter ganz wohl erbaut sein und sich Gutes erwarten. Nur oergeffe man dabei gefälligst niemals: Kunst ist nichts „für Alle“ — wosern man nicht bereit ist schmerzlicher Enttäuschung aus seinen schönen Träumen sich erwachen oder sogar sehr unansehnlich einmal zur fatalen Wirklichkeit aufgerüttelt werden will; und, den großen „Kgl. Odeons-Saal“ gratis solchen Bestrebungen von vorneherein zur Verfügung stellen, wo doch schon der Kampf zwischen „Kgl. Akademie der Tonkunst“ und „Musikalischer Akademie“ stellenweise bedrohliche Dimensionen angenommen hat, das ist in unseren Augen ein schwerer Mißgriff der Regierung, ganz direkt vom Übel für eine erspriechliche Weiterentwicklung des so schön begangenen Ganzen. Dixi, et salvavi animam meam!

*

M. K. Da wir schon gerade beim „Fehlenden“ sind — was uns abgeht, löst sich auch speziell in der bildenden Kunst, die doch hier blühen und gedeihen sollte, zu einigen sehr ernstern Punkten kritisch wohl fixieren. Es wird nämlich nichts, und rührt sich nichts bei uns — trotz „Phalang“-Ausstellungen, Helbing'schen, Heine-mann'schen und Kaeser'schen Kunst-Salons, „Künstlerhaus“-Veranstaltungen, „Kunstvereins“-Reformen, und was dergleichen Dinge mehr sein mögen. Zwar nehmen unsere guten „M. Neuesten Nachr.“ gelegentlich, wenn wieder einmal die leidige Kunstvereins-Frage auf der Tagesordnung steht, den Mund ziemlich oall und mettern über die standalösen Erscheinungen der öden Unfruchtbarkeit und der unaustrottbar philiströsen Kitz-Malerei am dortigen Platze. Wer aber weiß, wie hier hinter den Kulissen die Parole auf „Schonungsbedürftigen Wohlthätigkeits-Bazar“ ausgegeben ist und bei der

Sandhabung unter'm Jahr am Verlag strenge darauf gesehen wird, daß nur wahlwollend referiert, niemals kritisiert werde, ja, wer weiß, daß dort Namen wie aan Lenbach, aan Uhde, Stud, van Keller zc. einfach ein *Noli me tangere* sind und bedeuten — der wundert sich schon über gar nichts mehr auf diesem so durchaus verworrenen Gebiete! Wie soll bei dieser Haltung des „führenden“ Organes etwas Gutes, Entschiedenes und Entscheidendes, nach heraus kommen können? Man braucht ja nur auch zuzusehen, wie hier neuerdings Gräßen (à la Steppes) nach und nach gemacht bzw. eingestempelt, Namen wie Adolf Stäbli, Emil Zuga (die einzige künstlerische Ausbeute unseres brauen „Kunst-Vereins“ auf lange Zeit hinaus, und wach' zweifelhafte wieder!) ohne allen angemessenen Maßstab genommen werden. Für die Scherze eines Abschiedes der „Gefelligen“ aus ihrem alten Heim oder der parodierenden „Über-Kunst“ hat man immer wieder „etwas übrig“; eine Ausstellung der segensreich wirksamen „Lehr- und Versuch-Anstalt für Photographie“ wird erfreulicher Weise wenigstens aufmerksam durch Besprechung gefördert, das Interesse an der Ausstellung des „Werdenfeller Vereins für Kunst und Kunstgewerbe“ in Partenkirchen mit aller Macht, schon aus „alpinen“ Rücksichten, künstlich gezüchtet; Franz aan Lenbach findet mit Sander-Kollektionen nach immer und stets wieder seine landesübliche Sensation und ein gedankenlos nachplapperndes Mode-Publikum als seinen Kamelenschweif dazu, und die regelmäßigen Winter-, Frühjahrs- oder Sommer-Ausstellungen unserer offiziell anerkannten heimischen Vereinigungen werden mit einer geradezu rührend erschöpfenden Ballständigkeit, immer wieder mit den selben Klischees: „Stud hat sich selbst übertraffen, N. van Keller seit Jahren nicht so gut ausgestellt, Uhde sich wieder gesunden“ zc. emsig aan der Lokal-Presse behandelt. Man freut sich zudem, wenn einer der „Aufreigen“, wie Meister Martin Dülser, in einer wichtigen auswärtigen Konkurrenz den Sieg davon getragen hat, und antillert mit großem Bier-Eifer die brennende Frage, ob man als Nachfolger O. Edmanns wohl abermals unserem erschreckten München einen weg schnappen und eine viel verheißende seiner aall berufenen Kräfte (Niemeerschmied, Obrist u. A.) wohl schände rauben wird. Allein nach wie aar pflegt man zu den Ausstellungen des Kunstgewerbe-Vereins, der Kunstgewerbe-Schule u. dgl. nicht die zuständigen ersten Fach-Referenten zu schicken. Und zur Gepflogenheit der Atelier-Ausstellungen fast zu schreiben, den Münchner fortlaufend mit der auswärtigen Produktion durch planvolle Barführung von Sander-Kollektionen über seine lokalpatriastische Kirchturm-Politik hinaus bekannt und mit den bedeutsamst anregenden Persönlichkeiten des Auslandes durch Einer-Ausstellungen nach und nach unsichtig vertraut zu machen: daaar scheut die Bequemlichkeit des „Trialsiums“ aan Publikum, Kunsthandel und Kunstreferenten anscheinend nach immer zurück! Oder, ist es etwa der Neid der Herren „Kallegen“ und das nackte Geschäfts-Interesse der hiesigen Künstlerkastei, das derartige, so grundnötige Neuerungen nach immer nicht hier aufstammen läßt?! Unsere „Phalanx“ hat ja mit Ludwig aan Hasmann, Wilhelm Trübner, Louis Carinth zc. neuerdings mutig die Initiative ergriffen; der Erfolg ist bisher leider netto Null gewesen, und man besche sich nur einmal, was allein nur aan dem grahen Werke Axel Gallé's hier zur Geltung gelangte, und was man aan diesem Künstler schon Mitte der Vier Jahre z. B. im „Salon Vöstenberg“ zu Dresden sehen und kennen lernen kannte — man wird alsdann begreifen, daß jenes netto Null im anliegenden Falle und für den heutigen Stand der Münchner Kunst-Erkennntnis sogar ein vernichtendes Minus bedeutet. Es ist wahrlich kein blinder Zufall, daß derjenige Verein, der im Grunde nach auf dem nächsten Wege dazu ist, wie man dergleichen am richtigsten wohl anzupacken und in die Hand zu nehmen hat: nämlich der

junge „Akademische Verein für bildende Kunst“ — wie fast alle derartigen Vereine — einen einzigen Bayern zum Mitgliede hat und im Wesentlichen vom nord-deutschen Elemente geleitet wird. Und es ist dabei geradezu erstaunlich, was alles er bei seiner gar nicht eben starken Beteiligung aus akademischen Kreisen leistet, bezw. mit wissenschaftlichen Vorträgen und Diskussionen, Referaten über Grund legende Künstler-schriften, Museums- oder Ausstellungsführungen, Atelier-Besuchen oder Denkmals-Besichtigungen, Ausflügen nach benachbarten Städten mit historisch wertvollen Altertümern und Baumalen zc. an systematischen Anregungen unter seinen Jüngern und Hörern mit verbreitet. Wie es hinwiederum gewiß kein Zufall ist, daß sein früherer L. Barsipender A. G. Hartmann als Kunstreferent der angesehenen „M. Allg. Ztg.“, also an markanter Stelle, mit am frischesten und verständigsten in solchem modern-reformatorischen Sinne gegen verrottete Zustände am hiesigen Gemein-Platz heute vorgeht. Auch Eduard Engels hat ein gutes Auge für viele der hier leicht skizzierten Mängel und Bedürfnisse, und er weiß gar oft — wenn schon leider nicht immer am rechten, wirksamen Orte, um auch weiterhin ernstlich gehört zu werden — interessante Perspektiven in alle diese Fragen, „Leben in die Bude“ und neue Bewegung in alte „Ruinen“ zu bringen. Den dritten im Bunde, Dr. Erich Haenel, der sich demnächst hier eingehender über die diesjährigen Hauptausstellungen selber noch vernehmen lassen wird, sollen wir nun im Herbst wieder verlieren. Aber freilich, das sind ja nur die leidigen, ganz unproduktiven „Kunstschreiber“, wertvoll zur Lancierung von „Wahschzetteln“ des eigenen Ruhmes, aber sonst von einem selbstbewußten Künstler oder Kunsthändler doch nicht weiter zu beachten! Bis es dann wieder einmal so geht, wie es Ezj. von Perfall ehemals ergangen, der als langjähriger erfahrener Präsident aller Sparten des Münchner Musiklebens die Sache natürlich weit eher beherrschte und die totalen Musikzustände ungleich besser verstand als ja ein daher gelaufener, junger und übermühtiger „Zeitungsschreiber“, aber — schließlich in der fatalen Kaim-Konkurrenz zc. am eigenen Leibe fühlen mußte, was er vorher an redlichen Mahnungen zur Umkehr höchst überlegen niemals hatte hören wollen. — Daß daneben unsere Künstler noch weiter schaffen und existieren können, die „Vereinigten Werkstätten“ geheißen, oder die neuen „Münchner Werkstätten für Wohnungs-Einrichtungen“ (von W. von Vederath, Ad. Niemeyer und Karl Bertsch); ihre Rechnung finden, ist Angesichts jener betrüblichen Sachlage schon bald das reine Wunder zu nennen. Gott beff're uns diese auf die Dauer ganz unmöglichen Verhältnisse, ehe es damit schon zu spät geworden ist!

*

H. In der Oper hat zu guter Letzt eine wahre Kaaitäten-Hehjad statt gefunden, und fast schien es, als ob nach der langen großen Winterdürre auf diesem Gebiete nunmehr der Frühling mit seinem Sprießen und Erblühen „affiziel“ markiert werden sollte. Den sieben höchst mageren Monaten von August 1901 bis März 1902 folgten auf einmal sieben der fettesten Reuheiten dicht, um nicht zu sagen unmittelbar, auf einander: die große „Drestie“ mit der Musik von Max Schillings, A. von Perfalls „Jung Heinrich“ (der umgearbeitete „Junke Heinz“, seligen Angebens), R. Schillings' „Ingwelbe“ (eine Quasi-Novität für München), G. Charpentiers „Louise“ (wie man zu dem Werk auch stehen mag, jedenfalls ein Einschlag); sodann (beim Gastspiel der „Stuttgarter“) Fel. Weingartners moderne „Drestes“-Oper (die fatale Weise den dramatischen Gestus mit der Theater-Attitüde, Typus mit Trivialität verwechselt, das Allgemein-Menschliche als den Gemeinplatz verstanden und die Schauer der antiken Tragödie mit ihrer „Musik“ glücklich erschleucht hat), Ludwig Thuille's „Robertus“-Spiel und Puccini's „Bohème“ — alles Schlag auf Schlag, ganz wie am Schnürchen.

Wir sprechen daher auch erst jetzt davon, weil sich das alles thatsächlich bis zum Saison-Schlusse schon hinzieht, ja nach über die Münchener Theaterferien hinaus sich hier abspielte . . . Von den beiden „Drestien“ ist an dieser Stelle ja schon ausführlich die Rede gewesen, so daß sich Weiteres erübrigt — während der Abend mit „Jung-Heinrich“ wohl nicht weiter der Rede wert ist, so sehr man es zuletzt auch als bittere Ungerechtigkeit empfinden konnte, daß unser Münchener Premièren-Publikum, das für einen Vogl, Gluth, Zenger, W. Weber, Meyer-Obersleben seinerzeit stürmische Ovationen bereit hielt oder doch Lorbeer-Räder für die Herren Antaren übrig hatte, der unablässig-aerbessernden, soliden und oornehmen Arbeit des aerdienten alten Herrn nicht wenigstens einen ehrenden Herooruf angedeihen ließ. Aber auch von des Franzosen Aussehen erregendem „Rusit-Roman“ auf den Namen „Louise“ ward in unserer Zeitschrift, von fremder Seite, bereits einmal geschrieben (vergl. Heft Nr. 4 vortiegenden Jahrganges).

Gerode dieses freie, ebenso frei gefinnte als zugleich freimütige Urteil hat damals sogar in Fachkreisen, wie uns mittlerweile bekannt geworden ist, unaerhöhteste Verwunderung erregt, und Heinrich Chevalley in Hamburg war es, der diesem Besremden bei Gelegenheit eines Berichtes in der Zeitschrift „Musik“ alsbald folgenden Ausdruck gegeben hat: „Charpentiers ‚Louise‘, die oiel maßlos überschätzt, ebenso sehr ehrlich bewundert wird, oft unaerstanden bleibt, aber selten so mihaerstanden wurde, wie man's neulich in einer Abhandlung der sonst doch immer nach ziemlich aernünftigen ‚Gesellschaft‘ erlebte. . . .“ Nun — Gott sei Dank, ja! Wir sind mit unserer Gesundheit und geistigen Verfassung trotz mancher Beschwernisse, die das zunehmende Alter der Reise eben so mit sich bringt, nach immer ganz leiblich zufrieden. Und darum soll auch hier noch einiges Speziellere über das Thema gerne aعلان werden bezw. gilt es, Nachstehendes als unsere eigene Meinung von der Sache hier nach fest zu legen. Nicht ohne Grund nämlich lautet in dem Ausblick- und Abschiedskapitel, mit welchem der Herausgeber der „Gesellschaft“ sein dreibändiges Werk „Wagneriana“ zum Abschlusse bringt, und zwar in dem Bande, welcher von der „Wagner-Kachfolge im Musikdrama“ handelt, einer der allerletzten Sätze überhaupt dieser ganzen Betrachtungen (III, S. 523 fig.): „Liebend gern wüßte ich wohl, welchelei Empfindungen in Wagner jun. seinerzeit rege geworden sind, was sich gerade Jung-Siegfried alles dabei gedacht haben mag, als er zu Paris vor einigen Jahren Charpentiers dramatisierten musikalischen Detärenroman in der dartigen Opéra comique, wie man aernahm, bereits kennen lernte! Zwei Welten, die beiden von mir im Obigen entwickelten gegensätzlichen Weltanschauungen, stehen hier gleichsam zusammen und stonden sich offenbar höchst persönlich gegenüber in einer ganz gleichnamigen ‚Helbin‘ — denn auch im Mittelpunkte des ‚Bärenhäuter‘-Drama's steht ja bekanntlich ein ‚Luisl‘, als die oltiae Hauptfigur des Ganzen. Hier also, im leiblichen Erden, Bluts- und Geistesaerwandten unseres Bayreuther Meisters, das spezifische Bayreuther Erbsüß: das Weib als romantische Erläserin, welche sich die ‚Rettungs-medaille‘ um den Mann oerdient; dort, im beuöhten Vertreter einer ramanischen Kunst-auffassung und Kultur-Strömung, das realistische Lebenselement rucklos-freizügiger ‚bohème‘: la femme fatale — jenseits von aller Sitten-Polizei! Les extrêmes se touchent?“ . . . In der That lassen sich kaum diametralere Gegensätze, ein radikalere Antagonismus denken als dieser hier skizzierte zwischen dem eigentlichen Wagnerium als solchen und jenem genialen Franzosen, in dessen Musik ganz entschieden etwas von dem Fortschritte aus dem primitiven Urzustande des soliden Landbaues zu unierem komplizierteren Maschinenzeitalter steckt, aber auch von dem Rückschritte einer indifferenteren décadence sich deutlich genug ausdrückt. Ich will hier zur näheren Charakteristik dieses

germanisch-romanischen Kontrofestes, der sich mit Nietzsche am Besten auf die Formel: „Wagner-Bizet“ bringen läßt, nur einige markante Linien ziehen und gewisse Unterformeln näher präzisieren: Musikdrama — musikalischer Roman; drei Akte — fünf Bilder; freie Verse — ungebundene Prosa; gemessene Profodie — willkürlicher Tonfall; Götter, Helden, Königtum und Ritter — Mensch, Litterat, Arbeitsmann, Nähmamsell; bürgerliche Zünfte — artistische Bohème; große Höflichkeit al fresco — Milieu-Schilderung in impressionistischer Kleinstrichel-Manier aus dem Proletarierviertel; Aristokratismus — Gleichmoherei; moralisch-aesthetisch — sozial-technisch; Symbiose — Analyse (im technischen Verfahren); Polyphonie — Homophonie; Prägung der „Meisterfinger“ — Streif der Schmiede oder Nähmadel-Ausstand; Bewußtsein des Volkswesens in unwüchsiger Einsamkeit und Morgenweckruf in Natur-Reine — Stodgewirr, Sommer-schwüle und das dumpfe Brüten des erwachenden Welttreibers mit seinem Brodem; Wohlhall — Tour d'Effekt; Kontosalat — Kontomarte; Trinthorn — Suppenterrine; leuchtendes Rheingold — flackernde Zimmerlampe; Speerschoß mit den eingeritzten Ver-tragsrunen — Werbe- und Schreibebrief; Nachwächter-Horn oder Ärmer-Trompeten — Kirchen-Glocke oder Haus-Uhr; Tabulatur und Kaiser-Urkunde — Großstadt-Plotot und Tages-Zeitung; Pontamime — Mimodram; außer Raum und Zeit (Vorfall!) — brennende Aktualität; Spinnräder (Flieg. Holländer!) — Nähmaschinen; Paganini-Fest auf der Wiese mit „Wach' auf, es naht gen dem Tag!“ — und Kontomorte-Balkstreifen mit Itolienischer Nacht und „Amut'ge Tochter von Paris, frischerblühte Muse!“; à la Albrecht Dürer — à la Grosz's-Maffoelli; Idealrealismus — Naturalismus; en gros — en detail; Stück — in Stücken . . . u. f. w. in infinitum mit obfolutester Notwendigkeit. So ist denn die äußere „Modernisierung“ des Genre's bis auf's h in der That hier durchgeführt, und höchstens drei einzige, wirkliche Berührungspunkte finden sich noch zwischen beiden, im Grunde so antipodischen Richtungen: die Komponisten machen sich nämlich ihre Texte gleich selber; sie sind durchaus antikapitalistisch gesinnt und — auf beiden Seiten erbt eine Person (David und Louise) vom Erzieher einen derben Baden-streich! Das Genre und seine Ratione selbst kennen wir oder trahem schon seit Gram-mann's „Jrlicht“ und „Ingrid“ (mit dem Straßen-Kallam oder Keiffelid), Veers „Streif der Schmiede“, Jölners „Überfall“, Gentili's „Weihnachten“ u. dergl., wofern wir es nicht schon mit Mascagni, Leoncavallo, Tascò, Puccini, Spinelli deutlich herein brechen sehen; und das Merkwürdigste ist ganz besonders: daß auf diesem nicht mehr ganz ungewöhnlichen Wege (vergl. „Zell“ von Raffini, „Fouft“ von Gaunod, „Odyffeus“ von Bungert u. A.) die Litteratur, in ungerem Maße der oerwünschte Naturalist Emile Zola, doch nach ganz unaermeidlich bei unseren durchschnittsgebildeten, höheren Töchtern re. glücklich ungelangt und geloudet ist — es entgeht eben niemand, auch ein für geistige Bewegungen mit Scheuklappen oersehener Opern-Referent*) nicht, seinem Schicksal! Wohingegen die besonnenen Farschrittlichen und Aufgeklärten unter den Kritikern längst schon wieder ganz wo anders weilen und heule, nach neuerer Entwidlung, bereits genau wissen, woran sie mit dem „Germinal“-Dichter nunmehr sind — denn olle (Trenjus) Schuld

*) Ein solcher oerzog natürlich auch in dem Untertitel „Musik-Roman“ lediglich einen transp-danten und gefuchten Einsatz, „Originalität: à tout prix“, zu erfinden, der noch otel weniger eine bloße Abnung davon, um welche besondere Männe des „modernen“ Oeristes und seiner prämatistisch-ol-istardigen Bedeutung es sich bei dem ganzen Spielte handelt, und merkt noch gar nicht einmal auch nur entfernt, daß dieser Charakter im Grunde doch nur die Konsequenzen unserer Zeitnatur mit jener Nebenbeytönung aufrichtigst gegogen hat, als würde eben so ganz und gar nicht mehr „dramatisch“-bombend veranlagt er-scheint, sondern vielmehr im Jelden des psychologischen Sitten bildenden „Romanes“ steht und in der Kleinmalenden Milieu-Darstellung dormalen noch durchaus aufgeht.

rächt sich auf Erden. Und darum ist es uns auch gar kein Zweifel, daß diese „Louise“ gar nicht in dem ungewöhnlichen Maße den „modernsten Fortschritt“ bedeutet, welches man ihr von so vielen Seiten gerne beimessen will; daß vielmehr im Grunde nur die genial angestrichene und prickelnd-flotte Musik mit ihren pikanten, feinen Instrumental-Reizen als die eigentliche Versucherin und Verführerin hier wirkt. Daß diese Bohème-Oper den Anklang an das Zigeunertum zugleich auch durch Verwendung des Taji-Instrumentes „Gobletta“ besonders zu wahren sucht, will uns dabei als äüherst „hilfgemäß“ erscheinen.

Aber, wenn wir auch von dem durch und durch effektistischen Konglomerat dieser Musik aus Gounod, Bizet, Wagner, Massenet, Messager, Mascagni und den anderen Neuzustaniern allenfalls noch ganz absehen wollen — das steht uns doch fest, daß statt der opéra comique eine comédie larmoyante daraus geworden ist; daß das Ganze zuletzt mehr das sentimentale als das leicht-sinnige oder leicht-sühlige Paris, so etwa im alten, verlogenen genre mélodramatique, vorstellt. Möglich wohl, daß die deutsche Aufführung im Allgemeinen zu schwer, nicht französisch-leicht und frisch-graziös, galgenhumoristisch so zu sagen, verließ; für die lähmende Schwermüdigkeit, die sich streckenweise wie ein Schleier über das Ganze legt, ist doch sicher auch die mitunter arg stoßende Musik und der in ganzen Abhandlungen allzu „oernünftig“ sich expetiorierende Text einigermaßen mit verantwortlich zu machen. Hat man hier erst einmal die Unsinigkeit in der Voraussetzung der ganzen Handlung zugegeben und sich auf Stimmung, Milieu und Problem einigermaßen willig eingestellt, so wacht man plötzlich, jäh erschreckt und gerüttelt, ordentlich ernüchtert auf, wenn popularphilosophische Auseinandersetzungen oder journalistische Gemeinplätze mit einem Male höchst trocken an's Ohr schlagen, wie z. B.: „Egoismus gebiert Egoismus!“ oder „Ein Jeder hat Anspruch auf Freiheit; zu lieben hat Jeder die Pflicht!“ Oder nun gar die geradezu entsetzliche Tirade aus „Paris, du Stadt der Kraft!“ — lächerlich und beleidigend zugleich im Hinblick auf den Panama-Skandal, die Dreyfus-Affäre, den „Fécondité“-Roman eines Zola, den neuesten Humbert-Humburg u. a. m. Jedensfalls eine fanatische Inbrunst auf Seiten des Dichter-Komponisten, die einer weit besseren Sache würdig sein würde — das ingrimmige „Du Stadt der Wollust!“ wäre schon weit richtiger. Und so hätten wir uns denn auch von einem geistreichen, modernen Franzosen der Tonkunst, offen gestanden, ungleich mehr „Geschmack“ noch erwartet, als er in dieser geistigen Degeneration oon Rurgers „Müßte“ zu Charpentiers „Louise“, als der erklärten „Muse“ von Paris und des Quartier latin, sich uns verrät. O Frankreich, wohin nur ist all' deine alt gelagerte, hoch-vornehme Kultur wohl gekommen unter den verschiedenen demokratischen Republiken der Neuzeit?!

Aber doch hat uns diese Oper eine gewichtige, allgemeinere Frage angeregt und ein tieferes ästhetisches Problem zur Lösung mit aufgegeben, an dem wir nicht achtlos vorbei gehen können, noch auch vorbei gehen wollen. Jeder hält sich wahrscheinlich über die ganz unmögliche Zusammenstellung von Walhall-Klängen und Arbeiter-Kochöfen oder Nibelungen-Volsaunen und Kaffeeschale auf. Aber der Fehler liegt vielleicht doch nur in eben dieser ungemäßen Zusammenstellung von Groß und Klein, in dem ungeschickten Mißgriff noch bezüglich der Charakteristik und Illustration, doch nicht aber im Prinzip: auch einmal das Alltägliche und Gewohnte in entsprechenden Formen und mit zupassender Technik durch die Tonkunst zu erklären. Ist Musik Ausdruck des Seelenlebens und der Gefühlsbewegung, Bild und Niederschlag einer bestimmten Gemütsstimmung — warum wäre dann nicht auch die Innenseite unseres Tagewerks oder Werkeltages, unseres ganzen, so modern differenzierten, realen Lebens in der Musik als solcher Ausdruck gelegentlich möglich, wenn es nur auch den (für diese Kunst allein verwendbaren) allgemein-mensch-

lichen Typ mit individueller Patenz anlangt? Warum soll immer nur das Rhythmische oder Wunderbare Substrat dieser Musik im Drama sein? Und wie der große Kesthetiker Eduard Hanslick seinerzeit, in seinem „Musikalisch-Schönen“, ganz übersehen oder sogar rundweg geleugnet hat, daß die Musik in Tonhöhe, Rhythmus, Melodie, Harmonie ein Natur-Bartbild (Vogelstimmen, Windsausen, Röhrenklappern, Pferdegalopp, Kananendanner, Arbeits-Tempe!) haben könne, so könnten am Ende auch wir an der Thatfache bisher nur eben unachtsam vorbei gegangen sein, daß eine moderne Welt- und Großstadt eine Musik habe „in ihr selbst“, daß in ihr etwas von einer aparten Sonder-Stimmung und von einem wirren Gesamt-Klank als Naturweben summe und läne, aus dem sich einzelne Interjektionen da und dort charakteristisch als individuelle Regung nach heraus heben? Diese im Laute tönende Psyche einer modernen Metropole hat Charpentier, und zwar, wie zugestanden werden muß, mit vielem Glück, wiederzugeben gesucht — nur das „Töf-töf!“ der neuesten Autos, das Husten, Tränen und Rasseln der Stadt-Eisenbahnen, und das „Kling-Kling!“ der modernen elektrischen Straßenbeförderungen fehlt eigentlich noch in diesem länenden Bilde. Baran gegangen aber war ihm in solchem feinsinnigen Versuch — übrigens mit nicht minderem Erfolge, wenn auch dem wiedermeierischen Zeitkalarite nach ganz naturgemäß weniger „modern“ — vor Jahren bereits der geniale Puccini, der auch die Note des tragikamischen Dumars der „Bohème“ sans phrase, jenes Mixtum compositum aus esprit und sentiment, ungleich überzeugender getroffen haben dürfte und zumal, nach guter alt-italienischer Tradition, im Aufbau packender Ensembles, an durchsichtiger Gestaltung und wirksamer Ökonomie weit mehr Meisterschaft entfaltet als sein, in dem packenden Röhstuden-Durcheinander immerhin auch höchst respektabler Kiale. Dieses zugleich als unser kurzes, aber warmes und ehrliches Urteil über die ganz ausnehmend stimmungreiche Inszenierung und stilvolle Darstellung der letztgenannten Oper (gelegentlich des so anregenden hiesigen Gesamtsaftspiels der „Stuttgarter“), die wirklich, ungeachtet aller „Kameliedamen“-Schwindsucht darinnen, welche nun einmal der französischen „realistischen“ Litteratur unausrottbar im Blute steckt, noch um ein gut Teil frischwogiger, lebensvoller und unmittelbarer als jene „Louise“ anmutete, dafür aber auch Betler Leancavalla's gleichnamige Komödie auf den selben Staff an Feingefühl und Zartfönn ganz erheblich überragt. Nicht die bequemere „Farnasigkeit!“ ist hier einfach auf den Thron erhaben (aergl. die absteigenden Quinten zu Beginn des III. Bildes, wobei ein Kanferatorist neben mir ausrief: „Das hätte Rheinberger erleben müssen!“) — sucht davon lieber erst einmal die Formen, Ursachen und Ratione auf, die freilich auch weit eher der Naturgeschichte des romanischen Geistes und Empfindens anheim fallen müssen.

Solchen beherzten Vorstößen gegenüber in modernes „Neuland“ hinein — ich weiß, was ich da sage! — erscheint eine Oper wie Schillings „Ingwelde“, textlich, wie selbst musikalisch, schließlich doch mehr als das bedeutsame Wagnerische Schulwort kat'exochen, und muß bei ihm erst recht nunmehr daran fest gehalten werden, was Arthur Seidl schon vor einem Lustrum, gelegentlich seines öffentlichen Vortrages über „Moderne Geist in der Tonkunst“ hier in der „Litterar. Gesellschaft“ zu München, ausgesprochen hat, wenn er dort es „erst einen letzten, wenn auch idealen und verkärten Nachklang der herrlichen Abendröte Wagner'scher Kunst am Horizonte unserer Zeit“ nannte. Diese ewige Erlösungsdramanatik in heraischen Todes-Sehnsüchten und mit den Schauern mystischer Selbstvernichtung: mit wahren Erschrecken wacht man, wie aus tiefstem Traume, auf — wohin sind wir da geraten? Die Unnatur in Permanenz erklärt! Die große Wagner-Gebärde zur Wagner-Kläre fast gebildet, Siegfrieds urkräftiges „Schmiedelied“ zum schneidenden Scherenscheifer-Refrain abgetlungen; ein Hin und Her der Liebe

in dreifacher Ehe, unabhängig viele Totschläge — den ganzen Abend nur eine weibliche Stimme auf den Brettern, welche doch die „Welt“, wenn schon nicht tout le monde, bedeuten sollen (im „Siegfried“ kommen doch immer noch drei vor): das alles schreit ja noch „Erdlösung“, bleibt „unerhört“, ist „überspannt“ und org schon überschraubtes Wagnerium einer oerstiegenen Schablone — als Jugendwerk gewiß hoch achtbar und ganz erstounlich in der meisterlich polyphonen, harmonisch so produktiven und instrumentalen so eigenartigen Faktur dieses Erstlings-Wurfs; jedoch nichts innerlich Gesundes, organisch wirklich Ausgereiftes und auf die Dauer aesthetisch Befriedigendes. Der Gesang wird zum anhaltenden Geschrei in Stößen und Schwebungen, der Orchesterklang zum wirren Geräusch im ruhelosen Durcheinander der Motive und Instrumente; zum Mindesten dürfte diese gong und gar unter der Bayreuther Voraussetzung geschriebene, allerdings ungläublich glänzende Partitur unbedingt nur aus einem vertiesten und überdeckten Orchesterraum erklingen. Trotzdem sind und bleiben wir lebhaftest erkenntlich, daß uns dieses an sich hoch rogende, aus „Nibelungen“, „Tristan“ und selbst ein wenig „Porsifol“ gemischte, on „Guntld“ erinnernde und mit „Gwendoline“ (schon durch den feltischen Steff) einigermaßen verwondte Werk der „Nochfolge“ mit seinem sehr interessanten Texte voll kraftvoller Poesie, wirkfamer Handlung, schöner Sprache und nur mitunter für die besondere Zeit und individuelle Person zu wenig charakteristisch gesehenen Bildern, hier doch wieder neu zur Vorführung gelangte. Ein mal ist jo noch dem Sprüchworte befontnlich keinmol, und viel mehr über dieses „einmol“ war es vor fünf Jahren hier nicht eben hinous gekommen. Denn an sich steht es immerhin merkwürdig groß unter all' den Wagner-Nochfahren im Felde: groß, nicht nur in der äußeren Dimension, dromoturgischem Format wie szenischer Anlage, in der machtvollen Orchestration wie der großzügigen Gefongs-Poetik, sondern auch innerlich groß und bedeutend somohl vom Textdichter (Grosen Ferd. Spord) erschout, als auch vom Komponisten in idealem Geiste und mit hoher Gesinnung ersaft und geschaffen. — Befonders rar wor diese Ausführung freilich nicht gerade. Das Orchester wor, trotz Zumppe (der die Reueit oor Jahren schon in Schwerin aus der Laufe gehoben und in Berlin zum Siege geführt hatte), nicht überall mit Leib und Seele bei der schwierigen Sache; Frau Senger-Betto que ist eine schon seit 15 Jahren im deutschen Operspielplone bestens akkreditierte Bühnen-Erscheinung, und Herrn Gerhäufers Stimme wies leider nur mehr dos warnende Beispiel eines Trümmersfeldes von geborstenen Säulen, die von verschwundner Procht zeugen. „O Jerum, jerum, jerum! O quao mutatio rerum!“ April, was host du da auf dem Gewissen?

Wahrscheinlich ist Schilling's der genialere Teil und Thuille nur dos onsprechende Talent; trotzdem bleibt für diesmol er doch der ungleich „Moderner“ on Beiden. Erübrigt uns somit noch, on Bierboum-Thuille's „Lobetanz“ Spiel hier einiges zu sagen, dem wir oserdings einen glücklicheren Abend im Gongen und vor Allem eine künstlerisch befriedigendere Ausstottung im Befonderen gewünscht hätten, als sie dem Stuttgarter Reife-Ensemble leider beschieden sein sollte. (Wenigstens könnten wir uns die Darstellung doch wesentlich poetischer, naiver und auch humorvoller noch denken.) Hätten wir doch der „Kunststadt“ München gerode hier in liebend gerne auch ein gründliches Exempel einmol gewünscht; und ist dies, nämlich die Farben-Frage, dos Malerisch-Dekorotive und Stilgerecht-Kostümele daran, doch juist derjenige Teil, welcher das Werk nicht mehr in die „Wagner-Schule“ oom konservotiven, aber unproduktiven „rechten Flügel“ einfach einreihen, sondern als selbständigen Versuch und „moderne“ Neuerung erkennen, oder wenigstens onsprechen läßt. Es ist jo schließlich gong wohlfeil,

seinen Spott damit zu treiben und zu sagen: Rec.: 2 Teile „Lannhäuser“, 1 Teil „Krieg. Holländer“, 1½ Teile „Meisterfinger“ und 3 Teile „Parfifal“, dazu eine Unze „Walddoggelein“ und Lindenrauschen aus dem „Siegfried“, mehrere Unzen Humperbind, ein Quentchen Richard Strauß („Guntram“ und „Lil“); hierauf mische man das Ganze, unter Zusatz von Josef Rheinberger als Aqua dost., mit getrockneter Bierbaum-Rinde — und man gedenkt diesen Thuille'schen „Lobe-Lanz“, bei dem überdies der Nachdruck mehr auf dem zweiten Worte als etwa auf dem Gesange liegt und zum Schlusse sogar ganz bedenkliche Kirchweihweisen-Stimmung mit herao brechen läßt. Allein, damit ist man höchstens bei den Äußerlichkeiten erst stecken geblieben und noch keineswegs zum inneren Kerne dieser Neuheit schon aorgebrungen. Natürlich haben wir es zuletzt nur wieder mit der „geblühten Bierbaum-Weiß“ und mit dem „gebühten Lindenbläh'-Lanz“ (um nicht zu sagen: „Lhee“!) zu thun. Gewiß erscheint hier auch (vergl. zumal den II. Aufzug) das große Wagner-Weinsäß auf Flaschen praktikabel abgezogen, ja ist sogar aus der breitflüchtigen „Waldbinde“ dort ein zartes, feines „Waldb-Lindchen“ hier geworden. Kein Zweifel endlich, daß der urwüchsig gesunde Tiroler Naturbursch, der aus den frischen Volkswaisen an den „jungen Äpfeln“ oder dem Keftain-Morgenliede des Burschen oar dem Galgen so verräterisch stark mit einem Rate herao guckt, der eigentliche, echte Ludwig Thuille, der andere aber der feinsinnige und bewährte „Kompositions-Meister“ Thuille ist. Keine Frage jedoch andererseits, daß das Hochgericht gar niemals ohne R. Straußens „Lil“ und das Wachsen der Margenräte zc., kurz juao, wohl kaum ohne die Partitur an „Alfa sprach Zarathustra“ und ihre brütende Zuge „oan der Wissen-schaft“ geschrieben worden wäre. Und wer oallends in dem unheimlichen Galgen-Humar der Kerkerjenen und raffelnden Totentanz-Lieder (à la Hogarth und Strang; Motto: „Prinz Sauertopf pfeift auf dem letzten Lach!“) noch immer nicht den neuen Ton, die moderne Note und charakteristischen Eigen-Azente erkannt und empfunden haben sollte, der hat doch wohl überhaupt nichts oon der neueren Tonkunst, ihren besonderen Mitteln und Wirkungen, bisher entdecken können. Dabei kann man stellenweise immer noch unbenommen der unmaßgeblichen Meinung sein, daß die Musik im letzten Akte, bei der Gerichts-Episade z. B., mit Kanonen sozusagen nach Spazien schieße, da wir denn kein großes Musikdrama und keinen gigantischen Rhythmus, sondern oielmehr ein leichtes, lindes „Blumenmärchen“ nur eben oar uns haben. Desgleichen kann man oielleicht finden, daß ein Durchstamponieren oallends des ganzen Textes der Sache selber gewiß nichts geschadet hätte. Wahingegen wiederum der alten Klage: daß die Geige des lustigen Spielmannes in abgerissenen Rezitationen doch nur „ladenziere“, statt wirklich süß und innig sänge — nach dem Geiste des Ganzen und Gange der Handlung billig die Frage entgegen zu halten wäre: was denn eigentlich der Geiger hier sonst bringen und sein Kampariß wohl oiel Anderes machen sollte, das sich in den gegebenen Rahmen stimmungs-oall eingefügt haben würde? Höchstens kann man es noch als mißlich bezeichnen, daß die Handlung mit dem etwas stotternden, traumhaft-schlüfrigen I. Akte für ein Drama zu ungeschickt, gleichsam temperamentlos, ohne jenen gefunden und lebendigen Butschtag einsetzt, wie man ihn bei einem Thuille und seiner hell sprudelnden Musik sonst doch gewohnt ist; man wird aber gleichzeitig nicht oerkennen, wie hart und fein, poetisch-düster das Gewebe auch dieser ersten Auftritte doch gesponnen und gehalten, welcher Schmelz dieser Vertonung ihrer Verse zu eigen ist. Sa wird „Lobe-Lanz“ zuletzt doch noch „Lobe-Sang“, die Zweiheit seiner Schöpfer für unser Publikum gar zum leibhaftigen „Mattenfänger“; und eine offizielle Anerkennung dieser unumstößlichen Thatfache liegt ja wohl schon in der Werbung unseres Hoftheater-Bureau's, wonach dieses Stück — etwas

spät! — sofort zur Aufführung nunmehr auch an der hiesigen Oper angenommen wurde. Hoffentlich erinnert man sich jetzt noch der besonderen Pflichten, die man dadurch für die Metropole der „Sezession“ ohne Weiteres mit übernommen, und nähert sich in der Ausstattungs-, Beleuchtungs-, Dekorationsfrage mehr als bisher (z. B. noch bei „Pan im Busch“) Bierbaums für unsere verrottete Theater-Technik und Bühnen-Schablone so fruchtbar anregenden, künstlerischen Intentionen. Das muß zunächst alles Licht, abgestimmt auf den hellgrünen Birken-Ton und Jungbuchen-Stil, sanft vorfrühlingshaft ausgestaltet, später schourig-düster und blutig-grell, scharf rotgelb gehalten, in den Kostümen blumig-präraphaelitisch geschnitten sein etc.; denn ein Schönheits-robres, liebliches Märchen vom Tag und von der Nacht soll uns dabei überzeugend umfassen. Man möge also bei uns schon etwas Übriges, Apartes für diese dankbare Aufgabe „extra“ dazu thun!

Zum guten Ende dieser etwas langen, reichlich oiermanatigen Opern-Kückschau noch die ebensolche höfliche wie ergebenste Anfrage: Warum wohl hat man uns von Seiten der „Stuttgarter“ den „Polnischen Juden“ von Karl Weiss, mit dem man ja auch reiste, hier nicht mehr gegönnt? Beschah das am Ende gar auf Grund besonderen Überkommens mit der hiesigen Intendanz, weil wir ihn schon demnächst „anderweitig“ zu hören bekommen sollen? Dann wäre wohl nichts dawider zu sagen! Sonst aber . . .

*

M. K. Freude und Spaß macht uns, als gutes altes Münchener „Hausmöbel“, immer wieder unser „Kasperl Pariseri“ (im „Marionetten-Theater vom „Papa Schmid“), der neulich, anlässlich eines Besuches des Regenten im Hause, auf seine alten Tage sogar noch dekoriert worden ist und neuerdings in unserem wertgeschätzten Mitarbeiter Dr. med. Hans Fischer einen sehr glücklichen Hauspoten (zum alten Grafen Vucci) sich gewonnen zu haben scheint. Dieser Kasper also kann uns nicht „gestohlen bleiben“! Wohingegen unsere Münchener „Elf Scharfrichter“ in den letzten Monaten nicht mehr ganz ihre alte Zugkraft auszuüben vermochten. Zwar wurde Frank Webestind nach seiner Spriktour an die Spree mit frenetischem Beifalle begrüßt und förmlich begeistert auch hier wieder willkommen geheißen; aber selbst Hans Dorbe, dessen köstliche Tragik wenigstens das vorletzte Mal noch den Abend gerettet hatte, vermochte das letzte Mal offenbar gar nicht mehr recht durchzuschlagen. Vielleicht auch der Streit Dtg Bernardy contra Henry-DeLoard, sowie das etwas allzu schneidig ehregerichtliche Vorgehen gegen Rechtsanwalt Rathe (Frigidius Strang) wegen seiner Beteiligung an einer Bereinigung zur politischen Satire, als persönliches Mitglied gleichsam einer „Behme“, dürfte dem Unternehmen nicht gerade sehr genützt haben, das ja ohnedies schon arg gemauert hat und recht zahm mit der Zeit geworden ist. — Eine neue „Akademische Gesellschaft für dramatische Kunst“, welche — um ihrem „modernen“ Drange zu genügen und einem zwingenden Bedürfnisse abzuhelfen — R. Boff' „Schuldig“ aus eigenen Mitteln auführen zu sollen glaubte, unsere Redaktion hierzu aber gottlob nicht eingeladen hatte, mußte sich von der Presse übereinstimmend sagen lassen, daß es sich empfehle „über ihre Kräfte nicht wieder hinaus zu gehen, da sonst der lebhafteste Wunsch, ernst genommen zu werden, kaum in Erfüllung gehen werde“; während der alt bekannte „Akademisch-dramatische Verein“ unserer Universität auch in dieser Saison unter neuem Vorhitz eine recht regsame Thätigkeit entfaltete — allerdings doch mehr von der Art, welche den Namen „Akademisch-litterarischer Verein“ besser rechtfertigen würde. Von den mancherlei Veranstaltungen sei hier nur der Abend mit dem Vortrag Edgar Steigers: „Dichter, Kritiker und Freund, ein psychologischer Rattenkönig“ besonders heroor gehoben, welcher eine ungemein lebhafteste Debatte, sogar bis in die „Tages“-Presse

hinein zum Besolge hatte. Als bemerkenswerter und neuer Gesichtspunkt in der Diskussion über dieses uralte Thema ist uns derjenige vornehmlich aufgefallen, wo Steiger davon sprach, daß die moderne Lantlöms-Jägerrei unserer dramatischen Autoren den ablehnenden oder auch nur bedingt anerkeunenden Kritiker direkt als „Geschäftsstörer“ schon auffasse und demnach auch den „Freund“ behandle. — Endlich verdient den gefelligen Veranstaltungen unter dem Vorwande der Kunst hier noch mit angereicht zu werden die van Postreisen solenn injenierte, aom „Charitas“-Verbände tabellos arrangierte und von den „geistlichen Herrn“ natürlich höchst erfolgreich getragene und geförderte Ausföhrung des „Oratoriums“: „Franziskus“ von dem Kapuziner-Mönche Pater Hartmann, dem besondern Günstlinge des Kaisers Franz Josef von Österreich. Auch hierzu hatte die „Gesellschaft“ — dem Himmel sei's abermals gedankt! — keine Einladungsarten geschickt erhalten. Überaus charakteristisch aber stand wenige Tage zuvor in der Einföhrungs-Notiz des „Bayr. Kurier“ zu lesen: „Was aor Allen als notwendige Enttäuserung eines tiefen Glaubensgeföhls entstanden ist, möge auch von den Hörrn als solche erfasst, begriffen und mitgeföhlt werden. Denn nicht nach künstlerischen Lorbeerren geht das Streben des Meisters“ . . . und das beröhrte denn gerade so, wie wenn etwa die Herren „Albdeutschen“ ihre germanische Kunstrichtung den gläubigen Lesern anpreisen, wobei stets nur ein sehr waderes und gefinnungstüchtiges „Teufschum“, gar niemalen jedoch irgend welche gescheute „Kesthetik“ heraus zu kommen pflegt.

H. und M. K. — Gar Vieles gäbe es sonst wahr noch „aus dem Alltage“ hier zu berichten und zu bekritlen: aom der Arroganz unseres bayrischen Kammerpräsidenten an der Perronsperre bis zum mystifizierenden französischen Anschlag am schwarzen Brette der Uniaerstüt und der drakonischen Maßregel einer Gymnasialens-Dimission dicht vor vollendetem Abiturium, u. dgl. schönen Dingen mehr. Wir heben uns das aber für eine andere passende Gelegenheit absichtlich auf und fahren hier weiter sort im Text, indem wir noch ein klein wenig die öffentlichen Angelegenheiten der letzten Zeit Revue passieren lassen und bescheidenlichst den Lokal-Klatsch pflegen wollen. Zu erleren zählen wir: 1. daß man hier zu Lande in den maßgebenden Kreisen so sehr schwer sich davon zu überzeugen scheint, welche Bedeutung für den ganzen nord-südlichen Durchgangsverkehr die Frage Scharnigh-Fernbahn oder Wetterstein-Tunnel ganz offenbar hat, und welch' unermeßlicher Schaden Bayern aus einer Verpassung des günstigsten Anschlusses für die Zukunft erwachsen kann — die „Allg. Ztg.“ hat hier (auch durch einen Sonder-Abdruck) kräftigen Vorstoß geleistet, und die „M. N. Nachr.“ haben doch wenigstens, in's Gewissen predigend, „Zernsichten“ entwickelt; 2. daß die schlimme Würzburger Unioersität, die schon so viel auf dem Kerbholze hat, die hierzu doch wie prädestinierte Industrie-Stadt Nürnberg nun glücklicherweise auch noch partout um ihre Chancen bringen will, die zweite technische Hochschule für Bayern bekommen zu dürfen; 3. daß der alte Streitbahn Wibel die bayrischen Sozialdemokraten in Sachen der Wahlreform doch nicht untergetriegt, und von Bollmar nicht nur von seinem bayrischen Parteilage jüngst zu Ludwigshafen, sondern sogar vom „Vorwärts“ selber gegen jenen Fanatiker glänzend Recht bekommen hat — Unserens freilich hätte gegen diese rückständige allgemeine Gleichmacherei sehr Verschiedenes noch auf dem Herzen und kann sich nicht genug über die glatte Annahme des Prinzips bei allen Parteien (auch in anderen süddeutschen Staaten) wundern; 4. daß das technische Problem der Transferierung einer ganzen, bestehenden Brücke an der Reichenbacher Brücke hier selbst zum allerersten Male gelöst worden ist und die Ausföhrung dieses Novums moderner Technik in allen Fachkreisen die ungeteilteste

Anerkennung, ja in einer Provinzialstadt Bayerns bereits ebenso besriedigende Nachahmung gefunden hat; endlich 5. daß, wenn man in der Lokalpresse Angesichts unserer allsommerlichen Asphalt-Arbeiten und Trambahn-Verkehrshörungen schon betont hat: „die Geduld des Publikums sei nachgerade erschöpft“, hier wohl auch noch zu sagen wäre: „die Angst der Mütter und Sorge der Eltern von Schulkindern kennt bereits keine Grenzen mehr“ — denn, gewiß! man will Großstadt-Kinder auch zum „modernen“ Kampf um's Dasein in besserer Anpassungsfähigkeit tüchtig machen, rechnet dann aber in seiner Erziehung mit „Großstädten“ und nicht etwa — mit „Buddelsädt“ und seinen Gepflogenheiten. Ein Trost wenigstens, daß es selbst in Berlin Sammers über um kein Haar besser zu sein scheint!

Ein klein wenig Lokalkatsch vollends treiben wir, indem wir noch kurz folgende Thematata, unserer Chronistenpflicht einfach genügend, registrierend hier berühren. So hat sich z. B. laut „Auzruf“ ein besonderer, alle Stände und Klassen umfassender „Verein zur Erhaltung der Naturschönheiten des Isarthales“ gegründet, welsch letztere von einer „einrissigen“ Bodenpekulation mehr als durch den bekannten „Zahn der Zeit“ zerstört zu werden drohten. Auch wer nicht in „Höhenglust“ auf „Ludwigshöhe“ wohnt — und jener erst recht, denn diesem bleiben immer noch genug andere Schönheiten und Ausflüge zur körperlichen wie geistigen Erfrischung — wird sich solchen Bestrebungen auf's Wärmste nur anschließen können. Indessen können wir uns doch auch des subjektiven Eindrucks nicht ganz erwehren, als ob hier unter der Decke noch irgend eine alte Architekten-Eifersucht mit gespielt und den treibenden Faktor abgegeben haben möchte; in einem sehr ausschlußreichen öffentlichen „Gedanken-Austausche“ zwischen dem Ausschusse jenes Vereines und Kommerzienrat Heilmann, dem Vertreter der bekannten „Immobilien-Gesellschaft“ rund um München, ist nämlich der Name des jetzt nach Stuttgart berufenen Architekten Th. Fischer mit sehr ausdringlicher Betonung als der einer „Autorität“ für Hrn. Heilmann gefallen, und die ersten Anregungen zu jenem Vereins-ausrufe sind bekanntlich just von Professor Gabriel von Seidl seinerzeit ausgegangen. Übrigens hat der Staatsanzeiger für Preußen unlängst ein „Gesetz gegen die Verunstaltung landschaftlich hervorragender Gegenden“ erlassen, und man sollte doch denken: was in dem „spartanischen“ Norden möglich erscheint, müßte es zum Mindesten auch im berühmten Isar-„Athen“ wohl sein. — Zum Besten des eben genannten Vereines hat man sadann auch „Autl“-Fahrten für ein allgemeineres Publikum gegen 1 Mk. Fahrpreis gelegentlich veranstaltet — „automobilisiert“, würde Caliban hier sagen. Darob, mit Recht, ein allgemeines Schütteln des Kopfes, und als Schluß-Fazit des Volksmundes ein: „Gott bewahre unser liebes Isarthal vor diesen Freunden!“ — Daß unjere „christlichen“ Geschäfte sich von einem israelitischen Kaufmanne in der viel erörterten Frage der „Sonntagsruhe im Handelsgewerbe“ — was man so sagt: lumpen lieben, nämlich von dem bekannten Kaufhause Hermann Tieh, das während der Sommermonate die Sonntage versuchsweise durchaus schließen will: das verdient auch hier mit angeführt zu werden. So mußte es kommen zu einer Zeit, in welcher die Macht des Geldes nun einmal die einzig reale ist, die noch diktieren kann! Sonst freilich hätten wir gegenüber allzu heißspornigen Versammlungen und Personalaussetzungen denn doch ergebenst die Anfrage zu stellen: wie viel vollkommen freie Stunden, geschweige denn Tage, Unser-Einer, als Chef, im ganzen Jahre für sich wohl heraus schlagen kann? Schillers: „Reiher muß sich immer plagen“, ist nicht nur schöner Gemeinplatz, gut genug für Philisterseelen! — Vor einiger Zeit begieng der stühere Chefredakteur des „Bayr. Kurier“ und jetzige Mit-herausgeber des „20. Jahrhunderts“, Dr. Franz Klafen, sein 25 jähriges Priester-

jubiläum, bei welchem passenden Anlasse die liberale oder parteilose Presse hübsch neutral, in schöner Christenliebe, ihm die Worte in den Mund legte: „Ich liebe die Freiheit unbündig; ich wäre nicht Geistlicher geworden, wenn man mich dazu nicht erjogen hätte“ . . . während doch der Gefeierte genau das Gegenteil davon gesagt hatte: daß er nämlich nicht Geistlicher geworden wäre, wenn man ihn hätte durch eine Seminar-erziehung dazu nötigen wollen; er hätte mit oaller Freiheit den Stand gewählt und würde mit der selben Freiheit seine Pflichten, wie vorher, so in Zukunft üben. Die Freiheit der Entscheidung gehe ihm eben über Alles.“ Auch ein würdiger Beitrag zu den mancherlei „Zeichen unserer Zeit“ — so machen unsere Zeitungen nämlich in Zeitgeschichte! — Am 1. Juli ist das „Münchener Salonblatt“, heraus gegeben von Ad. Fr. Brüggenmann, redigiert von Rich. Braungart, eingegangen, aber nur um in neuer, erweiterter Form, unter anderem allgemeinerem Titel, oersjüngt wieder aufzuerstehen. Bleibt somit kollegialiter nur lebhaftest zu wünschen, daß dieser neue Name „Frei-Statt“ für die Zeitschrift nicht zum fatalen Omen am Ende gar werden möge; und hoffentlich sollen nicht etwa das „Pragramm“ dieser neuen, darin gepflegten Richtung nunmehr bedeuten die etwas bedenklichen Sätze, die wir auf S. 277 der Eröffnungsnummer vorgefunden haben und welche wörtlich also lauten: „Wir wissen eben heute zumeist selbst nicht mehr, was wir eigentlich wollen. Das, was man uns bietet, lehnen wir ab; aber wenn man uns fragt, wohin eigentlich unsere unendliche Sehnsucht zielt, dann — schweigen wir uns gründlich aus oder warten mit einigen Phrasen aus, die zur Genüge beweisen, daß diese Sehnsucht eigentlich in den meisten Fällen nur Langeweile und Übersättigung ist.“ — Endlich haben die „M. Neuesten Nachr.“ durch ein saternes „Preisaus schreiben“ nicht nur den „Münchener Roman“ uns gezeitigt, sondern auch, wahrscheinlich aus besonderer Feier der glücklich erreichten sechsstelligen Ziffer (welche Laß für die Herren Redakteure!), zur Abwechslung wieder einmal ihren Chefredakteur gewechselt. Als Prof. Dr. Paul Samassa im Dezember 1899 so jäh aus der Chefredaktion dort ausschied, wurde dem „Redaktionsstabe“ Herr Rardt- mann, der zu Gunsten des Herrn Dr. Fr. Treß nunmehr wieder Zurückgetretene, vom Ver- lage wörtlich als „Chefredakteur bis auf Weiteres“ vorgestellt, und mit einem Humor der einer besseren Sache würdig gewesen wäre, ließ dieser Herr das damals nicht nur geschehen, sondern ironisierte sich am nächsten Morgen sogar noch selber, da er seinen Redaktionskollegen joalil erzählte: nun könne er ja seine alten Visitenkarten mit der „Chefredakteur“-Aufschrift, die er schon einmal habe verbrennen wollen, getraßt wieder aus dem Kasten hervor holen. Herr Rardtmann, eine wahre Perle für den „Verlag Knorr & Hirth m. b. H.“ (lies: Haltung!) kann also diese hübschen Kärtchen einftweilen wieder einmal in seine Lade oerschießen! Wer weiß? . . . (Geheime Mitteilung des ganz kleinen Fingers — und natürlich hat das wieder das oenfant torriblo M. K., und nicht etwa der „Höhenmensch“ oon uns Beiden hier geschrieben!)

*

M. K. Kurz vor Abschluß dieses „Tagebuches“ erhalte ich vom Herausgeber nach folgende Zuschrift „zur gefl. Rückäußerung“ eingehändig: „Sehr geehrter Herr Doktor! Gegenüber einer Auslassung über meinen Prozeß mit Stollberg-Schmederer in Nr. 14 der ‚Gesellschaft‘ möchte ich, so weit die Notiz meine Person betrifft, Folgendes feststellen: Lange Zeit, oar der bewußte Artikel über den Urlaubsparagrafen in der ‚Münc. Ztg.‘ erschien, hat mein Verleger Entsch dem Direktor Stollberg ein neues Stück von mir ‚Die Lügen- beutele‘ eingereicht, wie er das bei anderen Bühnen auch gethan hat. Einige Wochen

man vor der Artikel erschien, kam Entsch selbst zu mir und erzählte mir, daß Stollberg sich für mein Stück sehr interessiere u. s. w. Einige Zeit darnach kam der Artikel in der 'Münch. Ztg.' Wenn ich nun so 'wirtschaftlich interessiert' wäre, wie Sie es darstellen, dann hätte ich eigentlich das Gegenteil thun müssen und den Artikel nicht erscheinen lassen dürfen; denn ich mußte mir sagen, wenn ich den Artikel bringe, dann ist jede Aussicht auf die Aufführung meiner 'Lügenbeuteln' ausgeschlossen. Daß ich den Artikel, der meiner Anschauung nach notwendig war, aber dennoch zum Abdruck brachte, beweist wohl klar, daß ich die Interessen meines Blattes vor meine persönlichen Interessen stellte. Ich habe noch nie meine publizistische Thätigkeit zur Unterstützung meiner wirtschaftlichen Interessen mißbraucht, wie sich der M. K.-Korrespondent auszubringen beliebt. Gegen eine solche Insinuation muß ich mich entschieden verwahren, nach meinen Ihnen gegebenen Aufklärungen werden Sie mir selbst das Recht hierzu nicht absprechen wollen. Sachachtungswoll Max Real, Chefredakteur der 'Münch. Ztg.' . . . — Zu diesen Auslassungen hätte ich, als der Mißethäter, hier sine ira ac studio ergebenst Folgendes nur zu bemerken: Der in obigem Schreiben vertretene Einwand hat ja auch schon in bewußtem Prozeß eine große Rolle gespielt; er hat aber, damals ebenso wenig wie heute, bei mir irgend welchen Eindruck machen können. Denn: einmal reicht man als Redakteur oder Kritiker überhaupt keine eigenen Stücke, sei es direkt oder durch einen Bühnen-Betrieb, am Orte seiner Wirksamkeit selbst ein — das ist eine Frage des persönlichen Taktes, die an dieser Stelle stets im gleichen Sinne, nämlich schraff ablehnend, behandelt wurde; und dann haben doch so manche Details der beiden Schels-Prozesse seinerzeit zur Genüge erwiesen, wie gewisse Scharfmachereien der Herren von der Presse — weit entfernt, den für eigene Interessen geübneten Baden bei den verehrl. Theater-Direktionen zu verschütten — bei der bedauerlichen Angilichkeit dieser gegenüber der Kritik vielmehr sehr wohl dazu angethan sein können, eine glücklich angelegte Schraube zu gegebener Zeit nur noch besser anzudrehen. Wohlgemerkt, wir sagen das nicht im Sinne etwa einer erwiesenen Thatsache, als persönliche Spitze gegen Herrn Max Real gerichtet, sondern nur, um allgemein zu bekunden, daß derartige Argumente zwar wohl bei naiven, d. h. des journalistischen Betriebes unkundigen, Juristen, nicht im Geringsten aber bei intimen Kennern jener Gepflogenheiten heute mehr verfangen können und darum oan varnehsercin auch jeder „Schein“ strenge vermieden bleiben müßte. Für unsere Auffassung und unseren Geschmack ist diese Beweisführung des Herrn Max Real also leider völlig mißlungen.

Für die Richtigkeit: gegengez. Sdl.





Kritische Ecke.

Vom und zum „Parfival“-Bund!

Der Herausgeber.

Mitten unter den Festspielen zu Bayreuth ist ein „Ausruf“ erschienen, welcher den Zweck verfolgt, alle Freunde des „Bühnenweihfestspiels“ zu einem Parfivalbund auf zehn Jahre zusammen zu schließen. Dieser Bund soll das Ziel verfolgen, das Aufführungsrecht des „Parfival“ durch ein Ausnahmegesetz auf Bayreuth zu beschränken, um dem deutschen Volke und den ausländischen Freunden und Bewunderern deutscher Kunst und deutschen Geistes das Weihfestspiel in der Reinheit, wie allein Bayreuth sie gewähren kann, zu sichern und zu erhalten. Die Mitglieder sollen einen freiwilligen Beitrag zahlen und in ihren Kreisen für das Verständnis des „Parfival“ wirken. Der Bund würde aus seinen Mitteln Freikarten nach Bayreuth gewähren, Beiträge über „Parfival“ veranstalten und überhaupt seinen leitenden Gedanken, den Schutz des „Parfival“, in alle Kreise des deutschen Volkes zu tragen sich bemühen. — So zu lesen in einer ganzen Reihe von Zeitungen.

Nun, am Schlusse meines Artikels „Nachklänge zum Casima-S“ im 11. Juli-Feste des vorigen Jahrganges schrieb ich seinerzeit wörtlich — und deutlich genug: „Neue Aufgaben erfordern neue Bildungen. Angesichts einer so ‚brennenden‘ Frage wie der Bayreuther ‚Parfival‘-Angelegenheit erlaube ich mir jetzt einen früheren Vorschlag (vergl. Allgemeine Musik-Zeitung 1898, Nr. 35) auszugraben und einer weiteren Öffentlichkeit nunmehr erst recht nachdrücklich wieder zu unterbreiten: ‚Wagner-Gesellschaft — nicht Wagner-Vereine!‘ Dem derzeitigen konkreten Bedürfnisse entsprechend, mühte diese, nach dem Vorbilde der Goethe- und Shakespeare-Gesellschaften wie der Schiller-Stiftung in's Leben zu rufende, völlig neue Organisation allerdings die ‚gesetzliche Erhaltung des Parfival ausschließlich für Bayreuth‘ zunächst einmal zum Hauptpunkte ihres großen Arbeitsprogrammes erheben, praktisch mit Energie und aller Sachkunde nach dieser Seite hin vorgehen und jene Bestrebungen wenigstens das erste Jahrzehnt hindurch zum bevorzugten Hauptgegenstand ihrer Wirksamkeit machen. Volle zwälf Jahre hat es ja — nach dem neuen Gesetze — damit immer noch Zeit, gottlob! In dieser Frist kann viel geschehen; und bis dahin, mein' ich, sollte eine neue große ‚Wagner-Gesellschaft‘ das angestrebte Ziel doch auch erreichen können. Wer ist mit mir der selben Meinung?“ Auch mit den „grundfächtlichen“ Herren Kritikastrern und den landläufigen Gegnern des Gedankens eines „Ausnahme-Gesetzes“ für R. Wagner habe ich mich an jener Stelle kräftig genug bereits auseinander gesetzt, um mich hier nicht erst wiederholen zu brauchen — man mag das heute merkwürdig „aktuell“ Gewordene a. a. O. (vergl. auch meine „Wagneriana“ Bd. III, S. 410—422) nur auch nachlesen!

Es zerstreht sich also ganz von selbst, daß wir „mit von der Partie“ sind und nicht, wie z. B. unsere „N. Neuesten Nachrichten“ (auf Schritt und Tritt muß man gegen sie doch Front machen!), erst über Nacht unser Herz zu entdeden brauchen. Diese haben jüngst von einem Tag auf den andern, in majorom gloriam pecuniamquo

unseres Münchner „Prinzregenten-Theaters“ natürlich, sich „eines Besseren“ besonnen — wir nennen das lieber: „Drehbare Bühne“ aufgeführt, und unter dem edlen Anschein objektiv-realistischer Betrachtung haben sie mit einem wohlweisen Leitartikel alsbald durchaus Vaedlinisch zu der Frage Stellung genommen. Das anfänglich so anziehende Renfchen-Kritik („Des letzten Meister-Willens Ballstrecke möchten wohl Alle sein, die das Drama einmal in Bayreuth erlebt haben!“) artet nämlich zum Schlusse bei ihnen mehr und mehr in einen Backsuj („Als die „R. N.“ im Mai 1901 für das Privileg der Festspielstadt eintraten, wäre es nach Zeit gewesen, die Bestimmungen des Gesetzes, betreffend den Schutz des Urheberrechts, entsprechend zu ändern. Jetzt ist das Gesetz in Kraft“ und das „Pr.-N.-Theater“ Thatfache geworden, mit der sich das „führende“ Satal-Organ par ordres do Mukti eben abzufinden hat! — so ergänzen wir hier verständnisinnig) bzw. in einen Pferde-Schweis gar seltsam aus („Zunächst ist es schwer, eine populäre Agitation einzuleiten, die den Zweck hat, ein Kunstwerk nicht populär zu machen, sondern es der breiten Öffentlichkeit Kraft eines Ausnahmegesetzes dauernd zu entziehen. Das Volk soll in Wort, Schrift und Bild auf die Herrlichkeiten des Werkes hin gewiesen werden und soll, wenn es daon gehört hat und dafür begeistert worden ist, mit dahin wirken, daß ihm dies Meisterwerk für alle Zeiten verschaffen werde? Wäre das nicht ein zweifelhafter Appell an den ästhetischen Altruismus gerade der kunstbegeisterten Kreise des Volkes? Däsesen wir auf der einen Seite die Bestrebungen auf eine Balkskunst fördern, um auf der andern Seite die Massen zu einem Verzicht auf die machtvollsten Offenbarungen der Kunst auffardern?“). Wir sehen, es ist ein Ranstrum, was uns hier keine gratesken Sprünge „in Freiheit dressiert“ vorsührt!

Natürlich tutet es nun bereits van allen Seiten aus unserer Tagespresse in dieser höchst geschmackloosen Tonart wieder, sogar auch van der Dredner „Deutschen Wacht“, die das früher doch schon besser gewußt hat und es selbst heute nach weit besser wissen könnte aber doch vertreten sollte. Die fatale Hauptfache ist einfach die: Man hat sich mit feiner ewigen „Volkskunst“ heute schon ganz aerrannt und verstrickt sich nachgerade särmlich in seinem eigenen Netz. Dieses Netz aber bildet die leidige, moderne und laziale Gleichmacherei, die sich einbildet und Anderen unaufhörlich einredet: die Kunst sei etwas „für Alle“. Nebenbei bemerkt, war dieser demokratische Gedanke auch der große Trugschluß in R. Wagners eigener Lehre, dem wir Alle nur zu lange versallen waren, bis uns der „Wagnerianer“ Nießsche ein gewaltig Lichtlein hierüber aufsteden sollte. Dem gegenüber ist an dieser Stelle aber einmal energisch der Satz herdar zu lehren: Unser Glaube, unsere Auffassung wie Überzeugung steht und fällt mit der unerschütterlichen Anschauung vom Kristokratismus aller wahren Kunst. Nur, wer es fertig bringt, seiner Bekundlichkeit einen Ruck zu geben und in idealer Sehnsucht sich die Pilgerfahrt nach Bayreuth, durch Erparungen an Bier, Tabak u. dergl., freudig auch zu erkämpfen — nur der ist reif für die Wagner'sche Kunst und verdient selber den „Parfifal“. Die Anderen lernen ihn weder dert, nach allensfalls zu Hause wirklich kennen! Gewiß könnte der „Parfifal“ auch anderweitig nach ganz anständig „aufgeführt“ werden. Allein dies ist das graße Geheimnis van Bayreuth: Hier führt man den „Parfifal“ nicht auf, hier „erlebt“ man ihn — die Theater-Vorstellung wird zum Kulturerlebnis Kraft der so ganz anderen, eigenartigen Voraussetzungen und der jeder üblichen Bühnenpraxis oder Alltags-Atmosphäre durchaus entrückten Bedingungen.

Denn es ist und bleibt überdies bodenlose Unkenntnis der Thatfachen, wie z. B. unsere „Münchener Hg.“ — der wir auf diesem Wege natürlich wieder unter den Flau-machern begegnen müssen — schlankweg zu versichern: R. Wagner habe die Münchner

„Ring“-Auführungen var Bayreuth (soll nur heißen: „Rheingold“ und „Walküre“) hinsichtlich der Darstellung als „vollendet“ erklärt — wir empfehlen den Schriftgelehrten und Pharisäern des Blattes die Lektüre der Augsb. „Allg. Ztg.“ aus jener Zeit; eine unwahre Behauptung ferner wider besseres Wissen und Gewissen: die Preisgabe des „Nibelungen-Ringes“ von Seiten Bayreuths nach 1876 sei nicht die bitterste Not schwerer Schuldenlast des von seiner Nation verlassenen Schöpfers, sondern nackte Lantidömen-Spekulation des Dichterkomponisten und seines Haus-Finanzministers vielmehr gewesen; eine dreiste Unverschämtheit weiterhin: oan „Frau Cosima's Neugründung“ bei diesem „Parzival-Bund“ einfach zu sprechen, obwohl über die Gesinnungen und die Stellungnahme des Hauses Wahnfried gerade zu solchem Unknechten bis jetzt nicht das Geringste bekannt geworden ist, also wahrscheinlich auch nicht der geringste Zusammenhang besteht; eine direkte Unverschämtheit endlich: die Frage ganz naiv aufzuwerfen, ob es sich nicht ermdöglichen ließe, der Familie Wagner, um ihren Geschäftsgeist zu befriedigen und dabei doch den „Parzival“ für die Allgemeinheit frei zu bekommen, für diesen auch über 1913 hinaus die Lantidömen zu sichern — nachdem Frau Wagner doch oor Jahr und Tag schon öffentlich oor aller Welt bindend erklärt hatte: die Familie oerzichte gern auf alle ihre Lantidömen aus den Werken, wenn nur dafür nach dem Jahre 1913 die Walforderung des idealen Meistertestamentes und die pietätvolle Verwaltung des geistigen Erbes nicht ihren Händen entwunden würde, an welcher ihr einzig und allein, aus Pflichtbewußtsein und Gewissenhaftigkeit, nur liegen könne. Wir bitten also, die p. t. Ohren gründlich auszuputzen! Und meint man zuletzt höhnisch: die Erben Wagners hätten doch bis heute keine Gelegenheit gehabt, oan ihrem in den Aufführungs-Verträgen oergesehenen und ihnen ausdrücklich zugestandenem Rechte Gebrauch zu machen, nämlich bei ungenügender oder unwürdiger Darstellung des Wertes die Aufführungserlaubnis einfach zu sperren . . ., so ist das eines jener perfiden Saphisten, die nur dr leidhaftige Satanismus im Plute unserer oerehrlichen Tagespresse so beschast konstruieren kann; denn jenes Zugeständnis ist eben lediglich aus den Fingern gezogen und nach dem gedachten Sinne in jenen Verträgen überhaupt gar nicht vorhanden. Wahrlich, wenn man zu seinem billigen Ersauern einmal gründlich studieren will, wie viel Schmutz und Ekel erregenden Unrat die stinkende Niedertracht erdärmlichen „Gemeinannes“ auf dieser Erde zu produzieren und in Druderschwätze auf Makulatur anzusammeln im Stande ist, so braucht man nur einen aufmerksamen Blick in die Blätter der Wagnergeschichte wie unserer schmerzlichen bayrischen Königstragödie zu thun, um sich mit wahrem Schaudern jede Wahrheit über Welt und Dasein einzugestehen! Und das Allerchönste hierbei ist gar noch dieses, daß dieser geradezu barbarische Vanaufismus (im günstigsten Falle) immer die Sprache der „hohen Volks-Bildung“ im Munde führt, was denn ungefähr so schön klingt, wie wenn unser unerschälchter Münchner zwischendurch plötzlich in allerlei „gehöhlten“ Braden daher redet. Ja, das Organ für „Bildung und Arbeit“, die „Münchner Post“, ist in seiner Erkenntnis schon so weit oorgebrungen, daß es Wagners letztes Werk unentwegt „Parzival“ (den Wolfram'schen „Parzial“ dafür wahrscheinlich „Parzival“, aber aber „Ial Parzi“) sept und auch hartnädig druckt. — „Geh' zu, Ranni, wo s' lei' Böldung nicht hab'n, da lannst d' nig mach'n!“ . . .

Auch der unselige Dr. Ortony wird ja nun wohl wieder großspurig auf dem Plan erscheinen und auf seine unfählich alberne Broschüre bei dieser Gelegenheit oerweisen, mit ihrem scheinbar doch so plausiblen und acceptablen „Vermittlungsvorschläge“: „Das Vermächtnis des Meisters, der den ‚Parzival‘ einzig für Bayreuth reserviert wissen wollte, findet in den Reichsgesetzen seine Schranken. Im Jahre 1913 wird der ‚Parzival‘ für

alle Bühnen frei werden und Krethi und Plethi werden aus diesem erhabenen Werke ganz geschäftsmäßig Kapital schlagen wollen. Das Gefühl jedes Freundes der Wagner'schen Schöpfung empört sich schon jetzt bei diesem Gedanken. Wenn sich ein Mittel finden ließe, um wenigstens das Ärgste abzuwenden, so müßte dieses überall und zu allererst in Wahnfried begeistert willkommen heißen werden. — Ganz aerselbst aber ist der Weg, den die Bayreuther Nachhaber aersuchen. Nicht für weitere Jahrzehnte dürste der ‚Parfisal‘ geschützt werden; aielmehr wäre dessen alsbaldige Freigebung das Mittel, um für dieses wertvolle Zugeständnis gleichwertige Konzessionen einzutauschen. Wenn Frau Wagner den ‚Parfisal‘ zehn Jahre aar Ablauf der Schutzfrist an jene Bühnen frei giebt, an denen die anderen Werke ihres großen Gatten eine würdige Wiedergabe finden, so kann sie dafür begehren, etwa: 1. daß der ‚Parfisal‘ zunächst nur an bestimmten Tagen aufgeführt werde; 2. daß Inszenierung und Ausstattung eine würdige sein müssen; 3. daß die Besetzung sawohl der Gesangskräfte, als auch des Orchesters eine untadelige sei.“ — Nun, wer wollte denn hier dormalaerst zu Gerichte sitzen und mit Majoritätsgutachten über der rechten, tabellafsen Ausführung wachen? Wa wäre wahl der „maßgebende“ Kreapag zu solchem „Preisgerichte“? — siehe „Meisterfinger“! Und falls Frau Wagner die Würdigkeit aan ihrem Gesichtspunkte, Wissen und Können um die Sache aus negieren müßte — wie würde alle Welt alsdann wieder eifern: „Das ist nur schändliche Interessentpolitik der Dynastie Wagner! Der Werker werde sa bestellt, daß weder Daß nach Lieben das Urteil trüben, das er fällt!“ Das aersuchen wir Kunst-Oberbanzen, Großstadtkultusstusse und Hoftheater-Abonnenten doch mindestens nach ebenso gut wie diese ‚Bayreuther Klique‘ — wir aber sind es aollkommen zufrieden!“ se. . .

Rein, u unsere Bedenklichkeiten — und wir haben allerdings welche, die wir unter wärmster Zustimmung zu den Bestrebungen des „Bundes“ und im Interesse der Sache schon hier, zu allem Beginne der Aktion, als ehrliche Mahnung gleich Warnungstafeln mit aufstecken möchten — sie liegen auf einem ganz anderen Gebiete. 1. Dieser ‚Parfisal‘-Bund hüte sich um aller Himmel willen ängstlich daaar, etwa ein unfruchtbar über „Goethe-Bund“, mit einem bald wieder aersflackernden Strohfeuer-Enthusiasmus nur, zu werden — sa, wie ich meine lieben Durchschnitts-„Wagnerianer“ nun schon einmal kenne, liegt diese böse Gefahr leider mehr als nahe; hier muß ernst und schwer, sa ausdauernd wie beharrlich-thatkräftig — „alle Mann an Ward!“ — selbst juristisch-patitisch gearbeitet werden. 2. Die lagische Klippe des Unternehmens, wenn wir aan einer solchen sprechen wollen, liegt natürlich durchaus wieder nicht da, wa die „R. R. Nachr.“ und Andere sie suchen — nämlich darin: daß dieses „Kunstmanapol“ für Bayreuth den ‚Parfisal‘ dem deutschen Volke nicht erhalten, sondern für alle Zeiten entziehen würde; aielmehr gerade umgekehrt: Wagners „Parfisal“ bedeutet wahl aber übel nun einmal die Esaterik; Esaterik aber heißt, sa wie die Welt schon beschaffen, stets Minorität. Wie will diese nun zur Majorisierung in den Gesetze gebenden Faktoren gelangen — wahl gemerkt, ohne innerlich „Majorität“, d. h. Esaterik dabei zu werden? Nicht zum ‚Parfisal“ also soll die neue „Wagner-Gesellschaft“, sie muß unsere ganze Nation aielmehr zum Willen der Kunst-Esaterik erziehen, als welcher dann auch die Isolierung des ‚Parfisal“ selber schon fordert bzw. das Werk gar nicht anders als eben in Bayreuth haben will — und der „lagische Widerspruch“ ist überwunden. 3. Setzen wir den Fall, das große Werk gelingt einmal wirklich in deutschen Landen und wir sind in zehn Jahren sa weit, Diis adjuvantibus, mit einer bis dahin belehrten und geneigten Majorität das bewußte, in Sachen Wagner in der That durchaus berechnigte, „Ausnahme-Gesetz“ für das Land bei unserem geliebten Reichstage durchzusetzen: wie glaubt man wahl,

daß wir es — praktisch! — dahin bringen werden, auch das gesamte Ausland, mit dem wir in internationalen Litteraturkonventionen stehen, bis dahin noch zur Anerkennung dieses unseres heimischen Reseruatgesetzes zu gewinnen und alsdann zu vermeiden, daß der „Parfissal“ — ein Stachel unserem „Volle“ wie seiner so aufgeklärten „öffentlichen Meinung“ — derweilen etwa zu Paris oder in Amerika ganz lustig — ja, lustig! vor der Nase weg doch aufgeführt werde?? U. A. m. g. — denn das scheint mir wenigstens nun einmal die große Hauptschwierigkeit zu sein, die wir schon jetzt nicht klar genug in's Auge fassen können; waren und sind doch auch manche europäische Staaten bis heute oder vor ganz Kurzem noch nicht einmal zum wechselseitigen Urbeberksuche, geschweige denn zu gegenseitiger Bindung auf 30 Jahre „Schonzeit“ der geistigen Urheber zu haben gewesen!

Auf einer fach-Verammlung für innere Krankheiten

zu Wiesbaden (menn wir nicht irren) referierte Prof. Hoche (Straßburg) über Vorschläge zur Schaffung einer Centralstelle für Gewinnung statistischen Materials über die Beziehungen der Geisteskranken. Er führte Folgendes aus: Der Stand der Irrenärzte nimmt in der Öffentlichkeit eine ganz ungewöhnliche Stellung ein; Publikum, Parlament und ein Teil der Presse begegnen sich den Irrenärzten gegenüber in einer Auffassung, die wenig Wohlwollen, viel Verständnislosigkeit und sehr viel Mißtrauen enthält. Die Irrenärzte haben sich dadurch niemals von der Erfüllung ihrer Pflichten abhalten lassen; die Vorurteile in der Öffentlichkeit schädigen aber auf das Stärkste die Interessen der Geisteskranken. Auf das Konto der zum Teil systematischen Ausbeutung kommen die Fälle, die wegen der Vorurteile der Familie der Anstaltspflege nicht teilhaftig und dadurch unheilbar werden, Fälle von Selbstmorden und Attentaten Geisteskranker, schwere soziale und finanzielle Schädigungen. Der Mangel an Verständnis zeigt sich in der Rechtspflege an der immer noch häufigen Beurteilung Geisteskranker und Schwachsinniger, an dem passiven Widerstand eines Teiles der Juristen gegen die Forderung besserer psychologischer Schulung der Richter. Vortragender beantragte eine systematische Sammlung alles hierher gehörigen Materials, namentlich des in der Tagespresse verteilten, und dessen Verwertung, um in der Öffentlich-

keit allmählich eine Wandlung zum Besseren anzubahnen, und der bessere Teil der Presse wird diesen Bestrebungen zweifellos seine Unterstützung angebeihen lassen. Wir selbst knüpfen hieran aber noch die bescheidene Meinung: Auch im Aussehen erregenden Falle des Stadtrates Kauffmann und noch viel mehr im „Falle Edmann“ wäre unsere Presse wohl „Philosoph“ geblieben, hätte sie zur rechten Zeit nur auch schweigen können. Das kann sie ja freilich niemals, wenngleich wir die korrekte Haltung der „R. Neuesten Nachr.“ diesmal, d. h. in Sachen Hellmuth Edmann, ausdrücklich einmal lobend anzuerkennen haben. Wohingegen sie im Falle des entschieden pathologisch veranlagten Kindes-Mörders Pongray in München feuerzeit den Mund doch recht vernehmlich und laut hätte aushun müssen.

Gegen den Alkohol-Mißbrauch haben die Breslauer Universitätsprofessoren an die Studentenschaft eine offene Mahnung erlassen, und wir drucken diese nach. In dem Schreiben heißt es: „Kommilitonen! Wir denken nicht daran, euch die studentische Fröhlichkeit und das damit verbundene Trinken und Singen verkümmern zu wollen; nur vor der Unmäßigkeit in geistigen Getränken möchten wir euch warnen. Die Verführung dazu ist zu groß, der Schaden für Geist und Körper nicht wieder gut zu machen. Fragt nur eure Redizin studierenden Kameraden, die deren Folgen in den Kliniken sehen. Wer sich betrinkt, macht sich unsrei. Duldet keinen Trinkzwang, in welcher Form

er immer geübt werden möge; der Trinkzwang ist eine Unsitte. Schämt euch nicht, sondern im Gegenteil, setzt eure Ehre darein, euch zu widersetzen! Das Trinken ist kein Sport, nichts an sich Rühmliches oder Nützliches; der Wettseiler, Andere darin zu übertreffen, des Studenten unwürdig. Trinduelle auszufechten, überläßt den Schnapstrinkern, welche oft genug ihr Leben dabei auf's Spiel setzen. Trinkt nicht vor gethener Tagesarbeit. Es ist wissenschaftlich erwiesen, daß jedes geistige Getränk, auch in kleinen Gaben, die Aufmerksamkeit des Gehirns herabsetzt. Deshalb ist auch der Frühshoppen zu verdammen. Durdet ihn nicht in eueren kameradschaftlichen Vereinigungen!" — Desgleichen hat der Erbprinz von Meiningen als Kommandant des ihm unterstellten Truppenteils jede Verabreichung von Schnaps in den Kantinen streng verboten; wofür er es sich denn gefallen lassen muß, mit schlechten Versen durch unsere Wigblätter geschleift zu werden. Kennt sich aber dann „deutsche Presse"! Mit Fug und Recht schreibt Karl von Bruckhausen im „Tag": „So lange die Bekämpfung des Alkoholismus in den Händen der Moralkprediger lag, blieb das Ergebnis gering. Anders würde es erst, als die Ärzte mit wissenschaftlichen Waffen gegen das Volksgift vorgingen, und der Erfolg ihrer Bestrebungen, an dem auch die Militärärzte ihren rühmlichen Anteil haben, zeigte sich in durch greifender Weise zuerst dort, wo allein heutzutage noch einfach befohlen werden kann: in den Heeren." Wohingegen unseres Kaisers vertrauliche Bonner Rede gegen die studentischen Trinksitten vielleicht doch nur auf einen Übermut des Vorrußen-Juchsmajors gegenüber dem Kronprinzen („Spinnen"!) zurück zu führen ist. Inmerthin hat das Reichsoberhaupt aber, sowohl seinerzeit dem im preussischen Landtag angenommenen Antrage Douglas: betreffend Einschränkung des übermäßigen Alkoholgenußes, großes Interesse entgegen gebracht, als auch Dr. W.

Bode's Bestrebungen zur Reform des Gastwirts-Wesens ausdrücklich gebilligt — was nicht übersehen werden möge.

Automobilmachung. — Der österreichische Automobilklub hat folgende Warnung veröffentlicht: „Am .. Juni wird eine größere Anzahl von Motorwagen (ca. 40), welche auf einer Touristenfahrt von Paris nach Wien begriffen sind, den Gemeindebezirk . . . in der Richtung von . . . nach . . . durchfahren. Die Bevölkerung wird hiermit vom österreichischen Automobilklub im Interesse ihrer eigenen Sicherheit ersucht, die Straße nach Thunlichkeit frei zu halten; insbesondere wird gebeten, Kinder von der Straße zu entfernen. Eindringlich wird gewarnt vor dem Überschreiten der Jahrbahn unmittelbar vor oder hinter einem Motorwagen; ferner wird gebeten, an diesem Tage den Verkehr des Fuhrwerkes möglichst einzuschränken, eingespannte und ueingespannte Pferde nicht ohne Aufsicht zu lassen, Vieh von der Straße fern zu halten und Hunde und Geflügel an diesem Tage einzusperrn." — Den Eisenbahn- und Dampfschiffs-Verkehr während der Automobil-Kajetage will der Klub nicht verbieten, obgleich Schlagbäume den zu schaffenden Reford ungünstig beeinflussen, und Fahrten auf Seen und Flüssen die am Ufer hin laufenden Chauffeure von ihrer eigentlichen Aufgabe ab lenken, vielleicht sogar mit Abneigung gegen die professionelle Staubschluderei erfüllen können. Bei so weiser Mäßigung und Zurückhaltung des Klubs ist es verständlich, daß er von dem nicht antelnden Mitbürger wenigstens das kleine Opfer verlangt, Weib, Kind, Knecht, Magd, Vieh und alles, was fein ist, während der Wenzinperiode in Stubenarrest zu nehmen . . . Einlgermaßen gespannt darf man darauf sein, wie die selben Leute, die nach Fürstenempfangen und Paraden jedesmal in Trauertönen über mittelalterliche Abperrungen klagen, sich mit der vom „Automobilklub" angeordneten Sperrung abfinden. Bei Paraden handelt es sich um

wenige Stunden und um einige wenige Stadtstraßen; bei der Automobilsahrt um einen ganzen Tag und um ganze Provinzen. Bisher bin ich indes noch keinem Einspruch begegnet. — Also sprach „Caliban“, und wir „hören“ ihn gerne.

Münchener Moralpolitik. —

Sehr lustig und auf den Punkt zutreffend schreibt über dieses Thema unser hochgeschätzter Mitarbeiter Josef Ruederer im Berliner „Tag“: „Im Rathhaus hatte der ultramontane Gemeindebevollmächtigte Herrmann den Antrag eingebracht, den Auswüchsen der Prostitution durch Genehmigung öffentlicher Häuser zu steuern. Interessant und lehrreich zugleich, die ‚motivierte Tagesordnung‘ zu lesen, die das ehrenwerte Kollegium, entsprechend dem Antrage des Referenten Dr. von Pfistermeister, in dieser Sache angenommen hat. ‚Es muß zugegeben werden,‘ heißt es in dem denkwürdigen Schriftstück, ‚daß das Prostitutionswesen durch das Streunen der Prostituierten in den öffentlichen Straßen ebenso belästigend für die Passanten wird, wie es entsetzlich auf die Jugend wirkt. Gleichwohl geht das Kollegium über den Antrag zur Tagesordnung über in der Erwägung, daß — abgesehen von der Prüfung der Frage, ob das vorgeschlagene Mittel die nötige Abhilfe zu schaffen geeignet wäre — a) dieser Weg durch die derzeitige Gesetzgebung ausgeschlossen ist; b) die gleichen mißlichen Verhältnisse allerwärts je nach Größe der Orte mehr oder minder sich bemerkbar machen; c) es demnach nicht Sache einer einzelnen Stadt sein kann, hier die Initiative zu ergreifen; d) vielmehr den polizeilichen Organen sowie den maßgebenden Faktoren in Stadt und Reich zunächst die Aufgabe zu entsprechendem Einschreiten und Schaffung von Abhilfemitteln obliegt.‘ — Mit klareren Worten also und auf gut Münchenerisch: Ja, bei uns streunt eine Sorte ausgesucht scheußlicher Weiber vom Bahnhof durch die Neuhäuser- und Kaufingerstraße, sie sind fast alle krank und

schrecken nicht daor zurück, die unschuldigen Söhne von Magistratsräten, manchmal sogar von rechtskundigen, entsprechend anzurempeln. Aber wir haben vorerst noch keine unserer viel berühmten Kommissionen zu genauem Betriebsstudium solcher oerrensener Häuser auf die Reise geschickt, und deshalb erklären wir Folgendes: 1. wissen wir nicht, ob der Staat, Hochwohlgeboren, seine Genehmigung zu so etwas überhaupt hergeben wird; 2. ist es immerhin ein erhebender Trost für den Bürger, daß es auswärts auch nicht besser bestellt ist mit diesen Zuständen als in der eigenen Stadt; wir brauchen uns also 3. nicht extra wichtig zu machen und den andern gar zu greifen, sondern überlassen 4. das Weitere dem geneigten Ermessen einer wohlweisen Behörde, die dann 5. die alleinige Verantwortung trägt, wenn 6. die S . . . kein Ende nimmt, während wir 7. als ehrsame Familienväter den Kopf recht tief in den Maßkrug stecken, um 8. von diesen oerrotteten Zuständen nicht mehr das Mindeste zu sehen.“ (Vergl. auch unseren Artikel „Eine für Viele“!)

Lesefrüchte mit Raubglossen.

Gegen eine allgemeine Einführung von Reichstags-Diäten ist man noch immer und immer „grundfäglich“ eingenommen. Hingegen hat anscheinend niemand unter den Maßgebenden ein Haar in der Maßnahme gefunden, unseren Reichsboten spezialiter für die der Regierung so sehr am Herzen liegenden Fallberatungen dieses Sommers „ausnahmsweise“ welche zu bewilligen. Keiner scheint hier zu fühlen, wie gerade diese Ausnahms-Spende ad hoc den bedenklich anrückigen, durchaus korrupten Charakter der captatio benevolentiae annehmen und erhalten muß. Nur Maximilian Harden schreibt, scharf und zielficher wie immer: „Im Reichstag haben die Preisinuitigen sich das Lab unbesangener Zuschauer oerdient. Sie haben die der Jolltariskommission bewilligten Sommer-Diäten abgelehnt. Das war klug und

wird ihnen nützen. Sie können nun mit dem Finger auf die Konfessions-, National-, Liberalen und die Zentrumsguardneten weisen und sagen: Seht, wir sind bessere Menschen als diese, die sich für eine nutzlose, zwecklose Arbeit zweitausend Mark auf den Kopf bezahlen lassen! Zwecklos ist die Arbeit der Tarifkommission, weil über die wichtigsten Punkte der künftigen Handelsverträge offenbar schon eine internationale Einigung herbei geführt ist und das ganze Gerede in's Leere erhalten wird. Daß Sozialdemokraten und Freisinnige das für solche Arbeit gebotene Geld nicht annehmen, war ein Beweis taktischer Überlegenheit, den sie bei den nächsten Wahlen in's hellste Licht rücken werden. Übrigens sollte man im Deutschen Reich heute jede Sünde wider Wortlaut und Sinn der Verfassung noch ängstlicher scheuen als in weniger kritischen Zeiten. Artikel 32 der Reichsverfassung schreibt vor: „Die Mitglieder des Reichstages dürfen als solche keine Befolgung oder Entschädigung beziehen.“ Es ist betäubend, zu sehen, mit wie leichtem Herzen Bundesrat und Reichstagsmehrheit sich über diese Vorschrift hinweg gesetzt haben.“

Nach einer Bekanntmachung des kgl. bayr. Staatsministeriums des königlichen Hauses und des Äußern tritt mit Wirkung vom 1. Januar 1903 in dem Telephangebührentarif bezüglich der Gespräche in dem Bezirksverlehr nachstehende Änderung ein: „Die Zahl dieser Gespräche ist auf 1000 im Kalenderjahre beschränkt. Teilnehmer, die im Laufe eines Kalenderjahres zum Bezirksverlehr zugelassen werden oder aus der Teilnahme am Bezirksverlehr ausschelden, dürfen nur die der Zeitdauer ihrer Beteiligung am Bezirksverlehr entsprechende Anzahl an Gesprächen kostenfrei führen. Wird die Höchstzahl der einem Teilnehmer am Bezirksverlehr zukommenden kostenfreien Gespräche überschritten, so erhöht sich der Zuschlag um je 10 M. für je weitere 100 Gespräche. Jedes angefangene Hundert wird für voll gerechnet. In jenen

Fällen, in welchen ein Teilnehmer mehrere Anschlüsse in einem und dem selben Orts-telephanneze oder in verschiedenen zu einem und dem selben Bezirksverlehr gehörigen Orts-telephannezen besitzt und auf Grund nur einmaliger Zahlung des Zuschlages für den Bezirksverlehr jeden dieser Anschlüsse entweder in oaltem oder in beschränktem Umfange zu kostenfreien Gesprächen im Bezirksverlehr bedürfen kann, ist für die Höhe des für den Bezirksverlehr zu zahlenden Zuschlages die Gesamtzahl der vom Teilnehmer unter Benützung seiner verschiedenen Anschlüsse im Bezirksverlehr kostenfrei geführten Gespräche maßgebend.“ — Nach immer zeichnen sich unsere Telephon-Verordnungen durch eine bemerkenswerte, für die Popularisierung dieser Neuerung direkt gefährliche, Un- oder doch Schwerkverständlichkeit im Ausdruck aus. Und da wundert man sich noch, wenn es mit der Volkstümlichkeit unserer Verkehrs-Einrichtungen nicht weiter gehen will?

Herr A. S. Fried schickt uns nachstehenden, bedeutsam angestrichenen Passus seiner „Friedenswarte“: „Für uns handelt es sich . . . nicht um den an sich durchaus gleichgiltigen und nichtsagenden Artikel (gemeint ist der Artikel des Generals Bogel von Falkenstein wider die Friedensbewegung in der „D. Revue“), sondern um sein Erscheinen in einer ‚aornehmen‘ Zeitschrift. Dieser Umstand ist charakteristisch, peinlich charakteristisch für die Preßzustände in Deutschland. Einem noch so streng sachlich geschriebenen, in Form und Inhalt gleich oallendeten Aufsatz über den großen Gedanken und das hohe Ziel der Völkerriefbereitung würden grundsätzlich die Spalten der sich besonders ‚aornehm‘ dünkenden deutschen Zeitschriften ‚hermetisch‘ verschlossen bleiben; ein Artikel, wie der hier gekennzeichnete, ist willkommen. Das deutsche Volk soll, so viel an diesen Zeitschriften liegt, über Wesen, Bedeutung und Wert der internationalen Friedensbewegung nicht aufgeklärt, es soll in falschen und

abgeschmackten Vorstellungen erhalten werden. Einzig und allein der Wunsch, die öffentliche Aufmerksamkeit auf diese traurige und beschämende Thatsache hinzulenken, hat uns die Feder in die Hand gedrückt." — Wohl! wir sind bereit und hoffen, nicht zu den bewußten „vornehmen Organen“ gezählt zu werden, welche „grundsätzlich“ . . .

Mit besonders lebhaftem Interesse haben wir in letzter Zeit eine Polemik in der „Jugendchriften-Warte“ verfolgt, in welcher sich der Generalsekretär der bekannten „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung“ J. Teweß mit Lehrer S. W a l g a s t a am segensreich waltenden „Jugendchriften-Prüfungsausschuß“ in Hamburg persönlich auseinandersetzt. Eine Nummer vorher hatte dieser besagter Gesellschaft nämlich den Vorwurf gemacht, daß sie an ihre und in ihren „Volksbibliotheken“ literarischen, aesthetischen wie kulturellen Schund verbreite, und fatale Autoren-Namen zu diesem Zwecke genannt. Teweß spricht nun in seiner Erwiderung das große Wort gelassen aus: „Das getabelte Verzeichnis ist, wie alle praktische Arbeit, ein Kompromiß. Ich habe mich zunächst nach der guten Litteratur umgesehen, dann kam die Preisfrage und dann, leider! die — Nachfrage. Die Herren, die auf unsern Dörfern Volksbibliotheken errichten, in der Mehrzahl Lehrer und Postoren, erkennen zum großen Teil die Autorität des Herrn Wolgast noch nicht an. Für sie sind W. D. a. Harn, Oskar Höcker, Bruno Sarlepp, Hierig, Christ. o. Schmid, Ferd. Schmidt zc. durchaus respektable Jugendchriftensteller, und einem Verzeichnis, das sie nicht enthält, stehen sie mißtrauisch und ablehnend gegenüber. Sie wählen diese bewährten Schriften unter allen neuen und vielleicht besseren immer zuerst aus. . . . Auch das bei Herrn W. besonders schlecht angeschriebene ‚Lächteralbum‘ erfreut sich noch großer Anerkennung, und die Marlitt, von der ich, nach langer Gegenwehr, zwei Bände aufgenommen habe, ist natürlich überall zu finden, mit Ausnahme von Charlottenburg.

Die Gesellschaft f. B. a. B. arbeitet proftisch; sie hat im Jahre 1901 an 1221 Volksbibliotheken 44967 Bände abgegeben und bedurfte dazu der Mitwirkung von ebenso vielen Körperchaften und Personen, die ihre eignen Anschauungen über Volks- und Jugendlitteratur haben und diese nicht ohne weiteres anständig ausgeben können und wollen.“ — Mit Zug und Recht entgegnet hier Wolgast unter dem Ausrufezeichen der gerechten aesthetischen Entrüstung: „Ein Verein, der für Verbreitung von Volksbildung gegründet ist, nimmt aus ganz äußerlichen Gründen minderwertige Sachen in seinen Katalog auf! Es sind geschenkte Bücher, sie müssen billig sein, sie sind für einfache Verhältnisse bestimmt. Solche Gründe gelten für einen Verein, der so thut, als hätte er eine Kulturmission, über dessen Thätigkeit wie über Staatsaktionen berichtet wird! . . . Die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung scheint zu meinen, daß alles Heil in der Volksbildung vom Lesen abhängt; daß es nur darauf ankommt, erst einmal Lesehunger zu erwecken und, wo er sich zeigt, ihn zu stillen, und sei es auch mit minderwertigen Büchern. Wir meinen, daß das Lesen nur da ein Volksbildungsmittel ist, wo es sich auf solche Sachen richtet, die ein Stück nationaler Kultur bedeuten. Nun wird mir jeder Litteraturkundige zugeben, daß die meisten Bücher jener 10 Buchhändler-Serien des Katalogs nicht nur keine Kultur sondern im Gegenteil ein wüßtes Stück Unkultur bedeuten, und endlich ist unsere Meinung, daß es ein Hinauslesen von Pseudodichtung zu echter Dichtung als Regel nicht giebt.“ . . . Also ganz die selben Erfahrungen bei dieser „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung“ noch heute, wie sie mit ihr schon vor einem Jahrzehnt zu machen waren, da die hoffnungslose Ankerstehse ihrer stolzen Deale: „Wissen macht frei!“ uns in unserer offiziellen Eigenschaft als Generalsekretär des ‚Vereins f. Massenerbreitung guter Schriften‘ gelegentlich zur Verzeiwung bringen konnte.

Über den ganz neuen Begriff einer „Konogassen-Ethik“ schreibt sehr anregsam ein gewisser „Peter“ im Scherf'schen „Lage“, (der das seinerseits natürlich ganz besonders nötig hatte): „Rohde's ist gestorben und hat sein Geld für ‚Zivilisation‘ vermachet. Alfred Nobel auch; gewiß mit Unterschieden. Der Türken-Hirsch ist gestorben; die Millionen flossen zurück, nur in Stiftungen oerstaut. (Selbst an Carnegie hätte hier vielleicht mit erinnert werden können.) Überall so genanntes Sündengeld, das eine menschliche Sendung zu erfüllen scheint. . . Paul Bourget nannte das „la revanche de l'actionnaire“. Das Geld Alberts von Monaco vereint zwei Vorkänge. Erstens la revanche de l'actionnaire, denn er heiratete die Risikist der Alice Heine, Gründersochter aus Paris. Zweitens die Vachtmillionen der Räuberhöhle. Und mit Beidem fördert er Weltfrieden und Ozeanographie? Hier liegen gewisse Fingarme einer neuen Ethik, die immer stärker heute durchquert. Der Unsitliche (Karikatur von Gregors Werke) stiftet Schaden, heißt es. Der Unsitliche, der Schwindler, etwa ein Bedekind'scher ‚Marquis v. Reith‘, nützt Vielen. Ohne Schwindel, heißt es, kein Fortschritt. . . Der größte Schwindel freilich ist diese Ethik. Darum: weil meistens nur Bruchteile zurück fliehen. Weil man die Fälle vergißt, wo alles aufgekapelt bleibt, unfruchtbar, Jahrhunderte lang. Weil man die Fälle unterschätzt, wo ohne bedenkliches Geld die Menschheit gefördert worden ist.“ — Kurz, das „Nou olet!“ grassiert heute geradezu unter den „guten Europäern“, die gar bald auf diese Weise die „blamierten Europäer“ sein werden.

Einer Mitteilung der „Deutschen Export-Revue“ zufolge hat die Regierung von Korea die ausländischen Ministerien und Konsuln ersucht, ausländische Kaufleute davon abzuhalten, an forensische Untertanen Nickel zu verkaufen, da große Quantitäten gefälschter Nickelmünzen im Umlauf sind. In Zukunft soll der Verkauf jenes Metalles

nur durch besondere Erlaubnis gestattet werden. Man sieht, die „Kultur“ macht überall Fortschritte!

„Die überwiegende Meinung bezüglich des Zustandekommens der Oper überhaupt ist in Berlin pessimistisch“ — so heißt es am Schluß einer Feuilleton-Notiz über Leoneavallo und den Zeitpunkt der Vollendung seines, vom Kaiser befanntlich „in Auftrag gegebenen“, „Roland von Berlin“. Hätte der Zeilenschinder „optimistisch“ geschrieben, wär's wohl richtiger gewesen; denn, so wie die Dinge nun einmal liegen, kann man doch in Berlin nur hoffen und wünschen, daß der Maestro damit niemals zu Hande komme.

„Dem Andenken großer Männer gewidmet.“ Unter dieser Spitzmarke versendet eine Zigarrenfabrik ein Rundschreiben, in dem sie gewisse Spezialzigarren gelegentlich empfiehlt. Sie sagt in ihrem Rundschreiben: „Nachlebend, wie unsere Zeit nun einmal ist, gehen oft die größten und wichtigsten Ereignisse nur allzubald im Trubel des Alltagslebens unter. Große Männer, auf deren Reden ganze Völker lauschten, werden oft leider nur zu bald vergessen. Nicht so mit unseren Vorkämpfern für ‚Wahrheit, Freiheit und Recht‘, Ludwig Windthorst, Dr. Ernst Maria Lieber. Sie haben sich Denkmäler gesetzt, dauernder als wären sie aus Marmor gemeißelt. Uns aber liegt es ob, das Andenken an wahrhaft große Männer in Wort und Bild festzuhalten. Auch die unterzeichnete Firma will das ihrige dazu beitragen. Obwohl das Sortenverzeichnis ihrer Zigarrenfabriken bereits weit über hundert Nummern aufweist, hat sie keinen Anstand genommen, jetzt noch die Marken ‚Ludwig Windthorst‘ und ‚Dr. Ernst Maria Lieber‘ einzufügen. Eben so hat sie aus Anlaß des päpstlichen Jubiläumsjahres eine neue Marke ‚Leo XIII.‘ eingelegt. Die Qualitäten dieser drei neuen Marken im Allgemeinen kann ich kurz bezeichnen: Das Dr. Ernst Lieber und Ludwig Windthorst

unter ihren Mitmenschen waren, daß sich die beiden ihren Namen tragenden Marken unter den Hlgarren; wie Leo XIII. das steht, — „lumen in caelo“ — „ein Licht am Himmel“, so glänzt die ganz aarzüglische, gleichnamige neue Marke als allerfeinste Qualitätszigarre.“ — Jeder weitere Zusatz würde dieses allerliebste Geschäfts-„Jdgu“, das ganze Bände von „Kulturgeschichte“ spricht, nur zerstören.

Zu den „Aufsichtsräten“, welche — die Unschuld selber — aan nichts eine Ahnung haben (wie sie der Prozeß der samasen Kasseler „Treibetrodnungs-Gesellschaft“ jüngst erst so sehr bloßgestellt hat), haben sich nun, in dem eben zu Ende gegangenen Verfahren contra „Leipziger Ban!“-Verwaltung, auch nach gestellt: ein „rechtskundiger“ Kontrol-Direktor, der einen heißen Geschäftsbrief „wie ja aale andere auch unterschrieben, weil er den ihm aargelegten Inhalt für richtig hielt“; sowie „Sachverständige“ und „Bücher-Revisoren“, die in fatalen Buchungsfragen, auf die es gerade ankam, nicht nur schroff sich widersprachen, sondern auch mit ihren eigenen lokalen Praktiken und technischen Überzeugungen arg ins Gedränge gerieten. — Nachfolgend noch einige artige Stichproben aus den überaus langwierigen Verhandlungen in Sachen der „Leipziger Ban!“. Der Angeklagte Direktor Erner: Der Aufsichtsrat erhöhte mir schließlich mein Gehalt, so daß es von 1896 bis 1900 je 20000 Mk. und nach 1900 24000 Mk. betrug. — Der Vorsitzende teilt darauf mit, daß der Angeklagte Erner an Tantiemen bezogen habe im Jahre 1895: rund 66000 Mk., im Jahre 1896: 123000 Mk., 1897: 157000 Mk., 1898: 204000 Mk., 1899: 230000 Mk., 1900: 168000 Mk. Der Angeklagte Dr. Genßsch bezog an Tantiemen rund im Jahre 1896: 68000 Mk., 1897: 88000 Mk.,

1898: 112000 Mk., 1899: 126000 Mk., 1900: 101000 Mk. Vorsitzender (zu Erner): Sie sind außerdem Aufsichtsratsmitglied bei 20 anderen Aktiengesellschaften gewesen, wie viel Tantiemen haben Sie in Ihrer Eigenschaft als Aufsichtsratsmitglied bezogen? Erner: Jährlich 20—30000 Mk. Die Dividende der „Leipziger Ban!“ habe anfänglich 6 Proz., später 8, 9 und 10 Proz. betragen. Die Aktien notierten 1895: 120, 1897: 193 $\frac{1}{4}$, 1898: 187, 1899: 175, 1900: 166, Anfang 1901: 158 $\frac{1}{4}$ und am 22. Juni 1901, also vier Tage vor dem Zusammenbruch: 141. Heute ist der Cours 1 $\frac{1}{2}$ Brief. — Staatsanwalt Dr. Weber: Ich bin doch der Meinung, daß Angesichts der Höhe der Tantiemen, die die Aufsichtsratsmitglieder bezogen, diese sich wohl der kleinen Mühe hätten unterziehen können, das Obligo der „Treibergesellschaft“ auszuziehen. Ich beantrage, die an den Aufsichtsrat gezahlten Tantiemen festzustellen. Der Vorsitzende stellt darauf fest, daß der Angeklagte Dabel folgende Tantiemen erhalten hat: im Jahre 1895: 8409 Mk., 1896: 12410, 1897: 15832, 1898: 20591, 1899: 23137 und 1900: 16889 Mk. Die selben Tantiemen haben die anderen Mitglieder des „Aufsichtsrats“ bezogen. — Vorsitzender an den Zeugen, „Deber“-Schmidt (dessen Vermögen 3 $\frac{1}{2}$ Millionen ausmachen sollte): Wie viel Jahresgehalt erhielten Sie? Schmidt: 24000 Mk. Vorsitzender: Und wie viel Tantiemen? Schmidt: Bis zu 350000 Mk. Vorsitzender: Wie hoch standen Ihre Aktien? Schmidt: Genau kann ich das nicht sagen. Von 1896 bis 1897 schwankte der Cours zwischen 6—700, 1898 stand er weit über 800. . . . Auch die s „liebliche Jdgu“ unserer Geschäftswelt soll an dieser Stelle durch keinerlei Kommentar „getrübt“ werden.





Besprechungen.

Im Goethe-Monat.*)

Von Dr. Jaf. Hafmiller.

(Fortsetzung.)

Seit Jahren sind auf dem Gebiete der Goetheliteratur wenige Werke erschienen, die in solchem Grade, wie die Veröffentlichungen Wilhelm Vode's, den Mann herzlich nahe bringen. Konnte die erste, nicht ganz gelungene Zusammenstellung seiner religiösen und politischen Überzeugungen („Reine Religion. Mein politischer Glaube“. Zwei vertrauliche Reden von J. W. von Goethe. Zusammen gestellt und heraus gegeben von Dr. Wilhelm Vode) das in Kürze bieten, was man Goethe's Weltanschauung nennen mag, so zeigt der neue Band den Weisen, den Lebenskünstler, den Philosophen der „Lebensweisheit“. Der Empfänger lernt aus diesem Buche Goethe lieben wie einen Vater, und verehren als den weisen alten Mann, der seine Zeit zu nützen und in sein Dasein Inhalt zu legen wußte, der mit Gelassenheit sein Wissen und seine inneren Erlebnisse mehrte und sammelte, und mit der Heiterkeit des Weltmannes seine Existenz nach eigenen Gesetzen sich ausleihen sah. Man legt diese Zusammenfassungen Vode's nicht aus der Hand, ohne reicher geworden zu sein. Man verehrt Goethe wärmer, bewundert ihn mehr und begreift das kluge Wort seines englischen Biographen besser, daß, was er lebte, noch schöner war, als was er schrieb. — Die von Bartels heraus gegebenen Gespräche mit Eckermann gehören zu den schönsten Büchern, die in der letzten Zeit gedruckt worden sind. Die Einleitung ist brauchbar, das Schlagwörterverzeichnis kann nach Bedarf werden, wenn der Herausgeber ältere Ausgaben, z. B. die Barthel'sche, zu Rate zieht. Soll man über den Inhalt des Werkes noch ein Wort verlieren? Soll man wiederholen, daß es zu dem Besten gehört, das unsere an Rüstlichem so reiche Literatur ihr eigen nennen darf? Daß es, wenn man statt der berühmten 100 besten

*) Dr. Wilhelm Vode: Goethe's Lebenskunst. Berlin, S. Mittler & Sohn. M. 2,50.

J. P. Eckermann: Gespräche mit Goethe. Leipzig, Cug. Diederichs. 2 Bde. M. 7,50.

Goethe's Persönlichkeit. Drei Reden des Kaisers Fr. von Müller. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. W. Vode. Berlin, S. Mittler & Sohn. M. 1,—.

Goethe's ausgewählte Gedichte. In chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegeben von Otto Harnack. Braunschweig, Vieweg, 1901. M. 4,—.

Goethe-Briefe. Herausgegeben von Philipp Stein. Band I: Der junge Goethe, 1764—1775; Band II: Weimarer Sturm und Drang, 1775—1783. Berlin, Otto Clöner. Brosch. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Goethe's Werke. Ausgewählt und in chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegeben von Ewald von Helld. Erster Band: 1764—1770. Zweiter Band: 1780—1788. Stuttgart, Cotta. In 2 Bänden. Je M. 1,—.

Goethe und Lavater. Briefe und Tagebücher. Herausgegeben von Heinrich Junck. Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft.

Goethe's Leben und Werke. Von Ludwig Geiger. Leipzig, Max Hoffe.

Obj. von Berlin. Nach der Originalausgabe vom 1773 (die die Aufführung eingeleitet) von Eugen Allan. Oldenburg, Schulische Hofbuchhandlung. Brosch. M. 2,—.

Welt Potentia. Die Haffische Wapungsmacht. Leipzig, Dürr. M. 5,40.

Goethe's Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Karl Heinemann. Band 7 und 13. Leipzig, Vbl. Institut. Je M. 2,—.

Bücher nur 50, 20, 10, 5 auf eine einsame Insel mitnehmen dürfte, auch unter diesen fünf noch wäre? Nur die Ausstattung sei noch gerühmt: von Drugulin gedruckt — und jeder Büchertliebhaber weiß, welches Lob damit ausgesprochen ist —, mit zierlichen Bignetten ausgestattet, find die zwei Bände in kräftig-schönen rothbraunen Stoff gebunden, der obere Schnitt vergolbet, Titel- und Rückenaufrud geschmackvoll, dazu ein sehr mäßiger Preis: Hut ab oor dem Verleger Eugen Diederichs! — Der Kanzler Friedrich von Müller hat drei berühmte Reden über Goethe gehalten, die bis jetzt der weiteren Öffentlichkeit kaum zugänglich waren. Der genannte Forscher Dr. Bode hat sie in einem Hefte vereinigt und eingeleitet. Besonders die dritte Rede gehört zu dem Bedeutendsten, was bis jetzt über Goethe gesagt worden ist. Der Kanzler sieht tiefer und stärker in Goethe's Wesen als Eckermann, dessen Hauptwert darin besteht, daß er ein brauchbarer Phonograph war. — Zu den zierlichsten Veröffentlichungen des letzten Jahres gehört Professor Harnack's Auswahl aus Goethe's Gedichten. Sie ist vielseitiger als das Goethe-Proseier Partilebens, das zu sehr auf die erotische Note gestimmt ist. Der abnungsvolle Zieffinn von Goethe's Weltanschauung tritt dem Leser überwältigend entgegen. Die Anmerkungen sind ebenso gediegen wie unaufdringlich. Die Auswahl ist vortreflich. Von den mir besonders lieben Gedichten habe ich nur das „Symposium“ vermist, diese ideale „Marschmusik der teutonischen Nationen“, mit der Carlyle einst seine berühmte Edinburgher Rede beschloß. — So bedeutsam die bisher genannten Veröffentlichungen sind, so müssen sie doch dem Unternehmen gegenüber zurück stehen, Goethe's Briefe dem deutschen Volke zugänglich zu machen. Wenn man bedenkt, daß die große Weimarer Ausgabe der Briefe 36 starke Bände füllt, von denen 22 bis jetzt erschienen sind, begreift man, daß es ebenso nahe liegend wie verdienstvoll war, eine Auswahl davon zu geben. Zwei Verlagsanstalten hoben, ziemlich gleichzeitig, diesen glücklichen Gedanken gehabt. Beide Ausgaben sind vortreflich, beiden ist weiteste Verbreitung zu wünschen. Philipp Stein, der das Elskner'sche Unternehmen leitet, hat schon durch seine sehr gute Ausgabe des Briefwechsels zwischen Goethe und Schiller (bei Reclam) gezeigt, daß er Stoffbeherrschung mit kritischem Geschmaek und künstlerischem Takte vereinigt. In den unaufdringlichen Anmerkungen bewährt er sich als Kenner, der überall aus dem Vollen der Goethekunde schöpft und, wo es not thut, kurz und sachlich das Notwendige sagt. Eduard von der Hellen, der Cotta'sche Herausgeber, hat schon 12 Briefbände der Sophienausgabe besorgt — er ist ein in jeder Hinsicht zu solch' schönem und wichtigem Werke Berufener. Es kann nicht nachdrücklich genug wiederholt werden, daß das einzige Gefühl, welches man dieser für die Eroberung Goethe's so färdlichen Kivalität gegenüber haben kann, dasjenige reiner Freude und reiner Dankbarkeit ist. Ob der Einzelne zu dieser oder jener Ausgabe greift, ist zunächst bloße Kostenfrage. Jede Ausgabe hat ihre Vorzüge, jede ist ausgezeichnet, jede ein unschätzbbarer Gewinn. Denn was jede uns bietet, ist nichts Eringereres als Goethe's innere Biographie: ein Werden oon einziger Bedeutung, eine Entwicklung ohne Gleichen. Was Goethe's Briefe dem liebevollen Leser sein können, ist nicht zu sagen. Ein Menschenleben redet aus ihnen mit einer herzlichen Wahrhaftigkeit, einer kühnen Offenheit, einem Durst nach Leben, Lieben, Erkennen, daß man aus der Nührung in Bewunderung fällt und schließlich, noch einem schönen Worte des Meisters, bei der Liebe anlangt: „Gegen große Vorzüge giebt es kein anderes Rettungsmittel als die Liebe.“ Man steht staunend vor dieser Gewalt und Unmittelbarkeit der Empfindung und des Ausdrucks. Das Gefühl, die kostbarste Brieffammlung der Weltliteratur sich erschlossen zu sehen, einem der Größten, die je gelebt haben, oon Angesicht zu Angesicht gegenüber zu stehen, seine Stimme zu hören, seine Geheimnisse mit zu erleben, sein inner-

liches Wachsen und Reifen zu betrachten, ihm als einem Lebendigen, Leidenden, dem Wirbel des Lebens Getriebenen herzlich nahe zu treten, hat für einen jeden Menschen, der Bücher zu erleben vermag, etwas Außerordentliches, beinahe Ergreifendes. Ja siehe nicht an, diese Ausgaben der Briefe Goethe's und den fünfzehnten Band der Werke Friedrich Nietzsche's als die zwei wichtigsten Ereignisse des abgelaufenen Buchhändlerjahres zu bezeichnen. Von hohem Interesse ist es, die Monographie des Verhältnisses Goethe's zu einem Einzelnen zu erhalten, wie der Goethe-Lavater-Band der Weimarer Goethegesellschaft sie bringt. Besonders Goethe's religiöse Entwicklung läßt sich aus nächster Nähe verfolgen: wie er mählich alles Fremde, Unklare und Schwärmerische aus seinem Wesen ruhig ausscheidet, in seinem Eigensten und Unterscheidenden unaerrückbar beharrt und bewußt die in ihm liegenden Möglichkeiten allseitig entwickelt. — Goethe's Leben und Werke hat Ludwig Geiger auf knapp 200 Seiten zu schildern versucht und, so unwahrscheinlich es klingen mag, dem Thema eine ganz neue Seite abgewonnen. Er behandelt monographisch: Leben, Politik, Religion, Lyrik, Kunst, Dramen, Episches, Geschichte, Briefe, Gespräche, Tagebücher. Auf diese Weise wird die jeweilige Unterabteilung in biographischer Folge scharf umrissen, und alles Einzelne tritt auffälliger hervor. Der Gedanke war eigenartig, die Ausführung ist so gebiegen, wie es von Geiger zu erwarten war. So präsentiert sich das dünne Buch als wertvolle Ergänzung zu andern Biographien Goethe's. Ebenso wird Eugen Kilian's Ausgabe des Götz auch dem willkommen sein, der die Bächtoldische Ausgabe besitzt und schätzt. Kilian führt mit Geschmack den mutigen Versuch durch, den alten Götz von 1773 auf die moderne Bühne zu bringen: „nichts verzierlicht und nichts aertrigelt, nichts verlinbert und nichts oerwipelt.“ Die Einrichtung darf als die glücklichste Bühnenbearbeitung des Götz bezeichnet werden, und es ist nur zu wünschen, daß die Bühnen dem Beispiele Karlruhe's folgen. Seit Valentins tief eindringende Schrift über die klassische Walpurgisnacht nimmt man mit Behmut in die Hand, weil sie gewissermaßen sein Vermächtnis darstellt. Noch einmal wird es einem schmerzlich klar, welch' feiner, vorsichtiger Forscher der Verstorbene war. Ein derartiges Eindringen in die bedeutsame Epifade des Faust heißt eine Menge von Bezügen auf und hilft die Dichtung mit ihren krausen Wunderlichkeiten verstehen. Man glaubt, der leisen, unperönlichen Rede eines Konservators zu folgen, der Stück um Stück einer reichen Sammlung behutsam in die Hand nimmt und erklärt. — Nichts konnte erwünschter eintreffen, diese kurze Übersicht zu runden, als der siebente und dreizehnte Band der neuen Goetheausgabe des Bibliographischen Institutes. Band sieben bringt den Götz, Eymont, Claaigo, Stella, Geschwister, Groß-Caphta und Bürgergeneral; Band dreizehn den dritten und vierten Teil von Dichtung und Wahrheit, von sonstigem Autobiographischem die Biographischen Einzelheiten und die Aristieia der Mutter. Sehr willkommen ist ein sorgfältiges Sachregister über die Werke Goethe's, die Personen und Örtlichkeiten, die in „Dichtung und Wahrheit“ erwähnt werden. Als der erste Band dieses ausgezeichneten Unternehmens erschienen war, wurde hier ausgesprochen, es scheine damit die beste aller Goetheausgaben bezanzen worden zu sein. Nun liegen fünf Bände fertig vor, ausgezeichnet durch philologisch getreuen Text, sachkundige Einführungen und Anmerkungen, durch gute Ausstattung und erstaunlich niedrigen Preis. Wir haben aus unserem damaligen Urteile nichts weg zu thun. Jeder neue Band hat es bestätigt.

Korrektur.

NB.: Verleger und Autoren, welche von dieser Einrichtung Gebrauch zu machen wünschen, ersuchen wir Hermit höflich, aus die genannten Werke in zwei Rezensions-Exemplaren gest. immer übermitteln zu wollen — sei es, daß die Herren Verleger selbst das größere Opfer für diesen besonderen Fall gerne daran setzen, oder aber welche Teile je eines dieser Exemplare uns freundlichst zugehen lassen. Eine Verpflichtung zur Doppel-Besprechung in diesen unserm Namen kann natürlich damit allein noch nicht ausgesprochen oder übernommen sein; hingegen machen wir uns — für den Fall der Ablehnung einer solchen — gerne verbindlich, das unbenützte der betreffenden Rezensions-Exemplare seinem Einsender auf besonderen Wunsch wieder zur Verfügung zu stellen. D. Schriftst.

Domitian. Tragische Dichtung in fünf Aufzügen von Friedrich Werner von Destören: Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reißner.

Mir sind historische Theaterstücke mit historischen Menschen zumeist sehr unsympathisch. Die Leidenschaften und Konflikte in solchen Büchern sind immer ein wenig klischee und wir kennen die tragischen Charaktere des letzten Altens gewöhnlich schon aus dem Gymnasium. Auch den „Domitian“ des jungen Destören habe ich darum mit einem großen Widerstreben zu lesen begannen. Und ich habe mich auch Anfangs über diese Römer aus dem Jahre 81 n. Chr. geärgert mit ihren pathetischen Wäuren und ihren historischen Fragen: Aber dann ist es mir ähnlich ergangen, wie damals, als ich vor Jahren den Florian Seyer las. Es war kein Marionettenspiel mehr mit den gewöhnlichen Rittergefühlen aus Blech und Messing, es war das Leben. Ein ganzer Künstler hat dieses Buch geschrieben mit einer harten Hand und einem ehernen Gewissen. Und wenn auch Flecken und Löcher in dem Gedichte Destörens sind und sich zuweilen ganz seltsam naive Geberden darin finden, so ist es dennoch ein großes Spiel, in dem eine gewählte und sehr persönliche Dynamik lebt. Und was ich da von dem Gewissen des Dichters gesagt habe, meine ich so: wer seinem Werke für einige

Sekunden eine falsche Schönheit giebt durch ausgeprägte Sensationen oder seine Tragik nach einem literarischen Kochrezept konstruiert, ist gewissenlos gegen die Kunst und ein Hochstapler. Ein Thema wie der Domitian hat hundert Gefahren, die leicht dazu verlocken. Destören ist ehrlich geblieben. Paul Leppin.

Ich kann wohl sagen, ich habe mir redlich Mühe gegeben, wahrhaft Schönes in der Dichtung zu finden. Manchmal schien es, als wollte es mir gelingen, aber es war nur ein Kaufsch; es war nichts Echtes, Nachhaltendes. Es giebt Werke, die nur ein Gefühl verursachen, so oft man an sie denken muß, — das des Steifen, Kalten. Einen anderen Eindruck hat mir leider auch der „Domitian“ nicht hinterlassen. Eine tragische Dichtung ohne wahre Tragik, und leider auch ohne echte Poesie. Zum großen Teile liegt dieses Mißlingen sicher am Stoffe selbst, in der Hauptsache aber an seiner Gestaltung. Der wohl geschichtlich treu, oder allzu treu geschilderte Domitian, wie ihn von Destören und gestaltet, ist gar keine dramatisch wirksame Figur. Dazu diese eckelhafte Domitia! Warum zwingt uns der Dichter, alle diese von Sinnlichkeit überschäumenden Liebesabenteuer eines solchen Weibes mit zu erleben? Ich kann mir nicht denken, daß Darstellungen dieser Szenen auf einer realen Bühne den kunstverständigen Zuschauer befriedigen. Die Sprache in Reimen ist wohl hoch kühnend, aber sie klingt nicht. Nur einmal klingt sie an recht Bekanntes an:

„Du wünsch' ich ihr und mir und ihm viel Glück,
Domitia gleng und lezt nicht mehr zurück!“

Nußerdem wirken manche Härten und Unebenheiten in dem häufig wechselnden Versmaße recht störend, wie:

„Er schwingt das Belt; er redet sinnoerwitz,
Er suzt ringsum und weint und sagt: Auf sie,
Die mit mein Weib verpflegt! Sie und er —
Sie süßten mich an zum Noth!“

Das ganze Werk ist ein mühsam, mit großem Fleiß aufgeführter Bau, der einen Eindruck

zu machen doch nicht im Stande ist. Einen anderen Stoff hätte der Dichter, dem es am Können durchaus nicht fehlt, sicherlich sympathischer gestaltet, besonders wenn er die Menschen menschlicher und die Verse klangvoller reden läßt.

Dr. Paul Kippert.

*

Vergl. hierzu übrigens auch noch das „Gespräch über die Kunst“ von Fr. W. van Oesteren selbst im norderen Teile dieses Heftes.

Richard Schaukal: „Einer, der seine Frau besucht und andere Szenen.“ Dramatische Skizzen. — Österr. Verlagsanstalt, Linz.

Der Selbe: „Pierrot und Colombine oder das Lied von der Ehe.“ Ein Reigen Verse mit Buchschmuck von Heinrich Bogeler-Warpswebe. — Verlag Hermann Seemann Nachf., Leipzig.

Der Selbe: „Von Tod zu Tod und andere kleine Geschichten.“ — Ebenda.

Der Selbe: „Vorabend.“ Ein Akt in Versen. — Ebenda.

Von diesen neuen Büchern ist „Einer, der seine Frau besucht“ das persönlichste und „Pierrot und Colombine“ das beste. Die dramatischen Skizzen hat einer geschrieben, der das Leben durchschaut. Da sind lauter Menschen, die einander etwas vormachen: der Eine macht in Tennis, der zweite in Edelmut, der Dritte in Liebe. Und doch sind sie Alle Menschen, Menschen mit lauten, vollen, blutenden Herzen. Was ist dies für eine tiefe Weisheit! Es giebt ein Wiener Bänkeli mit dem Refrain: „Menschen, Menschen san mir alle!“ Schaukal hatte den Mut, diese Erkenntnis auf die Bühne zu heben, und wie er nun in aller Harmlosigkeit ein Liebdischerbuch von vielerlei sehr bekannten Figuren aufschlägt, wird man gewahr, was dieser einsamstolze, an Formen berauschte Lyriker doch eigentlich — im Stillen — für ein grund-

kluger Zuschauer ist. Die Szenen, in früheren Jahren entstanden, da man noch mit dem Realismus des Details Höhenwirkungen zu erzielen glaubte, sind eben darum nicht genug straff und knapp in der Technik.

Ein technisches Virtuosenstück hingegen bilden die Verse des Buches „Pierrot und Colombine“. Das Buch ist ganz duherlich und „gemacht“. Aber hier zeigt sich eine süße Kapriozität, die man in deutschen Büchern ach, so selten! finden kann. Pierrot ist ein armer, aerliebter, läppischer Burfche, Colombine ein schmales, blaßes, verwirrendes Frauenzimmer; die Verse tragen spizenbesetzte Pantalons, Larven und Vornetten, und das ganze Buch macht ein Knixchen vor dir und sagt: „Ach bitte, wollen wir nicht ein Gaadlchen mit einander experimentieren?“ Bogeler hat zu diesem Hofuspokus einen feinen Leistenschmuck beigeleuert.

„Von Tod zu Tod“ ist ein Prosabuch, das experimentiert. Ein horter, geschweifter, ganz und gar nicht pointillistischer, also durchaus unmoderner Stil oeranschaulicht barocke, oft gewaltthätige Begebenheiten. Man ist aerwirrt und weiß nicht recht, was hier eigentlich gewollt wurde — eine neue Prosa, eine neue Stoffwahl? Indessen hat sich auch hier ein scharfer Verstand oersucht.

Dem Akt „Vorabend“ kann ich keinen Geschmuck abgewinnen. —

Dieser Richard Schaukal, der gleichzeitig aier neue, mehr oder minder bedeutsame Bücher ediert, hat noch immer Manieren an sich wie ein schönes, oerzärteltes Kind, das sehr wahr weiß, man könne ihm nichts abschlagen. Er ist für Philistler und braoe Litteraten noch immer ein Keroencha. Und er ist immer noch einer unserer besten und sublimsten Künstler, der, was deutschen „Tichtern“ aieltsach ermangelt, sehr reichlich besigt: Talent und Anstand.

Hans Müller.

*

Vergl. hierzu auch den Kussay von Adolf Dannegger im Hauptteile des vor-

liegenden Festes, zusammen gehalten nach mit den Textproben aus Richard Schaufals eigener Feder.

Einzel-Rezenfionen.

Das Element. Roman von Gerhard Duckama Knaap. Im „Insel“-Verlage.

Ein wunderbares Buch. Herr, edel, groß. In einer ungekünstelten varnehmen stillen Sprache. Das Buch eines freistehenden überragenden Künstlers. — Das Schicksal eines Jünglings erzählt es. Wie er aufwächst in dunklen kühlen geräumigen Zimmern, an die behütende Liebe einer kranken einsamen Mutter geknüpft. Wie er nach deren Tode, heraus gerissen aus der innigen Atmosphäre seiner schönen Kindheit, in den Karren gespannt wird; wie er zu den Menschen in Beziehungen gerät, die ihn erziehen und enttäuschen. Wie er, der Unberührte, mit Gedanken gegen Triebe kämpfend, zu einer jungen Dame vertrauensvoll kommt, langsam, scheu, immer wieder in sich zurückweichend, endlich an ihrer Lauterkeit zur Freiheit gesundend, plötzlich in die Öde verstoßen, da sie, den Bedürfnissen gehorchend, über ihn weg sich in eine kalte Ehe flüchtet. Wie er in Thätigkeit sich ertastet, weiter strebend an Hindernisse gerät, stolz, lauter, treu seine regentropfen-ein förmige Pflicht abschult, eben so unbefriedigt der überlegenen, mit Franke gespeisten Resignation eines verehrten Freundes gegenüber; wie er staunend und nicht ohne abweisende Befremdung den Genußtag des Viveurs beobachtet, staunend und angeschauert von Widerwillen eine Ehe erkennt, die ihm die Beziehungen der Geschlechter als eine häßlich und traurig sich krümmende Lüge zeigt. Wie er, durch Kindheitsverinnerungen leise wiederholt gemahnt, endlich das Weib findet, das ihm die Seligkeit giebt, das ganz freie selbstherrliche Künstler-Weib, das stolz, sicher und mit eisigem Hahn um die schänen Lippen jenseits der Gesellschaft steht, die

er als angefamnte die „gule“ zu nennen bei dem ehrsamem Verufe eines künftigen Großkaufmannes gewohnt war. Wie ihn die Sippe wieder fordert, gütig mahnend durch ihren sympathischsten Vertreter, seine leise duldende Schwägerin; wie er sich aufbäumt, sich am Ziele wöhnend, und von der Geliebten erfahren muß, daß seine Wiedergeburt durch sie ihr nur eine Episode bedeuten könne. Und wie er, heuer- und ankerberaubt, edlen Impullen gehorchend, seinen herrlichen Tod findet im Feuer, dem Elemente, dem er verwandelt, das ihn rief, zerföörte und erlöste.

Knaap hat es vermocht, mich an Goethe zu gemahnen. Diese leidenschaftslose gemessene notwendige Art, Charaktere zu entwickeln, Ereignisse als verständliche Endglieder eintreten zu lassen, Beziehungen aus einander zu legen, groß, deutlich und sicher, immer sicher darzustellen, finde ich heute selten bei den Jüngeren. Goethe hatte sie, Beyle, Flaubert und der Talfstai der „Anna Karenina“, manchmal der alte Fantane, der alte Keller. Sei es mir erlaubt, nunmehr zu bemerken, daß eine Vermeidung des unrichtigen „Wie“ statt „als, da, nachdem, indem, während“ und eine sichtigende Prüfung mancher stereotypen Wendungen, besonders wenn der Autor Menschen in Erscheinung treten läßt, dem Werke zum erheblichen Vorteile gereichen. Künstlerisch stellte sich der ruhig und varnehmung ausgestattete Band neben der Sammlung Bierbaum'scher Gedichte seinerzeit als der erste große Treffer des so schätzenswerten „Insel“-Verlages dar.

Dr. Richard Schaufal.

Kudals Galzer: Frühling. Schauspiel in 4 Aufzügen. Linz, Wien, Leipzig; Osterreichische Verlagsgesellschaft.

Die Fabel dieses ohne Verdichtungs bemühen breit, fast gemächlich ausspannenden Dramas leidet an jener Ramantif der wünschenden Phantastie, welche bei jungen Dichtern häufig das energische Heraus-

arbeiten der in ihren Gestalten wie im Reime enthaltenen Entwicklungsnotwendigkeiten ersehen muß. Dort wo die Handlung sich zu schwinghaftem Weiterkommen gleichsam zusammenzieht, treten rein gedankenmäßige gegenseitige Charakterisierungsversuche in einem farblosen literarischen Stile an die Stelle der sonst so lebendig erfahnten Wirklichkeitsauschnitte. Aber das Bedeutende an diesem innerlich durchaus erlaubten Schauspiele ist die freilich nur scheinhaft ausgezeigte rührende Idee: die Familie als Feind. Es giebt Szenen in diesem sehr österreichischen, sehr innigen und durchaus liebenswürdigen Buche, die dem Besten der Björnson, Tschekow, Hartleben nächst kommen. Holzer könnte, nach diesem Versuche zu schließen, der österreichische moderne Dramatiker werden, den wir trotz Schnitzer und Lungmann seit Anzengruber entbehren. Dr. Richard Schaufat.

Nikolaus Lenau. Zur Jahrhundertfeier seiner Geburt. Von Eduard Castte.

(Mit neun Bildnissen und einer Schriftprobe.) Leipzig, Max Hesse's Verlag.

Gründlichst vorbereitet, gegliedert und mit Selbstsucht entworfen, geschieht und gewissermaßen künstlerisch durchgeführt, läßt diese kleine, aber gehaltvolle Schrift zum 100. Geburtstage (13. Aug. 1802) Lenau's nicht eben einnehmendes, gewiß aber interessantes Bild einer Generation wieder erscheinen, die weit entfernt ist von jener ungemessenen Schätzung, man kann wohl sagen Seitens der Nation, die dem Dichter der Schwerkut im Reiche der Lyrik einen wohl nicht auf die Dauer zu behauptenden ersten Platz verliehen hat. Der taunenhafte, unharmonische, eitle und forcierte Mensch, an dessen Charakter den Frauen, von der verzärtelnden Mutter angefangen, oiet zur Last fällt, dieser unglückselige, fast dürfte man behaupten geflüchtete unzeitige Poet, der leider nur Poet war, wird uns mit eindringender Auffassung gezeigt, wenn auch nicht näher gedruckt.

Dr. Richard Schaufat.



Büchertisch.

NB.: Die in römischen Lettern hier verzeichneten Werke wurden der Schriftleitung in zwei Exemplaren eingesandt — Besprechung in Korreferat-Form vorbehalten!

Batta, Richard: Das war ich! Dorfville in einem Kuffage nach Johann Quitt. Mühl von Des Reich Berlin, Co. Bate und G. Bod. 24 S.

Bericht des Ausschusses für Volks-Vorlesungen in Frankfurt a. M. über das Geschäftsjahr 1901/02. Zugleich 3. Jahresbericht des „Verbandes der Rhein-Rheinischen Vereine und Ausschüsse für Volksvorlesungen und verwandte Bestrebungen“. Frankfurt a. M., Druckerei Gebt. Jev. 36 S.

B. Bericht der Leser- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag über das Jahr 1901. Beilage: Dr. Rich Batta: Die moderne Dopr. Prag, Verlag der Leser- und Redehalle der deutschen Studenten. 91 S.

Bernheim, Ed.: Die Leiden des armenischen Volkes und die Plünder Europas. Rede, gehalten in einer Berliner Volksversammlung (26. Juni 1902). Berlin W., Dr. John Beerheim. 44 S. M. 0,50.

Chun, Carl: Aus den Tiefen des Weltmeeres. Schilderungen von der deutschen Tiefsee-Expedition.

1. Lieferung, 2. Auflage. Jena, Göttinger Bucher. Die Lieferung M. 1,20; komplett geb. M. 18,—, geb. M. 20,—.

Deutsche Literaturbilder aus alter und neuer Zeit. Nr. 1—3. Herausgegeben von Karl Maria Roh und Oskar Bach. Wien XII., Karl Maria Roh 1/2 Jahrg. = 12 Hefte M. 2,—.

Drablen, Dr. Jur.: Der Rechtsbrauch des blühenden Räumlers. Preisgekrönt. München, Verlag der „Werkstatt der Kunst“. 62 S. M. 2,—.

Elbe, Walter von der: Raub über „Der Ausgleich“. London 8, Quadrant Road, Thornton Heath, Selbstverlag. 136 S.

Frenssen, Gustav: Jörn Uhl. Roman. 73. Band der Grote'schen Sammlung von Werken seitgewaltiger Schriftsteller. Berlin, G. Grote. 535 S. M. 5,—.

Fürth, Henriette: Die Fabrikarbeit verbeitrakter Frauen. Frankfurt a. M., Dr. Eduard Schnapper. 66 S. M. 1,—.

Georg, Ernst: Grünlich Mutter. Ein Lebens-

Roman. I. Taulenz. Berlin W., Rich. Schlein Nachf. (G. Reuter). 224 S. Geb. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Haus, Paul: Romane. Lieferung 3—8. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. G. m. b. H. Vollständig in 48 Lieferungen à 40 Bl. = M. 19.20.

Hirth, Georg: Kleinstere Schriften. Roter Band: Wege zur Kunst. 2. Auflage. München, Verlag „Jugend“. Der erste Band vollständig in 5 Lieferungen à M. 0.50.

Huldshiner, Richard: Fegfeuer. Ein Roman aus den Bergen. Hamburg, Kister Janssen. 262 S. Geb. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Johannisaal. Mit künstlerischen Beiträgen von R. Schnee — E. Scheller — G. Rittling; und literarischen Beiträgen von Hans Karl Krel — Otto Hölz — Bernd Hermann — Hb. Matthys — He. Matthys — Ernst Schilde — Ernst Stähler. Straßburg i. G., Selbstverlag; Vertrieb Jos. Singer. M. 1.50.

Jung, Otto: Hermann Endermann. Rinden I. Wehl, G. Koenigs. 32 S. M. 0.60.

Kaubich, Viktor: Richard Wagner und die Religion des Christentums. Königsberg i. Pr., Thomann & Oppermann. 28 S. M. 0.50.

Kleines Enzyklopädisches: Nr. 1211—1228. Die Abkündigung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtform von Charles Darwin. Bd. I u. II. Herausgegeben von Paul Seliger. Leipzig, Bibliographisches Institut. Je 324 S. Jeder Band M. 0.70.

Müller, Dr. Josef: Das gesunde Leben der alten Kulturvölker. Leipzig, Th. Weiden & Herman. 143 S. Geb. M. 2.50, geb. M. 3.20.

Pauls, Prof. Dr. Aug.: Wäders und Häfches am Paradiesbühl. Öffentliches Vortrag, gehalten am 15. März 1902 im Liebig'schen Hörsaal zu München. 2. Auflage. München, Ernst Reinhardt. 18 S. M. 0.50.

Wapp, Dr. Hermann: Walter-Rathheit. Straßburg i. G., Heig & Mündel. 428 S.

Realistischer Wegweiser für Baucaputler. Heft 1: Die Baue. Varnhuth, Nierenstein und Wagner. 145 S. M. 1.—.

Reisigl, W. Freiherr von: Ich darf einen Kameraden. — Hamburg, Schroder u. Jense. 115 S. M. 1.—.

Reisigl, W. Freiherr von: Letztere Gesellen. Nr. 73 von Adolfs Miniaturreichthum Leipzig, G. Müller-Mann. 135 S.

Satolsberg, Dr. Paul von: Das Duell und die akademische Jugend. München, Akademischer Verlag. 86 S.

Saunders, Theodore: Elegien und andere Gedichte. Gamsstadt, G. Neigel. 80 S.

Strobl, Dr. Karl Hans: Am Holz und die jüngstdeutsche Bewegung. Heft 19 der Modernen Kunst zur Kunst und Literatur. Herausgeber: Dr. Hans Romböck. Berlin W., Gole & Ziegler. 37 S. M. 0.50.

Metall und Menschheit. Katernumber

und Menschenwerk. Geschichte der Erfindung der Natur und Verwertung der Naturkräfte. Sechste Lieferung. Herausgegeben von Hans Kraemer in Verbindung mit hervorragenden Fachmännern. Berlin, Deutscher Verlagsgesellschaft. 100 Lieferungen à M. 0.60.

Wulf, Leo: „Na also!“ (nach Zerubbaba, und anderer. Humoresken und Parodistisches. Berlin, Verlag „Harmonie“. 127 S. M. 1.—.

Aus dem Verlage von Kibitzungen in München:

Zagerl, Selma: Jerusalem. Gedichte. Herausgegeben von Pauline Kistler. 355 S. Geb. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Schwabe, Toni: Die Hochzeit der Söhne Franzens. Roman. 194 S. Geb. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Stern, Amalie: Ein Fiedling der Götter. Roman. Aus dem Norwegischen von Elise Njels. 202 S. Geb. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Thoma, Hubert: Die Hochzeit. Eine Bauerngeschichte. 144 S. Geb. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Wedelind, Franz: So ist das Leben! Schauspiel in 5 Akten. 133 S. Geb. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Aus dem Verlage von E. Pierson in Dresden:

Krumb, Josef: Sechs Sträuße aus dem Garten meiner Jugend. Gedichte. 144 S. M. 2.50.

Dörr, Erik: Im Anfang war der Dursch. Gedichte. 71 S. M. 1.—.

Engel, Viktor: Hochzeitstreffen. Stille Geschichte. 144 S. M. 2.—.

Rohminger, Ernst: Der neue Kosterlöcher. Humoresken. 195 S. M. 2.—.

Aus dem Verlage von Herrn. Hermann Nachf. in Leipzig:

Kentzsch, Eln: Max Klingers Verhooren. Eine literarische Studie. 71 S. Geb. M. 20.—.

Berenson, Bernhard: Italienische Kunst. Studien und Betrachtungen. Aus dem Englischen von Julius Zeitler. 205 S. Geb. M. 4.—, geb. M. 6.—.

Jantich, Maria: Die neue Eva. 218 S. Niederrhein, Georg. Penn Eva. Das Buch unserer Liebe. 251 S.

Paul, Carl: Das Leben. Skizzen. 105 S. M. 2.—.

Pador, Dr. Heinrich: Die neue Erziehung. Essays über die Erziehung zur Kunst und zum Leben. 339 S. Geb. M. 4.—.

Tobler, Adolf: Kunstförderung in der Provinz. Der Flugelstein „hin auf zur bildenden Kunst!“ zweiter Teil. 31 S.

NB. Auch das nächste Heft (Nr. 47/18) soll wieder ein Doppelheft sein und wird demnach erst zu Mitte September erscheinen.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Arthur Seidl in München-Solln II, Sobnlestraße 135, I. Fernruf-Nr. 10124; Sprechzeit der Schriftleitung: Samstag Nachm. 4—6 Uhr; Postzeitungsliste — Bayern: Nr. 1064, Deutsches Reich: Nr. 2926, Österreich: Nr. 1596;

Münchner Auslieferung: Jos. Am. Finsterlin Nachfolger (Salvatorstraße).

NB. Für unentgeltlich eingehende Rezensionen-Gegenstände übernimmt die Schriftleitung überhaupt keine, für unentgeltlich eingehende Manuskripte nur dann Gewähr, wenn Rückporto betrag. Brief- und Manuskript-, Zeitungs- und Bücherbestellungen: ausschließlich an den Herausgeber; Bestellungen, Anzeigen und Werbeanzeigen: an den Verlag erbeten. — Probehefte auf Bestellungen jederzeit unentgeltlich und postfrei durch die Verlagshandlung zu beziehen.

Verlag und Druck der „Gesellschaft“: E. Piersons Verlag (H. Linde) in Dresden.



Band III. ❁ 1902. ❁ Heft 17/18.
*

„Der Herr Senator“.

Ein Nachwort zu bekannten Vorgängen.

Vom Herausgeber.

Sedermann kennt den weit verbreiteten Schwank dieses Titels. Fast niemand aber kennt Richard Wagners drastischen Ausdruck („Gef. Schr.“ Bd. X, S. 231): wie er es mit Shakespeare's „Iago“ gern halten wolle, der bekanntlich gegenüber hohen Respekts-Personen einem fatalen Vergleiche durch den ehrfürchtigen Euphemismus „Senator“ auszuweichen pflegte; nur daß er (Wagner) „in gleichem Falle eines beängstigten Schickslichkeitsgefühles“ dafür lieber den Ausdruck — „Professor“ künftighin vorschlagen möchte. Unwillkürlich fühlt man sich daran erinnert anläßlich unserer berühmten Würzburger Universitäts-Affäre, die in ihren Folgen Bayern vor dem ganzen Deutschland schon bloß gestellt haben dürfte. Denn: der „Herr Professor“ zugleich als „Herr Senator“ — das bildet eine ganz besondere Nuance für sich und eine höchst aparte Nummer von unbändiger Heiterkeit, für welche nur leider gar Vielen das rechte Organ immer noch abzugehen scheint. Und eben diese „historisch“ denkwürdige Vereinigung beider so hoher Fakultäten (von facultas = Fähigkeit) hat ja nun glücklich auch noch das famose „Satyrspiel“ zur großen Tragödie der letzten Monate, unserer bayerischen Kultus-Debatte, zuletzt noch liefern dürfen! Wenn freilich auch die Meisten die Sachlage genau umgekehrt aufgefaßt wissen wollen, so soll und darf uns dies doch nicht abhalten, die Wahrheit so, wie sie uns eben erscheint, hier darzustellen. Und

wir können wahrlich nichts dafür, daß wir so viel eigene Erfahrung über Univerſität und Univerſitätsweſen beſitzen, um all' dieſen hochnotpeinlichen „Gewiſſensfragen“ wie großen „Haupt- und Staatsaktionen“ auf dem in Rede ſtehenden Gebiete des „Geiſtes“ alsbald nur mehr das reſpektwidrige Lächeln einer allergründlichſten Stephiſis entgegen ſetzen zu können.

Das Verfahren unſerer „Würzburger Zehn“ nämlich, auch nur entfernt, mit dem berühmten Erobus der „Göttinger Sieben“ zu vergleichen, das allein wirkte — ſo weit es nicht den Gipfel der Geſchmackloſigkeit ſchon vorſtellte — ſo direkt erſchütternd auf unſer Zwerchfell, daß wir, ſelbſt bei Betrachtung auch der ernſteren Partien des Anlaſſes und bei Aufwand aller nur irgendwie uns zu Gebot ſtehenden „Würde“, aus der humorſtiſchen Stimmung gar nicht mehr wieder heraus kamen. Was war denn nur ſo Welkerſchütterndes geſchehen? Die Herren hatten eben in einem Anfluge von „gelehrten-republikaniſcher“ Steifnackigkeit der oberſten Behörde, die ja ohnedies nur „Kultus-Miniſterium“ und nicht „Kultur-Miniſterium“ bei uns Deutſchen heißt, die Fortführung der laufenden Geſchäfte gekündigt, ihre Ehrenämter einfach nieder gelegt. Voilà tout! Ober hätten ſie etwa ihr Brot dabei eingesezt und ihr perſönliches Fortkommen ſchon mit daran gegeben? Ja, ſelbſt wenn es — in äußerſter Konſequenz — wie bei den alten „Göttingern“ wirklich noch dazu gekommen wäre (woran aber von Anfang an zu zweifeln), ſo würde es doch in unſeren Tagen, bei der heutigen allgemeinen „Verſchwägerung“ der Univerſitäten, nichts gar ſo Unerhörtes geweſen ſein und nichts abnorm Mutiges ſchon vorgeſtellt haben. Zum Mindesten haben die Herren von der Gelehrſamkeits-Zunft und der akademiſchen „Carrière“, mit ihrem zumeiſt vorhandenen eigenen Vermögen wie ihren reichen und einflußvollen Heiraten, in der Regel gar keine blaſſe Ahnung, wie ſolche Überzeugungstreue und Manneshaltung inmitten unſeres durch und durch korrupten modernen Kultur-Getriebes bei den wirklich oder ſo genannt „freien Berufen“ gelegentlich am eigenen Leibe thut.

Weißt du übrigens, „wie das ward?“ Ein — nomen et omen! — Brenner hatte die Brandſaſchel entzündet und in das ſonſt ſo friedefertige (?) Gebäude „Veritatis“ geworfen, ſo daß es nun auf einmal lichterloh entbrannte und auf der ganzen Linie „die heilige Flamme der Wiſſenſchaft“ jäh auf zu ſtadern begann. Dieſe ganze, ſo dunkel privatbriefliche Vorgeschichte des Aufſehens erregenden und, wie geſagt, höchſt tragikomischen „Falles“ bildet nun zugleich den blutigſten Hohn auf alle biſherigen, ſo ſchönen und hehren Tiraden von der erhabenen „Vorausſezungsloſigkeit“. Und daß die Aktion feierlichſt im Namen gerade dieſer ſtolzen „Vorurteilsloſigkeit“ angezettelt, eingeleitet, unterhalten und dem deutſchen Zeitungsleſer charaktervollſt auch

noch oktroyiert werden konnte (wir könnten vielleicht sogar sagen: „aufgebunden“ — wollen aber dafür lieber setzen: „auf die Seele gebunden“): das eben ist der merkwürdige Kasus, der uns dabei hellauf gerade lachen macht. Mit der „Voraussetzungslosigkeit“ unserer Herren Vorurteilslosen ist es nämlich nicht so weit her, als sie glauben machen. Nicht nur die ††† „Ultramontanen“ — auch unsere viel gerühmten „Liberalen“ kennen certos denique fines der „freien“ Forschung, und sie pflegen vor gewissen strengen Konsequenzen wirklich unabhängiger Wissenschaftlichkeit gelegentlich tapfer „Halt!“ — wo nicht „Front!“ zu machen. Revision der monarchischen Gesinnung „von Gottes Gnaden“, autokratische Selbstbestimmung und autonome Moral, eventl. sogar eine „gewissenhafte“ Gottesleugnung: so bald darüber als heut zu Tage doch sehr „diskutablen“ Angelegenheiten eingehender einmal verhandelt werden soll, beantragen auch sie gern und mit vielem Erfolge rasch den „Schluß der Debatte“.*) Ja, zuweilen fordern sie sogar, in gerabezu rührender Selbstvergessenheit, aber mit desto unentwegterem Pathos, die Aufstellung eines Dozenten an einer Universität, der die Geschichte gegen seinen Kollegen von der anderen Richtung „in liberaler Auffassung“ vorzutragen habe — es giebt also doch offenbar eine derartige „Geschichte“, und die Möglichkeit, jemand auf diese verdammt voraussetzungsvolle „Wahrheit“ amtlich fest zu legen, wird von ihnen im Ernstfalle somit keineswegs bestritten. Dies aber, und kein anderer, war auch der so viel besprochene Fall Brenner-Chroust in Würzburg — wenigstens für einen, der die in der Presse veröffentlichten „Dokumente“ wahrhaft unvoreingenommen und ohne jede Parteibrille aufmerksam seinerzeit studiert hat, wobei ihm allerdings schon das erste Vorposten-Geplänkel dieses heftigen Straußes, anlässlich der Polemik Du Moulin-Chroust im Vorfrühlinge laufenden Jahres, keineswegs entgehen durfte.

Man betrachte sich doch gefälligst einmal genauer die bewußte Brenner'sche Parenthese in dem Erkundungsschreiben an Prof. Luick in Graz über den zur Wahl stehenden Kollegen Prof. Chroust in Würzburg: „(über seine politische Stellung z. B. weiß niemand Bestimmtes)“ . . ., und man prüfe die tiefere Psychologie dieses en passant einmal reblich auf Herz und Nieren! Was haben denn wohl der Forschername, Wahrheit

*) Kein Liberaler hat z. B. jemals die Thatsache auf gegriffen, daß — nach der Konfessionsstatistik unserer Universitäten im „paritätischen Staate“ Bayern — unter 353 Dozenten u. offenbar kein Einziger bisher noch den Mut gefunden hat, sich als „konfessionslos“ amtlich zu bezeichnen. Oder wären wir etwa so naiv, anzunehmen, daß es allen diesen Herren Gelehrten von oft sehr rabitalen „Disziplinen“ mit ihrer „Konfession“ stets vollauf Ernst gewesen sei? Credat Judaeus Apollo!

und Wissenschaft mit den politischen Gesinnungen, Meinungen oder Thaten eines Mannes zu thun, der sein Staatsbürgerrecht mittels geheimen Wahlzettels an der Urne gelegentlich auszuüben hat? Gehört dieses höchst durchsichtige Espionieren, mit dem mehr barschen als vorsichtigen „Wer da?“ in Sachen des politischen Glaubensbekenntnisses, etwa nicht schon zu den „Voraussetzungen“ einer angeblich unbehinderten Forschung? Oder wäre das etwa gar ein Zeichen von ganz besonderer „Vorurteilslosigkeit“ in jenen „maßgebenden“ Kreisen, und nicht vielmehr die (an einer gewissen Landtagsmehrheit doch stets so sehr perhorreszierte) zur Abwechslung hier einmal liberale, „Konfessionschnüffelei“ in extenso und — in flagranti ertappt? Solch abscheulich „diskretes“ Zensuren-Unwesen und Qualifikations-Verfahren auf Grund indiscretester Erkundigungen gedeiht, nebenbei bemerkt, überhaupt nur in diesen angeblich so „freien“ Schichten der menschlichen Gesellschaft bis zu jener anmaßenden Höhe und unzulässig-aufdringlichen Ausdehnung, wie wir sie hier und anderweit gar oft beobachten können. Es ist wahrhaftig kein leerer Wahn, — das bittere Wort von den „Professoren-Ringen“. Und sagt man uns vollends: Es war das gute Recht der Fakultät, sich durch rechtzeitig eingeholte vertrauliche Auskunft auf inoffiziellen Wege gegen einen etwaigen Friedensstörer ihrer Kreise zu sichern, denn ein Universitätskörper sei — wie ein Offiziers-Korps — ein zusammengehöriges, geschlossenes Ganze, das auch gesellschaftlich über den guten Ton, das kameradschaftliche Niveau und ein „kollegiales“ (!) Einvernehmen Aller zu wachen habe — je nun, so sagen wir ergebnis: Dann gründet lieber gleich „Ausfunfteien“ oder Detektiv-Büreau, eine Art ausgebreiteten „Schimmelpfeng“ für Universitäten, wenn schon die öffentlichen wissenschaftlichen Leistungen nicht mehr hinreichen sollen, um wenigstens fürderhin mit Ansehungen nicht mehr selber die persönliche Ehre in Frage stellen zu müssen und der echten „Kollegialität“ nicht derart in's Gesicht schlagen zu brauchen! Und wir fragen zugleich anzüglich: Seit wann denn wäre gerade beim Militärwesen und in Offiziers-Kasino's die „heilige Voraussetzungslosigkeit“ in besonders reiner Züchtung zu finden gewesen? . . .

Jedenfalls bliebe heute und an dieser Stelle auch einmal kräftig mit zu betonen, daß — lange noch vor dem konfliktreichen Worte des zuständigen Staatsministers in der bayrischen Abgeordnetenkammer: von der „mangelnden Objektivität und Befangenheit“ auf Seiten des Würzburger Senates — also bereits nach Bekanntgabe gewisser Haupt-Schriftstücke zc., der unabhängige Teil der Presse zu ganz ähnlichen Anschauungen wie der Herr Minister gelangt war. So sprach sich z. B. damals gleich die bekannte „N. Bayerische Landesztg.“, zu Würzburg selber, sehr deutlich und

energisch, in ihrer temperamentvollen Art und Weise, dahin aus: „Unter solchen Umständen dürfen wir es dem Kultusministerium wahrlich nicht verargen, wenn es das Vorschlagsrecht der Fakultät einfach mißachtet.“ . . . „Nach den uns vorliegenden Korrespondenzen und Aktenstücken besteht gar kein Zweifel mehr, daß die Ursache des Streites nicht, wie auch wir nach Allem, was man zu hören bekam, zu glauben geneigt waren, Herr Professor Dr. Chroust war. Dieser oblag hier seiner lehramtlichen Thätigkeit, ließ alle Parteipolitik links liegen und kam (eben deswegen? — Anm. der „Ges.“) ganz mit Unrecht in den Verdacht, ein ‚Ultramontaner‘ zu sein. Die Zugehörigkeit zur liberalen oder freisinnigen Partei ist doch sicher keine Voraussetzung für die Vorurteilslosigkeit der Wissenschaft.“ In der That, das trifft unseres Erachtens den Nagel auf den Kopf und die Sache selbst haarfahrig auf ihren wundesten Punkt. Uebrigens las man neuerdings noch eine, an die „N. Fr. Presse“ versandte, Erklärung aus Prof. Chrousts eigener Feder — des Inhaltes: „Für ihn sei der Streit kein Kampf um das Ordinariat, sondern für sein gekränktes Recht, gegen Entstellung und Verleumdung. Eine bewusste Unwahrheit sei die Behauptung, daß er Ultramontaner sei; er sei national und sei liberal, aber allerdings nicht nationalliberal.“ Ja, damit ist nun alles vollständig klar geworden; das war freilich wohl das große Kapitalverbrechen dieses Mannes — wie allenfalls auch noch dieses, daß Chroust rein wissenschaftlich einmal für Ignatius von Loyola Worte der Anerkennung gefunden haben sollte! Hier eben liegt der Hund begraben. Denn wie verbohrt im spezifisch „national-liberalen“ Kulturkämpfer-Sinne gerade das Würzburger Milieu die Bewohner seines Burg wie zweifelhaften Land-Friedens machen muß, das erwies sich bald danach wieder an der (vollständig entgleiten) Philippika meines werten Schulkameraden und Studienfreundes von ehedem, Prof. Dr. Robert Piloty dortselbst: über „Parität im 20. Jahrhundert“, publiziert in den „M. N. Nachr.“ Ganz abgesehen noch davon, daß sich Gelehrte, und zumal Universitätszierden, nachgerade doch einmal ernstlich besinnen sollten, an Stelle der „Allg. Ztg.“ immer noch und immer wieder das Lokalblatt „M. N. Nachr.“ zum Moniteur ihrer Geistesoffenbarungen zu machen, — ein „Organ“, das diesmal doch wie ein „Hektaplan“ Nr. 2 gearbeitet und wahrlich schlecht genug in dieser leidigen Affäre abgefeilt hat; ganz abgesehen davon also übersah dieser laut darein schmetternde Leitartikel (wie ihm Tags darauf natürlich vom „Bayrischen Kurier“ höchst wohlfeil nachgewiesen werden konnte) ebenso vollständig, daß doch auch Protestanten im „Zentrum“ des Reichstages sitzen, wie er bei der beweglichen Schilderung

der Abhängigkeit dieser politischen Partei von den kirchlichen Machthabern und geistlichen Obern die seinerzeitige Haltung in der „Septennats“-Frage total ignoriert hatte. So geht es eben, wenn man als Professor der Rechte durchaus in kirchenpolitischer Voraussetzungsfreudigkeit den Ton angeben zu müssen glaubt. Und dabei haben wir doch Beide zusammen die protestantische Konfessions- und nicht etwa eine „Simultan“-Schule ehemals besucht! Aber auch sonst scheint es gar nicht recht geheuer auf bewußtem Würzburger Boden herzugehen — nach dem wenigstens zu urteilen, was man in letzter Zeit alles von den „Abenteuern des Herrn Prof. Dr. Martin Schanz“ zu lesen bekam: Dinge, die es geradezu unbegreiflich erscheinen lassen, wie dieser Haupt-Störenfried eines „kollegialen“ Einvernehmens zum Rektor der dortigen Universität hatte erwählt und — bestätigt werden können. Thun wir dem Manne hier Unrecht, so bitten wir höflichst um Aufklärung; gewisse, sehr bestimmte Anklagen der klerikalen Presse (welche ja unsere Herren „Liberalen“ niemals an der Quelle zu studieren, sondern stets nur aus ihren Leiborganen höchst getrübt kennen zu lernen pflegen) sind jedenfalls bis jetzt unwiderlegt geblieben.

Um zum Schlusse zu kommen: Gewiß hatte Erzellenz von Landmann bereits ein Mehreres auf dem „Kerbholz“ und Gewissen. Sicherlich ist da auch eine alte, seit Jahren schon latente, Friktion zwischen den Universitätskreisen und dem Kultusministerium endlich zu öffentlichem Ausbruche gekommen, deren tendenziöser Vorstoß in den Dauer-Neben eines sicheren Herrn Dr. Quasselmann „per longum et latum“ kurz vorher deutlich genug schon zu beobachten war. Wenn man indes an dem genannten Staats-Minister die „attische Anmut“ vermissen wollte, ihm den „Mangel jeglicher Liebenswürdigkeit, Konzilianz und wohlthuender Feinfühligkeit“ von gewisser Seite offen und wiederholt vorwarf, von dem „Chef des Bildungswesens“ ausdrücklich verlangte, daß er nicht unaufhörlich anstoßen oder persönlich verletzen solle, und als Beispiel hierfür zu guter Letzt anführte, wie er — statt eine dem Vorschlage der „Fakultät“ widersprechende Entschließung hübsch brav „in objektiver Weise“ zu motivieren — zu der unerhörten Redewendung gegriffen habe: „Ich war so frei, anderer Meinung zu sein als der Würzburger Senat“ . . . Je nun, so nehmen wirklich auch wir uns die unbotmäßige Freiheit, anderer Meinung zu sein als die Herren Artikelschreiber und den Minister ausdrücklich einmal in Schutz zu nehmen. Es kommt halt doch ganz darauf an, wie man zur betreffenden Fakultät und ihrem Verhalten in concreto persönlich steht, und in solchem Tone spricht man, als Minister, eben nur auf Grund von ganz bestimmten Eindrücken und Erfahrungen. Ein Stand zumal, der sich durch ein

Fachorgan, wie die bekannte „Münchner Mediz. Wochenschrift“, gelegentlich offen dagegen auflehnt: daß „den Ärzten als nächste That dieses Ministeriums eine homöopathische Professur an einer bayrischen Universität drohe“ — eine solche „Klique“ (müssen wir da schon sagen) darf sich über eine Replik wie die obige aus ministeriellem Munde wahrlich nicht mehr beklagen; sie hat zu allerletzt wohl ein Recht, preisend mit viel schönen Reden, von der „Majestät“ des Rektorates und der „Würde“ des Senatoren-Amtes, die Religion der Voraussetzungslosigkeit aufdringlich laut zu predigen. Ein derartiger Ausfall auf das „System“, wie jener, der die geheimsten Karten doch einmal aufdeckt und die innersten Wünsche jener Herren vom hohen Roß und stolzen Ratheder mit einem Schläge uns verrät, beweist eben offenkundig, daß sich das ganze Vorschlags-Gewohnheitsrecht und alte Berufungs-Wesen unserer Universitäten, so weit überhaupt vorhanden, überlebt hat, oder doch zum Mindesten dringend einer durchgreifenden Reform bedarf, wenn das Gemeinwohl unter einer unverantwortlichen Nebenregierung — nicht des „Geistes“, sonderu der „eingefleischten“ Schulmeinungen und „dogmatischen“ Lehrbegriffe, nicht etwa gründlichen Schaden nehmen soll.

Man brauchte ja auch nur den aufgeblasenen — zwar aus München datierten, zweifellos aber wieder von Würzburg her eingeblasenen — Zeitartikel der „M. Neusten Nachr.“ vom 31. Juli c. aufmerkamer zu studieren: ein vom geistigen Hochmutsdübel ordentlich geschwelltes Elaborat, um zu erkennen, daß wir hier die eine „Unfehlbarkeit“ nur wieder gegen eine andere eintauschen würden. Mit blutigem Hohn, aber berechtigtem Ernst, schreibt die „Kreuz-Ztg.“: „Wäre es nicht am einfachsten, die deutschen Fürsten entschlossen sich, den Professoren die Leitung des Staates anzuvertrauen? Sie verstehen ja alles am besten, sind völlig vorurteilslos (!), tolerant gegen Kollegen und andere untergeordnete Mitmenschen, diese dürfen nur nicht positiv gläubige Christen, vor Allem aber keine Katholiken sein.“ In der That! Die Anmaßung unserer Professoren-Truisis und ihr Einmischungs-Bedürfnis in Fragen der Politik ist neuerdings schon sehr weit gebiehen; ja, es fängt geradewegs an, ganz unerträglich schon zu werden — man braucht ja nur ein wenig „vorurteilslos“ an den tönernen Klostersturm in Baden dabei zu denken. „Majestätischer“ Rang ward den Rektoren feierlichst bereits zugesprochen; was Wunder, wenn sich diese Rektoren in spe nunmehr auch zur Mit-Regierung angelegentlichst empfehlen oder aber gelegentlich zur kartellierten Wider-Regierung sich organisieren und zum Generalstreik greifen. Nur freilich ist dann nicht recht abzusehen, wie die selben Kreise in ihrer Kieler Ausgabe wiederum vom Studenten, dem Bürger verbrieftester akademischer Freiheit und geistiger Selbständigkeit,

Ehrensbeugung vor ihrer Autorität und diszipliniere Unterordnung verlangen wollen bis zu dem Grade, daß sie ihn wegen Verletzung jener Pflichten bestrafen, wenn er dasjenige Blatt, welches seine Kritik ihres seltsamen Verhaltens in der „Simplizissimus“-Affäre aufnehmen wollte, nicht erst auf seine politische Vergangenheit und Richtung näher prüfte. Und andererseits winken diesen Herren, wenn sie z. B. Geschichte hübsch „voraussetzungslos“ im streng germanischen Geiße und spezifisch preußischen Sinne contra Polentum vortragen, doch auch die üblichen Belohnungen von Staats wegen, wie Auszeichnungen und Beförderungen (vergl. den Fall Prof. Schiemann). „Des Brod ich esse, des Lied ich singe“: daran ist nun einmal nicht zu rütteln!

Mit einem Wort: So lange der „Universitätsprofessor“ (vergl. Schopenhauer, N. Wagner, Nietzsche und Dühring) nicht absolut freier Gelehrter ist, d. h. so lang er nicht die Rolle des Diogenes — dann aber, bitte, auch gleich „in der Tonne“! — vorzieht, sondern vielmehr als Regierungsbeamter wirkt und als Staatsdiener gilt, ist auch der „Disziplinar-Fall“ als solcher hier vollkommen gegeben. Wie dieser Konflikt also noch ausgehen möge — jedenfalls würden wir es ebenso aufrichtig wie lebhaft zu beklagen haben, falls die bayrische Regierung gerade diesem, unseres Erachtens ziemlich windigen Drucke nachgeben, vor solchem Komplott („Lujo an der Arbeit!“ — nannte es gar nicht so schlecht die „schwarze“ Presse) zum Zwecke der faktiosen Opposition und der plumpen Minister-Stürzerei alsbald schwächlich zurück weichen sollte. Denn die spätere, anscheinend hoch offiziöse Version: wonach die Herren „Kollegen“ vom bayrischen Ministerrate keinen Anlaß hätten, sich mit ihrem Amtsgenossen vom Kultus selber zu identifizieren, weil sie das Ganze als keine politische Frage, vielmehr nur als eine rein persönliche Angelegenheit des Herrn von Landmann aufzufassen vermöchten — diese Ausflucht klingt doch zum Mindesten sehr bedenklich und ist in ihrer durchsichtigen Sophistik ohne Weiteres wohl hinfällig. Es steht hier wirklich mehr auf dem Spiele, und wenn diese Sache — Angesichts der gesamten Geisteskämpfe und Wortschlachten der letzten Monate — keine „politische“ Angelegenheit mehr ist, was soll es dann noch sein? Auch Ministerialdirektor Althoff in Preußen ist ja aus den Affären Schweningcr, Spahn, Michaelis und Gareis mit heiler Haut, gestärkt sogar durch ein Kaiserbildnis und Schmollers Trinkspruch, hervor gegaugen. Vor Allem aber ein Bismarck seinerzeit, bei der auch heute noch nachkurrenden „Schweningcr-Hege“, ließ die „Herreu Professoren“ bekanntlich ruhig weiter wüten und getrost Entrüstung stürmen. So könnte doch eigentlich auch ein Landmann diesen Fall aufrecht stehend

wohl überbauern, diesen „Brenner“-Paß ohne persönlichen Unglücksfall noch überschreiten.

*

So weit waren wir mit diesem unserem Artikel im „Saße“ gediehen, als das Unerhörte geschah und der Eintritt täglich sich jagender, immer neuer Ereignisse uns die einstweilige Zurückstellung dieses Textes geraten erscheinen ließ. Denn eine „Revue“ soll immer nur durchaus Abgeklärtes ihren Lesern bieten. Daß nun gerade der „Ehrendoktor“ der Würzburger Universität über dieser Würzburger Affäre stracheln und zu Falle kommen sollte, das war eine ganz merkwürdige, in diesem Zusammenhange dick zu unterstreichende Ironie seines Geschicks. Daß überdies derjenige Minister, der das schwierige „Schuldotationsgesetz“ soeben beim bayrischen Landtage durchgesetzt und es dabei abgelehnt hatte, die Interessen des Landes einer liberalen Parteilichablonde unter zu ordnen — daß dieser Mann ohne jede äußere Dekoration in's Privatleben abtreten mußte, das war objektiv zum Mindesten befremdlich zu nennen. Daß aber unsere liberale Fraktion, die einem Partei-Popanz zu Liebe das Allgemeinwohl schmählich verraten und die bayrische Lehrerschaft soeben schändlich in Stich gelassen, jetzt dem Zentrum auf einmal mit moralischer Entrüstung das Recht verwehren will, aus der Demission des Ministers seinerseits eine politische Kraftprobe der Partei als solcher zu machen, das ist einfach unglaublich und gehört zu jenen Inkonsequenzen, an denen die liberale Parteigeschichte ja so unendlich reich erscheint. Die Hauptwahl Jorchheim-Kulmbach, alsbald darnach, welche trotz aller Kartelle einen ganz erheblichen Rückgang der nationalliberalen Stimmen zeitigte, war die verbiente Antwort darauf.

Wir aber haben mit unserer Auffassung Zug für Zug buchstäblich nunmehr Recht behalten. Nur freilich, daß sich inzwischen das ursprüngliche Lustspiel zum „bürgerlichen Trauerspiel“, die Orts-Komödie zur Landes-Tragödie leider auswachsen sollte! Nicht allein, daß das Verhalten des Würzburger Senates ebenso wie die dilatorische Haltung der Regierung solchem Affront gegenüber später, Seitens der hohen Kammer der Reichsräte un-zweideutige Zurückweisung bezw. die schärfste Kritik vor allem Volke erfuhr, hat auch das Gesamt-Ministerium unter'm 9. August sich doch endlich dahin entscheiden müssen: daß es die Würzburger Protest-Erklärung schlicht als nach Form wie Inhalt „ungehörig“ erkannte und deren Veröffentlichung „ernstlich mißbilligte“. Die Rüge ist also eine nur allzu offizielle. Den Charakter eines „Salomonischen Urteiles“ hätte dieser (die Demission Rob. von Landmanns gleichzeitig akzeptierende) Spruch freilich erst dann erhalten, wenn alsbald auch Prof. Dr. Chr. v. Regierung

wegen — zum „Ordinarius“ just in Würzburg bestellt worden wäre. Aber auch so zweifeln wir in aller Form ernstlichst daran, ob die Autorität der gekränkten Würzburger Herren vor der ihnen anvertrauten akademischen Jugend damit nun wohl besser bewahrt geblieben ist, als sie es vordem gewesen wäre. Hätten sie sich diese solenne Niederlage vor dem ganzen Lande also nicht doch ersparen und damit dieses selbst vor namenlosen Wirren lieber bewahren können, schon in Berücksichtigung der alten und bewährten Lebens-Maxime: *Quidquid agis, prudenter agas et respice finem!*? Denn dieses ist nun einmal die Naturgeschichte des „Herrn Senators“, so lange Staaten existieren: *Il gouverne, mais il ne règne pas.*



Das moderne Leben und die moderne Kunst.

Von Albert Lamm.

(Muggendorf i. Oberfranken.)

Jedermann kennt die besondere Stimmung, in welche eine Familie verfällt, so bald ein junges Mitglied den Gedanken, Maler zu werden, sich nicht mehr ausreden läßt. Wenn auch die Tante, als der zarte Knabe zum ersten Mal Erkennbares zeichnete, noch schroff behaupten durfte, in dem Kinde stecke ein Künstler, ja sich sogar hierdurch das Wohlwollen der Familie erwarb, so empfindet der normale Vater den positiven Wunsch des Sohnes, Maler zu werden, nicht anders, als wenn ein Gang zum Seiltanzen nach öffentlicher Bethätigung drängte; und er fragt seinen Gott, womit er das verdient habe. Man ist eine durchaus anständige Familie, man möchte auch den Sohn einmal in ordentlicher Lebensstellung sehen. Aber als Maler? — Leider hat die Denkweise des besorgten Vaters rein menschlich etwas Begreifbares und Nichtiges. Der junge Mann wird als Maler das zum Leben Nötigste sehr schwer finden: nämlich, er wird kaum Geld verdienen können. Die Talentfrage ist dabei ganz nebensächlich. Hat er gar zu wenig Begabung, so kehrt er am schnellsten um. Gerade wenn er ein tüchtiges Talent hat und einem ehrlichen Ziele zu-

strebt, dann — kann ihm niemand helfen. Es war im Jahre 1834, als Adolf Menzel sein prachtvolles Erstlingswerk „Künstlers Erbenwollen“ heraus gab. Man kennt das Werk ja heute ziemlich allgemein, so daß ich mich mit der Behauptung begnügen kann, daß es in den sieben Jahrzehnten seiner Existenz immer gleich wahr gewesen ist, bis zum Schlußbild, das den profitablen Schacher mit des armen Toten Nachlasse rühmt.

Die Lage unserer bildenden Künstler ist heute ja schon ziemlich bekannt. Namentlich würde man oft Erzähltes wiederholen, wenn man die bald kleinlichen, bald erbarmungswürdigen Verhältnisse schildern wollte, unter denen die Böcklin, Millet, Thoma*), Feuerbach diejenigen ihrer Hauptwerke schufen, an deren weiterer Verschacherung später Andere so ungeheure Summen (sagen wir ruhig: Millionen) verdient haben, so daß es eine untilgbare Schmach für unsere Kunstverhältnisse bleibt. Wer da meint, derlei habe nun seine längste Zeit gehabt, der kennt die heutigen Zustände auch nicht entfernt. Wir sind jetzt zu der bemerkenswerten Kümmerlichkeit vorgeedrungen, Maler zu besitzen, welche nicht einmal, wie die eben genannten, überhaupt gänzlich übersehen werden, sondern welche einen schon bekannten Namen führen, überall genannt, besprochen, belobt werden, deren Fehlen auf einer größeren Ausstellung vom Kritiker bemerkt und bedauert wird, Maler, deren Wirken von allen „Kunstsreunden“ der Salons beschwäpzt wird, die aber nur dazu da sind, die gelangweilte Öffentlichkeit vollständig lohnlos zu unterhalten — wovon sie leben, bleibt rätselhaft. Man macht sich überhaupt schwer einen Begriff, welch' furchtbarer Jammer hinter einer solchen, noch so wohlgeratenen, modernen Kunstausstellung sich verbirgt. Wehe dem Maler, der Kitsch giebt! Das wird bemerkt, der Mann ist gerichtet: er arbeitet ja um den blanken Verkauf. Wehe dem, der brave, gute Kunst giebt! Auch das wird bemerkt, man

*) Thoma hat sich mehrmals, und auch an dieser Stelle, darüber geäußert, daß er sich nicht als Märtyrer der Kunst betrachte, an die Möglichkeit eines solchen Märtyrertums überhaupt nicht glaube. Man kann auf die Untersuchung des Begriffes „Märtyrertum“ ganz verzichten und nur die Thatsache betrachten, daß Thoma erstens Jahrzehnte lang von wenigen Freunden die Existenz gesichert wurde, während seine Kunst alle Welt verachtete, daß zweitens bis zu Thoma's fünfzigstem Lebensjahre für seine Bilder sehr bescheidene Preise bezahlt wurden, während darauf mit den selben Bildern ein sehr profitabler Handel begann und noch weiter sich steigern wird, ohne daß der Künstler etwas davon hat — während durch alle diese Zeit die erbärmlichste Mittelmäßigkeit im ganzen Deutschland enorm bezahlt wurde. Man wird dann, bei solcher Betrachtung, die Verhältnisse des deutschen Kunstlebens höchst traurig finden. Thoma's rührend bescheidene Ansicht, der Künstler müsse froh sein, wenn die Welt es ihm überhaupt ermöglicht, seine Kunst auszuüben, ohne daß sie ihn hindert, — ist ein Zeichen großer Herzengüte, aber, wollte man diese Ansicht allgemein annehmen, so wäre damit für die Gegenpartei jede Handlung sanktioniert.

schickt ihm seine Bilder in's Haus zurück, eingewickelt in lobende Rezensionen. Die Menschen sind eben Idealisten.

Und noch empörender erscheinen diese Dinge, wenn man beachtet, welche großen Summen jährlich in unserem Deutschland für bildende Kunst verwendet werden. Man zähle die deutschen Museen, man berechne, was für ihre Bauten, ihre Beamten, ihre Ankäufe jährlich verausgabt wird. Man zähle die bedrohlich anwachsenden Kunstausstellungen und erkunde einmal die Summen, die eine einzige Ausstellung kostet für das Gebäude (dessen Wert doch verzinst werden muß), für zahllose Angestellte, vom Geschäftsführer bis zum Saalbiener, für wahnsinnige Transportkosten. Dann betrachte man den Kunsthandel. Wer will die Firmen einmal zusammen stellen? Ein solcher Kunsthändler lebt in einem Stile, den fast kein Künstler sich erlauben darf; und dabei braucht er ein sehr teures, weil sehr seltenes Menschenmaterial in seinem Bureau, er muß einen sehr eleganten Ausstellungsraum im teuersten Viertel besitzen und trägt nach allgemeinem Gebrauche die Transportkosten sämtlicher Kunstwerke, die er zeigt. Der Vollständigkeit wegen sei noch auf die Kunstkritiker hin gewiesen, die von ungezählten Zeitungen und Zeitschriften mehr oder weniger ansehnliche Honorare beziehen für Besprechung alles dessen, was die Malerei thut. Und dieser ungeheure und kostspielige Apparat funktioniert so schlecht, diese großen Geldsummen werden so miserabel verwaltet, daß es noch immer nicht gelingt, das laufende Publikum auf die ja auch nicht gerade zahllosen besten Talente hin zu lenken, deren Namen man doch kennt! Wen trifft diese Schuld?

Je nachdem man seine Blicke auf einzelne Vorgänge richtet, möchte man wohl sich in gewisse Stimmungen hinein reißeln lassen und einzelne Institutionen, ja einzelne ganz bestimmte Personen für die gesamte Lage ganz oder teilweise verantwortlich machen. In der That könnte z. B. an der Museumsverwaltung vieler Städte das Meiste oder alles geändert werden, wenn man annehmen will, daß ein solches Museum eigentlich mehr sein muß als eine Geldverwirtschaftungs-Anstalt. Wie die Museen oft große Summen verschleudern, um Künstler mit bedeutenden Tanten und einflußreichen Vettern zu unterstützen, deren Werke höchstens Modewert, häufig nicht einmal diesen haben, während man die besten Werke in der Periode ihrer billigen Preise ignoriert und hernach vom Händler zu unsinnigen Preisen erwerben muß, — davor kann sich jeder weiblich ekeln, der es einmal aus der Nähe beobachtet hat. Ebenso arbeiten Kunsthandel und Kunstkritik gelegentlich herzlich gewissenlos, und es ist Thatsache, daß der schon so schlecht gepflegte Baum der Kunst sehr viele Schmarotzer

ernähren muß. Aber es sind auch andererseits einige so verdienstvolle, so klar und verständig vorgehende Männer an diesen Stellen thätig, daß, wenn das große Publikum überhaupt von der Kunst etwas wissen wollte, es an Führern in's Kunstland nicht fehlte. Doch man lehnt diese Führer ab und geht der eigenen Nase nach. Zu welchen Zuständen wir auch immer gekommen sind: das große Publikum, d. h. das Volk als Ganzes, hat sie verschuldet, alle einzelnen Institutionen haben ihr Wesen nur nach dem Volksganzen gebildet, aus welchem sie hervor gegangen sind. So haben wir das traurige Ergebnis, daß wir eine immer stärker wachsende, immer höher entwickelte Kunst haben, welche vollkommen in der Luft schwebt. Mit dem Leben und dem Staate verwachsen und zusammengehörig haben wir eine zweite Kunst, eine Kunst, welche mit Energie von allen Kennern als Afterkunst nachgewiesen ist; sie blüht und gedeiht.

Sieht man in alte Kulturperioden zurück, so findet man ausnahmslos diejenigen, welche durch das übereinstimmende Urteil der geistigen Übermacht als die Hauptpersonen der Kunstgeschichte hin gestellt sind, überall von Anfang an auch als solche erkannt und gepflegt. Die Phidias, Raffael, Michelangelo, Lionardo, Tizian, Dürer sind nicht nur einer geistigen Macht ihrer Zeit etwas, sondern auch die materiell Mächtigen reißen sich um sie; da wurden nicht Paläste und Dome von Stümpern ausgeführt und ausgeschmückt, indessen die ersten Künstler auf Lager arbeiten und kümmerlich mit den Pfennigen Haus halten mußten. Man empfand wohl Michelangelo und Lionardo, oder Michelangelo und Raffael als Nebenbuhler und bildete für sie Parteien, aber man drehte ihnen nicht insgesamt den Rücken zu und wählte als ihre Konkurrenten Stümper aus dem Gegenspiel von Kunst. Man drehe solche Verhältnisse so weit wie möglich um, und man hat das Bild der heutigen Zustände. Die geistige Macht hat sich längst über die Produktionen der heutigen bildenden Kunst entschieden; die materielle Macht aber wählt mit einer wunderbaren Genauigkeit das Gegenteil für sich aus. Wo nur ein staatlicher, städtischer, höfischer Auftrag zu vergeben ist, fällt er jenen Künstlern zu, die eine künstlerisch ungebildete Menge unterhalten mit dem, was diese versteht: mit Historien, Eitelkeiten, Lobhudeleien, plattien, romanhaften Unterhaltungen, mit lauter Dingen, für die die Natur Empfänglichkeit in das unberührte Barbarenherz gelegt hat — aber niemals mit einer Kunst, die dem entwickelten und am Großen heran gebildeten Geiste etwas zu geben vermag. Ausnahmen können hier nicht in Betracht kommen; denn von der Antike bis zur Renaissance waren die verständigen Kunst-

pfleger nicht Ausnahmen, sondern durchgängige Regel. Man erkundige sich, wo man Gelegenheit hat, einmal unter der Hand, was an öffentlichen Aufträgen heute bis zum Rathhause saale der einfachsten Mittelstadt vergeben wird. Es giebt dafür bestimmte, fast komisch gewordene Akademieprofessoren, welche für sich und ihre Schüler diese Aufträge in Erbpacht haben. Oder man prüfe den Denkmalschwindel genauer: Fabriken können dafür in Betrieb gehalten werden (ich spreche nicht bildlich, ich meine wirkliche Fabriken), und ich sah einmal einen staatlichen Kunstgewerbe-Museums-Direktor, der selbst bildhauerte und mit solcher Fabrik liiert war. Dagegen hat Böcklin zweimal mit öffentlichen Aufträgen zu thun gehabt: er hat im Museum seiner Vaterstadt Basel Fresken gemalt, von denen man erzählt, daß sie einmal beinahe wieder abgekrast worden wären; und er hat für das Museum in Breslau einmal Fresken malen sollen, doch wurden seine Entwürfe abgelehnt. Max Klinger soll auch in seiner Vaterstadt Leipzig Fresken malen dürfen, aber man wird sich seit Jahren nicht schlüssig, ob man es ihm wirklich gestatten darf. Einmal hieß es, er solle in Hamburg ein Brahmsdenkmal schaffen. Nun ist ja das Hamburg Lichtmarks hoch genug zu schätzen; aber in diesem Falle, der sich Lichtmarks Machtbereich entzieht, erfolgte ein so schnelles Dementi, wie es sonst nur bei erfundenen kaiserlichen Aussprüchen üblich ist. Dem Klinger ein Denkmal übertragen! Das giebt man dem Eberlein — wenn auch über dessen „Bildnerlei“ schon alles lacht. Und dabei streitet heute kein Mensch mehr, daß, da die Goethe, Böcklin, Wagner tot sind, Klinger jetzt der erste Deutsche ist. — Ja, selbst Stück, in seiner brutalen, rein dekorativen Kunst doch wahrhaftig leicht genug zugänglich, kann, da er leider trotz Allem ein wirklicher und tüchtiger Maler ist, öffentlich auch nirgend verwendet werden. Man erinnert sich an die Vorfälle, deren wegen Wallot von der inneren Ausgestaltung seines Lebenswerkes, des Reichstagsgebäudes, zurück treten mußte; er wollte einmal die Künstler, die das geistige Deutschland als seine besten schätzt, an einem öffentlichen Besitztum ihrer Nation sich betheiligen lassen — und der allgemeine Unwille schob ihn dafür selbst endgiltig auf die Seite.

Das wäre ungefähr eine Skizzierung der Zustände in der Pflege unserer bildenden Kunst von heute. Beispiele im Einzelnen in größerer Zahl zu geben, widerstrebt mir — der Eingeweihte kennt sie, der ferner Stehende ist doch mit der ganzen Wahrheit sehr schwer bekannt zu machen. Wer nun die Verhältnisse kennt, unter denen auch noch Musik, Litteratur und Bühne leben müssen, der möge meine Schilderung vervollständigen; ich weiß so viel gewiß, daß es dort nicht anders aussieht. Man darf kurz-

weg behaupten, daß es auf allen Gebieten der Kunst heute gleich jämmerlich zugeht. Überall wird das Wertlose, ja Absurde allgemein geschätzt, während das Beste und Wertvollste auf eine ähnliche Weise in der Gesellschaft leben muß wie der Zigeuner im modernen Staate.

Man hat viel und eifrig nach den Gründen dieser Verhältnisse geforscht und nach dem, was man erkannt, zu bessern und zu helfen gestrebt. Ich fürchte, man ist nie tief genug in die innersten Ursachen vorgedrungen. Freilich, bei allen Betrachtungen, die einen unmittelbaren Rat ergeben sollen, muß man bei einer gewissen Tiefe stehen bleiben. Wenn unsere wenigen wahren Kunstfreunde nach einer Lebensmöglichkeit für die Kunst suchen wollen, so müssen sie zugreifen und dürfen nicht nach dem dauernden Werte jedes Stützpunktes fragen. Im Ganzen ist es nicht so wichtig, was über Kunst in der breiten Öffentlichkeit gelehrt wird; denn in der That ist hier überhaupt nichts lehrbar: der Gewinn besteht darin, daß man sich viel mit der Kunst beschäftigt. Aber es wird auch von großem Vorteil sein, ein gewisses Endziel für die Beschäftigung mit der Kunst als Wegweiser ungefähr zu empfinden. Für ein solches Endziel aber wissen alle unsere modernen ästhetischen Lehren nichts zu geben. Man geht immer darauf aus, fest zu stellen, welche bestimmten Fähigkeiten dem modernen Menschen für das Verständnis der Kunst fehlen, und bemüht sich darauf hin, durch Unterrichten und Erklären jene Fähigkeiten neu den Menschen an zu erziehen. Man will das Schlechte den Leuten dadurch verleiden, daß man es kritisch in seiner ganzen Schlechtigkeit bloß stellt, und bleibt bei dem alten Irrtum, daß das Gute, so bald es erkannt ist, auch erwünscht wird. Heute will man vermittels der Religion, morgen vermittels der Natur die Kunstbaren an Kunst fesseln; dann geht man wieder neuerdings darauf aus, ein gewisses Stilgefühl bei den Alten zu entdecken, bei den Neuen zu vermissen, und nun gilt es, dessen Gesetze fest zu stellen und den Leuten ein zu prägen: dann möchte nachher die Maschine von selbst laufen. Für die langsamen Fortschritte und vielen Rückfälle bei dieser Erziehungsarbeit am Publikum hat man sich selbst die Trostlehre gebildet: die Menschen hiengen eben immer am alt Gewohnten und alles Neue müsse schwer um seine Existenz kämpfen, bis es verstanden würde. Irrtum über Irrtum! Ich wiederhole: es sind für den Tageskampf helfende Irrtümer; aber es ist auch Zeit geworden, sie nicht allzu ernst zu nehmen.

Die Zeiten, die die größten Kunstzeiten waren, haben in solcher Weise niemals über Kunst und Stil nachgedacht, sind niemals erst belehrt worden, ehe sie sich interessieren konnten, sondern haben frisch nach dem Neuen und Neuesten gegriffen, welches jeweils von ihren besten Künstlern

geschaffen wurde: jeder gieng in freiem Behagen seinem eigensten Instinkte nach, wenn er das Beste wählte. Unsere Zeit aber lebt im größten Zwiespalte der Empfindung, so bald sie überhaupt zur Kunst in Beziehung tritt. Ich sehe von einigen, sehr wenigen, wahren Kunstverständigen ab: die giebt es natürlich, denn ohne sie würde eine Kunst heute auch nicht einmal als Aschenbrödel leben, sondern längst untergegangen sein. Das Volk im Ganzen hat gegen Kunst nur das Gefühl der Wurschtigkeit, und zwar in den obersten wie untersten Ständen. Greift es überhaupt nach Kunst in voller Naivetät, so zeigt sich in allen Ständen eine Barbarei, deren Art wir nachher, wenn wir ihre Gründe betrachten, am kürzesten charakterisieren können. Aber nicht einmal diese Barbarei kann sich in bestimmter Weise entwickeln. Denn bald bricht hier und da, gerade infolge des Gefühls der eigentlichen Wurschtigkeit der ganzen Kunst, der Ehrgeiz hervor, die beste Wurst — wollte sagen, die beste Kunst zu kaufen. Nun wird der Aesthetiker gefragt, was denn beste Kunst sei, woran man sie erkenne. Der Streit der aesthetischen Schulen ist so in die praktische Kunstpflege getragen, was kein Vorteil ist. Ganz abgesehen von den direkten Gefahren: daß die Kritik, weil von ihr der pekuniäre Erfolg abhängt, zu einer verhängnisvollen Macht wurde, die nicht immer redlich verwendet wird, und daß, da nun zwischen den verschiedenen Kritikern der Intellekt nach deren Vernunftsinhalt wählen muß, natürlich infolge der ganzen Menschenart meistens die dümmste den Vorzug genießt. Davon noch abgesehen, auch im Falle der größten Redlichkeit der Kritisierenden und größten Verständigkeit der um Rat Fragenden wird nichts erreicht als allgemeine Beklemmung und Unsicherheit. Man ist jetzt überall an den Ratgeber gebunden. Es sind eben Alle vom eigenen Instinkte los gelöst und tappen im halben Wissen nach dem Echten so gut wie nach dem Falschen. Dabei gedeihen dann wieder die Nachahmer und Schwindler am besten, die mit kühler Überlegung bringen, was den eben siegreichen Weisheiten zu entsprechen scheint. So geht es seit Jahrzehnten, und man weiß wirklich nicht, wovon eine Besserung zu erhoffen sein sollte. Unserer Zeit fehlt der Instinkt für Kunst: auch das wissen wir jetzt Alle. Aber wird dieser Instinkt geweckt oder gar geschaffen, wenn unsere Gesellschaft, unser Volk weiß, wie Licht und Luft gemalt werden muß; wie weit Natur im Kunstwerk sein soll; wie Tapeten, Schränke, Feuerhaken stilgerecht gebildet werden? Es giebt jetzt ganze aesthetische Kochbücher mit Küchenzetteln für alle Stände; allein was ist ein Buch mehr als eben ein Kochbuch, wenn es nichts lehrt als: So stell' die Möbel, so streich' die Wände an, die Bilder kaufe, und dann gehe in folgebendem Kunstschritt, Wagner singend,

durch alle die Pracht als neuer Kunstpfleger! Gewiß, das mag die einzige Art sein, mit dem Publikum über diese Dinge zu reden. Aber es ist doch sicher, daß das Publikum auf diese Weise besten Falles abgerichtet wird und ein paar bestimmte Kunstwerke „abgesetzt“ werden, daß andererseits für eine tiefe Erkenntnis nichts gewonnen und eine innerliche Verbindung von Volk und Kunst nicht erreicht wird.

Man vertieft sich nie genug in die Art der Verbindung des Lebens mit der Kunst. Man sucht nach einer Art einfacher und stündlicher Verbindung aus dem Grunde ihrer klaren Übereinstimmung. Früher meinte man sogar einfach, daß, wie das Leben ausfiel, so die Kunst war, und umgekehrt. Hat man sich doch wirklich einmal die alten Zeiten nach ihrer Kunst konstruiert! Da war dann Hellas ein großer Park gewesen, in welchem ideale Jünglinge barfuß den Homer rezitierten und alles von stiller Größe und edler Einfalt troff; die Minnefängerzeit dagegen war mehr himmelblau und sittenrein, auf den schönsten Burgen begrüßten sich die gebiegensten Ritter bei Trompetenschall und zogen in schöner Entrüstung beständig in den Kampf zur Wahrung heiligster Güter. Die Kunst der deutschen Renaissance gar hat bei den Romantikern den Traum einer Lebensweise geschaffen, dem man sich in wunderlicher Maskerade Jahrzehnte lang wenigstens zu nähern versuchte, mit Spinnrädern und Bupenscheiben und Lektüre eines Julius Wolff. Natürlich, wenn man die Sache so nimmt, so müßte die Kunst unserer Zeit gar zu nüchtern werden; darum äßte man vorerst die vermeintlichen alten Zeiten nach, um hernach mit ähnlicher Kunst umzugehen. Diese Methode ist ja nun verlassen, indes von diesen Vorstellungen spukt vieles nach. Leben und Kunst sollen halt verwandt sein. Weil nun eine neue Kunst sich gebildet hat, die als wirkliche Kunst wieder von der Welt der Erscheinungen, d. h. von der Natur ausgeht, und natürlich von der, die sie heute um sich findet, so soll diese neue Kunst modern sein, zum modernen Leben als dessen Spiegelbild gehören, und jetzt gilt es, die Leute an ihr künstlerisches Spiegelbild zu gewöhnen. Und die Leute mögen nicht!

Aber wo haben wir denn auch einen Künstler, der wirklich das moderne Leben als solches schildert? Ist denn Liebermann ein charakteristisch moderner Mensch, wenn er, anstatt seine Millionen zu bebrüten, in holländische Nebelluft läuft und in romantischer Weltverlorenheit eine alte Frau malt, die sich mit ihren Ziegen plagt? Lehren Manet und Zola etwa, sich im modernen Leben von Herzen auszuleben und es zu Ende zu denken, wie Rembrandt und Shakespeare es mit ihrer Zeit thaten? Sie lehren die Notwendigkeit, das Unumgängliche, daß man dieses Leben

nehmen muß, wie es ist — daher auch in jedem empfindenden Menschen ein Rest bleibt, der sie nicht als Künstler nehmen will. Wo Zola über das Leben hinaus strebt, wird er beklemmend wie ein Sozialpolitiker; die Seele schweigt, das Herz widerstrebt und der verwirrte Kopf sagt: Es hilft alles nichts, wir müssen uns gewöhnen, die Sache so zu nehmen. Etwas von dieser Art haben auch Björnson und Ibsen wie ihre Schule. Entweder sie behandeln allgemein menschliche Dinge im modernen Gewande, wodurch die Wirkung unmittelbarer zupackt, aber wirklich nicht vertieft wird; oder sie zerran an dem zähen Stoffe herum, ohne Kunst zu geben. Dies wirkliche heutige Leben mit allen seinen Absichten und Äußerungen hat so wenig Fähigkeit, das natürliche Leben durch leuchten zu lassen, daß der Künstler mit ihm nichts anfangen kann. Der Kampf um Macht und Lebenshöhe ist einmal das, was die volle Natur des Menschenherzens ausmacht; daher der Künstler, der mit der inneren Wahrheit der Natur vertraut ist (das gerade macht ihn zum Künstler), mit dem modernen Leben nichts anfangen kann — daher er auch anderseits dort am liebsten weilt, wo die innere Menschennatur sich am meisten nach außen projizierte: in den Zeiten der Antike und der Renaissance. Man sehe sich darauf wieder Böcklin und Klinger an. Auch einer, der zu diesen Beiden freilich nicht gehört, einer, der 'mal ganz modern sein wollte, ist hierfür interessant: Gabriele d'Annunzio. Man verfolge diese Flucht vor der Modernitas zur città morta, zur Francesca da Rimini. — Ist endlich Menzel modern? Menzel hat nur mit beißendem Hohn oder eisiger Kälte die Welt geschildert, die ihn umgibt, manchmal sogar mit einem Etwas, dabei einem das Wort „Gemütsathlet“ aufstößt. Seine Grundstimmung ist romantisch; er geht in der verschwundenen Herrlichkeit der Friderizianischen Zeit auf und beurteilt alles von ihr aus. Auch mit ihrer Eklepsis.

Am deutlichsten ist endlich der Irrtum unserer neuen dekorativen Kunst, wenn diese sich als modern nimmt und empfiehlt. Man ergiebt sich wirklich nahezu dem Phrasendreschen, wenn man unserer Zeit vorerzählt, sie ahme nur die Stile alter Zeiten nach und habe keinen eigenen Stil. Ein solcher eigener Stil ist ganz entschieden da, wenn man das Wort Stil nicht für einen neuen und engen Begriff fest legen will. Sieht Berlin denn nicht aus, wie die Berliner eben sind? Eine Mietskaserne mit unechtem Zierat, ein recht ödes Fabrikgebäude, ein öffentliches Denkmal im Konditorstil — entspricht das unserer Zeit nicht ebenso genau wie das alte Nürnberg der Zeit um Dürer? Kann nicht ein erfahrener Architekt bei einer Villa oder einem Wohnhause meistens sagen, ob das von etwa 1875 oder etwa 1890 stamme? Was will man mehr! Einzelheiten sind

immer übernommen worden: man findet an antiken Tempeln, Renaissancepalästen und Nürnberger Häusern die gleichen Ornament-Motive wie an jenen verruchten modernen Möbeln; die älteste Basilika in Rom ist aus der gleichen Grundriß-Idee entwickelt wie das Straßburger Münster und der schönste Berliner Kirchenneubau — und jedes zeigt auf eine geheimnisvolle Weise restlos den Charakter seines Schöpfers, den Willen seiner Zeit. Das, was die van de Velde, Eckmann, die Münchener Werkstätten schufen, ist freilich von so hohem Werte und solcher Bedeutung für die Zukunft, daß es gar nicht überschätzt werden kann. Ein „moderner“ Stil aber ist es nicht, und was dabei heraus kommen würde, wenn man diesen Stil unserer Zeit aufredet, ist auch schon zu spüren: besten Falles eine Mode, die kommt und geht. Und was für eine! Man beachte, was heute schon die Provinz für Unfug im „Sezeßionsstile“ treibt.

Also: diese „moderne“ Kunst kann man den, obendrein darüber horstig empörten, modernen Menschen nicht als ihr Spiegelbild aufhängen. So gehen denn manche schließlich Nießsche nach und verleugnen jede Möglichkeit einer wahren Kunst in unserer Zeit; sie versuchen natürlich auch nicht mehr, Kunst und Leben unserer Zeit zu verbinden. Nießsche betrachtet — und das wird ihm gerne nach gesprochen — die Kunst als Produkt der höchsten Augenblicke des Menschlichen und sagt irgendwo, die alten Kunstwerke seien die Monumente der erhabensten Augenblicke an den Feststraßen der früheren Geschlechter; und solche Feststraßen mangeln unserem Leben gänzlich. — Ich weiß nicht, ob das schon allen Verhältnissen gerecht wird. Vor Allem dürfte, trotz Pessimismus und Christentum, noch ein großer Überschuß von Lebensbejahung und Genußfähigkeit heute geblieben sein und ein bacchischer Taumel häufiger als gut vorkommen, nur leider immer, ohne Kunst zu produzieren.

Kurzum, und um endlich eine Meinung vorzutragen: ich halte folgendes als für die Existenz der Kunst wesentlich:

Erstens die Lebensführung und Lebensabsichten der höchsten Klasse, als der eigentlichen Führer des Volkes.

Zweitens nicht deren Lebensgenuß, sondern ihre Lebensnot und die Hindernisse, an denen ihr Wollen nicht weiter weiß. Da entsteht Kunst kraft einer menschlichen Fähigkeit, welche über die Welt hinaus greifen will.

Die Historie scheint mir auf's Deutlichste zu lehren: nicht die Annehmlichkeit, sondern die gräßlichste Not aller Zustände trieb die Menschen, in der Kunst sich ein Leben über dem Leben zu schaffen. Und auch nicht alle Menschen, nicht das „Volk“, sondern die Mächtigen, die herrschenden

Klassen, die nach der äußersten Lebensmöglichkeit strebten und in Not und Zwang des Lebens enge Grenzen fühlten, — die lebten sich aus im Genuße des Kunstwerks, in welchem sie ihr überall eingeschränktes Leben einmal zu Ende dachten, in jenem Kunstwerke, wie es die selbst auf den Höhen des Lebens mit wandelnden Künstler erschufen. Das wirkte dann auf das Leben zurück, gab ihm seine äußere Form und wurde vom Volke aufgenommen und weiter gesponnen, so weit dieses die Nöte der Großen eben an seinem Teile noch empfand. Doch läßt sich dies alles besser am einzelnen Falle zeigen; weshalb wir lieber, um unsere Zeit darauf prüfen zu können, unsere Blicke einmal rückwärts auf ältere Kunstzeiten richten wollen.

Wenden wir uns Hellas zu.

Es ist nicht leicht und bedarf eines energischen LoslöSENS von unseren gewohnten Daseinsformen wie „modernen“ Anschauungen, wenn man sich das alte Hellas vorstellen will. Hier finden wir einen Gesamtzustand des Lebens, der dem entspricht, was Nietzsche durch eine „Umwertung der (modernen) Werte“ gewinnen möchte. Das ganze hellenische Leben ist an eine einzige Kaste gebunden: die der Reichsten; in ihren Händen liegt jede Verwaltung und Herrschaft in Krieg und Frieden. Und diese Macht entwickeln sie nur in Hinsicht auf sich selbst weiter. Die unteren Klassen, die Ärmeren und Besitzlosen, die Sklaven endlich sind trotz ihrer weit überwiegenden Mehrheit rechtlos und bekümmern in ihrer Daseinsart niemand; als allmählich auch den untergeordneten Kasten einige Rechte zufallen, geschieht es erst teils, um sie im Parteikampfe zu verwenden, teils, weil Hellas altert. Und auch dann haben sie sich nur an der Führung der Geschäfte der ersten Kaste zu beteiligen, sie bringen keinen neuen Ton in die hellenische Politik. Diese erste Kaste aber lebt, als wolle sie die letzte Möglichkeit dessen, was das Leben in seinem Innersten verbirgt und ahnen läßt, sich erklämpfen: die äußerste Freiheit und darum die höchste Macht (denn am freiesten, ja dem eigentlichen Sinne nach allein frei ist der schrankenlose Tyrann, der niemand und dem alles gehorchen muß); und in dieser Macht das Beste, was das Leben seiner eigenen Natur nach hat. Der Kampf um die Macht füllt das ganze hellenische Leben aus. Jeder Staat will herrschen; aber herrschen, nicht bloß besitzen. Man eroberte nicht Barbarenländer, ein hellenischer Staat will über den andern Herr sein. Und ebenso kämpft im einzelnen Staate jeder gegen Alle. Sind doch die hellenischen Demokratien keine Staatsformen, welche die Rechte Aller wahren wollen, sondern sollen nur verhindern, daß ein Einzelner alle Macht an sich reißen und zum *τίραννος* werden kann. Darum räumen denn Geheimbünde der Parteien mit Kampf und Mord

noch zwischen den wenigen Geschlechtern beständig auf. Wie hat Griechenland in diesem Kampf um die höchste Machtstufe sein eigenes Blut vergossen, und welches ruhelose, nie befriedigte Leben war das! Wie jämmerlich es hierbei den unteren Klassen gieng, war Niemandes Sorge; es gab Sorgen genug, daß die Mächtigsten ihr Ziel nie erreichen konnten, und daß immer wieder das letzte Menschenmögliche nur geahnt, aber nie erreicht wurde. Das griechische Leben ist nicht, wie das christliche, ein Ertragen der Leiden und Nöte dieser Welt, sondern ein mannhaftes Ankämpfen bis zu den äußersten Grenzen. Man sagte nicht: Wie Gott will, ich füge mich und erwarte das Bessere im „ewigen Leben“ — sondern ein Jeder versuchte mit jedem Mittel über jedes Hindernis zu kommen. So mußten die Hellenen an die Grenzen des dem Menschen Erreichbaren stoßen und mußten, um nicht zu verzweifeln, in der Kunst das Bild dieses unerreichbaren Lebens sich aufstellen, um in dieser Kunst die Befriedigung zu finden, die ihnen für ihr Streben die reale Welt noch versagte — welche Kunst allerdings dann auch wieder ihr Ziel bezeichnete und neuer Ansporn war. So genossen sie im Homer das Bild eines Kampfes, der Ziel, Ende und Zweck hatte gegenüber ihren endlosen Kämpfen. Und wenn ihnen die Wettkämpfe selbst heilig wurden und sie in ihnen das Äußerste an jugendlicher Kraft und leiblicher Vollkommenheit zu finden suchten und immer wieder weiter wollten, so schuf ihre bildende Kunst, was sie nirgend fanden und überall ahnten. Auch war es für sie eine einfache Notwendigkeit, sich geistig prüfend in der Welt Wesen zu versenken, daher denn auch sie die Philosophie schufen, von welcher Nietzsche mit Recht sagt, daß sie hier, in der älteren Zeit, „die Philosophie von lauter Staatsmännern“ war. Endlich entstand auf diese Weise, in der klaren Erkenntnis der Höhen wie der Abgründe, der Größe wie der Wertlosigkeit des Lebens, das Höchste, was Kunst zu geben hat: die Tragödie. So brauchten die Hellenen ihre Kunst und schufen sie sich aus realem Bedürfnis, um wenigstens im Bilde aus zu kosten, was denn im tiefsten Grunde das Leben sei und leisten könne, das sie zu erreichen wünschten und doch nie vermochten. Daher wird uns von der griechischen Kunst wie von keiner weiterhin das Problem gestellt, wie es denn nur dem Menschen möglich sei, dermaßen über sich selbst und seine Welt hinaus zu kommen, daß neben solcher Kunst Welt und Menschen klein, ja kleinlich erscheinen.

Mit jener Weisheit, welche eine nach dem Leben und für das Leben bildende Kunst immer enthält, stellt Homer dar, wie Achill zu wählen hat zwischen einem kurzen Leben der Größe und einem langen in der Verborgenheit. Denn Größe wird nur um höchsten Preis gewonnen. Und

Homer hat das Schicksal seines Volkes im Schicksal des Achill voraus gesagt. Das hellenische Leben war vom Instinkte nach Lebenshöhe beherrscht, vom Instinkte der Lebenserhaltung verlassen. Hellas war in der Welt, wie sie ist, auf die Dauer unmöglich. Das hellenische Volk rief sich selbst auf und erlag und mußte erliegen den Völkern, welche nicht nach Macht mehr strebten als nach Lebenserhaltung, sondern denen weniger an der Art ihrer Existenz lag als vielmehr an der Existenz überhaupt und darum an der Garantie ihrer Existenz, am Besitze. Das große Beispiel für diese Lebensführung wurde Rom. Der Instinkt der Römer gieng vor Allem darauf, zu erwerben und sich den Besitz des Erworbenen gegenseitig zu versichern: daher das alte Rom das Muster der Bürgertugenden schuf. Später geht dieses Erwerben in's Ungeheure, es wird zu einem Erobern der Welt; und endlich kommt Rom in der Überlast des eigenen Besitzes um, da es nichts mehr hat, woran es seine Kräfte wenden kann. In solchem Leben waren und blieben die Künste nur ein gefälliges Nebenbei, das keine Originale schuf, dessen Wert nur dadurch bestimmt war, daß die höchste Kunst der Welt, die hellenische, allein als Muster da war. Und nur dadurch, daß das in seiner Eigenart längst vergangene Hellas doch wie aus Gewohnheit seine Künste nach deren Regeln zu Ende entwickelt, entstand in Rom der Ehrgeiz, auch Kunst zu haben.

Wollen wir uns jetzt in gleicher Weise die zweite große Kunstperiode erläutern, so müssen wir wenigstens im Allerwesentlichsten die Entwicklung des Lebens vom Untergange Roms bis zu jener zweiten Kunstzeit verfolgen.

Auch das Leben Roms war noch für wenige Bevorzugte, für eine erste Kaste eingerichtet und wendete keinen Blick abwärts auf die, welche unter dem Handeln der führenden Herren zu kurz kommen und zu leiden haben. Freilich ist in Rom schon der hellenische Wille, sich selbst das Höchste vom Leben zu erwerben, zu einem klugen Verzichte umgebrochen: man empfindet die größere Sicherheit, wenn man nicht alles für sich vom Leben verlangt, sondern mit Einigen teilt und dafür sich gegenseitig hilft. Aber nun bricht langsam ein neuer Instinkt durch, welcher die längste Lebensdauer erstrebt, die größte Sicherheit im Verzicht auf jede Lebenshöhe empfindet und deshalb mit Allen teilt. Dies wird der Instinkt der christlichen Zeit, wie er sich auf die komplizierteste, verschönkelteste Weise bis heute entwickelt hat und weiter entwickelt, mit einer gewaltigen Rückfallsperiode: der Renaissance. Und das gieng so zu.

Die unterdrückte, durch Jahrhunderte nicht zu Worte gekommene Majorität der Antike, welche einer verschwindenden Minderheit die Welt und jede Macht hatte lohnlos erobern müssen, beginnt, sich nicht mehr als

durchaus abhängig von dem Geschehenden zu betrachten; sie sieht nicht mehr das Leben an mit den Augen der Diener der Mächtigen, sondern mit den eigenen Augen, und deutet sich die Welt von sich selbst her. Die christliche Lehre entsteht und spricht den für die antike Welt ungeheuer neuen Gedanken aus: jenseits der Welt erst beginne das wahre Leben. Die Wichtigkeit der Welt hatte die Antike ja wohl empfunden; diesen Gedanken haben Aeschylus wie Empedokles nicht nur, sondern die verbreitetsten Mythen ausgesprochen; jetzt aber wollte man auch nicht mehr das in der Welt Mögliche zu erreichen streben, denn dessen war man müde geworden. So lehrte man, jenseits der Welt erst beginne das eigentliche Leben, und in diesem würden gerade die Ersten dieser Welt die Letzten sein und die hier Letzten dort die Ersten; darum solle man fern bleiben von allem Streben nach Gütern dieser Welt und in der Niedrigkeit ruhen und warten. Kaum war eine solche Lehre und neue Lebensweise da, so fanden auch viele Angehörige der bevorzugten Klassen sich, welche des ewigen Kampfes müde waren und eine Beglückung in diesem letzten, auf die Spitze getriebenen Leben Roms nicht mehr fanden; sie „entsagten der Welt“ und wurden Christen, um aus zu ruhen.

Nietzsche, der zuerst ein gewaltiges Licht über diese Vorgänge aus gegossen hat, meint, diese christliche Lehre habe die antike Welt zu Grunde gerichtet. Es ist ja auch leicht einzusehen, daß die reine christliche Lehre ebenso wie ihre Mutter, die buddhistische, den Untergang über ein Volk bringen mußte, welches sich ihr ganz hin giebt. Wer dem Haubeln entsagt, das Erstreben der Macht verachtet, die Niedrigkeit demütig liebt und im gebulbigen und wehrlosen Ertragen das einzig sichere Mittel, der Leiden Herr zu werden, verehrt, der wird bald einige Leute finden, welche ihn gern vom letzten drückenden Erdenrest, von Besitz und Leben, gänzlich befreien: wogegen er sich dann als wahrer Christ auch gar nicht zu wehren hat. Sein wird das Himmelreich, und dem Gegner, der dem ungebrochenen Instinkte des Eroberens und Anreicherens nach geht, gehört ein Stück Welt mehr. Denn das Thema der Welt-Geschichte ist nun einmal der Kampf um die Existenz in der Welt. Wenn also der Gedanke in der Welt eine solche Macht hätte, wie Nietzsche annimmt, so wäre die Christenlehre ein gefährlichstes Gift gewesen für alle Völker, die es annahmen: sie wären den Nicht-Anfizierten rettungslos aus geliefert gewesen. In der That aber richtet sich das Leben nach dem Gedanken nicht, sondern es produziert den Gedanken als ein Hilfsmittel. Weltanschauungen sind Kunstwerke, vom Instinkte geschaffen nach seinen eigenen Bedürfnissen, und die Gedanken einer neuen Weltanschauung zünden nur dann, wenn sie auf einen ver-

wandten Instinkt stoßen — sie leiten ihn nie. So hat das Christentum der ersten Zeit nicht die Antike zerlegt, sondern die sich zerlegenden Antike hat es produziert; und dann hat es sich gewandelt und gewandelt nach allen Instinkten, die es brauchten, und wenn die verschiedenen Lebensinstinkte auf einander prallten, so war es immer das Christentum nur scheinbar, für dessen Reinheit man kämpfte: in der That malte sich jeder Instinkt sein Christentum selber, bis zu unserer neuesten Zeit, wo man in seinem Namen dem europäischen Handel China erobert und im Geiste des Herrn Jesus Christus einen Salamander reibt. Jeder glaubt eben denjenigen Glauben, den er für die Erreichung seiner realen Zwecke braucht; und dieser Zwecke willen treibt ihn der Instinkt zu jedem innerlich ehrlich überzeugten Versuch, diesen Glauben Anderen aufzuzwingen. Nießsche hat das auf's Geistreichste den Philosophen nachgewiesen; aber er übersieht, daß bei Völkern wie bei ihm selber dieser Vorgang ganz der gleiche ist.

Das in Parenthese, und nun wieder zurück zu Rom.

Das ursprüngliche Christentum sehen wir sich rapid verändern, so bald es für die Christen Ernst wird, ob sie nach ihren Lehren sanft aussterben oder gegen diese sich durchsetzen wollen. Nur in dem verwesenden Rom, in welchem das Leben ekelhaft und der Kampf gegen die Übermacht Wahnsinn ist, bleibt die Tod suchende, Leben verachtende Lehre rein. Als die Cäsaren sich ausgetobt hatten und die letzten, stilleren Abendstunden des alten Rom kamen, sahen auch die Christen nach dem Ihrigen und bereiteten sich vor, am Morgen der neuen Zeit tüchtig auf den Plan zu kommen. Sie wandelten ihre Lehren dahin, daß sie weniger auf die Wichtigkeit der Welt als vielmehr auf deren Grund, die Sünde, Acht gaben; als deren Ursache aber wurde der alte Sünder Satan an den Ehren hervor geholt, und nun war ein Rückweg zur alten Lebensweise bald gefunden. Die ganze Welt, bemerkte der heilige Augustinus, sei des Teufels, und alles, was weltliche Macht, Staat, Kraft, Größe ist, ist Teufels Macht. Ihr entgegen gesetzt ist das Reich Gottes; da dieses aber ziemlich ferne liegt, so wird es vorläufig Aufgabe jedes Knechtes Gottes, nach Leibeskräften überall gegen den Teufel los zu fahren. Es dauerte nicht lang, und die ganze Christenheit übersah einen kleinen logischen Irrtum — sie kämpfte auf's Weltlichste für das Reich Gottes.

So begannen jene Barbarenzeiten, mit welchen das germanische Zeitalter anhub. Da finden wir das großartige und gewaltige Schauspiel, wie eine vollkommen rohe physische Gewalt an sich reißen und erobern will, was nur immer sie erreichen kann, bis die ganze Welt im rohesten Kampfe mit einander liegt, während anderseits eine geistige Macht in

feiter Überzeugung besser zu wissen glaubt, wozu eine solche Kraftentfaltung dienen könnte: daher dann die geistige Macht die weltliche in große Gewissensnöte mit schlauer Macht stürzt und darauf eine Rettung nur gegen vollen Gehorsam verspricht. So wird das Mittelalter ein endloses Ringen zwischen geistiger und leiblicher Kraft, bis in der Renaissance die physische Gewalt sich selbst genug veredelt hat, um wieder die geistige zu bestimmen. Diese ganzen Kämpfe, die man sich gar nicht roh und wild genug ausmalen kann, die furchtbare Not dieses Lebens, die Thatsache, daß niemand real erreichen kann, wonach er strebt, — das alles zusammen wieder schafft das Bedürfnis nach einer Kunst, in welcher man sich die Vorstellung dessen schafft, was zu erringen Einer dem Andern unmöglich macht. Man muß sich in die Lebenswünsche sowohl, als in die Art, wie schauderhaft damals jeder in einer treulosen und Besitz-gierigen Welt auf sich selber angewiesen war, vertiefen, recht innig vertiefen, um den Charakter einer romanischen Burg zu verstehen. Nicht allein wegen der leiblichen Sicherheit war die da: sie übersetzte einen Traum in die Wirklichkeit, um dessen willen man damals das Leben aus hielt. Oder, wer den Stil des alten Nürnberg begreifen will, der versuche es nicht durch Kunstgeschichte, sondern er treibe Historie und sehe sich die Räubernester um Nürnberg an, und dazu das Schrecklichste, was Menschenwesen je erfunden hat: die Nürnberger Folterkammer, die nicht bloß jedem Verbrecher, sondern jedem Mißliebigen offen stand. Dann vergegenwärtige man sich das Leben jener Zeit: ohne Kenntnis der elementarsten Naturgesetze in Angst schon vor einem Uhrwerk, in dem vielleicht der Teufel saß, voll gepropft mit den abenteuerlichsten Frazenmärchen der Pfaffen, in ewiger Gewissensnot vor Hölle und Satan, oder aber, wenn ein starker Geist selbst die Gewissensbißte überwand, in ständiger Gefahr, durch Folter und Scheiterhaufen von der allmächtigen Pfaffenbosheit beseitigt zu werden — in solchem innereu Kampfe mußte ein Mensch jener Zeit auch noch täglich seine Stadt von jedem Mächtigen, seine Warenzüge von jedem Strauchräuber bedroht wissen und so in einer Weise stets der Möglichkeit vollkommenen Ruins in's Auge sehen, die wir uns nur mit Mühe überhaupt noch vorstellen können. Solche Zeiten ersinnen aus Not sich Häuser und Zimmer, in denen die Seele sich beruhigt und einmal wenigstens geborgen fühlt, nicht aus Stillkenntnis oder etwa Stilgefühl. Es ist Rätsel genug, daß von Form, Linie und Farbe solche Wirkungen ausgehen können; und bei diesem Rätsel soll einmal die Aesthetik zu forschen anfangen, anstatt daß sie aus einigen zufällig ausgewählten Stücken überflüssige „Gesetze der Kunst“ abzuleiten sich quält. Die gotischen Dome, die alte deutsche Malerei: durch alle wurde

nur Anblick und Stimmung einer besseren, geordneten, reineren Welt geschaffen, in welche die Geister sich versenkten, wenn sie die Welt, wie sie war, nicht ertrugen; es war das Ziel, das die geistige Kraft im Kampfe gegen die Übermacht der physischen ahnte. Dieser Kampf zwischen den beiden Mächten, äußerlich angedeutet durch die beiden Mächte der Staaten und der Kirche, tobte damals bis in das Innerste jedes Einzelnen. Immer war es der Gedanke an ein fernes Besseres, Überweltliches, das mit der Welt gar nichts zu thun haben wollte — der wollte herrschen und die Welt nach seiner Meinung umformen; aber um in der Welt, wie sie ist, etwas gegen deren Kräfte erreichen zu können, bedurfte es wieder der weltlichen Kraft. So haben oft die geistlichen Herren energischer, die weltlichen besser gehandelt als der Gegenpart, und der unheimliche Widersinn, für ein Reich „nicht von dieser Welt“ das irdische Schwert zu führen, verwirrte jedes Gewissen bis in den allertiefsten Grund. Hier zeigte dann die gotische Kunst den Gemütern, wie die Welt für sie aussehen sollte.

In der Renaissance-Periode wird diese Zeit endlich überwunden. Die klare und energische Freude an der Welt und am Leben, die das ganze Mittelalter hindurch schon geherrscht, läßt sich nicht mehr verwirren durch die Meinung, daß doch das alles nur des Satans Werk sei. Kirchliche wie weltliche Herren haben lange genug für das Reich Gottes erobert, um endlich an dem Besitze selbst einen reinen Geschmack zu bekommen; sie lassen in der Freude des Geschäftes der Welteroberung den Satan auf sich beruhen, und um die Herrschaft der Welt und ein volles Auskosten des Lebens entbrennt ein Kampf allerweltlichster Art. Da rede man von unpolitischem Sinn, Kleinstaaterei und vergleiche unser föderalistisches Staatsleben keck gegen jene Zeit: es war eine grandiose, der hellenischen auf's Nächste verwandte Zeit, als damals in Italien und Deutschland eine verwirrende Verteilung der Macht eintrat und jeder kleine Staat, jede Stadt zur höchsten Entwicklung strebte, unbekümmert um das Schicksal des Nächsten. Wieder ist es die höchste Form menschlicher Größe, nach welcher alles strebt; die von fern her nachklingende gotische Zeit läßt noch eine leise, erhabene Schwerkraft dazu kommen, eine gegen die Antike stark veränderte Art der Unsicherheit über den Wert des ganzen Daseins. Da war es wieder die Kunst allein, die den Grundton der Zeit ruhig und klar angeben, die das von Allen Ersehnte von sich aus wenigstens als einen Traum schaffen konnte. Darum rissen sich aber auch die Gewaltigsten der Erde noch um ihre Schöpfungen, weil sie das brauchten, was allein ihnen die feste Vorstellung des letzten Erreichbaren gab.

Ich möchte die Entwicklung von der Renaissance zu unserer Zeit nicht verfolgen; denn schon in dem bisher Gesagten wollte ich keinen Versuch einer auch nur einigermaßen eingehenden Darstellung machen, sondern lediglich darthun, wie es zugehen mag, daß eine Zeit Kunst braucht. Da ich dieses gezeigt zu haben hoffe, kann ich hier abbrechen und mich an die Darstellung der Gründe, weshalb unsere Zeit keine Kunst braucht, machen und die sich ergebenden Folgerungen daraus ziehen.

Wenn man als Grundinstinkt unserer Zeit die Jagd nach dem Gelde bezeichnet, so sagt man damit etwas, was sehr wenig neu ist. Aber es stecken in diesem Satze zahllose, für unsere Betrachtung wesentliche Folgen, die man nicht zu beachten pflegt. Das Geld ist nicht blos der Ersatz des Besitzes, das Tauschobjekt, mit dem man, genau wie früher, sich jedes Wünschenswerte noch erwerben kann. Es ist eine neue führende Klasse, welche das Geld erzieht: eine Klasse, welche nur besitzt und nicht herrscht. Es ist ein so fundamentaler Unterschied, daß man sich gar nicht genug in sein Wesen vertiefen kann: ob einer nach dem Besitz eines Landes oder Ländchens, und damit nach dem kleinsten Stückchen Welt, strebt oder auch nur nach der Teilnahme an solcher Herrschaft, oder aber nach Gelde. Denn das erste Streben verlangt einen ganzen Menschen, das zweite verlangt ein in einer Richtung, für einen einzigen Beruf abnorm entwickeltes Wesen. Ein Renaissancemensch, der nach einem Herzogtum strebt, oder ein moderner Börsenkönig, der alles Petroleum der Welt in seinen Besitz bringen will, um dessen Preis vorschreiben und so ungemessene Reichtümer erwerben zu können: ich denke, diese Pendants erzählen ihren Unterschied schon selber. Der Grundinstinkt des Ersten ist: Macht, Lebenshöhe, ein Stück Welt, in dem er das Leben nach seinem Willen gestalten kann. Der Grundinstinkt des Zweiten: nur jenes Tauschobjekt, das Geld, mit dem er jedes Ding, das ihm gefällt, erwerben kann. So richtet sich die Denkungsart des Einen auf das Leben im gesamten Umfange, wenn auch nur im engen Raum; der Andere lernt von der ganzen Welt nur kennen, was sich auf Petroleum bezieht, ja er perhorresziert instinktiv jedes Denken an einen anderen Gegenstand, um das kostbare Werkzeug, das ihm sein Intellekt ist, an nichts Unnützem abzustumpfen. In solcher Weise aber verläuft für jeden Menschen heute das Dasein; jeder hat sein Fach, und ihm müssen alle Kräfte dienen. Der Beruf, der das Geld herbei schafft: um den dreht sich heute alles. Und der Grund, warum das Geld diesen großen Wert hat, der enthüllt uns erst das Schlimmste, den eigentlichen Tiefstand der modernen Welt. Denn als Endzweck aller Thätigkeit empfinden heute

Alle nur noch Eines: leibliches Wohlbehagen, für dessen Herstellung das Geld das Mittel ist. Nichts strebt mehr nach Lebenshöhe und bedeutungsvoller Macht, aber für jeden Teil des Leibes haben sie ihre Genüsse her gerichtet, die zu erkaufen jeder nach Geld und wieder nach Geld hastet. Es ist natürlich, daß solche Lebensweise gerade die schlechtesten und gemeinsten Triebe wertvoll macht, die kleinlichsten Naturen gedeihen und die besten verkümmern läßt. Denn was nicht selbst mit allen Fasern nach Geld giert, hat keine Aussicht, sich durch zu schlagen. Die Aufgabe der Staatsregierung geht im Schutze solchen Strebens auf; diese hat die nötige Ruhe und Ordnung zu schaffen, daß jeder seinem Streben nach Erwerb ungestört nach geben kann, und sie muß diejenigen Maßnahmen treffen, die jedem, wenn schon beim Gelderwerb jeder des Andern Feind sein muß, doch das Erreichbare an Spielregeln als Schutz vor Übergriffen verschafft. Spielregeln und Gesetze — es läuft ja auf Eines hinaus. Auch was für das „Volk“ geschieht und von diesem verlangt wird, hat alles den einen Zweck: dem kleinsten Manne wenigstens diejenige Menge Annehmlichkeiten des Leibes (nur, nur immer des Leibes) gratis zu liefern, die er unbedingt als Minimum verlangt, wenn er Ruhe störenden Lärm vermeiden soll. Soll ich jetzt noch zeigen, warum eine solche Zeit keine Kunst braucht? Welche Nöte hat sie denn, vor denen sie zur Kunst fliehen soll? — welche Bedürfnisse, die nur Kunst befriedigen kann, weil sie über das Erreichbare hinaus gehen? Diuers, Weine und Weiber kauft man doch lieber lebendig als gemalt. Lustheizung, elektrisches Licht, schnellste Eisenbahzüge mit Schlafwagen, Automobils können die Techniker in der Realität weit besser her stellen, als ein Kunstwerk ihre Genüsse zu behandeln vermöchte. Ich weiß nicht, ob Bakunin die (jedenfalls ganz für ihn passenden) Worte gesagt hat oder ob R. E. Franzos sie ihm nur in den Mund legt: für das Bewußtsein, daß im nächsten Jahrhundert hundert Menschen mehr satt werden, würde er gern die Dresdner Gallerie mit samt der Sixtinischen Madonna her geben. Das sagt ein Nihilist und Kommunist. Doch das Gleiche sagte bei Gelegenheit Dr. Karl Peters ungefähr: vor Allem habe ein Staat zu fragen, wie er seine Leute satt mache; und selbst ein Miquel soll sich einst an allerhöchster Stelle durch die Weisheit empfohlen haben: auf die alten Fraktionen läme es in nächster Zukunft schon gar nicht mehr an, die wirtschaftlichen Interessen würden das Leitmotiv neuer Konstellationen sein. Kurz: leibliches Wohlbefinden, so viel und für so Viele wie möglich; Endziel: Kaninchenstall mit automatischer Fütterung. Regierendes Kaninchen erhält den feinsten Kohl und die meisten Weibchen zu geteilt.

Wir sind mit dieser Lebensführung am Gegenpole der hellenischen angelangt; unter dem größten Verzicht der Einzelnen auf eine höhere Lebensform wird so Vielen wie möglich die Existenz verbürgt. Potenziert wird nicht mehr die Macht, sondern der Genuß; nach ihm kann jeder, seinen Kräften entsprechend, streben. „Das Glück der Meisten“, wie Nietzsche sagt, ist Lebensziel. Auch das, was aus alter Zeit noch übrig blieb, die Fürsten und die Kirche, wandeln sich schon ganz nach dieser Lebensführung ihrer Völker und Herden. Welcher Fürst will heute noch erobern und beherrschen? Er würde von seinen Völkern verlassen werden, wenn er danach strebte. Man muß sich klar machen, was die Weltherrschaft, von der heute so oft geredet wird, nur mehr bedeutet. Diese Weltherrschaft wird zwischen den Kaufleuten der einzelnen Länder ausgewürfelt, aber von keinem Volke mehr erobert werden. Die Regierungen werden hierbei mehr dekorativ thätig sein; der Handel hat die Entscheidungen zu führen, welche die Regierungen darauf hin ausrufen müssen. Die Regierungen und die Fürsten — es ist nicht mehr die Zeit, in der diese über das Wichtigste zu entscheiden haben; sie füllen nur an einer großen Maschine bestimmte Plätze aus, die eben besetzt sein müssen. Sieht denn die Welt heute gar so verschieden aus in den Ländern des Absolutismus, der Konstitutionen und Republiken? Das wissen ja auch heute Alle ziemlich genau, und darum erfüllt es den Hörer heute so ganz besonders mit Ärger und Mißtrauen, wenn noch Personen an hohen und höchsten Stellen sich selbst überall wie ein Entscheidendes in den Vordergrund schieben, als sollte man nächstens gar noch hören: „Ich lasse Meine Sonne aufgehen.“ Ebenso wenig haben die Kirchen aller Art heute noch einen Einfluß, der irgend etwas zu ändern geeignet wäre; vielmehr müssen sie sich den veränderten Zeiten anpassen, um selber nicht überflüssig zu werden: die Priester führen nicht mehr, sie laufen ihren Herden nach. Die Einen werden „christlich-sozial“, die Andern — die Ultramontanen — bilden ihre Macht dadurch aus, daß sie mit den Interessen ihrer Gläubigen geschickt Schach spielen. Ja, sogar der jetzige Papst ist kürzlich lobend als „Arbeiterpapst“ empfohlen worden. Daß religiöse Bedürfnisse heute irgend wo entscheidend seien und Handlungen bestimmen, hört man nur im Geschmarr der Zeitungen. Wer im Leben mit offenen Ohren hört, der hört nichts nennen als Rücksichten auf die eigene Bequemlichkeit und materielle Interessen. Wo plagen denn die Konfessionen noch jemals um einen Glaubenssatz auf einander? Wer hat die Phantasie, sich einen modernen Religionskrieg überhaupt vorstellen zu können? Es ist ja jedem so ganz, ganz gleichgiltig, ob sein Nachbar eine Bibelstelle oder eine Legende so oder so auffaßt; es ist eine

Unwahrheit, daß — von den Ungebildetesten abgesehen — religiöser Fanatismus heute noch anders als ganz vereinzelt vorkomme. Wenn trotzdem heute das Zentrum als große Partei scheinbar vom religiösen Fanatismus lebt, so ist das eben nichts als klug gewahrter Schein. Es sei nochmals auf Miquels — den Thatsachen durchaus entsprechendes — Wort hin gewiesen, daß heute nur noch die wirtschaftlichen Interessen von Bedeutung bleiben. Auf den materiellen Interessen seiner „Gläubigen“ ruht eben auch des Zentrums ganze Macht. Gewissen- und bedenkenlos setzen sie jeden Vorteil für die Ihrigen durch und schreien, so bald man ihnen nicht nachgibt, man verlese heilige Wahrheiten ihres Glaubens; um welcher Wahrheiten willen sie auch die Gegner überall wirtschaftlich zu schwächen bemüht sind. Nicht die Wissenschaft interessiert sie, sondern deren Lehrstühle, welche „Katholiken“ zufallen müssen; nicht das Reich — „der Katholik“ muß gedeihen, um seines Seelenheiles willen. Für jede Frage haben sie so viele Antworten, wie Interessentengruppen in der Partei. Wahrlich, wer sonst in der Welt nichts zu verantworten hat, der ist im Zentrum gut aufgehoben, insolge dessen religiöser Handlungsweise. Diese widerliche Heuchelei, diese unreinliche Verlogenheit vermag aber doch nicht darüber zu täuschen, was die Glocke der großen Zeit geschlagen hat und wie die Welt zur Stunde aussieht. Eigene Bequemlichkeit, eigenes leibliches Gedeihen und Behagen: das ist es, was alles beherrscht — auch das Zentrum. Wenn dabei noch einige Leute sehr viel wider das Kapital wettern und mit schöner Verachtung vom „Mammonsdienste“ reden, so macht das im Ganzen auch nichts weiter aus. Der Gegensatz zwischen unseren Kapitalisten und Sozialisten ist nicht ein wesentlicher. Die Einen wollen alle Genüsse für sich, als Egoisten, die Andern für sich und Andere, als Altruisten: aber abgesehen davon, daß diese auch meistens nur sich und ihre Partei zuletzt meinen, gehen sie auch im besten Falle nicht darüber hinaus, für sich und Alle ein blädes Wohlbehagen des guten Futters zu suchen — es sind Kollektiv-Egoisten, deren Lebensinstinkt um keinen Deut Höheres verlangt als der jener so verabscheuten „Kapitalisten“.

Nochmals: eine solche Zeit braucht keine Kunst, kann gar nicht um ihrer willen Kräfte verlieren. Die Geldleute, die heute wirklich führende Klasse, müssen der Kunst fremd, ja als Gegner gegenüber stehen. Wird dann aber eine Kunst heute doch gepflegt, so ist das nichts als Atavismus, der auf die folgende Weise entsteht. Jedermann weiß, daß die heutigen eigentlichen Regenten, die Geldbesitzer, auf eigenartige Weise mit praktischer Bescheidenheit nur im Hintergrunde regieren und Fürsten und Regierungen vor sich her schieben, als welchen die Aufgabe zufällt, für ein geordnetes

und dekoratives Ganze zu sorgen, das die Geschäfte sicher schützt. Der südafrikanische Krieg hat den einen Vorteil gehabt, dies brutal zu offenbaren; bei dem vorletzten Kriege, zwischen Spanien und Amerika, galt noch die Ausrede: das sei amerikaniisch. Und wenn unsere Deutschen auch noch so empört thun: sie werden in Zukunft ihre Kriege auch nur noch für ihre Geldmänner zu führen haben. Nun aber: jene Regierungen haben den schönen Schein zu wahren; daher sie aus nichts bestehen als aus Idealismus und „Künste und Wissenschaften“ mit Hingebung pflegen müssen. Da sie nun aber einmal das schwere Geld zu Klamejwecken verthun müssen, so wollen sie wenigstens ihrem Bißchen letzter Eitelkeit fröhnen und sich selbst und ihre Institutionen, großen Männer und Vorfahren empfehlen lassen. Daher denn die vorhin geschilderte öffentliche Kunstpflege und ihr Verhältnis zu unserer geringen wirklichen Kunst. Was soll man mit der? Man sehe sie nur genauer an, wie wenig sie zu unseren Großen paßt!

Unsere Kunst ist von derjenigen alter Zeiten im Grunde ihres Wesens verschieden. Unsere Künstler leben nicht mehr mit den Großen der Welt auf den Höhen des Lebens und schaffen nicht für deren Bedürfnisse; daher sie auch nicht der Ausdruck dessen sind, was das heutige allgemeine Leben bewegt. Unsere Künstler waren vielmehr zunächst im tiefsten Sinne beschäftigungslos, und ihre eigenen Nöte und Bedürfnisse sind es, für welche sie in ihrer Kunst zuerst nur Hilfe für sich selber suchten; jeder Künstler dachte nur den Teil der Welt zu Ende, in welchem zu leben sein Herz und die Umstände ihn trieben. Das hat den allergrößten Teil unserer Kunst unter die Kunst der Alten gestellt. Wenn Künstler sich nach ihrem persönlichen Geschmack in bestimmte Teile des Volkslebens, der Naturdarstellung, der Historie vertiefen und ihre Vorstellungen davon zum Kunstwerk ausgestalten, oder wenn sie gar zu bestimmt an nichts denken als an bestimmte Probleme der Darstellung und Technik, so haben sie sich selbst in so enge Kreise gebannt, daß sie gegen die Leben umfassende alte Kunst nichts Gleichwertiges in die Waagschale zu werfen haben. Auch jene Realisten, welche z. B. in der Malerei die alten Holländer nachahmen wollen, indem sie sich auf ein Stoffgebiet und ein Darstellungsproblem beschränken, bleiben im seelischen Gehalte — das heißt also, trotz aller modernen Ableugnungen, im Wesentlichsten, ja allein Wesentlichen der Kunst — hinter ihren Mustern weit zurück, da für einen alten Holländer jenes Stoffgebiet wirklich das enthielt, worin das Leben auf gieng, während für den Modernen solche Beschränkung eine romantische Weltflucht, manchmal sogar nichts als Masquerade ist. — Über die alte Kunst hinaus zu arbeiten beginnt jedoch die moderne mit der Musik und der Landschafts-

malerei, welche nämlich, was die Alten bei der speziellen Beschäftigung mit ihren eigenen Zuständen nicht kannten, sich mit rein seelischen Vorgängen befassen und das Gemüt mit der reinen Thätigkeit der Natur selber in Verbindung setzen. Die Natur als Ganzes, das Wesen unserer Welt als Ganzes wird dann von unseren wenigen allergrößten Künstlern mit ihren Werken in einer Weise durchforscht und dem Gemüte näher gebracht, für welche die alte Kunst kaum ausreichen könnte. Die Kunst entwickelt sich hier parallel jener geistigen Arbeit, welche, im Drange nach Wahrheit, nach allem dem Menschen wirklich Zugänglichen, unter Aufopferung jedes freundlicheren Scheines forscht. Betrachten wir darum ganz kurze Zeit auch noch die Hauptlinien dieser Bewegung.

Sie hat eingesezt in voller Kraft mit Luther. Er wollte zuerst seine ganzen geistigen Kräfte im Einklange haben mit einer umfassenden Lehre, welche nichts enthielt als das, was ihm als wahr, beweisbar und vernünftig erschien; und wo Luthers großer Geist wahrhaft aufgenommen wurde, mußte er zum Weiterarbeiten führen, konnte er nun nicht bei Luther'schen Dogmen stehen bleiben. Neu angeregt durch das Studium der Alten, führte dieser Drang zur Wahrheit immer mehr von den Religionen fort und schuf die deutsche Philosophie, welche von Kant dann auf ihre eigenen Füße gestellt und zu einer unermesslichen Bedeutung erhoben wurde. Hierbei nun finden wir eine geheimnisvolle Macht neben dem Wahrheitssuchen thätig und mit ihm verbunden. Das ist eine sehr schwer zu beschreibende Art, wie nie Wahrheit als Einzelheit gesucht wird, sondern alle Erkenntnisse ein Gefüge ergeben müssen, welches als Einheit die Welt im Ganzen spiegelt und eine Gesamtstimmung ergiebt, in welcher es sich mit der Welt leben läßt. Schon vor Luther war die Kirche angegriffen worden, und kühne Männer hatten einzelne Kirchenlehren bis zum Äußersten auf ihre Wahrheit geprüft; was eben Luthers Bedeutung ausmacht, ist das große Lehrgebäude, das er schafft, in welchem wieder alles Zugängliche enthalten und an seinen Platz gestellt ist. Ebenso sind die deutschen Philosophen: Kant, Schopenhauer, Hegel, niemals (wie namentlich die französischen) mit einzelnen Forschungen und Erkenntnissen zufrieden, sondern bauen ein ganzes Lehrgefüge, welches, wenn es als richtig gilt, die Antwort auf jede mögliche Frage enthält. Der Aufbau solcher Lehrgebäude — ich kann aus Rücksicht auf den Raum leider nicht genauer darstellen — war indessen eine Erbschaft aus älterer Zeit, er entsprach einem Bedürfnisse, das eine andere Lösung noch nicht ahnte. Kant wie Nietzsche haben beide ihre Bedenken gegen alle Dogmen gehabt, Beide aber leider sich nicht enthalten, neue, scheinbar alle Irrtümer vermeidende auf

zu stellen. Ist doch Nietzsche durch sein Schicksal allein am Aufbau eines ganzen Lehrgebäudes verhindert worden, mit welchem er dem menschlichen Bedürfnisse nach „Leben erhaltenden Irrtümern“ glaubte entgegen kommen zu müssen. Diese Lehre wäre nicht Nietzsche's eigentliche Leistung geworden; vielmehr thut die Philosophie in Nietzsche den großen Schritt vorwärts damit, daß sie das letzte und raffinierteste Dogma, das Schopenhauerische, verwirft und gleichzeitig jedes Dogma als „menschlich-allzumenschliche“ Schwäche erkennt (Anfang des „Jenseits von Gut und Böse“). Was von Nietzsche an bleibt, ist: jede nicht exakt wissenschaftliche Thätigkeit, d. h. jede, die nicht nach dem reinen Verlauf von Ursache und Wirkung innerhalb der Materie forscht, als eine künstlerische zu nehmen und aus zu gestalten, um im Bilde und in der Stimmung das innere Wesen der Welt wie alles Geschehens empfindend zu erforschen. Nietzsche selber giebt in seinem „Zarathustra“ das grandiose Beispiel, wie solcher Maßen die Philosophie Kunst wird. Hiermit begegnet er der Kunst auf deren eigenem Wege. Denn seit Goethe, diesem Wendepunkt aller Kunst, geht diese darauf aus, unsere Empfindungen abzustimmen nach der wahren Grundstimmung der Welt durch eine in nichts voreingenommene Betrachtung aller Erscheinungen des Lebens. Und dies macht die Größe und das Wesen gerade unserer besten Künstler aus. Was wollen denn die Goethe und Böcklin, Ringer und Beethoven, oder Wagner anders, als fest stellen, wie die Welt ist und wie es dem Menschen zu Mute ist, wenn er das letzte ihm Zugängliche erfährt, ihm zu Mute sein muß, wenn er damit leben will? Indem nun Nietzsche die Philosophie überleitet zur Kunst, indem die Kunst einer solchen Aufgabe bereits genügt hat, und Nietzsche anderseits wurzelt auf einer in ihrem Ganzen schon Jahrtausende alten Philosophie: so ist hier ein Ring geschlossen, der nie wieder zu lösen ist. Eine solche Entwicklung aber, das bedarf keines Wortes, kann nicht für nichts da sein, sondern muß eine gewaltige Aufgabe vor sich haben. Ist die so gewordene Kunst heute überflüssig, so darf man ohne Weiteres behaupten: die Zeit wird kommen, welche sie braucht.

Man vertiefe sich nun darein, was es heißt, daß wir eine Gedankenwelt und eine Kunst um uns haben können von solcher, das innerste Leben durchwurzelnder, den ganzen Geist umwachsener Macht. Man beachte noch weiter, wie durch die Musik unserer großen Deutschen außer Wagner, auch ganz wort- und thatsachenlos, eine solche Stimmung in uns geschaffen wird. Und man bemerke noch, wie jetzt auch Architektur und Kunsthandwerk daran arbeiten, in Zukunft selbst aus unseren Häusern und Geräten eine tiefe und bedeutende Stimmung auf uns über gehen zu lassen. Nicht

lange mehr, und wir werden in unseren Gedanken und Anschauungen, Musik und Bildwerk, Tauten und Geräten uns in einer Welt finden, die uns in eine ruhige und gehobene Stimmung versetzt, wir werden uns überall tröstend, belehrend, anspornend mit dem wahren Gehalte der Welt verknüpft finden durch einen neuen „Glauben ohne Worte“, der überall um uns wirkt.

Natürlich ist eine solche Kunst das Gegenspiel zu unserem „modernen“ Leben. Wie wollen wir sie nun zum Siege führen? Wollen wir, wie Walter Crane in seinem gräßlichen Buche „Forderungen der dekorativen Kunst“ es thut, hübsch bitten: unsere ganze Zeit möchte sich ändern? — Ein solcher Wunsch wäre ein Frevel. Unsere Zeit darf sich nicht ändern: das Volk stürzt in's Unglück, das heute anders als modern handeln will. Die Aussicht auf persönlichen Vorteil, auf direkten, ehbaren Nutzen ist die gewaltige Triebfeder, die die Massen in dem barbarischen Kampfe zur Anspornung aller Kräfte treibt, und welches Volk darin nach läßt, das wird den andern zum Opfer fallen. Wir leben eben in einer Barbarenzeit; solche Zeiten sind schwer gerecht zu beurteilen. Man denke an die Völkerwanderungsperiode oder an die Bestialität, mit welcher ein Chlodwig sein Frankenreich gründete: auch darauf baute sich eine Kultur auf. Freilich ist der Unterschied nicht aus dem Auge zu lassen zwischen den in ihrer Art grandiosen „Herrenmenschen“ jener Zeit und unseren Heldheroen.

Aber während das moderne Leben sich immer konsequenter entwickelt, immer mehr die kleinlichsten, gemeinsten Naturen in die Höhe führt und das Geld die unbefieglige, ja unangreifbare bestia triumpfante wird, entwickelt sich eine geistige Macht, die — das möchte ich in dem Obigen bemerken lassen — wieder schon aus ihren Nöten heraus eine Kultur und Kunst sich schafft. Diese Kunst bewirkt vorläufig nur den Zusammenschluß dieser geistigen Macht; sie läßt eine neue, beste Menschenklasse den Ekel überwinden, sich am Leben erhalten und sich ihrer selbst mehr und mehr bewußt werden. Dann aber, beim tiefsten Tiefstande der materiellen Macht, wird diese geistige Macht auch den Kampf auf nehmen und die materielle Herrschaft an sich zu reißen streben. Vorbereitet wird solche Möglichkeit durch zwei Erscheinungen: Schon sehen einige wenige edle Naturen aus der Geldmacht mit echter Sehnsucht von ihrem Treiben fort zum geistigen herüber und suchen dort zu stützen und zu helfen; und anderseits beginnen unsere Kulturträger, die Menschen ehlerer Gesinnungen, sich von der vormärzlichen Idealität des bescheidenen Kleinlebens los zu ringen und auch im materiellen Kampfe wacker zu greifen. Die Zukunft segne solche Entwicklung! Für eine Herrscherklasse der Zukunft

aber die Empfindung einer besseren Welt zu wecken und zu festigen, hierbei jedoch real, klar, wahr und bestimmt zu sein: das ist die letzte Aufgabe aller unserer heutigen Kunst und Philosophie.

Unterdessen bleiben unsere besten Hoffnungen bei der Kunst selber. Allerdings, wie ihr materiell zu helfen ist, kann man nach gründlichster Prüfung aller Verhältnisse nur noch weniger wissen als vorher — man müßte denn dazu raten, daß alle Die, für welche die Kunst da ist, sich zusammen schließen, um für sich selbst zu sorgen; doch scheint es dafür noch zu früh zu sein. Wo jeder kaum mit sich selbst fertig wird, bleibt es das Beste, daß jeder auf seine Art weiter kämpft. Es würden wohl Helfer kommen — aber auch unter ihnen so viele höchst zweideutige, daß vielleicht mehr Schaden als Nutzen gestiftet würde. Als viel wichtiger scheint mir aber aus unseren Betrachtungen die Mahnung hervor zu gehen: Man kümmere im eigenen Machtbereiche sich in Zukunft nur noch um das schwerste Kaliber der Kunst. Die Kunst hat eine klare, bestimmte Aufgabe zu erfüllen. Leben umfassend, in die Tiefe forschend, wahrheitsbereit: so muß die Kunst nur im Sinne der Goethe, Böcklin, Nietzsche und anderer Größten weiter arbeiten, um alles dem Menschengenisse Zugängliche uns zu gewinnen. Fort mit der Lehre von den „Individualitäten“ und ihrem Werte gegenüber einer solchen Aufgabe! Für wen ist eine „individuelle“ Kunstleistung da? — Für einen kleinen Kreis Geistesverwandter, oft für nichts als eine ästhetische Klüngelpolitik. Über sie überhaupt nur nachzudenken, ist lediglich ein Kraft- und Zeitverlust. Die Kunst, als letzte Hoffnung des geschichtlich Gewordenen, muß einem einzigen starken Geiste zur Herrschaft verhelfen gegenüber dem fast allmächtigen Gemein- (lies: gemeinen) Geiste unserer Zeit.





Aphoristisches

aus Fritz Mauthners (Berlin)

„Beiträgen zu einer Kritik der Sprache“.

In dem ersten Bande von Mauthners Philosophie*) finden sich, zwar nicht ohne Zusammenhang mit dem übrigen Inhalt, aber doch ohne diesen verständlich, eine solche Fülle glänzender Einzelheiten, daß wir bedauern würden, wenn ihre Kenntnis auf die verhältnismäßig nicht zahlreichen Leser eines umfangreichen philosophischen Werkes beschränkt bliebe. Es braucht kaum besonders hervor gehoben zu werden, daß diese aphoristischen Einzelheiten nicht ein Bild von Charakter und Inhalt der ganzen Arbeit zu liefern vermögen.

* * *

(Seite 2 Fig.) Es war einmal ein Pöpe, der war Pöpe genug, um Wanzen in seinem Bette zu haben, und Freigeist genug, um seine Wanzen als etwas Häßliches oder doch Fremdes zu empfinden. Umsonst wandte er nach einander hundert Mittel an, seine Wanzen zu vernichten. Eines Tages aber brachte er aus der großen Stadt, wo die Universität ist, ein Pulver mit, welches ihn untrüglich befreien sollte. Er streute es aus und legte sich hin. Am andern Morgen waren alle Wanzen tot, aber auch der Pöpe war tot. Was die Wanzen tötet, tötet auch den Pöpen.

Mehr als einmal bin ich daran gegangen, diese alte und wahre Geschichte zu einer Satire gegen die Pöperei aller Völker umzugestalten. Jedesmal schreckte mich der Gedanke zurück, daß die Satire nicht nur die Kirchen, sondern auch die Philosophien treffen könnte, keine Philosophie so traurig wie eine, die sich vermiszt, die Welt von der Sprache zu erlösen und das mit armen Worten.

In dieser lachenden Stunde des Entschlusses und des Endes, die eben zertrümmerte Sprosse berührend, auf welcher ich befreit bin von Wort hunger, von Wortliebe und von Wortteitelkeit, richtete ich die Spitze ruhig gegen mich selbst und sage bereit: was die Wanzen tötet, tötet auch den Pöpen.

*

*) Vergl. auch die bezüglichen „Besprechungen“; S. 405 dieses Festes.

(Seite 32 flg.) Immer ist das geniale Individuum seiner Herde oder seiner Gesellschaft um ein Wissensdifferential voraus, und immer ist die Herde oder Gesellschaft ihren Individuen um das Differential eines Begriffs, eines Werturteils, kurz eines vermeintlichen Wissens voraus.

(Seite 58 flg.) Insoweit unsere Weiber, insbesondere die Salonweiber, weniger gelernt haben als die gesuchteren Männer dieser Salons, die Studierten und die Begabten, insoweit mag der Kreis der Weibersprache ungefähr den Kreis der glatten Halbbildung mit umfassen. Nach meiner persönlichen Beobachtung ist z. B. in Deutschland der unnötige Gebrauch des Fremdwortes für diese Weibersprache bezeichnend. Die gebildete Männersprache vermeidet es; das Volk kennt es nicht. Das Salonweib ist in der Anwendung überflüssiger Fremdwörter ebenso zurück geblieben, wie in der Anwendung zweideutiger Worte. Das halb gebildete Weib weiß noch nicht, daß ein gewisser Gebrauch französischer Redensarten ein Zeichen von Unbildung sein kann.

(Seite 77 flg.) Zweierlei Bestien sind die dümmsten. Die gar nicht reden können, wie z. B. vermutlich die Austern; und die gar nicht schweigen können. Beiden ist es ver sagt, sich mitzuteilen. Die einen sind stumm, und die andern machen nur Geräusch. Daher kommt es, daß in Gesellschaft mitunter sehr Viele unaufhörlich zugleich zu sprechen scheinen. Sie haben einander nichts zu sagen, und es ist ganz belanglos, daß das Geräusch mit artikulierten Lauten erzeugt wird.

Die Geschichte von dem Schatzgräber, dessen Schätze sich beim ersten ausgesprochenen Wort in dürres Laub oder Asche verwandelten, oder aber tausend Fuß tiefer in die Erde sanken, wiederholt sich alltäglich. Der Denker und der Dichter wühlt sich ein in die bessere Erkenntnis von Welt und Menschen. So lange er schweigt, so lange ihn die Wollust des Findens nicht zu Verstand kommen läßt, so lange glaubt er Gold in der Hand zu halten. Will er es aber aussprechen, will er dem Funde einen Namen geben, will er die Erkenntnis aussprechen, so erfährt er entweder, daß er der geglaubten Erkenntnis gar nicht näher gekommen ist, daß sie tausend Fuß tiefer im Dunkel versunken ist, oder daß das Gold, das er in der Hand zu halten glaubte und das er darum nicht los läßt, sich sichtbar in dürres Laub oder Asche verwandelt. Und der Schmerz des Denkers, der Schmerz darüber, daß auch die Wollust des Findens eine Illusion ist, der ein grauer Kater auf dem Rücken sitzt, er wird nicht geringer, wenn geringere Leute die Asche als Gold bewundern und beneiden.

(Seite 142 ffg.) Die französische Revolution sieht aus, als ob sie nicht von Worten, sondern von vollblütigen Menschen oder Blutmenschen gemacht worden wäre. Wie dem auch sei, welche Worte auch die Herren eines Robespierre waren, Napoleon war gewiß kein bloßes Wort. Und was erreichte er? Er stütete mit der Armee an die zwanzig Jahre über die französischen Grenzen hinaus, um dann wieder zurück gedrängt zu werden. Nichts blieb übrig als die Worte der Revolution. Die Worte: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit eroberten sich ebenso weite Gebiete wie die des Christentums und sind heute das Schiboleth der Erde. Und so vieldeutig sind auch diese Worte, daß das eine Wort Freiheit bedeutet: in Japan die Neigung der dortigen Junker, ihre Kleider bei Pariser Schneidern zu bestellen; in Afrika die Arbeit christlicher Geistlicher, die Neger an Kartoffelspiritus zu gewöhnen; in Rußland die Leidenschaft gebildeter junger Leute, den Zaren und hohe Beamte in die Luft zu sprengen; in Preußen die Bemühung der Arbeiterfrauen, für das gleiche Stück Geld auf dem Marke etwas mehr Brot zu erhalten; in Frankreich und England die Wortgesüge von Rednern, die die Weisheit zu einem Produkt von Menschenmassen machen, etwas wie Gestank und Krankheiten; in Nordamerika den Geschäftsbetrieb der Silberminenbesitzer, die durch ungeheure Bestechungen ungeheure Gewinne erreichen wollen. Wir stecken so tief unter der Herrschaft des Wortes Freiheit, daß wir es gar nicht mehr wahrnehmen, wie wir die Luft, in der wir atmen, für ein Nichts ansehen, während den Fischen wahrscheinlich ihr Wasser ein Nichts ist, die Luft vielmehr, wenn sie hinein geraten, ein greifbares, schreckliches Etwas.

(Seite 145 ffg.) Der Kaiser Mark Aurel war ein Philosoph und kannte darum den Wert der Namen. Er nannte manche Handlungen der Römer Tugenden, viele andere nannte er Laster; die Römer übten beide weiter, zahlten Steuern für die Handlungen, die deshalb Laster hießen, und besanden sich gut dabei. Nur die Kriege hörten unter dem philosophischen Kaiser nicht auf.

Einmal gab es Krieg gegen die Markomannen, die damals in Böhmen saßen und um ihrer Körperkraft willen berühmt waren. „Ich will euch meine Löwen mitgeben“, sagte Mark Aurel, und die Soldaten zogen fröhlich mit ihren Löwen in den Kampf. Denn sie wußten durch den Namen allein, daß Löwen grausame Tiere von unbezwingbarer Kraft sind.

Als es zur Schlacht kam, sahen die Markomannen mit Erstaunen die gelben Tiere auf sich zuspringen.

„Was ist das?“ fragten sie.

Der Führer der Markomannen war nicht naturwissenschaftlich gebildet, aber auch er war ein Philosoph und kannte die Bedeutung von Namen und Worten.

„Das da? Das sind Hunde, römische Hunde.“

Und da die Markomannen es nicht anders wußten, als daß man Hunde tot schlägt, wenn sie lästig werden, so schlugen sie die großen römischen gelben Hunde mit ihren Keulen tot.

Hätten die Markomannen aber Bildung bejessen und den Begriff vom Löwen gehabt, so hätten sie auch gewußt, wie stark er ist, hätten sich tot beißen lassen und die Schlacht verloren.

*

(Seite 534 ffg.) Ich kann ein Bild in allen Einzelheiten recht gut im Gedächtnis behalten und die Linien einer Zeichnung halbwegs nachmachen. Ich glaube bestimmt, daß ich eine halbwegs annehmbare Zeichnung oder auch ein Bildchen zu Stande brächte, wenn ich es gelernt hätte. In der Phantasie nun kann ich mir aus verschiedenen Vorstellungserinnerungen scheinbar ein neues Bild zusammen stellen. Ich kann z. B. mein Fenster und die Nellen davor sehen und mir als Hintergrund dazu eine Schweizerlandschaft oder das Rheinthal denken. Aber ein Kunstwerk schaffen könnte ich auf diese Weise niemals, weil sich die verschiedenen Vorstellungserinnerungen bei mir wohl kreuzen und kombinieren können, nicht aber zu einem neuen Ganzen verbinden, das lebensfähig wäre. Ein solches Bild wäre abgeschrieben, auch wenn es noch niemals vorher gemalt gewesen wäre.

In ähnlicher Weise entstehen unzählige Romane und Novellen, deren Verfasser, kleine und große Talente, gar nicht wissen, daß sie abschreiben. Sie können eine ganz neue Handlung und ganz neue Figuren bringen und dennoch ihre Erinnerungen aus Büchern und dem Leben unverändert wieder gegeben haben.

In der Musik, wo ich mich vollständig unbegabt weiß, ist meine Erinnerungsfähigkeit noch geringer und meine Selbstbeobachtung noch deutlicher. Den Zusammenklang von Stimmen oder Instrumenten kann ich höchstens wieder erkennen. Vorstellen kann ich mir den einfachsten Akkord nicht. Nur in den seltensten Fällen habe ich eine solche Gesamterinnerung. Ich habe einmal in unvergeßlicher Stunde ein Lied singen gehört, welches das Wort Mai auf den Ton d lang aushält, während die Klavierbegleitung das Motiv d e h a d bringt. Versuche ich nun die Erinnerung an jene Stunde wach zu rufen, so stelle ich mir deutlich zu dem lang gezogenen d die Töne d e h a d vor. Für mich ist also schon der einfache Musikkenner, der sich eine ihm wohl bekannte Sonate auch vorstellen kann, ein Rätsel; ein echter Musiker aber, dem eine wirklich neue Melodie mit ihrer wirklich neuen Begleitung einfällt, ist mir ein Genie, ein unheimliches Wesen, und ich stehe vor einer Symphonie von Beethoven — die ich wohl zu genießen, aber nicht vorzustellen vermag —

genau wie vor der Natur, der Schöpfung aus dem Nichts, der gedächtnisfreien That.

In der Malerei würde mir der Mann, der die Gestalt des Kentaurus erfand, ebenso etwas sein wie ein Genie oder ein Wahnsinniger, weil die verschiedenen Erinnerungen zu einem neuen lebensfähigen Ganzen verbunden sind. (Die albernen Angriffe Du Bois-Reymonds auf die Anatomie des Kentaurus sind ganz kunstfremd.)

In der Poesie, wo ich selbst mancherlei Romane und Novellen spielend geschaffen, zur Not geformt und manche nur aus Not auf den Markt gebracht habe, glaube ich natürlich nicht gern, daß ich nur einer von den Abschreibern (in meinem Sinne) bin. Es wird aber doch wohl so sein. Ich bin gegen Andere so oft hart gewesen, daß ich gegen mich selbst lieber ungerecht als nachsichtig sein will. Ganz gewiß gehören zu den Abschreibern die allerjüngsten Genie's, die Virtuosen des Naturalismus, die doch zum Dogma gemacht haben, was das Gegenteil des Genie's ist: die Vorstellungen ihres Gedächtnisses unverändert wieder zu geben. In diesem Sinne ist Zola ein Abschreiber; wo er sich romantisch aufspielt, da ist er ein Abschreiber im schlimmeren Sinne. Gerhart Hauptmann ist in seinen prächtigen „Webern“ ein Abschreiber; nur sein kleines „Hannele“ ist vielleicht ein Zeichen von Genie.

Ein Genie ist Goethe durch und durch, erst recht, wenn wir ihn darauf prüfen, ob er die Vorstellungen seines Gedächtnisses in seinen Dichtungen unverändert wieder giebt oder nicht. Jede seiner großen Gestalten ist ein lebendiger Kentaur. Dichtung und Wahrheit wird bei ihm ein Ganzes, Phantasie und Erinnerung zeugen bei ihm zusammen Lebendiges.

* * *

Indem wir diese Auswahl abschließen, kommen wir auf den Gedanken: ob wir nicht etwa mehr gehalten als versprochen haben. Vielleicht, daß der aufmerksame Leser doch eine Vorstellung vom Inhalte des Buches erhalten hat; jedenfalls eher als aus so mancher Kritik. Es handelt sich, wie man sieht, um rabiate Zweifel an dem Werte der Sprache für Erkennen und Leben; was der Sprache unbenommen bleibt, das ist ihr Wert als Kunstmittel in der Hand des genialen Individuums.

c.



Gedichte

von Richard Scharf.

(Charlottenburg.)



Sonnenuntergang.

Die Sonne sinkt. Aus dem Wolkenthor
schießt sie noch einmal flammend hervor,
setzt Meer und Himmel in Gluthen.
Und langsam verblaßt das wilde Licht.
Kein Laut wird wach, der das Schweigen bricht.
Still liegt unser Boot auf den Fluten. —
Und lange starren wir traumgebannt
und suchen in Sehnsucht das Wunderland
und fühlen die Seele bluten . . .
Fern steigt aus den Wassern ein heller Schein.
Wir tauchen ergriffen die Ruder ein,
und während das Boot zum Ufer zieht,
singen die Wellen ein dunkles Lied.

Im Regen.

In feinen Tropfen rieselt warmer Regen
befreiend auf das tagesmüde Land,
und helle, dünne Nebelschleier legen
sich rings — vom grauen Himmel überspannt.
Die Zweige hängen schwer zur Erde nieder.
Von Duft geschwängert ist die Niederung.
Ein Vogel schüttelt piepsend sein Gefieder.
Und schweigend fällt die große Dämmerung.

Oktobertag.

Heut' blaut der Himmel über mir
so rein und schimmernd wie Saphir.
Die Luft ist voller Sonnenschein,
als müßt' jaust heute Frühling sein.
Und zwischen Erd' und Himmel schiegt
ein feines Wölkchen Flaum.
Mein Aug', geblendet, sieht es kaum. —
Am Rand der Straße liegt

schon Blatt an Blatt verwehlt, verweht;
in allen Bäumen hängt ein gelber Schein,
und wenn der Wind vorüber geht,
greift er in's bunte Laub hinein
und streut es in den Sonnenschein.

Mondnacht.

In mondbeglänzte Nacht hinaus
senf' ich mein Auge:
da liegt in Frieden Haus bei Haus.
Ich stehe stumm und sauge
an diesem Bild mich fest . . .
Kein Laut, der sich vernehmen läßt.
Das Leben scheint vom Schlaf bezwungen.
Nur ich allein bin wach . . .
Und schweigend schießt aus blauen Dämmerungen
ein Sammetglanz von Dach zu Dach.

Mittag.

Der Mittag macht so müde die Gedanken,
Und langsam fallen mir die Lider zu.
Weinlaub und reife Reben überranken
wie sonn'durchglühte Lauben meine Ruh'.
Und schmeichelnd führt ein leiser Traum beschwingt
in die Gefilde der Glückseligkeiten . . .
Ein Ton, ein nie gehörter Hymnus klingt,
den Engelsharfen silberhell begleiten.

Heiliger Hain.

Die tiefen Gärten liegen in dem weichen,
geheimnisvollen Glanz der Sommernacht,
und in dem weißen Licht des Mondes gleichen
sie heil'gen Hainen, die ein Gott bewacht.
Uralte Bäume decken ihre Äste
beschattend auf den teppichlatten Rasen.
An breiten Wegen schimmern schlanke Vasen
und eine Statue mit schöner Geste.
Glanzübergossen ruht das Marmorbecken,
das Plätschern seiner Brunnen aber schweigt.
Kein Strahl, der schäumend in die Höhe steigt,
um funkelnd an die Gipfel sich zu strecken.
Die übertollen Blütenkelche hauchen
betäubend süße Düste durch die Nacht,
die Mond und Sterne tief in Silber tauchen . . .
Stumm sind die Gärten, die der Gott bewacht . . .





Victor Eltrudis.

Ein Erlebnis aus vergangenen Tagen.

Von Carl Schultes.

(Hannover.)*

Im Sommer 1846 machte ich mit einem Freunde, um das interessante Gebiet der wilden „Weißen Traun“ kennen zu lernen, von dem Wildbade Adelholzen aus, eine Fußtour über Eisenärz nach dem romantisch gelegenen Ruhpolding und von da zurück über Siegsdorf nach Traunstein. In dem letzteren, freundlichen Städtchen***) lehrten wir in dem Gasthause „Zur Post“ ein und saßen vergnügt plaudernd beim Frühschoppen in dem dicht belaubten, kleinen Garten hinter dem Hause. Da kam plötzlich eine Gesellschaft, die tumultuarisch aufgeregelt schien, in den Garten und nahm an einem Nebentische Platz.

*) Mit diesem Beitrage möchten wir nachträglich noch das 80jährige Jubiläum des verdienten Verfassers (geboren 9. Juli 1822 zu Ansbach) auch unsererits gerne begehen: eines guten Bayern von echtem Schrot und Korn, den über Maximilian Schmidt u. a. Festen schon kein Mensch mehr bei uns zu kennen scheint, und der doch als „Alter Landsknecht“ ehedem mit seinem köstlichen Humor allerseits freudig und dankbarlichst begrüßt worden ist, als angehender Siebziger noch 1891 für seine Volks-Erzählung „Der Puppenspieler“ vom Weimarer „Verein für Massenerbreitung guter Schriften“ den Preis erhalten hat! Bis zum „tollen Jahre“ der kgl. bayerischen Armee als Leutnant angehörig, hatte er schon 1845 in den „Fliegenden Blättern“ frisch-urwüchsig debütiert, begann alsdann 1849 an unserem Münchner Nationaltheater seine schauspielerische Laufbahn, die ihn später als artistischen Direktor an die Hoftheater von Braunschweig und Wiesbaden entführte, wo er 1888 diese Wirksamkeit beschloß, um sich nach Hannover in's Privatleben zurück zu ziehen. Seither als Schriftsteller auf fast allen literarischen Gebieten unermüdtlich thätig, hat er seine Produktion — wie figura zeigt — noch immer nicht eingestellt, so daß er sich hiermit gleichsam selbst den frühlichen Jubelbeitrag schreibt: wozu wir ihn hiermit denn aufrichtigst beglückwünschen. Die Schriftleitung.

**) Im April 1851 sollte Traunstein vollkommen abbrennen.

Ein alter, weißbärtiger Forstmann, ein echter, bayerischer Gebirgs-schütze, der das Wort führte, winkte ab, als er uns da sitzen sah, und muckstill saßen die Männer, es mochten wohl Traunsteiner Bürger sein, hinter ihren Bierkrügen. Der Alte musterte uns mit seinen scharfen Jäger-
augen, und da er uns wohl als politisch unverdächtig erkannte — es war das letzte Jahr des urschwarzen Ministeriums Abel —, begann er mit zorniger Stimme die nachfolgende Geschichte, die ich mir gleich nach Tische in mein Notizbuch eintrug, und die ich nun so ungeschminkt erzähle, wie sie aus dem Munde des Alten kam.

„Ja, meine Freund', es is net zu glaub'n, daß an einem oanzigen (einzigen) Wort a ganzes Menschenleb'n hängen kann!“

„Des is kaum z' glaub'n!“, „Da bin i aber neugierig!“, „Sunderbar!“ tönte es an dem Nebentische durch einander.

„Aber laßt's den Toni doch ruhig verzähl'n, damit er net aus dem Konzept kimmt!“ sagte unser Gastgeber, Herr Stangler, der sich mit seiner Maß an unsern Tisch gesetzt hatte. „Meine Sommergäst' da, die Herren Leutnants, die woll'n doch auch hör'n, wie schön 's bei uns an der weißen Traun im g'segneten Oberbayern zugeht!“

„Na, i hab' mir's glei' denkt, daß die Herrn anständige Leut' san! Also paßt's auf miteinand'!“

Nach einem tiefen Zuge wischte sich der Jäger-Toni seinen Weißbart sorgfältig ab und begann:

„Ihr Hiesigen wißt's Alle, wer der Victorl Eltrudis war, aber den zwei Herrn da muß i do' sag'n, daß i mei' Lebtag keinen besseren Kameraden g'habt hab', und wir net nur im Dienst, sondern auch sonst zu einander eing'schworene Freund g'wesen sein, obgleich er nur eine Mutter und keinen Vater hat auß'weisen g'habt. Er is auf einem Pfarrhof an der Grenz' von Niederbayern aufg'wachs'n, und Alles hat g'sagt: Der Victorl, der den Weibernamen Eltrudis führt, der sei ein — Pfaffenkind! I hab' sein armes Mutterl, die schöne Eltrudis Staudinger aus mei'm Heimatsort, ganz gut 'kennt, die ihn, kaum sechzehnjährig, selber fast ein jart's Kind noch, auf die Welt 'bracht hat. Sie is bald drauf vor Gram und Kummer g'storb'n! Ihre alte Bas'n Crescenz Staudinger, die bei dem Herrn Pfarrer — Namen thun nix zur Sach' — als Haushälterin und Köchin im Dienst war, hat sie zur Aushülf' ang'nommen g'habt, und da... is des Unglück halt g'scheh'n! Der Victorl is als Wether auf dem Pfarrhof aufg'wachsen, und ein immer schönerer und kräftigerer Kerl wor'n, der sich g'freut hat, daß er auf der Welt is, und den Teufl danach g'fragt hat, ob er dazu einen Vattern hat hab'n müssen. Die alte Haushälterin

Creszenz hat er Mahm (Großmutter) g'heiß'n, den Herrn Pfarrer, wie schon g'sagt, Herr Wetter, aber das Liebste im ganzen Ort war ihm der Lehrer Vitus Stieglbauer. Der Vitus lernte dem Victorl nicht nur alles, was er selber g'wißt hat, sondern erzählte ihm auch von seinem armen Mutterl, die er als eine Märtyrerin schilberte, vor der nun der Victorl in seinem Denken immer anbetend auf den Knien g'legen is. Wenn ma' net g'wißt hat, wo der Victorl is, hat ma' nur zu dem Klan (kleinen) Grabhügel in der Ecken vom Kirchhof geh'n dürf'n, da is er, ob's Sommer oder Winter war, auf den Knie'n g'leg'n und hat zu sein'm Mutterl bet't, inbrünstiger als wie zur heiligen Mutter Maria! So is er aufg'wach's'n in Unschuld und Dummheit, bis er auf einmal mit der Nas'n drauf g'stoß'n wor'n is, daß er zum Leb'n auch an Vattern braucht. Er is nemlich zum Militär assentiert wor'n, und sein Tauffchein hat nur auf eine Mutter Etrubis Staubinger g'lautet, von einem Vater aber gar nix g'sagt. Er hat sich zum Leidwesen der Kommission frei g'lost, die sich schon auf den prächtigen Bursch'n g'freut hat, und das war sein größtes Glück; denn die andern Kameraden hätten ihm das Leb'n unmöglich g'macht, weil sie erscht leis und dann laut g'sagt ha'm: ‚Er is a Pfaffenkind!‘ Freilich hat da der irgste (ärgste) Schreier böß büß'n müß'n, denn der Victorl hat'n nieder g'schlag'n mit 'm Schrei: ‚Im Namen der heiligen Etrubis!‘ Er hat dafür freili drei Tag' brummen müß'n, is aber ganz stolz aus 'm Loch 'raus kommen, hat seine sieb'n Zweschb'n (Zwetschen) z'sammen packt und is ohne Abschied kaischaus 'gangen, um sich fern von der z'widern Hoamat (widrigen Heimat) a neuges (neues) Leben auf'bauen. So is er zu uns kummen in's innerste Thal von der weiß'n Traun.

Laßt's mi amal an frisch'n Schluck thean, und zwar af die Kundheit von unserm Herrn Baron, der den Victorl a net nach sein'm Tauffchein g'fragt, sondern den prächtigen Kerl auf sein Anbiet'n als Holz knecht in seinem Gutswald ang'stellt hat! Prost, mei' lieber Herr Baron und Ihr Alle miteinand. Sieht weiter im Text — wie der Kaplan immer sagt.

Also: der Victorl hat für Drei g'schafft, und als i amal auf am (einem) Schleichweg revidiert hab', da is er neben aner jungen Buech'n, die g'fällt hat werb'n müß'n, bakniet und hat inbrünsti' bet't. Da hab' i g'sagt: ‚No, Victor, du bedankst di wohl für das feine G'n, das dir der Hüterbua vom Gutshof 'rüber 'bracht hat?‘ Da hat er den Kopf g'schüttelt und hat aufspringber (im Aufspringen) g'sagt: ‚Ja, da hab' i scho a dran denkt, aba mein Bet'n hat meina Schutzpatronin, der heiligen Märtyrerin Etrubis goltent!‘ — ‚Ja, wie is mir denn?‘ hab' i drauf g'sagt: ‚I hab' a amal an' Etrubis, der Namen is sehr felt'n, aus

mei'm Ort 'kennt, und dös war 's liebste, bravste und schönste Madl im ganz'n Gebirg — die Eltrudis Staudinger.' Da ist der große, starke Kerl, wie vom Schlag 'troff'n, wieder in d' Knie g'fall'n und hat bitterlich g'röhrt (geweint) und g'söhut: ‚O, Toni, des war ja mei' arm's, unschuldig's Mutterl, die a Schuft verführt hat, und die scho' lang, i war kaum vier Jahr erscht alt, den ewigen Schlaf schläft! I hab' ihn aufg'hob'n, in die Arm' g'nummen und g'sagt: ‚Net z'weg'n dir alloa, sondern a dein'm brav'n, herzigen Mutterl weg'n, san mir von der Stund' an g'schwor'ne Freund' af Tod und Leb'n! Da hat er sich aufg'richt't, meine Händ' mit eisernem Griff 'packt, und mir fest in die Aug'n schauend ganz ruhig g'sagt: ‚Toni! Af Tod und Leb'n! Nachher is er an sei' Arbeit 'gangen, als ob gar niz g'scheh'g'n wär', und i bin still gen Hoam (heim gegangen).

I hab's aber doch für meine Schuldigkeit g'halt'n und das unserm guten Herrn Baron verzählt. Der hat g'sagt: ‚Toni, du glaubst wohl, daß der Victor Eltrudis — i hab' mi' scho' lang über den seltsamen Namen g'wundert — zu 'was Besser's zu brauchen wär' als zum einfach'n Holzknecht? Wenn du meinst, will ich ihn dir als Waldhüter unterstellen, und du kannst ihm in deiner Dienstwohnung, du bist ja a Jungg'fell, a Kammerl abge'n! I hab' schon davon rennen und es dem Victorl verkünd'n woll'n, da hat der Baron g'rus'n: ‚Halt, Toni, so g'schwind geht das fein net! Erst muß i wiß'n, ob denn der Victor a gut schreib'n und rechnen kann! Mit vor Freud' zittrigen Händen reiß' i meine große Dienstbriestafsch'n raus und leg' dem Herrn Baron die lest'n zwei Rapport' vor, die mir der Victor über den bisherigen, heurigen Holzschlag freiwillig g'macht und wobei er berechnet hat, wie viel Klasten daß er geb'n wird. ‚Sakrament!‘ sagt der Baron, ‚der Victor schreibt mit seiner harten Holzhauerfaust ja besser als der Herr Hofmeister Brumoser aus München, den ich für meinen zehnjährigen Sohn Felig eing'stellt hab'! Her mit dem Victor auf den Gutshof, und du sorgst für einen andern, tüchtigen Holzknecht! ‚Hab' schon einen aus der Königlichen Forst, der lieber in unserm leichtern Dienst stehen möcht!‘ — und mit brennenden Schäd'l bin i fort g'lauf'n, um mei'm Freund und Bruder Victorl sein Glück zu verkünd'n!“

„Stangler“, rief nun der Alte dem Gastgeber zu, „läut' amal und laß' frisch einschenk'n!“

Nachdem die Rehlen ordentlich besetzt waren, fuhr er wieder fort:

„Glaub's mir, Leutl'n, gute Thaten bleib'n net unbelohnt, wenn a net immer af der Welt, vielleicht da drob'n im Jagdgrund von unserm Herrgott, der die Jaga b'sunders gern hat, weil's — Lateinisch können!“

Nach einem allgemeinen, stürmischen Lachausbruche über solchen Jägerwitz, den diese einfachen Leute sehr gut verstanden, da ja doch der katholische Gottesdienst lateinisch abgehalten wird, begann der Alte abermals:

„Der Victor war recht glücklich über diese Beförderung, und er versah seinen nicht gar leichten Dienst mit einem Fleiß und einer Pünktlichkeit, die über all's Lob war'n! Als er einmal, es mög'n zwölf Jahr' her sein, an einem heißen Augusttag eine kleine Schonung begieng, die unterhalb des Gutshofes sich an der wild rauschenden Traun hin zog, hört er plötzlich ein gellendes Angitgeschrei, das der Lehrer des Felix, des Sohns von unserm Herrn Baron, ausg'stoßen hat. Im Schnelllauf eilt Victor hin und schaut, wie der Herr Brumoser an der Traun wie verrückt schreiend hin läuft und in das schäumende Wasser deutet, in dem der Victor den Felix austauschen sieht. Im Augenblick hat der Victor die Büch's'n weg g'worf'n, die Zopp'n auszog'n, die schweren Gebirg'schuh' von den Füß'n g'schleudert, stürzt sich seinem lieben Felix, es war ein zu herzig's Bubel, ohne W'sinnen nach und entringt ihn, der zwar ein guter Schwimmer war, aber doch schon die Besinnung verloren hat, mit G'fahr seines eigenen Lebens dem Tode!“

„Hurra!“ riefen mein Freund und ich, die Anderen stimmten jedoch nicht ein, und der Alte, der sich mit dem Rücken der Hände über die Augen gefahren war, fuhr weiter:

„Die Aufregung auf dem Gutshof, wie der Lehrer des Felix mit der Nachricht von der glücklichen Errettung ang'stürzt kam, is net zu sag'n! Die Baronin fiel in Ohnmacht, und der Baron und ich, die grad' bei einer Gewehrrevison war'n, san dem Victorl entgeg'n g'stürzt, der den wieder zur Besinnung gelangten Felix, der sich eng an ihn ang'schmiegt hat, mit freundlichem Lachen in seinen starken Armen 'trag'n hat. Was soll i viel sag'n? Der Baron hat dem Lebensretter seines einzigen Kindes verschwenberisch lohnen woll'n, der aber hat alles ausg'schlag'n, und endlich, nach echter Jagerart, nur den schönen Drilling ang'nommen, den der Baron ihm förmlich aufdringen hat müß'n! Nachher hat der Victor den Felix ab'busselt und is ruhig seiner Weg' in unser Häuselr 'gangen, um sich von Kopf bis zu die Füß' frisch anzuziehg'n. Auf Händen hätt' ma' ihn gern 'trag'n, aber er hat seine Waldbäng' weit aus'behnt, so daß er kaum zum Vorschein 'kommen is, wenn ihn net der Hunger heim 'trieb'n hat. Ich aber hab' g'hört, wie er in sei'm Kammerl auf die Knie g'fall'n is und immer 'bet't hat: „O, heilig's Mutterl Eltrubis, wie dank' i dir; denn das is allein dein Seg'n!“ Am nächst'n Löhnungstag hat 's der Victorl net verhüt'n können, daß der Baron ihm sein' Lohn um das

Dreifache erhöht hat; denn der Felix is dabei g'stand'n und hat g'sagt: „Mei' guter Victorl, bin i dir denn net mehr noch wert?!“ Da san dem Victor die Zähren aus seine guten Aug'n g'stürzt, er hat den kräftigen Bua'm mit star'n Armen hoch g'halt'n, hat ihn wieder, wie scho' einmal, ab'busselt und hat g'sagt: „Nur um beinetwill'n nimm i's; denn i halt' mi' für deinen zweit'n Battern!“ Der Baron aber hat g'sagt: „Victor, du bist hiez scho' 30 Jahr alt, und i hoff' von dir, daß du ka' Dasigl (Einsiedler) wirfst, wie der Toni da, und a brav's Weib nimmst, das dir net einen, sondern mehr so prächtige Bua'm schenkt, wie mei' Felix einer is!“

„Hat ihm schon!“ hab' i drauf g'sagt; denn der Victor hat still seine Aug'n zu Boden g'schlag'n. „Der Dippelbapp (narrische Kerl) glaubt alleweil, daß ka Mensch wiß'n kann, wie er mit der Rosel vom Schmied in Kuhpolbing steht!“

„Na, da gratulier' ich!“ sagte der Baron, „das Mädel is schön, brav und kriegt 'was mit. Ihr Vater, der Schmied-Wastl, der viel für mich arbeitet, ist ein ganz braver Mann, wenn er auch ein Bissel zu viel in die Kirch' lauft. Na, jeder nach seiner Art! Da muß dir die Zubuß', lieber Victor, die ich dir geb', scho' grad g'leg'n kommen! Das soll eine schöne Hochzeit geb'n, und für eine gut ausgestattete Wohnung werd' ich scho' Sorg' trag'n.“

I hab' dem Victorl all' das Gute von Herzen 'gunnt, wann's mir auch recht nah 'gangen is, daß i den lieb'n, brav'n Rumpan verlier'n sollt'! Es kimmt aber alles ganz andersch, wie ma' sich's oft denkt, und nach a paar Tag'n is der Victor mit hängendem Kopf wie verflört umeinander 'gangen, und das Anruf'n der heiligen Eltrudis hat gar ka' End' mehr nehmen woll'n. Er hat's net gern g'habt, der Victorl, wann man ihn um seine nähern Sachen g'fragt hat, aba endl' hab' i mir doch a Herz g'nummen und g'sagt: „Du, was is dir denn über's Leber'l 'krochen, daß du so sinnierst (sinnst) und wie auf den Schäd'l g'schlag'n umeinander herum gehst?“

Da is es rauskemma (heraus gekommen)! Der Schmied-Wastl hat g'sagt: „Du bist mir scho' der Recht', weil der Baron so viel af di halt'n thuat und dir a scho' so a guat's Trakterment geb'n hat! Hiez schaff' nur deine Hoamatpapierl'n und dein' Tauffchein her, nacha red'n ma' weita!“

I glaub' halt, der Schmied-Wastl war von gewisser Seit'n g'stimmt. Die Rosel, der ihr Vater alles ehrlich verzählt hat, is ganz hinterfönnig 'rumgangen, und da hat der Victor endlich den Herrn Baron bitt't, daß er hoam reis'n dürft', um alles in Ordnung z' bringen. Er hat unser halb's Jagdwagerl 'kriegt und das alte Bräunl aus 'm Stall, und is furt. Nach acht Tag'n is der Victor wieder kummen, aber er hat gar

nimmer zum Erkennen ausg'schaut! I hab's z'nach und z'nach 'raus 'kriegt, daß er hart mit dem Verführer seiner Mutter z'samm' g'raten is, der ihm eine Portion Geld an'boten und den guten Rat 'geb'n hat, mit der Rosel nach Amerika durch z' brennen! Er hat sich an dem Alten in der Wut vergriff'n und ihm fast die Gurgel zu g'schnürt z'weg'n der neugen Schlechtigkeit! An Tauffchein hat der arme Kerl zwar mit'bracht, aber da is halt nur drauf g'stanben: „Am so und so Vielsten getauft Victor, der Sohn der Etrudis Staudinger, ledig“. Da hat der Schmied-Wastl in einer Nacht seine Rosel mit G'walt auf'packt, und hat's weit weg zu aner Schwester von sich 'bracht, und die hat des arme Dirndl in a Stift 'than, damit ihr die sündigen Liebsgedanken aus'trieb'n werd'n! Der Victor is immer mehr verfall'n, hat aba sein' Dienst pünktlich b'sorgt.

Eines Tags, da bringt ihm in meiner Geg'nwart der Brieftrager ein großes Schreib'n, und wie er's g'lesen hat, da hat er wie der Teuffi aufg'lacht und mir zug'schrien: „Toni — er is hin, und i soll kommen, um an Erbteil in Empfang z'nehmen! Hahaha! Wie wohl seine lezt'n Augenblick' g'wen sein mög'n! I hoff', daß er die ewige Verdammnis im Voraus g'schmedt (empfundn) hat!“

Der Baron hat zu mir g'sagt: „Toni, gib mir auf den Victor Acht, dem geht sein Leid so z' Herzen, daß er noch ganz verrückt wird und sich am End' selber ein Leid anthut!“

Der Victor hat das amtliche Schreib'n in tausend Fet'n zerriss'n und sich net g'rührt, um das für ihn Bestimmte in Empfang z' nehmen, hat aber sein' Dienst in aller Ordnung verseh'n! Da . . .“

„Stangler!“ rief der Alte, „a frische Maß; denn hiezt kimmt's Schwester!“

„Vor zwei Woch'n, begann der Jagatoni wieder, nachdem er sich Kurasch' an'trunken hatte, „kimmt da in aller Herrgottsruh der Ruhpoldinger Brieftrager Sepp auf den Gutshof; er geht direkt auf unser Häusl zu und sagt: „Victorl, i hab' da an eing'schrieb'nen Brief für dich, unterschreib' in mein'm Büchl, daß i ihn richti' abg'lieferet hab'.“

Der Victorl hat kaum die Adress'n ang'schaut, da sagt er scho: „Der Brief is von mei'm alt'n Lehrer Vitus Stiegelbauer. O, wie mi' dös g'freut. Da hast' mei' Unterschrift, Sepp, und an Sechser (6 Kreuzer) als ex trig's (extra) Trinkgeld! Na, die Freud!“

Der Sepp bedankt si' schön und stampert (geht gemächlich) weiter, um dem Herrn Baron seine Brief' und Zeitungen z' bringen, und sagt aba, während der Victorl den Brief aufreißt, leis zu mir unter der Thür'n: „Du, Toni, der Victor schaut so godserbärmli aus, als ob er scho im

Grab lieget. Dem armen Kerl thät' a Freud' not; denn der treibt's nimma lang!

Da hör' i hinter meiner (mir) im Zimmerl an Schrei, als wenn a wüld's Tier ang'schoß'n wär', und der Victorl stampft mit dem Fuß auf, als ob er unser' Dieb'n durchtret'n wollt'!

„Was is?' frag' i, und der Victorl brüllt: „Mei Rosl ham's zur Runna (Nonne) g'macht, und dem — Kerl, der an all' unserm Öllend (Glend) schuld is, dem will die Gmoa (Gemeinde) da drob'n a schön's Denkmal seh'n, weil er gar a so a braver Herr g'wen is! Haha, der Teuffl soll mi' lotweis' zerreiß'n, wann i das duld', daß af dem Freidhof (Friedhof), wo mei' arm's Muatterl schlummert, dem Zerstörer ihres Leb'ns a solchene Ehr' an'than wird! I wüll hin und dem Lump'nwock die Wahrheit geig'n, daß s' wie auf glühende Kohlen tanz'n soll'n!“

„Geh', sei g'scheidt, Victorl! Was kunnt' dir das helf'n?' sag' i. „Du bist nur so wüld z'weg'n dem Schickal von der armen Kosel!“

„Wann i nôt an ehrlicher Kerl wär', nacha schlaget i, eh' i furt geh', dem Schmied-Wastl sein' frummen Dickshäd'l ein, nacha kunnt' die Kosl wenigst für mi' armen Sünder bet'n!“

Da hat er sein' Drilling vom Hack'n g'nummen, hat'n af die Ladung untersucht, sich hoch aufg'richtet und af amal ganz ruhi' g'sagt: „Was die dummen Bauernluada betrifft, so fürcht' i s' allmiteinand' nôt, so lang i mein' Drilling in der Hand hab'!“

„Ja, aber Victorl, i glaub' nôt, daß dir der Baron den Urlaub bewilligen wird; und wann du das Wagerl nôt kriagst, so brauchst du, wenn du dummer Weiß' auf dei'm Schäd'l b'steht und dei' ganz's Glück in Frag' stellst, zwei Tag, bis du da hinauf kimmst, und nacha is dort halt alles scho' vorüber!“

„Ha, Glück?! I brauch' foa Glück mehr af dera Welt! I geh', und wann i durch die Höll' müaß't!“

Es war nix mit ihm anz'fangen, und da bin i af den guat'n Gedank'n 'kemmen, den jungen Baron z' hol'n, an dem er mit seiner ganz'n Söll (Seele) g'hängt hat, — vielleicht, daß ihm der die Dummheit ausred't.

Der is glei' ang'stiefelt 'kemmen, wie i eahm (ihm) die Sach' schö' hamli (heimlich) g'sagt hab', und glaubt's mir, meine siab'n Leut'l'n allmiteinand', es hat da in unserm Zimmerl an Auftritt geb'n, der grad zum Herzbrech'n war!

Aber der Victorl is ganz der Alte g'wen und hat fest g'sagt: „Wenn dein Herr Vatter deine Muada um'bracht hätt', that'st du das ruhig hinnehmen? I glab' nôt, mei' oanziger Felix, und i will mei' Rach' ha'm,

und wann i mei' öllends Leb'n dabei verlier'u sollt'! Drauf hat er dem jungen Baron die Händ' rüht, ihn an sei' treues Herz 'drückt und g'sagt: „Du wirst mein Anden'n in Ehren halt'n; denn du weißt, daß, nachdem i alles verlorn hab', du und der Toni die oanzig'n Mensch'n af der Welt san, für di mein arm's, unglückli's Herz bis zum lezt'n Schlag klopf't!“

Er hat das alles, ohne eine Zäh'r'n zu verlier'n, gar mannhaft g'sagt, is in seine beste Montur g'schlüpft, hat 'n Rucksack mit Munition af 'n Ruck'n g'nommen; an Drilling umg'hängt, sei' Hü't'l mit dem stolz'n Spielhahn-Spiel afg'setzt, hat uns noch amal die Händ' 'drückt und is mit festen Schritt'n, ganz als alter Victorl, katschhaus 'gangen.

Wir Zwaa war'n wie vor 'n Kopf g'schlag'n, und als i g'feh'g'n hab', daß er a mei' alte Reiterpistol'n no mit g'nummen hat, da is uns so höllenangst wor'n, daß wir zum Battern vom Felix g'lauf'n san und dem alles genau verzählt hab'n. — Laßt's mi' erscht verschnauf'n; denn die Hauptsach' zu verzähl'n, wird mir zu schwar (schwer)!“

Über eine Weil' fangt der alte Weißbart wieder an:

„Der Baron hat si' kurz g'sagt und uns befohl'n, dem kloan Jagdwag'n einz'spannen, um dem Victorl, der sicher af Schleichweg'n aus'm Traunthal 'naus'kummen such'n wird, nach seiner Hoamat voraus'fahr'n und dem Herrn Lehrer Vitus Stiegelbauer die ganze G'schicht' von dem Victorl und seinem verruckt'n Einfall zu verzähl'n. Der wird's zu verhüten wissen. Hoffentlich is die Feier vorüber, bis der tolle Kerl hin kommt, und ihr Zwei bringt ihn mir g'sund wieder z'ruck! So, pfuat God!“

Es war Mittag 'worden, bis alles g'richt't war. Wir ha'm erscht g'futtert und dem Bräundl a 'was vergunnt; denn wir halt'n uns vor-g'nummen, die Nacht durch'fahr'n. Scharf'n Ausguck ha'm wir g'halt'n, b'sunders auf dem schönen Waldbweg von Siegsdorf daher nach Traunstein. G'spürt hab'n wir nig, und geg'n Abend san ma furt, auf Tittmoning zu; denn zwisch'n dem Ort und Burghausen is dös Hoamatsdorf vom Victorl g'leg'n.

Es is scho' wieder hell wor'n, und an Hüterbuab'n, der Gänf' aus'trieb'n hat, ha'm ma g'fragt, wo dös Schulhaus liegt. Mit sei'm langen Stedden hat er ruckwärts 'zeigt und g'sagt: „Rinnt's gar nôt fehl'n. Dort dös neuge (neue) Haus glei' bei'm Freidhof, dös is des Haus von unserm alt'n Herrn Lehrer Vitus, der neb'nbei an Bauern spüllt (spielt), und hinta dem sein' Hof is d' Schui' (Schule)!“

„Rönna ma bei dem Vitus einstell'n, oba müass'n ma in's Dorf-wirtshaus? hab' i g'fragt.

„No, natürli! Der Vitus hat a Ross und zwa Och'n im Stall, da könnt's ds a bleib'n! — nacha hat er seine Gänf weita 'trieb'n.

Der junge Baron hat laut aufg'lacht, aba mir hat mei alt's Herz doch 'puppert, wie wir vor dem Hof g'halt'n ha'm; denn dem Hofthor geg'nüber is grad der Eingang zum Freidhof g'leg'n, und die Kreuz' und die Grabstein' ha'm so g'wis (nicht zu sagen) in der Morg'nhell'n 'rüber g'leucht. Auf mei Klopfn mit 'm Peitschenstiel und dem Ruf: „Ho, is da der Herr Vitus Stiegelbauer um die Weg? Es kimmt B'suach aus Ruhpolding!“ is a langer, knochiger Bauer, hinter dem i mei' Lebtag kan Schulmeister net vermut't hätt', aus dem Haus 'kommen, hat's Hofthor aufg'macht und g'fragt: „Mit wem hab' i die Ehr'? I bin der Vitus!“

„Is der Victorl scho' da?“ fragt der Felix, und als ob er von a'm Peitsch'nhiebs 'troff'n wär', is der Lehrer z'rud'taumelt und hat g'sagt: „Der Victorl? Oh, mei' Sob, wann der herkimmt, giebt's an Unglück! Nur daher und schnell eing'stellt, meine Herrn, und laßt's mi rasch alles wiß'n! Oh, i hab's so guat g'moant (gemeint) mit mei'm Brief!“

Mit Hülf vom selbigen Vitus war alles schnell b'sorgt, und eh' zehn Minut'n 'rum war'n, san ma im Wohnzimmer von dem Herrn Lehrer g'wen und er hat alles erfahr'n.

„A oanzigs Glück nur is's, daß gestern scho' die Einweihung von dem Grabmal . . . na, Ihr wißt's ja scho — stattg'funden hat; denn, wär' der Victorl dazu 'kommen, nachher hätt's Mord und Totschlag 'geb'n! Ja, wann is er denn fort von Ruhpolding?“

„Gestern in aller Fruh, aba z' Fuah, da wird er wohl net vor heunt Abend hier eintreff'n, und wann er noch so g'schwind geht!“

„Sagt's dös net“, entgegnet der Vitus, „denn, wann er rabiats is, nachher macht er scho' das Unmögliche möglich! Aber, Ihr werd't's Euch g'wundert ha'm, in mir an Bauern statt an Schullehrer z' treff'n. Ja, mei' Amt bringt halt net z' viel ein, und die nahe Grenz' verleit't von selm (selbst) zum Viehhandel, und da fangt ma so schd' kloaweis an, und weil ma' halt besser rechnen kann als unsere eh'dem scho' reich'n Brodenbauern, die scho' z'fried'n san, wenn ihre Kinder Les'n, Schreib'n und gut Rechnen könnn, so is das a leichte Müß' und ma' wird im Handumkehren selba zum Bauern, wann . . . der Herr Pfarrer nig da-gegen hat. Wie's mit an neugen Seelforger wird, muß i halt abwart'n, und wann mir's geg'n den Strich geht, nachher schmeiß' i halt den Schul-tyrannen hin, nachdem i hiez a ohne den firti (fertig) wer'n kann!“

Wir ha'm uns über die seltsame Lebensführung noch weita aus-g'sprochen, und weil der Vitus von seiner Hauserin hat ordentli' auffahr'n

lass'n, da is uns die Zeit wie im Flug' 'rum'gangen. Af einmal, es mag so um d' Mittagszeit g'we'n sein, da stürzt a Knecht in's Zimmer und sagt: ‚Witus, da is a Kerl — er schau't wie a Rauba aus — üba die kloa (kleine) Freibhofmauer g'stieg'n und rumort dort 'rum, als ob er alles zerschmeiß'n wollt'. Nimmt's g'schwind außa (hinaus), dem Kerl muoß dös Handwerk' g'legt sei', eh' die Bauern rebellisch wer'n und am End' dich zur Verantwortung ziahg'n (ziehn)!‘

‚Der Victor!!‘ ha'm wir wie aus ei'm Mund g'schrie'n, san aufg'rumpelt und glei' 'nüber zum Freibhof. Grad wie mir an die kleine Eiseuthür 'kemmen sind, da kracht von der hintersten Seit'n im Gobsader her a Schuß, dem rasch no zwei andre Schüß' folg'n.

‚Das is bei dem neugen (neuen) Grabmal! Victor!, halt' ein!!‘ schrie der Lehrer mit aller Kraft seiner Lungen.

Da aber kam 's wie mit a'm Hölleng'lächter z'ruck: ‚Haha! Er hat ausg'log'n, er hat ausg'log'n — und der Victor geht zu sei'm unschuldig'n Mutterl! Heilige Estrubis, bitt' für mich armen Sünder!‘

Eh' wir ha'm hinkommen können, kracht' noch a scharfer Schuß, und i hab' glei' g'wußt, daß der aus meiner alt'n Reiterpistol'n 'kemmen is. Wie wir hinstürzen, liegt der arme Victorl mit ausg'breit'eten Armen über den klein' Grabhügel seiner Mutter hing'streckt, als ob er ihn schützen wollt' vor der Nähe ihres Verführers, und war — tot; denn er hat nur zu sicher in sein Herz 'troff'n! Der neu eing'weihte Grabstein hat aber fürchterli' ausg'schaut; denn der weiche Sandstein war vom Fuchschrot Nummero Eins so zerriss'n, daß ma' kein' Namen mehr hat les'n können! In stummer Andacht san mir da 'rumg'stand'n und ha'm nur g'seufzt: ‚Du armer Victor Estrubis!‘ Und da hat der Knecht vom Witus g'ruß'n: ‚Af der blank'n Ruckseit'n vom Grabstein steht 'was mit Kohl'n hing'schrieb'n!‘ und wir hab'n mit Schaudern g'les'n: ‚Er hat ausg'log'n!‘“





Münchner Dichtungen.

Gerecht!

Gerecht zu sein
und nicht Partei zu sein,
zu stehen mit der Wage über Allen, —
wem dieses Los geworden
— trübselig' Los —,
nimmer reißt ihn des Kampfes fort drängendes Wüten mit,
nimmer mächtigen Hasses aufstürmender Wogendrang,
— stumm steht er und hält
in der Hand die Wage.

Gerecht zu sein
und des Verstandes Maß
an alles sorgsam prüfend anzulegen, —
wem dieses Los geworden
— trübselig' Los —,
schmerzlich treffen der Andern vergiftete Pfeile ihn,
schmerzlich schüttelt das Haupt er — still — und erwidert nicht
— und verzeihend hält
in der Hand er die Wage.

Julius Schülein.

Laureatus.

Da draußen, wo man schon Felder sieht,
Wo zwischen viel Dreck auch der Edwenzahn blüht —
Da draußen in luft'gen Mansarden —
Da wohnen wir jungen Barden.
O Teufel, was wird dort Papier verschmiert,
In Versen und Reimen tirilliert
Und in weithengrünblauer Kyrik!
Von Lorbeer und Purpur und gold'nem Wein
Singt der Poete, das Klappergebein —
Und der Koch ist zum Brechen schmierig!

Und von dem ganzen Poetenkorps —
 Schau, Müddel, bin ich Generalmajor,
 Ich hab' ja die längsten Franzen
 An den Hosens und kann flott tanzen.
 Am Montag verkauft' ich ein Gedicht,
 Mehr wie Eins-fünzig bekam ich nicht —
 Der Schuft, der feilscht' um die Wettel
 Jetzt hab' ich noch einen Tidel davon,
 Mein Magen knurrt wie ein Bombardon —
 „Nen Schnaps und die Zigarette!“

Totenkarneval.

In der letzten Stunde der Fastenacht,
 Da sind die Toten vom Schlaf erwacht,
 Da tanzen sie den Ringelreih'n,
 Sie haben Zeit von Zwölf bis Ein —
 Heißa, die Toten!

Hier unter dem Kreuze kriecht grinsend hervor,
 Aus vergangener Zeit der Tambourmajor;
 Die Trommel lockt den gespenstlichen Schwarm,
 Als Schlegel dient ihm der Knöchelne Arm —
 Heißa, die Toten!

Und aus dem Grabmal von Marmelstein
 Erhebt sich des Grafen Totengebein!
 Daneben aus Epheu und Ginsterhaar
 Schnellst jene, die einst seine Buhle war —
 Heißa, die Toten!

Der faunische Mönch, der gleißende Schuft,
 Sie Alle, sie müssen heut' aus der Gruft;
 Der Schächer, den Strick noch um den Hals,
 Er dreht sich im Reigen des Karnevals —
 Heißa, die Toten!

Die Braut in Schleier und Myrtenkranz,
 Sie wiegt sich im lustigen Fastentanz;
 Der Bischof in Mitra und Pluvial
 Tanzt mit der Äbtissin und pfeift den Choral —
 Heißa, die Toten!

Ein wack'rer Spielmann den Bogen führt,
 Hej-holla, wie scharf seine Fiedel schwirrt,
 Die Hippe daneben zeigt seinen Rang —
 Wie wird vor dem Tode den Toten so bang —
 Heißa, die Toten!

Und Greis und Jüngling und Mann und Weib,
 Sie dreh'n zur Siedel den Knochenleib;
 Hell glänzt auf den Schädeln des Mondes Licht,
 Eine Maske brauchen die Toten nicht —
 Heiße, die Toten!

Und wilder der Spielmann die Saiten reißt,
 Und toller und toller der Wirbel kreißt . . .
 Da dröhnt es dumpf — die Hippe fällt —
 Und tot liegt wieder das Totenfeld —
 Ruhe den Toten!

Und über den Gräbern die Morgenluft
 Ringt mit dem weichenden Moderduft;
 Im Osten der Aschermittwoch graut,
 Dumpf marmelnd erklingt der Bägerlaut —
 Derer, die leben!

Franz Kaibel.

Dengellied.

Weit über's Thal der Abend zieht.
 Ein Dugend moos'ger Firse sieht
 aus Wiesen, Bäumen und Gebüsch
 am Erlenbache träumerisch.
 Von allen Effen steigt der Rauch
 und wirbelt hin im Windeshauch.
 Auch einen hellen Dengelschall
 die Winde tragen durch das Thal.
 Es dringt der Ton zum Hügel hin,
 wo rote Abendwolken zieh'n,
 zum Friedhof, zur Kapell' empor
 in Glockenturm und Kirchenchor.
 Beim Widerhalle regt es sich
 im Kirchhofgrase schauerlich.
 Es schimmert fahl im Abendchein
 dort eines Grabes Marmelstein.
 Und an dem Steine hingelehnt,
 ein alt' Gerippe sacht sich dehnt.
 Der Totenschädel leise nickt,
 aus tiefen Augenhöhlen blickt,
 verdeckt von einem dichten Flieder,
 er in die Abendlandschaft nieder.
 Das ist der alte Schnitter Tod.
 Er ruht sich aus beim Abendrot.
 Er pflückt von eines Grabes Beete
 sich eine wellende Kefede
 und hält sie zwischen seinen Zähnen.
 Jetzt aber richten auf und dehnen

sich langsam seine Knochenglieder.
 Er denkt an seine Arbeit wieder.
 Auf einem umgestürzten Stein
 nun dengelt er die Sense fein.
 Vom Dorfe her der gleiche Schall
 hinab, hinau — ein Wiederhall.
 Im Dorfe fern er Dengelton
 singt von der Mähen gold'nem Lohn.
 Vom Friedhof her der Dengelklang
 ist auch ein alter Schnitterfang:
 „Im Wintersturm, im Blütenlenze
 darf rasten nicht des Todes Sense.
 Im Herbstestreif, in Sommersglut
 die Unsichtbare nimmer ruht.“
 Der alte Tod erhebt sich sacht.
 Er prüft die Schärfe wohlbedacht.
 Sein Knochenfinger tastet leise
 die Schneid' entlang nach Schnitterweise
 Die Sense leuchtet rot wie Blut
 in letzter Abendwolkenglut.
 Dann hebt der Alte aus dem Gras
 zum Himmel auf sein Stundenglas.
 Der Sand im Glase rieselt leise.
 Aus Nebeln, die da zieh'n im Kreise,
 formt sich den Mantel dicht und weit
 der Tod und steht zum Flug bereit.
 Die Halme harren seiner schon.
 D.: Sense klingt. Er fliegt davon.

Thanatos und Satanas.

Ein längst erkorb'ner, ausgebrannter Sonnenball
 rollt schwarz und träge durch den Weltenraum dahin,
 der Stunde harrend, da er ganz in Staub zerfällt.
 Kein Lüfemeer umgiebt den toten Riesenleib,
 kein Sonnenstrahl erweckt auf ihm den Widerschein.
 In jenen grausen Öden, die der Ball durchrollt,
 kein Leben giebt es, denn des Staubs Atome selbst,
 die diese Raumeswüste noch erfüllen, zieh'n
 den Ort des Todes, suchen tastend einen Weg
 nach lichten Fernen. Keines Wortes Schrecklichkeit
 vermag das Gran'n zu schildern dieser Weltennacht.
 Ja, was wir je empfanden durch des Großes Grimm —
 hier wär' es Blut, so fern von jedem Odem ist
 geringsten Lebens diese Todes einsamkeit.
 Verborgenen Göttern ist der Ort ein Stelldichein.
 Ein seltsam Geisterwesen haucht in dieser Nacht,
 und Weltenrätsel nehmen hier von selbst Gestalt
 und Formen an, den Schemen gleich der Unterwelt.
 So zieh'n in weitem Ringe, einem Reigen gleich,
 geheime Mächte über diesen Sternkoloß,
 und an den jähen Felsenschländen schwirrt es leis'
 wie Flügel Schlag zukünft'ger Weltgedanken hin.
 Dort schimmert's, kaum erkennbar, wie erlöschend Licht,
 hoch von den Facken einer jähen Kraterwand.
 Das mächtige Haupt mit düster glühendem Augepaar,
 das müde, stützt dort Thanatos, der ewige,
 auf seines Riesen Schwerts gewalt'gen Knauf und senzt.
 Des Werks gedenkt er, das seit Ewigkeiten er
 im Dienst der höchsten Allgewalt Notwendigkeit
 vollführt und das dem Sinnenden so nichtig scheint.
 Was auch in allen Weiten hingerafft sein Schwert —
 das Leben blüht und immer neues Leben keimt
 aus allen Weltenöden unvermerkt hervor.
 Geheimnisvoll rauscht um ihn her des Werdens Strom.
 Aus tief verborg'nen Quellen rieselt stets die Flut,
 und grenzenlos umbrandet ihn des Lebens Meer.
 Des Kenjes Blüten knicken, brechen reife Frucht
 ist ihm zur Last. Ja, zwecklos scheint ihm solches Thun.
 Das erste zarte Keimen, jede kleinste Saat
 vernichten hiesie einzig wahrhaft „Töten“ nur.
 Im ausgehob'nen öden Raum in Ewigkeit
 zu herrschen eint — es ist der Traum des Thanatos.
 Doch wie er auch durch alle Weltenräume schweift —
 des Lebens erste Keime spotten seines Schwerts,
 und immer wieder heben Sonnen ihm zum Trost

aus Staub und Trümmern ausgestorbener Welten sich.
 So sinnt er grimmerfüllt und preßt die Knochenhand
 um seines Schwertes Knauf, daß leis' die Klinge klrirt.
 Da schwirren rote Drachensflügel durch die Nacht,
 und gleich der Fledermaus hängt an den schwarzen Fels
 sich eine Mißgestalt. Das Antlitz kündet Lug;
 doch auch Verzweiflung spricht aus dem erstarrten Blick.
 Die Krallenhand umklammert ängstlich das Gestein,
 als fürchte sich dies Wesen vor dem Sturz in's Nichts,
 das aus dem ungeheuren Kraterschlunde gähnt.
 „Was suchst du hier am Thron des Todes, Satanas?“
 Zur Seite, nach der Mißgestalt neigt Thanatos
 das müde, bleiche Haupt, das finster sinnende.
 „Du haßt“, entgegnet seufzend ihm die Mißgestalt,
 „Thanatos, doch in meines Elends Bild
 erkannt den Herrn der Erde, mich — Diabolos;
 denn unbehindert schaust du einem Jeglichen
 in's Innerste und kennst, was an Dämonen rings
 die Welt erfüllt. Sie stehen all' in deiner Macht.
 Ein widerlich' Geschick trieb mich zu deinem Thron,
 deß' Stufen ich umklamm're nun in höchster Not.
 Du weißt es: meine Herrschaft ist die Welt des Scheins,
 und ‚Gut und Böse‘ heißt des Geistes Zwischereich,
 darin ich wirke, einzig nur bedacht darauf,
 das Netz der Schuld zu spannen, mit Gewalt und List
 zu töten, was an zarter Unschuld je erblüht.
 Doch, wie ich auch die Maschen wob am Netz der Schuld:
 die Unschuld blüht in jedem neuen Menschenkeim,
 und größer, freier wird im Wollen stets der Mensch.
 Sein kühner Geist erhob sich also hoch empor,
 daß über mich hinweg er mit den Fittigen
 das Licht schon streift der neuen Welt, d'rin nicht mehr ich
 als Fürst erscheine, sondern einzig herrscht der Mensch.
 Wohl kämpft' ich noch mit aller Macht, mit Trug und List —
 umsonst! . . . So komm' ich denn zu dir in höchster Not.
 Mir hilf nun du und rette mich vor'm Untergang!“
 Und Thanatos entgegnet mit gesenktem Blick:
 „Ich frage nach der Menschen Schuld und Unschuld nicht,
 noch ob ihr Geist einmal den Ring der Ringe mißt.
 Ich töte sie — und auch dir selber, Satanas,
 ist dieses Schwertes nie stumpfe Schneide noch gewiß
 und dieses Abgrunds tiefe Nacht dort unter dir,
 wenn dich in meine Hände giebt Notwendigkeit,
 daß ich dir lähme das bekrallte Schwingenpaar.
 Erhoffe deine Rettung also nicht von mir
 und wende dich von meinem Thron, Diabolos,
 dem Lichte zu! Noch bist du nicht in meiner Hand.“

Das flügelwesen hebt sich ächzend vom Gestein,
 unsichern Fluges flattert es am Abgrund hin,
 bis in des Weltalls Tiefen es zurück getaucht.
 Lang blickt ihm nach von seinem Sitze Thanatos —
 Dann hebt auch er die Schwingen hellen Sonnen zu.

H. G. H. Meyer.

Herbst.

Ich bin ein herbſtgefallen Laub
 Und ſchrei' am Wege: „Nehmt mich mit!“
 Ihr geht vorüber, blind und taub,
 Ich hör' verhallen euren Schritt.

Erbarmungslos treibt mich der Wind
 So lange ſchon felddaus, feldein;
 Die Roſen all' begraben ſind
 Im letzten Sommerſonnenschein.

Einſt hab' auch ich den Wald belebt;
 Das war ein Sproſſen und ein Blüh'n,
 Ein ſelig Jauchzen lenzdurchweht
 Im erſten Glück, im erſten Grün.

Dahin, entſchwunden iſt die Pracht —
 Ich bin ein herbſtgefallen Laub — —
 Und ihr, ich hätt' es nie gedacht,
 Geht nun vorüber, blind und taub!

Guß. Adoſt Müller-Caſſala.

Jugend iſt mein!

Schön biſt du, ſchön. — Im Buſen
 Klingt's mir,
 Wie wenn die Muſen
 Mit lockenden Klängen
 Mich und mein Leben tanzend umſprängen.
 Jugend iſt mein.
 Welt mit lachendem Sonnenschein,
 Wart' nur, du winkſt mir!

Froh, mit federndem Gange
 Spring' ich,
 All' meine Bange
 Iſt ſpurlos verſunken,
 Mir iſt zu Mut, als wär' ich betrunken.
 Jugend iſt mein.
 Welt mit lachendem Sonnenschein,
 Wart' nur, dich zwing' ich!

Meine klingenden Lieder
 Gieß' ich
 Drunten beim Glieder
 In ſchimmernden Tröpfchen
 Auf ein golden umſtatetes Köpfchen.
 Jugend iſt mein.
 Welt mit lachendem Sonnenschein,
 Wart' nur, dich küß' ich!
 Schön biſt du, ſchön.

Ernst Prand.

Elfternglück.

Leise, leise, Lieb!
 Laß' ſie ruh'n, die Süße,
 Schleiche ſacht herbei!

Schlimmer, sieh' doch,
Selig schlummert unser Glück;
So süß, so süß
Wie ich an deiner Brust.
Stille, stille, sieh', sie lächelt.
Leise, leise, Lieb!

*

Du böser Mann mit deinem rauhen Bart —
Siehst du, jetzt ist das Unglück fertig!
Was mußt du auch das zarte Kindlein küssen,
Du böser Mann mit deinem rauhen Bart,
Küsse mich!

Alexander Lenze.

Grauer Tag.

Gran in Grau, ein Sommerregentag!
Geht die Zeit so bleiern müden Schlag.
Stirbt im Herzen aller Sonnenschein.
Zieht ein müdes, tiefes Trauern ein.

Alle Wünsche stehen wieder auf,
Die begraben längst der Tage Lauf,
Schau'n mich an mit Augen fremd und leer —
Die ich zeugte, kennen mich nicht mehr!

Ach, auf gold'ne Pfade führte die
Ihre lichte Mutter Phantasie;
Seide, Purpur ward ihr Prunkgewand,
Und ein Sonnenstern ihr Heimatland.

Ihre Kronen gleißeln gelb und fahl —
Weh! Die Pracht ist meinen Augen Quall
Stehe wie ein Bettler tief vergrämt,
Der sich seines schlechten Kleides schämt.

Kurzes Glück.

Unsre Seelen hat der Herbstwind zusammen gefegt,
Zwei irrende Blätter, Sturm bewegt.
So treiben vereint wir durch die Welt —
So lang' es dem launischen Kuppler gefällt!

Unsre Seelen vergoldet von Glück ein Glanz.
Was gilt solche Schönheit im Lebenstanz?
Lass' weinen die Sehnsucht! — muß alles vergeh'n,
Wenn die herbstlichen Winde weh'n!

Winternacht.

Durch die mondhellen Straßen
Knirscht mein müder Schritt;
Stumme Begleiter, wandern
Nebel und Träume mit.

Alle Bäume erglänzen
In weißer, glühender Pracht,
Singen in klaren Akkorden
Ihr Lied der funkelnden Nacht.

Grau und vergrämt und verlassen
Schlafen die Häuserreih'n.
Nur hoch oben im Erker
Wacht noch, blutrot, ein Schein.

Ist noch ein Glück entzündet
Leuchtend und friedehell?
Schwingt noch ein Schmerz seine Fackel
Schwelend und febergrell?

Menschenglück! — Menschengebrechen! —
Löst mir der Rätsel Sinn! — —
Klirrendes, frostiges Schweigen
Schauert die Wege hin

Kichert wer? — Ist mich ein Windhauch?
Eiliger flüchtet mein Fuß.
Tod, der Weltenbeherrscher,
Sendet mir eisigen Gruß.

Mysterium.

Die Blumen deiner Brüste leuchten,
Der keuschen Sammetlilienbrüste,
So seltsam bleich durch die blaue Nacht.
Mein leichter Nachen gleitet sacht.
Wir nähern uns der Sehnsucht Küste.
Schmeichelnde Nebel uns umseuchten.

Ich küsse deine weißen Glieder —
O trunkener Andacht Seligkeiten!
In Nachtschattenblüten am Ufer dort
Ein Falter sein heißes Köpfchen bohrt
Tief in Kelche, die zitternd sich weiten,
Küsse tauen befruchtend nieder.

Und zitternd sind wir hin gesunken
Und fühlen wachsend Schöpferwonnen.
— „Es werde!“ spricht die Ewigkeit. —
Im Mondlicht blüht unser Garten weit,
Es grüßen und blühen viel tausend Sonnen
Und tanzenden Weltalls Sternensinken.

Erfüllung.

Lass' uns schweigend durch den Garten gehen,
Seit' an Seite, in der Abendglut.
Lass' des Denkens Triebrad stille stehen,
Ganz ein fühlen nur — so ist es gut.

Was des Worts Gewalt zur Erde zwänge,
Schwebt beflügelt nun in Ätherluft:
Unsrer Seele keusche Zwiefelänge,
Und des Glücks geheimer Frauenduft.

Fritz Härtel.





Gabriele d'Annunzio.

Eine Studie von Alberta von Puttkamer.

(Baden-Baden.)

In einem bekannten Mailänder Wigblatt, dem „*guerin meschino*“, las ich einmal eine etwas grelle Parodie auf d'Annunzio. Sie läßt, trotz der überscharfen Akzente in Farbengebung und Zeichnung der Wesenseigenheit des Dichters, dennoch seine Physiognomie gut erkennen.

Künstler, deren geistige Züge sehr ausgesprochen, ich möchte sagen: herrisch scharf betont sind, fordern die Kritik leicht zu Widerspruch, Satire und Karikatur heraus. Und gehen jene Künstler dann noch ganz neue Bahnen, einsam, mit dem Mut ihrer Kraft und eines fast immer ungewöhnlichen Ichbewußtseins, so fordern sie nicht selten ihre ganze Zeit zu heftigem Für und Wider und zu den extremsten Meinungsäußerungen heraus.

Man kann sogar eine These dahin formulieren, daß sehr bedeutende und eigenartige Künstler, Denker, Staatsmänner und Philosophen die Welt zuerst immer zum Widerspruch reizen. Denn jede starke, geistige Kraft ist naturgemäß mit einem ebenso starken Willen, sich durchzusetzen, verbunden — und das ihr immanent Herrschende, Despotische weckt nicht oft und gleich eine überzeugte Nachfolge, sondern reizt durch das Zwingende seines Wesens zur Auflehnung. . . . Weil das eigentliche Element jener Naturen eben die Leidenschaft ist, so regen sie auch die Geister ihrer Zeit zu leidenschaftlichem Bekennen gegen und für sie auf.

Wie die glatte Linie des Meeres nur vom Sturm über und unter das Gleichmaß der Ruhe erregt werden kann, so werden die Unterströme des Widerspruchs und die Überströme der Begeisterung immer nur von einem herauf beschworen werden, dessen Wesen der Sturm, die leidenschaftliche Bewegung der Kraft ist. Und wohl dem, der die Geister seiner Zeit zu solcher urlebendigen Bewegung empor rühren kann! Wagner, der Gewaltige, der Neuerer, der Mehrer der Kunst, hat sich so durch ein

empörtes Meer aufgerührter Meinungen, durch einen Sturm von Widerspruch, Spott, Satire hindurch ringen müssen, während daneben fast wahnsinnige Dithyramben von Entzückung laut wurden, die ihn zum Übermenschen, zum Halbgott aus riefen.

Ich führe Wagner besonders an, weil d'Annunzio sich gern mit ihm in Vergleich stellt und als Neuerer, Wiedererwecker und Zukunftsmeister der neulateinischen Kunst gelten möchte, dem germanischen Kunstitalien gegenüber. Es lassen sich auch gewisse Ähnlichkeiten des geistigen Wesens und Strebens bei Beiden wohl erkennen, doch hat sich bis jetzt der Romane nur in der Allgewalt seiner Aspirationen und Pläne als Wagners Gleichen erwiesen; seine künstlerischen Thaten bleiben bisher, an jenem Nieseumaße gemessen, sichtlich noch zurück, — und seine Bedeutung als Aufrecker der altlateinisch-klassischen Kunst zu einer verkörerten neulateinischen ist bisher nur von ihm selbst verkündet und anerkannt worden. Ob die litterarische Kritik dem beistimmen und dauernd beistimmen wird, das können erst seine zukünftigen Kunstthaten ergeben. In wie weit sie bisher in Harmonie oder in Dissonanz mit seinem ungeheuren Streben und Wollen stehen, das möchte eben diese ernste, und jedenfalls Verständnis und Erkenntnis anstrebende Studie zeigen.

Nietzsche (und, wie ich glaube, schon Schopenhauer) charakterisierte alle Künstler als zwei besondere Wesensarten; er teilt sie ein in dionysische und apollinische. Die apollinischen Künstler sind nach dem Griechengotte der Schönheit, der Sonne, also der leuchtenden Klarheit genannt.

Ihr Wesen und ihre Bedeutung besteht (nach Nietzsche's Auffassung) in der klaren Erkenntnis des Wahren und Schönen und in dessen objektiver Anschauung und Darstellung.

Als dionysische Dichter werden von ihm solche bezeichnet, welche die Welt durch das Medium einer Schönheit-trunkenen Subjektivität schauen und sie so darstellen. Dionys, der Gott des Rausches, ist als ihr Beschützer und Erreger gedacht.

Das Wesen des apollinischen Künstlers ist mehr die betrachtende Ruhe, welche aus dem Gleichmaße seiner seelischen Kräfte sich löst. Das Wesen des dionysischen Künstlers ist die Entzückung, die Begeisterung, die Trunkenheit des Geistes, welche aus gewissen, erhabenen Disharmonien seiner Begabung entsteht.

Das Heitere, Leuchtende, Hohe, klar Geschaute, plastisch Hervortretende, das Harmonische, das ruhend Reife würde demnach die Wesenszüge des apollinischen Künstlers ausmachen, während das stürmisch Ringende, wolkenan Trogende, leidenschaftlich Hingerissene, vor Allem und in Allem

aber das Schönheitberauschte die Wesenszüge des dionysischen Künstlers ergäbe. Der apollinische Dichter wird die Hauptstärke seines Schaffens vorzugsweise im Drama, also in der bewegten Handlung finden, weil seine geistige Art ihn eben mehr befähigt, sich aus seiner Subjektivität zu lösen, und gewissermaßen Gestalten aus sich selbst heraus zu stellen, sie mit eigenartigem Leben zu erfüllen und handelnd zu bewegen; der dionysische Dichter dagegen wird die Hauptstärke seines Könnens in der Beschreibung finden, weil er durch das Medium seines phantasietrunkenen Geistes schöner schauen und darstellen kann. Er wird vorzugsweise auf den weiten Gebieten der Lyrik, des Epos, des Profan-Epos (des Romanes) sein Schönstes schaffen.

Natürlich ist hierbei nicht ausgeschlossen, daß von dem Einzelnen auf den weniger durch die Begabung vorbestimmten Gebieten nicht auch Bedeutendes geleistet werden könne. Gabriele d'Annunzio ist nun in diesem Nietzsche'schen Sinne offenbar ein dionysischer Künstler zu nennen, da er in besonders potenziertes Art alle charakteristischen Eigenschaften eines solchen zeigt.

Das Wesen seines Dichtertums ist leidenschaftliche Entzückung, Sinnenfreudigkeit, Trunkenheit im Anschauen, Berauschung in Formen, Farben, Stimmungen, Gedanken.

Wie im körperlichen Rausch ein Schauen mit gewissermaßen schwebenden, schimmernden Linien über dem angeschauten Bild hervorgerufen wird, und eine höhere Stimmung aus der Alltagswelt hinweg hebt, so läßt der Rausch genialen Anschauens in der Kunst auch Schönheitslinien erkennen, die über den Dingen schweben — — ich möchte sie den Heiligenschein künstlerischer Verklärung nennen. — Jene köstliche Fähigkeit, mit den höheren, befehlten Sinnen zu erkennen, mit dem Auge Farben und Harmonien zu schauen, mit dem Ohre Stimmen zu hören aus dem Innersten der Dinge, die den gröber Gearteten nicht erkennbar sind, jene göttliche Sinnenfreudigkeit der Antike, welche intimste Kunststoffbarungen liebt, sie ist d'Annunzio, dem Dionysier, in hoher und feiner Art zu eigen.

Aber durch alle erschaute Schönheit geht ein weher Zug des Welkens. Es ist Herbst in seiner Kunst, — übrigens in aller dionysischen Kunst. Aber der Herbst nach der reifen Ernte . . .

Der laute Jubel der Weinlese ist schon gedämpft durch eine wehmütige Trunkenheit, die immer das Ende sieht!

Die grenzenlose Sehnsucht nach der Ewigkeit des Schönen, und doch die Erkenntnis von deren Welkenmüssen . . .

Ich werde später sagen, wie ich glaube, daß sich einzig die erste Periode in d'Annunzio's Schaffen, das scheinbare Versenken in die Häßlichkeitslinien des Weltbildes, erklären läßt.

Es ist wie eine furchtbar erregte Auflehnung seines Schönheitsgefühles gegen die häßlichen Flecken in der Schöpfung, und wie eine dadurch krampfhaft ausgelöste Lust, sie abschreckend zu malen. So wie es etwa bei Menschen mit sehr erregtem Nervensysteme vorkommt, daß, wenn sie erschütternd Trauriges sehen, sie Lachreiz empfinden . . .

Ja, in d'Annunzio's Kunst ist der Herbst mit aller wehen Schönheit. Dies Schauen der Vergänglichkeit, dies Erkennen des Skelettes unter den warmen Lebenslinien der Dinge, mitten im Rausch über ihre Schönheit, das giebt den schwärmerischen Sehnsuchtsakkord in Moll, der allen dionysischen Dichtern eigen ist. Und diese Erkenntnis des Schönen und das fortwährende Schauen des Endes steigert dann die Genußfähigkeit zur Entzückung.

Ich möchte sagen: die apollinischen Künstler bejahen das Leben einfach und fraglos — freudig; die dionysischen verneinen es, um es im Rausche dann um so wilder zu bejahen.

Eine Ekstase mit Todesschauern, eine Entzückung, die den wild hastigen Pulsschlag der Todesangst und des Lebensfiebers hat!

Ein dionysischer Dichter ist d'Annunzio auch vor Allem in der Beiseelung der Natur, der Menschen und aller umgebenden Dinge mit seiner ureigensten Stimmung. Die Natur z. B. ist immer in Analogie mit der Handlung seiner Helden; jedes Ding der Umgebung ist imprägniert von der selben Stimmung, in der seine Helden gerade leben. Und seine Helden sind alle: er selbst.

Er individualisiert die Natur und läßt den selben Ton mit klingen in ihr, der aus der Seele seiner handelnden Personen und ihrer Geschichte klagt oder jauchzt oder gleichtönig schwingt. Alle seine Dichtungen haben ein solches Leit- und Begleitmotiv in der Natur, das dem seelischen Grundtone der Fabel entspringt und entspricht.

So begleitet die schwermütige, in den Ekstasen einer vernichtungseligen Leidenschaft schwärmende Handlung des „Trionfo della morte“ das leise, hoffnungslos-öde Fallen der Regentropfen und das verlockende Schluchzen der Meerwellen, wie ein Ruf von den Ufern der Einsamkeit in die Todestiefe der Wasser . . .

So begleitet die klagenbe Herrlichkeit des sterbenden Sommers mit rauschenden Binden und verflatterndem Laub und die lauernde Ruhe der Kanäle Venedigs die Geschichte der todesbanger Leidenschaft zwischen Effrena und der Foscarina im „Fuoco“.

So begleitet der trunkene Hauch aus den Kelchen seltener Rosen in erlesenen Vasen römischer Paläste, — der brünstige Duft der Orangen-

blüten in den stillen Gärten von Rom, und der künstliche Wohlgeruch in den üppigen Gemächern der vornehmen Welt, die Genuß taumelnde, Sinnenfreudige Handlung im „Piacere“.

So ist das Klauen und Tönen und Brausen erregter Volksstimmen das Begleitmotiv in der „Gloria“ — und so könnte ich weiter durch alle Dichtungen zeigen, wie die Stimmung der Handlung und der Helben d'Annunzio's immer mit klingt in der Natur, — wie sie sich sogar in den Formen und Farben der Szenerie malt und zeichnet. Oft begegnet ihm das Widerspruchsvolle, daß er z. B. von einem froh leuchtenden Meer oder von heiteren Sommergärten redet, aber wenn seine Helben und Frauen voll schwermütiger Leidenschaft an ihnen hin wandeln: dann so zu sagen der latente Geist der Handlung in ihnen wach wird, und sie dadurch plötzlich in der Beleuchtung einer tragischen Landschaft erscheinen.

Im „Sogno d'un mattino di primavera“ geht der Dichter sogar so weit, daß er die Helbin mitten in einem lachenden Frühlingstag alles im Rot des Blutes sehen läßt, in dem sie ihren toten Geliebten zuletzt schaute. Die Rosen, die sie in ihrer Hand hält, das Licht, das Leben, alles ist ihr wie in Todesblut getaucht, obgleich die Dinge an sich: Frühling, Rosen, Liebe, Morgen, die entgegen gesetzten Eindrücke wecken müßten. Aber der jeweilige Charakter der Handlung und der Handelnden durchtränkt und färbt eben bei d'Annunzio alles Umgebende. Die Natur nicht nur, sondern auch viel nebensächlichere Dinge, als: Möbel, Stoffe, Gemälde, Gewandungen.

Alles redet und illustriert gewissermaßen mit. Bei ihm hat das Ding an sich keinen immanenten Charakter, sondern es ist ihm Form, um sie aus den, allerdings reichen, Quellen seiner Subjektivität zu füllen.

So wird ihm Dekoration und Umgebung zum Symbole künftiger Entwicklungen und zum Träger der Stimmung.

Er ist eben im eminenten Sinne Individualist. Der überströmende Inhalt seiner Geistigkeit füllt Dinge und Menschen, die er schafft; — ja, seine Helben sind zuletzt alle: Gabriele d'Annunzio, — und seine Heldinnen sind immer die Frau, die er liebt, und die er immer lieben und immer in neuer Form suchen wird.

Dies ist der erste, hervorstechende Wesenszug von d'Annunzio's Muse: höchste Subjektivität.

Der zweite ist die trunkene Freude an Farben und Formen, die etwas von der göttlichen Sinnlichkeit der Antike hat.

Als seine Sinnlichkeit noch nicht gezügelt war, als sie mit der lochenden Unbändigkeit der ersten Jugend auftrat, ist sie in seinen Dichtungen mit fast zurückschreckender Wildheit aufgelodert.

Die „prime vere“, „canto novo“, vor Allem „intermezzo di rime“ zeigen diese in den trüben Schlackenfeuern von Brunst und fast unzüchtiger Verdorbenheit. Sie riefen in Italien einen empörten Widerspruch wach, — aber auch Bewunderung für die sprachgewaltigen Rhythmen und die berauschenbe Diktion, in der jene Verirrungen einer leidenschaftsgepeitschten Sinnlichkeit sich zur Schau stellten.

„Isottéo“ und „la Chimera“ zeigten seine Sinnlichkeit schon mehr zur Sinnenfreude geläutert, und die später erschienenen Dichtungen, wie: „sonetti dell' anima“, „odi navali“, „poema paradisiaco“ sind von einer berauschenben, verklärten Sinnenfreudigkeit, wenn diese auch etwas absichtlich, bewußt wirkt, und nicht mit der naiven Kraft und Urgewalt, wie sie die Antike zeigt.

Ein Künstler, der wie d'Annunzio sein Ich so stark durch setzt, so sehr Subjektivist ist, in so verschwenderischer Fülle seinen großen Seeleninhalt in Formen der Dichtung füllt, und mit solcher bewußten Kunst, wird leicht in einen selbstgewissen Ich-Kultus fallen. Und d'Annunzio ist in der That ein solcher — Narziß der Litteratur, möchte ich's nennen; einer, der seine eigene Schönheit verzückt immer wieder bespiegelt . . .

D'Annunzio ist ein ausgezeichnete Schilderer und Beobachter, was denn seinem Genius den bestimmenden Zug zum Lyrischen und Epischen verleiht.

Seine Fähigkeit, die Sprache in den Dienst seiner Gedanken zu zwingen, hat etwas königlich Beherrschendes.

In seinen Romanen, die überhaupt den Glanz und die Schatten seiner Begabung am ersichtlichsten zeigen, tritt die starke Betonung der eigenen Individualität, nennen wir's besser: der Ich-Kultus, am schärfsten hervor.

Ich rede dabei nur von den Romanen seiner zweiten Schaffensperiode, welche die reife und geklärte ist, von den „romanzi della rosa“, „del giglio“, „del melagrano“, nicht von denen der ringenden, ersten Periode, die allzu willig und dienstbar den Stempel der neufranzösischen Veristen und Naturalisten tragen.

D'Annunzio gefällt sich, seltsamer Weise, in diesen ersten Novellen und Romanen (geschaffen in der Zeit von zirka 1882—1892) in der sensationellen Darstellung von Häßlichkeiten, Abnormitäten, ja Scheußlichkeiten der Seele, des Leibes und des Lebens überhaupt. Auch die charakteristische Eigenschaft des dionysischen Dichters, die bestrickende Ge-

walt und Schönheit der Sprache, zeigt sich noch kaum in jenen Prosa-bichtungen, während sie seine ersten lyrischen Ruudgebungen, die zwar auch wüßten Inhaftes find, schon mit ihrem Königs purpur und grandiosem Faltenwurfe schmückt.

„Die Glocken“, „Das Buch der Jungfrauen“, „San Pantaleone“, „Giovanni Episcopo“ beschäftigen sich fast liebevoll eingehend mit den abstoßenden Häßlichkeiten des Weltbildes.

Das scheint zuerst unerklärlich, weil man den Dichter trunkener Lebensschönheit, als welcher er sich später erweist, hierin gar nicht finden, ja nicht einmal ahnen kann.

Die Erklärung kann ich einzig in Folgendem finden. Durch die Beobachtung des Häßlichen, Schmerzlichen und die dadurch gewonnene Erkenntnis des Leidens sucht er die ihm angeborene Genuß- und Schönheitsfreudigkeit zu steigern. Das ist gewiß ein krankhafter, bedauerter Zug, eine Absichtlichkeit, ein Raffinement, die aber nicht selten bei dionysischen Künstlern beobachtet werden. Vielleicht hat er auch, in einer heftigen Auflehnung seines Schönheitsgefühles gegen die Häßlichkeit, diese in einem furchtbaren Zerrspiegel der Welt abschreckend zeigen wollen, um nachher desto leidenschaftlicher zu den Trunkenheiten seiner Schönheitsliebe zurück zu kehren.

Es ist wie das Ringen mit dem Scheußlichen, den Krankheiten und Abnormitäten des Lebens, das aber doch, während des Ringens, eine gewisse dämonische Anteilnahme und zeitweise ein Vertiefen in sie fordert . . .

Denn es wäre doch eine allzu äußerliche Motivierung: anzunehmen, daß d'Annunzio damals seine epische Muse blind zur Sklavin der französischen Impressionisten gemacht habe und deshalb Werke, die in Inhalt und Form seinem eigentlichen Wesen widersprechen, geschaffen hätte.

Der „Figaro“ hat ihm freilich in jener Zeit in Spalten langen Verkündigungen nachzuweisen gesucht, daß ganze Szenen seiner Romane fast wörtlich solchen von Maupassant, Flaubert und Anderen entlehnt seien.

Jedenfalls ist eine schier unbegreifliche Unähnlichkeit zwischen den Romanschöpfungen der ersten Periode und denen der zweiten, reifen; so sehr, daß jemand, der z. B. „Episcopo“ und „Fuoco“ hinter einander läse, ohne den Namen des Autors zu kennen, es nicht glauben würde, daß diese beiden Werke, welche sehr markant, das eine den Kultus der Scheußlichkeit, das andere den des verfeinert Schönen darstellen, von dem selben Dichter stammen. Die Richtung, das Wesen und die Ziele von unserem Neulateiners Genius gehen alle auf das Schöne — und ich erkenne deshalb eine gewisse Absichtlichkeit in seiner Abschweifung auf Gebiete des Ekelhaften, Abstoßenden, Gemeinen in seiner ersten Periode, — aber ich

muß doch konstatieren, daß er wohl auch unfreiwillig eine Zeit lang unter einem gewissen Einflusse der neufranzösischen Naturalisten gestanden hat.

Die zweite Periode, die, in der er sich voll und in allen Kräften geeint wieder findet, steht dagegen unter dem Einflusse von zwei germanischen Geistesern, und zwar von zwei erlesenen: Nietzsche und Wagner!

Es mutet dabei seltsam und sehr widerspruchsvoll an, wenn d'Annunzio, der seinen Genius brüderlich von jenen geleiten läßt und auch sichtlich gern verwandte Wesenselemente der Beiden mit seiner fein anempfindenden Geistesart vermählt, von den Deutschen als — Barbaren spricht.

Doch mag das hingehen als Äußerung eines übertriebenen Nationalgefühles des Romanen. Seine Werke reden da lauter und aufrichtiger als seine Worte.

D'Annunzio, der mit dem Inhalte seiner Dichtungen, besonders der ersten lyrischen und epischen (Romane), einen leidenschaftlichen Widerspruch in seinem Vaterlande fand, hat sich durch die stete Verkündung, daß er berufen sei, der italienischen Nation eine neulateinische Wiedergeburt der antiken Kunst zu geben, bei seinen heißblütigen, leicht begeisterten Landsleuten nenerdings fast die Stellung eines litterarischen Nationalhelden erungen. Aufrichtig habe ich, vom Anfang der 90er Jahre an, wo seine „romanzi della rosa“ erschienenen („Piacere“, „l'Innocente“, „Trionfo della morte“) die glänzende Schönheit von d'Annunzio's epischer Dichtung bewundert.

Gewiß ist lobende Sinnlichkeit und eine zügellose Hinneigung zum Weib in ihr, aber sie ist nicht lüstern oder verberbt, sie ist mehr eine trunkene Hingabe an die Lebensschönheit überhaupt.

So sind z. B. die Schilderungen einzelner Kunstwerke oder architektonischer Wirkungen, einzelner Lichtstimmungen, so sind Naturbilder und historische Erinnerungen, Hinschweifungen auf alle möglichen Gebiete der Kunst, der Aesthetik, der Philosophie viel fesselnder und mit viel liebevollerer Hingebung geschrieben als die Liebeserlebnisse der Helden und Heldinnen.

Ich habe immer, wenn ich d'Annunzio lese, die Vorstellung, als würde mir eine lange Reihe herrlichster Wandelbilder an den Augen der Seele vorüber geführt.

Keine frisch und kräftig bewegende Handlung spielt, keine natürlich-gesunde Spannung löst sich in uns aus, wie sie die Verwicklung und Entknotung von Ereignissen, von großen Konflikten und deren Lösung in Seele und Leben seiner Helden hervor bringen würde; — nur immer erschaut man zwei Liebende wandelnd durch wunderbare Dekorationen, vor-

nehm künstlerisch abgestimmte Gemäcker, stimmungsreiche Landschaften, durch verschiedene Zeiten und Beleuchtungen und in verschiedener Gewandung, in den gleichwehmütig vibrierenden Akkorden einer tragischen Liebe, die, und das ist sehr charakteristisch, immer in Schuld und Irrtum ausklingt . . . Wirklich: Sperelli im „Piacere“, Hermil im „Innocente“, Aurispa im „Trionfo della morte“, Cantelmo in den „Vergini delle rocce“, Effrena im „Fuoco“ sind der selbe Mann; eine fesselnde und feine Mischung von strebendem Künstler und genießendem Aristokraten, ein geistreicher Ich-Anbeter, der die kleinsten Dinge seiner Umgebung besetzt, nur damit sie im Gleichklange seines schön bewegten Inneren mitreden, eine Art Übermensch, wie der Dichter ihn sich aus des gewaltigen Nietzsche Ideen konstruiert hat, und der doch nur ein mißverständlich nachgeschaffener Schatten ist von jener grandiosen Vorstellung, wie sie der deutsche Dichter-Philosoph schuf . . . — Und im Grund ist jener Einheitsheld der d'Annunzio'schen Romane, der unter verschiedenen Masken kommt, ja immer nur er selbst: Gabriele d'Annunzio!

Und ob Sperelli mehr von Lebenskunst und verfeinerter Genußfreude redet, — Tullio Hermil von den Reizen des ewig Andern, also der Untreue in der Liebe, — Aurispa's ganze Liebe nur um den Mord und Selbstmord herum philosophiert, als der einzigen Form der im Leben nicht zu erreichenden, ausschließlichen Einheit in der Liebe, — ob Cantelmo über der Drei-Einheit seines Liebeswollens brütet und experimentiert — und Effrena seine schwärmerischen Kunstträume wider tönen läßt in dem köstlichen Echo seiner Seele, der Foscarina, — sie reden eben Alle; — man könnte sagen: sie reden ihre Liebe und — lieben ihre Rede . . . aber sie handeln nicht! Ihr ganzes Liebesleben ist nur ein rhetorisches Bespiegeln seiner selbst. Freilich, es sind wundervolle Gespräche und auch Monologe einer vergeistigten Leidenschaft, die aber doch nur wie — gemaltes Feuer wirken, weil ihre Träger gar so klug und kritisch über sie philosophieren können . . . Wenn durch die außerordentliche Schönheit der Schilderung, durch die Herrlichkeit eingestreuter Gedanken, durch den oft grandiosen Stil und durch die feine und prächtige Ziselierung der Juwelle seiner eigenen Sprache, der Dichter in seinen Romanen die Armlichkeit der Handlung decken konnte, ja, wenn dies blendende Beiwerk den Kern so gleichend verhüllt, daß wir zu seiner eigentlichen Wertung kaum gelangen, so ist das bei den Dramen von vorn herein ausgeschlossen, weil eben das Wesen des Drama's — Bewegtheit der Handlung ist.

Im Epos und in der Lyrik wird das Leben geschildert und beschrieben, und diese Bilder wecken in uns die Vorstellung des Lebens, —

aber das Drama verlangt, daß die Personen handelnd vor uns hin gestellt werden und das Leben vor unseren Augen leben.

Es gehört gewiß nicht eine größere Kraft zu dieser letzteren Beschäftigung des Dichtertums, aber jedenfalls eine besondere, und diese besondere Kraft scheint d'Annunzio eben nicht zu besigen. Nein, keine größere; aber sind etwa Virgil, Homer, Byron, Dante kleiner als z. B. Aeschylus, Goethe, Shakespeare, weil sie nur Epen und niemals Dramen geschrieben?

D'Annunzio verkündet nämlich mit einem durch seine starke Kühnheit fast imponierenden Stolze, daß er berufen sei, seiner Nation nicht nur eine Wiedergeburt (rinascimento) der lateinischen Kunst, insbesondere für das Drama, aus der altlateinischen und griechischen zu geben, sondern sogar eine verklärte Auferstehung (risorgimento).

Er will ein nationales Theater schaffen, das nur Darbietungen dieser zur höchsten Vollendung gelangten Kunst bringen soll, und ihm hat dabei Wagners Bayreuth vorgeschwebt, das dem germanischen, neu verklärten Kunstgeist eine auserwählte, einzigartige Stätte ist. In seinem letzten Romane, dem „Fuoco“, stimmt er in einer Gesellschaft glänzender Kunstfreunde und geistig feiner Frauen einen Hymnus auf Wagners starke, überlegene, symbolische Kunst an; er stellt den Bayreuther Meister geradezu vorbildlich als einen Umstürzer des alten, und als auserwählten Schöpfer eines neuen Kunstreiches hin. Und, nachdem er nicht nur die gewaltigen Ideen Wagners in lichtem Verstehen beleuchtet hat, d. h. seiner Nation aus ihrer Helden- und Sagenwelt einen unerschöpflichen Kunsthort zu zaubern, sondern auch die tief symbolische Bedeutung einzelner sieghafter Gestalten, wie Siegfried, Brünnhilde, Kundry gepriesen, kommt er zu folgendem Schlusse:

„Richard Wagners Werk ist auf germanischem Geiste begründet und von speziell nordischer Beschaffenheit. Seine Reform gleicht in gewissem Sinne der von Luther angestrebten. Sein Drama ist nichts als die feinste Blüte eines Volksstammes, als die wundervoll ergreifende Zusammenfassung all' der Sehnsüchten, die die Gemüter der nationalen Musiker und Dichter quälten, von Bach zu Beethoven, von Wieland zu Goethe. Wenn Sie sich seine Musikdramen vorstellen an den Gestaden des Mittelmeeres, zwischen unseren hohen Lorbeerbäumen, unter der Glorie des lateinischen Himmels, so würden Sie sie erbleichen und vergehen sehen.

Da es, nach seinem eigenen Worte, dem Künstler gegeben ist, eine noch gestaltlose Welt kommender Vollendung erglänzen zu sehen und ihrer im Wunsch und in der Hoffnung prophetisch zu genießen, so verkünde ich die Herankunft einer neuen, oder einer wieder erneuten Kunst, die durch

die starke und ehrliche Einfachheit ihrer Linien, durch ihre kraftvolle Anmut, durch die Glut ihres Geistes, durch die reine Macht ihrer Harmonien das ungeheure, ideale Gebäude unseres auserwählten Volkes fort führen und krönen wird. Ich rühme mich, ein Lateiner zu sein, und — erkenne in jedem Menschen von fremdem Blut — — einen Barbaren!“

„Jo annunzio l'avvento d'un'arte novella o rinovellata, che per la semplicità forte e sincera delle sue linee, per la sua grazia rigorosa, per l'ardore dei suoi spiriti, per la pura potenza delle sue armonie, continui e coroni l'immenso edificio ideale della nostra stirpe eletta.

Jo mi glorio d'essere un latino, e riconosco un barbaro in ogni uomo di sangue diverso . . .“

Eine tiefe, schwärmerische Huldigung vor dem Genius Wagners endet also damit, daß er ihn einen „Barbaren“ nennt und seiner Kunst nur die Heimat unter nordischem Himmel zugesteht, denn: „seine Kunst würde erbleichen und vergehen unter italienischem Himmel“.

Diese maßlose Überhebung und Verkennung jedes anderen Nationalgeistes, zu Gunsten des Genius seines Volkes, schmeichelte natürlich den Italiänern, und ließ sie viele der wüsten Unarten von d'Annunzio's stolzem und selbstgewissen Talente vergessen oder milder anschauen, die sie früher blutig gegeißelt hatten.

Wenn man einem Volke fortbauend und in wundervoller Rede von dessen Kunstberufung und vom eignen Messiasstume predigt, so muß sich der zuerst kleine Kreis zufälliger Hörer bald zu einer Gemeinde von Jüngern und Gläubigen gestalten. Aber mit dem Verkünden ist es eben nicht allein gethan, sondern die Werke müssen lebendig zeugen für die als ewige Wahrheiten hin gestellten Glaubenssätze.

Zeugen diese Werke nun dafür?

Überzeugen sie? Ist d'Annunzio fähig, das risorgimento der lateinischen Kunst, besonders im Drama, zu bringen, das er in so bezaubernden Rhythmen und begeisterten Hymnen verkündet?

Seine größeren Dramen, die in Italien und (neuerdings teils auch in deutscher Übersetzung) in Deutschland aufgeführt worden sind, heißen: „La città morta“, „La Gioconda“, „La Gloria“ und das letzte (im Teatro Costanzi in Rom, sowie zu Wien und Berlin aufgeführt) „Francesca da Rimini“.

Was bei allen Dramen d'Annunzio's zunächst auffällt, ist die gleichmäßige Diktion der Rede. Keine Gestalt hat den individuellen Ton ihres Charakters. Gelehrte, Kinder (Sirenetta, Beata), Feldherren, Jungfrauen,

Diktatoren, Kurtisanen, Dienerinnen, Künstler, sie reden Alle wie — d'Annunzio; mit der gleichen Pracht der Epitheta, mit dem selben Glanze symbolischer Bilder, in den selben rauschenden Akkorden dichterischer Rhythmen; sie reden Kunstgeschichte, Philosophie, Litteratur, lyrische Trunkenheiten, humanistische Bildung — alles . . .

Sie reden auch von dem, was sie thun werden, aber sie handeln herzlich wenig. Die „città morta“ ist eine, in die hellenische Schönheit der Landschaft von Mykenä eingerahmte Erzählung eines tragischen Liebesvorganges, illustriert mit der Wissensfreude zweier Archäologen, welche dort erfolgreiche Ausgrabungen machen, und mit der untergegangenen Königsherrslichkeit der Atriden, deren zum Tageslichte gehobene Kronen, Rüstungen und Zierate die Hallen golden durchleuchten.

Alessandro ist in Begleitung seiner Frau Anna, einer Blinden; Leonardo mit seiner Schwester Bianca Maria.

Alessandro und Leonardo, der eigene Bruder, lieben die reizende Jungfrau; sie fühlt sich in Leidenschaft zu Alessandro hingezogen, erkennt aber, als trennende Macht zwischen dem Geliebten und ihr, dessen edle, des Lichtes beraubte, leidende Gattin. Leonardo bekennt, gepeinigt von den Ernyien der Erkenntnis einer unnatürlichen Leidenschaft, dem Freund Alessandro seine Liebe zur Schwester. Um die Jungfrau rein zu bewahren von den Feuermalen der Leidenschaft, führt Leonardo sie, einen einsamen Forschungsgang mit ihr fingierend, hinaus durch eine wundervoll beschriebene, todesstille Sternennacht, bis an einen Myrtenhain; dort ertränkt er sie in der Quelle des Perseus . . .

Anna aber hat sich entschlossen, in den Tod zu gehen, um den Liebenden Raum zu schaffen. Sie liebt Bianca Maria wie eine Schwester und teilt ihren opferwilligen Entschluß dem Leonardo mit.

Alessandro und sein Weib, welche beim Einbruch der Nacht die Geschwister vermissen, gehen aus, um sie zu suchen, und finden die Tote und den Mörder. Anna ruft, als seien plötzlich ihrer Seele die Augen offen und hell geworden: „Ich sehe! Ich sehe!“

Das ist das Ende des Drama's.

Eine merkwürdige, dumpfe, brütende Schwere lastet auf dem Ganzen. Die einzelnen Persönlichkeiten der Tragödie enthüllen in laugen Erzählungen ihre Herzensgeschichte; so Leonardo zu Alessandro, Alessandro zu Bianca Maria und Anna zu Leonardo; doch diese teils Wissenden, teils Ahnenden und Vollenden gehen neben einander, ohne eine wirklich erlösende, auch innerlich entschuldigende That zu finden, — denn der Mord

des Leonardo an seiner Schwester ist doch kaum eine Lösung, sondern ein Alexanderhieb, der das Verwirrene mitten durch haut . . .

Die „Gioconda“ ist die am öftesten aufgeführte und, wie die Kritik meint, noch die dramatisch-lebendigste von d'Annunzio's Tragödien. Ich bin anderer Meinung und halte die „Gloria“ für das am meisten dramatische Stück des Dichters.

Ich gebe den Inhalt der „Gioconda“ und der „Gloria“, damit die Leser, welche diese Dramen nicht kennen, selbst urteilen können.

Lucio Sattala, ein Bildhauer, lebt im eigenen Künstlerheim am Meere mit seiner Gattin Sylvia und dem Töchterchen Beata.

Ein etwas schemenhaft gezeichnetes Modell, Gioconda Dianti, die den Namen von der rätselhaften da Vinci'schen Schöpfung: Gioconda führt, hat dem Sattala als Schönheitsmuster zu einer Statue gebietet.

Eine wilde Leidenschaft verbindet den Künstler und sein Vorbild und zerrüttet den Frieden des Hauses.

Sattala will sich, um dem Kampf zwischen Leidenschaft und Moralgesetz zu entziehen, töten; er verwundet sich aber nur . . .

Sylvia's sorgende Liebe, die den Totwunden umgiebt, rettet ihn in's Leben zurück — aber nicht an ihr Herz.

Sattala verfällt haltlos dem Dämon der Leidenschaft und Schönheit, besonders als er erfährt, daß die Gioconda sein begonnenes Kunstwerk, um den Thron vor dem Zerbröckeln zu retten, heimlich jede Nacht mit Wasser trinkt; so rettet sie das Kunstwerk . . .

Sylvia und Gioconda begegnen sich in Sattala's Werkstatt. Die Gioconda schleudert der Gattin in wilder Rede die alles verzehrende Glut ihrer Leidenschaftsforderungen entgegen, die sie an den Mann und an den Künstler habe; sie sieht in der Künstler-Werkstätte ein freies Reich auf erbaut, das nur die Gesetze der Schönheit und der fessellosen Liebeswahl kennt, neben dem Hause, in dem andere Gesetze walten.

In jenem Reiche will sie ihren Thron unbestritten haben.

Sylvia, auf's Tiefste empört von solcher Höllelogik, ruft der Gioconda die Lüge zu, daß Lucio selbst sie hinaus weisen lasse aus — diesem ihrem Reiche.

Da reißt die Gioconda den Vorhang zurück, wo die begonnene Statue steht, und stürzt sie zur Erde . . . Sylvia will sie im Fallen aufhalten; das Standbild reißt sie mit zu Boden und zerschmettert ihre Hände, während es selber nicht zerflört wird.

Das alles spielt hinter einem Vorhang —

Wenig glaubhaft ist es dabei, daß Gioconda, die in fast fanatischem Entzücken von ihrer göttlichen Mission bei dem Künstler und von seiner und ihrer unverrückbaren, alle Moral umwerfenden Leidenschaft als einziggiltiger Lebenswahrheit geredet, nun der durchsichtigen Unwahrheit der gepeinigten Gattin glaubt und den rasenden Bildersturm begeht.

Settala tritt in dem Augenblick ein, als sein Weib mit zerschmetterten, blutigen Händen am Boden liegt und nur noch, auf die Statue deutend, in halber Ohnmacht ruft: „sie ist gerettet“ —; er trägt sie auf seinen Armen, von tiefer Rührung ergriffen, hinaus . . .

Das wäre ein versöhnender Schluß gewesen — er hätte sein Weib, das ihm das Leben und sein Kunstwerk opfernd gerettet, an sein Herz genommen: das wäre eine bewegte Handlung mit einer ideal-symbolischen Lösung gewesen — — Nun aber setzt d'Annunzio noch einen vierten Akt an, in dem er, und vielleicht ist dies einer der stärksten Beweise gegen seine dramatische Begabung, die künstlerische Errungenschaft der drei ersten Akte völlig zerstört und in's Vage auflöst . . .

Lucio Settala, zweimal durch die Aufopferung seines Weibes errettet, verfällt dem Banne der Gioconda und schafft in seiner Arbeitsstätte ruhig weiter an dem Marmorwerke, neben sich dessen Urbild.

Eylvia, mit ihren verhüllten, verstümmelten Händen, erwartet in seinem Hause, nicht weit von der Werkstatt, die Rückkehr ihres Töchterchens; — eine ganz unmotivierte und zwecklose Gestalt, la sirenetta, eine Art märchenhaftes Meerkind, singt ihr, um ihr die leere Zeit zu vertreiben, seltsame Lieder vor . . .

Das Töchterchen kommt gesprungen, entzückt, die Mutter wieder zu sehen, — und als diese ihr wohl freudig entgegen kommt, aber sie nicht umarmt, ruft Beata schmerzlich: „Perchè non mi prendi? Perchè non mi stringi? Prendimi mamma!“ — — da sinkt Eylvia überwältigt zu Boden und weint, während Beata sie mit der ganzen Fülle der Blumen, die sie mit gebracht, überschüttet und nur das fragende Wort ruft: „Piangi?“ — Es ist als symbolisches Bild wohl schön, daß die Blumen der Kindesliebe die Wundmale der Mutter bedecken sollen, aber im Ganzen bleibt doch vom vierten Akte nur der Eindruck, daß er die dramatischen Errungenschaften der drei ersten zu Schatten abschwächt und in's farblos Unbestimmte verläuft . . .

Die „Gloria“, das dann folgende Trauerspiel von d'Annunzio, welches das hochmütige Geleitwort trägt: *La gloria mi somiglia*, führt in ein zeitloses Gebiet; in eine römische Republik, die aber doch auch wieder in unseren Tagen spielt. Also das alte „Wolkentuchdachsheim“ früh-

romantischer Poeten, das so absolut nicht in die lebensvollen Formen des Drama's paßt.

In Italien ist die „Gloria“ abgelehnt worden und hat auch als Buchdrama in der italienischen Kritik nur eine kühle Anerkennung gefunden. Ebenso wurde die „Gloria“ bei uns in Deutschland, wo man sich seltsamer Weise fast leidenschaftlicher mit d'Annunzio beschäftigt als in seinem Vaterlande, nur sehr bedingt von der Kritik gewürdigt; aufgeführt ist sie, meines Wissens, nur im Sommertheater zu Breslau, als Versuch.*) Sie hat erkältend gewirkt, wie ein fortwährender Anlauf zu Bedeutendem, der nicht voll an seine hoch aufgesteckten Ziele rührt . . .

Ich habe, entgegen der Mehrzahl der Kritiker, die ganz entschiedene Meinung, daß von allen d'Annunzio'schen Dramen in der „Gloria“ der kräftigste dramatische Kern steckt, und daß ein starkes Lebensfeuer es durchglüht, dessen Flammen oft zwar nur spielende, blitzartig ausleuchtende Reflexe hin zeichnen, das aber doch echtes, sprühendes Feuer und kein gemaltes ist.

Freilich, das Drama hat zu viel Nebelhaftes in den Bestimmungen von Ort, Zeit und Menschen. Die Handeluden haben lateinische Namen, und die Dekorationen zeigen Rom — aber wo, in welchem Rom spielt es denn? Im alten? Dahin passen wohl die Senatoren, Diktatoren, die pomphafte, cäsaristische Redeweise der Helden — — aber es wird ja von Ludwig XVI., von Napoleon auf Elba gesprochen, und es kann demnach nicht im alten Rom, sondern nur im modernen des 19. Jahrhunderts spielen.

Aud wenn es im Rom des letzten Säkulums spielt, was sollen dann die Diktatoren und diese Byzantinerin mit den gesammelten Mord-, Blut- und Eroberungsgelüsten aller Messalinen und Poppäen der Cäsarenzeiten?

Doch im Aufbau dieses zeitlosen Drama's und in seinen Figuren, wenn ihre fieberhafte Ruhmjagd auch manchmal etwas die bekannte Nachbargrenze des Erhabenen streift, liegt drängendes Leben.

Der erste Akt beginnt im Palaste des Ruggero Flamma; seine Anhänger und Parteigänger erwarten ihn, der heim kommt von einer Sitzung des Senates. Noch ist der alte Cesare Bronte Diktator; indeßen huldigt der jungen Kraft, der zugleich die agrarischen Elemente des Volkes zujauchzen, von ihr Erfüllung ihrer Forderungen erwartend, schon die größere Mehrheit der Bürger, und vor Allen das junge, dämonische Weib des alten Bronte, Elena Comnena, die byzantinische Kaiserentelin.

Sie ist die Inkarnation des vorwärts jagenden, peitschenden Ehrgeizes, der wahnwitzigen Herrschergier.

*) Vergl. „Gesellschaft“; Jahrgang 1901, I. Oktoberheft. — D. Schr.

Sie hat Flamma heut im Senat angelächelt mit faszinierender Gewalt, als ob sie dem Ehrgeiz die jüngere und kraftvollere Seele damit laufen wolle . . .

Flamma tritt unter seine Freunde, noch berauscht vom Sieg im Senat, in den Gassen und — im Herzen der Comnèna.

Mit dem schönen Worte seines Freundes, des Marco Agrate: „Jeder nach seinen Kräften und darüber“ scharen sie sich um den jungen Helten, für den nächsten Tag eine erlösende That beschließend . . .

Als die Parteigänger ihn verlassen haben, bleibt Ruggero gedankenverloren zurück — — da tönt von außen eine Frauenstimme, die von den Dienern herrschend Einlaß fordert mit den Worten: „Er erwartet mich!“

Es ist Elena. Sie tritt zu Flamma mit den verlockend-befehlenden Worten: „Ihr habt mich erwartet!?“

Es entspinnt sich nun eines der wunderbaren Gespräche zwischen ihnen, in denen d'Annunzio Meister ist, und die vibrieren von allen Leidenschaftlichen und Ergriffenheiten der Seele . . .

Dann, am Ende, flüstert ihm Elena das geheimnisvolle, furchtbare Wort zu: „Würdest du ihn umbringen, den Greis?“

Und während Flamma unter der bösen Bezauberung willenlos und doch willensvoll zuckt, flüstert sie weiter: „Er wird wahrscheinlich noch lange Widerstand leisten mit seinen felsenharten Knochen, mit diesem Schädel, an dem Kugeln abprallen. Er will nicht sterben, sagt er; — — doch — er versperrt uns den Weg“ —

Die Worte verhallen; — es ist, als ob das Gift die beiden Seelen berauscht — — Die Comnèna und Flamma fassen sich an den Händen und schauen sich tief, tief in die Augen — — Mit dieser unwitterschwülen Szene endet der erste Akt.

Der zweite Akt spielt in Bronte's Palast. Im Vorzimmer spricht man von der nahen Auflösung des Diktators; eine rätselhafte Krankheit durchwühlt seinen Körper . . .

Die Freunde des Bronte reden von der beginnenden Empörung und Gährung in den Truppen und in den Provinzen, — und wie der schnelle, heißblütige Flamma mit einem Streiche die Macht an sich reißen würde, um die er heimlich, als Bronte noch auf voller Höhe war, schon gieriges Werben trug.

Die Comnèna tritt ein und bittet, diesem Ruhe zu gönnen. Die Freunde entfernen sich.

Da tritt die alte Comnèna, ein gräßlich geschildertes Weib, ein Mittelglied zwischen Kupplerin, Giftmischerin und Dirne „mit dem

Eumuchenhaupt, das die Bastardraße verrät, mit den schläfrigen Augen, die Abgründe von Verrätereie und Habgucht decken“ unter den Thürvorhang und ruft hinein:

„Noch nichts? Wann glaubst du, daß —“ Bei diesen entsetzlichen, alles enthüllenden Worten, erscheint der totkranke Bronte auf der Schwelle der Thür, und es entspinnt sich ein grauenhaftes Gespräch zwischen ihm und Elena, dem Geiste der Verlockung und Vernichtung seines Lebens.

Er wirft ihr alle größten Abenteuer und schlimmsten Sünden ihrer Ahnen wie ihrer selbst vor — und in höchster Wut stürzt sich der vom Gifte fast vernichtete, dennoch riesenstarke Greis auf sein Weib, um es zu erwürgen.

Die Schlangengeschmeibige Elena entwindet sich ihm, und mit dem Ruf: „Lebe nur, lebe! Ein Anderer wird an dir sterben!“ fällt Bronte in den Arm der herbei geeilten barmherzigen Schwester.

Wuchtig „wie ein Turm“ fällt er hierauf tot zu Boden — die Schwester betet leise . . .

— — Dies sind, meines Erachtens, Akte von kräftigem Bau und von wirklich dramatischem Leben.

Der Beginn des dritten Aktes zeigt Flamma bereits auf der Höhe des sinkenden Staatsmannes.

Im Vorzimmer von Ruggero's Palast finden wir seine Parteigänger in lebhaftem Gespräch über die Tagesereignisse und Stimmungen im Volk. Eine Versammlung in den Thermen des Caracalla ist zusammen berufen; dort sollen die Abgeordneten der Ackerbauvereine die Rechte, die sie fordern, vom Diktator Flamma bewilligt erhalten; er will die Stimmen aus dem Volke, die für das Recht und die Herrschaft der Scholle eintreten, selbst beantworten. Die Feierlichkeit in den Thermen soll einen Hauch antiker Größe, ein Gepräge alten Römertums tragen. Heute ist der große Tag —

Während dieser Gespräche der Anhänger des neuen Diktators dringen angstvoll Bürger ein und melden das Gerücht von einem Handstreich, den ein junger Römer, Namens Messala, mit Soldaten und Bürgern gegen die Bauern und den Diktator ausgeführt. Marco Agrate, der Hauptverteidiger der Lex semproniana für die agrarischen Forderungen, ist bereits im Kampfe gefallen.

Die Comnena, welche von den Anhängern Flamma's als die vernichtende Kraft, als das eigentlich herrschende Prinzip hingestellt wird und die schon sehr bald nach Bronte's Tod des neuen Diktators Weib geworden, vermutet man als den treibenden Geist des Messala; denn Alle sind der byzantinischen Kaiserentelin nur Puppen für ihr Machtgelingen . . .

Ein wilder Zorn regt sich gegen das gewaltige Weib —, man fordert laut, sie in den Tiber zu stürzen . . . Da tritt sie selbst lächelnd ein.

Tobende Anklagen schleudert man ihr entgegen, daß sie an Krieg und Brotwucher, am Tode des Bronte, an Diebstahl und Mord schuld sei.

Lächelnd hört die Fürchterliche es an —, und als die erregten Männer sich auf sie stürzen wollen, tritt Flamma ein, um sie zu schützen. Er verjagt auf das Wort der Comnena hin, daß dies ein „Aufstand von Knechten“ sei, seine treuesten Anhänger. Sie gehen murrend und ihm fluchend.

In dem nun folgenden Zwiegespräch enthüllt Elena ihre ganze, geißelnde, aufreizende, zu Gewaltthaten antreibende Herrschernatur, welche die Männer ihrer Liebe nur zu Werkzeugen ihres Ehrgeizes und ihrer Ruhmsucht benutzte.

Unerfättlich in ihren Begierden und Forderungen, peitscht sie seine Leidenschaft empor, indem sie Worte glühender Bewunderung hat „für Einen, dem du morgen auf deinem Wege begegnen wirst, — unter den wilden Tieren, die dir die Beute streitig machen, Einen, der nicht weiß, was — Schwanken ist: Claudio Messala!“

Und sie bekennt ihm, daß sie diesen aufgestachelt und seine That mit ihrem Wort gedeckt, nur um Flamma zu größeren Thaten zu reizen. Da beugt sich der Mann ihrem Willen, — da ruft er: „Du sollst gesättigt werden. Jede Stunde deines Lebens soll gesättigt werden mit einer gewaltigen That! Ich will sehen, wie du, vom Scheitel zur Sohle, in den Pulschlägen meines Kampfes schwelgst.“ — Doch während Elena in dithyrambische Seligkeit über ihren Triumph ausbricht, klingt eine Stimme Unheil kündend von der Straße: „Flamma, Flamma, die Leiche Marco Agrate's liegt vor deiner Thür.“

Der vierte, kurze Akt beginnt mit einem Gespräche zwischen Steno, dem ergebensten Freunde des Flamma, und diesem selbst. Nach einer kurzen Episode, in der ein junger Revolutionär eindringt bei Ruggero und ihn mit seinem Dolche zu treffen sucht, während Steno mit raschem, kühnem Eingriff den Diktator rettet, beginnt dieser seine Seele, die von wildesten Stürmen aufgewühlt ist, dem Freunde zu öffnen . . .

Er redet ihm von der furchtbaren Tragik, daß sein ganzes Ich in der Gewalt jener „Einen“ sei . . . „Verstehst du? mein Leben ist eingehüllt von ihrem Leben wie der Scheiterhaufen von seinem eigenen Feuer“ . . .

Er redet ihm von ihrer Verbrechen-gefättigten und ihn doch willenlos knechtenden Seele, die wie Luft sei, die man nicht atmen kann, und die doch zum Leben notwendig ist. Er sei krank an ihr, von ihr — —

Und Steno flüstert ihm leise, daß, wenn ihre Augen nicht mehr befehlen könnten, er frei wäre, um das Leben neu zu beginnen. Da bricht Flamma in den unterdrückten Schrei aus: „Sie — oder ich!“

Und Steno verläßt rasch und leise das Gemach, weil er die *Comnéna* kommen hört. Sie tritt ein, gewahrt den Dolch, der Flamma hätte töten sollen, und wie sie sieht, daß der Diktator gedankenvoll mit ihm spielt, schmeichelt sie ihm, seinen Gedanken ahnend, die Waffe ab. „Zu unserem Glück!“ — wie sie flüstert.

Flamma spricht in fieberhaften Worten von den Gefahren, die ihn, den jetzt Gefangenen, der für sie zum Schreckensherrscher geworden, von allen Seiten umstreichen, und fleht sie an, mit ihm zu fliehen, um nur noch der Liebe zu leben . . . Er habe sein Volk erlösen wollen, doch, von ihr angestachelt, habe er es in sinnlose Kriege gezwungen und es elend und trotzig gemacht . . .

Die *Comnéna* aber lacht dieser Bitte — — — es entsteht ein kurzer, wilder, feltzamer Kampf; ein Spiel, halb von heißer Wollust, halb von Mordlust getrieben.

Flamma sucht im Dunkel, das sich mäblig breitet, den Dolch an sich zu reißen; Elena ahnt etwas, als ob er sie töten wolle, läuft gegen die Halle hin und ruft nach Lampen und Kerzen.

Als der Lichtschein sich ausbreitet, bestrahlt er den bebenden Mann, mit dem Dolch in der Rechten. Elena stürzt sich schlangengewandt auf ihn mit dem Schrei: „Rühr' ihn nicht an! er gehört mir!“

Mit der furchtbaren Schwüle eines nahenden Verhängnisses schließt dieser bedeutungsvolle Akt.

Der letzte Akt bringt die über dem Diktator hängende Wolkenlast zum Niederbruch. Er spielt im ernstesten Saal des ersten Aktes. Ein breiter Balkon öffnet sich nach der vom Volksaufbruch dröhnenden Straße. Elena und Ruggero sind allein. Sie ruft ihn mit wilden, tobesschaurigen Worten auf. Sie reißt gewissermaßen die Furcht aus dem Grunde seiner Seele, um sie ihm höhrend zu zeigen.

Bronte, den Greis, der ein Titan an Kraft gegen ihn und noch so stark gewesen sei, sie in der Todesstunde zu würgen, habe sie geopfert, um — dafür einen Feigling einzutauschen.

Doch Flamma schleudert ihr entgegen, daß nichts so feige sei wie ihre unerhörte Grausamkeit, wie das Wüten gegen einen Mann, den sie bis zur Vernichtung getrieben.

Er bittet sie, ihn zu töten, damit er die Kette ihrer Knechtschaft nicht länger trage — — die *Comnéna* aber stachelt ihn, obgleich der große

Lebenskampf verloren ist, noch zu wahnsinnigem Thun an . . . : er solle vom Balkon herab eine sieghafte Rede an das Volk halten.

Flamma seinerseits ruft nur: „Töte mich! Erweise mir die einzige Wohlthat, nachdem du mir schon so viel Übles gethan“ — —

„So soll denn Keiner bis zum Ende des Lebens triumphieren?“ ruft Elena.

„Keiner!“ entgegnet Ruggero eifrig.

Und wie sie ihm sagt, daß er es gekonnt hätte, daß sie ihn geliebt, seine Kraft, seinen Ehrgeiz, daß sie einen Sohn von ihm ersehnt hätte, — da schleudert ihr Flamma die vernichtenden Worte hin: „Du bist unfruchtbar! In deinem Schoß liegt das Alter der ganzen Welt. Du kannst nichts gebären als den Tod! Und dennoch hab' ich unaufhörlich nach dir verlangt; um an deinem Herzen zu ruhen, hab' ich dich mit Verbrechen gesättigt . . . Wer bist du? Ich habe dich nie gekannt . . . Bist du lebendig? kommst du von fern? hab' ich dich selbst geschaffen? und bist du in mir? Eh' du mich tötest, enthülle mir dein Geheimnis!“

Während nun Flamma fiebernd auf eine Antwort wartet und wie erstarrt dasteht, die Menge draußen tobt und ruft: „Tod dem Flamma! Feuer an die Thore! Brand! Hängen!“ — umfaßt ihn die Comnèna eng und wild und stößt ihm den Dolch in die Brust . . .

Unter dem wachsenden Toben der Menge tritt Elena auf den Balkon, zeigt den blutigen Dolch, den sie aus Flamma's Brust gelöst, dem Volk und ruft hinab: „Ruggero Flamma ist tot! Ich selbst hab' ihn getödet!“ . . .

Mit dem entsetzlichen Wutruf des Pöbels: „Sein Kopf! Sein Kopf! Wirf uns seinen Kopf herunter!“ schließt die Tragödie.

Ich habe absichtlich so lange bei der Erzählung des Inhaltes der „Gloria“ verweilt, um mein Urtheil zu begründen, daß ich diese Tragödie für die gestaltenkräftigste und ihre Handlung für die bewegteste von allen Dramen d'Annunzio's halte. Dennoch ist auch sie nur eine dramatische Erzählung, in die einige dämonisch begabte, Riesenpläne schmiedende Gestalten gerückt sind, die Übermenschliches wollen und nur allzu unzulänglich Menschliches vollbringen, bei diesem maßlosen Ansturm aber sich selbst vernichten.

Der „Gloria“ ist neuerdings noch „Francesca da Rimini“ gefolgt und im Teatro Costanzi in Rom zu einer, von Anhängern mit ungeheuerlichen Anpreisungen eingeleiteten, dennoch von der Mehrheit der Kritik und dem Publikum in aller Schärfe und Leidenschaft abgelehnten, ja verhöhnten Aufführung gekommen. Auch die neuerlichen Darstellungen des

Drama's in Wien und Berlin haben an diesem Urteile nichts Wesentliches mehr geändert.

Das Drama nimmt die weltbekannte Liebesgeschichte des Paolo Malatesta und der Francesca da Rimini nach den ewigen Strophen des Dante aus seiner *Divina commedia* zum Stoffe.

La bocca mi baciò, tutto tremante —

Galeotto fù il libro, o chl lo scrisse.

Quel giorno più non el leggemo avanti — — —

Ohue jede eigene Erfindung als die eines dritten Malatesta-Bruders, der häßlich und mißgestaltet, auch von Leidenschaft zu seiner schönen Schwägerin entzündet, aber stolz von ihr abgewiesen, zum Spion und Ankläger des einen Bruders gegen den andern wird, giebt es die bekannte Liebestragödie wieder.

Zu dem Drama sind, wohl nach dem berühmten Vorbilde Wagners, den d'Annunzio einerseits anbetet und — ausbeutet, anderseits, wie ich oben bereits sagte, für einen Barbaren erklärt, alle Schwesterkünste der dramatischen als begleitender Chor aufgerufen.

Die balestrieri und arcieri der Malatesta mit ihren wundervollen Rüstungen und Waffen führen kunstgerechte Gefechte und Waffenübungen aus. Die ancelle (Gespielfinnen und Dienerinnen) der Francesca führen kunstreichste Tanzreigen auf.

Die Musik, welche nicht nur den Tanz der Jungfrauen begleitet, sondern auch in Intermezzi erklingt, überdies melodramatisch manchmal die Handlung durchtönt und führt, ist eigens von Scontrino für das Drama geschrieben.

Auch einen musikalischen Prolog, eine antifonia, hat Scontrino zur „Francesca“ komponiert, welche, nach Wagner, die verschiedenen Leit-motive der Tragödie: il tema della gelosia e vendetta, il tema della battaglia, dell' estasi, dell' ansia, d'amore etc. umschließt.

Dabei ist d'Annunzio selbst Maschinist und Regisseur gewesen; der berühmte „mangano“, die antike Schleuder, welche bei der Schlacht in Anwendung kommt, ist von ihm konstruirt worden.

Instinktiv hat wohl der Dichter das dramatisch Unzureichende seines Werkes empfunden und nun die köstlichsten und reichsten Arabesken, die andere Künste ihm leihen mußten, um die starre Eintönigkeit des Drama's drapiert. Aber, man mag Marmorbilder in noch so leuchtende, blühende Gärten setzen, ihre Glieder mit Rosenbüschen behängen, sie in weiche Musik, in spielendes Sonnenlicht oder in purpurwarme Gewänder hüllen, sie bleiben doch nur kühle Bilder des Lebens und haben kein Eigenleben;

im Gegenteil, durch das lebendige, strahlende Beiwerk wird ihre Leblosigkeit nur erkennbarer.

D'Annunzio ist eben kein hervorragender Dramatiker, trotzdem er sich fortwährend als den Erwecker der dramatischen Kunst verkündet und überzeugt zu sein scheint von seiner göttlichen Berufung, dem modernen Drama eine verklärte Auferstehung aus der Antike zu geben.

Die Kraft der Darstellung und Schilderung ist bei ihm so groß, daß er die Szenerie und die Gestalten seiner Werke, die er immer mit subjektivstem Wesen erfüllt, mit leidenschaftlichen Farben malend, vorführen kann; — aber die Kraft zur schöpferischen Handlung, zur Entwicklung bewegter Konflikte und ihrer Lösungen, sie eignet ihm nicht in dem Maße, um ihn zu einem Regenerator des neitalienischen Theaters zu bestimmen.

Wenn man irgend eines der Dramen von d'Annunzio zur Hand nimmt, so fällt dem feineren Beobachter ein Etwas sehr merkwürdig in's Auge. Zwischen den Worten der handelnden Personen ist eine ganz unverhältnismäßige Menge von beschreibendem Beiwerk (in kleineren Buchstaben) gedruckt. Gerade diese Seiten sind oft von herauschender Schönheit, aber sie sind völlig unwesentlich für die Handlung. Sie können nicht einmal als notwendige Winke für den Regisseur oder die Schauspieler aufgefaßt werden, weil Feinheiten der Stimmung, der Farbgebung und des seelischen Ausdruckes darin zu lesen sind, die eben nicht ausgedrückt werden können. Beim Lesen wird das Bewegte der Gespräche oder der Handlung geradezu lahm gelegt durch diese schön-aufdringlichen Beschreibungen, und bei der Aufführung des Schauspiels sind sie ohne jede Ausdrucksmöglichkeit.

Es ist ein mächtiger Beweis gegen die speziell dramatische Begabung d'Annunzio's, daß er die Erzählung und Schilderung in all' seinen Schauspielen den breitesten Raum einnehmen läßt und darin den geborenen Epiker und Lyriker nicht verleugnen kann. — Ich gebe einige Beispiele, die meiner Behauptung zum starken Beleg dienen. Beginn des vierten Aktes der „Gioconda“:

È un pomeriggio di settembre — Es ist ein Septembernachmittag. Das Lächeln des schwindenden Sommers scheint alle Dinge zu bezaubern. Im einsamen Zimmer ist die Gegenwart der musikalischen Seele fühlbar (!), welche im Grunde der Saiten des verlassenen Instrumentes schläft, als ob selbst die verschlossenen Saiten berührt wären von dem Rhythmus, der die Stille des nahen Meeres durchmischt . . . (!)

Ober Seite 212:

Es ist die Stunde der Entzückung. Der Tag ist durchsichtiger als die Kristalle des weißen Zimmers. Das Meer ist zartblau wie die Blume

des Flachses und so unbeweglich, daß die langen Linien der sich widerspiegelnden Segel eins mit ihm zu sein scheinen.

Die köstlichen Gebüschse sind ganz wie von flüssigem Golde durchdrungen, und als ob sie in den Wonnen des eigenen Duftes schwämmen (!). Die marmornen Berge draußen zeichnen in der Ferne eine Linie von Schönheit in den Himmel, in der sich der Traum enthüllt, der von der Fülle der in ihnen noch schlafenden Marmorbilder ausgeht. (!)

„Gloria“, erster Akt:

Ein schwerer Tisch, ganz bedeckt mit Landkarten und Kriegsplänen, wie bei einem Feldherrn, nimmt die Mitte des Raumes ein; es ist, als wäre er noch besetzt von der eben daran vollbrachten Arbeit, von dem ernststen Nachsinnen (!) dessen, der sich darüber hin gebeugt, — von der einmütigen Zustimmung (!) der Männer, die um ihn versammelt gewesen. Er steht da, wie die unbewegliche Stütze, von der aus ein Bahn brechender Gedanke, eine ordnende Thatkraft ausstrahlen und sich weiter verbreiten zc. (!!)

Seite 20:

Der Atem der Gemeinheit bringt in das Gemäch —

Seite 51:

Von dem befehlshaberischen Ton ist ihre Stimme herab gesunken zu einer unbeschreiblich melobischen Note, die, nachdem sie unterbrochen worden, nun in dem entferntesten, geheimnisvollsten Winkel ihres Wesens weiter klingt (!), in jener undurchbringlichen Finsternis der menschlichen Natur, wo die Urgesetze wohnen (!), durch welche die Schicksale der Sterblichen, die Leben und Tod bestimmen, mit den tausend Bindungen des Hasses und der Liebe verflochten sind. (!) Sie steht entschleiert, mit ihren schicksalvollen Augen, mit ihren Händen voller Gaben vor ihm, der nach der ganzen Welt Begehr trägt. Sie lächelt; und dies Lächeln hält die Zeit in ihrem Lauf zurück und vernichtet alles um ihn her. (!!!)

Und weiter:

Die Comnena lehnt an einem Thürpfosten und blickt auf die tobende Stadt; sie sucht die unaufgeklärten Ursachen der Ereignisse zu ergründen, immer noch aufrecht in ihrer demantenen Rüstung. (?)

Ruggero Flamma zuckt auf; der weiße Blitzstrahl des Entsetzens streift über sein fahles Gesicht . . . (!)

Ein Schatten von Schmerz scheint das demantene Antlitz zu verbüßern — — —

Diese Beispiele mögen hier genügen; ich könnte ihnen aber noch leicht eine ansehnliche Fülle hinzu fügen.

Es sind oft außerordentliche Feinheiten des dichterischen Empfindens und Anschauens, die als Schilderungen in Romanen oder in einer Dichtung herrlich und mit intimsten Reizen wirken würden, für das Drama aber ganz wirkungslos vertönen und nur für den Leser Bedeutung haben.

Geht etwa d'Annunzio's Erkenntnis dahin, daß im Drama die Dichtkunst ihre lebensvollste Blüte treibe, und wendet sich deshalb sein fiebernder Ehrgeiz dieser, nach seinem Glauben, höchsten Kunstform zu? Oder aber irrt er in den Grenzen seiner Begabung?

Die Kühnheit seiner Kraft, der lodernde Ehrgeiz: in einer Kunst, in der er Großes vollbringt, nun auch alles können zu wollen, der fanatische Glaube an die Unfehlbarkeit seines Ichs und die unablässige Verkündung dieses Glaubens haben hypnotisierend auf weite Kreise der Litteratur seines Landes, und noch mehr des Auslandes, gewirkt.

D'Annunzio's Kunst ist von augenblicklich berauschernder Wirkung und hat ihre Erfolge deshalb auch, über den Wert der Dichtungen hinaus, in der lebendigen Gegenwart.

Ja, diese Erfolge sind oft von beispielloser Gewalt.

Wenn er eine Ode schreibt, sei es nun zu Garibaldi's Andenken, auf den Tod Vittorio Emanuele's oder zu Bellini's Gedächtnis, so wird sie nicht nur in Tausenden von Exemplaren einzeln verkauft, sondern d'Annunzio selbst macht Kunstreisen mit ihr, indem er sie in großen Versammlungen vorträgt. Zirkusräume und gewaltige Säle fassen dann kaum die Fülle seiner begeisterten Zuhörer. Man umjubelt ihn, schießt ihm Lorbeerkränze und trägt ihn fast auf Händen.

Gewiß sind seine Hymnen schön, und gewiß auch ist das Volk der Lateiner schönheitsdurstig und schönheitsempfänglich, — aber das würde noch nicht die Begeisterung erklären, mit der seine Dichtungen, die an eigentlich gedanklichem Wert nicht entfernt so bedeutend sind als etwa Werke von Zeitgenossen, wie Tolstoi, Ibsen, Geyse, C. F. Meyer und Anderer, entgegen genommen werden.

Der Zauber, das Geheimnis dieses Dionysiers, das ihm so gewaltige, augenblickliche Erfolge giebt, es ist: die bezwingende Macht seiner Sprache!

Darum hat der viel Kleinere im Geist viel bedeutendere, zeitliche Erfolge als die Größeren und Größten.

Und damit komme ich auf seinen eigentlichen Beruf.

Gabriele d'Annunzio irrt, wenn er sich für den Messias des neulateinischen Drama's hält, für den Bringer einer auferstandenen Kunst, welche die Antike in romantischer Verklärung zeigt; er irrt!

Nicht dem Drama wird er ein risorgimento geben oder hat er schon eines gegeben, — sondern er hat eine andere Auferstehung gebracht: er ist der Regenerator der italienischen, dichterischen Sprache geworden.

Das ist sein Ruhm, das ist die starke Zauberkraft, mit welcher er berauscht und hinreißt! Darum ist er ein bedeutender Epiker und Lyriker.

Seine Sprache zeigt die Allkunst, die er nach Wagner'schem Muster gern auch seinem Drama geben möchte.

Seine Sprache sagt nicht nur, sie redet nicht nur, sondern sie ist auch Musik, Malerei, Skulptur, ja Architektur in einem Gebilde.

Sie singt Hymnen und Hohelieder — sie tönt Symphonien und Choräle, — klagt wie auf weichen Geigen, donnert wie auf Posaunen und schmeichelt wie zärtliche Flöten im Lenz . . .

Und sie malt im Hellbunzel des Correggio wie mit den Leuchtfarben des Tizian oder mit der überirdischen Linienführung eines Rafael.

Und sie meißelt Marmorbilder und sie zeigt die gewaltige Architektur antiker Bauten, ebenso wie die holde, zierliche Kleinkunst des Rokoko . . .

Darin liegt d'Annunzio's Bedeutung — und eine edle und herrliche ist es wohl zu nennen.

Eine große Kraft, die in den Grenzen ihres Könnens bleibt, muß Starres, Zeit Überdauerndes wirken, während eine, die über diese Grenzen hinaus greift, in ewigem Mißverhältnis zwischen Wollen und Erreichen, Absicht und Erfolg bleiben wird.

D'Annunzio, der Subjektivist, der dionysische Künstler par excellence, sollte seine höchsten Aspirationen darin befriedigt sehen, daß er seine eigenste Persönlichkeit in die Sprache seines Volkes gleichsam hinein gestalten konnte.

Denn die Sprache ist: aus dem Geist geborene Erscheinung, und es ist wahrlich kein äußerliches, kein formales Werk, ihr eine Wiedergeburt zu geben.

Wenige Dichter haben ihre eigene Persönlichkeit, mit ihren stärksten und feinsten Reizen, in ihre Sprache hinüber zu leben verstanden — und jedenfalls nicht die kleinsten; und die ihr eine Wiedergeburt gaben, wie Petrarca, Goethe, Byron, V. Hugo und Andere, waren sogar die größten . . .

Mit diesem Ruhm möge sich d'Annunzio genügen lassen — es ist ein starker und untillgbarer Ruhm. Und mit ihm wird er sich in die Kunstgeschichte nicht nur seiner Zeit schreiben, sondern jenen ewigen Wert erringen, den selbst die Besten nur auf dem Wege durch Kampf und Irrtum erreichen.





Neue Opern.

1. Hugo Wolfs „Corregidor“.

Von Dr. Ernst Decsey.

(Graz.)

Das Vorwort seiner Ausgabe der Briefe Lortzings beschließt G. R. Krufe mit einer schlichten Anrede an die lieben Deutschen, die mit in ihrer Einfachheit und Herzlichkeit doppelt beredt erscheint: „Und wenn einmal wieder ein Sänger kommen sollte, der euch lustige Weisen singt, so geht nicht achtlos an ihm vorüber, daß sein Lied nicht traurig ende.“ Die Ermahnung ist wohl ebenso ehrlich gemeint, als die Welt unwillig ist, sich in solchen Fällen 'was sagen zu lassen. Denn, kaum gedruckt, hätte der Satz schon eine zweite Auflage getragen: es war wieder einmal ein Sänger gekommen, der lustige Weisen sang, und sie waren wieder achtlos an ihm vorüber gegangen wie im „Falle Lortzing“, und sein Lied endete ebenso traurig wie das Albert Lortzings, vielleicht noch trauriger. Freilich — den Liedersänger Hugo Wolf kennen alle Leute, in Lob und Tadel ist er heute genannt; aber, daß der selbe geniale Künstler uns eine heitere Oper vernachlässigt hat, eine Urkunde der musikalischen Kunst der Zeit, des wollen sie nicht achten. Es handelt sich hierbei — und das ist das Schlimmste — nicht etwa um ein Parergon, um das Nebenwerk eines Liederkomponisten, das für dessen Verehrer eben und nur um der Person des Verehrten willen interessant und bedeutend ist, wie man sich etwa für Wagners Klaviersachen oder Bruckners Männerchöre interessiert; nein, es handelt sich um ein Lebenswerk, in dem alle Kraft eines Kopfes versammelt ist, um die Krone der Schöpfungen eines originellen deutschen Musikers, denn — sei es zum Vorteil, sei es zum Schaden: aus den Liedern Wolfs ist Wolfs Oper erwachsen, wie sich die Baumkrone aus dem Stamme organisiert.

Im Juli 1895, in Raasdorf unterhalb Jenbach, hat Wolf die letzte Note des „Corregidor“ geschrieben. Bloss drei Monate brauchte er zur Konzeption des Ganzen, denn er hatte seine ganze Nervenkraft auf dies Werk konzentriert, ja man kann sagen, er hat ihm ein Stück Leben hingegeben. Um den vierten Akt zu zwingen, mußte er mehrere Anläufe nehmen. „Die Ausarbeitung des Schlußchores ‚Guten Morgen, edle Donna‘ hat mir unsägliche Schwierigkeiten gemacht“, schrieb er selbst. Schon wollte er den ganzen Chor streichen und

mit den letzten Worten der Mercedes schließen. „Aber mein künstlerisches Gewissen empörte sich doch gewaltig gegen eine solche Verzagttheit, und mit dem Aufwande der letzten Kräfte, wahrlich, mit dem Mute der Verzweiflung machte ich mich an die schwierige Arbeit und arbeitete eine Woche ununterbrochen an dem Aufbau — und siehe da — es gelang und gelang herrlich.“

Aber das Herrlich-Gelungene, das er mit der Lebenswoche bezahlt hat, lag lange stumm und tot. 1896 setzte er eine Aufführung in Mannheim durch, die einzige, die er selbst gesehen hat, 1897 betrieb er vergebens die Annahme des „Corregidor“, seines Schmerzenskindes, in Wien. Da setzte kurz nachher mit einem Male die langsame Vernichtung seines Geistes ein, und von den posthumen Aufführungen zu Straßburg (1898, zweimal), zu Prag (1898 und seitdem ununterbrochen), wie zu Graz (Sommer 1902) hatte er keine Kunde mehr. Außer der Prager und der Grazer Bühne haben unsere deutschen Theater das reizende Werk wie einen schlechten Pfennig von der Hand gewiesen. Vielleicht ist es gut, daß das Ohr Hugo Wolfs gestorben ist und seine Seele die Stänkung nicht mehr fassen kann, die in der Verbarkung des „Corregidor“ liegt, vielleicht gut, daß sein Auge die Rücken der Leute nicht mehr sieht, die achlos an ihm und den lustigen Weisen seiner Partitur vorüber gehen!

Gerade die jüngste Aufführung in Graz ließ aber erkennen, wie sehr man Hugo Wolf verkannt hat. Denn der Lyriker, der seine Meister der Kleinkunst, feierte auf dem Theater Erfolge, deren Niveau von Aufführung zu Aufführung stieg — Erfolge, die um so lauter wurden, je inniger sie wurden, Erfolge, die zusammen einen großen dauernden Erfolg ausmachen. Das Werk wurde in der ungünstigsten Theaterzeit viermal vor vollen Häusern gegeben, und da im theaterfinanziellen Sinne Ertrag = Erfolg ist, hat man es für den Spielplan des nächsten Jahres bereit gestellt. Die Premiere hatte vor einem vulgären Publikum statt gefunden, das von dem Werke nichts kannte als dessen Handlung — sie war in einer Tageszeitung vorher veröffentlicht worden —, das aber allerdings mit Wolfs Liedern seit Jahr und Tag ziemlich vertraut war. Dies waren auch Mitbedingungen der Empfänglichkeit und Genußfähigkeit der Zuhörer. Was aber fortab dauernd an das Werk fesselte, waren die Schönheiten und der Geist dieser Opernmusik, ich möchte sagen, die wundervolle, musikalische Adjustierung des Ganzen, so daß man die Szenen immer weniger beobachtete als belauschte und seine Aufmerksamkeit erst durch die Partitur an die Bühne gebunden sah.

Auf das intime Zuhören kommt es nämlich bei Wolf an. Seine Kunst ist ein Mikrokosmos, und der Ursprung dieser Welt ist das Gedicht für Klavier und eine Singstimme. Die Duzende und Aberduzende von Liedern, die er

geschrieben, schienen ihm Vorbereitungs- und Formstudien für sein Bühnenwerk zu sein, und die Stylgesetze seiner Lyrik sind innerlich wie äußerlich so ziemlich analog denen seiner Dramatik. Er schlägt ein Grundmotiv an, aus dem die Stimmung der Szene fließt, die Form sich entwickelt; hier das Klavier, dort das Orchester webt den polyphonen Boden der Musik, auf dem die Singstimme schwebt, eng daran gefesselt, nicht trennbar, aber doch nicht immer selbstständige Linien ziehend, mehr deklamatorisch fort huschend, denn geschwehlt und getragen vom Hauche der Kantilene. Das Ganze eine Konversationsoper, die den modernen Franzosen die hellste Freude machen müßte. Wolff, der seine lyrische Natur kannte, machte sich übrigens sehr vorichtig an die Komposition. Wie einer, der in's Wasser steigt, zuerst mit gestrecktem Fuße sondiert, so probierte auch er, ob er schwimmen könne, und begann sich an der ihm anscheinend bequemsten Stelle in die Arbeit zu versenken: an dem wunderbar dunkel gestimmten Lied des Nachtwächters im vierten Akt, „Ave Maria purissima, halb fünf ist die Stunde, der Tag ist nah“. Also an einer lyrischen Stelle von reinstem Wasser. Auch sonst gewahrt man den Liederkomponisten am Werke, und mir ist immer, als sei in die große stattliche Partitur des „Corregidor“ ein kleines Liederheft hinein gebunden. Abschnittsweise mündet der dramatische Fortgang in lyrische Stationen, in Ruhepunkte von entzückender Melodik und Formgeschlossenheit. Gleich zu Anfang hören wir Frasquita (in F-dur): „Kommt ein Knabe her des Weges“ mit schalkhafter Pointierung singen, was ihr der treue Lio Lucas ebenso köstlich pointiert zurück giebt. Dem kostbarsten Schmud hat der Lieddichter überhaupt dieser braven Müllerin geschenkt, denn ihr zu Liebe hat er den andalusischen Fandango mit dem Kastagnetten-Rhythmus komponiert, ihr hat er den schönen Monolog im zweiten Akt gegeben, der so düster beginnt — man hört die „bösen Gedanken“ in den Väßen schleichen —, der so Schubertisch-weiße Laute anschlägt („Vocht die Bettlerin Hoffnung aber an das Thor“) und dann mit der maurisch gefärbten Romanzenstrophe „Auf Zamora geht der Feldzug“ so eigenartig ausklingt. Ja, Wolff hat aus seinem Spanischen Liederbuche zwei der duftigsten Blüten heraus genommen und eine daoon der holden Frasquita an die Brust gesteckt: das leichtfüßig rhythmisierte „In dem Schatten meiner Locken Interoallen vor ihm auf und ab springt und mit seinen harmonischen Farben vor ihm spielt. Das andere hat er dem verärgerten Corregidor überlassen, der sich mit dem resignierten und doch so pikanten e-moll-Gesange: „Weil die Weiber Weiber sind“ trösten muß. Für Pedro, den Sekretär des Alkalden, hat Wolff wieder zwei Liebes- und Zechlieder erfunden, deren Noten selber zu sichern scheinen und den Sänger auslachen: das eine „Ich und mein hold-

selig's Weibchen“ und das andere „Wenn dich einer küssen will“, bei dem die wackeligen Bäße mit ihren Vorschlägen den oertrunkenen Gesellen schon sehr anzüglich begleiten. Noch will ich das abendfriedliche, ruhig fort strömende E-dur-Duett der beiden Ehegatten erwähnen und das reizende Instrumental-Intermezzo im zweiten Akte, das wegen seiner homophonen zündenden Melodik — die Kontrapunkte scheinen später dazu gesetzt —, der frischen Rhythmit, dem harmonischen und instrumentalen Humor jedes Mal so fasziniert hat, daß es wiederholt werden mußte.

Diese Aufzählung ist weder vollständig, noch wollte ich mit ihr die Rosinen aus dem Kuchen holen. Aber sie zeigte uns die Fenster der Mühle, aus denen der Lyriker Wolf heraus guckt. Häuslich hat er sich's dort eingerichtet und Blumen mit gebracht aus dem eigenen Biergarten.

Und doch, übersehe ich das Ganze, so habe ich die Empfindung, als seien die Szenen dieser Oper die verkleinerten „Meisterfinger“. Der Strom symphonischer Musik fließt unaufhörlich durch's Orchester, die Themen-Kombinationen wechseln unablässig wie die Varianten des Kaleidofkops; da meldet sich wieder ein basso ostinato, dort wird ein Canon geflochten, hier wird ein Motiv umgestülpt, dort ein Rhythmus verzerrt — es ist beinahe kein Takt vorhanden, der nicht motivisch wäre; ja, oft ist die musikalische Kunst reicher, als die Szene sie verträgt. Und dabei flattern hundert geistreiche Scherze auf: bald ist's ein Selbstzitat, bald besorgt ein Rhythmus die Komik der Szene — wie die abgerissenen Akkorde, wenn Nepela niesen muß, dann wieder necken den schlaftrunkenen Corregidor, wenn er aus Frasquita's Schlafkammer kommt, ein paar Instrumente, die mit seinem und dem Motio des Tio Lucas Ball spielen — es wäre kein Ende, das alles zu beschreiben. Es ist ein fortwährendes Kleingestalten, ein Porträtieren des minutiösesten Seelenvorganges, das Illustrieren mikrophoner Gefühlsregungen: und darin erkennt man den echten Wolf, ebenso als man ihn damit auch sogleich vom großzügigen Gestalter der „Meisterfinger“, dem Fraktur-Kedner Wagner, dem geborenen Dramatiker unterscheidet. Interessant war mir gerade in diesem Belang, daß ich den „Corregidor“ im Grazer Operntheater, das ca. 1600 Personen faßt, vorne in den ersten Parketreihen bis auf den Grund auskosten und den Genuß aus den feinsten Details holen konnte, während ich aus der Entfernung, oder einer Loge heraus, die wunderbare Koinzidenz zwischen Handlung und Orchester, Sängern und Instrumentalisten nicht immer sogleich auffinden und daher nicht immer genießen konnte. Aber bei fortgesetztem Anhören — und darauf lege ich großes Gewicht — stimmt man seine Apperzeptionsorgane auf die musikalische Intime Hugo Wolfs ebenso leicht ein, als man sein Ohr in seine originelle Melodik und Harmonik eingewöhnt, von der der Komponist selber die Klarheit und Einfachheit rühmt.

Indessen wäre es eine Vinsenwahrheit, von einer Igrischen Oper zu reden. Der kleine Mann, der sie komponiert hat, hat mitunter Szenen oon einer solchen Schlagkraft geschrieben, wie den erschütternden Monolog des Lio Lucas, daß man über die visionäre Kraft des Tondichters staunt, der, mit nur geringen Bühnenerfahrungen so große Bühnenwirkungen leisten konnte. Aus dieser mangelnden „Theateroutine“, der mangelnden Handwerker-Erfahrung erklärt sich auch die mangelnde Proportionalität der Musik, ihr unökonomisches Fortströmen über Einschnitte der Handlung, mit einem Wort die unpraktische musikalische miss on scéne. Nur hat sie den Vorteil, gegen die leuchtende Schönheit der Erfindung so zu oerblassen, daß sie beim Anhören des Werkes beinahe nicht mehr auszunehmen ist, denn Melodie auf Melodie, nichts als Melodie spricht uns fortwährend an, und es ist des Hörens schier kein Ende. Das Ohr, einmal intimisiert, wird oom Reichtum des Musikers überrascht und denkt nicht mehr der Armut des Routiniers.

Wenn man das kleine Reclambüchel durchliest, das Pedro de Marcons Novelle „Der Dreispiz“ enthält, wird man sich an der spiz geschliffenen sozialen Satire freuen, die mit französischem Esprit spanische Gesellschaftszustände von 1804 persifliert. Zwischendurch liest man mit Behagen die Intrigue, die der buckelige Don Eugenio de Juniga, der Corregidor, gesponnen hat, um die schöne Müllerin zu genießen, und die Gegenintrigue, die der gute Müller spinnt, um sich an der gestrengen Frau Corregidora — sie ist ja auch eine „schöne Frau“ — schablos zu halten. Man urteilt oielleicht: ein Vaudeville-Stoff, und thatsächlich wurde die köstliche Historiette schon für eine Operette adaptiert. Liest man aber den Wolf'schen Klavierauszug, dann fühlt man staunend, welchen Adel die Musik dem simplen und lockeren Stoffe verleihen konnte, so daß Wolf, ein musikalischer Übersetzer, den spanischen Stoff unserer deutschen National-Litteratur dauernd gewonnen und einoerleibt hat. Ich sage, Wolf hat die Marcon'sche Humoreske poetisiert, oder besser: umgedichtet, nicht gerade dramatisiert; denn, hätte er dies gethan, so hätte er wohl oor Allem manchen der klangoollen Verse seiner Librettistin unkomponiert gelassen. Aber, seit Lorzping tot ist — wie wenige komische Opern haben wir aufzuzählen, die es mit dem „Corregidor“ an musikalischer Bedeutung aufnehmen könnten?! Freilich, auch Wolf hatte nicht den naioen Bühnenblick, das prächtige, angeborene und weiter erzogene, szenische Talent Albert Lorzpings; doch wir können beide Künstler schon darum nicht oergleichen, weil, abgesehen oom unvergleichlichen musikalischen Vermögen Wolfs, zwischen ihnen trennend das große „Meisterfinger“-Werk Richard Wagners steht, die Wasserscheide zweier diametraler Stylgattungen. Nur Eines haben sie gemein, die sie, jeder auf seine Art, so lustige Weisen sangen: die harthörige Mitwelt; und es ist die alte Geschichte

— die Lieder der deutschen Sänger klingen erst aus dem zugeschaukelten Grabe. Im Falle Wolf könnte man von den jüngsten Theatererfolgen vielleicht doch hoffen, daß sie einige Schamvollere bewegen, nicht erst den Totengräber des Unglücklichen abzuwarten.

2. Alfred Stelzners „Rübezahl“.

Von Karl Sohle.

(Dresden.)

Im Hoftheater zu Dresden gab's kurz vor Thoreschlu noch die Uraufführung einer neuen Märchenoper, die den bekannten Erfinder der Violotta und des Cellone zum Verfasser hat. Schuch dirigierte, und es kam zu einem ziemlich starken äußeren Erfolg. — Stelzner hat es verstanden, den so köstlichen wie ergiebigen Stoff, der bekanntlich seiner Zeit schon Weber reizte, frei nach Musaus in eine Reihe sinnfälliger Bühnenbilder um zu setzen. Mit geschickter Hand und Blick für szenische Wirkungen, unleugbar, — und neben einem Bungert und Siegfried Wagner kann sich auch dieser neueste „Dichterkomponist“ immerhin wohl sehen lassen. Der famose Rübezahl selber tritt nur leider ziemlich in den Hintergrund, den Schwerpunkt der Handlung bildet vielmehr, daß das Ewchen ihren Walter kriegt — will sagen, der junge ritterliche Schmerenoter Gangolf seine Schwanhild gewinnt. Das geschieht eben mit deus ex machina-Hilfe des zaubermachtigen Vergewalters. Dieser hat nämlich ein privates Interesse an der Sache. Denn Frau Holle, seine Gattin, ist alt und gnittig geworden in ihrem Felsenschlosse, und die schönsten Ballette wollen nicht mehr versangen. Aber ein probates Verjungungsmittel giebt's in der Opernapothek: der Ruß eines liebenden Paares, durch Prüfungen in seiner Treue bewährt, erlöst die muffige alte Dame und macht sie wieder jung und schön. Man sieht also: so 'was wie eine mythische Erlosungsidee liegt dem Ganzen zu Grunde. Speziell der „Oberon“ hat da allerdings zum Muster gedient. Nur leider: Stelzners gut Wagnerianisch ernstes Wollen hat sich so zu sagen bald seitwärts in die Büsche geschlagen. Und so ist denn ein kompromisfreudiges Zwitterding von Musikdrama und — Operette, mit reichlichem Ballett- und Ausstattungszauber, dabei heraus gekommen. Die fettigen Lorbeeren eines August Bungert haben ihre Schatten darauf geworfen.

Die Musik zum „Rübezahl“ besteht aus leicht einganglicher Melodik. Es ist ihr vielfach eine gewisse Frische und Gemutswarme eigen, wie auch Fluß und rhythmische Lebendigkeit — vielmehr besser: Aufgeregtheit, und sie könnte einem schon ganz gut gefallen, wenn sich's bescheidener Maßen dabei

nur um einen Akt handelte. Da sie jedoch einen ganzen Opernabend füllt, drei Akte — ursprünglich sind es gar fünf gewesen: der Koststift hat um ein volles Drittel ausgeräumt —, so wirkt die Musik trotz allem fortwährenden raffinierten Modulieren nach und nach eintönig, schier bis zur Überflüssigkeit, bei mancher guten Charakteristik im Einzelnen auch später noch. Der recht geschickt angelegte erste Akt ist in jedem Betracht am besten geraten. Schade! der Verfasser, der sicher Talent hat, hätte das Werk mehr reifen lassen — konzentrieren und vertiefen müssen. Übereilung bedeutet in der Kunst Gift und Tod.

Über die besonderen Eigenschaften der im Orchester in starker Besetzung mit verwendeten Stelzner-Instrumente Violotta und Cellone (die Violotta übrigens bereits von Schillings im „Pfeifertag“ benutzt) ein klares Bild zu gewinnen, ist mir beim besten Willen nicht möglich gewesen. Der Streicherkörper klang wohl oft voller, markiger, abstufungsreicher, gewiß — doch wartete man leider vergeblich auf eine obligate Verwendung der Violotta, in der Art z. B., wie Weber im „Freischütz“ und Meyerbeer in den „Hugenotten“ die Bratsche obligat mit herrlicher Wirkung verwendet haben.

3. Gustav Kraczejs „Der gläserne Pantoffel“.

Von Dr. Karl Hans Strobl.

(Bränn.)

Diese Märchenoper in drei Akten (acht Bildern) wurde am 14. April 1902 zum ersten Mal in Bränn aufgeführt. Die Musik steht im Zeichen der „Meisterfinger“ und Humperdinck's. Dazu will nun freilich Platens heroische Komödie „Der gläserne Pantoffel“ schlecht passen. Diese klare und eifige, vernünftige und gefühlbare Glätte, diese gläsernen, unbiegsamen Verse, die mit platt-banaler Prosa abwechseln, mußten dem schmeichelnsten Werben des Musikers immer unzugänglich bleiben. Platens Komödie ist unkünstlerisch, konstruiert, mühsam aus dem Aschenbrödel- und dem Dornröschen-Stoffe zusammen gelemmt. Auch die Ansatzstellen klaffen noch allzu sehr auseinander, zu unorganisch sind die Teile zu einander gezwungen. Und zwittrig, ausgeklügelt erscheint uns der Grundgedanke. Jeder mag nach seiner Art selig werden. Das ist uns wohl klar: der Eine findet seine Erfüllung in der Lebensfreude, dem heiteren Genuß, im Lebensideal des Klassizismus; der Andere in der Weltabkehr, der Erweckung versunkener Schätze, im Lebensideale der Romantik. Auch das ist von selbst verständlich. Aber weniger von selbst verständlich ist es, wie Platen das an der Geschichte seiner zwei Prinzen nachweist, von denen der

Eine in Aschenbrödel, der Andere in Dornröschen das eine Weib findet. Selbst Dornröschen, mit seinem hundertjährigen Schlafe, mit der ganzen verschollenen und vergessenen Burg, wird uns als Verkörperung der Romantik wenig Schwierigkeit bereiten. Aber Aschenbrödel als Lebensideal des Klassizismus — das will uns eben nicht einleuchten. Der Dichter hat das wohl selbst gefühlt und, um uns recht zu überzeugen, der Ausgestaltung des Aschenbrödel-Motives den größten Teil — etwa drei Viertel — seiner Komödie gewidmet. Doch das verstärkt nur den Eindruck des Unorganischen, Konstruierten. Nun sitzt die arme Romantik mit Dornröschen wie ein verkümmertes Schwänzchen am dicken Leibe des Aschenbrödel-Klassizismus. Und überhaupt — wenn uns ein Märchendrama zu so mühsamen Auslegungen zwingt, so geht alle naive Freude an den Personen und den unmöglichen Handlungen, also der beste Teil an ihm, verloren.

Der Komponist hat also in seinem Suchen nach einem volkstümlichen Stoffe möglichst unglücklich daneben gegriffen. Und das ist zu bedauern, denn in Wraczel steckt etwas von einem tüchtigen Könner. An Platens Komödie hat ihn vor Allem wohl die Figur des Aschenbrödel gereizt. Und in den wenigen lyrischen Stellen hat Wraczel das geschraubte Pathos der Platen'schen Sprache mit einer weichen Fülle umgeben, so daß das Lied von der Hirtin, die Traumerzählung, zu fast volksliedmäßiger Wirkung kam. Sonst arbeitet Wraczel fast nur im großen, polyphonen Stil. Eine Kinderoper, ein Ballett beim Hoffeste fällt mit seinen Annäherungen an die Franzosen etwas heraus. Trotz der mannigfachen Beeinflussungen ist aber eine persönliche, interessante Note nicht zu übersehen. Wraczel ist gewöhnliches Orchestermitglied am Brüner Stadttheater. Schon deshalb kann man bei ihm nicht von „Kapellmeistermusik“ sprechen. Und seine Musik ist auch nicht „zusammengehört“, sondern quillt aus einem reichen, selbsteigenen Empfinden. Er verschmäht alle Banalitäten ebenso, wie alle brutalen Effekte. Schwer, ernst und streng kommen seine sorgfältig gegliederten Tonmassen daher, eine wirkungsvolle, reiche Instrumentation kleidet sie doch würdig und einfach. Man könnte eher eine ängstliche Vermeidung alles Prächtigen, Prunkvollen und Grandiosen auszufehen finden als eine Ausnützung billiger Orchestermittelchen. Jedenfalls ist Wraczel in Allem das gerade Gegenteil von dem Komponisten des „Polnischen Juden“, dessen Schlittenpolka wir in der letzten Zeit hier zu hören Gelegenheit hatten. Der größte Fehler an seiner Oper ist ihr Libretto, das sich Wraczel mit nur unwesentlichen Änderungen aus Platens Komödie selbst zurecht machte. Dadurch ist er in eine Nichtübereinstimmung zwischen Text und Musik geraten. In dem ruhigen, leidenschaftslosen Dialog des Stückes giebt es keinen Aufschwung, kein Auslodern. Wo also Wraczel doch in Affekt gerät, da entspricht meist

der Text nicht den aufgewendeten musikalischen Mitteln. Zierlichkeiten, wie die Versicherung des Prinzen Astolf, daß der gläserne Pantoffel, wenn er zerbrochen wäre, seinem Herzen gleiche, kann man doch nicht ganz ernsthaft mit Blech und Pauken instrumentieren. Auch die Motivenarbeit läßt zu wünschen übrig. Drei oder vier, wenig charakteristische, Ansätze werden durch alle möglichen Zerkleinerungen hindurch gezogen, bis nichts von ihnen übrig bleibt. Allein im Ganzen ist doch ein weicher, melodischer Fluß der Linien, ein großer Zug, der auf eine Zukunft deutet! Freilich wird ihr Maraczek nicht mit Platen Hand in Hand entgegen gehen dürfen.



Von der deutsch-nationalen Kunstausstellung in Düsseldorf.

Von Dr. Erich Haenel.

(München.)

Es ist noch nicht allzu lange her, daß man an manchen Orten glaubte, die neue Kunst vom Ende des 19. Jahrhunderts werde über eine Sturm- und Drangperiode nie hinaus kommen. In dem wilden Schwall der hoch aufschäumenden Wogen erkannte man noch nicht die starke Strömung, die sich ihr Bett in der sandigen Ebene des Philisterverständnisses mit stetiger Energie brach. Heute, wo die superlativische Begeisterung, die bei der Säkularfeier ihre bengalische Beleuchtung über Gerechte und Ungerechte ergoß, gemach abgestaut ist, macht sich die allgemeine Reaktion auch in der Stellung der Zeitgenossen zur bildenden Kunst geltend. Und so stark ist der Umschwung, daß hier, wo man eben noch das beängstigende Wirtsal einer gährenden Masse erkennen wollte, jetzt schon von einer Krisis, ja von deutlichen Ermüdungssymptomen die Rede sein kann.

Die Gründe hierfür aus einander zu setzen, mag man als dankbare Aufgabe dem überlassen, der einst die Geschichte der deutschen Kunst im 20. Jahrhundert zu schreiben unternimmt. Durch die Lust schwirrende Schlagworte, wie die Notwendigkeit einer Überwindung des Naturalismus,

innere Unfruchtbarkeit des Symbolismus, vor Allem aber die zur Luft drängenden Reime eines künstlerischen Lebensideales, das von der Neuschöpfung unserer materiellen Daseinsphäre auf dem Wege einer kunstgewerblichen Reformation ausgeht, mag jener dann mit um so größerer Vorsicht für seine Zwecke benützen, je selbstbewußter und eindringlicher sie jetzt um Gehör ringen. Die Zeitgeschichte ist berufen, auch denjenigen Erscheinungen ihre kritische Aufmerksamkeit zu widmen, die der Historiker im zusammenfassenden Rückblick als Auserlichkeiten mit zwei Worten abthun darf. Dahin gehört in Dingen der Kunst die Form, die sich die Produktion zum Zwecke der Annäherung an die Genießenden geschaffen hat: die Ausstellung, ihre Lebensbedingungen und ihre Technik.

Das Jahr 1902 stellt für Deutschland in der Geschichte seiner Kunstausstellungen einen Rekord auf. Nicht weniger als vier seiner Kunstzentren bieten Übersichten über das zeitgenössische Schaffen. Dazu kommt, daß Deutschland jenseits der Alpen für die jüngste der künstlerischen Bewegungen, die des Handwerks und Gewerbes, in einer Weise eingetreten ist, daß allein schon der Umfang seiner Darbietungen, ganz abgesehen von ihren Werten, den anderen Nationen den größten Respekt einflößen muß. Nach dieser Thatsache zu urteilen, brauchte die künstlerische Leistungsfähigkeit unseres Vaterlandes heute keinen Vergleich mit früheren Perioden seiner Geschichte oder mit dem augenblicklichen Zustand in den übrigen Kulturländern zu scheuen. Und dennoch will keine rechte Freude über die so starke Entfaltung künstlerischer Kräfte auf kommen. Zwar scheint in Turin sich die Schale des Erfolges deutlich unserem Werke zu neigen; aber man darf sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß nicht allein dem Gewicht unseres Auftretens, sondern wenigstens ebenso sehr dem Versagen der konkurrierenden Parteien dieser Triumph zu danken ist. Zu klarem Urteil über das, was die Gegenwart in Deutschland an künstlerischen Fähigkeiten zu bieten vermag, sollte billig allein die Ausstellung verhelfen, wo der Internationalismus gänzlich aus dem Programme verbannt ward. Oft genug hat der Wettkampf Schulter an Schulter mit den Nachbarn den Deutschen die Mahnung eingetragen, sich endlich einmal von dem beständigen Schielen nach fremden Vorbildern, von der übergroßen Courtoisie des erwachsenen Schülers gegen den einstigen Lehrer frei zu machen. Dresden war die erste Stadt, die es, vor nunmehr drei Jahren, durchsetzte, die Ausländer in einer großen Kunstausstellung ganz bei Seite zu lassen. Ein ungewöhnlich ehrlicher Erfolg lohnte das Wagnis. Wenn dies Jahr Düsseldorf mit einer deutsch-nationalen Kunstausstellung auf den Plan tritt, so stehen zwei Thatsachen seinem Unternehmen schützend zur

Seite. Zum Einen weist die geschichtliche Stellung Düsseldorfs in der Entwicklung der neueren deutschen Kunst die Stadt mit Nachdruck auf ein Hervorheben des nationalen Momentes hin. Zum Andern kann der Umstand, daß Düsseldorf für die heutige Generation als Ausstellungsort durchaus Novize ist, die Beschränkung auf das heimische Gebiet bei diesem ersten Versuch als weise und anspruchslos von vorne herein erkennen und schätzen lassen.

Von der großen Vergangenheit der Düsseldorfer Kunst weiß jedermann. Allerdings dürfte mancher, der bei diesem Namen nur ein spöttisches Lächeln und etwa ein trocken gemurmertes „Gemalte Novellist! — teutsches Nährbild!“ hervor bringt, arg erstaunt sein, wenn er hört, daß es eine Zeit gab, wo man von Düsseldorf eine neue Blüte der sehnsüchtig erwarteten deutsch-vollstümlichen Kunst, ja eine Umwälzung des gesamten europäischen Schaffens prophezeite. Wilhelm Schadow und seine Schule, die Lessing, Wendemann und Hübner, sind die Männer, die solche Hoffnungen weckten. Ihre Bilder sind uns heute leere Schemen, denen der uns unerträgliche Zusatz philosophischer Reflexion das Blut aus den Adern gesogen hat. Und doch galt das, was Schadow damals aus Berlin als Epoche machendes Novum mit brachte, als Realist, und die Idealist der Cornelianer mußte sich von ihm schon den Vorwurf des mangelnden Naturstudiums gefallen lassen. Als einige Jahrzehnte später dann das Sittenbild die Einkehr der Kunst in's Volkstum und damit ihre Gesundung von dem Gifte der im Stofflichen rohen und doktrinären Historie herauf zu führen schien, feierte der Realismus im neuen Reiche der erzählenden Malerei seine leidenschaftlich geschmähte Auferstehung. Die Landschaft war schon früher, durch die Achenbachs vor Allem, zu der künstlerischen Tendenz über gegangen, die die Zeitgenossen mit dem Ausdruck „Realismus“ zu brandmarken wählten. Mit ihnen, den noch heute Lebenden, muß auch die Gegenwart rechnen. Die Periode, wo die Düsseldorfer Genremalerei in der deutschen Kunst den Ton angab und auch nach außen hin — man braucht nur Meyers von Bremen und seines Bilderexports zu erwähnen ihre Physiognomie fest legte, bezeichnet implicite und explicite den traurigsten Tiefstand unserer neueren Kultur. Wo viel Licht, da ist auch viel Schatten; die große Tradition vermochte nichts gegen diesen Sumpf, dem der sogen. deutsche Idealismus immer neue Nährstoffe zu führte. Der Sturmwind, der von den achtziger Jahren an über die Vogesen brauste, hat sich erst spät in dem Winkel da unten am Niederrhein verfangen. Als Bantier starb, erinnerte sich das deutsche Publikum vielleicht zum ersten Male wieder des Erbes, das man in Düsseldorf zu hüten berufen

war. Damals waren gerade erst wenige Wochen vergangen, seit die Düsseldorfser Künstlerchaft den Beschluß gefaßt hatte, die deutsche Kunst einmal wieder bei sich zu Gaste zu laden. Und erst das junge Jahrhundert begrüßte das vollendete Werk. . . .

Auf der Holzheimer Insel, den Blick nach dem Rhein, erhebt sich der Kunstpalast, der die Ausstellung birgt. Ein langweiliges Gebäude in biederen Renaissanceformen, mit der unvermeidlichen, hier besonders dürtig dreinschauenden, gequetschten Kuppel; das Innere gruppiert etwa drei Duzend Säle und Zimmer um einen offenen Hof, an den sich in der Hauptaxe eine stattliche Halle mit einer Apfis anschließt. Die Industrie und das Gewerbe sollen den Düsseldorfser Künstlern die Mittel zu diesem Ausstellungspalast gewinnen helfen. Ihr Auftreten, das sich selbst als eine Ergänzung der Pariser Weltausstellung bezeichnet, „auf der sie aus Mangel an Raum nicht ihrer Bedeutung entsprechend auftreten konnten“, schafft der deutschen Kunst dort einen weiteren Rahmen, der den Genuß der künstlerischen Arbeiten selbst dem Niveau jenes Sensationsbedürfnisses nähert, das doch einmal die Lebensbasis der modernen Riesenjahrmärkte ausmacht. Aber auch dem, der die Kunstausstellung von der verwirrenden Fülle der technischen Sehenswürdigkeiten in sich zu isolieren gewußt hat, wird dort keine ungetrübte ästhetische Freude zu Teil. Die Fehler der Ausstellungstechnik, die sich in einer allgemeinen Überfüllung der Räume, einem empfindlichen Mangel an Sitzgelegenheiten u. A. äußern, wird man der geringen Erfahrung zu Gute halten, die den Veranstaltern zu Gebote stand. Immerhin waren, vorzüglich wieder in Dresden, die Wege klar genug vorgezeichnet worden, die zu einer Veredelung und Stärkung des absoluten Genusses durch eine Reorganisation des Rahmens der Kunstwerke führen. Schwerer wiegt das Versagen der Selbstkritik, die Düsseldorf selbst bei der Auswahl seiner heimischen Arbeiten bewiesen hat. Unter den Sachen, die in den sechzehn Räumen der Düsseldorfser auf gespeichert sind, überwiegt der rechtschaffene Durchschnitt in ganz bedenklicher Weise. Und das fällt um so mehr auf, je höher das Niveau liegt, das die Städte Deutschlands in ihren Sonderräumen eingehalten haben. Hier sieht man eine, in ihrer Gesamtheit außerordentlich sehenswerte Auslese dessen vereinigt, was in den legt vergangenen Jahren auf den deutschen Kunstausstellungen die Feuerprobe bestanden hat. Keine Novitäten, und dazu allerdings „Clous“ ersten Ranges, sind Klingers „Beethoven“, der erst Ende Juni den Tempel von höchst zweifelhafter Heiligkeit, den ihm die Wiener Sezession erbaut hatte, mit der Apfis des, in der Dekoration allerdings nun wieder extrem unmodernen und konventionellen Hauptsalles vertauscht

hat, und Sascha Schneiders Dekaptychon „Um die Wahrheit“, das eine volle Wand des Dresdner Saales einnimmt. Ein Gang durch die Münchner und Berliner, Dresdner und Karlsruher Abteilungen läßt den einigermaßen Kundigen nur etwa die Entwicklung der deutschen Kunst in den letzten fünf Jahren dankbar recapitulieren. Der Wert dieser Räume ist also eigentlich rein subjektiv zu bemessen. Der Neuling, und man erwartet aus dem Ausland zahlreiche Besucher, die damit in Frage kämen, mag sich der Fülle gebiegener Kraft freuen, die sich hier in den heterogensten Formen zur Schau stellt. Der Weg von Liebermanns Neskiederinnen oder Stevogts Verlor'nem Sohn zu Stuck's Furien oder Volkmanns Landschaften führt ja so ziemlich durch das ganze unendliche Reich der künstlerischen Lebensäußerung quer hindurch. Wollte man hier versuchen, den Führer zu spielen, so würden all' die Phasen der sinnlichen Anschauung, die sich da verkörpern, dem Cicerone bald den Atem rauben. Im engen Raum eines solchen Berichtes gar müßte bald der Kritiker dem Reporter das Feld überlassen. Die Plastik, die mit über 200 Nummern ganz imponierend auftritt, entbehrt der wirklich eindrucksvollen Leistungen weit mehr wie die Malerei. Sieht man von Beyrers Bismarck ab, der ganz neue Perspektiven für eine Monumentalisierung unserer Denkmalkunst von innen heraus eröffnet, so haben Gauls wundervolle Tiergruppen fast allein Anspruch auf Erwähnung. Das Kunstgewerbe wird von den Wienern und ihrem delatenten Purismus geführt; Sandor Faray's Oktagon findet mehr Bewunderer wie Van de Velde's Zimmer, weil das kostbare Material seiner Glieder wirklich in raffiniertem Wohlklang durch die grazile Konstruktion zusammen gehalten wird. Leopold Bauer schlägt in seinem Theezimmer die stärksten farbigen Noten an, ohne zu verletzen; wie sollte das Publikum dem glühenden Würztrank solcher Impressionen widerstehen?

Es ist ein Genuß eigener Art, in den Sälen der Düsseldorfser nach den Fäden zu suchen, die den Kreis der Epigonen mit der Vergangenheit verbinden. Nur schade, daß er weit mehr dem Historiker nützlich als dem Kunstfreund der Gegenwart verlockend und reizvoll sein wird. Vor den mächtigen Leinewänden, mit denen Peter Janssen die Aula der Marburger Universtität schmückt, erinnern wir uns des realistischen Geschichtsbildes, mit dem R. F. Lessing die Klassizisten der 50er Jahre in den Harnisch brachte. Aber es ist nicht eine melancholische Hinneigung zur subjektiven Tragik, wie sie in jenes Werken die zeitgenössische Kritik fand, die uns an Janssens Bildern interessiert. Das Vorwort des Karlsruher Kataloges verspottet die gemalten Vorträge über weltgeschichtliche Begeben-

heiten mit gelehrten Erkursen über mittelalterliche Kostümkunde. Das klingt wie ein böser Seitenhieb auf die führenden Geister der nieder-rheinischen Kunststadt. Janssen ist jedenfalls ein ausgezeichnete Lehrer; seine Studien beweisen, wie sicher er die figürliche Natur kopiert, wie klar sich vor Allem Formeindrücke ihm in Darstellung umsetzen. Daß wir zu seinen, mit bewunderungswürdiger Faustfertigkeit gemalten Historien kein inneres Verhältnis finden können, danken wir den letzten zwanzig Jahren und dem Fortschritte, den sie unseren künstlerischen Bedürfnissen gebracht haben. Wir empfinden auf der einen Seite zu historisch, um nicht die Gestalten des 13. Jahrhunderts im Gewande des modernen Realismus für geschickte Komödianten zu halten, und auf der andern Seite zu modern, um nicht dem Künstler, der sein Können der Gegenwart verdankt, die Beschäftigung mit der Historie als eine wissenschaftliche Schulle zu verargen. Arthur Kampf schien einst dieses Zwiespaltes Herr werden zu können; jetzt treffen wir ihn in seinem „Walzwerk“ dort, wo einst Mengel die grauen Schatten der tendenziösen Geschichtsmalerei in den Ortus gejagt hat. Man hüte sich, Ed. von Gebhardts in die Tracht des 16. Jahrhunderts gehüllte Christuszyklen mit dem gelehrten historischen Realismus der Janssen, Köber, Kampf zusammen zu werfen. Gebhardt, der mit dreizehn hervorragenden Arbeiten vertreten ist, schafft im Gewande der deutschen Vergangenheit, weil ihre ästhetische Erscheinung seinem malerischen Empfinden mehr zusagt als der verwaschene Orientalismus, den die Tradition unseren religiösen Bildern umhängt, und weil die Kunst des 16. Jahrhunderts in der andächtigen Reinheit des physiognomischen Ausdruckes seinem Herzen besonders nahe steht. „Gefühl ist alles“ in seinen religiösen Szenen, das Fremdartige der Tracht tritt zurück hinter der unheimlichen Deutlichkeit, mit der sich die seelischen Vorgänge auf den Gesichtern dieser Menschen ausprägen. Die primärste der christlichen Tugenden, das Mitleid, malt Gebhardt mit erschütternder Kraft; die Mühseligen und Beladenen sind seine liebsten Kinder. Und doch ist er nichts weniger wie ein ewig eifernder Prediger; dazu ist er als Maler zu groß, als Realist zu tiefgründig. Er steht vor uns wie ein Apostel, dem nichts Menschliches fremd ist, und von dessen Lippen nichts als die lautere Wahrheit fließt. Benedicatur!

Mit dem Idealismus, der Märchenkunst, mit Symbolismus und dekorativem Kolorismus haben sich die Bewohner der niederrheinischen Tiefebene praktisch nicht abgegeben. Das Porträt und die Landschaft stehen ihrem gesunden Realitätsgefühl am nächsten. Wir finden tüchtige Kräfte hier wie dort, ohne einer machtvoll fesselnden Individualität zu

begegnen. Die Landschaft zählt eine Anzahl geschätzter Meister, die — jeder für sich — den Acker ihrer Spezialität mit Fleiß und Hingebung bebauen: die Mühlig, Kröner, Dücker, Dirks, Nikutowski. Dann Eugen Kampf, der die gedämpfte Melancholie der heimatischen Weiden zu typischen Harmonien geformt hat, und Julius Bergmann, dem der Pointillismus aber noch nicht leicht genug von der Hand geht. Es sind leider nicht viel Dafen, die dem Wanderer in der Wüste der Mittelmäßigkeit, wie sie die Düsseldorfer Säle darstellen, zum erfrischenden Verweilen locken.

Die engen Beziehungen der Düsseldorfer Ausstellungsgeschichte zu dem industriellen Grundzuge der modernen niederrheinischen Kultur weisen auf das Problem hin: darf man von einem derart auf Ausnützung seiner materiellen Werte angewiesenen Boden überhaupt noch eine triebkräftige Entwicklung ideeller Produktion erwarten? Das, was Düsseldorf heute an Kunstleistungen bietet, ist, abgesehen von der einen urpersönlichen Macht, gleich weit entfernt von Gut und Schlecht. Es fehlen die Revolutionäre, die frechen Regierer, die unter jedem Peitschenschlag der Kritik trotziger aufbäumen — es fehlen aber auch die Individualitäten, deren Reise noch nichts vom Niedergange hat, deren Weg nicht in gemachtem Bogen immer wieder zum Seienden, sondern in straffer Linie zum Zukünftigen, werdenden führt. Der magische Kreis, den der Gedanke an die würdige Tradition um die Stadt in dem nordwestlichsten Winkel Deutschlands gezogen hatte, ist gesprengt. Und das Licht des Tages dringt mit nüchterner Klarheit in die Hallen, wo einst Deutschland seine teuersten Opfer brachte. Ein einziger Sonnenstrahl aber nur verirrt sich in das stille Gemach, wo auf dem Estrich, von Staub bedeckt, eine vergessene Priesterbinde ruht.





Kritische Ecke.

Coleranz!

Kultusbeobte oder Kulturkompf?

Peccatur intra muros et extra.

Coleranz" — ein gar schönes und herrliches Wort, wohl und richtig verstanden! Woher kommt es nur, daß es neuerdings fast wie „Tolleranz“ in unserem Ohre klingt und nahezu „ronzig“ schon unsere Geschmacks-Nerven affizieren will? Gott weiß, wie unser gutes München einmal zu dem Beinamen der „urgemütlichen Stobt“ gekommen ist! Während der letzten Monote wor hier zu Lande nicht das Geringste mehr davon zu spüren. Im Gegenteil, wir sonden es sogar ganz auffallend ungemütlich nochgerode in seinen Rouern, do beispiellose Kämpfe es förmlich beunruhigten und in Atem hielten, eine durchous unantwortliche Hepe, Tag für Tag so zu sagen, selbst die friedlichsten Gemüter und gutmütigsten Leute allmählich „aus dem Häuschen“ bringen mußte. „Die angesammelte Elektrizität habe sich endlich entladen“ — so meinte sehr euphemistisch einer jener ominösen Schädler in der bayrischen Abgeordneten-Kammer, die gelegentlich selbst einem unbescholtenen lgl. bayrischen Minister mit unnochhöhmlich kourtoisievoller Gebärde gegen die eigene Stirn coram publico zu bedeuten lieben, wes Geistes Kind er doch eigentlich sei. Weinah aber schien es dem unbeteiligten Zuschauer, als wenn sich der abnorme Aufruhr der Elemente in der Natur und der vernichtende Ausbruch überseeischer Vulkane onstetender Weise zu bewuhter Zeit auch bis auf unser bayrisches Gebirge schon erstreckt und ebenso verheerend nun auch hier geduhert hätte. . . Wie läßt K. Wogner doch seinen Hons Sochs philosophieren? „Wahn, Wahn — überoll Wahn!“ „Landboten“ und „Geistesführer“, Geistliche wie vor Allem Publizisten, in und oußer ihrem berusslichen „Laden zieh'n on des Wohnes Faden: wie bold auf Gassen und Straßen fängt der do on zu rasen; Konn, Weib, Gefell und Kind, fällt sich on wie toll und blind: und will's der Wohn geg'en, nun muß es Prügel regnen, mit Hieben, Stöß' und Dreschen den Wutessbrand zu löschen. — Dot keiner Lohn noch Dank dooon: in Flucht geschlagen, meint er zu jagen; hört nicht sein eigen Schmary-Gekreiß', wenn er sich wählt in's eigne Fleisch. . .“ Glaubst mon im Ernst on oll' diesen grotesken Verformlungs-Lärm, das wüßte Preßgeschrei mit den wild gereizten Zeitungsstimmen: hin — wider, wider — hin, wohtlich, so steht der leibhaftige Bürgerkrieg bei uns unmittelbar auch vor der Thür (Beweis: Roßtrug-Schlocht auf dem „Münchner Rind'l-Keller“!), und man kann mit der „M. Aug. Ztg.“ alsdann „nur wiederholen: auch jetzt ist es noch nicht zu spät, obwohl es — sehr spät ist. Cayoant consules!“ Und das wor noch um den Roi-Juni herum, zu einer Zeit also, do unverwüßliche Sanguiniker mit einigem Anscheine von Berechtigung, sowie in zuversichtlichem Vertrauen auf ihre bewährte Psychologie: „S' ist halt der olte Wohn, ohn' den nichts mag geschehen, 's mog gehen oder stehen.“ — das alles oll' die notwendigen Begleitererscheinungen jeder bayrischen Kultusetot-Beratung jovial genug noch auffassen und von einem herzhofsten „Nun oder kam — Johannis tag!“ mit seinem ouflärend hellen

C-dur-Akkorde sich eine Verschönerung dieses ganzen nächtlichen Schwarzalben-„Spukes“, samt allem Guten und Schönen, getrost noch erworten konnten.

Auch wir hoben ja bei den allerersten Plänkler-Signolen und Vorposten-Gefechten im bayrischen „Londmonns“-Tage das Kommenne bereits einigermaßen klar voraus gesehen und nicht allzu viel Gutes einstweilen mit „gelindem Grouen“ an dieser Stelle (vergl. Heft Nr. 9, S. 204) schon prophezeit. Allein, unsere Besürchtungen sind doch, wie wir offen gestehen müssen, ganz wider Erwarten noch erheblich überholt worden, und wir können in Wahrheit die geistigen Qualen gar Niemanden beschreiben, die wir, unter der Lektüre allein schon, seither alle erduldet hoben: über das Maß kultureller Rückständigkeit nämlich, die auf diesem sonst doch so gesegneten und gar viel gepriesenen schönen Bogenlande annoch bis in die besten Kreise hinein lastet, und welches man in solcher Borniertheit und Geistesträgheit für den Beginn des 20. Jahrhunderts in der That nicht mehr wohl für möglich halten sollte, müßte man es nicht mit seinen eigenen Augen hier selbst schauen und gleichsam am eigenen Leibe nunmehr erfahren. Kaum, auch nur entfernt, eine Spur heute mehr von jenem schönen Worte eines Ignaz Döllinger: „Bayern ist ein Land, welches durch den Grundsoß, jede geistige Kraft, woher sie auch kommen möge, ohne Mißgunst zu verwenden — also gleichsam durch Transfusion des edelsten aus dem großen Boterlande ihm zuströmenden Blutes sich stets kräftigt und oerjüngt!“ Oder auch von jener, früher anscheinend einmal so „zeitgemäßen“ Anschauung des Fürsten Hohenzollern (späteren Reichskanzlers) — vergl. die interessanten „Erinnerungen“ des Herrn. Dr. Otto von Biederdorff; München 1902, Verlag der „Allg. Ztg.“: über Bayern als das berufenste Land, die Hauptvormacht gegen einen ultramontanen Katholizismus obzugeben. Wer, wie wir pflichtgemäß „vurteillos“, d. h. ohne jede Parteiooreingenommenheit, Blätter aller Richtungen wie der gegensätzlichsten Schattierungen aufmerksam oerfolgen würde, müßte uns gewiß beipflichten, wenn wir hier sagen: das Maß des selbst im politischen Meinungs-Kampfe noch Erlaubten schien bei diesen Religions-Streitigkeiten wahrlich weitous überschritten; ja, der Leser würde vermuthlich stöhnen, wenn wir ihm den schlechterdings unglaublichen Inhold unseres als corpus delicti oller Parteien sorgsam gesammelten diabolischen Aktes dieser Zeit ausschütten wollten! Sogar die sonst doch noch zurechnungsfähige sozialdemokratische Presse glaubte sich dem allgemeinen Treiben diesmal anschliefen und in blindwätiger Hetze gelegentlich woder mit-orbeiten zu sollen. Sie that dies, indem sie z. B. die on sich sehr richtige und höchst vernünftige Wegnahme eines alten Gebetbuchs durch einen Kapuziner-Pater, da ein abergläubischer Gebrauch Seitens seiner Befigerin seit gestellt war, unter der geschmacklosen Spigmarke „Nicht noch Inquisition!“ als Eingriff in ein Persönlichkeitsrecht oor ihren Lesern „niedriger zu hängen“ suchte, statt es als hocherfreuliche That der ob ihres angeblichen Aberglaubens bei allen „liberalen“ Seelen so verächrienen katholischen Kirche lobend gerade anzuerkennen. Und das „Gesundbeten“?? Wirklich, monschmol unter all' diesen Hezereien möchte man schon versucht sein, zu meinen, daß diese guten Leute, oder schlechten Zeitungsschreiber, ihr Lebtag noch mit keinem ersten und gebildeten katholischen Priester oerkehrt haben oder auch nur in Berührung gekommen sein mögen, so grundfänglich unwissend stellen sie sich in solchen und dergleichen Dingen! . . .

Was haben wir do ober auch alles erlebt und über uns ergehen lassen müssen, der Reihe nach, seil noch nicht ganz zwei Jahren, um die Situation so oerscharft wie nur möglich neuerdings zu gestalten und die Ungemäßlichkeit bei uns gleichsam in Permonenz zu erhalten! Es war ja ordentlich, wie wenn das „wilde Heer“ mit einem Male los gelassen worden wäre und der Rudel das hohe Fatum ritte, daß nur ja

hübsch alles und aberalles dicht zusammen traf und Eines immer das Andere sagte. Echte Volkschlucht-Stimmung: „Das rechte Auge eines Biechepfes — das linke eines Luchses!“ . . . Mit dem „Reform-Katholizismus“ setzte dieses Rahmenmüß-Konzert viel verheißend seinerzeit ein, in so weit nicht am Ende gar schon der berühmte „Internationale Kongreß für katholische Wissenschaft“ zu München (im Herbst 1900) die Instrumente dazu besonders eingestimmt hatte. Und nun gieng's Schlag auf Schlag: Lex Heinze-Versammlung — Koeren — „Goethe-Bund“ — „Simultan-Schule“ und Memorandum des boyr. Episkopes an die Krone — Berufung Martin Spohns nach Strassburg i. Els. — die liebliche Rommen-Bewegung — die Publikation Ehrhard in Wien — Frz. X. Krausens Ableben — der Fall Wahrenund — Begründung der Zeitschrift „Die Wartburg“ — Stootsstreich gegen die bisherige Redaktion des „Bayrischen Kuriers“ — die Schlocht auf dem „Münchner Kind'l-Keller“ und der Prozeß über die damaligen stonbaldigen Vorgänge — der Jesuit de Lucea — Egegenüberungen und Publikationen des „20. Jahrhunderts“ zur Sachlage — die endlich durchgeführte Hoensbroech-Versammlung — die Grauert-Briefe — die Bischöfe in Bayern wie auswärts (Keppler) gegen den „Reform-Katholizismus“ — Tolerosy-Antrag des Zentrums — Einigung der protestantischen Bekenntnisse und Landeskirchen — Allg. Zeitungs-Brotneid und katholischer Presb.-Verein — „Los oon Rom!“ . . . „Treu zu Rom!“ . . . „Los von Wittenberg!“ — Konfessions-Statistik, Unioersitäts-Standal und Personal-Klotzsch (Chroust-Brenner) — Lehrer-Dotations-Gesetz und abermals Simultan-Schule (Weissenburg a. S.!) — „Das geraubte Kind“ — Aufgehobene Schülerverbindung — Protest-Versammlung und „Eoangetischer Bund“ — Moehner Kaiser-Worte und General Ep's Rede — Würzburger Senats-Streit — Demission v. Lombmann — Abstrichpolitik beim bayrischen Kunstetot — Bollmar-Versammlung — die Kammer der Reichsräte — Kaiser-Depesche an den Regenten — Sturm gegen die Münnerklöster in Baden — ein „neues Dogma — Mounheimer Katholientag“ (wir können hier nur eben kurz markieren) . . . eine schier unobsehbare Reihe der öbsten und zum Teil widerlichsten Streitereien, eines wilden Tobens und Toesens auf beiden Seiten, und zudem fast alles immer nur aus dem engsten und kurzsichtigsten Gesichtswinkel der politischen Partei-Schobkone oder der jeweiligen Konfession, stott aus weitsichtigen Welt-Anschauungen heraus betrachtet und verstanden. Wir meinen schier in einen Hllen-Breughel hinein zu schauen und einem großen Heren-Sobbat persönlich beizuwohnen, jeit sich dieser wahre Abgrund oon Gehässigkeit und Mißoersündnis oor uns aufgethon: „Wolpurgisnacht!“ — „man weiß nicht, was noch werden mog.“ (Wie denn auch das „N. Münchner Logblott“ dreist oerkündete, daß es künftig „noch weit ungemüthlicher“ hier werden würde.) Und da sagte noch das Pariser „Journal des débats“ — mit jener intimen Kenntnis innerdeutscher Verhältnisse, welche unsere Herren West-nachborn stets so sehr auszeichnet — oon des Kaisers betonnter Moehner Verschönnungs-Ansprache: „Die Rede ist ein neuer Beweis dafür, daß die Zeit des Kulturkampfes und des Konfessionsstreites endgiltig vorüber ist. Wohl hot der Kaiser in einer katholischen Prooing gesprochen, aber die Trogweite der Rede ruht doch in der oölgemeinen Politik gegenüber den Katholiken und dem Papste.“

Schon in unserer Zeitaussage wider den „Goethe-Bund“ (Jahrg. 1901, I. Juli-Heft) hatten wir uns erlaubt, an dieser Stelle anzudeuten — oder doch wenigstens durchschimmern zu lassen: Mon troue seinen Augen nicht und wisse es eigentlich kaum zu fassen — wenn mon j. B. oon wirklich „moderner“ Kulturbetrachtung, neuzeitlicher Wissenschaft und wahrhaft fortgeschrittener Forschung her komme, dazu oielleicht nach langjähriger Abwesenheit im fremden Leben draußen noch seinem bayrischen Vaterlande

wieder zurück kehre —, wie hier zu Lande noch alles barbarisch aermildert erscheint, sich barmiert sub specie confessionis herum zankt und gegenseitig kalldüchelnd-heißblütig nach einander abschläglet, während anderwärts doch längst eine höhere Erkenntnis bereits gewonnen ist und die ernste Kardinalsfrage jenseits aller beschränkten „Konfessionen“ so klar als deutlich mit aller Schwere heute lautet: „Christentum der Regeneration — oder gleich beherztes Heidentum der Renaissance?“ Eben dieses obsolet freie „Über aller Konfession“ hat uns seinerzeit auch so entschieden „bemerkenswert“ in der leidigen Rommjen-Frage an diesem Orte reden und mit eingreifen lassen. Und allein aus solcher „Vogel-Perspektive“ heraus vermachten wir wiederum eine Haensbrach-Tagung durchaus nüchtern, „objektiv“ alsdann zu beurteilen. Aber auch sonst allenthalben läßt diese Brille ihren Inhaber nun einmal ganz anders sehen und aar Allem die etwaigen Zerrbilder weit schärfer wahrnehmen. Ein Solcher erkennt z. B. aus all' den Flugblättern Hin und Wider (was wir freilich, Dank unseren offenen Augen, auch schon aorher wußten), daß sich gegen „Kirchenvater“ Luther ebenso wohl wie über die Päpste gewisser Perioden ungefähr gleich sehr aiel sagen läßt; und er hört dann aus all' dem Gezänke fast nur mehr die eine Stimme des ausgezeichnet „liberalen“ Redners Dr. Andrea heraus, mit dem erlösenden Worte jener prächtigen Stelle: „Haben Sie bei Ihren Angriffen denn nicht gefühlt, daß Sie hier im Kleinen das thun, was der aon Ihnen so sehr gehaßte und geschmähte Hoensbrach im Großen gethan hat? Haensbrach hat die Skandalchronik des Papsttums für dessen Geschichte ausgegeben. Wenn er hier von protestantischen Gelehrten gelobt wurde, so beloge ich das. Ich verwerfe diese Art an Geschichtsschreibung. Aber nun kommen Sie und thun das selbe, was Sie bei Anderen so sehr perhorreszieren!“

Und in der That! In dem, hiermit klar genug gekennzeichneten, pharisäischen Systeme (der Aufschwärzung einer, der Vertuschung anderseits) geht es, hübsch „unentwegt“, wacker allerwege weiter: hin — wider eum grandozza, gravitato et portidia la inf. Gar nicht übel brachte auch der „Simplizissimus“ zu besonders „kritischer“ Zeit in seiner Nr. 16 ein Titelbild: „Gebel aar der Schlacht“, mit dem dochhaften Texte darunter: „O Herr, der du willst, daß Friede und Eintracht herrsche auf Erden, gib uns Kraft, daß wir die Ketzer alle derschlagen und der konfessionelle Hoder weiche im Lande!“ Nur wäre diese Satire wirklich vollständig erst, wenn er gleichzeitig auch die Hoensbrach-Verfälschung oder gewisse Tagungen unserer „Jung-Liberalen“ ebenso oblanterseht und dann in ganz den selben Text nur einfach die Version: „daß wir die Klerikalen alle aus dem Lande verjagen“ eingesetzt hätte. So liehen wir es uns wohl gefallen, und so entspräche es auch durchaus der Wahrheit wie Logik der Thatfachen. Kein Zweifel, daß man nur eine unserer führenden ultramontanen Stimmen zu vernennen braucht — da, wo sie ihre gepreizte Kritik an solche Gebiete anlegen —, wenn man einen recht günstigen Unsinu über Kunst und Wissenschaft hören oder zu lesen bekommen will. Und ihr von wahrhaft „europäischer“ Bildung und nicht nur kontinentaler Bibliotheks-Belesenheit getränkter Häuptling, Kammer-Präsident und Studien-Kektor Dr. aon Orterer, kistete sich sogar eine Rüge des Ausdrucks „alle Kamellen“ in öffentlicher Kammerverhandlung — wahrscheinlich, weil er in seinem raschen, durch keinerlei Sachkenntnis irgendwie getrüben Urteil das Hauptwort mit einem bekannten „Tier der Wüste“ in dunkel-fabelhafte Verbindung brachte, was denn hier auch gedührend zu seinen Ehren mit verzeichnet sein möge! Eines aber steht doch auch wieder ganz unabwelegbar fest: die berüchtigte Streichpolitik unseres Zentrums hat es fertig gebracht, alle Posten und Postulate für die bekantlich rein-ewangelische Uniaerität Erlangen im stoc-pro-

testamentlichen Mittelranken anstandslos zu bewilligen und damit ein unbestreitbares Bar-
 bild von wahrhafter „Toleranz“ immerhin zu liefern, das die Herren „Liberale“ —
 z. B. in Sachen einer Wiederzulassung der Männer-Orden! — erst einmal nachzuholen
 hätten, wenn man ihrem Entrüstungs-Lärm ernstlich Glauben schenken soll, daß die
 „Intoleranz“ durchaus nur auf jener Seite liege und nur immer jene leidigen „Ultra-
 montanen“ die Friedensstörer seien im Lande. Ganz gewiß ferner war es eine ge-
 linde Taktlosigkeit des Herrn Prof. Dr. Grauert, über welche unsererseits kein Wort
 weiter mehr zu verlieren: des Grafen Hoensbræch würdige, betagte Frau Mutter mit in den
 öffentlichen Meinungs-Streit herein zu zerren. Wenn jedoch der selbe Historiker es
 kluger Weise vorzieht, den Herren Freunden und Fakultäts-Kollegen nicht auf ihren
 ziemlich ausbringlich hingestrichenen, flüssigen Leim zu gehen, vielmehr fruchtlosen Religions-
 Debatten lieber auszuweichen, dann erhebt sich natürlich wieder die ungemein wohlfeile
 „liberale“ Entrüstung wie ein Mann zu dem einmütigen Verdammungs-Urteile, daß er
 — hie Rhodus, hie salta! — die so günstig sich darbietende Gelegenheit zur gründ-
 lichen „Widerlegung“ des Gegners aersäumt und das „edle“ Turnier feige ausgeschlagen
 habe. Und doch hat ein Schapenhauer dereinst einmal gesagt: „Beweise sind nur nützig
 zum Disputieren, nicht für das Erkennen. Einsicht entsteht durch die Anschauung.
 Man wird durch Beweise bei der Disputation zwar fest gelegt, aber nicht überzeugt.“
 Das hätte man sich denn wohl gesagt sein lassen und dafür auch im Landtage besser
 bei den konkreteren Einzelheiten (Pastianen) bleiben sollen, statt in „Weltanschauung“, die
 doch keine ist, immer nur zu „büttelieren“! Und nun vollends wissen wir es auch ganz
 genau, warum Graf Hoensbræch mit solcher Emphase immer eigens noch dazu auf-
 sardert, ihn doch einmal zu „widerlegen“, wofür man das nur auch könne. Als
 gewiegter Demagog und — „entsamigter Jesawitter“ (hassentlich befindet sich nun nicht
 auf „liberaler“ Seite irgend ein gründlicher Reuter-Kenner à la Orterer, der uns diesen
 Ausdruck beanstandet!) weiß er nämlich zum Voraus schon, daß das in Baissoerlam-
 mungen oder durch Zeitungsartikel überhaupt ganz ausgeschlossen erscheint und er sich also
 immer wieder recht gut aus der „Affäre“ ziehen wird.

Kurz und gut: der ganze „Evangelische Bund“ mag uns hübsch vom Leibe bleiben,
 und die verehrl. „Wartburg“ wolle sich nur ja ganz mäusehinstille halten; wer selbst in einem
 Glashause sitzt, soll — nach dem Sprüchwart — nicht mit Steinen werfen, und wer
 Sätze schreibt, wie etwa diese: „Rom bleibt stets Rom. Wer das weiß, hat die Schlus-
 salgerungen zu ziehen. Der Ultramontane steht ganz im Banne Roms und folgt
 ihm blind gegen sein eigenes Vaterland. Der aufgeklärte Katholik glaubt frei zu sein
 und seinem Vaterlande treu zu dienen, und trotzdem leistet er, wenn er den Ultra-
 montanismus nicht bekämpft, sondern für das Zentrum stimmt, doch dem geschwornen
 Feinde Deutschlands, dessen Barkämpfer das Zentrum bewußt aber unbewußt ist, die
 wertvollsten Dienste. Um frei zu werden und seinem Vaterlande dienen zu können, giebt
 es nur eine Errettung und diese lautet: Das von Rom!“ . . . wir meinen: der
 darf hinterher nicht den naiv Erstaunten spielen und scheinheilig behaupten wollen, daß
 eine „Los von Rom-Bewegung im Lande Bayern nach wie vor überhaupt gar nicht
 existiere“. Überdies war doch die ganze Hoensbræch-Feyer im Raim-Saale*) zuletzt

*) wie obenreim in etner, jenem obigen Satze an genannter Stelle noch nachfolgenden, Stelle
 ausdrücklich konstatiert wurde — mit den Worten: „Da die Versammlung rein politisch war, wurde diese
 Schlußfolgerung in der Versammlung nicht gezogen. Mit Freunden wollen wir aber sehr stark, daß am
 Tage nach dem Vortrag ein hoch angelegener Münchner Bürger wenigstens für sich und seine Familie
 diese Schlußfolgerung zog und seinen Austritt aus der katholischen Kirche erklärte.“

nichts Anderes als der sprechend lebendige Beweis für das tatsächliche Vorhandensein einer solchen Propaganda, und auf jene solenne Tagung wollen wir denn nun auch nachträglich noch ein klein wenig zu sprechen kommen, indem wir nachfolgend die Eindrücke kurz zum Besten geben, die wir damals persönlich empfunden und über den Verlauf des zum Mindesten sehr interessanten Abends alsbald frisch bei uns ausgezeichnet haben.

Nicht umsonst blieb auch an diesem Abende die Sommerbühne des sonst dort regierenden Hilpert'schen „Volks-theaters“ ausgeschlagen — es war wirklich „das reine Theater“ zu nennen, was wir da zu erleben bekamen, wenn auch diesmal hübsch ohne Rohstrüge, die man den Reuten „brevi manu“ bequem an die widerpäntigen Köpfe werfen kann, ohne Tafeln, welche einfach „aufgehoben“ werden dürfen, und ohne die so übel riechenden „faulen Eier“, welche an Stelle der Kritik ehemals figurierten. Dafür aber um so mehr „faule Fische“, „blauer Dunst“ und „Bläusen“ stellten sich ein — um mit dem guten Hans Sachs hier nochmals, derb und deutsch d. i. deutlich, zu reden; denn im Deutschen lügt man nun einmal, wenn man höflich ist, und Veranstalter solcher Versammlungen (vulgo: „Wartburg“-Kellereien) müssen eben doch einmal auf diesem offenerzigen Wege die Wahrheit zu hören bekommen, wie widerlich einem gebildeten Manne von Geschmack bei solcher Gelegenheit stets zu Rute ist, nachdem ein oollkommen unabhängiges Blatt, welches, unoverwirt oon der Parteien Haß und Gunst, dar über ganz reinen Wein einschenkte, hierorts leider schon nicht zu existieren scheint. Wahrlich, ein „Schauspiel für Götter“ und solche, die das Zeug dazu haben: dieser solenne „menschlich allzumenschliche“ Fest-Kongreß! Alle feinen und groben Klüfte der Volksberedsamkeit spielten an diesem höchst denkwürdigen Abend, und sogar das zartere Geschlecht wohnte, „in besonderem Segment“, dieser aufgebauht hochpolitischen Haupt- und Staatsaktion mit bewunderungswürdiger Ausdauer beharrlich bei — einer „Propaganda der That“, welche offiziell dazu dienen sollte, die „Mauer der konfessionellen Trennung unter den L. Ritbürgern“ endlich nieder zu legen, aber eine wahre Mauerer-Arbeit schon oerrichtete, um sie möglichst hoch gerade auszurichten. In streng wissenschaftlichen Werken, mit getehrten Diskussionen und dem vollen Rüstzeuge der historischen Forschung zur Hand, mag solcher Streit, wenn es denn schon nicht anders sein soll, gerne einmal zum Austrag kommen. Einer — wie Sigura zeigte — im Grunde doch reichlich urteilstosen, bunt zusammen gewürfelten Menge solche Halb Wahrheiten oorzusetzen und dafür den begeisterten Dank eines durchaus taichenhaften Vierphilliteriums einzuhelfen, dünkt uns ein ziemlich wohlfeiles, aber auch — im höheren Sinne wahrhaftiger Kultur — reichlich gewissenloses Verfahren: ich nenne es schlankweg Gegenhege, Aufreizung und Verhezung — man mußte nur auch beachten, wie das mit allen Chitanen demagogischer „Effekte“ und „rhetorischer“ Pointen Aufgepußte dem Religions-Pöbel als fest stehende Wahrheit hier heroisiert wurde! Zumal dieser ewige Zukunfts-„Wauwau!“ über den Stutdurst der Inquisition berührt nachgerade edleres Empfinden wie das geschmacksrohe „Blut-Geheimnis“ unserer teufischen Antifemillinge — für eine „moderne“ Zeit oon wahrhaft freien und geläuterten Anschauungen, für jedes gesund-unoerorbene Fühlen ja doch ein allzu durchsichtiger Anachronismus, weil realiter in unseren Tagen bereits die absoluteste Unmöglichkeit. Und wenn man schon immer den „internationalen“ Charakter des Ultramontanismus so stark betonen zu müssen wohnt: warum denn wohl ist die Inquisition in Spanien so ganz besonders blutrünstig aufgetreten, meine Herren Historiker und Schriftgelehrten? Ganz gewiß nur, weil die katholische Kirche troy ihrer umfassenden Weltausjgkeit im Grunde doch wieder nationaler ist, denkt und wirkt, als man für gewöhnlich anzunehmen beliebt; weil sie selbst eben sich dem blutigierigen, heißen Lande der aufregenden Ster-

Kämpfe lokaliter entsprechend anzupassen aerstand. Also mehr „modern“ überlegene Kulturpsychologie, wenn ich bitten darf, in allen diesen so heißen Trogen!

Run gieng an bewusstem Abende gar aiel auch noch vam notwendigen „Rückgrat“ die begeisterte Rede. Um oon diesem Rückgrat auch unsererits hier einmal ausgiebigen Gebrauch zu machen und es hüdnig, rund und nett heraus zu sagen: uns kam diese ganze Versammlung unsäglich mittelalterlich nach aar. Denn unserer unmaßgeblichen Ansicht nach steht ja die Frage heut zu Toge, wie erwähnt, schon gor nicht mehr auf „Alerikof“ oder „Eiberat“, „Ultramontan“ oder „Evangellisch“ — sondern auf Christlich, Ahriftlich oder selbst Antichristlich; Deismus, Pontheismus oder Atheismus! Und wir bitten höstlichst, uns hierauf nicht etwa mit den bekanneten „schlagenden“ Beweisen zu erwidern, sondern uns zu diesem eigentlichsten Hic Rhodus zc. des „Talerony“-Begriffes tapfer einmal Stand zu halten. Just das Schlusswort des Herrn Vorsiehenden der Versammlung: über den „selbstverständlichen“ Ausschluß aller Gattelästerung aus diesem todellaffen Kreise, läßt hierin das Alerischlimmste bezüglich wirklich entsprechender Weitherzigkeit der Duldung nur befürchten, inasfern es doch ja gonz und gor zu ignorieren schien, wos alles in unseren Tagen aon den Herren Juristen (ich erinnere nur oon den, für Deutschland trotz seines ja nach anständigen Ausganges geradezu schmochvaalen, Leipziger Talstoi-Prozess: „Il y a des Juges à — Leipzig!“) schon als „Gattelästerung“ interpretiert werden konn, wagegen denn doch sehr energisch aam echten und unaersfälschten „Liberatismus“ einmal Frant zu machen und beherzt Stellung zu nehmen wäre. Und hot andererseits der selbe Herr Vorsiehende zu Beginn der Tagung mit allem hingebenden Nachdrucke hervor heben zu müssen aermeynt: „Des Historikers eigenster Beruf und des ernstn Forschers wahre Zierde sei, die Wahrheit ertrogen zu können“ — je nun, so stellen wir eben die alle Gegenfrage des Pilatus: „Wos ist Wahrheit?“ Ist es nicht zuletzt immer wieder nur die Wahrheit, wie sie sich eben mit orts satze dorste! — mit allen menschlich-irdischen Schwachen behasiet, und darum stets mit aller Vorsicht und allem natürlichen Vorbedachte erit noch aufzunehmen, zum Mindesten jederzeit also etwas äußerst „Diskutables“! Dem ernstn, wahrhaften „Kathaliken“ muß ja aber auch z. B. dos Dagmo aon der Unfehlbarkeit des Papstes, bei Lehraussprüchen des Kirchenoberhauptes ex cathedra, nur als die tagische Folge der Entwicklung seiner Kirche, wie dos Dogma aon der unbefleckten Empfängnis als deren Lehre Gipfelpunkt erscheinen. Und ja selen wir aus dem Gesichtspunkte eines strengen, konsequenten Anhängers kothatistischen Gloudens denn auch keinen grundwesentlichen Unterschied mehr zwischen „Kothalisch“ und „Ultramontan“ — wie übrigens auch Gros Hoensbroech selber ausdrücklich hervor gehoben hot und uns neuerdings auch wieder aon Bälternborff in den bereits erwähnten „Erinnerungen oon den Fürsten Hohenlohe“ Recht zu geben scheint mit dem Bossus, dorin der protest. Verfasser über Bismarcks Haltung in der römischen Frage aon anno 1870 schreibt: „Der Fehler lag also nur darin, daß der norddeutsche Kanzler als Protestant nicht in Erwägung nohm, wie aerschawommen für einen römischen Kothaliken die Grenze des kirchlichen und des politischen Gebietes sind, und daß für den richtigen Ultramontanen eigentlich nur kirchliches Gebiet existiert.“ Das konn uns oollkommen genügen, sollte aber nachgerade doch unsere „liberolen“ Zeitungen, die diese Unterscheidung so liebend gern als Stedenpferd reiten, einmal „aufstören“ und endlich auch eines Besseren belehren. Ein „liberater Kathalizismus“ ist und bleibt in unseren Augen dem gemäß: contradictio in adjecto, „Refarm-Kotholizismus“ zuletzt eine unfruchtbore Halbheit, die zum A nicht auch B sagen will — wennschon zugegeben werden muß, daß diese (stets seßelnde) Bewegung des „Geistes“ (in Kraus, Honsjokab, Zentsch, Ehr-

hard, Wahrmond, Koch, Schell, Spaßn, Klafen, Bumüller, Chroust, Gätler, Harbg, „Eitt. Worte“, „Renaissance“, „Charakterbilder der Weltgeschichte“, „Rufenalmanach katbol. Studenten“ zc.) neuerdings wieder höchst bemerkenswerten Umfang gewonnen und eine nicht mehr zu unterschätzende Bedeutung in deutschen Landen anzunehmen begonnen hat. Andererseits wieder sehen wir da, wo die starre „Orthodoxie“ erst einmal durchbrochen ist, auch keinen Anfang und kein Ende mehr; denn die einmal reaalutianierte, d. i. von der Autorität des Dogma's wie vom Kirchenregiment emanzipierte Seele kann schlechterdings nicht anders, als in organischer Coalution sich weiter fort zu bewegen bzw. geistig entsprechend auch „fort zu schreiten“. Und es erscheint daher als eine offensichtliche Inkonsistenz, die Vertrauen weder erweckt noch verdient, wenn ein Graf Hoensbroech, dem Joche des Jesuiten-Ordens glücklich entronnen, sofort wieder dem anderen Beelzebub „Lutherglauben“ oder „Caangel. Bund“ mit Haut und Haaren sich verschreibt: ein solcher Mann fällt doch in alle Zeiten für uns gezeichnet, weil selbst „gemüthigt“ genug und darum entsprechend „radikal“ auch sein . . . Was sonst nach in der Debatte seines Ehren-Abends über den „Toleranz-Antrag“ des Zentrums mit zu Tage gefördert wurde: die religiösen Zustände in Mecklenburg, Braunschweig und Sachsen (auf die es mit jenem Reichstags-Antrag in erster Linie wohl auch abgesehen war), die Behandlung von „Disfidenten-Kindern“ im deutschen Bereiche, das Moment der „Feuerbestattung“ (vulgo natürlich als „Reyer-Berdrennung“ genommen!), die lächerlichen Folgen des „Westfälischen Friedens“ mit seinem fatalen „Cujus regio ejus religio“ für gewisse Länder (die danach dreibis viermal ihren Glauben wie ein Gewand wechseln durften), die so notwendige Berücksichtigung des Lokal- oder Zeit-Milieus wie der konkreten Voraussetzungen bei Bullen, die sehr apokryphe Allgemein-Verbindlichkeit des „Syllabus“, sowie endlich die Mahnung: daß es doch schlechterdings nicht angehe, im politischen Leben zu sagen: „Der Antrag erscheint mir unannehmbar lediglich deshalb, weil mir schon der Antragsteller nicht gefällt!“ . . . das alles war nicht eben dazu angethan, des Herrn Grafen Position bei uns besonders zu stärken; es ließ vielmehr seine scharfe „Philippika“ ganz außerordentlich kurzfristig und beschränkt stellenweise schon heraus kommen. Was alles indessen wieder nicht zu hindern braucht, willig zugleich anzuerkennen, daß die Gesamt-Erscheinung seiner Persönlichkeit über Erwarten sympathisch zu wirken vermochte und man gegenüber diesem seinem durchaus vornehmen Wesen von geborener aristokratischer Haltung es völlig unbegreiflich finden mußte, wie Köhlinge auf einem gewissen, dem „Münchener Kind“ geweihten Keller seinerzeit in Thätlichkeiten sich ihm und seinen Anhängern gegenüber vergreifen konnten. Die ganze Bauern-Art Münchener Hierokratie und bayerisch-herber Kettig-Kultur gefürte wohl dazu, dies es Kunststück von offenkundiger „Toleranz“ eben damals fertig zu bringen. Man muß ja doch sehen, daß dieser Kaps dem geistvollen Jesuiten-Orden, nach seinen klaren Urteilen über ihn, überhaupt niemals ganz ebenbürtig gewesen ist, und sich alsdann danach zu richten wissen!

Indes auch noch eine andere, weit und breit eifrig besprochene, Tagung des „unversäffigten Volkswillens“ und der „vereinigten Bildung“ hat bald darauf in Münchens unruhvollen Mauern statt gefunden — eine jener bekannten, aus der Sozialdemokratie kluger Weise zu passender Zeit (um den fremden Wind in die eigenen Segel zu fangen) stets einberufenen „Volls-Versammlungen“, in welcher Reichs- und Landtags-Abgeordneter von Bollmar vor ca. 3000 Zuhörern diesmal über den Rücktritt des bayrischen Kultusministers und „Das bildungsfeindliche Zentrum“ sprach. Auch darüber müde ja wohl ein Wörtlein noch zu reden. So gehen wir z. B. durchaus einig mit Herrn von Wallmars Ausführungen, wenn er u. A. darauf hinwies, wie der eigentliche Krebs-

schaden in unseren bayrischen Zuständen und der inneren Politik unseres Landes annehmlich darin liege, daß man die Majorität der Ultramontanen im Grunde nicht respektiere; man sollte die Konsequenzen daraus doch einmal ziehen, diese Partei zum „Hic Rhodus — hic salta!“ aielmehr gerade aufzurufen und mit ihrer eigenen Regierungs-Unfähigkeit vor dem ganzen Lande gründlich ad absurdum zu führen. Gewiß, auch wir meinen das im letzten Grunde; nur ziehen wir ganz andere Folgerungen als der Herr Bartragende nach daraus und sind allerdings der Ansicht, daß ebenso die aiel gepriesene Sozialdemokratie, wenn es denn schon einmal zum Ernste der großen Bildungs-Warte käme, bezüglich der Regierungs-Technik wie der Kultur-Förderung ganz schauerhaft schlecht wohl abschneiden würde. Auch über den äußerst kritischen Punkt ist Herr von Bollmar damals nicht eben hinweg gekommen: daß sein eigen Organ — die „W. Post“ — den getränkten Merkmalen die Verweigerung geradezu des ganzen Budgets dringend seinerzeit angeraten und empfohlen hatte. Er selbst sagte ausdrücklich: als Probe auf's Exempel und Vorstoß der Parteimacht zu einem rein parlamentarischen Regime müsse man solches Verfahren einer jeden Partei, welche die Macht besitze, wohl aber übel zubilligen; ganz unmöglich könne man sich immer nur auf die Kritik der leeren Warte verlegen, welche lediglich zu tauben Ohren predige. Wohlan und gut denn! Dann ist aber auch vor aller Welt ganz offen zugestanden, daß unsere ganze Politik nur immer ein Spiel der Partei-Interessen, Vaterland und Volkswohl dabei lediglich Handelsobjekt und schöne Nebensache sind. Daß vollenbs die Sozialdemokratie, welche allen Kartellbildungen zum Schaden der Allgemeinheit sanft doch so scharf aufzupassen pflegt, für die „Präsefaren-Ringe“ so sehr aiel „übrig“ hat, als es uns dieser Vortrag zeigte, ist ein geradezu unsäglich logischer Widerspruch im ganzen Systeme. Gerade dies bildet einen indirekten Beweis dafür, daß die Sozialdemokratie als solche im Grunde doch ausschließlich wirtschaftliche Partei bleibt, straft dadurch also ihre eigenen Tiraden von den „Bildungs“-Interessen nur wieder Lügen. Oder aber: muß sie etwa nur deshalb so schön machen bei jene akademischen Kreisen, weil in ihren eigenen Reihen selbst so viele „Akademiker“ — statt der Proletarier — sich bewegen? Im Übrigen geriet man immer mehr, je länger der Redner sprach, in das unverhohlene Erstaunen — über all' die überlegenen Sarkasmen und beißenden Ironien vom Zentrums-Geist und der ultramontanen Politik zc. Denn alle diese Witze vermochten und vermögen doch die eine Tatsache nicht mehr hinweg zu räumen: daß die bayrischen Sozialdemokraten vor Jahresfrist gerade mit diesem, nunmehr drastisch erleuchteten, Gegner die bekannten Wahlkampfmisse schließen konnten!

Wirklich, es fällt schwer genug, an den Ernst solcher Kritik irgend nach zu glauben und nicht aiel lieber anzunehmen, daß bei diesem Spiel: „Deute dir — morgen mir . . . c'est la guerre!“ der blinde Urwähler Hödur überhaupt blas mehr den Spielball abzugeben habe — freilich meistens auch blöde und thöricht genug ist, das gar nicht einmal, auch nur entfernt, zu merken. Wir wenigstens danken für solchen Vorzug, und wir müssen es ganz offenerherzig bekennen: Bei uns hat auch der wichtige, politisch so kluge Kopf eines Bollmar einigermäßen ausgespielt — „aerlungen und arg aertan“! Man wird uns das Zeugnis sicherlich nicht aerlagen, daß unsere Anschauungen nichts weniger als zahne sind und keineswegs auf eine Rückständigkeit in kulturellen Fragen etwa hinaus laufen. Trotzdem finden wir — Angesichts all' jener Vorgänge — einen Vorstoß gar nicht einmal so uneben, wie ihn die Berliner „Kreuz-Ztg.“ nach den fatalen Erfahrungen der ersten Forchheim-Kulmbacher Hauptwahl jüngst formulieren konnte, indem sie schrieb: „Es erchiene als ein erwägenswerter Gedanke, daß sich in Bayern wenigstens die konservativen und agrarischen Elemente zu einem Zusammengehen mit dem

Zentrum bei den nächsten Reichstagswahlen entschlossen; denn nur so ist es möglich, ernstlich und ein für alle Mal mit dem Liberalismus in Bayern aufzuräumen. Was dieser Allianz nicht zufällt, ist die sichere Deute der Sozialdemokratie, die ja nennenswerthe Erfolge allein da erzielt, wo früher der Liberalismus unumschränkt herrschte." Andererseits sollte doch eigentlich auch die Vereinigung von nahezu 4000 Stimmen bei jenem Wahlgang auf den „Bund der Landwirte“ und den „Bauernbund“ (welche beim letzten Termin 1898 noch gar nicht aufgetreten waren) den Liberalen und — Sozialdemokraten ernstlich einmal zu denken geben. War keine Frage daher: auch die Stichwahl dartselbst war nur ein Pyrrhus-Sieg der Liberalen, der lediglich auf Grund „lauffessioneller“ Parole im protestantischen Franken eben noch gewonnen ward; der Liberalismus als solcher jedoch hat in Bayern so ziemlich abgewirksamst und unsere bisherige, längst oeraltete, den Bedürfnissen des modernen Lebens nicht mehr beizunehmende Parteien-Bildung ganz im Allgemeinen sich vollkommen überlebt. Dies und nichts Anderes ist des Pudels Kern unserer so arg oersahrenen heimischen (wie Reichs-) Zustände. Aber auch Dr. Fr. Kafen hat zuletzt nicht so Unrecht, wenn er (gegentlich seiner herben Kritik der letzten Vorgänge, im „20. Jahrhundert“) sagt — und hier spricht ein gewiegter Kenner der einschlägigen Verhältnisse: „Wir haben längst erklärt, daß wir die jetzige Zentrumsfraktion wegen ihrer Unfähigkeit nicht mehr als eine geeignete Vertretung der Zentrumsparthei betrachten können. Wenn die jetzigen führenden Elemente bei der nächsten Wahl nicht endlich von der Bildfläche verschwinden sollen, dann bleibt dem intelligenten Teil der katholischen Bevölkerung nichts übrig, als an die Bildung einer neuen Partei zu denken. Denn alle Bemühungen, dem Katholizismus seine gebührende Stellung in der Kultur des 20. Jahrhunderts zu oerschaffen, werden durch die Halsstarrigkeit seiner politischen Vertreter vernichtet. Wir geben nichts mehr auf die gegenwärtige bayerische Zentrumsfraktion. Ein Teil ist jederzeit bereit, sich ganz auf die Seite des Bauernbundes zu schlagen, und der andere Teil steht dann gänzlich nutzlos, im Zustande eines völligen politischen Bankrotts da. Jener Teil der Katholiken, der im Kulturleben der Gegenwart seine Position retten will, kann nicht mit einer Parteiführung gehen, welche kulturell am Ende aller Dinge zieht.“ . . . Und so schließen denn auch wir mit dem aus tiefster Überzeugung einer gequälten Brust sich entringenden Stoßfeuzer Dr. von Dallers — nur natürlich in etwas anderem als dem gemeinten Sinne: „So kann es in Bayern ganz unmöglich mehr weiter gehen!“ Oder soll es von unserem oiel geliebten Vaterlande — anzüchtig genug — am Ende gar schon heißen müssen: „Hopfen und Matz verloren!“ — ?? Indem wir also den famosen Landtag des bayerischen Staatswesens mit aller Hingabe einshweiten wenigstens „gesundeten“ wollen und den Himmel dazu anflehen, daß er uns endlich „Kultur“ schiden und uns mit „Kultusdebatten“ sürder verschonen möge, lassen wir diese Betrachtungen veridhentlich ausklingen in einen sonoren Dreiklang, dessen einzelne Grund-Töne wir, aollends oourteillos, hernehmen, wo wir sie gerade finden:

„Den konfessionellen Kampf zu schüren aus Rutwille oder Streitsucht oder Haß, ist ein Verbrechen; Gottes Wille ist es, daß in unserem Lande beide Konfessionen zusammen leben.“ (Bischof Keppeler.)

„Meine Herren! In dieser Debatte ist mir sehr lebhaft die Erinnerung gekommen an die Verhandlungen, welche wir im Winter vorigen Jahres im Deutschen Reichstag über den Toleranzantrag gepflogen haben, mit welcher Ruhe, mit welcher Sachlichkeit, mit welcher Objektivität damals in der Kommission die verschiedenen trennenden Punkte eingehend erörtert und diskutiert worden sind. Alle

Herrn, die diesen Verhandlungen beigewohnt haben, konstatierten damals, daß der Vorsitzende der Kommission Recht hatte, wenn er in seinem Schlußworte seine Freude ausgesprochen hat über die Objektivität und Ruhe, mit welcher diese Verhandlungen gepflogen wurden. Ein freisinniger Abgeordneter, ein Berliner, hat es damals ausgesprochen — ich erinnere mich noch sehr gut an seine schönen Worte —, wie er bedauerte, daß diese so hoch interessanten Verhandlungen, die wir da gepflogen haben, in einem so engen Raume sich abspielten; er hätte gewünscht, daß vor dem ganzen deutschen Volke diese Verhandlungen geführt worden wären. Sehen Sie, meine Herren, so kann man Differenzen, auch religiöse Differenzen, behandeln; diese Differenzen sind damals behandelt worden in einer Weise, daß niemand verletzt war, aber vieles ist aufgeklärt worden. Der Herr Abgeordnete Schrader hat damals ganz offen konstatiert, daß er vieles Neue dabei erfahren und gelernt habe. Sehen Sie, meine Herren, auch wir würden wünschen, daß es möglich wäre, die religiösen Differenzen in dieser Weise und in diesem Sinne hier zum Austrage zu bringen, im gegenseitigen objektiven Aussprechen, im gegenseitigen Anerkennen einer jeden ehrlichen Überzeugung und in gegenseitiger Rücksichtnahme.“ (Abgeordneter Dr. Pöcher im bayr. Landtage.)

„Es ist allenthalben das Gefühl, als ob unsere Parteien sich überlebt hätten, als ob neue Bildungen die veränderte Schablone durchbrechen müßten. Es müssen weitere Kreise über den Konfessionen und Fraktionen gezogen werden. Die alten Schlagworte ziehen nicht mehr; das gemeinsame Kulturleben ist reicher, als es in der politischen Landart zum Ausdruck kommt. Jedenfalls sind religiöse Fraktionen ein Urding und nur künstlich durch Ehrgeiz und Privatinteresse gehalten. Daß sich der Katholizismus damit in eine Sadgasse oerrannt hat, liegt Angesichts des Fiasko's in allen Ländern auf der Hand.“ (Katholikus in der „*M. Wg.*“ — Beilage.)

SdL.

Aus der modernen Frauenbewegung.

— Der von uns in unserem „Frauenhefte“ (Nr. 11/12) an dieser Stelle hinlänglich charakterisierte Fall Dr. phil. Clara Kenz in München hat seither noch ein interessantes Nachspiel gehabt. In der bayrischen Abgeordneten-Kammer wurde nämlich die Kandidatur der genannten Dame zur künftigen kgl. Bibliothekarin kräftig beanstandet, vom Regierungs-Referenten hingegen mit Erfolg vertreten. Zrl. Kenz veröffentlichte darauf hin noch in den „*M. N. Nachr.*“ ein „aufrichtiges Wort“ an ihren Kritiker, den Zentrums-Abgeordneten Kohl, das natürlich alsbald die Kunde durch die „liberale“ Presse machen sollte. Die Berliner „*Kreuz-Ztg.*“ hat nun ganz Recht, wenn sie zu diesem „Offenen Schreiben“ bemerkt: „Diese Flucht der Dame in die Öffentlich-

keit hat doch eine sehr bezeichnende Seite. Man kann, an sie sich anlehnd, einen solchen Kommentar zur modernen Frauenbewegung schreiben. Es kommt ja so oft in Volksvertretungen die schärfste Kritik an einzelnen Beamten vor. Tritt dann der betreffende Ressortchef oder sein Beauftragter für ihn ein, so ist die Sache für den Beamten erledigt. Die weiblichen Beamten würden in Zukunft, ganz wie Zrl. Kenz, dadurch nicht befriedigt sein; sie würden den Drang fühlen, sich uoch selbst kräftig mit „aufrichtigem Wort“ zu verteidigen. Charakteristisch ist es auch, daß Zrl. Kenz von dem „unfeinen Angriff gegen eine Dame“ spricht. Die weiblichen Beamten verlangen zwar die völlige Gleichstellung mit den männlichen, aber sie wünschen weiter hinaus noch eine

besondere hochachtungsvolle Behandlung als „Damen“; die Vorgesetzten, wie die Kritiker des Parlaments, sollen stets eingedenk sein, daß sie in ihnen nicht nur den Beamten, sondern auch die Dame zu schützen hätten, und dürfen nie vergessen, daß von Damen jeder Angriff als besonders „unsein“ empfunden werde. Der von seinen Vorgesetzten in Schutz genommene Beamte“, so schreibt das Blatt, „ist zufrieden und schweigt; die ‚beamtete Dame‘ aber muß ihrem durch ‚unseine Kritik‘ verletzten Herzen Luft machen — auch wenn sie 10 Semester Hochschule hinter sich hat!“ . . In der That, dieser Fall ist, wie wir dies schon gleich zu allem Anfange hier betont haben, geradezu typisch für gewisse Erscheinungen, Auswüchse und Hypertrophien der modernen Frauenbewegung. — Just wie gerufen kommt uns da auch ein Wort, das wir in einem Aufsatz über „Die neue Mutter“ von Helene Stöcker finden, und welches also lautet: „Aus der bloß physischen Mutterchaft der unentwickelt gebliebenen Frau, aus der — als Reaktion begreiflichen — zeitweisen (!) Unterschätzung des Mutterberufes bei geistig strebenden Frauen entwickelt sich die neue Auffassung der Frau: die Erkenntnis, daß sie auch als voll entwickelte Persönlichkeit ihr Bestes und Liebtes gerade den Ihren, ihren Kindern vor Allem, geben kann. Nicht in der alten, gedankenlos grausamen Art, daß man sie immer nur als Durchgangspunkt für Andere, als Mittel zum Zwecke (der der Mann war) betrachtet, sondern in der klaren Selbst-erkenntnis, daß sie ihre Kräfte so am eigenständigsten, am individuellsten verwertet. — Vielleicht meint man, diese Erkenntnis hätten wir einfacher und bequemer gewinnen können als durch alle diese Kämpfe und Konflikte. Das wäre ja das, was die Vertreter des Alten jeder Art uns immer gepredigt hätten.“ . . . Nicht nur „vielleicht“, sondern allerdings „meint man“ das. Denn, wenn die gesch. Verfasserin des Artikels an bewußter Stelle auch noch fort

fährt: „Aber das ist doch nicht das selbe. Der, welcher jung und froh und wagemutig eine Weltreise antritt, um zu schauen und zu lernen, und nach Jahren reichster Erfahrung heim kommt, um sich nun der Heimat zu freuen, ist nicht der selbe, als der er fort zog. Das, was er jetzt seinem Vaterlande leisten kann, die Art, wie er jetzt dessen Schönheiten und Vorzüge zu würdigen weiß, ist eine unergleichlich wertvollere, als die unerprobte anerzogene Anhänglichkeit des Kindes es war“ . . . so sagen wir: „Aberdings und ganz natürlich!“ Aber das hindert eben doch nicht, daß alle diejenigen, deren Reise die Weltreise schon hinter sich hat und weiß, wie sie doch nur wieder beim alten Ausgangspunkte landen wird, in jener lauten „Weltfahrt“ keine große „Entdeckungsreise“, sondern die bekannten üblichen „Wanderjahre“ nur wieder zu sehen vermögen. It came to pass!

Zur Mutter-Frage in der Kunstkritik — denn eine solche besteht in der That! In der Beilage zur „N. Allg. Ztg.“ begegneten wir — gezeichnet W. Fred. Berlin — gelegentlich folgender Worte: „Im Ettlinger'schen ‚Litterarischen Echo‘, das sich sonst einer schönen Objektivität im Registrieren der kritischen Urteile über die zeitgenössische Litteratur befleißigt, finde ich im letzten Hefte eine Besprechung der Mutter-Kritiker. Herr Dr. Max Osborn, ein sonst sicherlich unbesangener und selbstständiger Beurteiler, spricht da seine Meinung über Muthers letzte Werke aus. Er lobt und tadelt. Er würdigt die Bedeutung dieses Mannes für die Kunstentwicklung. Dann nimmt er Stellung zu den Kritikern, die über die letzten Bücher Muthers Abfälliges zu sagen sich genötigt sahen. Osborn wirft ihnen, ohne Einschränkung, vor: daß sie ‚pharisäisch die Augen verdrehen‘. Er teilt sie schlanweg in zwei Klassen, wie folgt: ‚unstmäßige Kunsthistoriker, die ihre Stellung bedroht sehen‘, und ‚journalistische Kunstschriststeller, die

nicht eingestehen wollen, wie viel sie ihm verdanken'. Ich habe nun weder Auftrag, noch irgend welche Lust, als Chorführer der übrigen recht wenigen Kunstkritiker aufzutreten, die gegen Ruther geschrieben; aber da ich in der wissenschaftlichen Beilage über die letzten Werke Ruthers ausführlich meine Meinung schreiben durfte, fühle ich mich berechtigt, gegen eine derartige Klassifizierung, wie sie Osborn vornimmt, zu protestieren. Ich begreife nicht, wie man Kritikern, die sachlich eine andere Meinung haben, sogleich persönliche höfliche Motive (wie „sich in seiner Stellung bedroht fühlen“ oder „nicht eingestehen wollen, wie viel man gelernt hat“) unterstellen kann. Das ist doch eine allzu bequeme Methode. Und als einzigen Grund, weshalb die Ruther-Kritiker minderwertig sind, wird auf das große Geschichtswerk und seine Wirkung hin gewiesen. Da ist nun zu sagen, daß dieses Buch trotz all seiner moralischen und wissenschaftlichen Mängel wahrhaftig noch nicht unterschätzt wird (sich muß noch einmal auf meinen im August veröffentlichten Aufsatz in der Beilage verweisen); allein es handelt sich hier nicht um Pietät. Und ein gutes Buch geschrieben zu haben, ist noch kein Rechtstitel darauf, unangefochten schlechte heraus zu geben. Das Recht der Kritik aber darf nicht durch eine Antikritik, die häßliche Motive unterschiebt, gemindert werden.“ — Wir beglückwünschen W. Fred zu diesem kräftigen Wort und bemerken bei dieser Gelegenheit einmal gerne, daß das ganz und gar auch unsere Anschauung in dieser Frage ist — selbst bis in das hinein was er vom „Ett. Echo“ und seiner „schönen Objektivität im Registriren der kritischen Urteile über die zeitgenössische Pöbelkultur“ gleichzeitig mit anführt.

Kaiser Wilhelm II. und die moderne Geschmacksrichtung in der Kunst. Dr. Paul Harns brachte im „Türmer“, vor einiger Zeit eine lehrwerte Studie: „Kunstmalerei und Kunstmalerei“ und in dieser, zum Mindesten

nicht ohne Originalität, es fertig, die „Siegesallee“ sogar einmal mit dem neuesten „Überbrett“ zu vergleichen. Hören wir ihm ein klein wenig zu, wie er das macht! Harns schreibt: „Kaiser Wilhelm II. ist der einflussreichste Förderer, wenn nicht der Begründer der Geschmacksrichtung, deren letzte Blüte das Überbrett ist. Des Kaisers künstlerische Anschauungen bewegen sich in einem eigenen Milieu, soß romantisch-prunkhafter Vorstellungen. Es hat mit der Kunst ursprünglich gar nichts zu thun, stammt aus dynastischer Überlieferung. Aber was der Kaiser hat thun können, dies sein inneres Milieu der Kunst seiner Zeit aufzuzwingen, das hat er gethan. Das in seinen Grenzen ganz achtbare Talent eines Joseph Lauff wurde angespannt, um Dramen mit kaiserlichem Milieu zu schreiben — Dramen, bei denen, wie bei der großen Wasserpantomime im Zirkus, die äußere Ausstattung die Hauptsache ist. Das in seinen Grenzen noch achtbarere Talent von Reinhold Vegas wurde angespannt, um die bildende Kunst in das selbe kaiserliche Milieu zu zwingen. Die ehrwürdige Gestalt des alten Wilhelm und schließlich gar der aufrechte Rede Bismarck wurden geknetet und hergerichtet, bis sie in den allegorischen Theaterstücken dieses Pseudo-Kunstmilieus paßten. Und Herr Vegas durfte sich rühmen, wie viel „Einsfälle“ ihm beim Bismarckdenkmal gekommen seien, ohne dafür — anderthalbhundert Jahre nach Lessing! — ausgelacht zu werden; als ob „Einsfälle“ den Künstler machten, und nicht oielmehr der Einsall! In Anbetracht dieser geht die staatliche und höfische Kunstsicherung des neuen Kurfes auf — die Siegesallee ist wirklich und wahrhaftig das erste, plastische Überbrett — und man sollte sich wundern, wenn der nicht selten gewaltsame Druck, womit sie sich durchsetzt, allmählich zerfallend und zerstörend auf den guten Geschmack einwirkt? Wenn die Zersetzung schließlich auch ernst zu nehmende Künstlercharaktere ergreift?“

Lehrfrüchte mit Handglossen.

Man sollte die Bedürfnisse der „lauren Cuckenzeit“ in unserer Presse doch nicht allzu durchsichtig werden lassen! Über den weit und breit erörterten Depeschen-Wechsel zwischen Kaiser Wilhelm II. und dem Prinzregenten Luitpold von Bayern in satfam bekannter Angelegenheit wollen und werden wir daher an dieser Stelle keine Tiefgründigkeiten weiter verlieren. Wir meinen sogar, es wäre nachgerade auch besser, wenn unsere deutsche Publizistik nicht immer und immer wieder meinte, in aller Form feierlich „leitartikelfeind“ sich mit diesen Dingen befassen zu müssen, womit sie doch nur Privatäußerungen ohne jede ministerielle Gegenzeichnung ihrerseits erst zu ausführlichen „hochpolitischen“ Vorgängen und „offiziellen“ Ereignissen stempelt, die sie entweder gar nicht sind, oder doch nicht sein wollen. Freilich: „Ein anderes Knlich, eh' sie gescheh'n, ein anderes zeigt die vollbrachte That.“ Aber schließlich ist doch auch Prinz Ludwig von Bayern unmittelbar darauf nach Posen und Berlin gegangen; die Sache muß also doch nicht gar so schlimm gewesen sein... Kurz danach wieder hatte das gebildete Deutschland durch seine Leitblätter zu erfahren, wie der Kaiser bei einem sehr raschen Rundgange durch die Düsseldorf'scher Kunst-Ausstellung über Ringers „Beethoven“ sich nicht sehr auerkennend geäußert und durch sein abfälliges Urteil über Salscha Schneiders „Kampf um die Wahrheit“ bei seiner Umgebung viel Heiterkeit geerntet habe. Von einer Entrüstungs-Depesche des deutschen Volkes an die betreffenden Künstler hat nichts verlautet — sehr begreiflich, handelte es sich doch auch um Privat-Ansichten und rein persönliche Geschmacksfragen, die man am besten auf sich beruhen läßt. — Im Übrigen hat unsere „Kgl. Akademie der Tonkunst“ über Alledem noch immer ihre Dotation nicht erhalten!

Nun ist ja vollends auch der schöne, gute, alte Dreimaster der bayerischen Generale gefallen! Wir haben es immer gesagt:

unsere „Reservatrechte“ beruhen nicht in der Uniform, bei der Postmarkte oder auf einer Eigenbrüdelei unseres Verlehrs-Defens, das vielmehr gerade „weltläufig“ werden soll, noch auch werden sie durch temperamentoosle Kaiser-Depeschen ohne Kanzler-Inselgel irgendwie vital berührt; wohl aber hätte man z. B. den obersten Militärgerichtshof hier zu Lande nicht daran geben dürfen, und vielleicht sollte man doch mit den Preußen am Sedantage noch beklagen. Gar nicht so übel ist auf alle Fälle, was dem „Bayr. Kur.“ zur obigen Sache noch geschrieben ward. „Gelegentlich der Beschaffung des bayerischen Generalhutes — so heißt es nämlich dort — ist in militärischen Kreisen der Wunsch laut geworden (der Generalhut verschwindet nämlich nicht gänzlich), auch den alten Kaupenhelm in ganz beschränktem Maße wieder auf Leben zu lassen. Man erwartet aber eine Anregung Seitens des Volkes, und zwar am besten dahin gehend, daß das Infanterie-Leib-Regiment zum Paradeanzuge den alten bayerischen Offiziers-Kaupenhelm tragen solle. Ein Analogon hierzu findet sich ja auch in der preussischen Armee: in der historischen Blechmütze beim 1. Gardegrenadier-Regiment.“ Danach vollends ergibt sich, wie so häufig, daß der eigentliche Partikularismus gar nicht in Bayern, sondern just in Preußen sitzt.

Er sprach ein großes Wort gelassen aus — unser derzeitiger deutscher Gesandter in China nämlich, bei Anlaß einer Abschiedsfeier in Pientzin: „Von Jahr zu Jahr tritt bei der Diplomatie die Bedeutung der eigentlichen Politik zurück, während die handelspolitischen Beziehungen mehr und mehr unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo unerlässliche Voraussetzung des diplomatischen Eromens ein Kursus in einem Kauf- oder großen Warenhause bilden wird, bin ich überzeugt.“ Mit anderen, dürreren Worten: Wir führen heute nicht mehr Volks-, geschweige denn Dynastie-, sondern Geld-

Kriege. (Vgl. auch S. 319 anliegenden Festes.)

Es gehört immer zu den Annehmlichkeiten der Publizistik, wenn sie Erfolge aufzuweisen hat, und sie braucht dann ihr Licht nicht unter den Scheffel zu stellen. In der 357. Sitzung der bayerischen Abgeordneten-Kammer vom 21. Juli 1902 sagte Herr Seminardirektor Dr. Andrea aus Kaiserslautern u. A.: „Seit der Beförderung des arhün aan mir genannten Herrn Dr. Sandberger zum Uniaersitätsprofessor fehlt an der Staatsbibliothek unter ihren Arbeitern eine musikwissenschaftlich gebildete Kraft, welche bei den anerkannt reichen musikalischen Schätzen der Staatsbibliothek ein besonders fruchtbares Feld zu nützlicher Arbeit finden würde. Ich halte es für angebracht, die kgl. Staatsregierung auf diese Lücke hinzuweisen und die Bitte auszusprechen, diese baldmöglichst in einer entsprechenden Weise ausfüllen zu lassen.“ — Indem wir dem gen. Herrn Abgeordneten unseren ganz besonderen Dank für jene seine warme Vertretung in bewußter Sache auch an dieser Stelle zum Ausdruck bringen, erlauben wir uns, seine Worte als eine öffentliche Anerkennung und direkte Verstärkung aufzufassen unseres im II. Heft des ararigen Jahrganges der „Gesellschaft“ gebrachten Artikels „Musikwissenschaft im Raancement?“ — eine langsame und aieleicht auch stille, aber desto sicherere Wirkung unseres „Diskussionsorganes“, mit der wir recht wohl zufrieden sein können. Im übrigen aber auch unser lebhaftes „Braaiffima!“ nach unserer gesch. Kollegin, der „R. Mg. Jg.“, zu ihren ebensia energischen wie an Deutlichkeit nichts mehr zu wünschen übrig lassenden Darstellungen gegen die derzeitige kgl. bayerische Bibliotheks-Direktion.

„Eine empfindsame Reise im Automobil“ (lies Biebermeier-Reisewagen!) schildert Otto Julius Bierbaum seit dem 10. August im Scherl'schen „Tag“, auf dessen Kosten er „mit seiner jungen

und schönen Gattin“ jene Reise aan Berlin bis Rom und wieder zurück jüngst absolviert hat. Also eine ganz neue, hoch aktuelle Errungenschaft: Täff-wiß-Prasa, unsere Dichter als Ehepaare (man denke nur auch an Maurice Maeterlincks „Konfessionen“); ein bereites „Zeichen der Zeit“, an dessen Beschreibung nur leider das einzig Amüsante hier die zahlreichen und ganz ungläublichen Druckfehler bleiben, welche das konkurrenzüberlegene Scherl'sche Welt-Etablissemment diesem Elaborate mit ganz besonderer Aufmerksamkeit hat angebeihen lassen. Durchaus nämlich nicht als einer unserer ersten modernen Lyriker, sondern fast wie jeder andere Philister und Geschäftstreisende auch, ist Otto Julius im Aut gefessen und per Kler-Behikel programmgemäß-reflametüchtig durch all' die schönen Lande gefahren. U. A. markiert der Gemeinplatz von der „inneren Passage“ — als Theorie einer „passiven Bewegung“ — auch hier solenn wieder auf, zur durchsichtigen Glarifikation lediglich der eigenen Bequemlichkeit, um dem zunehmenden Fettwerden ein hygienisches Tugendmäntelchen nur eben umzuhängen. Kurz, wir sind „empfindsam“ genug, die in dem Ganzen liegende Prostitution des Schriftstellers Bierbaum höchst peinlich zu empfinden.

In der Harden'schen „Zukunft“ Nr. 40 fanden wir gelegentlich aus der Feder keines Geringeren als Max Klinger einen Nachruf auf Hans Merxian und darin folgende Stelle: „Er studierte Philologie und Kunstgeschichte und wurde, als er aan längeren Reisen aus Italien und Frankreich heim gelehrt und nach Leipzig übergesiedelt war, Schriftsteller. Er gründete die „Gesellschaft“ . . . sc. Prof. Klinger beklagt sich zwar am Schlusse eben dieses Aufsatzes darüber, welches Unglück meistens entstehe, wenn Schriftsteller über Kunst zu reden kommen; es scheint aber, daß die Schriftsteller umgelehrt ganz ähnliche Erfahrungen zu bestehen haben, wenn die Herren Verusfkünstler einmal in Litteratur dilettieren. Wir wollen hier ganz schweigen

von einem gewissen Preßongriff und noch folgenden berühmten Prozesse. Aber jeder literarische Daifenknabe hätte Meister Klinger über die Geschichte der „Gesellschaft“ doch eines Besseren befehlen können. Und jedenfalls haben wir Angesichts des Umstandes, daß dieser Satz oon der sonst so sorgfältigen Redaktion genannter Zeitschrift vollkommen unbeantwortet gelassen wurde, alle n Anloß nunmehr, es oustrichtigst zu bedauern, doch wir seinerzeit u. A. auch den notorischen Begründer dieser Zeitschrift (oergl. Umschlag) Dr. R. G. Conrod mit zur Unterzeichnung der „Horden-Adresse on den Kaiser“ aufgefordert und gewonnen hatten. Denn, was einem Max Klinger, wenn auch unter Befremden, allenfalls noch hingehen mog, kann einem Harden, der es besser wissen muß, schon nicht mehr verziehen werden.

Voron Hans oon Wolzogen, der besonnte Herausgeber der „Bayreuther Blätter“, schreibt der „Gesellschaft“ — und man darf dies für outdentisch halten: „Natürlich hal Bayreuth mit dem Parisol-Bunde, diesem Bündel von Möglichkeiten, ober auch Mißverständnissen und Mißgriffen, gor nichts zu thun. Wir erfuhren nichts dooon, als bis alles fertig war. Uns kann nur das recht sein, was — gleichviel, ob von Privaten oder Vereinen ausgehend, dozu beiträgt, das Verständnis für die Parisol-Frage zu erweitern, — so, wie es auch Ihre Worte ‚Vom und zum Parisol-Bunde!‘ (in Nr. 15/16 Ihrer Zeitschrift) thun“ . . . Es geht also nicht wohl on, wie so Viele thun, einsoch oom „Parisol-Bunde der Frau Cosimo Vogner“ zu reden, so wenig, als es statthoft war, bei Beratung des Gesetzes über die Schußfrist der Autoren im Reichstage seinerzeit, „Cosimo-S“ schlontweg zu nennen, was doch eine oom „Internationalen Urheberrechts-Kongresse“ zu Dresden (1895) flor ausgesprochene Forderung war.

Got uns da irgeud ein Windstoß die Nr. 14 der Auch-Zeitschrift „Bühne und Brett!“ — ein so genanntes „Bayreuth-

Hest“ — auf den Redaktionslich gewest. Umschlag und Inhalt dieser Nummer muß man wirklich mit eigenen Augen gesehen haben, um die Geschmadtsroheit solcher Zusammenstellung überhaupt für möglich zu halten. So lange der gleichen Blüten im „deutschen Volksleben“ treiben, hat es — das glauben wir oersichern zu können — mit dem „Parisol-Bund“ und seinen hohen Zielen noch gute Wege!

Der großen Hermione von Preuschen blieb es vorbehalten, mit jener im umgekehrten Verhältnisse zur Wahrheit stehenden, rührend-unbeholenen Skizzenhaftigkeit, welche auch die Kunstwerke ihrer Hand stets auszeichnel, in einem „Stimmungsbilde“ vom Bayreuther „Geschäftsbetriebe“ als der neuesten Neuigkeit zu sprechen. Ihre diesbezügliche Impression: „Allerhand Indiskretes über Bayreuth“ schließt mit dem für Hermione oon Preuschen'sche Pathetik geradezu denkwürdigen Soze: „Diese Winke eines unparteiischen Richtmufflers, ober Gesamtkünflers, eines Stimmungsanalikers, wie meine Wenigkeit — zu beherzigen, würde dem Ganzen nur nützen.“ So, wie wir Bayreuth kennen, glauben wir wirklich nicht, daß es erst noch nötig wäre, die dortige Festspielleitung vor einer Befolgung solcher wohl meinenden „Anregungen“ ausdrücklich zu warnen. Man würde jo beim rein dekorativen „Stillsleben“ und beim phantastischen „Stimmungsbild“ zuletzt onlongen!

Ende Juli rouscht es, immer gleich spaltenweise, „feuilletonistisch“ durch die Blätter unferes deutschen Zeitungswoles: über die Schlusßprüfungen des Pariser Konservatoriums. Da wird mit Nomenennung breit berichtet, als hieng das Heil Europo's oon einem Herrn Demougeol oder einem Jrl. Jhart ob. Man greiß sich an den Kopf: Won hätten je sämtliche „bessere“ deutsche Zeitungen über die Prüfungs-Aussführungen der Berliner Hochschule für Musik, des Leipziger oder Wiener Konservatoriums, ober aber der

München Regl. Akademie der Tonkunst sich Feuilletons geleistet? Aber gedankenlos, rein usuell — aber vielmehr: abusuell, druden das irrelevante Zeug unsere heimischen Feuilleton-Redakteure nach wie irgend eine kunstpolitische Haupt- und Staats-Aktion unserer „die Kunst“ schon „im Leben des Kindes“ findenden und doch — ach, so wenig wirklich künstlerisch empfindenden Tage.

In verschiedenen Blättern begegnet man neuerdings Feuilletons oder Büchern eines gewissen „Dr. Heinrich Pudor“. Dem gegenüber wäre nun doch wieder einmal mit aller Deutlichkeit fest zu stellen, daß dieser sichere Herr „Heinrich Scham geb. Pudor“ auf jenen Dr.-Titel heute gar keinen Anspruch mehr hat, da er ja — wie männiglich bekannt (aber schon verschwigt?) — vor einem Jahrzehnte sich „bemüßigt“ gefunden, ihn der Universität Heidelberg mehr oder minder feierlich und jedenfalls: ausdrücklich wieder zurück zu geben. Wenn aber einmal eine Verlobung als gelöst bezeichnet worden ist, können sich die Beiden doch unmöglich plötzlich „als Vermählte empfehlen“.

Im Neuen Regl. Operntheater zu Berlin hat die japanische Operette „Die Geisha“ jüngst ihre achthundertste Aufführung erlebt. — Ja, ja! Das ist die wahre Bühnenstatistik und unser wahrhaftigstes Kultur-Thermometer.

Einen neuen Beitrag zum Kapitel: Berliner Kritik — sehr al fresco! — glaubt ein Kritischer liefern zu sollen, das sich in Anlehnung an den Prazeh Lessmann-Wolfradt einfach „Die Geißel des Berliner Musiklebens“ überschreibt und (gezeichnet — e.) unlängst in der „Münchener Post“ erschienen ist. Abgesehen nun davon, daß das Wiederauftauchen „Lage's“ an eben jener Stelle nach Allem, was vordem doch vorgefallen war, billig bestreunden, ja leider als Tatsache für uns ergeben muß: daß nicht einmal die satiristische Presse zu einer zuverlässigen „Anti-Karruption“ mehr zu haben ist — abgesehen

davon läßt sich in diesem Falle jedenfalls nur sagen: Ein Wilhelm Rauke hatte es gerade nötig, Berlin gegenüber sich zum satirischen Sittenrichter auszuspielen. Das ist wirklich schon der Gipfel der Unerschlichkeit.

Von einem berühmten Universitätsprofessor (der Name thut hier nichts zur Sache — meint das betr. Blatt, während wir gerade rufen möchten: „Namen heraus!“), welcher naturwissenschaftliche Vorlesungen hielt und ausgezeichnet experimentierte, erzählt die „Tägliche Rundschau“ folgende „Anekdote“: Als er einst im Kreise seiner Hörer einem Fräulein das Gehirn ausnahm, entwand sich dieser plötzlich mit einem kleinen Rest des kostbaren Stoffes der quälenden Gefangenschaft und sprang in gewaltigem Saue auf den Boden. Alle Anwesenden brachen in Gelächter aus, worauf der Professor sagte: „Sie sehen, meine Herren, wie wenig Hirn dazu gehört, Sie zum Lachen zu bringen.“ . . . Und da wundert man sich in eingeweihten Fachkreisen noch, wenn eine Bewegung gegen die Divisektion um sich greifen kann? — Übrigens auch die Herren Regiermeister mit ihren hohen Fleischpreisen werden gar bald Augen machen darüber, wie sehr der Vegetarismus, als unbedenklich „ethische Bewegung sartan in's Kraut schießen wird.

„So rächt sich die Unfähigkeit unserer Justiz, die trotz der genauen Hinweise, die ihr in der Öffentlichkeit geworden sind, keinen Anlaß fand, einzugreifen“ . . . schreibt die „M. Post“ im Angefichte von Bilanz und Jahresbericht 1901 der Schuldert-Gesellschaft, deren Generalsammlung gegen Ende August doch nur wieder einmal die absolute Ohnmacht des kleinen Aktionärs in unfreier großen Erwerbsgesellschaften gegenüber deren hohen Aufsichtsräten erwies. Wenn aber wieder ein Leipziger Bank-Prazeh vorbei ist, dann leitartikelt man in allen liberalen Blättern, daß in Handhabung unserer Gesetze „all right“ gewesen sei.



Kritik der Sprache.

Zwei Korreferate.

I.

Unsere gegenwärtige Schriftsprache trägt in der That die Kennzeichen einer herabgehenden Kulturperiode, indem wir ihren Mitteilungszywed und dazu ihren Uniformcharakter ganz ungebührlich ausgedehnt und dagegen aan ihrer Werte bildenden Eigenschaft, die sie in allen aufsteigenden Perioden bethätigt, kaum mehr eine Ahnung haben. Vergleichen wir unsere heutige Sprache mit der der Reformationszeit oder auch nur mit der der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts — in der sich unsere letzte Litteraturperiode vorbereitete — so müssen wir uns schämen. Ich denke dabei nicht an die Litteratursprache, die eher heute einen großen, aber toten Reichenreichtum zur Verfügung hat, sondern an die Umgangssprache, die heute ärmer und in gefunden Zeiten reicher ist als die Litteratursprache.

Aber es sind gewichtige Anzeichen einer Wandlung vorhanden; sie liegen schon allein darin, daß eine thatsäglich onsteigende Entwicklung, wie die unserer Tage, nicht lange etwas so Totes, wie es eine uns hinterlassene, zerfallende Sprache ist, unter sich dulden kann. In der That gewinnt die Sprache, das Wort, im heutigen praktischen Leben eine Bedeutung, wie sie eine solche wohl noch nie in der Weltgeschichte gehabt hat. Wabin wir blicken, ist man dabei, sich aus der Sprache, dem Wort, ein Werkzeug zu allen möglichen Zwecken zu schaffen. Sie beginnt allmählich die wahre Rolle eines Mittlers zwischen allen menschlichen Werten anzunehmen. Früher war die Sprache wohl eine Form künstlerischen Schöpfens: Propheetismus, Rhopsodentum, Dichtkunst, oder eine Form der Gedankenentwicklung: Philosophie. Zur Mitteilung diente sie nur im beschränkten Maße, wobei sie sich auf gewisse konventionelle Grundwortsetzliche religiöser, moralischer u. Natur stützte. Man sprach, indem man sich Zeichen machte, die gewisse Dinge darstellen, welche wieder Erinnerungen wecken sollten*); konnte man weder Dinge noch Zeichen herbei schaffen, so verwendete man ihre Namen zu gleichem Zwecke. Immer ober blieb die Mitteilungssprache an engen Zwang gebunden, sie hatte etwas Liturgisches. Und heute? Wir hoben wenig künstlerische Schöpfungen in dem Stoffe der Sprache: dafür stellt sich die Sprache (in Form aan Kritik, Erklärung, Unterricht u. s. w.) zwischen jedwedes geschaffene Kunstwerk und den Zuschauer; wir sind nahe daran, Malerei, Plastik, Architektur, Kleinkunst und selbst Musik, wo es sich um etwas Neues handelt, nur nach durch das Mittel des Wortes zu erfassen. Ebenso hat die Sprache als Mitteilung selbst eine vermittelnde Stellung zwischen dem Sprachkunstwerk (Dichtung, Drama) und dem Laien gefunden, und weiterhin beginnen wir Religion und Ethik zum Gegenstände aan Unterricht zu machen; die Mittel des Unterrichtes aber schmelzen mehr und mehr auf das eine zusammen: wiederum die Sprache. Selbst im ätanamischen Leben, im Leben des Güterverkehrs, hat die Sprache als Propagando bereits eine, den Unvorbereiteten

* als Beispiel Ding und Wort: „Arens“.

geradezu erschreckende Bedeutung gewannen, neuerdings hier und da unterstützt durch das Bild (Umriß und Farbe). Es scheint, daß das tief inne wohnende Bedürfnis des Menschen, zwischen sich und den Dingen nach einem Mittel, einem Mittler zu suchen, sich in nie geahntem Grade auf die Sprache geworfen hat, die auch damit eine Last an Verantwortlichkeit überkammt, wie nie zuvor.

Es versteht sich nun ganz von selbst, da die Sprache selber sich zu dehnen und zu recken beginnt, daß sie gegen ihre Grenzen anschäumt, und daß der denkende Geist es nicht umgehen kann, sein zu so großen Zwecken erforenes Werkzeug einmal einer scharfen Kritik zu unterziehen, genau zu untersuchen, wazu sie allenfalls zu gebrauchen ist, aber auch, wo ihre unwiderrüßlichen Grenzen liegen. Wenn ich die Linse eines lange nicht gebrauchten Fernrohrs wieder zu wichtigen Untersuchungen heroor ziehe, so werde ich aar Allem sie selbst auf ihre individuellen Mängel und Vorzüge hin prüfen. In der That sind die Experimente mit der Sprache in unserer modernen Litteratur wieder einmal gewaltig angeschwollen. Alle Exzentricitäten gewisser moderner Lyriker sind ein Versuchen und Weiter der gegebenen Umgangssprache — sprachschöpferische Versuche sind mir freilich nicht darunter begegnet. Andererseits — mich interessiert nur das, was auf offenem Markte im Volke vor sich geht — will ich nur erinnern an die großen Erfolge, d. h. das große Verständnis, das gewisse sprachliche Mystika Ibsens und aar Allem Maeterlinds feiner und zum ersten Mal künstlerisch schöpferischer Sprachkritizismus gefunden haben. Der Winkelried aber für dieses Verständnis ist zweifellos bei uns kein Geringerer als Friedrich Nietzsche, der wie kein Anderer das Wesen des Wortfetichismus klar zu legen gewußt hat und dessen Wort: „Unsere ganze Wissenschaft aber steht noch, trotz aller ihrer Kühle, ihrer Freiheit aam Affekt, unter der Verfährung der Sprache, und ist die unergelshabenen Wechselbälge, die ‚Subjekte‘ nicht las geworden . . .“ („Genealogie der Moral“) mir stets aam aiel größerem Entwicklungswert erschienen ist als irgend eines feiner „Journalisten“ Schlagworte“.

Einer solchen Bewegung gegenüber aerbält sich die philologische Wissenschaft etwa so, wie sich die Kirche (die theologische Wissenschaft) der religiösen Bewegung im Volke, im Leben gegenüber aerbält. Wer Gelegenheit und Geduld genug hat, hinter den Kulissen zu forschen, weiß, daß kein religiöser Gedanke der Neuzeit im Spiegel der modernen Fachtheologie seht; nur daß es dieser Wissenschaft heute an der Fähigkeit seht, wesentliche Werte für die Entwicklung zu bilden. Es giebt es auch keinen positiven oder skeptischen Gedanken über die Sprache, der nicht aon Philologen haben Manges, etwa vom Schlege der Herder, Grimm, Humboldt oder Müller, seine Würdigung und — Erledigung gefunden hätte. Allein es ist weder notwendig, um zu diesen Gedanken zu kommen, aam Fachphilologentum aus zu gehen, nach brauchen solche Gedanken unbedingt eine fachphilologische Behandlung, noch auch sind sie durch die erschöpfende fachphilologische Behandlung wirklich erledigt. Und wenn ein Philologe aam Fach in einem ganzen dicken Buche einen „falschen“ Gedanken nach so gründlich, gewissenhaft und sauber tat gemacht, ihn begraben und den richtigen dafür ausgesprochen, begründet und bewiesen zu haben meint, so ist doch darum weder der eine Gedanke tat, noch der zweite schon lebendig. Denn Gedanken sind zwar in einer Hinsicht „Schöpfungen eines Einzelnen“, darum aber nach nicht lebendig; lebendige Gedanken sind soziale Schöpfungen, deren Wert, wie der der Sprache selbst, „durch den Umfang des Gebrauches wächst“ . . .

Fritz Rauthner, einer der erfolgreichsten, humansten und innerlich ehrlichsten — Zaubermeister an der Berliner Theater-Kritikergunst, hat ein Buch geschrieben, das den aiel versprechenden Titel „Beiträge zu einer Kritik der Sprache“ führt. Einem

Außern nach kommt es sehr gewichtig daher. Erschienen in dem alten klassischen Verlage, dessen Signet uns beinaß Ehrfurcht einflößt, in der „J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger“, trägt es ganz den Habitus des stadtwissenschaftlichen Fachwerkes an sich: Format, Umfang (664 Seiten allein der erste Band!), „lateinische“ Schrift, Inhaltsangaben der Absätze am Rande, und sogar eine regelrechte lateinische Widmung nebst einer ganzen Seite Rattis aus „gelehrten Häusern“. Dem ersten Band, „Sprache und Psychologie“ betitelt, sollten nach drei, mindestens aber zwei weitere folgen: einer, der mir schon vorliegt, wieder über 700 Seiten, heißt „Zur Sprachwissenschaft“; der dritte soll „Grammatik und Logik“ sprachkritisch behandeln; der vierte, der die Geschichte des sprachkritischen Gedankens in einer Geschichte der Philosophie versetzen wollte, „wird wohl unvollendet bleiben“. Der erste Band (Teil) zerfällt wieder in zwei Teile: „Wesen der Sprache“ und „Psychologie der Sprache und Sprache der Psychologie.“ Ich habe davon den ersten Teil gelesen, um einen Eindruck von dem Werke zu bekommen, und muß leider sagen, daß dieser Eindruck mich nicht veranlaßt hat, das Weitere zu studieren. Ein wenig saelt da hinein, daß ich in dem, was ich las, wenig von dem fand, was ich aus oben entwickelten Gründen suchte; das Entscheidende ist, daß das, was ich fand, mir unsympathisch wurde, weil ich den Eindruck erhielt, daß das Anregende, das Mauthners Buch ohne Frage enthält, eben über eine Anregung für den noch gar nicht Angeregten nicht viel hinaus geht, und leider als Waffe gegen das sachliche Sprach-Kirchentum wegen seiner Maßlosigkeit nicht gut verwendet werden kann. Der äußere Charakter des schwer, aber auch gründlich wissenschaftlichen Werkes, den unser Buch zeigt, ist weder Fleisch noch Fisch, weder ganz ernst gemeint, noch eine frei und leicht durchgeführte Ironie. Der Ton ist salopp bis zur Wüthheit; man liest bald mehr über Berliner „Gesellschaft“ (d. h. die Kreise von Berlin W, die Mauthner hartnäckig dafür ansieht), Judentum, Duell, Passentum, Prostitution und andere Fragen, die alle in einer sehr paintierten, sehr aberfälllichen und sehr abstoßend „heimisierenden“ Weise abgethan werden. Wenn beispielsweise Mauthner die „Religion“ definiert als „die Weltanschauung oder die Sprache, die nicht mehr die Weltanschauung oder die Sprache der Gegenwart ist“, so ist das eine Wipelei, die gerade heute, wo die Erkenntnisse über diese Dinge wieder in bedeutender Vertiefung begriffen sind, sehr von aorgestern erscheint. Indeß: sehen wir, was sich für die Entwicklung der Sprachphilosophie aus Mauthners Werke allensfalls gewinnen läßt.

Mauthners Bestreben ist, die völlige Freiheit der Sprache als Wesen nachzuweisen, sie völlig auf sich selber zu begründen, sie von jeder anderen Disziplin, von jedem Zweckbegriff insbesondere zu befreien. Der Satz im Vorworte des zweiten Bandes: „Es wird sich zeigen, daß die menschliche Sprache den Begriff ‚Geseß‘ undefinierbar gebildet hat und ihn darum nicht einmal auf ihr eigenes Leben anzuwenden ermog“, weist darauf hin, daß der Verfasser diesen Gesichtspunkt fernerhin auch auf die inneren Sprach-Verhältnisse anwenden wird. Leider auch hier noch in blas negierender und negativer Form; hätte sich der Verfasser ein wenig in der ihm nach seiner ganzen Denart nicht ferne liegenden madernen, frei wissenschaftlichen Litteratur umgesehen, so hätte ihm Krapatkins kleines, unscheinbares und doch gewaltiges Schriftchen „L'anarchie. Sa philosophie, ses ideales“ darauf hin gewiesen, daß seine Denkweise nicht mehr aereinzelt da steht; er hätte gewissermaßen den Anschluß an ein positives Programm gefunden, und wär's auch nur zu besserer formeller Sichtung der eigenen Arbeit gut gewesen.

So können wir — immer nach unserer Kenntnis vom ersten Teile des ersten Bandes — nur nach mit Genugthuung auf das einzig Positive hin weisen, daß Mauthner

in seiner Definition vom „Wesen der Sprache“ vorbringt. Es ist im Grunde eine Tautologie, aber doch eine wertvolle. Wie wir ausgehört haben, an die fünf Elemente zu glauben, so löst Mauthner den Glauben an die „fünf Sinne“ auf; kann sich aber nicht entschließen, positio zu erklären, warum er diesen „fünf Sinnen“ die, an sich gewiß nicht mythische Bezeichnung „Zusällsinne“ erteilt. Er thut es deshalb, weil die besondere Sinnfälligkeit dieser fünf Sinne, ihre Wahrnehmung als Einheiten, überhaupt nur das Ergebnis einer Reihe von Zusälligkeiten ist, die sie aus der Masse unzähliger anderer, teils in uns schlummernder, teils sich klar manifestierender Sinne hervor heben. Zu diesen Sinnen gehört auch der der Sprache, und wir gewinnen dadurch den Boden, die Erscheinung der Sprache unabhängig von den Zwecken der Mitteilung, den Gesetzen der Klang-Nachahmung, der Logik u. s. w. u. s. w. zu begreifen, und sie lediglich aus sich heraus zu verstehen. Dieser außerordentlich fruchtbare Gedanke ist dem Wesen nach zuerst von Mauthner ausgesprochen, und das ist sein großes Verdienst; leider nur kommt er in dem (wahrscheinlich schon vor zehn Jahren geschriebenen) Anfangsteile seines Werkes nicht zur Geltung, weil er erstens selber zu wenig klar, in zu negativer, zu mythischer Form ausgesprochen wird, und dann der Verfasser überhaupt keinen geraden, beschreibbaren Weg für sich findet. So kann ich denn diesem Teile der Arbeit nicht die Empfehlung mit auf den Weg geben, daß es ein unbedingtter Genuß sei, sie zu lesen. (Doch sind neben manchen treffenden Einzelheiten auch häßliche, friedliche Kapitel eingeschoben, zu denen z. B. sprachliche Beobachtungen an kleinen Kindern gehören.) Wohl aber steckt ein Entwicklungswert darin. Auch ist es ja nicht gesagt, daß nicht, nachdem in der Eröffnung das schmutzige Öl ungestüm entleert worden ist, der Rest der Flasche klaren und feurigen Wein zu Tage fördern mag, was nachzuprüfen ich einem Andern überlasse.

Berlin.

Hermann Häfker.

II.

Bei der Betrachtung eines wissenschaftlichen Werkes von ungewöhnlichem Umfange muß sich der Kritiker auf Hervorheben einzelner Probleme beschränken. Nur wichtige Punkte kann ich hier bevorzugen. Doch wünsche ich nicht nur beliebige Stichproben anzustellen; sondern meiner Besprechung liegt gewissenhafte Würdigung des Ganzen, bis jetzt 1400 Seiten starken Werkes zu Grunde. Und schon die Thatsache, daß es mir der Mühe wert erschien, die breiten Mauthner'schen Darlegungen gründlich durch zu arbeiten, muß die leider teilweise notwendige Schärfe dieser Ausstellungen abmildern und bezugen, daß wir in der That eine in ihrer Art scharfsinnige und namentlich sehr anregende Leistung vor uns sehen, die wir durch strenge wissenschaftliche Maße ehren dürfen. . .

Die größere Gruppe von Einwänden, die sich gegen Mauthners Arbeit erheben müssen, hätte sich einer Psychologie der spezifisch jüdischen Intelligenz anzugliedern; jener Talente, die dem modernen Journalismus nahezu einheitliches Gepräge geben. Hier ist Fritz Mauthner eben ein Typus. Und es wäre daher so willkürlich als ungerecht, gerade an seinen, in ihrer Art immer ehrlichen und gediegenen Leistungen geistige Konstitutionsfehler zu entblößen, die den Charakterologen nur im Zusammenhange weiter rassenpsychologischer Probleme beschäftigen dürfen.

Zerfahrenre Vielgeschäftigkeit, betriebamer Wissenshochmut bei innerer Traditionslosigkeit; maßloser Ehrgeiz, und die immer atemlose Eitelkeit sprunghafter Geistesführung; fernerhin das unshöpferische Überwuchern alles kritischen, rezeptiven und ornamentalen Beiwerkes bei dürftiger Schwäche der positiven Grundlagen; und über-

flüssige, dem feineren Sinne geschmacklose Subjektivismen — all' das sind nur symptomatische Züge, die einem empor strebenden, aho-soerischen Naturell, das seine eigene Grenze kennt, eine tragische Leidensgröße geben, aber an einem für die Nachwelt bestimmten philosophischen Werke weit herbere Kritik rechtfertigen, als gegenüber den Geistespielen und Eintagsblänzen heute bedeutender, morgen vergessener Publizisten am Platze wäre . . .

Die Feuerwerkstücke vieler unserer Publizisten sind an ihrer Stätte gewiß anregend, ergötzend, klug und verdienstlich. Sie wollen für eine Woche, einige Rinde Sensationen geben; feine, seltene Früchte, vornehme Blumen. Donn oder sind sie wehl, alt, — oergeffen. Und wenn solche Eintagskinder hinterher in toten Büchern gesammelt werden, so kann man dankbar darüber hinweg sehen, als über menschliche Eitelkeit bedingter geistiger Größe. Aber das oortliegende Werk fordert in Apercus, die im Feuilleton des „Berliner Tageblattes“ bewundernswert gewesen wären, gewissermaßen das „Johrhundert in die Schranken“. Es schulmeisterl Kant, Schopenhauer, Humboldt, Geiger, Rog Müller, Darwin, Wundt . . . und wen nicht noch Alles. Do darf ihm denn schärfere Analyse nicht empfindlich sein. Um so weniger, als dies hyperkritische Routhner'sche Werk durch eine ungemein herab mindernde Stilort, durch Mangel an psychologischer Diskretion, on edler Schen, kurz durch sturrite Ehrfurchtslosigkeit gekennzeichnet ist. Doburdurch wirkt es auch dort allzu leicht oertimmend, wo man dos Selungene und Bedeutsame sonst heroor heben möchte. Wo immer das oiele Lebenswürdige und Ansprechende eines im Grunde schlicht-guten und einfach-tapferen Menschentumes gewinnend hindurch schimmert, do zerstört Unrechtes und Übertriebenes die harmonische Stimmung. Ta iraudet der Genuss in wahrhaft wüsten Gedankenlabrynten, in welchen ein in sonderbarer Weise geistreiches, aber zu reinlich wissenschaftlicher Selbstbescheidung zu erregtes, ja schon zum Begreifen abstrakter Probleme allzu ablenkbares Temperament, das die Probleme immer nur selbstironisch herob zu wüirdigen sucht, sich fruchtlos erschöpft . . .

*

Ein großer Gedanke geht durch Routhners Werk, gleichsam als einziger „Trid“; ein festes Prinzip, dessen Durchführung in der That eine dauernde Leistung versprochen hätte. Es handelt sich um den Grundgedanken des Kritizismus, dos alte „Kopernikanische Prinzip“. Dieses Nichtmoß, welches die ökonomisch-onthropomorphe Natur des Menschenwissens normierte, möchte Routhner auch auf die Kritik des Sprechens übertragen.

Schon der Titel kennzeichnet die Antinomie. Eine Kritik der Sprache giebt es nicht. Sprechen ist fließendes Thun. Soll es zum wissenschaftlichen Objekte werden, so habe ich es metaphorisch zu oerdinglichen. Die „Sprache“ kann also nur Wissens-Gegenstand sein, so weit sie nicht lebt. Nur als Petrefakt, als Abstraktion sprechen wir über „Sprache“, denken wir über „Wissen“. Mit dieser Erwägung muß mon eine Sprachkritik beginnen, will mon nicht, wie Routhner, bei ihr endigen. Mon sollte also erworten, Routhner stellte sich konsequent auf den Boden der Sprach- oder Erkenntnis-kritik; er umriß also schorj die für ihn lösbare Aufgabe und schiede sie präzis von meta-physischer, meta-sprachlicher Möglichkeit. Er steht in der That oor dem alten kritischen Grundsatz wie oor einer überwältigenden Entdeckung. Und doch zeigt sich dieses ganze Werk hindurch, doß er gerade dieses Prinzip, sein eigenes Prinzip nicht versteht. Er widerrust und oerwirrt es zugleich. Er zeigt erkenntnistheoretisch eine so subtil-konkrete Verworrenheit, doß, von glänzenden Einzelurteilen und

Eingelaufrücken abgesehen, die logischen Grundlagen sich von vorne herein erster Diskussionsmöglichkeit entziehen.

Zunächst lausen wunderlich-chaotische Wirrnisse in Bezug auf die Doppelheiten von Form und Inhalt, Geschehen oder Sein durch das ganze Werk. Schon das Wort „Sprache“ muß in einem Atem etwas Rein-Formales und etwas Inhaltliches, etwas Substantiales und etwas Fluktuierendes bezeichnen. Als Beispiel wähle ich das Verhältnis von Sprache und Denken; ein Hauptproblem der Sprachkritik.

Da heißt es nun zunächst an den mehrsten Stellen: Sprechen ist Denken, Sprache ist Gedächtnis, Sprache ist Erinnerung (I, 29). Dicht daneben aber heißt es wieder: „Es muß doch wohl ein Wissen ohne Sprache geben, ein Wissen, das erst durch die Sprache Denken wird“ (I, 204 fig.). Rauthner legt einerseits weitläufig dar, daß kein Denken vor dem Sprechen möglich sei. Dann aber andererseits, daß die Vorstellung dem Laute voran gehe (2, fig.; II, 403), während er zwei Seiten später die selbe Meinung an Preyer mit herob schender Überlegenheit behandelt. Die Dierke meint er, besäßen sprachlose Intelligenz, unbewußte Gedanken. Es giebt für ihn ungewortete „Wahr“-nehmung (d. h. sprachloses, unbewußtes Bewußtsein) II, 321 . . . aber die E. von Hartmann'sche Metaphysik, die doch ungleich tiefer gräbt als die Rauthner'sche, verachtet er eben um dieser Meinung willen mit Invektiven, wie sie etwa Schopenhauers Selbstgefühl für Vogel übrig hatte. Ein ander Mal wieder giebt es einen recht unbestimmten Parolleismus: Sprechen und Denken sind die beiden Photographien der Stereoskopes, welche das selbe Objekt darstellen. (II, 676.)

Rauthner hat hier überhaupt keinen Boden unter sich. Als Ichwort ist Denken gleich Sprechen (II, 63); als Dingwort aber ist Gedanke unabhängig von Sprache. Die Verben werden also erst einmal identifiziert, dann verdinglicht und ihre Verdinglichung wieder differenziert. — Wiederum wird dann kurz hinter einander Sprache als Erfindung (I, 67) und als Wachstum (I, 76) bewertet. So macht Rauthner nur allzu viel Ernst mit seinem Paradox: „man könne manches besser erklären, wenn man nur nichts dabei dächte“ . . .

Sprache, Intelligenz, Denken; Moral, Instinkt; oder Bewußtsein, Ich, Gedächtnis, Erinnerung, Seele — wo es hin paßt, da wird das alles scharf witzig identifiziert; poßt es nicht, dann betet Rauthner zu dem betreffenden Wortfetisch. Es heißt etwa das eine Mal, „Sprache sei die Form des Gedächtnisses“, ein zweites Mal, „Sprache ist Gedächtnis“, ein drittes Mal, „Gedächtnis ist die Form des Bewußtseins“ (II, 302) — und so weiß Rauthner überhaupt nicht, ob er Substantivo formal oder inhaltlich aufzufassen habe. Worte wie Seele oder Geist werden bald nur in formaler, bald wieder in inhaltlicher Beziehung eingeführt; das Substantivum „Seele“ ist eine „ausgelassene Schale“; wenn er aber „seelisches Leben“ sagt, so redet er wie von der gewissesten Realität. So wird für ihn die Wissenschaft in der That — Wort-Wechsel. —

Einen recht breiten Raum nehmen Spekulationen über Zufalls-herkunft der Sprache ein. Das Lessing'sche Wort von des Menschen „Zufalls-sinnen“ hat es Rauthnern angethan. Auch die Logik, die Mathematik, die Denkformen sind „zufällig“. Freilich zirkuliert überall neben diesen Ideen über Zufallslogik und Zufallsmathematik eine fast rührende Mythologie. Da finden wir z. B. die wohl bekannte Notwendigkeit im Warten der Rotur“ (II, 320), oder „die Notwendigkeit im Fluge der ungeheuren Sonnen bis zum Leben im Hlohei“. Mechanismus und Teleologie; Freiheit und Notwendigkeit . . . das sind Widersprüche, vor denen Rauthners „Sprachkritik“ mit fast

liebenswürdigem Erstaunen steht. Er läßt etwa, ungestört durch seine „Zufallslogik“, auch gelegentlich einschießen: „Die Zufallsfinne sind in der Anlage mindestens schon vorher vorhanden“ (II, 408) . . . Rauthner möchte auf der einen Seite einer potentialen Gegebenheit, etwa im Geiste eines aristotelischen Materialismus, das Wort reden. [„Die Zufallsorgane des Kindes sind das Gedächtnis der Menschenart“ (II, 407), aber (II, 7:1 nach einem schrecklichen Gedankenknäuel über „Entwicklung des Apriori“), es „müsse an der Entwicklungshypothese (?) zum Mindesten bestehen bleiben, daß jeder Mensch eine Disposition auf die Welt bringt“.] Aber unaermittelt neben solcher, mit „Zufallslogik“ zusammen geschichteten Teleologie äußern sich auch wieder ur-metaphysische Platonismen, wie z. B. in folgender erkenntnis-kritischer Wertwürdigkeit: „In den Zahlen, wie in den geometrischen Formen, steckt eben die Gesetzmäßigkeit sprachlos drin, die der Mensch so schwer mit seinem Denken begreift.“ (II, 373.)

So geraten philosophische Bräutereien und die passivste Geistesarbeit, die äußeren Allüren eines unerhört kühnen Zertrümmerers und nie erreichter Steppsis mit der thal-sächlichen, ganz unausrottbaren Befangenheit in wissenschaftlich ahnungslosem Aberglauben in einen charakteristisch ansichenden Gegensatz: Ein noch primitiver, in Konventionen fest sitzender Denker zeigt das oft ergreifende, weil subjektiv ganz echte Pathos des intellektuellen Befreiers . . .

*

Wie Sprechen und Denken, so wird auch die Sprache und die Vernunft Gegenstand hilflosester Lastversuche. Das wird besonders in dem Abschnitte über Ursprung von Vernunft deutlich (der abgeändert an einem andern über Ursprung der Sprache steht). Ein Mutter dieser laßigen Quasigeburten ist z. B. Folgendes: Die Geschichte der menschlichen Vernunftsfähigkeit wird 1. von Rauthner identifiziert mit der Geschichte der produzierten Denkatte (also der „Philosophie“). 2. Diese Geschichte der Wissenschaft wird wieder gleich gesetzt einer Geschichte der Denktätigkeit. 3. Diese soll aufgehen in einer Geschichte der Sprache, und diese 4. wieder in einer Geschichte des Gehirnes. Andererseits vergleicht Rauthner dann 5. die Geschichte der Vernunft mit einer Geschichte des Auges, meint damit aber Geschichte des Sehens; und diese Geschichte des Sehens vermengt sich sogar nach mit der Geschichte der Malerei. Es ist für den Psychologen interessant, dem Zusammenhänge der ungemein agilen und impressionablen, aber ordnungslos lockeren Affigiationen dieses verzweifelt kritikalosen, zu Objektivität viel leicht zu geistreichen Kritikers nach zu spüren.

Fast unaermittelt widerruft er sich da plötzlich: „Geschichte der Vernunft“ geht „ohne Zweifel“ der Geschichte des Gehirnes parallel, wenn es uns auch „fast wahr-scheinlicher“ dünkt, „infinitesimal die Entwicklung der Vernunft als die Ursache, und die Entwicklung des Gehirnes als die Wirkung aufzufassen.“ (II, 707.) Und nach all' diesem Parallelismus, Dualismus, Monismus heißt es dann wieder überraschend und apodiktisch: „So gewiß die Vernunft eine Personifikation ist, . . . so gewiß hat sie keine Geschichte.“ Am Rande wird angemerkt: „Aufgabe unlösbar“. Und im nächsten Abschnitte beginnt es wieder: „Geschichte der Vernunft ist ungefähr so etwas wie ein Gedächtnis der Erinnerung oder eine Erinnerung des Gedächtnisses u. s. w.“ Fast immer haben wir es mit solcher noch spielerischen Produktion zu thun. Wir durch-adern diese sich nie genug thurende „Kritik der Sprache“, um am Ende zu hören, was wir zu Anfang schon wußten: daß „die Sprache“ nicht existiere. Däbige Tiraden über „Geschichte von Vernunft“ führen zu dem Schlusse, daß sei alles nur zum Späße ge-

sähen. Es verkündet sich eine nie erhörte „Kritik aller Kritik“, die sicher stellt, daß Logik das Vorurteil des Zufalles und Mathematik „unmöglich absolut“ sei . . .

Aber wenigstens ist der Weg zu solch' negativen Zielen niemals langweilig. Denn was erfordern wir nicht alles in den lucidals Intervallis dieses oft so reizend bohrt-geistvollen Philosophierens: daß der siebenwürdige Herr Verfasser noch Fontarossa in die Sommerfrische geht; daß er am dritten August Erdbeerörtchen ist; daß er, wie Spinoza durch Brillen schleifen, so für seine Person als Redakteur am „Berliner Tageblatt“ sich vor Hungertod zu schützen und der Menschheit zu erholten wußte . . . Und alle seine Meinungen verrät uns der dialektische Schwerenöter in angenehmen plätscherndem Sprplauder. Meinungen über Riechische und die Differenzialrechnung, Darwin und Phrenologie; über China und die Börse; die Duse und die Gymnasien der Gegenwart; daß er tief, tief den „überlächen“ Lombroso oerachtet, sowie auch Paul Lindou und die meisten Irdbenden Sprochforscher und Logiker. Bis wir dann endlich schwindlig werden oor lauter Funkenwerk und nur noch Atem ringend, todesmott, heroor stoßen können: Wie artig! Wie anmutig!

Es bedarf wohl keines Nachweises, daß der tuische Einwand: daß der für uns apriorische Schematismus des Bewußtseins für unsere Vorjohren oosteriorische Erwerbung gewesen sei, eine Vernunft- oder Sprochkritik überhaupt nicht berührt; daß es insbesondere Noiveltät ist, von Kant, den man so oft als den Vater des empirischen Entwicklungsgedankens bezeichnen darf, zu meinen, er habe diesen Allerweltseinwand „übersehen“. Bevor wir über Herkunft oon Vorstellungen reflektieren, müssen wir diese Vorstellungen selber fest stellen. Die Erkenntnis-kritik ist statische Ktiologie menschlichen Erkennens. Ihre Inoentorousnohme widerspricht dem Deszendenzgedanken so wenig, als dieser jemals die Transjendenlollehre widerlegen kann. Damit wären Rauthners subtile Auseinandersetzungen mit Kant eigentlich genügend erledigt. Rauthner glaubt indessen eine Kritik des reinen Erkennens erst durch seine Sprochkritik oollendet zu haben. Wer uns eine „psychologische Kritik der Logik“ ankündigt, muß doch erst einmal Logik kennen.

Von den kaum entwirrbar zarten syllogistischen Schnigern Rauthners ist das Durcheinanderwerfen oon Formol- und Realgründen wohl am häufigsten. So wird (z. B. II, 181; Astronomie) klar, daß er die Begriffe „Thatsache“ und „Gesetz“ nicht zu unterscheiden oermog. Daß er also ein Werk über Gesetze in Sproche und Denken schreibt, ohne nur eine Definition oon Gesetzen zu haben. Er oerwechselt auch Formol- und Realprinzip, wenn er (II, 182) die Graoitation den „Grund des Jolles“ nennt; ebenso werden Relationen wie „Struktur“ und „Funktion“ (II, 98), phsiologisch und psychologisch, phsiisch und psychisch Anloh zu userlosem Durcheinander. (II, 8, 10 u. f. w.) In oller Unschuld redet er von „elektrischen Kräften“ als oom Gegensatz zu Bewegung. Die logische Willkür ergießt sich in Sätzen wie diesem: „Der Mensch hat die Schwerkraft nicht aufgehoben, weil er sie benonnt hat“ (II, 219). Dagegen nennt er II, 447 die Schwerkraft eine „unwirkliche Personifikation“.

So wie die Auffassung der Logik, so ist Rauthners Behandlung der Mathematik ahnungslos. Man könne, meint er, Logik nur aus Sproche her leiten, die völlig „charakterlos“ sei (II, 324); eine solche Sproche oerachtet er auf's Tiefste. Wir schöken sie in der Mathematik. Daß der Mensch keine andere Vernunft hat als seine Sproche, ist ja schließlich alt und selbstverständlich. Aber schon der Hinweis, daß zur Menschensproche auch die mathematische gehöre, sollte vor der unwissenden Anzeigeri auzer

logischen und sprachlichen Werte nutzlos machen. Da Rauhner freilich Mathematik samt Zählen und Messen für ein eoventuell falsches „Abbild der Natur“ hält (II, 424), so ist er einer noch zu liefernden Kritik der mathematischen Begriffe ebenso entzogen wie jeder Erkenntnistritik, mit jenem nicht mehr eben originalen Hinweis, daß die Formen der Vernunft psychogenetisch geworden seien.

Gustao Landauer, ein sehr talentvoller philosophierender Anhänger Fritz Rauhners, der seine eigenen Meinungen sachlich zusammen hängender vorzutragen weiß, ehrt in Rauhners Werk die endliche Krönung der alles zermalmenden Vernunftkritik. Zweifellos darf ein reicher, bedeutender Kopf wie Rauhner in seiner Sphäre herliche Anerkennung beanspruchen; die Präension der Thronfolge Kants aber ist nur geschmacklos. Die Antikritik Herders war gegen solche Metakritik doch wohl Meisterwerk. Schon die schlichten kantischen Termini sind Rauhner ungeschickig. II, 716 wird Kant oerbessert, weil er ein „reines, apriorisches Denken auf stellt, zu welchem Erfahrung nicht notwendig ist“. (Das ist Kant natürlich gar nicht eingefallen.) „Er (Kant) hatte noch nicht erkannt, daß Erfahrung und Denken, beides nur Gedächtnis aber Sprache sei, das eine Mal von vorn, das andere Mal von hinten angesehen.“ (!) — Denkerische, wissenschaftliche Thaten erscheinen in solcher Darlegung wie Feuilletons: „Die Negation des Unsinns, daß eine Bewegung ohne jeden Grund sich ändern könne, ist unter dem Namen des Trägheitsgesetzes der Ruhm Galilei's geworden. Die Negation des Unsinns, daß Kraft oder Stoff aus nichts entstehen könne, ist unter dem Namen der Erhaltung der Energie der Ruhm des 19. Jahrhunderts.“ (II, 208.) Kant soll ferner (II, 717) „drei Anschauungsformen der reinen Vernunft“ (wörtlich!) auf gestellt haben. (Wahrscheinlich hat Rauhner nur aus Schopenhauers „Parerga“ Erkenntnistritik kennen lernen.) Dann soll der arme Kant (II, 690) eine „Kritik der apriorischen Vernunft“ geschrieben haben; er soll auch die „Idealität des Dings an sich“ (II, 240) gelehrt haben. (Rauhner denkt an Idealität der Erscheinungen.) Ebenso wird II, 486 Kant gründlich mißverstanden, wobei noch Rauhner (darin sehr originell) Kants „prahtvolle Sprache“ und „unerreichte Klarheit“ besonders rühmt. Und was mag sich unser Thronerbe Kants wohl eigentlich denken bei Sätzen wie z. B. dem folgenden: „Alle Wirkung ist unendlich in Raum und Zeit“ (II, 4) oder: „Es muß doch hinter dem Raum unserer Sprache etwas Raumverwandtes in der Wirklichkeitswelt stecken, wenn der Sprachapparat, da er Raumvorstellungen biblich machen will, selbst zum Raumbilde wird. Und so mag auch hinter dem Drang zu so lähnen Metaphern (wie Übertragung des Raumes auf die Zeit, von der Farbe auf den Schall) ein Zwang stecken, der in den unentscheidbaren Verhältnissen der Wirklichkeitswelt liegt“; oder: „Es würde in unaußhellbare Abgründe führen, wollte ich die Frage erörtern, ob die Zeit eine Entdeckung oder eine Erfindung des Menschen sei.“ (II, 424.)

Vielleicht hat Fritz Rauhner im Rein-Sprachwissenschaftlichen mehr Achtung vor dem Detail; in seinen gedanklichen Voraussetzungen handelt es sich immer nur um ein „à peu près“. Was momentan mit Vorbehalt hin geworfen wird, ist im nächsten Moment vergessen, modifiziert, widerrufen, und von dem aus Überraschungen nicht heraus kommenden Leser, der das unterhaltende Buch ja doch meistens nicht zweimal lesen wird, erwartete nun Rauhner, daß er über Inkorrektes ebenso laprids hinweg sehe, wie er selber sich darüber hinweg redet. Auch I, 628; I, 32 u. f. w. stehen rechte Zerkümer über Kant. Mein es würde ermüden, wollten wir all diese tausend kleinen Gedankensünden urgieren. Vollends lassen wir Gemeinplätze bei Seite, wie etwa diesen: „Wir müssen uns hüten, unsere Kategorien von Raum, Zeit und Kausalität beim Kinde

oraus zu sehen" (I, 71). Da weiß eben Rauthner nicht, um was es sich handelt. Überhaupt sind die so genannt „wissenschaftlichen“ Termini in einem solchen Werke im Grunde nur störend und überflüssig. Viele dieser Rauthner'schen Aphorismen wären an sich ganz vortrefflich, wenn sie nicht auf „wissenschaftlichen“ Stelzen einher schritten. Welcher Fasomann wird denn aber wohl Sätze wie folgende nicht belächeln: „Spencer hat vergessen, in jeder Behauptung über die Urzeitgeschichte den Begriff des Differentials einzufügen“ . . . oder: „Die Unendlichkeit der Wirklichkeitsbewegung gelangt nur durch die schmale Pforte der Zufallsfinne in uns.“

Ein schon mehrfach erwähntes Lieblingsgebiet Rauthner'scher Irrtüme ist die „Wirklichkeitswelt“. Das Wort schimmert in allen Nüancen. Meistens meint er wohl „Hinterwelt“, „Ding an sich“; dann aber wendet er es wieder auf Erfahrungs- und Sinnenwelt an (II, 690 od. 705); an anderen Stellen wieder scheint er optische Eindrücke für „wirklicher“ zu halten als akustische, den Schall der Sprache also als „unwirklich“ aufzufassen, im Gegensatz zu anschaulichen Phänomenen, welche der Schall markiert; also ähnlich wohl, wie Lozarus Geigeer dachte. In einer oierten Version fällt die „Wirklichkeitswelt“ ungesähr mit dem zusammen, was Kant die „intelligible Welt“ nennt. Gelegentlich erfährt man auch, wie es in dieser „Wirklichkeitswelt“ eigentlich aussieht; z. B. daß es daselbst „weder einen Schwerpunkt, noch eine Richtung, noch ein Gewicht (welche drei Umstände so die Schwerkraft bestimmen sollen), sondern nur „Summen unendlich kleiner Ercheinungen“ gebe (sic! II, 448). An anderer Stelle (II, 259) soll „die Wirklichkeit in der Sprache wie in aller Natur“ „gefektlos, aber notwendig“ sein . . .

An all' dem zeigt sich nur aufs Neue, daß Rauthner eben schon die kritischen Probleme nicht versteht. Wenn er z. B. bedauert, „daß wir die Wirklichkeitswelt immer nur klassifizieren können, anstatt sie zu begreifen“ (II, 31), so ist doch klar, daß er mit seinem „Begreifen-wollen“ noch auf dem Boden primitiver Metaphysik steht. Oder was sollen sonst Sätze wie dieser: „Der Grundirrtum aller bisherigen philosophischen Systeme ist, daß sie ein Denken voraus setzen, welches den Verhältnissen oder Kategorien der Wirklichkeitswelt ähnlich oder kongruent sei“ (II, 22). Rauthner widerruft zuweilen in oft bedingtigerer Ideensucht seine eigenen, ganz richtigen Erkenntnisse schon durch unpsychologische Fragestellung. So, wenn er erörtert, ob Eigen- oder Gattungsnamen die ersten Bezeichnungen seien (II, 431), oder wenn er doelegt, daß die Analogie „die Sprachentwicklung beherrscht“ (in Wahrheit jedoch meint, daß sie die formale Orientierung, das Bewußtsein der Entwicklung ordnet). Wenn er eben ausgemocht hat, daß außerhalb der Erklärung der Phänomene keine Identitäten bestehen (z. B. II, 5) und man nun glaubt, er habe Fuß gefekt, so fällt er auf der Stelle in seinen Quatschismus von Wirklichkeit und Sinnerchein, Wahrheit und Denken zurück durch Fragestellungen, die für ihn, wenn er nun etamol konsequent auf psychologischem Boden steht oder stehen will, längst erledigt sein müßten.

Unser Verfasser sagt wohl nur Wenigen noch etwas Neues mit seiner an sich recht scharfsinnigen Darlegung, daß unsere Weltökonomie auf Übersehen feinerer Fluktuationen aus gehe. Aber es giebt eben allgemeinste Prinzipien für die Art dieser Orientierung. Eben über diese Prinzipien hat uns Kritik des Sprechens als Ergänzung der Kritik des Erkennens aufzuklären. Sie kann z. B. zeigen, in welchen psychologischen Bestimmtheiten wir uns bewegen, wenn wir vermeintlich objektive Sprachgesetze aufzufinden glauben. Sie kann diese Sprachgesetze auf kausalen Zwang zurück

führen; kann zeigen, wie jedes dieser Gesetze Bequemlichkeitsakt nach dem Principe des Kleinsten Kraftmaßes gewesen ist, und kann somit dogmatische Verhärtung hinten halten in Wissenschaftsgebieten, welche ja immer nur Festlegung von Relationen begreifen dürfen. Eine solche, immerhin begrenzte „Sprachkritik“ mag neben die Sprachpsychologie treten, die zumal durch Buntsts ehrwürdige Wirkung heute ja schon selbständig neben den linguistischen Wissenschaften steht. Immer aber ist fest zu halten, daß die engere Sprachforschung es mit den in Schrift und Litteratur fest liegenden Datis zu thun hat und durch Erforschung der Funktion des Sprechens ebenso wenig wie durch Kritik ihrer eigenen denkerischen Vorgänge gefördert wird. Hier kommt es eben auf genaue Begrenzung der Gebiete an. Rauthner mißt aber leider seine sogen. „Kritik der Sprache“ in eine durchaus nicht verdienstlose Kritik der Sprachwissenschaften. Seine Negationen also müssen für den Sprachforscher oft wichtig und anregend sein; die positive, gedankliche Leistung dagegen kann Sprachforschern vielleicht nur darum imponieren, weil sie auf Gebieten dilettiert, welche schwer und nur in minutiöser, der Sprachforschung zu entlegener Arbeit zugänglich sind und darum wohl den meisten Sprachgelehrten fremd bleiben müssen. Hingegen muß ich meinerseits die Würdigung des Rein-Sprachwissenschaftlichen in Rauthners Werke den Fachkennern überlassen. Vom Standpunkte des Laien kann ich nur Nebensächliches bemerken:

Obwohl Rauthner die Unwichtigkeit des „Alphabetismus“ gegenüber den Lautarten scharf begreift, legt er doch wohl bei Beurteilung der Onomatopöe (II, 451) zu viel Gewicht auf Artikulation, zu wenig auf Rhythmus. (Es ist ganz gleich, ob man Kikeriki, Giggelgoggelgugh, Tittelaktet — aber wie immer — rufen würde; die metaphorische Kennzeichnung des Hahnschreies liegt nur im Rhythmus.) Ferner schiebt Rauthner der platonischen Theorie zu viel Flachheit unter, nimmt die Kling-Klang-Reflexionstheorie Max Müllers gar zu leicht (II, 449), wird auch der „dilettantischen“ Abel'schen Theorie vom Gegensinne der Urmorte (266) durchaus nicht gerecht. Er verlegt ferner in einem Atem die grammatischen Formen in die Orientierung und faßt sie dann selber wieder als historische Entwicklungsstufen auf (z. B. II, 421). Wenn er daher von Hegel sagt (I, 66), er habe den Begriff der Entwicklung mit der realen Entwicklung verwechselt, ja stimmt das zwar ganz und gar nicht, ist aber bei Rauthner selber in der That noch sehr oft der Fall. Andererseits finden sich wohl gerade in den speziellen, sprachlichen Darlegungen viele sehr große Feinheiten. So ist die Wichtigkeit der Rationalisierung scharf erkannt (II, 252, 292, 311, 317, 375). Hier trifft man Bemerkungen, die nach weit über Rauthners Wert hinaus ragen. (Rauthner findet nach dieser Richtung einige wertvolle Winke in A. Bierlands „Naturvölker und Kulturvölker“, z. B. 428, 483, 463, 134 re.) Auch II, 425, 318, 604, 345 u. a. O. stehen bei Rauthner ungemein wertvolle Aperçus. Die vorzüglichsten Worte aber, die Rauthner geschrieben hat, sind die schönen, ergreifenden Schlussworte seines ersten Bandes, die wieder zu geben leider zu weit führen würde. Sie können veröffnen mit „I“ den sanftigen vielen Schwächen seines Werkes, und wären deren auch noch weit mehr.

*

Endlich noch ein Schlusswort über Form und Stil. Rauthners Werk ist flüchtig gearbeitet. Es giebt da kein milderes Wort. Es ist durch seine Sprunghaftigkeit oft ungemein ermüdend. Es macht eine ernste Kritik zu einer sehr langwierigen Arbeit, die selben Thematika unter den selben aber verschiedenen Überschriften an den entlegensten Stellen von 1400 fast planlos geschriebenen Seiten auffuchen zu müssen. Dabei kommen

viele Wiederholungen vor. (Junggrammatiker: II, 83, 86, 93, 106, 257; Semitische Wurzeln: 236, 253; Balketymologie: 221, 191; Witz: 265, 284 u. dergl.) Und in wie viel entlegenen Abschnitten wird z. B. über Goethe oder über Kant abgehandelt! Die Disposition der Bücher ist eben ganz willkürlich. So kommt auch die „Sprachkritik“ im letzten Drittel des zweiten Bandes überhaupt erst auf Entstehung der Sprache zu reden. Mindestens sollte dem Werke ein Sach- und Namenregister beigefügt werden . . .

Fürchtig ist Rautthner auch nur zu oft in der Aburteilung über große Männer, worauf besonders Kant gegenüber schon hin gewiesen wurde. Er vernichtet oft ihre Phantome, aber ungründlich und darum unbefriedigend (II, 618); wichtig, aber flach (I, 240). Er hört halb zu und widerlegt dann halb Verstandenes. (Typisch dafür ist z. B. II, 480 der Widerspruch, den er Avenarius und Bruchmann zuschiebt.) Vor Allem wird Max Müller und ebenso Wilhelm Wundt fast immer in ungehöriger Weise heran gezogen. Auch das H. Paul Zugeschadene ist wohl kaum recht zuverlässig.

Endlich hat Rautthner den fatalen Ehrgeiz, um jeden Preis jene gewisse Berliner Schnodderigkeit zu bewahren, halb belustigende, halb ätzende Witzereien, — und besitzt in hohem Grade, was wir Juden mit einem bezeichnenden hebräischen Worte „Chutpe“ nennen. Das ist oft nicht recht würdig. Ausbrüche geraten häufig zu stark, zu superlativisch. Da wird dann auch die echte Regung leicht unkeusch übersteigert. Diese Drahtik der Rede wirkt gewalt und nur zu leicht verlegend. Wendungen, wie sie z. B. I, 26, 27, 38, 80; II, 416, 429 u. a. O. stehen, sind in wissenschaftlichen Werken unbedingt unangebracht. Anderes mag man ja als „persönlichen Stil“, als Temperament des Schriftstellers gesten lassen; selbst ein gelegentliches Hervorstechen von Naturlauten (z. B. II, 513). Dagegen ist ein bestimmter Zeitungs- und Börsenjargon (z. B. I, 82) schlechtthin unerträglich. Man wird da tot gehetzt mit herausfordernd anreizender Geistreichigkeit. Rautthner ist klug, „tausendflug“ (II, 398). Aber leider führt er nur eigene Sache, wenn er alles Wissen, Logik und Mathematik zu einem Spiele des Witzes machen möchte (II, 486). Ein freilich sehr unterhaltender und höchst überraschender Witz in höherer Sphäre (sfr. das II, 504 über Witz Besagte) ist Rautthners nur allzu geistreich (I, 137) wissenschaftliche Eigenart. Er weiß auch viel Gutes zu sagen über Witz, abrupte Assoziationen u. Darin übt Rautthner mancherlei Selbstkritik.

Doch ich weiß, daß ich mancher Seite des jedenfalls vollkommen ehrlich geschriebenen Werkes zu wenig dankbar bin. Überhaupt verdient das Werk in seiner Sphäre wärmste Hochschätzung. Nur zu den wissenschaftlichen Taten gehört es nicht, ragt aber aus der Flut täglicher literarischer Novitäten wohl nach lange weit hervor. Könnte ich oft scharfe Beurteilung nicht vermeiden, so geschah das, weil ich einen Mann wie Fritz Rautthner doch auch wieder durch eine, die Sache suchende Kritik zu ehren wünschte — Kritik aber ist nun eben eine üble, traurig stimmende Thätigkeit. Das weiß Rautthner, der ja auch als Kritiker so Vielen weh thun mußte, nach viel besser als wir. Sie ist wohl nur feinerer Daseinskampf, in dem die Wahl der Waffen uns frei steht. Es ist leider nicht möglich, immer nur passiv das Große und Wertvolle herauf zu suchen, moan Rautthners Werk gewiß ja viel enthält, um sich auch manche Mängel verzeihen zu können.

„ . . . Und schlägt die Brust und thut sich groß,
Und ist doch selbst der Sünde bloß,
Und ist ein Narr wie andere Leute! —
Ach, und nicht einmal so gequält!“

Dies Goethe'sche Verslein schrieb ich nun schon nicht mehr Fritz Rauthner, sondern mir selber . . .

München.

Dr. Theodor Zeffing.

Rachbemerkung der Schriftleitung: Der geneigte Leser beliebe hierzu auch zu vergleichen die geistvollen „Aphorismen“ — Textproben aus dem Rauthner'schen Werke selbst — im Hauptteile des vorliegenden Festes.

Druckfehler-Verrichtung: S. 287, Sp. 1 Z. 2 o. o. Reime (statt Reime), Z. 11 o. o. erlebten (statt erlaubten), Z. 20 v. o. natürlich Langmann Z. 16 o. u. absputt (statt abschult); (statt Lungmann).



Büchertisch.

NB.: Die in römischen Lettern hier bezeichneten Werke wurden der Schriftleitung in zwei Exemplaren eingesandt — Besprechung in Korreferat-Form vorbehalten!

Allgemeine Bäderzeit: Neue Folge 12—20. Der Berräter. Fortschritt geteilt. Zwei Erzählungen von Gertraud Handl-Kayserl. 87 S. M. 0,20. — Das deutsche Östter- und Feldensbau. H. Willen- und Wessinganlage. Erneuert von Rich. o. Krauß. 268 S. — Gapphe. Eine Novelle von Theresie Kol. 144 S. Stuttgart, Josef Roth.

Nipine Rajakäden und ihr Gefolge. Die Gebirgsmitt der Erde in Bildern. II. Jahrg. Heft VII. München, Vereinigte Kunstankstalten Kl.-Ges. Jahrg. 12 Seite 4 R. 1.—

Mitjapanische Kunst. Sammlung Leder auf der Döllschöfer Ausstellung. Text von G. Frank. 2. Kunstausstellung der „Abelstände“, Monatschrift für deutsche Kunst. 1. Juliheft 1902; Düsseldorf, Verlag der „Abelstände“ (H. Vogel). 51 S.

Henz, Friedrich: Versuchum zur Tragödie vom Mann zum Weib. Gedichte. München, Verlags-Verlag. 107 S.

Der Selbe: Der Mensch. Zwei Bände. Glands. 128 S.

Der Selbe: Nostris. Ein romanhaftes Buch. München, Wilhelm Kromer. 130 S.

Berichte über Apparate und Anlagen, ausgeführt von Reppin und Wafche. 1. Jahrg. Nr. 1—5. Berlin 80, Engelwerf 17, Selbstverlag. Boude, Oswald K.: Wort und Bedeutung in Goethe's Sprache. Berlin, Emil Felber. 326 S. M. 5.—

Bourq, Philipp: Ein Getatoesproletarier. Familien-drama in 4 Aufzügen. Ath (Belgien), Selbstverlag des Verfassers. 94 S.

Braune-Wolff, Rub.: Verblige Leute. Drei Thüringer Erzählungen. Selbstausgabe Leipzig, Schönlager Volkschriftenverlag. 68 S.

Bor, Bob: Vorebden (Manuskript: „Der Vater“, Vorwort: „Der Vater“, Jola: „Sein Vater“.) München, Aug. Schupp.

Greifeder Berlin für Buchardt: Bericht. Künstlerische Ausarbeitung von Rich. Grimm. Greif, J. B. Klein'sche Buchdruckerei.

Deutsche Literaturblätter aus alter und neuer Zeit. Herausgeg. von Karl Maria Klob und Oskar Bach. II. Jahrg. Nr. 3: Christian Dietrich Gröbe. Wien XII, Verlag „Deutsche Literaturblätter“. 16 S.

Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Neuere und neueste Zeit. Herausgeg. von J. B. Nagl und J. Zehner. Wien, Carl Fromme. M. 1.—

Deutsche Stimmen. 4. Jahrg. Nr. 9. Halbmonatschrift für vaterländische Politik und Volkswirtschaft. Herausgeg. von Dr. Steber, Dr. H. Johannes und G. H. Pögl. Berlin W, Verlag der „Deutschen Stimmen“. (G. m. b. H.) Einzelnummer M. 0,50, Vierteljährlich M. 2,50.

Erich, Fritz: Des Vaters Segen. Ein Drama in 5 Aufzügen und fünf Tagen. Bielefeld, K. Schönlager. 100 S. M. 2.—, geb. M. 3.—

Fessel, Hugo Siegfried: Sonnenkinder. Eine Mädchen-sammlung in einzelnen Bänden. 1. Bänden. Titelzeichnung von Max Bloch. Berlin NW, Carl Krens jr. II S.

Foral, Hugo: Aus dem Herzen. Gedichte. 2. verb. u. verm. Aufl. Wien, Selbstverlag des Verfassers. 53 S.

Goldschmidt's Bibliothek für Haus und Reise. Bd. 105—106: Der Sohn des Strahlings. Roman von F. Knefelde. 218 S. M. 1.—, — Das öbe Haus. Eine Erzählung aus dem vorigen

Jahrhundert von Ernst Pasqué. 2. Aufl. 104 S. M. 0,50. Berlin, Albert Weisbrodt.

Wittich, Paul: Der Knochensch. Knochensch. Berlin, Julius Barb. 118 S.

Wittich, Paul: Die Geschichte. Bd. VII der Bibliothek. Berlin, G. R. Arthur Müller & Co. 75 S. Geb. M. 0,80, geb. M. 1,--.

Wittich, Eduard: Knochensch. Schachspiel in 3 Kuffen. Straßburg, Josef Singer. 70 S.

Wittich, Eduard: Ignatius Antiocheni et Polycarpi Smyrnaei epistolae et martyria. Edditi et adnotati. Berlin, V. Schmidt & Sohn. 384 S. M. 10,--.

Wittich, Eduard, Franz: In den heiligen drei Bräunern. Gossolengo. Linz, Österreichische Verlagsanstalt. 131 S.

Wittich, Dr. med.: Männliches und weibliches Denken. Ein Beitrag zur Frauen- und Erziehungsfrage. Halle a. S., Carl Neubach. 35 S. M. 1,--.

Wittich, P. J.: Betrachtungen über Majestäten und Majestäten-Belaidigungen der römischen Kaiserzeit. München, Kommissionsverlag Schömann & Burger. 280 S. M. 5,--.

Wittich, Carl Ritter: Die Frauen- oder Eucus und Frauen- oder. Dramatisches Volkstheater in 4 Akten. Wassertrübe, Wolf Oberpollis, Selbstverlag des Verfassers. 22 S. M. 1,--. (1 Rr. 20 h)

Wittich, Nikolaus: Ausgewählte Dichtungen. Halle a. S., Hermann Schulz. 322 S.

Wittich, Ernst: Der Straucher. Erzählung. Jülich, Art. Institut Carl Böhl. 194 S. M. 3,--.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Sonderdruck aus der Zeitschrift für die Geschichte der Wissenschaften u. Künste. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

Wittich, Ernst: Die Studien in Österreich. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Literatur. Leipzig, V. Schmidt & Sohn. 14 S.

An unsere Leser richten wir wiederholt die höfliche Bitte, in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern und für Lesekreise immer wieder „Die Gesellschaft“ zu verlangen oder zu empfehlen.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Arthur Seidl in München-Solln II, Sackstraße 135, I. Fernruf-Nr. 10124; Sprechzeit der Schriftleitung: Samstag Nachm. 4—6 Uhr; Postzeitungsliste — Bayern: Nr. 1084, Deutsches Reich: Nr. 2926, Österreich: Nr. 1596;

Münchner Auslieferung: Jaf. Ant. Hinstlerin Nachfolger (Salvatorstraße).

NB. Für unerlangt eingesandte Rezensionen-Gemalere übernehme die Schriftleitung überhaupt keine, für unerlangt eingesandte Manuskripte nur dann Gewähr, wenn Kopie beilieg. Brief- und Monographien, Zeitschriften- wie Bücher-Veröffentlichungen: ausschließlich an den Herausgeber; Besprechungen, Anzeigen oder Geschäftsverhandlungen: an den Verlag erbeten. — Beabsichtige auf Verlangen jederzeit unentgeltlich und postfrei durch die Verlagshandlung zu bestehen.

Verlag und Druck der „Gesellschaft“: E. Piersans Verlag (H. Linde) in Dresden.

Die
Gesellschaft.



**Münchener
Halbmonatschrift für Kunst und Kultur.**

Herausgegeben

von

Dr. Arthur Seidl.



XVIII. Jahrgang. — 1902.

Band IV.



**Dresden und Leipzig.
Verlag der „Gesellschaft“
E. Pierfons Verlag.**

Erud von G. Sierfjon's Serlag (N. Sunde) in Zeröben.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Attenhofer, A., Merke! Karrheiten	365
Baeschlin, Theodor, Heimat und kosmische Dichtung	363
Bayersdorfer, Adolf, Gustave Courbet (Ein Steckbrief)	186
Beringer, Dr. Jos. A., Hugo Wolfs Lied	246
Dötscher, A. O., Der sozialdemokratische Parteitag in München	1
Felder, Erich, Neues von der Schleißheimer Galerie	315
Fischer, Dr. mod. Hans, Feuerbestattung für Süddeutschland!	288
Fuld, Dr. Alphon, Aero-sanatorien für's Volk!	349
Haedel, Dr. Erich, Münchner Sommerausstellungen 1902 (Eine Studie über Münchner Kunst von heute)	38
Haedel, Gustav, Sasha Schneiders: „Um die Wahrheit!“	228
Heilmeyer, Alexander, Raphael Schuster-Woldau	115
Kastner, Eduard Fedor, Findlinge	233
Kläger, Emil, Der Weg zur Krippe	113
Kühl, Gustav, Rombert	97
Krüger, Geh. San.-Rat Dr. Konrad, Zur Nahrungsfrage	154
Die Abhängigkeit der sittlichen von den wirtschaftlichen Zuständen	345
Kunab, Paul, Fabeln und Bilder	307
Aphorismen	309
Lilieneron, Detlev von, Neues (Verse)	179
May, Max, Volksernährung	77
Mollenhauer, Karl, Heinrich Hansjakob (Ein Bruchstück zum Kapitel „Heimat- kunst“)	171
Morgenstern, Christian, Zwei Kapitel aus der satanischen Geschichte des Marquis von Effenz (J. R. Huyssmans)	29
Oesterreichische Dichtung, mit Beiträgen von: Karl Bienenstein, E. von Filz, Leo Heller, Egon von Komorzynski, Paul Vorges, O. Rudorff, Ignaz Stowasser, R. Waldmann, Paul Wertheimer	108
Oswald, Hugo, Zwei Tagebücher: 1. Aus meinem Hinterstüber Aufenthalt	32
Platzhoff-Dejeune, Eduard, Heinrich Driesmans	353
Pottgießer, Karl, Über Opernkonkurrenzen	311
Reihenstein, Editha von, Requiem	306
Riefenseld, Paul, Der Koenturin (Eine wahre Fabel)	181
Schapire, Rosa, Paul Roberts' Gemälde im Treppenhaus des Neuenburger Kunstmuseums	369
Schmidkunz, Dr. Hans, Klavierlehrers Erdenwallen	192
Schweizer Lyrik, mit Gedichten von: Th. Baeschlin, Fern. Hesse, Werschetzki- P. Schmitz, Annemarie von Nathusius, Emil Neuenberg	366
Seidl, Dr. Arthur, Zwei Tagebücher: 2. Aus meiner Sommersfrische	34
Der „Sturmgeselle“ — Sudermann	281
Von Schweizer Tonkunst	374

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Seiling, Hofrat Prof. Max, Über den Selbstmord	160
Sendblip, R. Freiherr oon, Zu Franz Liszts Ehren. Ungebrachte Original- briefe des Meisters an G. Frhrn. von Sendblip. Nebst zugehörigen Einzel- heiten aus den Jahren 1843—1852	83
Siebert, Dr. med. F., Die wirtschaftlichen Verhältnisse des ärztlichen Standes .	10
Spitteler, Karl, Verehrte Welt!	362
Stern, Maurice Reinhold oon, Neue Dichtungen	379
Trepplin, Georg, Lyrische Skizzen	112
Urban, Henry F., Das unterstädtische Schauspielhaus	21
Der Florida-Minirel	27
Veritas, Das Kredit-Ümwesen unserer Tage	217
Weber-Lutkow, Hans, Die Feuerarte	235
Geschichte	242
Münchner Tagebuch	47, 122, 197, 255
Kritische Uede:	
Der Fall Schläifzer (S. Lublinski)	320
Die Schweiz eine deutsche Provinz? (Dr. Otto Helmut Hopfen) . . .	383
Homöopathie (Emil Schlegel)	58
Über die politische Lage Osterreich-Ungarns (Dr. Heinrich Herbatzsch) .	131
Zur Millionendefraudation in der „Osterreichischen Länderbank“ (Ein Nach- wort von Bankmann)	204
Zur Psychologie des Selbstmordes (Philipp Frei)	204
Der Traum vom „objektiven Verfahren“: S. 388; Der Wahrheit die Ehre: S. 267; Friede ward in Troja's Hallen: S. 328; Friedrich der Freidige: S. 329; In memoriam: S. 208; In Sachen Zeit, „Zeit“: S. 331; Kunstgeschmack im Leben des Kindes: S. 268; La femme en marche: S. 329; Lesefrüchte mit Handglossen: S. 63, 135, 209, 269, 332, 389; Musikwissenschaft im Voancement: S. 386; Truist wider Truist: S. 133; Von der „litterarischen Höhe der gegenwärtigen Berliner Kultur“: S. 207; Von mancherlei Krebschaden im Lande: S. 61; Zum Kapitel der modernen Zrennpflege: S. 386; Zwei Briefe: S. 134.	
Besprechungen:	
Bilanz der Heimatkunst in Oberösterreich (R. R. oon Stern)	303
Ein Arzt über Kunst und Künstler (Dr. phil. et med. W. Weygandt) .	211
Jacobowski-Litteratur (Richard Braungart)	335
Militärisches (Karl Weibtreu)	138
Neuere Musiklitteratur (Paul Ehlers)	66
Unsere Arbeiter und die Getreidezölle (Wilhelm Cohnstaedt)	271
Doppel-Besprechungen: S. 71, 144, 213, 275, 336, 401; Druckfehler- Berichtigungen: S. 151, 210; Ein Protest der „Jugend“: S. 279; Einzel- Besprechungen: S. 150, 214, 278, 342, 403.	
Bühnertisch	75, 151, 215, 279, 343, 404

Bildnisse:

- Liszst-Medaillon (Nr. 20).
- Sasha Schneiders „Um die Wahrheit!“ (Nr. 22).
- Paul Robert (Nr. 24).



Band IV. ❁ 1902. ❁ Heft 19.
—

Der sozialdemokratische Parteitag in München.

Von K. H. Döschner.

(München.)

Sie mehr die deutsche Sozialdemokratie sich ausgedehnt hat, je mehr sie in die Kommunal-, Landes- und Reichsvertretung eingedrungen ist, um so größer ist der Kreis ihrer unmittelbaren praktischen Aufgaben geworden, um so mehr ist sie genötigt, zu den mannigfachen Fragen des wirtschaftlichen, politischen, kulturellen Lebens Stellung zu nehmen. Die Zeiten der Festlegung ihrer prinzipiellen Aufgaben sind längst vorbei, die praktische Tagespolitik beherrscht die Kongresse, die dadurch vielleicht an allgemeinem Interesse verloren, aber an Bedeutung gewonnen haben. Immer noch giebt es Gegensätze, immer noch werden kräftige und von den Fernstehenden, die das individuelle Temperament mit der Sache verwechseln, in ihrer Tragweite überschätzte, hitzige Debatten geführt; aber die dramatische Spannung hat nachgelassen. Der Kongreß ist wesentlich zu einer Arbeitswoche geworden, in der die vielfältigen Geschäfte des sozialistischen Parlamentes erlebigt werden. Diesen Charakter ruhiger Sachlichkeit, die freilich etwas Anderes ist als bureaukratische Öde, hat auch der Münchener Parteitag getragen, mehr noch als seine unmittelbaren Vorgänger, in denen theoretische Streitigkeiten zu unnötiger Hitze aufblähten. Auch die bayerische Wahlrechtsfrage, von deren Erörterung sich Mancher eine leidenschaftliche Zänkerelei, oder gar so etwas wie eine Störung der einheitlichen Aktion versprach, erregte die Gemüter nicht. Sie wurde von keiner Seite aufgegriffen. Und das mit Recht.

Denn in einer rein taktischen Frage, und weiter war und ist diese bayerische Angelegenheit nichts, kann nicht ein unverrückbares Prinzip, sondern nur die jeweilige Sachlage den Ausschlag geben. Auch kann in speziellen Landesangelegenheiten, wie Bebel in der „Neuen Zeit“ schrieb, der Parteitag nichts als eine Art oberer Aufsichtsinanz sein. Im Übrigen hat die sozialdemokratische Reichstagsfraktion in Sachen des Achstundentages genau nach dem selben taktischen Prinzip verfahren: zunächst weniger zu fordern, um es mit Hilfe der sich sozialreformerisch gebärdenden Gegner durch zu setzen — oder diese an den Pranger zu stellen.

Es ist heuer das erste Mal gewesen, daß der sozialistische Parteitag in Bayern abgehalten wurde. Ziemlich spät und langsam hat der Sozialismus hier Boden gefaßt und sich ausgebreitet, obwohl im Jahre 1868 auf dem Vereinstage der deutschen Arbeitervereine in Nürnberg zuerst der Sozialismus die Majorität erlangte. Aber mit Recht konnte von Vollmar in seiner Begrüßungsrede auf dem „Hacker-Keller“ ausführen, daß heute die bayerische und speziell die Münchener Sozialdemokratie die politischen und sozialen Forderungen der großen Mehrheit vertritt und darüber hinaus mit allen geistigen Strömungen, Wissenschaft, Kunst, Unterricht enge verknüpft ist und einen weit gehenden Einfluß auf das gesamte öffentliche Leben hat. Nachdem die vereinsgesetzlichen Hindernisse gefallen waren, hatte das sozialistische München ein Anrecht, den Parteitag innerhalb seiner gastlichen Mauern zu beherbergen. Die Klassengegensätze sind hier nicht so schroff wie in anderen deutschen Großstädten, und ein gewisses demokratisches Empfinden ist stärker als sonst wo ausgeprägt: das konnte der aufmerksame Beobachter an vielen Einzelheiten auch anläßlich des Parteitages selbst merken. Noch wagt es freilich keine deutsche Stadtverwaltung, einen Kongreß von der Bedeutung des sozialistischen gebührend zu begrüßen, wie jeden anderen auch, obwohl ihr die englischen Städte durch den Empfang der „Trades-Unions“ längst das gute Beispiel gegeben haben.

Ein sozialdemokratischer Parteitag umschließt eine Reihe von Funktionen, die seinen Geschäftsgang bedingen. Er ist die höchste und souveräne Repräsentanz der Partei. Als solche hat er den Geschäftsbericht des Vorstandes, seiner Kontrolleure, sowie den Bericht über die parlamentarische Thätigkeit entgegen zu nehmen und zu bescheiden. Er ist aber auch die höchste Instanz für Beschwerden über die unteren Partielorgane. Weiter hat er die Aufgaben eines beratenden und beschließenden Parlamentes. Im Anschluß an größere, im Voraus bestimmte Referate, oder auch selbständig, werden Resolutionen beantragt und zur Abstimmung gebracht. Die Zahl überschritt diesmal weit die Hundert. Unter diesen

sind natürlich viele, die nur von speziellem Partei- oder auch Lokalinteresse bleiben. Andere Anträge wollen nur die Diskussion über irgend eine Frage anregen und treten deshalb in einer recht sensationellen oder gar grotesken Form auf, um das Interesse zu erwecken. So, wenn aus dem dritten Hamburger Wahlkreise vorgeschlagen wurde, die Pensionierung der Redakteure so lange abzulehnen, bis der Zukunftsstaat erklämpft sei. Aus der reichen Fülle der Verhandlungen werde ich nur die Gegenstände von allgemeinerer Bedeutung heraus heben und beleuchten.

Aus dem Geschäftsberichte, den der Parteisekretär Auer im Anschluß an den gedruckten Bericht erstattete, ist hervor zu heben, daß die wirtschaftliche Krise auch eine gewisse Stagnation in der Verbreitung der Presse hervor gerufen hat. In organisatorischer Hinsicht gab er zu bedenken, daß es zu Mißständen führen müsse, wenn die Verhandlungsgegenstände schon immer ein Jahr voraus fest gelegt würden, und befürwortete, erst einige Monate vor Eröffnung des jeweiligen Parteitages die Referate nach voraus gegangener Diskussion zu bestimmen. Die Verhandlungen hierüber ergaben weitere Anregungen, die nur nützliche Folgen haben können für den Ernst und die Sachlichkeit aller Beratungen, nämlich: die Resolutionen der Referenten rechtzeitig zu publizieren, damit die Diskussionsredner sich darauf vorbereiten konnten. Ich würde noch weiter gehen und für neue Gegenstände, wie es dieses Jahr die Kommunalpolitik war, über die Meinungsverschiedenheiten herrschen, auch ein Korreferat bestellen. Eine interne Angelegenheit, die indes auch von prinzipieller Bedeutung ist, betraf das Gesuch des Vereines „Arbeiterpresse“, in dem sich die Journalisten und sonstigen Parteiangestellten organisiert haben, zu ihren Versicherungszwecken den selben Beitrag aus der Parteikasse zu zahlen, den die Mitglieder selbst entrichten. So bedauerlich es nun sein mag, daß eine Arbeiterpartei nicht all' ihren Agitatoren eine Sicherheit der Existenz gewähren kann, so sehr ist es doch ihre Pflicht, für die direkt Angestellten als vornehmster Arbeitgeber zu sorgen. In diesem Sinne wurde denn auch entschieden.

Während in Osterreich die sozialistische Organisation sich auf der Autonomie der einzelnen Länder-Volksstämme aufbaut, ist die reichsdeutsche wesentlich zentralistisch. Das hat in den polnischen Gebieten zur Absonderung einer speziell „polnischen sozialistischen Partei“ geführt, der vorgeworfen wird, daß sie eher nationalistische als sozialistische Ziele anstrebe. Für diese hat begreiflicher Weise die deutsche Sozial-Demokratie, nachdem sie bereits 30 000 Mark für eine polnische Zeitung hergegeben hatte, nicht länger Opfer bringen wollen. Es ist zum offenen Zerwürfnis gekommen,

bei dem wohl von beiden Seiten gefündigt worden ist. Da aber für die deutschen Arbeiter die politische und gewerkschaftliche Organisierung ihrer polnischen Arbeitsbrüder und ihre kulturelle Hebung eine hohe Wichtigkeit besitzt, zumal bei der starken Auswanderung der Polen nach dem Westen, wurde beschlossen, in erneute Verhandlungen zu treten, um eine Einigung zu erzielen. Dieser Beschluß ist politisch weise und der großen und mächtigen Partei würdig. Mit Recht hat sie sich durch die Provokation einer unreifen und durch die preußische Polenpolitik verbitterten Gruppe nicht abhalten lassen, die Interessen der Gesamtarbeiterschaft, gleichgiltig welcher Sprache sie angehören, im Auge zu behalten.

Zu einer recht länglichen und unerquicklich-persönlichen Debatte führte ein sehr unüberlegter Augsburger Antrag, den Parteischriststellern für die Abwicklung ihrer Diskussionen das wissenschaftliche Parteiorgan die „Neue Zeit“ vorzuschreiben. Gegen diese Monopolisierung wehrten sich die Mitarbeiter der „Sozialistischen Monatshefte“ auf das Energischste. Die „Neue Zeit“ arbeitet, wie leider die meisten deutschen Neuen, mit einem Defizit, und zwar an zirka 10 000 Mark. Einige Finanzkünstler meinten nun: wenn die David, Vollmar, Heine, Bernstein und gar der Parteisekretär Auer statt in die Monatshefte, die das Privateigentum der sehr rührigen, aber auch reklamehaften Firma Edelheim sind, wieder in die „Neue Zeit“ schreiben würden, könnte das unangenehme Defizit verschwinden. Jetzt repräsentieren aber die beiden Zeitschriften die beiden Richtungen oder Nuancen, oder wie man das sonst nennen mag, innerhalb der deutschen Sozialdemokratie. Und die Mitarbeiter der Monatshefte haben keine Lust, unter der Zensur von Kautsky zu schreiben, dem sie sein absolutes, keine abweichende Ansicht duldendes Wesen vorwarfen. Aus dem langen Hin und Her ergab sich als erfreuliches Resultat, daß das Recht der freien Meinungsäußerung gegenüber finanziellen und ordnungsfanatizischen Erwägungen mit allem Nachdruck betont und hoch gehalten wurde. Besonders glücklich sprach Vollmar hier zum teilweise recht sarkastischen Wendungen.

„Die Monatshefte — führte er aus — sind ein freies Organ; ob sie sich sozialistisch nennen oder nicht, ist mir gleichgiltig. Es handelt sich darum, ob die Artikel gut sind, für die die Mitarbeiter durch ihren Namen die Verantwortung übernehmen. Es ist der ewige Geist der Kontrolle, der Geist der Disziplin — einer falschen Disziplin — der Disziplin des Kasernenhofes, gegen den man sich wendet. Denken Sie doch daran, daß sie es mit selbständigen Menschen zu thun haben. Lassen Sie sie sich doch aussprechen! Wenn der Versuch unternommen würde,

die Meinungsfreiheit zu unterdrücken, dann wäre der kein echter Sozialdemokrat, der es fertig bekäme, sich einer solchen Zensur zu unterwerfen. Das wäre wahrhaftig nicht der Mühe wert, zur Sozialdemokratie zu gehen und die alten Unfreiheiten los zu werden, nur um sie mit einer neuen zu vertauschen." Mit viel Humor vertrat auch Auer in seinem Schlußwort, das ein Meisterstück der Rede voller Laune und Witz war, den selben Standpunkt. Da hieß es: „Die freie Meinungsäußerung für die Sache, der man selbst anhängt, verlangen allerdings auch die Konservativen, freie Meinungsäußerung für ihre konservativen Prinzipien verlangt auch die Kreuzzeitung. Freie Meinungsäußerung muß aber auch anerkannt werden für die Gegner, für die Kritiker. Wo kämen wir hin, wenn es Grundsatz werden sollte, daß derartige freie literarische Unternehmungen, wie es die „Sozialistischen Monatshefte“ sind, wie es vor dem Sozialistengesetz die „Neue Gesellschaft“ war, boykottiert werden müssen, wenn man sagt: Schreiben könnt Ihr, was Ihr wollt, aber die Blätter werden für Euch ausgesucht, in die Ihr schreiben könnt.“ Der Antrag fiel geradezu kläglich in's Wasser, so daß die Leute, die gewohnheits- und berufsmäßig die Sozialdemokratie als freiheitsfeindlich denunzierten, schwerlich ihre Freude daran haben werden. Es bleibt also beim Alten und die Partei darf froh sein, daß sie zum Defizit der „Neuen Zeit“ nicht auch noch das der „Monatshefte“ zu tragen hat. Vom literarischen Gesichtspunkt aus ist es auch direkt erfreulich, daß die sozialistische Intelligenz, die in einem Blatte unmöglich Platz fände, sowohl eine aktuelle Wochenschrift („Neue Zeit“) wie eine umfangreichere Monatsrevue (eben jene „Sozial. Monatshefte“) zur Verfügung hat.

Bei der Besprechung der parlamentarischen Tätigkeit, über die Rosenow berichtete, wurde die Haltung der Fraktion allgemein gebilligt. Nur über die zweckmäßigste Methode, den Achtstundentag parlamentarisch zu behandeln, herrschten Differenzen. Die Fraktion hat den Antrag eingebracht, den achtstündigen Arbeitstag stufenweise einzuführen und zunächst mit dem Zehnstundentag zu beginnen. Das ist entschieden Opportunismus, da der Achtstundentag im Minimalprogramm steht, aber zugleich auch höchst praktische Politik. Ein eigentlich prinzipieller Einspruch erhob sich nicht, und so ist zu hoffen, daß auf diesem Gebiete endlich die Gesetzgebung eingreifen wird. Daß die Massenagitation nicht aufhören soll, den Achtstundentag zu fordern, und der treibende Faktor bleiben wird, versteht sich von selbst.

Oratorisch und sachlich bildete den Höhepunkt der Verhandlungen Weber's frische, temperamentvolle Rede über die kommenden Reichstagswahlen, die die Aufgabe hatte, die Richtlinien der Agitation und Wahltaktik fest

zu legen. Hier herrschte volle Einheitlichkeit: die Sozialdemokratie wird den Kampf gegen den Zolltarif zur Parole erheben und ihn ohne Bundesgenossen auskämpfen. Zuvor aber wird sie es zu verhindern wissen, daß bis zu den Neuwahlen diese vitale Frage der deutschen Volkswirtschaft in übereilter Weise im Reichstag erledigt wird. Mit voller Schärfe wandte sich Bebel gegen das Zentrum, das endlich bei diesem Anlaß den demokratischen Mantel habe fallen lassen, aber gleichwohl es weiter versuchen werde, mit der bekannten Taktik leerer Versprechungen die Arbeiter den agrarischen Interessen dienstbar zu machen.

Es sei jetzt vor die wichtigste Krisis gestellt, und die klare Position, daß bereits 78 Zentrums-Reichstagsabgeordnete die Erste Zolltarif-Lösung anzunehmen erklärt hätten, müsse große Brocken aus dem Zentrumsturme heraus brechen. Das Verhalten der Regierung in Sachen der Fleischarteuerung, die bisher indifferente Kreise aufwühle, die drohende Erschwerung der wirtschaftlich unentbehrlichen Handelsverträge, das Gespenst des Reichsdefizits, neue Militär- und Marine-Forderungen — das alles schaffe die günstigste Situation für die Sozialdemokratie. Die vorgeschlagene und einstimmig angenommene Resolution forderte die Aufstellung sozialdemokratischer Kandidaten in allen Wahlkreisen, in denen sich Sozialdemokraten befinden, und formulierte die Bedingungen, unter denen in der Stichwahl für gegnerische Kandidaten gestimmt werden darf. Leider sind diese Bedingungen, wie: Aufrechterhaltung des bestehenden Reichstags-Wahlrechtes, keine Erhöhung der bestehenden Zölle auf Lebensmittel oder der indirekten Steuern, keine Ausnahme-gesetzgebung u. a., obwohl sie ein Maximum der sozialistischen Zugeständnisse enthalten, immer noch derart, daß es schwer sein wird, selbst in der äußersten Linken Kandidaten darauf verpflichten zu können. Die Deroute des Bürgertums ist so fortgeschritten, daß es nicht mehr versteht, seine elementarsten Interessen selbst zu vertreten. Das ist vom Standpunkte freiheitlicher Entwicklung eine beklagenswerte Tatsache, mit der der Politiker indes rechnen muß.

Auch bei diesem Anlasse gab ein ungeschickter und überflüssiger Vorstoß Veranlassung, die Stellung der Sozialdemokratie zu einem wichtigen Programmpunkte mit aller Deutlichkeit klar zu stellen. Einige Freireligiöse beantragten, den Kampf gegen die Religion aufzunehmen, da sie selbst bei Trennung von Staat und Kirche fort fahren werde, die Gemüter zu unterjochen. Wiederum war es Vollmar, der diesen Vorschlag aufs Schärfste zurück wies, sowohl mit Gründen der Taktik wie der wahren Toleranz. Seine Worte scheinen mir so bemerkenswert, daß ich sie gleichfalls hier zitiere: „Wenn Sie dem Zentrum einen sehr großen Gefallen thun

wollen, dann lassen Sie sich auf den religiösen Kampf ein. Gerade das religiöse Thema ist stets die letzte Zuflucht der Zentrumsagitatoren in den Versammlungen. Die Herren Freireligiösen mögen ihre Kulturkampfspauken und Pfaffenfreßereien in ihren freireligiösen Gemeinden treiben, in unserem wirtschaftlichen und politischen Kampf mögen sie uns nicht stören. Diese Kampfesart widerspricht unserem Parteiprogrammpunkt: Religion ist Privatsache. Wir haben volle Neutralität zu üben gegenüber jeder religiösen Auffassung, so weit sie Herzenssache ist. Dagegen können wir sehr wohl gegen das Zentrum auftreten, in so weit es die Religion zu politischen und wirtschaftlichen Unterdrückungszwecken benützt.“ Nebel unterstützte noch die Bollmar'schen Ausführungen nachdrücklich. Jeder mag glauben, was er will; absolute Trennung von Kirche und Staat; volle Freiheit der Überzeugung — das war die Quintessenz seiner Erklärung, der der Parteitag beipflichtete. Der Ruf, der vor 150 Jahren zündete: „écrasons l'infame“ fand keinen Widerhall mehr in einer Versammlung, in der sicher Viele mehr vom Atheismus überzeugt waren als Voltaire selber.

Zwei umfangreichen und in die Materie tief einbringenden Referaten, die jedem wissenschaftlichen Fachkongresse zur Ehre gereicht hätten, war die Aufgabe zugefallen, die Linien für die weitere Agitation und die Thätigkeit der Sozialdemokratie in den öffentlichen Körperschaften zu geben. Beide sind von großer Tragweite und beweisen eine hohe Reife des deutschen Sozialismus. Mollenhuth behandelte die Arbeiterversicherung. Er gab mit der vollen Sachkenntnis, die er sich als Mitglied verschiedener Reichstags-Kommissionen erworben hat, einen Überblick über die Entstehung der verschiedenen Geseze, knüpfte daran die Kritik und entwickelte zum Schluß ein großzügiges Reformprogramm. Es ist zur Segnüge bekannt, daß der Realpolitiker Bismarck die Arbeiterversicherung inaugurierte als positiven Teil seiner Bekämpfung der Sozialdemokratie, ferner daß die sozialdemokratische Partei selber, weil ihre Forderungen weiter giengen, gegen sie stimmte. Das war ihr gutes Recht. Inzwischen ist das Sozialistengesetz gefallen, und die Sozialdemokratie arbeitet an der Verbesserung und dem Ausbau dieser Geseze mit. Sie gesteht auch offen zu, „daß mit der Versicherung allgemeine Übelstände bekämpft und deren schlimmste wirtschaftliche Folgen gemildert werden können“. Gleichwohl war es nützlich, daß der Referent daran erinnerte, daß lange vor dem kaiserlichen Erlasse, der nach unseren Byzantinern die ganze Versicherung mit einem Schlage aus dem Nichts hervor rief, mannigfache Ansätze vorhanden und auch Gesez-entwürfe in dieser Richtung eingebracht waren. Auch vergaß er nicht die realen Anlässe: nämlich die Armenklassen vor Überlastung und die Unter-

nehmer vor Schadenerfolg zu bewahren, an's Licht zu lehren. Eine eingehende Besprechung seiner Vorschläge kann ich mir eriparen, da seine Rede in einer billigen Ausgabe verbreitet werden soll und zudem der Reichstag sich ausführlich mit dieser Materie befassen wird. Jene gipfeln im Wesentlichen in der Forderung der Ausdehnung, der Vereinheitlichung, der Selbstverwaltung der Versicherung. Die Kranken- und Unfall-Versicherung soll ferner der Verhütung von Krankheiten und Unfällen mehr wie bisher dienstbar gemacht werden. Auch die Arbeitslosen-Versicherung, über deren spezielle Form — ob von Reichs oder Gewerkschafts wegen — vorläufig nichts entschieden ist, und die Witwen- und Waisenversorgung sind in dem umfangreichen Reformprogramme vorgesehen.

Ebenso gründlich und durchgearbeitet war das Referat von Dr. Lindemann über Kommunalpolitik. Nur hätten die Grundgedanken mehr hervor gehoben sein und das Detail mehr verdrängen und durchbringen sollen. Der vortreffliche Kenner dieses Gegenstandes, der den Fachleuten längst bekannt ist durch seine Schriften über englischen Municipalsocialismus und deutsche Städteverwaltung, versuchte in einigen Stunden alles das zu geben, worüber ein Professor ein oder zwei Semester lange Vorlesungen halten würde. Wie dringend notwendig die Versäudigung über diese wichtige Aufgabe bleibt, die überall ohne einheitliches Programm in Angriff genommen ist, zeigte die lebhaft einsehende Diskussion. Da ist noch manches zu klären. Soll die Gemeinde autonom sein? Ist ihr das Schulwesen völlig zu überweisen? Eigene Regie oder Submission? — Und viele andere Fragen tauchten auf. Als der geschickte Leiter, der er ist, sah Singer bald, daß der Parteitag mit dieser Frage nicht so schnell fertig werden würde. Sein Vorschlag, den Gegenstand auf einen späteren Kongreß zu vertagen und in der Presse gründlich durch zu sprechen, fand allgemeine Billigung. Der Referent, dem volle Anerkennung zu Teil wurde, wird also später auf einem besser vorbereiteten Boden seine Arbeit zu Ende führen können.

Als besondere Punkte der Tagesordnung fungierten noch der internationale sozialistische Kongreß, der nächstes Jahr in Amsterdam stattfinden wird, und der regelmäßig wiederkehrende Bericht über die Maifeier, die längst nicht mehr verdient, immer wieder behandelt zu werden. Beide wurden kurz und geschäftsmäßig erledigt. Von all' den zahlreichen Einzelanträgen verdient einer allgemeineres Interesse: die Partei solle zur Alkoholfrage Stellung nehmen. Vernünftiger Weise wurden die Gefahren des Alkoholismus anerkannt, aber eine Agitation für völlige Abstinenz, als nicht zu den Aufgaben einer politischen Partei gehörend, abgelehnt. Gleich-

zeitig wurde betont, daß es von jeher Aufgabe der Sozialdemokratie gewesen sei, die Arbeiterklasse nicht bloß körperlich, sondern auch geistig und sittlich zu heben. Da die Antialkoholisten Fanatiker sind, werden sie sicher mit ihren Anträgen sich wieder einstellen. Es wäre daher praktischer gewesen, die Debatte durch einen Schlußantrag nicht ab zu kürzen, sondern die Materie gründlich zu Ende zu beraten.

Kurz vor dem Parteitage, der im Schwabinger Keller seine Sitzungen abhielt, hatten die sozialdemokratischen Frauen, die sich vor zwei Jahren in Mainz konstituiert haben, eine Konferenz abgehalten. Sie hatten sich besonders mit dem gesetzlichen Schutze der Frauen-, Kinder- und Heimarbeit und der politischen Gleichberechtigung der Frauen vorzüglich auf dem Gebiete des Vereins- und Versammlungsrechtes befaßt. Die von Lilly Braun angeregte Mutterschaftsversicherung scheint mir ein fruchtbarer Gedanke zu sein, dem die weitere Entwicklung der Gesellschaft als Ideal zustreben wird.

Die reiche und nützliche Arbeit, die der Parteitag geleistet hat, beweist auf's Deutlichste, daß die deutsche Sozialdemokratie über ihrem Endziele die praktische Gegenwartarbeit keineswegs vernachlässigt. Immer mehr durchdringt sie alle Seiten der Wirklichkeit und schöpft aus jeder Berührung mit den harten Tatsachen neue Kraft und Anregung. Von doktrinäer Verbohrtheit und utopischer Schwärmerei ist nichts zu spüren. Durch die endlosen Auseinandersetzungen der Theoretiker, denen man nicht mit Unrecht salmudistische Spintifiziererei vorwirft, in den letzten Jahren ermüdet, neigt die Majorität heute eher zu einer gewissen Oeringsschätzung der Wissenschaft. Aber ich halte das für eine leicht erklärliche und vorübergehende Erscheinung. Die deutsche Arbeiterschaft hat eine viel zu hohe Intelligenz und eine viel zu große Vergangenheit, um zu vergessen, was die Wissenschaft ihr geleistet hat und weiter leisten muß.

In Bayern ist mehr denn in anderen deutschen Ländern volkstümliche Sonderart erhalten. Auf dem ihnen zu Ehren veranstalteten Kellerabend und mehr noch auf dem Almseste auf der Bodenschneid haben sich die auswärtigen Delegierten davon überzeugen können. Diese Sonderart schließt weder nationales noch internationales Zusammenarbeiten aus, aber sie verlangt innerhalb ihres Rahmens respektiert zu werden. Sozialismus heißt nicht Uniformität. Zum Schlusse will ich nicht vergessen hervor zu heben, daß in einem Haberfeldtreiben und weiter in einem besonderen Wibblatte Personen und Vorgänge aus der Partei auf echt bayerische Art gefrozzelt und mit genommen wurden. Man hat das allerseits mit gutem Humor aufgenommen. Auch das ist ein gutes Zeichen, denn es zeugt von Kraft.





Die wirtschaftlichen Verhältnisse des ärztlichen Standes.

Ein Mahnruf von Dr. med. f. Siebert.

(München.)

Es ist unter Ärzten häufig mit Betrübniß darauf aufmerksam gemacht worden, daß die großen Fortschritte der Medizin, die im vergangenen Jahrhundert gemacht wurden und denen eine auch nicht annähernd zu bezeichnende Zahl Menschen ihr Dasein verdankt, daß diese Fortschritte nicht in gleicher Weise begleitet waren von einer wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Hebung des ärztlichen Standes, vielmehr daß sie einen wirtschaftlichen Notstand und ein Sinken im Ansehen des ärztlichen Standes bedingten.

Wenn es nicht gefährlich wäre, Parallelen zu ziehen, und wenn nicht jedes Gleichniß hinkte, so könnte man darauf hin weisen, daß es den industriellen Arbeitern nicht anders ergangen ist. Auch hier ein erstaunenswertes Aufblühen der Technik, der Maschinen, der Fabriken, und daneben — welch ein Jammer, welche Not und welche Bedrückung!

Der großen wirtschaftlichen Entwicklung, die Deutschland im vorigen Jahrhundert aus einem vorwiegend Ackerbau treibenden Staate zu einem bevorzugten Industriestaate machte, konnte sich auch der ärztliche Stand nicht völlig entziehen. Es ist vielleicht zum Verständnis der heutigen wirtschaftlichen Lage der Ärzte förderlich, sich über diese Umwandlung klar zu werden und aufzudecken, wie weit die Medizin im Stande war, diese Entwicklung mitzumachen, und wie weit sie sich spröde ihr gegenüber verhielt. Wolte man die ärztliche Erwerbsthätigkeit, wie sie noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ausgeübt wurde, in einer wirtschaftlichen Gruppe unterbringen, so könnte man vielleicht zweifeln, ob man sie unter das Kleingewerbe zählen soll oder ob man lieber die Ärzte den Beamten

zurechnen darf. Ein Kleingewerbe Treibender war der Arzt insofern, als er sich an einem bestimmten Orte nieder ließ, als alles, was er zur Ausübung seines Berufes nötig hatte, sein Eigentum war, als er vorwiegend allein sein Geschäft ausübte, höchstens einen Gehilfen anstellte und in der Form und Art der Ausübung nur von einigen Polizeimaßregeln beschränkt war. Unter die Beamten würde man aber den Arzt in früheren Zeiten gezählt haben, wenn man die Stellung zu seiner Klientel betrachtete. Da gleich er am ehesten dem Geistlichen, und das drückt sich auch in der Form aus, wie dem Arzte seine Mühewaltungen vergütet wurden: er wurde seltener für den einzelnen Gang, für die einzelne Leistung bezahlt, als in Pausch und Bogen; es gab jeder, was er eben als die entsprechende Bezahlung hielt. Einige Anklänge an dieses Verhältnis bestehen mitunter heute noch. Es kommt noch vor, daß eine Familie einen Arzt als Hausarzt anstellt und ihm dafür jährlich eine bestimmte Summe aussetzt, ob der Arzt nun viel oder wenig zu thun bekam. Es ist auch bei älteren Ärzten, die eine gute Klientel besitzen, mitunter Sitte, dem Patienten einfach die Zahl der Besuche, beziehungsweise der anderen Leistungen, aufzuschreiben und es dann dem Anstande des Patienten zu überlassen, zu entscheiden, wie viel er nach seinen Verhältnissen für angemessen hält, zu zahlen. Die Weiterentwicklung von dem eben gekennzeichneten Standpunkte aus konnte nun auf beiden Wegen geschehen, entweder in der Richtung zum Beamten, oder in der zum Gewerbe hin. Es wurde keiner dieser Wege ganz verlassen; der letztere aber bildete die breite Straße, während den ersteren nur ein verhältnismäßig kleinerer Teil der Ärzte einschlagen konnte.

So bald nun die wirtschaftliche Seite im ärztlichen Leben stärker hervor getreten werden mußte und die, uns jetzt idyllisch erscheinenden, Zustände langsam aufhörten, daß ebenso, wie die Gemeinde ihren Geistlichen erhielt, sie auch ihrem Arzte je nach den Verhältnissen ein reichliches oder längliches Auskommen sicherte, da mußte ein Maß gefunden werden, nach dem allenfalls einem Dritten der Wert der geleisteten ärztlichen Dienste an gegeben werden konnte.

Der Schuster macht seinen Schuh, der Schneider liefert seinen Rock ab; hier läßt sich an der Ware mit ziemlicher Genauigkeit aus dem Werte der dazu verwendeten Rohmaterialien und der nötigen Arbeitszeit der Preis bestimmen. Ganz anders beim Arzte. Die Arbeit, die er liefert, seine Ware, der ärztliche Rat sind etwas Schwankeendes.

Es ist ja wohl die einzige Möglichkeit, um ein einigermaßen im praktischen Leben brauchbares Maß für den Wert der ärztlichen Thätig-

keit zu finden, diesen Wert nach der Zahl der Beratungen in der Sprechstunde, beziehungsweise der Besuche in der Wohnung des Patienten zu berechnen; aber es leuchtet von vorne herein ein, selbst wenn man die besonderen Eingriffe, für welche eine Tage besteht, mit in Rechnung bringt, daß das ein äußerst oberflächliches Maß sein muß. Es kann der einfache Rat, den ich einem Patienten gebe, sich zu Bette zu legen, von viel größerem Werte für ihn sein als ein langes Rezept; und es kann nach Art der Erkrankung ihm mit wenigen Besuchen mehr genützt sein als in einem anderen Falle mit sehr vielen.

So sehr diese Form der Berechnung des Wertes der ärztlichen Hilfeleistung eine wirtschaftliche Notwendigkeit war, so war sie doch andererseits auch die Ursache dazu, daß hinter den allein in Rechnung zu bringenden Gängen und Besuchen die wissenschaftliche und menschliche Leistung des Arztes fast ganz verschwand.

Der Übergang vom Kleinbetrieb zum Großbetrieb ist charakterisiert durch drei Besonderheiten: die Arbeitsteilung, die Trennung des Arbeiters von seinem Produktionsmittel und die Massenproduktion. Es fragt sich, wie weit die ärztliche Tätigkeit im Stande war, der allgemeinen Entwicklung im Sinne der drei angegebenen Richtungen zu folgen, und wie weit die Besonderheiten, durch welche die ärztliche Tätigkeit sich von anderen Erwerbsmöglichkeiten unterscheidet, eine Entwicklung in anderem Sinne bedingten.

Am deutlichsten, auch für den ferner Stehenden, zeigt sich die unter den Ärzten sehr weit gediehene Arbeitsteilung. Es hieße unnötig Worte verlieren, den Wert dieser Arbeitsteilung und ihre Notwendigkeit in's rechte Licht zu setzen. Die Anwendung aller physikalischen und chemischen Untersuchungsmethoden, vom einfachen Abklopfen bis zur Untersuchung mit Röntgenstrahlen, vom einfachen Nachweis des Eiwisses durch Kochen bis zur mikrochemischen Reaktion, sie alle stellen eine solche Menge Anforderungen nicht nur an das Wissen, sondern auch an die technische Geschicklichkeit und Übung des Arztes, und zeigen bei ihrer Anwendung auf verschiedene Organe so viele Besonderheiten, daß es über die Fähigkeiten eines Menschen geht, alles zu beherrschen.

Die größere Genauigkeit und Vielseitigkeit der Untersuchung ließ auch reichlichere Krankheitsbilder entstehen; Unterschiede im Verlauf einer Erkrankung, die früher weniger beachtet wurden, traten deutlicher hervor. Der Stoff des Wissens und Könnens wurde dadurch ungeheuer vermehrt; erscheint doch für die Krankheiten jedes Organes nicht nur eine besondere Zeitschrift, nein meist ein „Archiv“, ein „Jahrbuch“ und ein „Zentral-

blatt“, so daß es schon die Kraft eines Mannes beinahe aufbraucht, die Litteratur auch nur eines einzigen Faches mit ziemlicher Genauigkeit zu kennen. So kommt es, daß in den größeren Städten für die Krankheiten jedes Organes sich besondere Fachärzte nieder gelassen haben, die mehr oder weniger ausschließlich diese besonderen Krankheiten behandeln — nur die Milz hat bis jetzt noch keine Fachärzte gefunden!

Diese Arbeitsteilung unter den Ärzten ist eine Notwendigkeit; aber bei allem Nutzen, den sie gestiftet hat, hat sie auch ihre schlimmen Schattenseiten. Für die Patienten entspringt daraus der Schaden, daß unwillkürlich mehr die Krankheiten und weniger die Menschen behandelt werden. Es mag das dem Uneingeweihten paradox erscheinen, aber da der Mensch ein Organismus ist, kann jeder einzelne Teil nur im Hinblick auf das Ganze behandelt werden. Es macht sich hier der Mangel eines Hausarztes sehr häufig empfindlich geltend. Es ist der Hausarzt, der von den Fachärzten immer mehr in seiner Wirksamkeit beschränkt wird. Ferner ist nicht zu verkennen, daß die weit gehende Arbeitsteilung, im Zusammenhange mit der Überfüllung des ärztlichen Standes, häufig zu einer Vielgeschäftigkeit geführt hat, die nicht immer zum Besten der Patienten ausschlug. Der an und für sich sehr wohlthätige Grundsatz, lieber wenige Patienten, aber diese gründlich zu behandeln, kann auch übertrieben werden, und während auf der einen Seite häufig zu wenig auf den ganzen Menschen Rücksicht genommen wurde, ist es anderseits manchen Fachärzten zugestossen, aus Mangel an einem genügenden Überblick über die ganze Medizin, daß sie alles von einem Organ aus heilen wollten. So hat jüngst in England ein bedeutender Arzt gegen die Operationslust der Fachärzte für Nasenkrankheiten Stellung genommen. Es mag an dem zu Humbug und Übertreibungen geneigten Charakter der dortigen Bevölkerung liegen, daß solche Umstände bei uns im Ganzen doch weniger zu rügen sind.

Den Ärzten brachten die geschilderten Verhältnisse eine Mehrung der Einnahmen insofern, als die Summe Geldes, die im Durchschnitte pro Kopf der Bevölkerung an Arztkosten ausgegeben wird, größer ist als früher; allein der ganzen Art der ärztlichen Berufsthätigkeit wurde mehr ein geschäftliches Gepräge gegeben. Das kommt daher, daß die Leute viel weniger als früher einen Hausarzt, einen Vertrauensarzt haben. Dadurch vor Allem wurde die Klientel des Arztes eine viel schwankendere, ist es doch ein beschränkter Kreis von Menschen, die gerade Jahre lang mit dem Leiden eines einzigen Organes zu thun haben — der Stamm von Patienten, auf die der Arzt zählen kann, wurde kleiner, damit wurde

der Arzt von all' den Impponderabilien zuletzt abhängig, die in Mode und Klame gegeben sind.

Als der Arzt auf der Universität seinen Studien oblag, da war er sich zumeist nicht bewußt, daß sein künftiger Beruf nicht wesentlich ein wissenschaftlicher sein werde, sondern daß er sich bewegen würde in einem Dreieck, dessen Seiten gebildet werden von Wissenschaft, Kunstgewerbe und Geschäft. Und das Letztere stellt leider bereits die größte Seite dar. Dadurch, daß sich die ärztliche Thätigkeit dem Betrieb eines Geschäftes näherte, mußten verschiedene Geschäftsgewohnheiten, die mit der Wissenschaft gar nichts zu thun haben, mit aufgenommen werden. Es ist ja harmlos, wenn der Schlot auf dem Haupte des Arztes noch vielfach als ein unentbehrliches Mittel zur Erhöhung seiner Würde und Männlichkeit betrachtet wird. Schon mehr bewußtes Fürsichnehmenvollen ist es, wenn ein Arzt seiner feinen Klientel entgegen zu kommen glaubt dadurch, daß er peinlich die Modenarrheiten englischer Schneider nach macht, um seinen Patienten die Freude zu machen, daß sie, ebenso wie sie einen maskierten Hausknecht haben, auch einen in den Rahmen ihrer Lebensführung passenden Arzt sich halten. Die Räume eines vornehmen Geschäftshauses glaubt man auch schon zu betreten, wenn dem Patienten statt von einem bescheidenen Hausmädchen von einem Diener die Thüre geöffnet wird. Wie sehr sich in manchen Dingen die Bedürfnisse der Geschäftswelt und die der ärztlichen Erwerbsthätigkeit decken, leuchtet sodann noch daraus ein, daß die Ärzte gezwungen sind, die guten Geschäftslagen aufzusuchen.

Alles in Allem, es ist die ärztliche Thätigkeit in sehr vielen Punkten abhängig von Dingen, die mit dem ärztlichen Wissen und Können nicht das Geringste zu thun haben und viel mehr die Gewandtheit eines Geschäftsmannes und Schauspielers erfordern.

Es geht aber dieser Zwang, auf die Wünsche und die Klamebedürftigkeit des Publikums Rücksicht zu nehmen, mitunter selbst auf die rein ärztlichen Maßnahmen über. Ich brachte vorhin das Beispiel, daß in England die Fachärzte für Nasenkrankheiten, mehr als billig, operationslustig gewesen seien. Ja, wie viele von diesen überflüssigen Operationen wurden gemacht, weil der Arzt eine Anschauung hatte, die von den übrigen Ärzten als irrig getadelt werden muß, und wie viele nur deshalb, weil ohne die Operation der Arzt von seinen Patienten als nicht „modern“ verschrien worden wäre?

Durch alle diese Umstände, die mitunter Kleinigkeiten sind und die alle aufzuzählen viel zu weit führen würde, wurde erreicht, daß die Ausübung des ärztlichen Berufes sehr kostspielig geworden ist, daß

die Eröffnung einer Praxis einem kapitalistischen Unternehmen nahe kommt.

Das führt uns hinüber zum zweiten Punkte, der als charakteristisch angeführt wurde für den Großbetrieb gegenüber dem Kleinbetriebe: die Trennung des Arbeiters von seinem Produktionsmittel. Im strengen Sinne des Wortes ist diese Erscheinung nur bei den an Anstalten thätigen Ärzten eingetreten. Aber eine wirtschaftliche Erscheinung zeitigt ihre Wirkungen auch schon da, wo sie selbst noch nicht zur vollen Ausbildung gekommen ist und der Lage der Dinge nach gar nicht gelangen konnte. Es ist eine Trennung des Arbeiters von seinem Produktionsmittel auch da anzunehmen, wo dem Arbeiter aus wirtschaftlichen Gründen das Produktionsmittel fehlt und die Möglichkeit weiter zu arbeiten genommen wird. Das ist nun bei den Ärzten in reichlichem Maße eingetroffen. Es giebt schon eine bestimmte Anzahl Untersuchungen, zu denen ein sehr kostspieliger Apparat notwendig ist, die aber doch nicht so sehr häufig nötig sind, daß sich die Anschaffung des Apparates für den Arzt rentieren könnte: man denke an komplizierte chemische Untersuchungen, oder bakteriologische Forschungen, oder an den teuren Apparat zur Durchleuchtung mittels Röntgenstrahlen.

Die schlechten Wohnungsverhältnisse, der gelockerte Verband der Familie beschränken die häusliche Krankenpflege und bedingen, daß viele Kranke, die früher der Behandlung der Hausärzte verblieben wären, sich in Spitalbehandlung begeben müssen. Andererseits ist die Krankenpflege jetzt so weit fort geschritten, es giebt so viele Erleichterungen, die sich der Patient ohne übermäßigen Kostenaufwand nur in einem Krankenhause verschaffen kann, daß der Widerwille, der häufig noch gegen derartige Anstalten besteht, überwunden wird. So segensreich die Anstalten wirken und so sehr alle Ärzte für ihre Vermehrung und Verbesserung eintreten werden, so bedingen sie im Grunde doch eine Minderung des ärztlichen Einkommens. Und am Meisten machen sich diese Erscheinungen fühlbar in der Chirurgie. Die Chirurgie, so weit es sich nicht um ganz kleine Eingriffe und Hilfeleistungen in Notfällen handelt, wird mehr und mehr den praktischen Ärzten entzogen. Die Vorbereitungen zu einer auch nur kleinen Operation sind, wenn die Asepsis schulgemäß streng befolgt werden soll, so umfassend, daß die Wohnung des Patienten und das Sprechzimmer des Arztes nur in Ausnahmefällen den Ansprüchen, die gestellt werden müssen, entsprechen können und im Allgemeinen ein besonderer, zu Operationen eingerichteter Raum benötigt wird. Besonders ist den Ärzten auf dem Lande dadurch eine große Minderung ihrer Einnahmen entstanden. Die

wesentlichsten Einnahmequellen des Landarztes sind eben die Chirurgie und die Geburtshilfe. Nun aber werden mit den besseren Verkehrswegen auf dem Lande immer mehr chirurgische Fälle, so weit es sich nicht um plötzliche Hilfeleistung handelt, zur Operation in die großen Anstalten der Städte geschafft.

Was haben wir weiter in den Städten für Anstalten, die dem leidenden Publikum für dieses oder jenes, mitunter auch für alle Leiden Hilfe anbieten: Badeanstalten mit den verschiedensten Wasserkuren, mechanisch-physikalische Kuranstalten, Lichtkuranstalten u. s. w., in denen mit oder ohne ärztliche Verordnung an den Patienten herumkurirt wird! Sie alle haben ihren Kreis von Erkrankungen, bei denen sie mit Erfolg angewendet werden können; sie sind aber meist aus Geschäftsrücksichten darauf angewiesen, auch solchen Leuten ihre Heilmittel zu verabreichen, bei denen sie zum Mindesten unnötig sind.

Alles das hat erreicht, daß, ähnlich wie wir beim Kapital eine Neigung wahrnehmen können, sich in verhältnismäßig wenigen Händen zu konzentrieren, ebenso auch die Verteilung der Patienten auf die Ärzte eine sehr ungleiche ist. Eine geringe Zahl von Ärzten ist mit Patienten und Arbeit überlastet, während die Mehrzahl der übrigen zu wenig zu thun hat. Aus diesem Grund ist der wirkliche vorhandene Notstand unter den Ärzten einem größeren Publikum unbekannt geblieben. Denn das Publikum sieht und hört nur von den Ärzten, die das Glück hatten, eine weit ausgedehnte Praxis sich zu erwerben — die Vielen, die sich kaum 3000 Mark im Jahre verdienen, die werden nicht mit in Rechnung gezogen. Mancher Vater hat seinen Sohn überredet, Medizin zu studieren mit dem Hinweis auf die glänzende Lage dieses oder jenes Arztes, und hat dann später einsehen müssen, daß er ebenso gut seinen Sohn hätte in der Lotterie spielen lassen können; denn was alles den Erwerb einer glänzenden Praxis bedingt, das hängt nicht vom Wissen und Können des Arztes ab, sondern viel mehr von Dingen, die außer der Berechnung stehen.

Auch das dritte Charakteristikum des Großbetriebes, so erstaunlich es ist, finden wir im ärztlichen Wirtschaftsleben ausgeprägt: die Massenproduktion. Wir kommen damit auf die größte Schädigung, die der ärztliche Stand bisher erlitten hat, zu sprechen: auf die Krankenkassenzustände. Die moralische Schädigung, infolge abhängiger und häufig unwürdiger Stellung, die den Ärzten an den Kassen eingeräumt wurde, muß hier bei Seite gelassen werden. Jede noch so gut gemeinte und noch so wohlthätige gemeinnützige Einrichtung ist andererseits gemeinschädlich, wenn

sie wirtschaftlich nicht gefestigt ist. Ein Almosen hat nur einen ganz beschränkten Kreis von Anwendungen, bei denen es nicht mehr schadet als nützt. In Wirklichkeit ist aber die kassenärztliche Tätigkeit häufig eine Armenbehandlung, und kommt dem Geben von Almosen gleich.

Es ist das ein Fehler, der bei fast allen gemeinnützigen Einrichtungen, bei denen die Mithilfe der Ärzte in Anspruch genommen werden muß, gemacht wird, daß man ohne Weiteres die ärztliche Hilfeleistung als unentgeltliche in Rechnung setzt. Es giebt ja scheinbar immer noch genug wohl situiertes Ärzte, die derartige Posten als Ehrenpflichten übernehmen. So wurde auch von den Ärzten bei Einführung der Kassen der Standpunkt, daß jede Arbeit ihres Lohnes wert wäre und daß keine gesunde wirtschaftliche Einrichtung sich auf Almosen stützen dürfe, nicht genugsam gewahrt. Die Gründe, die hier maßgebend waren — nicht der mindeste von ihnen ist die Unkenntnis der Sachlage und der drohenden Gefahr gewesen —, sie thun hier nichts zur Sache. Es wurde von Anfang an der versicherungstechnische Fehler gemacht, daß die Summe, die der einzelne Versicherte für Arztkostenversicherung zu zahlen hat, d. h. dafür, daß er freie ärztliche Behandlung bekommt, viel zu klein bemessen wurde. Die Auflage, die dem Arbeitgeber und dem Arbeiter durch die Krankenkassengesetzgebung gemacht wurde, ist gewiß eine sehr große; nur bedenken diese Beiden nicht, daß von dem Gelde, das sie wöchentlich einbezahlen, selten mehr als 3 Mark, meist viel weniger, für das Jahr und den Kopf in die Taschen der Ärzte fließen; während 25 oder 30 Mark anderen Zwecken gewidmet werden. Setzen wir nun als die Mindestsumme, mit der der Arzt im Jahre auskommt, 6000 Mark — wobei nicht zu vergessen, daß der Arzt gegenüber Leuten der gleichen Gesellschaftsstufe schon deshalb eine viel teurere Lebenshaltung hat, weil er eine größere Wohnung, in bestimmter Lage, benötigt, und weil er eines größeren Dienstpersonales bedarf (ganz abgesehen noch davon, was sein Bedarf an Instrumenten, Neuanschaffungen, Fahrtkosten u. s. w. ausmacht). Rechnet man hierzu noch, daß der Arzt sich und seine Familie durch Lebens-, Unfall- und Haftpflichtversicherung vor Unglücksfällen selbst schützen muß, so werden diese 6000 Mark als eine gewiß nicht zu hoch gegriffene Summe erscheinen. Wollten nun die Kassen die Zahl ihrer Ärzte nach der Durchschnittszahl berechnen, auf wie viel Einwohner im Deutschen Reich ein Arzt trifft, so müßten sie für 2000 Kassenmitglieder einen Arzt aufstellen und würden dann ihren Ärzten gerade das Existenzminimum gewährleisten — vorausgesetzt, daß sie für den Kopf 3 Mark zahlen, eine Summe, die obendrein nur wenige Kassen erreichen.

Nun müssen aber die Kassen viel mehr Ärzte anstellen, als dieser Durchschnittszahl entspricht; denn das Kassenpublikum nimmt, da es freie ärztliche Behandlung hat, diese auch viel mehr und häufiger in Anspruch als das übrige Publikum. Schon dadurch sinkt das Einkommen, das die Ärzte aus den Kassen beziehen können, unter das Existenzminimum herab. Noch weiter sinkt die Einnahme der Ärzte dadurch, daß — wie gesagt — die wenigsten unter den Kassen den der vorigen Berechnung zu Grunde gelegten Satz von 3 Mark für den Kopf im Jahre zahlen. Die Folge davon ist, daß gelegentlich die Belohnung, die der Arzt für einen Besuch bekommt, zwischen 20 und 30 Pfennigen schwankt!

Man weudet dem gegenüber wohl ein: der Arzt ist ja auf die Kassen allein nicht angewiesen und er kann sich seinen Lebensunterhalt in der Privatpraxis noch verdienen. Das ändert jedoch, falls es durchaus zuträfe, an der Thatsache doch gar nichts, daß die Bezahlung, die der Kassenarzt erhält, nicht der Höhe der Leistung entspricht, daß also der Arzt in Wirklichkeit mit jedem Gange, den er für die Kasse macht, ein Almosen leistet. Für viele Ärzte trifft zudem jener Einwand schon deshalb nicht zu, weil sie in einer Gegend wohnen, wo sie fast ausschließlich Kassenpraxis treiben können, so daß ihre Privatpraxis nur eine kleine zu sein vermag. Solche Ärzte sind darauf angewiesen, das, was ihnen beim einzelnen Patienten an Gewinn entgeht, durch die Masse zu ersetzen. So ungeheuerlich es klingen mag, die Kasse verlangt vom Arzte Massenproduktion, sie will nach dem Grundsätze verfahren: Kleiner Gewinn, großer Umsatz. Der selbe Grundgedanke wiederum liegt auch dem Einwurfe zu Grunde, der gleichfalls häufig erhoben wird: daß zwar allerdings die Kassen den Ärzten für den einzelnen Fall wenig bezahlen, ihnen aber dafür mehr Patienten zu führen. Abgesehen davon, daß der oben genannte Grundsatz zerstörend auf jede ärztliche Thätigkeit einwirkt, schädigt er auch die Patienten und leitet Endes die Kasse. Er ist überdies auch im kaufmännischen Leben nur dann von Nutzen, wenn die Herabsetzung des Preises nicht größer wird als das Wachstum des Absatzes; wenn ich aber von einem Gegenstande wohl die doppelte Menge gegen früher verkaufe, aber nur den dritten Teil für den einzelnen Gegenstand gegen früher einlöse, so habe ich eben Verlust erlitten.

Die Ärzte, die in der nicht beneidenswerten Lage sind, zum weitaus größten Teile ihren Lebensbedarf aus Kasseneinnahmen zu decken, bleiben, da sie ja in Nickseln sich ihren Verdienst erarbeiten müssen, auf einen Massenbetrieb angewiesen. Sie werden eine ungeheure Arbeitsleistung vollbringen müssen, eine sehr große Zahl Patienten geht durch ihre Hände,

— 30 bis 40 Patienten in einer Sprechstunde ist gar nicht einmal viel gerechnet; sie werden dem entsprechend dem einzelnen Patienten aber nicht sehr viel Zeit widmen können. Und die große Zahl von Patienten, die solche Ärzte auf sich zu vereinigen wissen, bewirkt natürlich wieder, daß die übrigen, die nicht diesen Zulauf genießen, noch schlechter gestellt sind als zuvor.

Wenn diese an sich unhaltbaren Verhältnisse nicht so klar zu Tage treten, als sie es verdienen, so hat das einmal darin seinen Grund, daß ein großer Teil der Ärzte durch die Privatpraxis das Fehlende zu erwerben hofft und zum Teil auch wirklich erwirbt. Des Weiteren darin, daß ein großer Teil der Ärzte aus besser situierten Familien stammt bzw. durch eine kluge Heirat sich wirtschaftlich unabhängig macht, so daß ihm nicht so deutlich vor Augen tritt, daß der Verdienst allein zur Bestreitung der Lebensbedürfnisse nicht ausreichen würde.

An der Unmöglichkeit, Massenproduktion zu liefern, und an dem Schaden, den der Versuch hierzu gestiftet hat, zeigt sich am deutlichsten die Grenze, die der ärztlichen Erwerbstätigkeit in ihrem Bestreben, ein Großbetrieb zu werden, gezogen bleibt.

In unserem ganzen wirtschaftlichen Leben giebt es keinen Fall mehr, bei dem ein derartig persönliches Verhältnis zwischen den beiden Parteien, die ein Geschäft mit einander abwickeln, von Nöten ist wie beim Arzte. Niemals ist die Leistung dermaßen von der Persönlichkeit des Leistenden abhängig und so ganz auf den Empfänger zugeschnitten wie hier. Das ganze Streben des ärztlichen Wirtschaftslebens, in Großbetrieb überzugehen, scheitert zuletzt an dem Umstande, daß — wenn der Arzt sein Bestes geben will — er eine Art von Kunstwerk liefern soll. Trotz Allem nämlich, was auch von Patienten, Ärzten und Wohlfahrtseinrichtungen dagegen gesündigt wird, hat letzten Endes das ärztliche Schaffen die selben Quellen, und die selben oder wenigstens ähnliche Bedingungen, wie das künstlerische Schaffen; sie beide können freilich auch durch Schematisieren und Gedankenlosigkeit zum Handwerk sich erniedrigen.

Ein großer Teil der ungünstigen Verhältnisse, unter deren Gesamtheit der Arzt heute zu leiden hat, ist bedingt durch den Umstand, daß sich das in unserer ganzen wirtschaftlichen Entwicklung gegebene Streben nach Großbetrieb noch nicht in's gehörige Gleichgewicht gesetzt hat mit den dieser Entwicklung entgegen stehenden Hindernissen, welche im Wesen der ärztlichen Thätigkeit liegen . . .

Zum Schluß sei nur ganz kurz angedeutet, wie sich der Verfasser denkt, daß eine dem idealen Zwecke der ärztlichen Thätigkeit sich besser

anschmiegende Ordnung zu Stande zu bringen wäre. Die erste Forderung wäre die, auf eine Änderung des so genannten Spezialistentums. An und für sich sollte jeder Arzt praktischer Arzt sein; ein jeder sollte streben, eine Gemeinde um sich zu versammeln, für deren Mitglieder er Helfer und Berater in leiblichen und geistigen Dingen ist — die Mitglieder dieser Gemeinde kommen in allen ärztlichen Fragen zuerst zu ihm. Findet er dann bei seinem Patienten eine Erkrankung, die eine fachärztliche Behandlung verlangt, so zieht er den entsprechenden Facharzt zu Hilfe. Hausarzt und Facharzt werden dann mit einander weit besser den Weg finden, welcher der Individualität des Patienten am ehesten angepaßt ist. Dem Publikum gegenüber ist der Arzt also wesentlich praktischer Arzt. Hat er für das eine oder andere bestimmte Gebiet der Medizin besonderes Interesse und sich besonders darin ausgebildet, so wird er bei seinen befreundeten Kollegen dafür bekannt werden und diese werden ihn im gegebenen Falle beiziehen. Die Gefahr, daß bei diesen Verhältnissen der zugezogene Arzt den Hausarzt verdränge, ist m. E. nicht so groß, wie sie immer dargestellt wird. Denn ein Arzt, der zu den Erkrankungen eines bestimmten Organes zugezogen zu werden wünscht, wird sich hüten, in den Ruf der Inkollegialität zu kommen, da er dann eben von den Ärzten nicht mehr zu Rate gerufen würde. Freilich wird eine kräftig wirkende Standesordnung und Ehrengerichtsverfassung dem weit gehenden Vertrauen, das sich unter diesen Umständen die Ärzte entgegen bringen müssen, eine Stütze zu bilden haben. Diese Standesordnung wird auch die Freiheit beschränken dürfen, der Reklamebedürftigkeit des Publikums mehr als billig entgegen zu kommen.

Als eine weitere Notwendigkeit erscheint die Durchführung der freien Ärztemahl. Sie stellt das einzig wünschenswerte Verhältnis zwischen Arzt und Patient wieder her, so daß der Arzt nicht mehr ein halber Beamter dem Patienten gegenüber bleibt. Sie macht den Arzt unabhängig von Leuten, die jetzt (durch Anstellung bezw. Kündigung von Kasinenärzten) die Ärzte wirtschaftlich schädigen können; endlich giebt sie den Ärzten die Möglichkeit, diejenigen Forderungen, die sie zu ihrem und ihrer Patienten Wohl stellen müssen, gemeinsam zu vertreten.





Das unterstützte Schauspielhaus.

Von Henry F. Urban.

(New-York.)

Seit einiger Zeit beschäftigen sich künstlerische Kreise in Amerika mit einer sehr interessanten Frage. Sie lautet: Ist die Gründung eines unterstützten Schauspielhauses ratsam? Die Frage hat allenthalben die leidenschaftlichsten Erörterungen hervorgerufen. Zunächst bei den Theaterleuten als den am meisten Beteiligten, also bei Theater-Direktoren und Schauspielern. Dann aber auch bei den Kritikern. Endlich bei allen denjenigen, die der Kunst im Allgemeinen und dem Theater im Besonderen Interesse entgegen bringen. — Warum wohl hat die Frage eine so große Aufregung hervorgerufen? Weil sie für Amerika neu ist. Man hat bis jetzt in Amerika ein Schauspielhaus nicht gekannt, das staatlich, oder auch nur städtisch, aus öffentlichen Geldern unterstützt wäre. Ebenso wenig giebt es bis jetzt ein Schauspielhaus, das aus privaten Mitteln Zuschuß erhielt. Das Erstere käme auch vorläufig nicht in Betracht. Wenn von einem unterstützten Schauspielhaus die Rede ist, so versteht der Amerikaner darunter lediglich ein Schauspielhaus, dessen Bestehen durch eine bestimmte, ein für alle Mal fest gelegte Summe Geldes von einem Privatmanne gesichert ist.

Die Befürworter des unterstützten Schauspielhauses haben ihre Ansichten klar und deutlich ausgedrückt. Sie wollen eine Bühne, die jenseits aller ausschließlichen Profitmacherei steht. Sie wollen eine Bühne, auf der die Kunst der Kunst wegen gepflegt wird, und nicht einzig des Geschäftes wegen. Sie wollen eine Bühne, welche die Klassiker in Ehren hält und zugleich dem Fortschritt im neuzeitlichen Drama huldigt. Man hat in New-York bereits wiederholt Versuche gemacht, die lebhaft an die bekannten „Freien Bühnen“ von Paris und Berlin erinnerten. Aber es wurde nichts Rechtes daraus. Die erhoffte Revolution, die das morsche Alte hinweg segeln sollte, wie in Europa, blieb aus. Es scheint, daß man jetzt das unterstützte Schauspielhaus für die allein richtige Lösung des Problems hält, der dramatischen Muse in Amerika ein ebenso würdiges wie bleibendes Heim zu schaffen. Dieses Problem ist

wirklich vorhanden. Niemand, der das amerikanische Theater kennt, wagt zu leugnen, daß es in einer bejammernswerten Verfassung sei. Es ist auf einem Tiefstand angelangt, unter den es nicht gut noch tiefer herab sinken kann. Der Hauptgrund für diese betrübliche Erscheinung ist der gierige Kommerzialisismus, der für Amerika so überaus charakteristisch ist und auch die Bühnen-Kunst in seinen unentrinnbaren Klauen hält. Auf der Bühne liegen Kunst und Geschäft schließlich überall in unaufhörlichem Kampfe. Aber in Europa, vornehmlich in Deutschland, kommen doch vielfach auch noch andere als lediglich geschäftliche Beweggründe in den Theater-Kanzleien zu Worte. Es giebt immerhin deutsche Theater-Direktoren, die einem jungen Talente die Wege zur Öffentlichkeit bahnen, ohne zu erwägen, ob sich des Neulings Werk auch bezahlt. *) In Amerika ist ein solcher Theater-Direktor mit der Laterne zu suchen. Er hat eine Heidenangst vor dem jungen Talente, besonders wenn es neue Bahnen geht. Das alte Talent, das in alten Bahnen wandelt, ist ihm lieber, besonders das europäische. Die großen Erfolge von Berlin, mehr noch von Paris oder gar von London, zieht er allem Anderen vor. Das ist die denkbar beste Theaterware, die sich in New-York mit gewaltigem Profit verkaufen läßt. Nicht, daß der amerikanische Theater-Direktor dem heimischen Talente grundsätzlich die Thür vor der Nase zu schlägt! Er kauft auch von amerikanischen Schriftstellern. Aber er ist in ihrer Auswahl äußerst vorsichtig. Er sieht sich ihren Vegasus sehr genau an. Irgend welche Freiheit und Zügellosigkeit muß sich das Tierchen verkneifen. Er beschneidet ihm die Flügel und schimpft es so lange, bis daraus ein regelrechter dramatischer Kartengaul geworden ist, der lammfromm des Direktors Thespis-Gefährte zieht. Mit anderen Worten: der amerikanische Dramatiker muß sich zum Sklaven des Theater-Direktors erniedrigen. Er darf keine Stücke dichten, sondern muß sie auf Bestellung anfertigen, und zwar vor allen Dingen nach Maß für den Leib irgend eines männlichen oder weiblichen „Sternes“. Und dann immer unter ängstlicher Beobachtung des Geschmacks der großen Masse.

Dieser Geschmak der großen Masse ist in Amerika natürlich noch schlechter als irgend wo sonst. Er ist in erster Linie angelsächsisch, das heißt von der engherzigen, verlogenen Prüderie, wie sie der angelsächsischen Masse in der Kunst in besonders hervorragendem Maße eigen ist. Unerbittliche Lebenswahrheit ist von vorne herein verpönt. Es muß auf der Bühne hübsch unwahr zugehen, und recht wohlstandig. Es muß eine einzige, fade Himbeer-Limonade sein, gewissermaßen Temperenz im Drama. Um Gottes willen kein kräftiges Bier, oder gar erst berausender Wein! Man will mit dem angenehmen

*) Wirklich? — Anm. der Schriftl.

Bewußtsein nach Hause gehen, daß die Tugend unter allen Umständen über das Laster den Sieg davon trägt, und daß das Laster unter Angelsachsen überhaupt nie mats festen Fuß fassen kann. Ein besonders drolliges Beispiel hierfür bietet das so genannte ländliche Drama in Amerika. In jeder Spielzeit erscheint nahezu ein halbes Duzend von Stücken auf der Bühne, die auf dem Lande spielen, unter den Bauern. Dieser amerikanische Bauer ist um kein Haar besser als andere Menschen. Die Trunksucht, die Unehrlichkeit und die Unmoral sind bei ihm so gut zu Hause wie überall sonst. Aber auf der Bühne ist er immer und ewig ein durch die Nase sprechender Engel im Bauernkostüm, der von Edelmut und neunundneunzig sonstigen Tugenden förmlich trieft. Wehe dem Dichter, der einmal diesen Biedermann in seiner wahren Gestalt zeigte: er würde für einen infamen Verläumber des engelreinen amerikanischen Bauern erklärt werden! Oder richtiger — der Theater-Direktor würde sein Stück gar nicht annehmen.

Aber noch lieber als amerikanische Original-Arbeiten sind dem Herrn Direktor Dramatisierungen erfolgreicher amerikanischer Romane. Diese in die dramatische Zwangsjacke gesteckten Romane sind beim Publikum sehr in Gunst. Da der Bühnenerfolg eines dramatisierten Romanes nahezu unsehlbar ist, so läuft der Direktor natürlich geringere Gefahr, Geld zu verlieren. Die Fabrikanten dieser kondensierten Romannmilch sind meistens schrifstellernde Damen. Aber auch sonst häkeln diese Damen fleißig Theaterstücke. Von Jahr zu Jahr werden ihrer mehr, so daß man bereits von einer Verweiblichung der Bühne zu sprechen beginnt. Bis jetzt hat der Dramatiker in Untertönen zu einer Hebung der amerikanischen Bühne nicht bei getragen, sondern sie eher noch mehr verschlechtert, weil er noch seichter und künstlerisch unwahrer ist als der Dramatiker in Unterhosen. Überdies arbeitet der weibliche Dramatiker billiger. Er versperrt durch sein massenhaftes Auftreten und eine schamlose Preisdrückerei dem wahrhaften jungen Talente nur noch mehr den Weg zur Öffentlichkeit. Zu dem faden Feminismus im Drama gesellt sich als weiteres Übel die bedauerliche Thatsache, daß der fähige Dramatiker, der etwas Neues künstlerisch zu sagen hat, ausschließlich auf New-York angewiesen ist. Wenn in Deutschland ein junger Autor sein Werk auf keiner Berliner Bühne zur Aufführung bringen kann — nun, so bleiben ihm immer noch die Bühnen von München, Dresden, Hamburg, Frankfurt, auch Wien und anderen Städten. So mancher große dramatische Schlager ist bekanntlich nicht in Berlin gemacht worden. Etwas Ähnliches ist in Amerika ausgeschlossen. New-York ist der dramatische Brunnen, der ganz Amerika trinkt. Die übrigen großen Städte haben zwar eigene Bühnen, aber keine eigenen Truppen mit selbständigem Spielplan unter selbständigen Direktoren. So bald in New-York ein neues Stück Erfolg gehabt

hat, schickt der New-Yorker Direktor eine besondere Truppe mit diesem Stücke durch die ganzen Vereinigten Staaten. So löst in dem gleichen Theater immer eine New-Yorker Truppe die andere ab. Jede Truppe spielt selten mehr als acht oder vierzehn Tage in einem Theater. Diese Theater sind also Durchgangs-Stationen. Nichts weiter. Sie werden von New-York aus vorher für jede Truppe gemietet, die darin gastieren soll. Wenn demnach das Stück eines amerikanischen Dramatikers in New-York nicht angenommen ist, so hat er keinerlei Aussicht, es irgendwo anders unter zu bringen. Es ist für Amerika einfach tot. Und selbst wenn sein Stück in New-York zur Ausführung gelangt, so ist er von da an den New-Yorker Theater-Direktoren mit Haut und Haaren verschrieben und von ihrer Gnade abhängig, denn die bedeutendsten dieser Direktoren haben sich seit Jahren zu einem regelrechten „Trust“ vereinigt. Dieser „Trust“ herrscht mit dem Despotismus aller derartiger Kartelle über ganz Amerika. Sein Wort ist Theater-Gesetz von New-York bis San Francisco. Ihm sind die Autoren nichts als die Zuschneider, und die Schauspieler nichts als die Arbeiter in den großen vereinigten Dramen-Schneidereien von Nord-Amerika. Der Autor, der gegen diesen Theater-Trust rebelliert, kann seinen Pegasus ruhig an den Nagel hängen. Also wird er klug sein und gehorsam Dramen zuschneiden — *par ordre de Multi*, so wie es eben der allmächtige Dramen-Monopolist befiehlt.

Es ist erklärlich, daß unter solchen Verhältnissen die dramatische Kunst in Amerika zum Gespötte herab gesunken ist, das sich in Nichts von der maschinenmäßigen Herstellung von Stiefeln oder Unterhemden unterscheidet. Es ist aber auch erklärlich, daß die wahren Freunde dramatischer Kunst das Faule und Unerträgliche dieser Verhältnisse empfinden und darüber nachsinnen, wie der Kunst wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen wäre. So ist man auf das bereits erwähnte „unterstützte Schauspielhaus“ verfallen. Irgend ein hoch gesinnter Millionär, der Millionen für Kirchen, Hospitäler, Bibliotheken, Museen und Universitäten giebt, soll nun auch der dramatischen Muse unter die schwachen Arme greifen. Man hat schon Andrew Carnegie genannt. Hier ist ein Mann, sagen die Idealisten, der erklärt hat, es sei sein Ehrgeiz, arm zu sterben. Wahlan, hier hätte er eine Gelegenheit, ein gut Stück dieser ersehnten Armut näher zu kommen, wenn er in New-York ein grandioses Schauspielhaus erbaute und finanziell sicher stellte, eine amerikanische National-Bühne, geweiht dem amerikanischen Shakespeare, der da kommen soll und vorläufig noch nicht kommen will noch kann. Aber, ob es nun Carnegie ist oder ein Anderer, den Freunden dieses nationalen Schauspielhauses ist es klar, daß ein solcher Tempel stehen muß. Er soll dem handwerksmäßigen Stückschneider männlichen oder weiblichen Geschlechtes ebenso unerbittlich verschlossen bleiben,

wie er dem jungen Talente gastlich geöffnet sein soll. Hier soll das Talent seine ersten Flügerversuche „ad Parnassum“ machen dürfen, ganz gleich, ob es sich für das Theater sofort bezahlt oder nicht. Hier sollen auch die großen Alten zu Gehör kommen, die von dem Theater-Trust erbarmungslos boykottiert werden, weil sich z. B. „König Lear“ nicht einen ganzen Winter lang auf sämtlichen Bühnen der Vereinigten Staaten abliefern läßt wie irgend ein Schmarren eines Unterrod-Dramatikers.

Aber wie ist dieser Gedanke eines unterstützten Schauspielhauses aufgenommen worden? Mit freudiger Begeisterung und allseitiger Zustimmung, wie man wohl glauben sollte? Keineswegs. Man sollte es wirklich nicht für möglich halten, daß sich zahlreiche Stimmen dagegen erhoben haben. Da sind Allen voran die fatalen Über-Yankee's, die dem Plan abhold sind. Sie erblicken in der bloßen Idee eines unterstützten Theaters etwas Unamerikanisches, Undemokratisches und besonders etwas Europäisches. Nach der beschränkten Auffassung des Über-Yankee's, des waschechten Amerikaners vom alten Schlage, ist jede Einrichtung von vorne herein schlecht, welche europäischer Herkunft ist. Ferner ist dem Über-Yankee jede Bevormundung verhaßt, und ein unterstütztes Schauspielhaus ist nach seiner Ansicht eine Bevormundung des souveränen Publikums. Nicht das souveräne Volk darf dort entscheiden, was für dramatische Kost es haben will, sondern diese Entscheidung maßen sich einige wenige Besserwisser an. Das Publikum allein aber ist Richter in letzter Instanz über die Darbietungen der Bühne. Wieder Andere behaupten, daß Konkurrenz auch die Seele des Theater-Geschäftes sei, und daß eine Bühne, die außerhalb der Konkurrenz stehe, nicht zu den höchsten Leistungen angespornt werde, daher Minderwertiges hervor bringen müsse.

Es ist kaum nötig, sich ernsthaft mit diesen Ausführungen zu beschäftigen. Sie beweisen, wie außerordentlich unreif das Kunstverständnis in Amerika noch heute ist. Der durchschnittliche Amerikaner oermag eben noch jetzt im Theater nichts Anderes zu sehen als ein Geschäft und im Theater-Direktor nur einen Geschäftsmann, dem der Geschmak der großen Masse „suprema lex“ ist, sei dieser Geschmak auch noch so niedrig. Daß gerade diese Anschauung den kläglichen Tiefstand der amerikanischen Bühne oerschuldet, oermögen die Gegner des unterstützten Schauspielhauses nicht zu begreifen. Sie begreifen auch nicht, daß der Geschmak der großen Masse keineswegs immer die höchste urteilende Instanz in Kunstfachen ist und nie gewesen ist. Aller Fortschritt im Drama, aller Drang nach neuem, künstlerischem dramatischem Ausdruck ist meist von einigen wenigen erleuchteten Geistern gefördert worden, die der großen Masse weit ooraus waren. Die große Masse nimmt sich gewöhnlich Zeit, dem voraus eilenden Genie nach zu folgen und es zu würdigen. Wenn Ibsen oder Haupt-

mann auf das Verständnis der großen Masse hätten warten wollen — wo wären sie heute? Das voraus eilende Genie braucht geradezu eine Stätte, abseits der großen Heerstraße, wo es unabhängig vom großen Haufen sein neues Evangelium zunächst auserlesenen Jüngern verkünden kann. Da der amerikanische Theater-Direktor den strebsamen jungen Autor aus Verständnislosigkeit oder Angst vor Kassenleere von sich stößt, so wäre es wirklich das Beste, wenn ein Privatmann dem Geächteten eine unabhängige Bühne zur Verfügung stellte. Überdies verrät die Auflehnung gegen das unterstützte Schauspielhaus eine bedauerliche Kurzsichtigkeit, selbst vom geschäftlichen Standpunkte. Denn der Erfolg eines neuen Talentes auf der unabhängigen Bühne kommt schließlich auch den gewöhnlichen Theatern zu Gute. Ist der neue Sänger flügge geworden, so entschlüpft er gewöhnlich seinem Nest und läßt sein Lied im ganzen Bühnenwalde erschallen. Jeder Theater-Direktor kann ihn dann haben. Vor Allem aber wäre diese unabhängige Bühne eine Quelle, von der aus dem amerikanischen Drama eine ständige Befruchtung und neues Leben zugeführt werden und der Geschmack der großen Masse gebildet werden könnte. Ob dadurch einige verstaubte alt-amerikanische Anschauungen über den Haufen geworfen werden, bedeutet nichts. Es sind schon mehr solcher Anschauungen über den Haufen geworfen worden, die sich als unhaltbar erwiesen haben, seitdem Amerika aus seiner insularen Abgeschlossenheit mehr und mehr heraus getreten ist.

Amerika's unabwendbares Schicksal ist es, sich zu europäisieren, besonders in der Kunst, in der das alte Europa ihm Lehrmeister ist. Die eifrigen Gegner der europäischen unterstützten Bühne übersehen dabei völlig, daß diese von ihnen so gefürchtete Bühne bei einer anderen Kunstgattung in New-York längst zur Thatsache geworden ist. Und zwar in Gestalt des „Metropolitan Opera House“ in New-York. Es stellte sich schon vor Jahren heraus, daß sich eine wertvolle Oper aus sich selbst heraus, als zu kostspielig, nicht bezahle. So thaten sich eine Anzahl Millionäre zusammen und ermöglichten durch Zahlung eines jährlichen Zuschusses aus eigener Tasche Aufführungen von großer Oper, wie sie in einer Weltstadt erwartet werden dürfen. Also, warum soll New-York nicht auch ein von einem Millionär oder mehreren Millionären unterstütztes Schauspielhaus haben? Je eher, desto besser! Es thut bitter not.



Der Florida-Ministrel.

Von Henry J. Urban.

(New-York.)

1. Ein Märchen.

Es war einmal eine Märchen-Prinzessin,
Die stand auf dem Bahnhof zu Tampa,
In Florida, wo die Palmen nickten.
Sie stand mit weißem Spitzenschirm
In rosarotem Kleide,
Es glänzte ihr blondes Lockenhaar
In der Sonne wie Geschmeide.
Die lächelte so zauberfüß
Und mit Augen, himmelblauen,
Sah sie mich gar so seltsam an,
Da ward ich ein ganz anderer Mann,
Der sie nur mußte schauen.

Und es sprach die Märchen-Prinzessin,
Die stand auf dem Bahnhof zu Tampa,
In Florida, wo die Palmen nickten:
„Du bist, den ich erwartet hab',
Du kommst zu rechten Zeiten.
Ich brauche einen Prinzen wohl,
Mich treulich zu geleiten.“
Da gieng ich allsogleich mit ihr
Auf grünen, grünen Wegen,
Die Vöglein sagten: „Guten Tag!
Was dir nun wohl geschehen mag
An Herzeleid oder Segen?“

Und ich sprach zur Märchen-Prinzessin,
Die ich fand auf dem Bahnhof zu Tampa,
In Florida, wo die Palmen nickten:
„Wie bin ich doch verzaubert ganz —
Das ist nicht die alte Erde,
Am Himmel, glutvoll wie Saphir,
Lenkt Frau Sonne goldene Pferde.
Und alles ist so märchenhaft,
Die Blumen sind Edelsteine —
Wir wandeln auf smaragdner Flur
Und uns gehört das alles urr,
Und du, du bist die Meine.“

Da lachte die Märchen-Prinzessin,
Die ich fand auf dem Bahnhof zu Tampa,
In Florida, wo die Palmen nickten.
Sie sprach: „Mein lieber, kleiner Prinz,
Wir sind ein Liebespärdchen,
Und wo die Lieb' zwei Herzen eint,
Giebt es ein echtes Märchen.“
Und schlang die Arme fest um mich,
Daß mich durchlief ein Beben — —
Und wenn sie nicht gestorben ist,
Was manchmal vorkommt, wie Ihr wißt,
So muß sie hent' noch leben!

2. Das Lied am Meere.

In Miami war's, am Meere —
Grüne Sykomorenpracht,
Drüber hin der Mondschein lacht.
Du und ich auf stillen Wegen,
In uns junger Liebe Segen,
Junger Liebe Glück.

Dann im Kokoshain am Meere
Schritten einsam wir dahin — —
War so eigen uns zu Sinn.
Um uns her ein seltsam Klingen
Mußte leise um dich schlingen
Zärtlich meinen Arm.

Und ein klagend Lied am Meere,
Von dem Nachtwind her geführt,
Hat uns wunderbar gerührt,
Daß wir andachtsvoll ihm lauschten — —
Und die Kokospalmen rauschten
Gar geheimnisvoll.

3. Das Mädchen im Mohn.

Eine kleine Waldeslichtung —
 Ganz versteckt und ganz verschwiegen,
 Wo das goldne Sonnenlicht
 Durch Platanen-Zweige bricht,
 Blaue Falter gaukelnd fliegen,
 Leise schweben, leise sich wiegen
 Über feuerrotem Mohn.

Stand mein Mädchen nach dem Bade
 Mitten in den roten Blüten:
 Um die Haut, wie Schnee so klar,
 Um das dunkle Lockenhaar
 Sonnenblitze kosend sprühten,
 Sonnensunken sie umglühten
 In dem feuerroten Mohn.

Wie mein Mädchen so gestanden,
 Kameu allsogleich geflogen
 Alle Falter zu ihr her,
 Schwirrten um sie voll Begehr:
 Hätten gern an ihr gefogen,
 Deren Schönheit sie betrogen
 In dem feuerroten Mohn.

Ach — umsonst, ihr dummen Falter,
 Ist das emsige Flügelwippen —
 Süßes beut die Blüte nie,
 Wißt ihr nicht das Wo und Wie.
 Saht ihr mich nicht Süßes nippen,
 Wie sie bot mir ihre Lippen
 In dem feuerroten Mohn?

4. Jostelynd.

Weißt du auch, reizende Jostelynd,
 Warum wir so glücklich gewesen sind?
 Weil alles war wie ein Frühlingstag
 Mit blauem Himmel und Lerchenschlag —
 Mit Mandel-Blüten, voll und schwer,
 Und flatternden Faltern darum her —
 Mit fernem, schwingendem Glockenton,
 Der zitternd streicht über Reis und Mohn —
 Mit zweier Seligen süßem Lied.
 Das durch die nickenden Palmen zieht.
 Und über dem Ganzen die Sonne still,
 Als ob sie es lächelnd segnen will.
 So voll durchtränkt von Freudigkeit,
 Voll warmer, goldener Glücktrunkenheit,
 So wie ein Märchen schön und rein.
 Durfte die Zeit unsrer Liebe sein.
 Und dann vorbei, und es hat die Nacht
 Darüber den Schleier gebreitet sacht.
 Kein langes Sterben, häßlich und kalt —
 Wie ein Echo ist unser Glück verhallt,
 Wie ein Echo, du, mein geliebtes Kind,
 Das von den Bergen trägt der Wind.
 Verlorenen jäh, wie ein strahlend Licht,
 Verklungen wie ein holdes Gedicht.
 Ach — über uns hat eine Fee gewacht,
 Drum hat uns so kurz nur das Glück gelacht.





Zwei Kapitel aus der satanischen Geschichte des Marquis von Essenz.

(J. K. Huysmans.)

Von Christian Morgenstern.

(Arosa - Graubünden.)

I.

Nach langem Suchen entdeckte der Marquis von Essenz einen kleinen kegelförmigen Berg in der Nähe von Paris, welcher von den Bewohnern der umliegenden Dörfer die Narrenmütze (La marotte) genannt wurde.

Sofort kam ihm ein Gedanke.

Ohne daß er irgend jemanden in seine Pläne einweihte, begann er von den geübtesten Bodeningenieuren, deren er habhaft werden konnte, den kleinen Berg wie eine Blumenzwiebel aus graben und von einem ungeheuren Krahn in eine gewisse Höhe über dem Boden hinaus hissen zu lassen. Hierauf bestellte er ein eisernes Gestell, ähnlich dem Gestell einer Sanduhr, ließ den Berg sodann kippen und ihn mit der Spitze nach unten darin befestigen, so daß er nun, wie der obere Teil eines Sandglases, in dem Gestelle hieng.

Auf der nach unten gerichteten Spitze dieses Berges nun gedachte er sich das Haus seiner Einsamkeit, ebenfalls mit der Spitze nach der Erdoberfläche zu, bauen zu lassen.

Den Plan zu diesem Hause hatte er bereits in langen schlaflosen Nächten auf's Genaueste ausgearbeitet.

Es bestand in der Hauptsache nur aus einem einzigen großen Zimmer, dessen Wände, Decke *ic.* jedoch nach außen gekehrt waren, während die kalkbeworfene Mauer, das Schornstein-gekrönte Dach, nach innen gewendet, das eigentliche Zimmer bildeten.

Die Außenwände des seltsamen Hauses waren mit den kostbarsten und farbenprächtigsten Tapeten beklebt, während das flache Dach ein ovales Deckengemälde von seltener Schönheit samt einer aus seiner Mitte herab hängenden mattblauen Refampel dem Erdenantlig drunten zuehrte. Wie des Weiteren die Fenstergardinen — zusammen genäht aus Schweißtüchern alter Heiligen — außen am Hause angebracht waren, befanden sich auch die Bächterregale, Bilder

und Büsten da, wo wir an unseren Häusern die Spaliere oder Studoerzierungen oder Balkons zu sehen gewohnt sind; ja, selbst die Chaiselongue, der Ofen, Tisch, Stühle, kurz alles, was sonst noch die Einrichtung eines Raumes bildet, war hier an dem Hause oder außerhalb des Hauses mit den Fußteilen nach oben aufgestellt oder aufgehängt.

Die Hauptzierde des eigentlichen Zimmers dagegen war vor Allem der mächtige Schornstein, der, Moos-bewachsen und Rientuß-geschwärzt, aus der Mitte des Dachbleches in dieses hinauf ragte, mit seinem Wetterhahne den Scheitel des darunter — oder richtiger darüber — Stehenden fast berührend und es beständig mit Qualm erfüllend.

In diesem Hause, welches so durchaus den allgemeinen Begriffen widersprach — sollten doch sogar die Nägel mit den Köpfen voran in die Wand getrieben werden! —, sah sich der Marquis bereits wie ein fliegender Hund, das Haupt nach unten, an der mit Steigbügeln, Fußlöchern und Ähnlichem versehenen Diele hängen, sei es, um durch den Schornstein die entfernte Erde zu betrachten, sei es, um eine besonders kostbare Orchidee zu riechen, oder sich in einen nicht mehr vorhandenen Etich oder den Thomas a Kempis zu vertiefen. Seine Dienerschaft war weiter oben im Innern des Berges einquartiert, wo sie auf dicken Fellschuhen mit der Tracht erster Christen in höhlenartigen Rasematten haufte.

II.

Der Marquis von Effenz hiengsaß (wenn der Ausdruck erlaubt ist) auf seinem oberhalb des Schornsteins am Fußboden angeschraubten Studieressel, sich den Kopf zuweilen am Wetterhahne reibend und einen riesigen Folianten in sich hinein haltend. Durch die vielfältigen theologischen Studien seiner Jugend, seine darauf folgenden biologischen Ausschweifungen, sowie das durch beständige Verwandtschaftsbeiraten der Vernichtung durch die Zeit in die Hand arbeitende Blut derer von Effenz, war er nämlich dahin gelangt, mit dem großen Scholastiker von Paderborn die Seele als etwas durchaus Räumliches zu begreifen, und das im geraden Gegensatz zum Körper, als welcher hierdurch zum eigentlich Unräumlichen oder vielmehr genauer zur bloßen Spiegelung des Räumlichen oder Absoluten im Uneinräumlichen oder Non-Eas hinab sank.

Er hielt also den Folianten mit beiden Armen weit in sich hinein, indem sich zugleich seine Augen nach innen kehrten, so daß ihr bloßer Sehneru — ihr Hals, wie man ihn nennen könnte — außen blutrot zum Vorschein kam.

Eben dies aber war es, was der Marquis von Effenz von sich selbst sehen und genießen wollte. Er hatte zu diesem Zweck in einigem Abstand hinter dem Folianten auf einer Art von ausziehbarem rotenpult einen Metallspiegel angebracht, der wieder von andern Spiegeln Spiegelbilder empfieng, so

daß er am Ende seine ganze Stellung mit einem einzigen Blicke seiner verdrehten Augen überschauen konnte.

Der Marquis that einen träumerischen Zug aus seiner Zigarette, welche er seit langer Zeit aus der linken Knielehle zu rauchen pflegte, indem er durch eine Kerbe in der Schulter die Luft unter der Haut — und damit auch den Rauch der in einer eben solchen Kerbe am Knie steckenden Zigarette — ein sog, was er „die Blutpfeife rauchen“ nannte.

Eine unangenehme Erinnerung kreuzte sein übermüdetes Gehirn, hervorgerufen durch den Geschmack des Tabaks, welcher in seiner Zigaretten-Orgel die vox humana dar stellte. Während er seinem alten Diener klingelte, der ihm die „Consolationes“ des Pater Filucius aus der Hand nehmen und neu ordnen mußte, entsann er sich einer Wairresse, die ihn durch ihr absonderliches Gewerbe — sie war Taucherin — in eine der eigentümlichsten Launen seines Lebens gestürzt hatte.

Stets bereit, einen neuen Reiz zu erfinden, hatte er die Krypta einer ausgedienten Benediktinerkirche mit künstlich bereitetem Märtyrerblut anfüllen und sich selbst in einer Taucherglocke aus Marienglas mit dem jungen Weibe darin versenken lassen, während nachgemachte und durch ein Uhrwerk getriebene Sägespäne, auf Bratschen spielend, das seltsame Boudoir umkreisen mußten, in welchem — um die Sensation noch mehr zu erhöhen — eine mit Quallen gefüllte Wanne aus Sprenggelatine das Liebeslager der Beiden bildete.

Jetzt versengen auch diese Raffinements nicht mehr. Das Weib war längst aus der Liste der ernst zu nehmenden Schöpfungen gestrichen.

Und wie? Hatte der Mensch in der Baggermaschine „Lisette“, deren tägliche Arbeit er mit dem Fernglas verfolgen konnte, nicht etwas weit Vollkommeneres geschaffen?

War die Schrapnels speiende schwarze „Ranon“ nicht etwas weit Erhabeneres?

Der Marquis von Effenz trocknete sich den Schweiß von der Stirn; er fühlte etwas wie Schwindel und vernünftigte sein armseliges Jahrhundert.

Er dachte an Gott den Allmächtigen und widerstand nicht länger, in ihm seine Zuflucht zu suchen.

Dhnmächtig fiel er durch den Schornstein in die mattblaue Nebampel hinab und machte dadurch das ganze Berg-Gestell dermaßen erzittern, daß „die Narrenmüge“ aus ihm sich löste und alles in unübersehbarem Schutte begrub.



Zwei Tagebücher.

1. Aus meinen Hinterstolber Aufzeichnungen.

Von Hugo Oswald.

(München.)

Das Bächlein, inmitten von Wiesen,
Ist auch an Steine gewöhnt.
Doch murmelt und plauscht's nur von jenen,
Nicht daß über diese es stöhnt'.

*
Aus dem Vielerlei zur Einheit — das der Gang der Schönheit.

*
Schlägt der Künstler von der Welt etwas ab, dann auch etwas in
sie hinein.

*
Begeistern kann nur der Begeisterte.

*
Leicht gerät man in's Ausmalen, wenn etwas zum Zeichnen nicht klar genug.

*
Das heiligste Herz der Welt — Gott.

*
Wo die Natur für sich hin geht, geht auch der Mensch für sich hin.

*
Auf dem Lande wird man breiter: man malt mehr, als man zeichnet;
man hält mehr zur lyrischen Fülle des Inhalts, als zur Dürre des Umrisses.

*
In des Alltags Hast vermag man kaum auf die Konturen, geschweige
der Dinge Inhalt zu achten.

*
Als einen Zusammenbruch soll man Christum nicht darstellen. Selbst
sein Leiden flentschte die Tapen des Sieges.

*
In's Gleisende verbeißen wir uns gar zu gern.

*
Joseph, der eine der zwölf Söhne Jakobs, ein Träumer, weil der
Lyriker des Gedichtes seiner — Zukunft.

*

Der Staub, aus dem wir geboren, edler als wir, die ihm zu sterben.

*

Nur wenn mit Seele gemischt, kann Farbe sprechen.

*

Wer zur Jugend steht, zu dem steht die Ewigkeit.

*

Ein Stein fragt nicht dem andern nach; Steine sind wir aber auch nicht.

*

Der Staub, aus dem wir geboren, edler als wir, die ihm zusterben.

*

Auch psychisch ziehen wir an von dem, was um uns ist.

*

Mit seinem Averse liegt ein Blatt auf der Wiese. Sein Revers bietet Berg und Thal, Thal und Berg in der Auffassung der Thautropfen, die in und auf ihnen sich nieder gelassen. Das Blatt ruht eingebettet in Blumen und Grün, daß so leicht es kein Wind zu rühren vermag. Insekten kommen, gehen; aus den Thautropfen schlürfen sie, oder sie nehmen ein Bad in ihnen. Eine Stunde stände ich hier bei diesem Blatte, und könnte ich sagen, was die Erfüllung von Raum und Zeit alles mit solch' einem Blatte treibt, ja könnte ich, dann wäre ich ein — Dichter.

*

Vom Hundertsten in's Tausendste fallen, ohne den Hals zu brechen, kann nur der Dichter.

*

Unter Gott wird man breit. Wer auf gesunde Lungen hält, lasse sich ihn nicht verhängen.

*

Welche Fülle von Lebewesen in einem Ameisenhaufen! Eins ist Gott. Gott ist Eins. Je weiter wir von dieser ab gehen, desto näher kommen wir der Fülle einer Ameisenwelt.

*

Es giebt Blut, das an den Adern, in die es gefüllt, beständig rüttelt, als wenn es sie durchbrechen wollte.

*

Es schrumpft den meisten die Seele.

*

Die Wolken, die an deinem Himmel hängen, schütten Finsternis dir auf die Erde.

*

Ein Dichter hat seine eignen termini technici; nicht geprägter Ausdrücke benötigt er. Prägt er doch selber.

Christus ein Anäuel Fähigkeiten Gottes, das von der Erlösung aufgerollt, daß sich die Menschheit zum Ursprung dieser Fähigkeiten, zu allen Anfangs Anfang, zu Gott finde.

Wo von du ausgegangen, da sollst du wieder eingehen. Sonst schließt nicht der Ring.

Im Ringe liegt die Bestimmung der Welt: schließen muß sie, soll sie umschließen.

Die Einheit aller Einheit — Gott, dieser „Einheit aller Einheit“ Alllichtes die Schönheit.

Leicht kann in der Lyrik des Denkens man stecken bleiben.

2. Aus meiner „Sommerfrische“.

Von Arthur Seidl.

(München.)

„Ganz frisch noch die Schrift — und die Tinte noch naß!“ . . . so darf es bei den Werken unserer „Modernen“ vielfach heißen, welche ja Veröffentlichung und Vorführung ihrer Saison-Nouveautés oft schon kaum mehr erwarten können. Wo ist die alte Weisheit des Horazischen „Nonum prematur in annum“ dabei hin gekommen? Nun, wir wollen ja keine „Reaktionäre“ sein; aber auf dem Vergleichswege möchten wir doch wenigstens ein „Nonum prematur in mensem“ hier in Vorschlag bringen. Das Kind soll neun Monate ausgetragen sein.

„Na also!“ sprach Zarathustra — so lasen wir einmal irgend wo, wahrscheinlich in einem wiplosen Wipblatte. Das aber ist nun der selbe Geist, wie in Peer Gynt: „Das Ewig-Weibliche zieht uns an!“ Jener Geist, der nicht ruht, als bis er das unbedingt Große, zu besserer Genießbarkeit und Verdauung für seine Magenbedürfnisse, in lauter kleine Portionen hübsch zerteilt, vor sich da liegen hat. Keine „Einverleibung“ fremden, neuen Geistes also — sondern ein Wiederkäuen nur immer des eigenen Inhaltes: auch eine „ewige Wiederteher des Gleichen“, aber frag' mich nur nicht, welche!

Nochmals — „Ewige Wiederkehr des Gleichen“: Unsere „Neuroromantik“ feiert Novalis, Edgar Poe, E. T. A. Hoffmann u., unsere „Moderne“ giebt Heine und dergl. frisch heraus; Dehmel führt sich auf Heine zuletzt doch im Wesentlichen zurück, und die viel gerühmte „Heimatkunst“ könnte sich getrost auf — Jean Paul als ihren Ahn berufen. *Circulus vitiosus* — dein Name ist Litteratur-Geschichte!

Es gab eine Zeit — da kamen unsere Dramen-Dichter gar nicht mehr von der „Sonne“ los; seit Ibsen seinen blöde lallenden „Oswald“ am Ende der „Gespenster“ hatte nach der Sonne verlangen lassen, gehörte es förmlich zum guten Ton, in Titel oder Text diese „Sonne“ wenigstens einmal an zu rufen. (Vergl. darüber mein eben erscheinendes Buch „Kunst und Kultur“; S. 107 flg.) Neuerdings scheint diese verwegene Rolle aber, ganz ebenso epidemisch, das Wort vom „Leben“ angetreten zu haben — Nietzsche aus der Frochperspektive gesehen; denn er ist ganz offenbar der Anreger dazu gewesen.

Tolstoi, der mit Nietzsche so viel verglichen oder doch oft in Beziehung gebracht wird, verhält sich — das muß einmal gesagt werden — zu diesem: wie Russe zu Pole, Bauer zu Edelmann, Absolutismus zu Beto-Recht, Sklavemoral zu Herrengeist, Epimetheus (Nachdenker über das Ur-Christentum) zu Prometheus (Vordenker eines Übermenschen der Zukunft) u. s. w.

Preußen und Polen liegen einander in den Haaren: der polnische Erzbischof Dr. von Stablewski aber nimmt persönlich teil am Kaiser-Empfange zu Posen und begrüßt die Kaiserin offiziell in entgegen kommendster Weise an der Dom-Pforte.

Liberalen und Ultramontane streiten sich im bayrischen Landtag um den Kultus-Gesetz und dabei streichen Letztere per demonstrationem den wichtigen Posten von 100 000 Mark für Kunst-Zwecke: der Münchner Erzbischof von Stein, als Mitglied der Kammer der Reichsräte, votiert mit dieser die Wiedereinstellung der Summe.

Protestanten und Katholiken verheizen sich gegenseitig nach allen Kräften und Regeln: der neue Bischof von Augsburg, Dr. Henle, aber predigt klar und deutlich „Seid friedfertig unter einander!“ und der schwäbische Bischof von Rottenburg, Dr. Keppler, sagt, es sei nun einmal „Gottes Wille, daß in unseren deutschen Landen beide Konfessionen einträchtig zusammen leben“.

Und die „Moral von der Geschichte“? Daß die Oberen durchaus noch nicht die klerikale Presse sind, und daß die große „Herde“ wohl gut darn

thäte, statt den journalistischen „Reithammeln“ lieber ihren klugen „Hirten“ zu folgen! Qu. u. d.

„Ein ewig heiterer Himmel lacht über Griechenland“ — so hieß es bekanntlich bei den Alten. Mich wundert nur, daß in unseren Tagen das heimische „Zentrum“, das ja ohnedies selber schon „Trumpf“ ist, noch niemals — gegen das verhaßte Preußen z. B. — den Trumpf ausgespielt hat: „Der Himmel selber ist für Bayern!“ Denn wahrlich, wenn dieser Himmel nur erst sein freundlich lachendes Gesicht über Deutschland aufzieht und die bekannten, stöckigen weißen Wäldchen zum rein-blauen Firmamente zeigt, grüßt er doch ersichtlich in den spezifisch-bayrischen Landesfarben, die sich dann färmlich von da her zu schreiben scheinen. Gibt freilich auch Leute, die meinen, daß unser Zentrum in diesem Sommer ganz besonders „vom Himmel verlassen“ gewesen sei. Beweis: die exorbitant zahlreichen Gewitter und ihre Wolkenfülle, die mit ihrem Schwarz-Weiß weit eher schon Preußen Recht zu geben schienen.

„Kulturkampf“ nach guter, alter — nationalliberaler Tradition ist etwas, das mein ästhetisches Gefühl verletzt und auch anderen „modernen“ Menschen endlich wider den Geschmack gehen sollte. Jenes Gruselmachen politischer Kinder durch einen mit den grellsten Farben an die Wand gemalten Baumwau „Jesuitismus“ genannt, bleibt nun einmal bar aller feineren Psychologie und ist für einen differenzierter Empfindenden ohne den geringsten Kulturwert. So lange wir Ausnahmegeetze gegen die Jesuitenorden brauchen, aber solche, im antisemitischen Sinne, gegen die Juden — und im preußischen: gegen die Polen fordern, verraten wir im Grunde doch nur, daß wir uns nicht stark genug fühlen, um diese Fremd-Einflüsse aus eigener Kraft tapfer allerwege zu überwinden — zeigen also unsere feige Furcht vor einer drohenden Gefahr, die sich nicht Mannes genug ist, diese gegebenen Falles auch zu bestehen. Überlegenen Humor, meine werthen Herren — nicht tragikamisches Gewinsel alter Klagenweiber oder politischen Fanatismus junger Heßkapläne!

Kein Mensch scheint bisher noch bemerkt zu haben, daß selbst die viel umstrittene Duell-Frage letzten Endes doch nur eine Reichthums-Frage — Sache des persönlichen Lebensnutes und Angelegenheit rein individueller Lebens-Kunst, nicht etwa Moral-Lexer oder Welt-Anschauung, ist.

Dr. Oskar Vie machte sich unlänglich einer Bücher-Besprechung, jüngst das Vergnügen, mit die „Persönlichkeit“ ab zu sprechen. Er mag ja vielleicht

Recht haben. Wenn man aber dann (im „Tag“, bei Scherl) gelegentlich die Überschrift findet: „Die Persönlichkeit des Hamburger Mörders und Einbrechers ist jetzt fest gestellt worden . . .“, dann dankt man eigentlich seinem Schöpfer, daß man nicht zu den „Persönlichkeiten“ gehören soll.

Jeder Kritiker ist ein „Übermensch“! — Wie? — Je nun, weil er sich über die anderen Menschen erhebt und sich selbst zu ihrem richterlichen Überwinder aufwirft.

Wenn einer eine Gegend „wie seine Westentasche“ kennt, so ist damit noch gar nicht viel gesagt. Denn wer kennt seine Westentasche wirklich? — von innen, nicht nur von außen!

Von einer Eisenbahnfahrt: Auf einem Land-Bahnhofe zwei überaus appetitliche, kleine lustige Kälberchen, angebunden an's Perron-Gitter, um mit dem nächst ankommenden Zuge zur Stadt transportiert und in's Schlachthaus mit abgeführt zu werden. „So a Viech isch doch zu bedauere! — Raum isch'ts herin in dera Welt, geht's scho wieder dahin!“ . . . meint sogar der, in solchen Dingen doch gewiß weit eher abgehärtete, Stationsdiener zum wartenden Städter. „Aber dafür isch'ts halt a Viech“, setzt er begütigend, oder sich selber beschwichtigend, als Nachsatz alsbald noch hinzu . . . In der That, bei gewissen Dingen ist es schon wirklich besser, wenn die Menschen nur ja nicht zu viel denken.

Wenn „Stadtfräde“ hinaus in die freie Gebirgslandschaft, mit ihrem unbeschreiblichen Natur-Aroma von Wiesen-Luft, Tannen-Djon, Krauseminze, Kuhstall-Düften u. a., ihren Kunst-Parfüm von Zuchten, Dpoponax oder Patschouli mit bringen — sie dürfen sich dann wohl ebenso wenig als „Kultur-Träger“ hier aufspielen, wie einer, der sich Angesichts prächtiger Waldungen in seiner Sommer-Villeggiatur hinsetzt und alltäglich das übliche Quantum Klaviermusik zum offenen Fenster hinaus paukt. — Geradezu unbegreiflich übrigens auch, wie hilflos selbst ein Mann wie Otto Julius Bierbaum, bei der bekannten Beschreibung seiner „empfindsamen“ Automobil-Reise, der großen, einfachen Natur gegenüber steht. Sein Ausruf: „Und immer dieser herrliche Hochwald — er ist ganz köstlich!“ verdiente eine stehende Redensart zu werden, zur ironischen Charakteristik zugleich dieser „Verkünstelten“, deren seelischer Bankrott sich bei solcher Gelegenheit auffällig genug immer offenbart, und die erst da wieder in ihre natürliche Suada zu kommen pflegen, wo sie — im gelobten Lande Italien z. B. — von ihrer geliebten „Kunst“ plaudern dürfen. Wie

sagte doch ein Epigramm der „Jugend“ (wenn auch in anderem Zusammenhang) einmal? *Arti-sex!*

*

Das scheint mir doch der Hauptvorzug des Zweirades zu sein: daß es das alte Wandern und individuelle Reisen in Freilicht und Freiluft mit dem „modernen“ Verkehrsmittel der Schnelligkeit und des weiten Zuges, das erhebende Gefühl des Fliegens mit dem der eigenen körperlichen Leistungsfähigkeit so gesund und harmonisch vereinigt.

*

Erziehung? — Ich halte nicht allzu viel von einer solchen und glaube nicht an das Heil eines pädagogischen Systems. Das „Milieu“: Zeit der Geburt, Lokal des Jugendheimes, physische und psychische Umgebung, Lebensführung, Charakteräußerung und persönliche Beispielgebung vor Allem der Eltern, Geschwister, Spielgefährten und Lerngenossen u. bildet auch hier die große Hauptsache. Der Lehrer bietet den Wissensstoff; die von der Familie verbreitete Gemüts-Sphäre hingegen ist im Grunde alles — oder doch fast alles.

*

Die Zolltarif-Kommission arbeitet und arbeitet; der bayerische Landtag verhandelt bis in den tiefsten Hochsommer hinein; der Kaiser ruht noch rastet nicht; Rörber-Szell konferieren angestrengtest schier unaufhörlich zur Ausgleichsfrage; auch unsere heimischen Staatsmänner finden kaum Ruhe und Erholung, oder kommen erst zum Spätherbst einmal in kurzen Urlaub; was braucht also wohl ein Publizist wie Unserer in solchem kritischen Jahre seine „Sommerfrische“? Er bescheide sich hübsch und . . . schreibe. *Me voilà!*



Münchener Sommerausstellungen 1902.

Eine Studie über Münchener Kunst von heute.

Von Dr. Erich Haenel.

(Dresden.)

Den voreiligen Lenz, der schon in den Tagen, wo die Interessensphären von Kälte und Wärme sich sonst am unerquicklichsten zu schneiden pflegen, uns überzeugte Äußerungen eines triebkräftigen Optimismus ent-

lokte, haben wir energisch hüßen müssen. Den winterlichen Nachwehen folgte ein Sommer, auf den nicht nur am Strande der Fzar das Heine'sche Wort von dem grünlackierten Winter vollständig paßte. Und jetzt, ehe noch die Reben zu beruhigenderen Ausblicken in die Zukunft Ursache gegeben haben, schicken die Äquinoctialstürme schon ihre Pioniere über das verzagte Land.

Es machte sich so hübsch, als man den Kundgebungen der Münchner Kunst im Frühling die Auspizien der Jahreszeit, die Züge des Werdenden, Sich-Entwickelnden zuerkennen durfte, als die besonnene Kritik sich, ein endgültiges Urteil über die tieferen Werte und Kräfte des gegenwärtigen Schaffens auf die Monate der sommerlichen Reise, d. h. auf die Zeit der großen Ausstellungen aufzusparen, beschied. Die Bogen des Streites über Münchens Position im deutschen Kunstleben hatten sich inzwischen geglättet, selbst die Kriegsart der im Anfang des Jahres so leidenschaftlich diskutierten Rivalität mit der Reichshauptstadt schien begraben. Wenn man also auf der einen Seite dem künstlerischen Hauptereignisse des Jahres, das am 1. Juni im Glaspalast und am Königsplatz mit den üblichen gratulativen Formeln in die Welt des Sichtbaren geleitet wurde, mit bestimmten und nicht gerade pessimistischen Erwartungen entgegen sah, so ließen doch die übrigen Aktionen auf der Kunstbühne Deutschlands keinen Zweifel darüber, daß der Kampf um's Dasein den Münchnern diesmal um ein Beträchtliches schwerer gemacht werden würde als sie es im Ganzen gewohnt waren. Die Eindrücke über Berlin, Karlsruhe und Düsseldorf sind jetzt ziemlich gefärbt: ein voller Erfolg läßt sich zwar nur aus der badischen Hauptstadt vermelden; aber eine Menge von Kräften, die sonst den Münchner Ausstellungen gesichert waren, sind ihnen diesmal, dem Gesetze des stärkeren Magneten folgend, verloren gegangen. Und selbst mit dem Schmerzenskinde des Kunstjahres, dem Turiner Bazar, und der Summe des ihm zufließenden Interesses muß im Konkurrenzkampfe gerechnet werden.

Man liest in den Tagesblättern immer wieder, daß der Besuch der Ausstellungen sich im Ganzen auf einer befriedigenden Höhe halte. Ich glaube das ohne Weiteres. Es gehört zu den unerläßlichen Programmnummern einer gebildeten Alpenreise, daß man dem Glaspalaste, bei Vorurteilsloseren auch der Sezession, auf der Hin- und Rückfahrt je einmal einen schwülen Vormittag opfert. Man liest auch von zahlreichen Kunstwerken, die Käufer gefunden haben. Selbst das ist nicht verwunderlich. Sind doch genügend hübsche Bilder vorhanden, die jedem Zimmer zur Zierde reichen — und über den Preis läßt bekanntlich jeder Künstler mit sich reden. Aber die Berliner lasen eines „Tages“ u. A., die Münchner Malerei habe durch

die andauernde Inzucht einen förmlich kunstgewerblichen Charakter angenommen. Die Ausstellung der Sezession sei trostlos, die des Glaspalastes nur zufällig, nicht organisch erträglicher u. s. w. Natürlich wieder eine so abscheuliche Verleumdung, wie sie reichspreussischer Eifersucht schon oft entquollen ist! Aber ärgerlich ist's doch, das Tröpflein Galle nicht ganz ausscheiden zu können aus dem Becher der stolzen Freude darüber, wie die hoch berühmte Münchner Kunst es doch zuletzt so herrlich weit gebracht . . .

Nein, die Sache ist blutig ernst. Die Sommerausstellungen öffnen uns die Augen darüber, daß wir in einer Krisis stecken, die, je plötzlicher sie aufgetreten ist, um so energischer zum Einschreiten mahnt. Die Anamnese muß bei dem Moment einsetzen, wo sich dem akademischen Realismus der Pilotengruppe der von Frankreich und Holland bezogene Naturalismus entgegen stellte. Liebermann, der bei Munkaczyn und Bastien-Lepage in Paris, bei Israels im Haag gelernt hatte, siedelte zwar schon 1884 von hier nach Berlin über, aber Uhde, der einen ganz ähnlichen Entwicklungsgang durchgemacht hatte, blieb. In dem Kampfe, der Anfang der neunziger Jahre mit immer wachsender Heftigkeit zwischen den Vertretern der eingefessenen Kunstströmung und den Revolutionären von Freiluft und Freilicht entbrannte, hat er stets im vordersten Treffen gestanden. 1894 kam dann die erste Ausstellung der Sezession im eignen Hause: Präsident war Ludwig Dill, im Ausschusse saßen Hugo von Habermann, Keller-Neutlingen, A. Langhammer †, Paul Höcker, Albert Keller, Siglheim †, Stud. v. Uhde, Zügel, L. Herterich, Weishaupt. Die Opposition gegen das Alte hatte also dem Naturalismus auch eine Anzahl von Streitern zugeführt, die man wohl in gewissem Sinne Enkel der Renaissance nennen kann. Den stärksten Einfluß, auch für die Gestaltung der Physiognomie, die der Begriff „Sezession“ nun bei seiner weiteren Ausbreitung im populären Empfinden erhielt, gewann auf dieser Seite Stud. Bei den Alten, d. h. vorläufig im Rahmen der Künstlergenossenschaft, verblieben Willroiber, Ehtler, Marr, Firlé, Palmié, Dasio, natürlich Defregger, Onsis, Löffky, Stieler u. v. A. Ihnen entwuchs später die Vuitoldgruppe, zuletzt, in ihrem künstlerischen Sondercharakter am schärfsten umrissen, die „Scholle“. Alles, was an Gebiegenheit der Tradition, äußerem Glanz und politischer Macht die konservative Partei den Abtrünnigen gegenüber aufzubieten hatte, verkörperte sich bald und hat heute noch seine festeste Stütze in Franz von Lenbach.

Die rund zehn Jahre, die diese Entwicklung umfaßt, bedeuten aber nicht nur die Einstandszeit des Naturalismus. Gewiß ist es unbestreitbar, daß die überkommenen Begriffe von den Idealen der Form und Farbe in

umfassender Weise vor der Natur und nach den neuen Lehren von der Bedeutung der Wirklichkeit für das künstlerische Schaffen reviviert worden sind. Im Glaspalast hängt eine Landschaft von Josef Benglein, deren malerische Werte bei aller Tiefstonigkeit der Schatten ein starkes Empfinden für die im impressionistischen Sinne wichtigen Elemente der Atmosphäre erkennen lassen. Auch Ernst Zimmermann, dessen reicher Nachlaß jetzt ausgestellt ist, hat, ein stets eifrig an sich Arbeitender, versucht, mit den Problemen des Freilichts zurecht zu kommen. Aber er steckte zu tief in den Bahnen, die ihm seine geliebten alten Meister vorgezeichnet hatten, als daß er den braunen Ton und die Konzentration des Lichtes auf das gegenständlich Bedeutsame hätte ganz überwinden können. Dabei jedoch war er in seiner Art ein wirklicher Meister, im Besitze eines außergewöhnlichen Könnens und eines feinen Sinnes für das Vornehm-Wirkungsvolle, begabt mit einem spezifisch germanischen Gemütsleben, dem das Religiöse kein Gegenstand willkürlicher Vorliebe war. Daß die oberbairische Bauernmalerei, die stets eine, besonders als Ausfuhrgebiet wichtige Provinz im Reiche der Münchner Kunst darstellte, sich der Hellmalerei anschloß und ihre Sentimentalitäten nun nicht mehr im sogen. bildmäßigen Drain der älteren Desreggerschule abfaßte, braucht man weniger zu beachten. Schwind sagte einmal: „Die höchste Begeisterung für alles, was Bauernlast ist, und dabei gar nicht bemerken, daß alle diese sozial-kommunistischen (?) Bilder genau für den Salon des Bankiers und Stützers berechnet sind, — das geht über meinen Horizont.“ Was einem natürlich empfindenden Menschen schon vor 35 Jahren auffiel, stört heute die große Menge noch nicht. Für die Kunst freilich ist es ganz gleichgültig, ob die Salontiroler unter der Flagge des von dem Pilotstil geprägten oder des pleinairistischen Realismus in die betreffenden Salons einzziehen.

Die Endosmose der hauptsächlichlichen beiden Elemente, die der äußere Bruch von 1894 im Widerstreite sah, vollzog sich in der Art, daß von dem durch Piloty schematisierten, im Wesentlichen effektivistischen, Kolorismus in die auf subjektives Erfassen der Wirklichkeit und anschauliches Verfinnlichen optischer Impressionen ausgehende neue Richtung eine größere Menge hinüber strömte, als ihrer gesunden und unabhängigen Entwicklung dienlich war. Ohne wissenschaftliche Terminologie ausgedrückt: ehe der Naturalismus Zeit fand, das von ihm wieder eroberte Reich der Natur ganz in Besitz zu nehmen oder gar den neuen Boden einer, bis in's Einzelne organisierten Kultur zu unterwerfen, blieb er in dem Neze des von Münchens genius loci beschützten malerischen Lokaltiles hängen. Und jetzt, wo das Studium vor der Natur selbst, das damals Evangelium

war, die Künstler befähigen sollte, die Kräfte ihres Könnens an das Erschließen nicht nur neuer Anschauungs-, sondern vielmehr neuer Weltanschauungsmöglichkeiten zu setzen, züchtet jeder in seinen vier Pfählen seine Spezialität, und freut sich der Überwindung des Handwerklichen. Man hat so viel Geschmack, um einzusehen, daß ein fleißig und gewissenhaft in allen seinen Erscheinungsformen abgemaltes Stück Natur noch kein Bild giebt; man ist erfahren und gebildet genug, zu wissen, wie weit man in der Abstraktion der Realitäten gehen darf, ehe man zu den Stilisten gezählt werden soll; zuletzt, man beherrscht die technischen Ausdrucksmittel so weit, daß dem Kunstwerk, wenn die inneren Werte alle versagen, doch mindestens der eine Vorzug zuerkannt werden muß: daß es dem Können seines Schöpfers ein glänzendes Zeugnis ausstellt — daß es „geschickt“ gemacht ist.

Es ist schon manchmal darauf hin gewiesen worden, daß die Landschaft heute in München von Vielen zwar gepflegt, von Einigen zu einer interessanten Spezialität erhoben, von Niemandem aber durch einen großen, wirklich bedeutenden und entwicklungskräftigen Stil vertreten wird. Von den Älteren, einem Willroider oder Keller-Neulingen, wagt man gar nicht zu sprechen: der Erstere ringt in dem alten Thema der Sündflut vergebens um die Gebärde echter Tragik, der Andere kultiviert ein *sfumato* der Stimmung, dessen Süßlichkeit fast unerträglich scheint. Aber auch die Jüngeren der Sezession und der Luitpoldgruppe stecken zumeist so tief in Unnatur und selbstgeschaffenen Schematismus, daß ein Fortschreiten in der gegenwärtig herrschenden Manier nur mit Bangen erwartet werden kann. Da ist H. Kaiser, der Gewaltmensch, der schreit, wo die Stimmung flüstert, Grobel, der jeden kräftigen Akkord in ein weichliches *Decrescendo* chromatisch abgestimmter *Valeurs* auflöst, Rich. Pießsch, der von Thoma manches, nur nicht den Zauber des Lusttones entnommen hat, Frobenius, der die Romantik durch Staffagefiguren ehrwürdigster Abkunft fest zu halten wähnt. Da ist Ed. Steppes, dessen Manier von Allen die peinlichste, gequälteste ist. Seine Wiesen ähneln auffallend den bemalten Tüchern, die auf dem Theater den hölzernen Unterbau verdecken; seine Bäume haben oft durchaus die Struktur jener bleiernen Silhouetten, die eine kindliche Phantasie sich zu Busch und Wald ausdeutet. Der Glaspalaß enthält 14 Arbeiten des neunundzwanzigjährigen Künstlers, dem Haider mit seiner ehrlichen Einfalt und Trübner mit seinem schroffen Kolorismus wahrhaft zum Fluche geworden sind. Fritz Vars landschaftliches *Curioso* wirkt auf die Dauer ermüdend, während Abbelohde wohl an Innerlichkeit, aber auch an Unselbständigkeit zu wachsen scheint. Ein guter Wurf gelingt

meist Th. Meyer-Basel, O. Glad und R. Frank, ein großer Hie und da dem hoch begabten Herm. Urban, von dem aber noch abzuwarten ist, wie er mit dem Böcklinismus fertig werden wird.

Weit weniger negativ formt sich das Urteil bei den Porträts. Wir wissen diese Tatsache wohl zu schätzen; setzt doch diese Kunstgattung, die der Lust am Lebendigsten der lebendigen Natur Ausdruck verleiht, auch noch einen gewissen Schatz von individueller Vertiefung voraus. Soll man Lenbach ausschneiden? Was er kann, weiß die Welt; daß seine Frauen immer kokottenhafter und seelenloser, seine Männer immer theatralischer werden, daß er immer nervöser mit der virtuosen Form seines Könnens agiert, lehrt jede neue Sonderkollektion des wie mit verdoppelter Emphigleit Schaffenden. F. A. von Kaulbach geben wir auf. Sein Effektizismus hat ausgespielt; was übrig blieb, sind Puppen in kostbaren Rahmen. Ein tieferer Kopf ist Samberger gewiß, trotz aller Geistreicheleien. Aber seine Studiengalerie Münchner Kunstgrößen wird man als Jahresertrag doch kaum ernst nehmen. Ein Künstler, der uur mit ganz ehrlichen Mitteln arbeitet, ist Walter Thor; ein paar Köpfe von ihm und ein Selbstbildnis von R. Vlos gehören zu dem Gebiegensten, was der Glaspalast auf diesem Felde bietet. In der Sezession vertritt F. Göz den eleganten, Leo Pug den koloristischen, Auetzberger den soliden, Janz den temperamentvollen Typus; Strobenz wirkt am schlichtesten und darum am feinsten.

Leider treffen wir hier auch Franz Studt. Leider — weil er alles Andere ist als ein Psycholog und ein Innerlicher, weil er im Menschen wie in allen anderen Lebewesen nur einen Kanewas dekorativer Farbenideen sieht. Das Bildnis des Künstlers und seiner Gattin ist von einer präventiösen Hohlheit, die durch den Eindruck einer im Stosflichen enorm geschickten Mache nur noch trostloser wird. Die Saharet hat sicher nicht zwei Minuten je so gestanden, den Arm im rechten Winkel gekrümmt, wie sie hier gemalt ist; die „Idee“ der Carmen genügt für eine Kohlezeichnung, nicht für ein lebensgroßes Ölgemälde. H. von Habermann darf es sich gestatten, seine meisterhafte, großzügige Vortragsweise einem witzigen Einfalle dienstbar zu machen, dem man freilich nicht gerade eine Nachahmung wünschen möchte. Auch Albert von Keller ist einst als Porträtist berühmt geworden, und in der That wußte er seinen eleganten, müde blickenden Modellen meist einen Pariserisch anmutenden Zug von halb versteckter Charme zu verleihen. An seiner in „Ergebung“ auf schwellenden Rippen sich räkelnden beauté im Ballstaat ist jetzt der Titel ebenso zweideutig wie Wesen und Ziel der künstlerischen Form, die selbst die ihr früher so geläufige Note des Hysterisch-Übersinnlichen nicht mehr findet. Der Geist

fehlt, der sich einst den Körper schuf; die leere Hülle wird sich vor der völligen Mumifizierung nicht lange mehr schützen können.

Einer, dem die gefährliche Verfeinerung des malarischen Empfindens noch nicht die starke Wurzel seiner Kraft hat angreifen können, ist nun zwar Julius Exter. Aber auch er sucht seine Themen fast nur im Lande der Farbe und hat gelernt, mit sachten Fingern fest zu halten, was die rasche Faust früher fast im ersten Ansturm zerdrückte. In seinem „Waldmensch“ spukt zu viel unverdauter Böcklin, doch die „Mutter mit Kind“ ist mit einem Schmiss und einer Treffsicherheit des farbigen Geschmackes herunter gemalt, die unwillkürlich an den Namen Pesnard denken lassen.

Das Moment, das sich im Schaffen fast aller bis jetzt genannter Künstler mit mehr oder minder aufdringlicher Energie ausprägt, wird bei den Leuten der „Scholle“ zum Leitmotiv: das Dekorative. Doch nur in den Arbeiten Fritz Erlers verdichtet es sich so weit, daß man von einem eigentlichen dekorativen Stil sprechen könnte. Vor Allem: diese beiden Wandgemälde aus einem Musikzimmer — Paraphrasen auf das Thema Selb — und die Dame mit dem russischen Windhund „Grauer Tag“ sind mit einer imponierenden technischen Ruhe und Größe gemalt. Dann aber sind sie auch voll von einer großen Sehnsucht, einem zeitlosen Mystizismus, einer vibrierenden Sinnlichkeit, die keine Grenzen kennt; der Blick des „Grauen Tages“ schweift in Fernen, deren blasse Nebel das Unennbare des tiefsten Symbolismus zu verhüllen scheinen. Georgi giebt sich am günstigsten als Erzähler: der „Verbstag“, ein Zyklus von fünf farbigen Zeichnungen, ist die anmutigste Viebermeierei, die man sich denken kann, von Eichendorffscher Gemütseligkeit. Bei den Andern: Münzer, Eichler und Voigt schlägt die Illustration zu stark durch. Erich Erler-Samaden, auch Veckler, die Landschaftler, rechtfertigen allein noch den Titel ihrer Gruppe; sie kennen ihr Gebirge gut und bringen dem, was groß ist an ihm und rein und erhebeud, ihr wackeres Können von ganzer Seele als Opfer dar.

In der „Bhalang“, die kürzlich den Wenigen ihrer Freunde eine zwar eng umgrenzte, aber doch höchst sehenswerte Sammlung von Arbeiten Axel Galéns darbot, zeigte sich bald darauf Einer, in dessen Brust auch zwei Seelen wohnen, eine dekorative und eine realistische. E. R. Weiß hat sich als Buchkünstler schon seinen Namen gemacht, aber niemand wußte, daß der Symbolist des derben Konturs es als Freilichtmaler mit den gefeiertsten Neo-Impressionisten der Pariser Schule aufnehmen kann. Da waren ein paar Blumenstücke, deren farbige Gewalt etwas Faszinierendes, Elementares hatte — ein Mosaik leuchtender Vokalfarben von unerhörter

Rühnheit. Im Reich des Transzendentalen geht dem jungen Träumer freilich noch manchmal der Atem aus, und er klammert sich dann an Pfadfinder wie Toroop und Munch: Leute, die ihm als dem absoluten Könner nicht die Schuhriemen lösen dürften. Das Große, das ihm vor der Seele steht, zergeht ihm da noch zu leicht unter den Fingern — doch den Moment, wo es seine Schleier fallen ließ, wird er nicht so leicht vergessen.

Des Mannes zu gedenken, dessen Name einft der jungen Generation auf dem Weg in's Land des Lichtes und der wahrhaftigen Natur voran leuchtete, wird uns heute zu einer beinahe trübseligen Pflicht. Fritz von Uhde's „Barmherziger Samariter“ ist nur ein Fragment, nicht als Komposition, aber als Farbenidee. Von stärkerer Beseelung der Gestalten wird man kaum zu sprechen wagen: ein müdes Bild, das keine inneren Stimmungen auslöst. In der Studie „Am Fenster“ blüht noch ein Funke der alten luminaristischen Virtuosität auf. Manche, denen er Vorbild war, stehen heute fest auf beiden Füßen, während der Meister sich nur mühsam noch den Pfad dahin schleppt. Den Landenberger, Schramm-Zittau, Hegenbarth gebührt im großen Zensurbuch des Malenkönns die Note I. Man freut sich stets, solchen tüchtigen ouvriers zu begegnen, Schatzhütern der vornehmsten Handwerkklichkeit, nach deren eigener Physiognomie selten einer fragen wird. Das gilt auch annähernd von den Analytikern des Innenraums, Ph. Klein, Niemeyer und Pottner. Sie zu schätzen, fällt niemals schwer, doch zur Liebe können sie nicht zwingen. Ein Romantiker konnte sie da mit einem kleinen Bildchen allesamt aus dem Felde schlagen: Hengeler, der eine „Madonna im Walde“ mit der Innigkeit Lukas Cranachs und seiner Heiligen Familie von 1504 malte. Und selbst ein Julius Diez, der sein tolles Ragout der verwickeltesten Stilismen nicht mehr allezeit schmachhaft zu machen weiß, interessiert diesmal. Nach den „Sumpfgespenslern“ muß man ihn doch höher einschätzen, denn nur als virtuosen Anempfnder und Formalisten. Hier liegt ein Stück Poesie, zwar deutlich satanistischer Provenienz — aber doch schließlich Poesie.

Nur um der Chronistenpflicht Genüge zu thun, gönnen wir uns noch einen Blick auf die Fremden. Daß man Berlin weder im Glaspalast noch bei den Sezessionisten angemessen vertreten findet, daran trägt Düsseldorf und Berlin selbst mit seinen beiden Ausstellungen Schuld. Der Stuttgarter Pleuer behandelt die Eisenbahn, etwas pathetisch und laut, aber mit gesundem Ernst. Bei den Schleswig-Holsteinern, besonders dem trefflichen Alberts, spürt man endlich einmal frischen Erdgeruch. Die Sezession stellt den Münchnern den ersten Zuloaga vor: die Schauspielerin

Consuelo, vom Gesichtspunkte der absoluten Malerei aus das einzige geniale Bild beider Ausstellungen. Gandara wird man in Paris aufrichtiger bewundern. Daß man Cottets „Jour de St. Jean“ her brachte, scheint uns noch immer zeitgemäß und nützlich; wer malt, wer wagt so etwas heute bei uns in Deutschland zu malen? Channons Selbstporträt vermöchte, wenn durch nichts Anderes, allein durch die Reinheit der nationalen Note zu fesseln. Austen Brown hat sich vor sechs Jahren die „Große Goldene“ im Glaspalaste verbient; jetzt experimentiert er mit allerhand goldig-braunen Saucen und vergift dabei ganz, wie die Natur eigentlich ausschaut. Die Schotten zehren unverdrossen von ihrem längst bekannten künstlerischen Kapital. In einer Ecke ein Doppelbildnis von Neven du Mont: altmobisch ovaler Rahmen, breit und tonig behandelt in grau-gelblichen Nüancen, der Ausdruck der Mutter und des Kindes fein, aristokratisch gedämpft — ein wundervolles Bild, vor dem man lange stehen bleibt . . .

* * *

Der Status hat einige Ausdauer erfordert; wie soll nun die Prognose lauten? Der gesamte Organismus der gegenwärtigen Münchner Kunst ist in einem Zustande, daß ihm mit einer simplen Therapie nicht geholfen wäre. Um im Wilde zu bleiben: eine Terrainkur, reichlich Bewegung in freier Luft, Arbeit, körperliche Arbeit, das versuche man, das war noch stets die Panacee! Die alten Götter sinken gemach in den Staub, von ihnen ist kein Heil mehr zu erhoffen. Diejenigen, die ihr Erbe nicht zu brauchen wähnten, befinden sich in einer nicht gewöhnlichen Krisis. Gerade ihr Können ist es, was beängstigt, selbst wenn es etymologisch von der Kunst unzertrennlich ist. Man darf es so ausdrücken: die Sezessionisten — mit welchem Namen ich alles begreife, was nicht bewußt rückständig ist — können nicht zu viel, aber zu vielerlei. Wir haben gesehen, in welchem Sinne das gemeint ist. Ein Kreis, der fast alle Gebiete der Darstellungsmöglichkeit umspannt, ein Ring von zahllosen schillernden Fähigkeiten, aber kein solides Zentrum: das ist die Quintessenz ihrer Kunst. Die goldenen Rücksichtslosigkeiten, wie sie noch vor einem Lustrum auftraten, sind abgeschliffen, die herzhaften Verirrungen haben sich heim gefunden. Wir sind uns darüber klar, daß die Malerei im Zeichen des Dekorativen steht. Man boziert so: den Naturalismus konnte man wohl bewundern, aber die Wirklichkeit, die er brachte, war häufig recht öb. „Es war eine Qual, diese ewigen Naturstudien anzusehen, die weder in dem, was sie schilderten, noch in der Art, wie es geschah, den Zweck Raum schmückender Kunst erfüllten. Ein Bild soll kein Störenfried, kein ‚Loch in der Wand‘ sein. Nein, es

soll angenehm wirken, nicht nur durch das, was es darstellt, auch durch den Rhythmus seiner Linien, den Wohlklang seiner Farbe. Mag es wahr oder unwahr sein — es soll schmücken, erfreuen.“ So spricht heute selbst der Mann, der vor zehn Jahren der jungen Kunst ihren Tauffchein, der neuen Kritik ihre Bibel schrieb. Also wären wir wirklich so weit: wir sind der Wahrheit müde, wir wollen nicht, daß man uns der Natur Aug' in Auge gegenüber stellt, sondern daß man uns verhüllt, was laut und unharmonisch ist, daß man unseren Sinnen schmeichelt, die von den harten Realitäten der Lebensatmosphäre so arg mißhandelt werden? Wirklich: „embeliser la nature“ sollte das Schlagwort werden? Haben wir thatsächlich in einem halben Jahrhundert wieder den gesamten Kreislauf der ästhetischen Bedürfnisse durchlaufen? Hat die ganze herrliche Wiedereroberung der Natur nur dazu gebient, uns heute, als Reaktion, dem Ornamentalen, dem Dekorativen in die Arme zu treiben? Sollte die neue künstlerische Kultur wirklich damit anfangen, daß die „absolute Kunst“ von ihrem Piedestal herab steigt und sich mit der Rolle eines Schmuckstückes begnügt, dem menschlichen Auge ein flüchtiges Wohlgefallen? —

Genug der Fragezeichen. Das Problem wird hoffentlich nicht so bald von der Zeitbühne verschwinden. Glaubten wir, jene neue Erkenntnis enthielte die Wahrheit, so wären diese Zeilen nicht geschrieben worden. Und nun: wer hebt den ersten Stein wohl auf?



Münchener Tagebuch.

(Ergebnis der Aufführungen im „Prinzregenten-Theater“. — Beginn der Theater- und Konzert-Season. — Zur Aesthetik des Tanzes. — Alarmnachrichten. — Kongresse, und kein Ende!)

Vorbemerkung der Schriftleitung: „Auf die Corventualität hin, aus der durch das Auftreten des Kommerzentrums hervor gerausene Verbitterung möglicher Weise der Schwäche gezogen zu werden, hat die also vom Zentrum angegriffene Regierung ohne Zögern die von ihr früher schon in Aussicht genommene Veretzung, die zweifellos eine Anerkennung und Auszeichnung für Herrn Dr. von Orterer inaloziert, in Übereinstimmung mit den Intentionen der Allerhöchsten Stelle vollzogen. Dieser Akt bekundet eine staatsmännische Bornehmheit der Behandlung der persönlichen Momente in politischen Differenzen, die geeignet sein sollte, auf die Haupter jener dunklen Inspiratoren der Regierungsheße feurige Kohlen zu sammeln...“ So schrieb die „R. Allg. Ztg.“ on sehr auffälliger Stelle, bei Gelegenheit der Ernennung nämlich unseres verehrten Sondtags-Präsidenten zum Rektor des „Luitpald-Gymnasiums“ in München. Donoch begienz nun ohne Zweifel auch unser Herr

Hofbühnen-Intendant Ernst Ritter von Bossart einen Akt staatsmännischer Vornehmheit der Behandlung persönlicher Momente in künstlerischen Differenzen, als er der Redaktion der „Gesellschaft“ in diesem Jahre wenigstens eine beschränkte Anzahl an Referenten-Plätzen zu den Vorstellungen des „Prinz-Regenten-Theaters“ bereitwillig zur Verfügung stellte — denn die „Drehbare Bühne“ von 1901 kannte doch unmöglich 1902 bereits vergessen sein, und der die Begeisterung einschränkende Artikel über den „Saalbau des Prinzregenten-Theaters“ aus hochmännischer Feder war ja doch eben erst hierorts erschienen. Getreu unserer alten Grundlage, „Diskussion“ in den Spalten dieses Organes systematisch durchzuführen und das „Referat“ womöglich in allen Teilen unseres Blattes fruchtbar werden zu lassen, haben wir auch für besagte Vorstellungen wieder unsere beiden bekannten Herren Referenten MK. und H. zur Berichterstattung entsendet, denen wir nunmehr also zu freier Meinungsäußerung das Wort gern erteilen, indem wir hier nur noch bemerken möchten, daß die etwaigen „feurigen Reden“ uns wohl ebenso wenig zu brennen brauchen, wie sie es bei Herrn von Orterer zu thun scheinen.

MK. Gegen Mitte September fanden also die „Münchener Wagner-Festspiele“ ihren Abschluß, so weit sie offiziell ihrerzeit angekündigt waren; am 17. ds. auf besonderen Befehl des Protektors noch eine glänzende Separat- und Frei-Vorstellung, mit ausschließlich heimischen Kräften veranstaltet, zu welcher an die zahlreichen Teilnehmer des „Hygieniker-Tages“ und deren schätzenswerte weibliche Begleitung, sowie an die hiesigen „Spitzen“, besondere Einladungen ergangen waren — und die „Prinzregenten-Theater“-Auführungen im Jahre des Heils 1902 hatten wieder ihr Ende erreicht! Hier und da nur noch ein kleines Aufmucken in der lokalen Presse, ein pflichtgemäß schüchternes Kochsnurren gleichsam gegen den hohen Eintrittspreis, von Rebaussteuern, denen das Gewissen schlägt, oder Referenten, die sich zwischen durch auf ein Rol wieder entsinnen, daß ja eigentlich das I. Publikum, für das sie doch schreiben, der geborene Münchener also, so weit ihm nicht die besondere Günst des Herrn Intendanten scheint oder die Praxetikan des „Richard Wagner-Festspiel-Vereins“ in Form von Freikarten blüht, von diesen „festlichen“ Nachgenüssen „prinzipiell“ so gut wie ausgeschlossen ist und daher auch an all solchen Herrlichkeiten eben nur wie der Blinde von den Farben reden hört. Im Übrigen aber scheint man sich hier zu Lande mit der Thatsoche mehr und mehr nun abgefunden, auf sie so zu sagen bereits entsprechend eingerichtet zu haben; man hat mit dem neuen Theater und den dadurch geschaffenen Verhältnissen nachgerade eben seinen Frieden gemacht. Wie sagte doch gleich Paul Marlap vornehmend in seinem Feuilleton der „N. Fr. Pr.“ vom 27. August 1901? „Denn das ist auch ein Befandenes am Münchener, daß er dem Werbenden ohne Voreingenommenheit und schonungslos mit derben kritischen Remarten zu Leibe rückt, daß Fertige aber alsbald in den Schutz seines Hausfriedens stellt und gegen alle von außen kommenden Angriffe jäh und erkaltschütternd sogar verteidigt.“ Und wie pflegt (allezeit nach richtiger) mein wertgeschätzter Herr Kollege H. (mit Friedrich Nietzsche — „Gef. Ausgabe“ Bd. VII, S. 404) hier gerne zu sprechen? „Die Einsicht in die Herkunft eines Werkes geht die Physiologen und Biologen des Geistes an: nie und nimmermehr die ästhetischen Menschen, die Artisten!“

Wer aber nach solchem angenehmen säuselnden Bräumbulum nun glauben wollte, daß wirklich alles vortrefflich und in schönster Ordnung sei, dürfte sich einer argen Täuschung hingeben. Die „Gesellschaft“ hat zur feierlichen Eröffnung des diesjährigen Spieles aus der Feder eines gewiegten Kenners wie Adolphe Appia einen Gedenkartikel gebracht über

den „Saalbau des Prinzregenten-Theaters“, der in eingehender technischer Begründung glott und deutlich nachwies, wie all' die baulichen Abweichungen des Architekten von dem klaren Baureutheer Vorbilde eines Richard Wagner genau zugleich die Unsinnigkeiten und Thorheiten dieses Baues vorstelen. (Dr. Rasap — a. a. D. — hatte diese Wagnerianischen Forderungen, wie wir jetzt erst sehen, schon früher gleich bei Eröffnung des Theaters klar formuliert, nur ungleich kaurtisiosoller in die Form praktischer Vorschläge, zur Rettung wenigstens des Möglichen, gekleidet.) Die Gerechtigkeit fordert, heute ausdrücklich fest zu stellen, daß jener, in seinen instruktioen Ergebnissen so überzeugende, Artikel vor einem halben Jahre etwa schon von der diesseitigen Schriftleitung zum Abdruck angenommen und längst auch in Satz gegeben war, als die Lokalpresse von der Bornahme und Vollendung einschneidender Verbesserungen des Innenraumes durch den Baumeister des Hauses ihrer Leserkwelt freudigst zu berichten wußte. Ganz gewiß ist danach auch sehr vieles nun besser gemacht, sind manch' empfindliche Mängel neuerdings beseitigt und ausgeglichen worden. Aber, wie schon Appia es genau vorher sagte: „auch die bereits vorgeschlagenen Abänderungen im Raume werden etwas Wesentliches nicht mehr zu ändern vermögen“; an der Peripherie und ihrer Gestaltung hat man nun allerlei herumkurirt — die nun einmal oerschte Organik im Zentrum und Grunde des Ganzen blieb irreparabel, und man soll uns diesen Bau nur ja nicht als gelungene Nachahmung des genialen Meisters jetzt ausschwozen wollen! So sind die ebenso lächerlichen wie leidigen Musiker-Statuen in den Seiten-Rischen nun zwar glücklich entfernt und durch einheitlich-rubige, antike Opferspannen inzwischcn ersetzt worden — allein die so grundwichtigen, vorgelagerten und in den Zuschauerraum einspringenden Seiten-Kulissen mit den Säulen sind daraus noch nicht erstanden. So hat man gottlob den schweren Galdrahmen um die Bühne beseitigt und zur Hebung der Akustik endlich einen Hohlraum zu beiden Seiten des versenk-überdeckten Orchesters, offenbar mit vielen Mühen, nach geschaffen, und das oerdient gewiß Anerkennung — aber der jetzige Rahmen in seinem Weißgrau wirkt noch viel zu hell, und so fehlt dem Bühnen-Bilde, bei aller äußeren Aufbesserung der Sache, noch wie vor leider die ebensowohl plastisch heraustrübende wie zugleich wieder traumhaft entrückende Dunkel-Einsassung und Schwarz-Umrahmung der affenen Szene. Auch den Vorhang des Barjahres hat man mit einer anderen, angemessener stimmenden, gleichfalls in der Mitte sich teilenden, Gardine inzwischcn wohl oertauscht; nur eben ist das Höhenmaß der Ränder-Linie daran (vergl. „Gesellschaft“; Heft Nr. 15/16, S. 201 vom 15d. Jahrgange) gerade wieder oersetzt worden; die lebhaften, bunten Farben der Decke wirken danach nur noch aufdringlicher, das Auge zerstreued ablenkender als oordem, und die oergoldeten, der Vorhangsöffnung parallel laufenden, oder richtiger: die amphitheatralischen Stigriben absentuiierenden nicht! — wie es oernünftiger Weise doch sein sollte — zur Bühne hin laufenden und den Blick dort hin lenkenden) Stuckleisten sind sämtlich oerblichen. Selbst der „große Trichter“ in der Gesamtauflage, der Rangel an Freiluft-Zulußion nach oben, über den Häuptern der Zuschauer-Ränge, und so m. K. waren nicht mehr durch jene Stidarbeiten zu bewältigen. Immerhin darf — und das erfreulicher Weise —, Dank unausgesehten Experimenten und emsigen Bemühen um eine geeignete Ausgleichung noch unter den Aufführungen selbst, hier wenigstens zugestanden werden, daß eine ganz beträchtliche Hebung der Akustik heuer noch erzielt worden ist, die manche lauten Vorwürfe mit der Zeit oerstummen gemacht hat. „Die Idealität des Orchesterklangs ist noch nicht erreicht“, schrieb z. B. die „R. Post“ antlößlich ihres Referates über die erste „Tristan“-Vorstellung; „die Akustik hat durch die letzten baulichen Bornahmen ungläublich gewonnen“.

wiederum Baron von Mensi nach dem letzten „Lahengrin“-Abend in der „Allg. Ztg.“ Und die Hauptsache dabei ist, daß dieser Fortschritt dem Theaterbestande durchaus entsprach: man konnte es kaltisch, und von Herzen, mit unterschreiben.

Indessen, auch sanft gäbe es allerlei nach zu „bemerken“. So war doch ebendem Seitens unseres Herrn Intendanten viel, groß und schön Redens geführt worden darüber, daß schon die „Würde“ des neu geschaffenen Kunst-Tempels, das ja den Namen des hohen Direktors von Bayreuth selber trägt, es gebieterisch heiße, hier den leichesten Verdacht eines Betriebes zu vermeiden, der mit dem Schlagworte des „unlauteren Wettbewerbes“ auch nur entfernt bezeichnet werden könnte. Nun will ich ganz gerne nach daan schweigen, was alles Häßliches über die Weg-Engagements der Bayreuther Künstler-Liste für das nächste Münchner Festspiel-Jahr aus Bayreuth in deutschen Blättern unlängst verlautete; denn Zeitungen lügen nun einmal „wie gedruckt“ — das gehört bei ihnen, wie das Klappern, ansehnend zum Handwerk, und wir wollen es also nicht so genau damit nehmen. Aber warum hat man denn hiezu so außerordentlich, ja auffallend frühzeitig, ernstlich „konkurrierend“ mit den gleichzeitig nach laufenden Bayreuther Festspielen, die Münchner Wagner-Vorstellungen beginnen lassen, so daß man behaglich in der Presse lesen konnte von den „vielen Besuchern, welche unmittelbar von Bayreuth her kamen“? Dabei abendrein noch das „Viele“, nach dem oft sehr mäßigen Fremden-Aspekt im Zuschauer-Raum, im Gegensatz zu den Stimmung gebenden Notizen und Rätzchen unserer Blätter, mit einem ehrlichen Fragezeichen zu versehen wäre, während man andererseits ganze Kategorien von Münchner Staatsbeamten der Reihe nach, wohl beleibt und wohl beweibt, an den einzelnen Abenden zu „Fiedelbogenhausen“ im Theater sehr genau verfolgen konnte, die gewöhnlich weder die hohe Kostenanlage von 40 Mk. für den einen Abend sich geleistet, noch auch ein Stipendium-Almosen des bekannten Theater-Unterstützungs-Vereines für sich werden empfangen haben.

Des Weiteren wäre wohl auch zu sagen: Wo alles von vorne herein allzu sehr auf den Personalkult der stars gestellt erscheint, fällt natürlich ein Manko auf diesem Felde doppelt empfindlich in's Gewicht, wenn ja schon einmal ein noch unbekannter Gast schnäde versagen sollte. Das aber war, nach den Berichten zu urteilen, ganz offenbar beim Auftreten der Damen Trixi Scheff und L. Reichinger, auch bei Herrn Pennarini (gen. „Tremolini“) wohl oder übel der Fall. In Bayreuth hingegen, wo keine „Muster-Aufführungen“, sondern „Festspiele“ veranstaltet werden, d. h. wo alles auf den Styl einer einheitlich dramatischen Gesamt-Darstellung ankommt und durchaus im Geiste des „Ensemble's“ nur gewirkt wird, ist ein solches etwaiges Zurückbleiben unter der gewohnten Linie im Rahmen des Ganzen doch weit weniger sichtbar, da es an sich, in jenem Zusammenhange, genau genommen auch gar nicht so „einreißen“ kann. Darum auch sprechen wir d a r t fast gar nicht mehr oder so selten nur am titl. „Personen“-Zettel, sondern halten es lieber gleich mit dem „Werke“. Kurz, sothanner Defekt an der angestrebten Totalwirkung scheint sich ein paar Mal hier so bedenklich schon eingestellt zu haben, daß — bezeichnender Weise — nicht nur die lokalpatriotische Presse, sondern selbst ein auswärtiges Fachblatt ganz offen und laut nach Festspielen mit geschlossenem heimischem Personale rufen durfte, weil solche einen ungleich idealeren Kunst-Eindruck erzielt hätten. Vor etwa zwei Jahren noch wäre dergleichen beim damaligen Stande unserer Münchner Opern-Verhältnisse ganz unmöglich gewesen — es soll also gewiß als willkommenes Plus auf's Konto gebucht werden, daß unsere Hofsoper sich damit unter den deutschen Kunststätten nun wieder zu „rangieren“, den idealen Wettstreit mit erstklassigen Instituten wieder einmal aufnehmen zu können begonnen hat, nachdem durch

mehrere bange Jahre hindurch, bekannter Majen, das künstlerische Prestige unseres so stolzen „Hof- und National-Theaters“ ganz schmählich bereits gelitten hatte.

Vollends zum Schlusse aber will und muß ich ganz rechtfchaffen und ehrlich, nach rein persöhnlichem Eindruck, hier gestehen: Die „Meisterfänger“, die — wie anerkannt — schon im aarigen ersten und Probe-Jahre so ungesähr den Glanzpunkt des Gesamt-Zyklus gebildet hatten, hielten sich ja auch in diesem so ziemlich wieder auf aaller Höhe ihrer Freude strahlenden Wiedergabe; im „Lohengrin“ jedoch habe ich für diesmal geradezu geistige Qualen erlitten! Es würde aiel zu weit führen, wollte ich jetzt, nachträglich nach, dieses mein Urteil in allen Einzelheiten hier näher begründen. Es genüge einfach zu sagen: daß die mancherlei „Rianzen“ der Regie geradezu in's Unausstehliche gewachsen waren; daß ich zumeist nur erst Opern-Figuren und keine dramatischen Gestalten zu sehen, ein äußerliches Mechanisieren lediglich, statt inneren Organisierens in individualisierender Gestaltung, plastischer Gruppierung und glaubwürdiger Belebung der Chormassen wie all' der Vakt-Auszüge zu entdecken und zu erblicken aermachte; daß ich zuletzt gar nicht begriff, wie so überaus Wenige, selbst heute nach, die handgreiflichen, bei Seidl („Wagneriana“ I, S. 106 fig.) z. B. längst haarfähr nachgewiesenen, Fehler der „Lohengrin“-Inszenierung — ab hier, ab anderweit — wahrnehmen wollen, und daß ich also eine wahre „Verschlimmbesserung“ an der berühmten Passart'schen und angeblich Bayreuth'schen miso en scène gegen frühere Erinnerung meinerseits leider empfinden mußte. Herr Lohengrin selber war da ein höchst selbstbewußter Held, gleichsam eine „realpolitische“, überaus „rationale“ Erscheinung — ohne jenen, aan Wagner doch gemallten Schimmer des Rein-Idealen, geschweige denn der mythischen Inbrunnit und strahlend-unnahbarer Heiligkeit; Frau Ortrud wiederum für das gemeinte Drama wahrhaft beschämend unzulänglich aertreten; das Ganze — schon der stark aorwiegenden blau-weißen Farbe nach — ja zu sagen höchst „Kgl. bayerisch“ geraten; der Brautzug zum Münster aber, mit seiner albernen Praefessions-Decken-Auslegerei und der aufdringlich aaran schreitenden Geistlichkeit, ein „effektaal“ tates Arrangement, das keine lebendige Gliederung oder ein in Übereinstimmung mit der Musik dynamisch sinnvoll gesteigerter Aufbau zu nennen. Und die (in solch' befremdender Umgebung wahrscheinlich auch nicht nach Wunsch und Gabe zur Geltung kommende) intelligente wie hingebende Darstellerin der Elsa hätte ich hernach wohl gern um ihre persöhnlichen Gefühle befragt: was sie nämlich bei der sinnlosen Regie-Anordnung empfunden haben mag, welche ihr, die sich doch aar einem Telramund in Ihrer Schwäche grauen und ihm weit eher entziehen müßte, aarschrrieb, sich gegen die Kirche zu diesem gerade heimlich zu nähern — statt, daß aielmehr umgekehrt Telramund, die allgemeine Aufregung klug benutzend, in einem unbewachten Momente, hinten herum und aan der Seite heran schleichend, sie zu erforschen sucht! . . . und was dergleichen Tharheiten, deren Verstimmungen auch keine nach so gute Orchester-, Gesangs- oder Charleistung auszubüßen aermag, mehr sein mögen. Mit der sagen. Weiningerei in der „Oper“ ist's eben das nach nicht gethen. — Amtsgenosse H. hat übrigens, dem Himmel sei's gepriesen, ein ander Mal bessere Erfahrungen für sein Teil gehabt, und ich schließe daher lieber, um ihm neidlos meine Stimme nunmehr abzutreten. Nur das sei rasch nach mit angefügt, daß ein Mitglid des bayerischen Königshauses, das sich van einem Dr. Pichler öffentlich sagen lassen muß, daß es zu wenig mit seinem Vokale aertlehre, nämlich der musilbegeisterte Prinz Ludwig Ferdinand — einem on dit zu Folge: sogar in leutfeiligen Hemdärmeln — während der ersten Vorstellungen an einem der ersten Geigenpulte im mythischen Orchesterabgrunde eigenhändig mitgewirkt hatte.

H. „Alle Jahre nur immer ein Werk in dieser Weise neu einstudiert, inszeniert und gleich befriedigend durch unser ‚Peinzeigentes Theater‘ heraus gestellt — es bedeutete an sich schon eine ganz ansehnliche, als künstlerischer Fortschritt für München hoch erfreuliche Leistung, gegen früher gesehen.“ So schrieb der Herausgeber vorliegender Zeitschrift im Vorjahre an dieser Stelle („Gesellschaft“ 1901, September-Doppelheft), und zwar über die damalige „Meisterfinger“-Darstellung. Dieses eine Werk bildete im laufenden Jahrgang und bei den jetzt vergangenen Vorstellungen ganz ersichtlich der „Tannhäuser“; „ja sei willkommen denn auch mir!“ und „Heil mir! daß ich dich wieder finde“ — du und dich: „Tannhäuser“-Werk nämlich, wie ich es seit der Mitte der 90er Jahre als „Drama“ in meiner Seele trage. Zwar bin ich vollaus davon überzeugt: Seht einmal erstarrigen Bühnen, wie Dresden oder Berlin, ja selbst kleineren, bekannt leistungskräftigen Instituten, wie Stuttgart und Karlsruhe, den künstlerischen Ansporn und die erhebende Suggestion eines solchen weibevolleren, wirklich musikedramatischen Festspielhauses, an Stelle ihrer gewöhnlichen, alten Logen-Kästen nach italienischem System, und sie werden euch Darbietungen eines deutschen Styles von zum Mindesten ähnlicher oder annähernder Güte an künstlerischem Ernst, stilistischem Vermögen und technischem Wachstum zuversichtlich heute auf die Beine stellen! Gerade dies sage ein „Ziel, auf's Innigste zu wünschen“ — wert und würdig eines „heißigen Bemühens“. Die wahre, bashaste Niedertracht dennoch wäre es, nicht anerkennen zu wollen, was hier bei uns in München mit Ausgestaltung des „Tannhäuser“, bis hinein in die Tiefe, durch ihre freie Bewegung gegen bisher nicht wieder zu erkennende, „Venusberg-Pantomime“ an Sterben und Erreichen diesmal geleistet war. Zwar, die hl. Elisabeth — entgegen der Absicht und Vorschrift des Schöpfers — noch immer eine Primadonnen-Figur an großen und breiten, heroischen Mäßen, die man beim Anblicke ihrer schweren Gewandungen sogar versucht sein machte, als Primadonnen-Gestalt anzusprechen; auch die zahlreich, wie die verdarrten Blumenmädchen im „Parfaisal“, in der Verblüdhung des III. Aktes am Boden herum liegenden welken Laubblätter eine allzu aelante „Nuance“ der Regie wieder, und zudem die teils großen, teils unnatürlichen Licht-Experimente am Bet-Kreuz oder mit dem bluteten Schein zu Ende des letzten Aufzuges ein billiger Theater-Effekt, aber doch keine künstlerische Beleuchtung — zumal nicht der wachsenden „Roeger-Röte.“*) Allein, wahrlich, es gehörte schon ein streng geschulter, spezifisch Bayreuther Blick dazu, um „Angesichts all' des vielen Harmonisch-Vollkommenen dieser Aufführung, selbst solche Unebenheiten oder anderweitig auftauchende Unzulänglichkeiten überhaupt nicht heraus zu finden. Der Gesang und die darstellerische Größe z. B. eben jener „Primadonna“ im Übrigen ein wahres Ideal von Kunstleistung und tadelloser Phrasierung, dabei von hervorragend physischer Ausdauer und überragend künstlerischer Bedeutsamkeit im Tragen der bewußten mächtigen Ensemble-Stellen; Tannhäuser selbst ein ungemein charakteristisches und geistig eben-

*) Auch über die Beleuchtungs-Technik im „Lohengrin“ schrieb, sehr zutreffend, gelegentlich Hermann Feldler im „Bayr. Kurier“: „Das Mondlicht im zweiten Akte wirkt unnatürlich, wenn die ganze übrige Szene in tieferer Finsternis bleibt. Die auffallendste optische Erscheinung bringt aber die dramatische Mittagsonne im ersten Akte mit sich; während die Mitter im Vordergrund ihre beiden Schwestern noch links merkt, legt sich Lohengrins Schattenrisse im Hintergrund in genau entgegen gesetzter Richtung über den Schwarm. Wirklich gelingt es dem Herrn Regisseur, seine zwei gegenüberliegenden Sonnen wieder zu einem gemeinsamen Vorgeden zu bestimmen.“ . . . Ein Bemerkens, daß das trotz aller Lobeserhebungen in der Presse — im Gegenjuge zu dem darin zugleich vollendeteren Bayreuth (vergl. z. B. G. Hagemanns technische Ausführungen in „Bühne und Welt“; Nr. 24, S. 1035 ff.) — noch immer ein „wunder Punkt“ unserer Aufführungen ist. Und das in der „Kunststadt“ München, der Hochburg der „Sejffens!“

hüftiger Vertreter der ungemein schwierigen Partie, der, bei viel lichten Momenten schon vorher, namentlich die Kom-Erzählung zu eindrucksvollster Prägung erhob; Wolfram wiederum, der edle Landgraf, Walter, Biterolf, Venus, der junge Hilde durchweg ausgezeichnete, im Einzelnen sogar meisterliche Interpreten allererster Garnitur; das Orchester endlich (Duettüre, Venusberg-Musik, Vorspiel zum III. Akt!), die heiklen Chöre, die große antike Pantomime, die bewegten Aufmärsche und all' die neuen, prächtigen Dekorationen samt der reichen, soliden Kostüm-Ausstattung — alles so einzig, herrlich schön, geradezu glänzend im exakten Zueinandergreifen, korrektem Zusammenspiel, von makelloser Intonation, mustergiltiger Dynamik und ausgeglichentem Klange, dazu mit frischstem und geschmackvollstem Farbenspiel in einer entzückend-erquickenden Ausführung, daß es ganze, weite Strecken lang an jenem beglückenden Abend am liebsten eigentlich hätte heißen können: „Sieh' mir in's Auge, sprechen kann ich nicht!“ R. Wagner erzählt ja, in seinen wertvollen Erinnerungen an Schnorr von Carolsfeld, wie es ihm mit diesem gottbegnadeten Sänger als „Lannhäuser“ dereinst ähnlich ergangen sei: daß sie nach der unorgelichen Aufführung zusammen nämlich kein Wort weiter mehr darüber hätten reden können. Nun bin ich ja freilich bei Leibe kein R. Wagner und habe auch den berühmten Sänger-Darsteller — Gott sei's geklagt! — nicht mehr in eigener Person erleben dürfen; aber ich glaube, der Meister selbst hätte sich aus Anlaß des von mir hier besprochenen, nach „menschlich-allmenschlichen“ Maßes vorzüglich gelungenen und nur mehr mit Bayreuth zu vergleichenden Abends doch ein ganz klein wenig auch darüber gefreut, welche ermutigenden Wege die Wagner-Sache seit 1865 bis heute immerhin zurück gelegt hat.

Der allerletzten „Tristan“-Aufführung noch mit anzuwohnen, wie ich mir bestimmt vorgenommen, ward ich zu meinem eigenen, tiefsten Leidwesen durch ein ganz plötzlich auftretendes heftiges Unwohlsein bedauerlicher Weise im allerletzten Augenblicke verhindert, weshalb ich hierüber leider nur vom Hörensagen berichten kann, daß das künstlerische Veranreisen und Wachstum auch dieser vierten Darbietung in der diesjährigen Reihe von Vorstellungen zu Darstellung kritischerseits gerühmt wurde. Ohne Zweifel aber darf man den „Nibelungen“ mit Spannung nun entgegen sehen. Und es ist auch durchaus richtig, wenn sie unter'm Spieljahre nicht gegeben werden sollen.

* * *

H. Das „spanische Degen- und Mantelstück“, die spezifisch romanische Verkleidungs- und Verwechslungs-Komödie . . . doch, sprechen wir lieber von etwas Anderem, zumal dieser Adler'sche „Dan Gil“ im Laufe dieser Saison ohne alle Frage noch über eine ganze Anzahl von Brettern lustig schreien wird, welche — das Vergnügungs-Institut bedeuten. Aber von was sollen wir dann sprechen? Von einer Blumenthal'schen „Fee Caprice“ etwa? Das wird gewiß niemand im Ernste von mir erwarten! Also passons là-dessus auch in diesem Fall, ohne uns auf nähere Details hier erst besonders noch zu laprizieren, die ohnedies ein Jeder kennt, und wenden wir uns frisch sogleich dem Theater-Abende zu, mit welchem unser „Münchener Schauspielhaus“ den bevorstehenden Winter szenischen Mißvergnügens höchst bemerkenswert, ja viel verheißend soeben eingeleitet hat: Henrik Ibsen's tief ernster dramatischer Gedanken-Dichtung „Brand“. Es war, wenn ich nicht irre, der zweite Versuch einer Bühnendarstellung überhaupt in Deutschland mit diesem gleich schwierig zu inszenierenden wie zu sprechenden Werke; Direktor Stollberg's persönliche Regie hatte dem Ganzen einen im Allgemeinen würdigen Rahmen, die neu gewonnene Schauspielkraft seines Ensemble's,

Herr Cala Jessen, der Titelgestalt eine immerhin bedeutende, ebenso impanierende wie sympathische Verkörperung verliehen. Werkwürdig, wie ja ganz anders man heute zu diesem Drama, wie man jetzt sogar weit über ihm schon steht, nachdem man seinen gründlichen Nietzsche-Kurs inzwischen an sich erlebt hat, als damals, da man — auf der Unierversität Tübingen etwa, zu Anfang der 80er Jahre — es mit tief gehendem Interesse, um nicht zu sagen: Enthusiasmus in der Lektüre noch aerschlungen! Mein damaliger Studiengenosse Dr. C. Unald, der hier bestens bekannte, ausgezeichnete Pädagog, war es, der mich zuerst mit Wärme auf diesen „nordischen Faust“ im Gespräch aufmerksam machte — ich habe ihn bei der jetzigen Aufführung im „Schauspielhause“ aber nicht unter den Zuschauern gesehen, und ich begreife heute auch gar nicht mehr, wie wir nur damals dieses Wort „Faust“ dem „Brand“ gegenüber in den Mund nehmen konnten.

An sich schon begründet ja die völlig unmögliche Verquickung von Ideen eines streng christlichen Opfer- und Selbstverleugnungs-Dienstes mit Tendenzen der Persönlichkeits-Auslebung und Selbstdurchsetzung darin eine arge Unklarheit, die mit ihrer Verwirrung der Grundlinien dramaturgisch direkt vom Übel ist und geistig nur auf dem Boden Kierkegaard'scher Anschauungen ganz verständlich erscheint. Aber auch sonst bleibt das gegebene Problem, in seiner spezifischen Fassung mit stark alttestamentlichem Akzente bei Ibsen, doch nur aus dem nordischen Gesichtswinkel gesehen, der ganze, quälende Konflikt lediglich aus den Halbheiten protestantischer Lebens-Auffassung heraus als solcher denkbar. Nach meiner festen Überzeugung würde nämlich diese ganze Diffiananz ohne Weiteres weichen, ja bald nur dieser protestantische Pastoren-Krampf sich wahlthuend einmal lösen wollte zu einer katholischen Auflösung; giebt sich doch der südliche Katholizismus mit seiner Zölibat-Forderung für den Priester, genau nach Christi und aller Propheten Vorbild, hierin ganz ungleich viel konsequenter. Damit aber freilich wird uns nun die eigentliche, letzte Wahrheit der Sache vollends aufgedeckt, die uns zugleich zur inneren Überwindung auch dieses Drama's wie seiner Schrein-Differenzen hinführen muß: jene unumstößliche, immer wieder sich aufdrängende und gar nicht ernst genug zu nehmende, Thatsache, daß ein streng durchdachtes, rein durchgeführtes Christentum in steter Anwendung auf das Staats-, Philister- und gut bürgerliche Alltagsleben mit seinen Trieben und Mächten alsbald — aber zuletzt — ad absurdum führen muß! Vergl. Tassilo und eben auch wieder diesen „Brand“, zu deren Verschönerung uns ein Nietzsche mit seinem klar und beherzt ausgesprochenen Anti-Christentum eben die neue Farnel der „Gewissenhaftigkeit“ an die Hand gegeben hat. Andererseits aber braucht man nur an Dr. Paul Deussen's Erwartungen über seinen abarmen Schulfreund Friedrich Nietzsche, oder an R. W. Diefendach's proffessuale Erfahrungen mit seiner Gattin einmal zu denken, um sofort auch wieder die Anklänge und Beziehungen zu unserer Zeit aus dem Inhalte des Drama's wie seiner Dilogie (Prabst!) heraus zu fühlen, bei solcher geistigen Verirrung eines fanatischen „Alles oder nichts!“ bis in die Eisregionen des heißen Wahnsinnes hinan; wobei ja gewisse Analogien aber doch Verwandtschaftszüge z. B. mit Mime und Siegfried (in der Szene mit der Mutter), Senta—Erik (Agnes—Einar), mit der „Verfunkenen Glode“, „Über unsere Kraft“, „Über den Wassern“ und dergl. nach keineswegs übersehen zu werden brauchen, und wogegen wiederum Schlaiffers „Pastors Riede“ beinahe schon das iranische „Widerspiel“ vorstellen könnte. „Erhabenheit als Verfliegenheit“ ist im „Brand“ eben das besondere Thema, wie der „Baumeister Salnes“ nachmalen auch die „Höhe“ mit dem Abgrunde aerswechselt, und es wäre wirklich ein Leichtes, im Einzelnen hier nachzuweisen, wie der Dichter in seinen späteren Dramen nur mehr das en detail ausgegeben hat dessen, was er hier in seinen bedeutsamen Jugendwerken noch

en gros konzipiert und gebildet. Da wir aber die Beschäftigung mit Ibsens ca. 20 Dramen für unsere Gebildeten immer und trotz Allem auch heute noch recht ersprießlich finden, im Hinblick wenigstens auf die geistigen Anregungen, die unsere Marallsch-Träger als eine wertvolle Vorschule zu Nietzsche's „Moralen“ und „Kultur-Psychologie“ von dort und dieser Gesellschaftskritik her empfangen können, so unterlassen wir das lieber zu Ruh und Frommen des eigenen Studiums, indem wir dafür hier nur noch ein ausdrückliches Lob anschließen für den hohen künstlerischen Ernst, mit dem diese „Brand“-Darstellung von Direktion und Personal genannter Bühne durchgeführt wurde.

MK. Blickt man zurück auf den seit dem letzten Berichte wieder verstrichenen Zeitraum und will man erzählen, was sich da alles zugetragen — wahrhaftig, man möchte schon meinen, daß die „Saison“ bereits in vollen Zügen schlürfe. Es scheint doch nachgerade, als ob man „das Recht auf Sommer“ zu wenig respektiere! Da war zunächst eine Tanz-Dichterin erschienen und, auszeichnender aber auch wohl verdienter Weise, zur Absolvierung ihrer Produktionen sogar nach unserem vornehmen „Künstler-Hause“ von Meister Lenbach selber eingeladen worden: Miß Isadora Duncan hieß der Zaubername, und etwas von der Romantik kalifornischer Goldschätze schien ihm überdies noch anzuhängen. Anfangs traute man zwar diesem „Zauber“ nicht recht und meinte so im Stillen, Herr von Lenbach könnte an den Erfahrungen mit einer „Saharet“ doch eigentlich genug haben. Bald aber brach es förmlich los — in allen Spalten und mit allen Tanarten der Begeisterung: Schmock schrieb wieder einmal „Brillanten“. In wahren Paroxysmen und Ekstasen schwelgten sie, unsere Litteratur-Jünglinge; wie in „Visionen“ hat sich unsere — ich kann nicht sagen: „jüngstige“ Kritik (denn es waren diesmal sehr Andere mit darunter) über die ihr gewordenen „Anregungen“ und „Impressionen“ feuiletonistisch „ausgelassen“, und Nietzsche's Tanz-Phantasien sind in ergiebigster Weise, mit gerabezu erstaunlicher Quellenkenntnis, bei dieser Gelegenheit gerne mit heran gezogen worden. Wir haben es immer schon gesagt (seit 1895 etwa): daß im „Tanz“ als Kunstform noch eine Zukunft ruht; wir für unseren Teil bedurften zur Bedung solcher Ideen also auch nicht erst einer Über-Brett'l-Kultur, die keine ist. Und für uns hat daher auch das Erscheinen dieses exotischen Phänomens am Kunsthimmel, oder allenfalls auch der in Baden-Baden und Berlin aufgetauchten Dänin Ch. Wiebe, die alte Geschichte und eine Wahrheit nur wieder bestätigt: was „Tanz“ als Kunst ist und in ästhetischer Form sein kann, erfährt man fast niemals bei unseren Kgl. Hof- und privilegierten Stadttheater-Ballerinen. Von „Dame Leichtfuß“ ist nach ein ziemlich weiter Weg bis zu Nietzsche's „Leichten Füßen“, und die Ästhetik des Tanzes als Mimik und musikalisch ausgedeutete Gebärdenkunst im weitesten Sinne erfährt an sich erst jetzt eben ganz die selbe Entwicklung, die wir z. B. in der Musik-Ästhetik schon erlebt und dort eigentlich längst schon hinter uns haben: früher Tanz mehr als Linienpiel, als choreographische, armpfaktische oder pedal-technische Kunstfertigkeit; heute Tanz als bedersamer Ausdruck eines Zinnenlebens, einer Seelenhandlung wie Gemütsbewegung — kurz, Offenbarung des Tanzes als ebendartiger Kunstsprache! Wiederum ließe sich statt „Musik als Tanzspiel“ und „Musik als Ausdruck“ vielleicht auch einmal sagen: „Tonkunst als Arithmetik und Geometrie“ und „Tonkunst als Dynamik und Statik“. —

Alsdann, oder etwa um die gleiche Zeit, inaugurierte das sogen. „Römische Solog-quartett“ der Siglinischen Kapelle den Konzertwinter, und dabei wollten Ranche beinahe schon ihr Kastaten-Perz entdecken, hätte es sich nicht um — Fettestiften ge-

handelt: einen Begriff, den ich übrigens nicht mit dem von „Falschfängern“ gemüthlich verwechseln zu wollen bitte. — Kurz zuvor hatte, ein nicht minder angenehmes Präsidium zur bevorstehenden großen Russi-Kampagne, unsere „Kgl. Musikakademie“ eine „von der Kgl. Hoftheater-Intendanz angeordnete (!) außerordentliche (allerdings) Generalversammlung“ veranstaltet, deren Ergebnis alsbald darauf in der Tagespresse mit folgendem Wortlaute veröffentlicht ward: „In derselben (!) wurden die Beschlüsse der Generalversammlung vom 27. Juni d. J. (d. h. also die damalige Wahl Bernhard Stavenhagens zum Dirigenten der Akademie-Konzerte) von der Kgl. Hofmusik-Intendanz als Oberleitung der musikalischen Akademie annulliert (!) und ohne Debatte (!) die Vorschläge bezüglich teilweiser (!) Abänderung der Statuten einstimmig angenommen.“ Nur wer weiß, wie schon 1901 die Wahl Zumpke's für jenen Posten bei unseren Herren Hofmusikern „einstimmig“ (rectius: par ordro de Mufti) erfolgte, vermag die Schauer dieses „ohne Debatte“ vollauf, in seiner vermeintlichen Tragweite, zu würdigen: der Bie n muß eben — er mag wollen oder nicht! Je nun, Herr von Perfall hat in dieser und ähnlicher diktatorischer Weise dem Münchner Musikleben von jeher ersalgreich „präsidirt“). Nur schade, daß Erzzeleznj halt doch leider so ganz und gar kein Gustav Mahler an diktatorischem Verufe, Geiste und künstlerischer Autarität hier ist, um ihm so leicht folgen und sich von ihrer höchst sanderbaren Haltung noch irgend Ersparliches für die Zukunft unserer Musikverhältnisse versprechen zu können. Es sagen wir es denn gerade heraus, frei von der Leber weg: Es wird keine Ruhe hier zu Lande eintreten und kein dauergründiger Friede werden, ehe nicht auch nach dieses letzte Hindernis, mit dem ewigen Zankapfel zwischen Hoftheater, Hofkapelle und Kgl. Akademie der Tonkunst, glücklich hinweg geräumt sein wird. Wenigstens werden wir bis dahin zuversichtlich nur immer wieder das alte, amüsante und hübsche Spiel zu kosten haben: „Kin in die Kartaffeln!“ . . . „Kaus aus die Kartaffeln!“ . . . mit hasmännischer Anmut in infinitum. — Kurz danach wieder alarmierte unsere Lokalpresse die, ahnedies schon erschredeten und verschüchterten, musikalischen Gemüther durch die schlimme Nachricht: „Kaim plant mit seinem Orchester einen großen ‚Abzug München‘ und will ganz nach Frankfurt a. M. übersiedeln.“ Dieses that er wohlweislicher Weise nun zwar nicht — was sollte auch unser schöner neuer „Verein für vollstümliche Kunst“ ohne ihn beginnen? Gleichwohl fand sich bald darauf unsere „Allgemeine“ in der Lage, zu melden: „Thatsache ist, daß Dr. Kaim seine Musikschule, die allerdings nie viel von sich reden gemacht hat, bereits aufgelöst hat, indem er deren Tagenten mit Hinwegsetzung über die kontraktlichen Kündigungsfristen die Verträge pöblich kündigte mit der Rationalierung, daß er an den Verkauf der Kaim-Säle und an eine Übersiedelung denke.“ Nun glauben wir ja freilich auch, daß unsere gute Presse Herrn Hofrat Dr. Kaim im vorigen Winter wieder einmal zu viel der Kastanien aus dem Feuer geholt hat, und die brüste Hinwegsetzung über kontraktliche Kündigungsfristen möchte die ganze, schwertalibrige Kritik gegenüber struppellosem Unternehmertume Seitens der breitesten Öffentlichkeit wohl heraus fardern — wovon freilich bis jetzt in den anderen Organen der Journaille nicht die geringste Spur zu merken ist. Trotzdem hatten wir den abigen

¹⁾ Nach heute liegt das Ms. eines kritischen Artikels meiner Feder über notwendige Reformen im Münchner Musikleben aus dem Jahre 1888/89 unerschütet in meiner Mappe, welchen zu dringen genannter Herr dem Chefredakteur der damaligen „Münchner Stadt-Ztg.“ Graf ziemlich unmetredig einfach unterlegte, da ihm ein erster dieser Art wenig in seinen bequemen Ram gepakt hatte; und doch hätte dieser nachweislich genau die Grund-Elemente bereits gegeben, welche später die unaufhaltsame Enttöschung unseres Konzertschwens mit Dr. Kaim ac. hier in München nahm! — Zeuge: Kollege Gg. Schaumberg.

Begründungs-Nachsatz der schon einmal getroffenen Maßregel doch nur für eine leere, lebendig vorfichtig-vordaubende Redensart, oder richtiger: für eine recht durchsichtige Cochiebung jenes bekannnten Thatbestandes, daß die Raim'sche Musikschule — leider! denn tüchtige Konkurrenz würde auch auf diesem Gebiete zum Mindesten nicht schaden — seit ihrer Gründung nur ein sehr verdorrenes, kaum irgend rentables Dasein hier geführt hatte. Man kennt doch auch im militärischen Leben die deckende Maskierung von notgedrungenen Mäzügen und Flügel-Umgehungen. Also: „Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft!“ . . . oder Nummernschanz und Masterrade?

Über die großen Münchner Sommerausstellungen dieses Jahres finden die Leser der „Gesellschaft“ ausführlichen Bericht aus berufener Feder in dem unmittelbar vorausgehenden Artikel, aus dem sie, wohl zum ersten Mal an Ort und Stelle selbst, die naechte Wahrheit über Münchner Kunst erfahren können. Hingegen obliegt uns hier noch eine andere (sollen wir sagen: angenehme?) Chronisten-Pflicht. Arg in's Gedränge kamen nämlich unsere Lokaltblätter, Hände reibend zu ihrem Gelde wiederum unsere Gastwirte, namentlich in der vorletzten Woche des Monats September, wo fast zu gleicher Zeit vier wichtige Kongresse hier selbst tagten und dem Zeitungslieser die Zeit, dem Trammbahnenbürger den Platz, dem Straßenbummler das Pflaster und allen anderen geistigen Fragen das Interesse weg stahlen. „Sozialdemokratischer Parteitag“ — der erste überhaupt in Bayern (über ihn äußert sich bereits eine geschätzte sachmännische Feder an leitender Stelle), Hygieniker-Versammlung — die best besuchte und interessanteste vielleicht seit Begründung dieser Organisation, Medizinalbeamten- und Bahnärzte-Kongress: kurz, des Zusammenströmens, Redens, Tafelns, Ausfliegens und — Bericht-erstattens war kein Absehen! Zumal dem Vereine der Gesundheitspfleger kam die „gesunde Stadt Pettenkofer's“ ersichtlich mit ganz besonderer Wärme, auszeichnendster Aufmerksamkeit, hochsozialen, künstlerischen wie ländlich-sittlichen Mäßen in Ansprachen, Veranstaltungen und Ehrungen auffällig genug entgegen; nur leider veräumte man anscheinend, die Gäste insgesamt einmal zu einer Kanalräumung im berühmten „Englischen Garten“ höflichst einzuladen, sowie zur Beaugenscheinigung der Verhältnisse in der Umgebung der „Kgl. Tierarzneischule“ zu führen. Immer noch unbegreiflich, wie ein Pettenkofer die ungesunde, mißliche Lage dieser von Nebeln und allerlei üblen Dünsten so vielfach heimgesuchten, zum Teil noch immer nicht einmal durchgängig kanalisierten Stadtgegend bei Lebzeiten derart hartnäckig bestreiten konnte! Item, welche deutsche Stadt zeigte sich nicht bei Tagungen in ihren Mauern gerne von ihrer nettesten und allersiebenswürdigsten Seite? Das thut Monachia nun auch wieder zur Feier des I. „Oktobertages“ auf der Wies'n — oder thäte sie es etwa nicht? Concursus omnium: hier schweigt des Chronisten Höflichkeit — odit profanum.

Für die Richtigkeit: geg. gez. Sdl.





Homöopathie.

Von Emil Schlegel.

(Tübingen.)

Seit hundert Jahren ringt um Anerkennung im Fach und im Menschenkreise die ärztliche Methode Hahnemanns. Nach der begeistertsten Aufnahme durch wenige treue Bekenner und deren Zeugnisse sollte sie längst die Welt der medizinischen Anschauungen besitzen; nach dem Urteil wissenschaftlicher Führer unter ihren Gegnern sollte sie längst abgewirtschaftet haben und tot sein. In Wirklichkeit breitet sie sich langsam, langsam über den Erdball aus, doch in den letzten Jahrzehnten etwas rascher und in der neuen Welt, speziell in Amerika, viel schneller als bei uns. — Nicht leicht bestehen scheinbar unversöhnlichere Gegensätze als eben der zwischen der grundstürzenden Lehre des deutschen Arztes und den Überlieferungen der gesamten wissenschaftlichen Heilkunde. Die Gebildeten unserer Zeit überlassen es meist ihren Ärzten, für sie zu entscheiden; die wichtigen Lebensfragen auf diesen Gebieten erscheinen ihnen als technische, in welche ein allgemein menschliches Urteil nicht zu sehr eintauchen dürfe, wenn es noch Geltung behalten solle. Und doch sehen wir auf allen Gebieten fundamentale Fortschritte durch das Aufwerfen und die Diskussion nicht etwa sachmännisch formulierter, sondern menschlich behandelter Fragen und Probleme gefördert oder wenigstens angebahnt. Überall sind es die elementaren Instinkte, ist es heut zu Tage das brüderliche Misfählen, welche unsere wichtigen Kulturbewegungen in die Gährung unserer Zeit geleiten und sie schließlich zur Reife und Klarheit fördern.

Die Medizin macht hiervon keine Ausnahme. Eine gewaltige Bewegung zum Schutze ihrer Interessen hat die Ärzte ergriffen, und doch ist diese Bewegung nur eine defensive Reaktion auf die ungemein weit gehenden Wellenkreise einer wahren Volksbewegung, welche die Impulse aufgenommen hat, die von einer Anzahl mächtig wirkender Persönlichkeiten: Aneipp, Kuhne und anderen Naturärzten ausgingen. Von ihr mehr oder weniger getragen, bekennet sich heut zu Tage auch eine Anzahl gelehrter Ärzte, wie Lahmann, Schwenninger, zu ausgesprochener Gegnerschaft gegen die Schulmedizin, und die letztere selbst nähert sich vielfach wieder einer Praxis, deren Anfänge zeitlich weit zurück liegen und geistig tief im Mystizismus vergangener Jahrhunderte wurzelten: Tuberkulithérapie, Serumthérapie, Organthérapie. Ein allgemeines Ringen nach Neuem, dabei ein Zurückgreifen nach Altem, ein Freiheits- und Bethätigungsdrang aus den Beziehungen des vielgestaltigen Lebens heraus, weit hinaus über das, was noch vor einem Menschenalter für wissenschaftlich möglich gehalten wurde. Der drängende Geist schiebt eben die alten Technizismen bei Seite; er wird eine neue Gestalt für die Heilkunde schaffen, eine neue Sprache für ihre Bedürfnisse, und die Sprache der Gebildeten wird mehr und mehr an die Stelle geistvoller lateinischer und griechischer Ausdrücke treten, welche oft nur eine schlechte Zusammenfassung oder Übersetzung dessen darstellen, was der Volksinstinkt

deutlich und deutsch aussprach, aber was der Kranke dem Arzte sagte und wofür er das wälsche Wort, um sich daran zu halten, als Gegengabe empfängt (z. B. Influenza, Neurase, Dyspepsie).

Also mitten in der heutigen Gärung steht noch die Homöopathie Hahnemanns. Vielleicht hat der geehrte Leser genaue Zweifel gegen diese Behauptung einzuwenden, vielleicht hat er sich aus einer gelehrten gegnerischen Schrift über diese Sache unterrichtet, oder hat ihm sein Arzt gesagt: die heutige Homöopathie ist nicht mehr die alte. Sie habe die Thorheiten Hahnemanns ausgegeben und lebe noch von der anziehenden Kraft eines alten Namens, dem die Sache längst entschwand; die heutigen Homöopathen seien klug genug, ihre Grundsätze den wissenschaftlichen anzupassen und ihre Mittel nicht mehr aus der mysteriösen Kistkammer hoher und wirkungsloser Verdünnungen, wie sie der Begründer dieser Schule lehrte, zu entnehmen. Wohl denn! Auf, zum freien Worte gegen solche schillernde Verdächtigung! Ich darf beanspruchen, als Sachmann ernst genommen zu werden, und übe seit mehr als 20 Jahren die Homöopathie unter schwierigen Verhältnissen als praktischer Arzt in einer kleinen deutschen Uniaersitätsstadt aus. Ich selbst bekenne mich voll und ganz zum Hahnemann'schen Standpunkte und kenne viele Berufsgeossen, die es gleich mir in entschiedener Weise thun. Ohne mich grundsätzlich ablehnend gegen die Schulmedizin zu erhalten, finde ich in ihr doch unendlich wenig Brauchbares für Kranke und Leidende gegenüber dem Schatze von Heilkräften, den mich die Homöopathie kennen lehrt; vor Allen aber gegenüber der geistigen Erfassung der Sachlage, zu welcher mich die Lehren Hahnemanns geleiteten. Ich bin jederzeit bereit gewesen, in Wort und Schrift für diese meine Überzeugungen einzutreten; andere Kollegen thun dies in gleicher oder ähnlicher Weise, und somit bin ich vollauf berechtigt, die Behauptung, daß die Hahnemann'sche Homöopathie nicht mehr existiere, abzulehnen und hier persönlich anzutreten. Es liegt wahrlich daran, einen segensvollen Wahrheitsgehalt wie ein lebendiges Ferment rascher in die Massen zu bringen, als es ohne die Kraft der Arbeit und der Geistesbewegung möglich wäre; dies ist mein Gedanke für dieses freie Wort, und deshalb möchte ich das hoch wichtige Thema der Medicinalreform hier in homöopathischer Beleuchtung einmal auftreten. Unendlich viel Beglückendes liegt darin, einen Weg zu kennen, der in die reinere Luft freier Höhen führt, wo vielen Gesunden Genuß und Befreiung winkt; bitter ist es aber, seine Menschenbrüder auf den unteren Pfaden sich drängen, lassen und beschädigen zu sehen, weil sie die Kenntnis des besseren Weges nicht besitzen. Und so mischen sich die Gefühle und gebären einen Impuls, und der Impuls zeugt Gedanken der Scheidung und der Versöhnung, und eine aufgehende Sonne umsäumt erheißungsvoll die Ränder dunklen Gewölkes mit Licht. Und so war es stets im Geiste und vor den Augen derer, die vorzeitig große Wahrheiten verkraften haben.

Meine Thesen nun sind folgende:

1. Die Homöopathie ist eine Form der ärztlichen Kunst, welche berufen erscheint, die Medizin zu naturwissenschaftlicher Klarheit zu führen, indem sie einen rein experimentellen Weg einschlägt, die Arzneikräfte durch Prüfungen an Gesunden kennen zu lernen und nach erfolgter Kenntnis der sich ergebenden Naturerscheinungen eben den betreffenden Einzelstoff in solchen Zuständen anzuwenden, welche krankhafter Weise jene Naturerscheinungen darbieten.

Hierin liegt eine große Befreiung des wissenschaftlichen Denkens von al' dem Wust und Unheil, welches Ramengebung und Diagnose (was ailsach zusammen fällt) über die Heilkunde gebracht hat.

2. Die Homöopathie, lediglich auf gut beobachtete Naturerscheinungen gestellt, ist im Wesentlichen die Verwertung eines inneren Getriebes zu praktischen Zwecken, wobei das Getriebe selbst unerkannt bleibt, aber die ursächlichen Momente der Lebensstörung vollauf experimentell klar gestellt werden. Wir können also im einzelnen Krankheitsfalle sagen, daß ein störender Reiz vorliegen müsse, der die eigenschaftliche Wirkung dieses oder jenes Stoffes (laut Arzneiprüfungen) besitze.

Alle Krankheiten erscheinen hiernach als Verunreinigungen des inneren Lebensgetriebes durch einen ungehörigen, in seinen Wirkungen klar vorliegenden Reizstoff. Solche aerunreinigende Reize im Lebensgetriebe erzeugen und häufen sich durch die auf uns einwirkenden Schädlichkeiten in Verbindung mit den ererbten Krankheitsanlagen. Alle Krankheiten fallen unter diesen Gesichtspunkt, auch die äußerlichen, z. B. die Erzeugung von Warzen, Geschwülsten u. s. w. Der Chirurgie ist damit ein großer Teil ihres Gebietes entzogen und für inneren Ausgleich gerettet.

3. Die Homöopathie hat die ärztlichen Anschauungen nicht nur durch die Ähnlichkeitsbeziehung bereichert (die beiden Reihen von Naturerscheinungen — sowohl die natürlichen der Krankheiten, als die künstlichen der Arzneiprüfungen — in dem Heilgesetze Similia similibus curenti), sondern auch die Naturwissenschaften durch eine zweite große Entdeckung Hahnemanns, durch die abjektive Wirksamkeit höchster Stoffeerdünnungen. Die ärztliche Seite dieser Entdeckung bringt uns ungiftige Arzneimittel, welche wirken, wenn die Ähnlichkeitsbeziehung (eine Art Idiosynkrasie) vorliegt, sonst nicht; die naturwissenschaftliche Seite dieser Sache wird wieder die Lebenslehre befruchten, aber noch fundamentaler wird sie auf unsere Vorstellungen von der Natur der Materie und den spezifischen Kräften ihrer Verbindungen einwirken. Sie geht weit über das Interesse hinaus, welches in unseren Tagen die sog. Röntgenstrahlen beanspruchen, und ihre Tragweite führt uns jenseits der Grenzen, innerhalb welcher Spektralanalyse und andere feine Stoffwirkungen noch die Spuren materiellen Daseins verfolgen.

Die Ausbeutung der Fragen und Möglichkeiten, welche die Homöopathie schuf, ist im wissenschaftlichen Sinne kaum in Angriff genommen. Eine Fülle der Probleme wartet ihrer Bearbeitung. Während die Lehre Hahnemanns der Medizin auf vielen bisherigen Wegen die scheinwissenschaftliche Begründung streitig macht, bereichert sie die Heilkunde andererseits mit wichtigen neuen Thatsachen.

4. Durch ihre kurz angebotene wissenschaftliche Begründung mit dem Vorwalten der Erfahrungsthatfache, mit dem Ablehnen des ärztlichen Schematisierens und der gelehrten Namensgebung, hat sich die Homöopathie Hahnemanns aus der geschichtlichen Fehlentwicklung heraus gestellt, ein Standpunkt, der von vielen Gelehrten ohne Weiteres als ein falscher bezeichnet, andererseits aber von zahlreichen nicht zünftig gebildeten Menschen als populärer erkannt wird, wo dann offener Sinn für Naturvorgänge in Verbindung mit Studium und menschlicher Teilnahme dazu führen, das Gebiet ärztlicher Thätigkeit auch ohne berufliche Vorbereitung zu betreten und manchen Erfolg davon zu tragen.

Hier entrollt sich die Frage vom Verhältnis der Kunst zur Wissenschaft und von der Stellung der Medizin zu beiden. Im Grunde geht Medizin aus schreiendem Bedürfnissen leidenden Lebens heroor; instinktiv ergreift jeder, der kann und weiß, Mittel zur Abhilfe. Daß sich die zünftige Gelehrsamkeit eines Monopols in dieser Sache bemächtigt, ist den Lebenslagen gegenüber nicht gerechtfertigt und läßt sich niemals durchführen. Die Tiere und die Wilden ergreifen oft ziemlich kompliziert Maßregeln, um zu genesen; auch finden sie wirksame Arzneimittel, deren manche,

die wir heute benötigen, von ihnen her kommen (z. B. Chinorinde; selbst die Pockenimpfung ist ein uraltes Verfahren, und die „Giftdoktoren“ in Afrika, welche mit großer Sicherheit Schlangengisse und Wunden von Giftspinnen heilen, sind auch nicht wissenschaftlich angekränkt). Man lasse dem Menschengenüthe, wo er sich auch regt, um Leiden zu mildern, freien Weg, und das Gute, welches auf diesem Wege gefunden und erzeugt wird, nehme man herüber in die Ärztwelt; dies giebt ein Plus an brauchbaren Mitteln, und die Klärung, welche dann wieder dem bruchmäßigen Arzte zu Gute kommt, bemächtigt sich aller Möglichkeiten, Hilfe und Heilung zu bringen! Aus ihrer glücklichen isolierten Grundstellung, welche von allen Seiten her Erfahrung und Verständnis zulässt, kann der Homöopathie niemals besonnener Weise ein Vorwurf gemacht werden.

Damit genug für heute. Lebhafter Wiederholl — auch Wiederholl — erwünscht!

*

Nachschrift der Schriftleitung. Die bayerische Reichsrottkammer hat den Beschluß der Abgeordnetenkammer auf Errichtung eines Lehrstuhles für Homöopathie an einer der bayerischen Universitäten mit Mehrheit kürzlich angenommen. Mit besonderer Absicht bringen wir daher heute obige Zuschrift aus der Feder eines der namhaftesten, gerade auch von Münchnern gerne heimgesuchten, schwäbischen Homöopathen an dieser Stelle, welche ja innerhalb unseres „Diskussions-Organes“ selbst wieder eine Art von „Öffnem Sprechsaal“ überdies noch vertritt. Völlig oourteils- und „ooraussetzungslos“, oerschieben wir keiner Richtung oder geistigen Bewegung von oorne herein die Spalten unserer Zeitschrift. Nur glauben wir doch im oortliegenden Fall oosdrücklich heroor heben und betonen zu sollen, daß wir uns als entschiedenste Gegner der These bekennen: „das Gebiet ärztlicher Thätigkeit auch ohne berufliche Vorbereitung und wissenschaftliches Studium zu betreten“ . . . Denn, da nach dürfte man sich wirklich nicht verwundern, wenn nur mehr von „Kurpfuscherei“ auf zünftiger Seite gesprochen wird, und wir selbst würden wohl die Ersten sein, die dergleichen mit solchen herben Worte oobann belegen müßten. Wir sagen lieber: „Prüfet alles, und das Beste behaltet!“ Im Übrigen oder oerweisen wir, wie auf den größeren Artikel über „Die wirtschaftlichen Verhältnisse des ärztlichen Standes“ im oorderen Haupttheile vorliegenden Heftes, auch noch auf die Notizen in unserer „Krit. Ede“.

**Von mancherlei Krebs-
schaden im Lande.** — Das säch-
sische Ministerium des Innern hat in
einer wichtigen Entscheidung das ehren-
gerichtliche Outocht der ärztlichen Bezirks-
oereine oerkannt, es den Ärzten zu unter-
sagen, mit Noturheilkundigen in ein
Vertragsverhältnis zu treten. Von ganz
der selben Behörde war jedoch seinerzeit
dem bekannten Hermann Bilz die Geneh-
migung zum Betriebe seiner Heilanstalt
nur unter der Voraussetzung erteilt worden,
daß er sich „oapprobierter Ärzte“ bediene.
Wahrlich, das nennen wir: einen gordischen

Knoten knüpfen, statt ihn zu lösen oder
wenigstens doch zu zerhauen. „Gott —
Hüh!“ „Hüh — Gott!“ u. s. w. in inf. . .
Ein wogrer Dorn im Auge sind den staatlich
oapprobierten Herren Ärzten zudem auch „die
im Verlage von Scherl heraus gegebenen
Zeitung“. Warum wohl? Etwa, weil sie
ernstest medizinisches Wissen in höchst ober-
flächlicher Weise nur popularisieren und in
schlechter Form oerdreien? Gott bewahre!
Sondern, wie die „D. mediz. Wochenschrift“
ganz offenherzig bekennet, weil sie auch den
„Kurpfuschern“ (lies: Naturheil-undigen!)
das Wort gelegentlich einräumen. Kon kann

daoon unſchwer einmal abnehmen, warum das Naturheiloerfahren — als „Kurpfuſcherei“ ſchlechthin verſchrien — in den anderen Organen der öffentlichen Meinung meiſt ſo überaus ſchlecht weg kommt bezw. wie ſehr der Ärzte-Ring als zahlender Abonnent die anderen kapitaliſtiſchen Blätter wohl tyranniſieren mag. (Vergl. z. B. auch „R. N. Nachr.“ oom Juli d. J., den Artikel „Wiſſenſchaftliche Homöopathie?“) Das aber bringt uns zugleich noch auf ein weiteres Thema. Auch ein anderer hübſcher „Tanz“ war nämlich kürzlich wieder in der Tagespreſſe zu oerfolgen. Die „Tägliche Rundſchau“ teilte gegenüber den Beſtrebungen der Anhänger der Homöopathie um Errichtung einer homöopathiſchen Profeſſur an einer der deutſchen Univerſitäten das „Gutachten“ (!) irgend einer, natürlich hoch anſehlichen, mediſiniſchen Fakultät im Wortlaute mit. Dieſes nun beſagte: „Es widerſpricht dem akademiſchen Gebrauche, neue Lehrſtühle zu errichten, beoor der Bedarf ſicher erwieſen iſt. Die zahlreichen neuen Profeſſuren innerhalb der mediſiniſchen Fakultäten ſind alle ſo entſtanden, daß ſich Ärzte als Privatdozenten für die einzelnen Fächer habilitierten und erſt dann in Profeſſuren aufrückten, wenn ſie — abgesehen oon heroorragenden wiſſenſchaftlichen Arbeiten — bemerkenswerte Lehrerfolge auszuweiſen hatten.“ Und das Blatt knüpft die laute, ſaſt hümliche Aufforderung noch daran: „Weſhalb ſucht die Homöopathie ihr Ziel nicht auf dem einzig gewieſenen Wege zu erreichen? Weſhalb giebt es im ganzen Deutſchen Reiche nicht einen Privatdozenten der Homöopathie? In oerweiterter Zulaffung liegt die Urſache dieſer Thatſache nicht, deren Grund der Kundige kennt und die den Unkundigen doch ſtaupig machen ſollte.“ — Es iſt halt immer wieder das ſelbe System: Zuerſt läßt man, Dañ dem oortrefflich geſchloſſenen „Ringe“, keinen jungen Gelehrten erſt biß zur *venia legendi* kommen oder macht ihm ſchon zuoor das Leben, natür-

lich immer ſtreng „wiſſenſchaftlich“, ſo ſchwer und ſauer, daß er ſich genau ausrechnen kann, welches Dasein ihn hier „geſellſchaftlich“ erwarten würde. Und nebenbei iſt es, ſo wie die Dinge liegen, auch immer noch ein Leichtes, bei der Frage nach den „wiſſenſchaftlichen Leiſtungen“ des betreffenden Mannes die Wiſſenſchaftlichkeit der Homöopathie überhaupt gänzlich in Frage zu ſtellen, coentl. ſogar „bemerkenswerte Lehrerfolge“ durch Abſpeuſtigmachung oder wenigſtens Terroriſierung der betreffenden Hörer erbeſſich zu beeinträchtigen — wie es ſich ja ſtets geradezu „klaſſiſch“ macht, wenn dieſe mediſiniſchen Fakultäten oon Regierung wegen zur Einreichung oon Gutachten über dertartig heiſſe Fragen: wie Naturheilkunde, Homöopathie, Bioſektion, Bakteriologie, alſo zum Schiedſpruch in eigener, bedrängter Sache, aufgefordert werden. Und dann, wenn alle dieſe Rünen zuoertläſſig gelegt ſind und der Rückzug tadellos gebedt erſcheint, alſdann erhebt man ſcheinheilig, weißin hörbar, die naive erſtaunte Frage: Warum wohl iſt noch nicht einmal ein „Privatdozent“ dieſer Materie in ganz Deutſchland oorhanden? — Im Übrigen laſen wir gleichzeitig oom Königsberger Ärzte-Tag folgende, wenig verſchämt in Form von Reſolutionen ausgeſprochene Forderungen — an den Staat bezw. den Bundesrat des Deutſchen Reiches: „1. daß die Ausübung der Heilkunde durch nicht approbierte Perſonen als gemeinſährlich unterſagt werde...; 4. Rezepte oon Kurpfuſchern in den Apotheken nicht angenommen werden dürfen.“ Ja, das glauben wir gerne, daß das den Herren ſehr wohl paſſen würde. Zuoor werden ſie ſich aber ſchon noch zu einer Verſtaatllichung ihres Berufes bequemen müſſen, wenn ſie damit zum Ziele kommen wollen. In Holland gehen die Ärzteoereinigungen auch bereits erntlich daran, dieſe Verſtaatllichung des Ärztesewens durchzuführen. Nach dem von den Ärztekammern ausgearbeiteten Entwürfe ſoll jeder Haus-

haltungsvorstand einen seinen Verhältnissen entsprechenden Beitrag an den Staatskrankenfonds zu zahlen verpflichtet sein. Die ärztliche Hilfe soll dann für alle Einwohner gleichartig sein. Auf je 2000 Einwohner soll ein Staatsarzt kommen, so daß für die fünf Millionen Einwohner Hollands 2500 Ärzte anzustellen wären. Diese hätten dann nicht nur Kranke zu behandeln, sondern auch in allen Fällen hygienischen Rat und Beistand zu leisten. (Was wir denn gleichzeitig als Beitrag und Ergänzung noch zu unserem Artikel über „Die wirtschaftlichen Verhältnisse des ärztlichen Standes“ hiermit angebracht haben wollten.) Freilich wehrt sich ein Herr Dr. F. Merv — im „Tag“ — ganz gewaltig gegen die unsinnige Zumutung dieser holländischen „Unmöglichkeit“, indem er schreibt: „Der Arzt aber ist Künstler im weitesten Sinne, nur Künstler. Er ist kein ‚Gelehrter‘! Seine Wissenschaft ist nur die unentbehrliche, technische Grundlage; aber sein Handeln ist das des freien Künstlers, dessen Hauptbegabung die Intuition ist. Eine ärztliche Leistung gleicht der andern nicht wie ein Fabrikstügel dem andern, sondern unterscheidet sich wie ein Bädlin von einem Pouffin oder von einem ‚Klegl‘.“ Poh Element noch einmal — also auch das noch! Gibt es die Würde des Standes gegenüber den „Kurzpuschern“ zu wahren, danu wird stramin auf die „Wissenschaft“ als das unterscheidende Merkmal gepocht und auf der zünftigen „Gelehrsamkeit“ herum geritten; kommt man aber damit in's Gedränge, dann auf einmal ist das „freie Künstlertum“ — Trumpf. So wären wir also glücklich wieder beim Circulus vitiosus des Anfangs hier angelangt. Sapienti sat — sagt der alte, und mit ihm auch der moderne „Lateiner“.

Lelesefrüchte mit Handgloffen.

Wie nun, wenn „Unabhängige“ einen der Haupt-Sätze aus des Kaisers staatsmännisch überaus bedeutamer Posener Ehrentrunt-

Rede — die gewiß wohlmeinde Stelle vom „Opfer der ausgeprägten Individualität zu Gunsten der Gesamtheit“, rein logisch bei Gelegenheit gegen die Krone selbst einmal lehrte und ebenso ernst auch betonen wollten, daß sich die höchste Stelle im Reiche mit Rücksicht auf die konstitutionelle und föderative Verfassung nicht so impulsiv mehr geben dürfe und nicht weiter so temperamentvoll sich ausleben könne? Wir aber sagen: schon der obige Grund-Satz ist falsch (vergl. z. B. auch Swinemünder Entrüstungs-Depesche an den Prinzregenten von Bayern); denn die große Masse „Allgemeinheit“ ist gar nichts, und die leitende, ausgeprägte Individualität wäre hier alles. Im letzten Grunde will das Volk dennoch von einer entscheidenden „Persönlichkeit“ gelenkt und wirklich regiert, wenn auch nicht fühlbar stets angeherrscht sein — und unsere ganzen politischen, sozialen, kulturellen Verhältnisse franken bis auf's Blut und die Knochen schließlich einzig nur daran, daß sich keine Macht mehr ungebrochen giebt, daß man vielmehr noch immer und immer wieder die alten, abgegriffenen Münzen ausgiebt, die abgestandnen und verbrauchten Tiraden vom Fürsten als dem „ersten Diener seines Staates“ klug im Runde führt und nicht einmal kräftig Ernst macht mit dem, was ein Nietzsche z. B. in seinem „Zarathustra“ den modernen König sagen läßt: „Dieser Ekel würgt mich, daß wir Könige selber falsch wurden, überhängt und verkleidet durch alten Großväter-Prunk, Schaumünzen für die Dämnesten und die Schlauesten, und wie heute alles mit der Macht Schwächer treibt! Wir sind nicht die Ersten — und müssen es doch bedeuten: dieser Betrugerei sind wir endlich satt und ekel geworden.“ Kurz: weniger Christentum und Paradiesieren mit dem „Kreuz“, dafür aber mehr Heroentum, Herrschaft und Herrenrecht, moderner Imperialismus, konsequenter Machiavellismus sogar — und die heute allseits ersehnte Synthese wäre vollzogen, der längst gesuchte zeitgemäße Ausweg nach „Neuland“ ge-

funden! Sehr treffend sagt da J. B. auch Dr. H. Landsberg (gelegentlich einer Besprechung des R. G. Conrad'schen „Majestäts“-Mamans in der „Nat.-Ztg.“): „In dem Kontraste zwischen der Würde des Königs und der Beschränkung seines Nachwillens durch Staat und Volk liegt ein schwerer Konflikt, der jedesmal dann tragisch enden muß, wenn das Königsamt auf einen wahrhaft Verufenen fällt, auf einen Menschen also, der die Königsbüde in sich trägt“ ... Wann endlich also werden wir Nietzsche's Gedanken (stolz aufsteigend und kraftvoll zu wirklicher Größe anwachsend — ohne verkrüppelnde oder „demokratisierende“ dōcadenco) einmal auf dem Throne finden?

Anderseits wieder gälte es mit einem anderen bekannten Worte des selben großen Preußenkönigs nach entgegen gesetzter Seite hin aallen Ernst zu machen. Es hieß u. A. wahl: man beleidige den Nachfolger Friedrichs des Großen, anzunehmen, daß nicht auch bei ihm ein Jeder nach seiner Façon selig werden könne. Aber, mit Verlaub — da fehlt doch gar aieles: man denke nur an die Behandlung der „Lissidenten“, aber die Anstellung von natarischen Atheisten im Beamtenstaate, Lehrerstunde &c.! Man übersieht wieder aallständig, daß mit der Wendung aam der „Façon“ die überlegen-aufgeklärte ramanische Kultur anno dazumal in jenem geflügelten Worte deutlich genug mit anklang, daß es der walle, atheistische Skeptizismus war, was sich in jener Versian klassisch für alle Zeiten, ohne Feigenblatt gleichsam, ausspraht. Hierin, wahrlich, läge erst die ganze „Toleranz“, auf ihre äußerste, letzte und erhabenste Spitze getrieben.

„Die ungleichen Brüder“ könnte man übrigens schon sagen, wenn man des beinahe rührenden Bildes der halbesten Eintracht und des schönsten, sympathischsten Einvernehmens gedenkt, in welchem unser Kaiser während der bewegten Passener Festtage mit dem dartigen Oberbürgermeister

Dr. Witting wiederholt aertraulichen Umgang gepflogen hat — dem leiblichen Bruder bekanntlich des privilegierten Frondeurs, Thrankritikers und Majestätsbeleidigers Maximilian Harden geb. Witkowski, von der „Zukunft“. Ob sie gelegentlich eines solchen inlimeren Tōto-à-tōto Beide wohl auch aam ihm gesprochen haben, und ab dann unser so ungemein staatsferreulich geratene Oberbürgermeister die Entartung des anderen Familiengliedes betont bzw. energisch von sich abgegeschüttelt hat? Laß man aallends zur gleichen Zeit den Leit-aussatz der selben „Zukunft“ über „Basen“, seine Ausführungen über die Regierungsorgane und städtischen Behörden, — das hübsche Bild mußte eine geradezu entzückende Abrundung erfahren. Es war fa etwas Getrüffeltes für Feinschmecker!

Den bekannten „palmischen Stedbrief“ auf den deutschen Kaiser hatte die „Kreuz-Ztg.“ ebenfalls erhalten; sie behauptete sogar, der Brief habe bereits am 3. Juli im Prager Pallizeanzeiger gestanden, und man habe erst Lärm geschlagen, nachdem der Presse Böhmens Zeit gelassen worden war, den Stedbrief abzudrucken. Rette Perspektiaen!

Wenn man schon immer aam „Geschäftsgeiste Bayreuth's“ und den „materiellen Interessen“ des Hauses Wahnfried faßell — wir dächten, es genügte doch ein ganz einfältiges Rechen-Exempel, um sich aam Gegenteile alsbald zu überzeugen. Denn, wa wäre für Frau Wagner wahl mehr Barteil zu halen: wenn sie jetzt schon den „Parfisat“, nach dem Wunsche der grahen Welt, frei geben und hübsch wacker aam zahlreichen Bühnen und Aufführungen nach zehn sette Jahre hindurch die Tantiōden dafür einlassieren würde, aber aber indem sie dieses ernste Wert bis 1913 im günstigsten Falle nach einige zehn Mal in je einigen Vorstellungen genau nach dem Willen des Erblassers ausschließlic zu Bayreuth darstellen läßt, aam dessen Festspielen sie bekanntlich niemals auch nur die geringsten

Privat-Einnahmen oder etwa Aufführungs-Anteile bezieht? Diese einfache Frage tarretzt zu beantworten, müßte doch eigentlich keine allzu große Schwierigkeit bereiten. — Und wenn man dann immer sagt und klagt: Die Kunst gehöre der großen Allgemeinheit, „Parfival“ muß — wie Bachs „Missa solemnis“, Beethaaens „Neunte“, Wagners frühere Werke u. A. — dem ganzen Volke erschlossen werden, aber nicht an einem entlegenen Orte, zu dem man erst weiltäufig hin reisen muß, für wenige Auserwählte, mit Glücksglütern und übriger Zeit besonders Gefegnete, fest gelegt sein — je nun, so bitten wir, uns einmal die andere Frage recht klar und deutlich beantworten zu wollen: Ist denn vielleicht Max Klingers „Beethaaen“ z. B., oder auch die Rafaelische „Sigtina“ u. A., für die ganze Welt zugänglich und zu haben, oder muß man nicht auch zu diesen Werken hin erst kostspielige Reisen unternehmen, um sie zu genießen? Man wähle also doch in Zukunft gefälligst etwas weniger alberne Argumente!

„Thun wir dem Manne hier Unrecht, so bitten wir höflichst um Aufklärung; gewisse sehr bestimmte Anklagen der klerikalen Presse . . . sind jedenfalls bis jetzt unwiderlegt geblieben.“ — So schrieben wir über den aarjährigen Rektor Magnificus der Würzburger Uniaersität, Herrn Prof. Dr. Martin aan Schanz, in unserem Leitartikel des September-Doppelheftes zu bekannten standalösen Vorgängen. Inzwischen haben wir aus bestimmtester, absalut tadeltloser Quelle sehr genau noch erfahren, daß der Genannte den Kranenorden seinerzeit nur erhalten konnte, weil der zuständige Befanal-Referent im Kultusministerium die etwas anrühigen Geschichten, die jener Herr auf dem Ranta hat, seinem Chef, dem damaligen Staatsminister aan Landmann, a erschwiegen hatte.

Es freut uns aufrichtig, hiermit noch einen kleinen, aber nicht unwichtigen Nachtrag zu unserem „Toleranz“-Artikel (aergl.

Heft 15/16) beisteuern zu können — einen Beitrag, der unsere damaligen Ausführungen in ganz unerwarteter Weise, geradezu aewegen offenherzig, ausdrücklich nunmehr bekräftigt. Die „Kantanger Ztg.“ schreibt nämlich, mehr als unaarsichtig: „Wenn jetzt die Klosterfrage der liberalen Partei die Gelegenheit schafft, im Bewußtsein des Volkes durch geschichtliche Rückblicke und grundsätzliche Darlegungen den Sinn für das innere Wesen unserer Partei und für den Unterschied zwischen liberaler und ultramontaner Weltanschauung zu beleben und zu aertiefen, sollen wir darauf bescheiden aorzichten, blas um das Zentrum nicht zu erregen? Wer ein Auge für die Psychologie im Leben einer Partei hat, wird darauf gewiß mit ‚Nein‘ antworten. . .“ Und neuerdings eine Korrespondenz der „Allg. Ztg.“: „Die Praesafation des Zentrums hat das ungewollte Gute für die national-liberale Partei heraar gerufen, daß ihre Reihen sich fester schlossen und aiele der Parteigenossen aus ihrer bisherigen Gleichgültigkeit auferüttelt wurden.“ Ergo: „Toleranz“, „Recht“, „Aerechtigkeit“, „konfessioneller Friede“ und was man sonst nach allenfalls zur Rechtfertigung der organisierten Klosterbege emphatisch aorschwört, sind einfach leere Scheingründe, wie wir das stets betant haben; das nationalliberale „Partei“-Interesse und dessen Aufreicherungs-Bedürfnis bleiben maßgebend — und die aertgehende Friedensstörung, aohne jede Rücksicht auf Landes-Ruhe oder Zentrumsführung, ist damit zuerst auf liberaler Seite endlich einmal glatt nachgewiesen. Ganz ebensa aerehilt es sich aber auch mit der berühmten „Boraussetzungslosigkeit“, jener Einderulung der bewußten Haensdraech-Bersammlung, wie der leidigen Würzburger Affäre: Wasser auf die nicht mehr recht klappernde, nahezu schon eingeroastete, nationalliberale Partei-Röhle. Und darum Räuber und Wardbrenner!





Neuere Musikliteratur.

Von Paul Ehlers.

(Kantigberg i. Pr.)

Wir sehen uns gegenwärtig in der wenig beneidenswerten Lage, mehr Bücher über Musik, als Musik selbst kritizieren zu müssen. Die Verleger scheinen fast alle vom Humanitätswusel befallen zu sein und ast die gräßlichsten „Schmarr'n“ an den Mann bringen zu wollen. Manchmal versen gleich zwei Verlagsfirmen den selben Gedankenflehricht auf den Markt, und das geduldige Pumpensammletum der „musikalischen“ Kritik durchwählt die Hausen, ab es nicht etwas Brauchbares finde.

Ein Buch habe ich vor mir, das ich nur der Verleger wegen bespreche. Die Berliner Schuster & Löffler haben mit so viel Mut und „Läden füllendem“ Verständnis eine brillante neue Zeitschrift („Die Musik“) geschaffen, sie haben auch sanft so treffliche Werke heraus gebracht, daß ich die Publikation „Strauß contra Wagner“ von Dr. Erich Urban nicht mit dem Stillschweigen übergehen möchte, das sie ihrem Inhalte nach verdiente. Als Urban vor einem Jahre die Hauptsache dieses Buches unter dem Titel „Richard Strauß“ in den von Dr. Hans Landsberg heraus gegebenen „Modernen Essays zur Kunst und Litteratur“ (Gose & Zepf, Berlin) in die Welt schickte, war ich ihm nach ganz friedlich gesinnt. Urban wollte damals nur Strauß „erkennen und bekennen“ und reichte uns damit, wie für ein Kunstwerk, so auch für seine Betrachtung den richtigen Maßstab. Manche Unklarheit (so der ganze 2. Abschnitt), und manche überfede Schlufsalgerung machte mich schon gegen die Braschüre bedenklich; aber wenn jemand etwas „erkennen und bekennen“ will, so gestattet man ihm für's „Erkennen“ einige unsicher tappende Schritte, weil diese Thätigkeit nach nicht die vollendete, klare „Kenntnis“ bedeutet, und beim „Bekennen“ nehmen wir Superlative gern in den Kauf, weil das Bekenntnis nicht beansprucht, ein allgemein gültiges Urteil zu sein. Weinlicher waren mir schon stilistische Eigentümlichkeiten. Und neben diesen hatte ich als tadelnswert zu bemerken, daß Urban in seiner der Braschüre angefügten Rubrik „Zur Strauß-Litteratur“ eine der bedeutendsten Veröffentlichungen über Strauß gar nicht erwähnt hatte, nämlich Dr. Arthur Seidls, im Verein mit Wilhelm Klatte heraus gegebene, Charakterfuge „Richard Strauß“, die doch nun einmal als die erste litterarische Würdigung des Landichters anzusehen ist.

Meine Friedlichkeit schwand, als ich das bei Schuster & Löffler erschienene Buch „Strauß contra Wagner“ in die Hände bekam. „Erkennen und bekennen“ haben in diesem Nachwerk einem ebenso unnütigen, wie geschmacklos tendenziösen Zwecke Platz gemacht. Das Deutsch ist nicht besser geworden, — hat Urban doch seine Braschüre fast wörtlich herüber genommen! Um des Titels „Strauß contra Wagner“ willen ist ihr freilich ein Erkurs in Wagners Theorien angegliedert worden, der sich aber durchaus nicht auf der Höhe würdiger Aesthetik hält, im Gegenteil mehr als einmal in einen ziemlich arduären Tau versällt. Was haben zudem Wagners Privatverhältnisse mit dem Thema des Buches

zu thun? Wenn Urban kurz erklärt hätte, daß Wagners Forderung des Gesamtkunstwerkes nicht für alle schaffenden Künstler Gültigkeit haben könnte, und wenn er versucht hätte, gegen Wagners Übergewicht nur in dem Sinne anzulämpfen, daß der Kunst der Lebenden nicht Luft und Licht dadurch geraubt werden dürfe — (eine Sache, die in einem gewissen Maße vom „modernen Geist in der deutschen Tonkunst“ glänzend gelungen ist), so hätte er seiner eigenen Absicht vollauf Genüge gethan und wäre nicht in seine Iden und überflüssigen, dazu ungerechtfertigten Rodomontaden verfallen. Strouß contra Wagner — warum denn contra? Man beginne doch endlich, Wagner als Dramatiker aufzufassen, nicht als Komponisten von Operntexten. Herr Urban will's auf S. 33 allerdings anders, und aus seinen musikalischen Ansichten geht ihm denn auch wohl der Gegensatz zwischen Strouß und Wagner auf. Ist Urban ganz sicher, daß Strouß nicht gern den Ruhm des „Gesamtkünstlers“ gewänne, falls dieser nur wirklich so ohne Weiteres von einem geistreichen und phänomenal begabten Musiker zu erlangen wäre? Es scheint den meisten Menschen furchtbar schwer zu werden, Wagner als exzeptionelle Erscheinung zu erkennen, in seinem Werke „das“ Kunstwerk zu sehen, das immer noch zu Recht als solches besteht, wenn seine Schaffung auch keinem Zweiten gelingen sollte. Auch die Theorie Wagners ist nicht falsch, nur ihre Anwendung ist es so oft: weil seine Nachfolger meistens die Schöle für den Kern nehmen, mit Wagner'schem Nibelungen-Orchester, Wagner'schen Sujets, Wagner'schen (Wort- und Ton-) Wendungen operieren, anstatt den einen einzigen Satz der Wagner'schen Kunstlehre als Sprungbrett zu benützen, daß das Drama allein, in Wort, Ton, Dekoration und Aktion gefaßt und ausgedrückt, der Zweck sei, und im Übrigen ihre ureigenste Persönlichkeit den Weg zu diesem Ziele suchen zu lassen. Urban hätte ebenso gut „Johann Strouß contra Wagner“ schreiben können, denn des Tonmeisters Weisen sind in ihrer Art gleichermassen Kunstwerke wie J. S. Bach's Fugen und „widerlegen“ Wagner ebenso gründlich wie Richard Straußens Tondichtungen. Der Dichter, der Musiker, der Maler können ein Heldenleben durch jede Kunst allein in ein unsterbliches Kunstwerk fassen; trotzdem wird das „Heldenleben“ des Dramatikers, der sowohl die sinnfälligen Worte und Bilder als auch die gemätsinnerliche Musik seinem Zwecke dienstbar macht, immer noch das zugleich höchste und allgemeinste, ausdrucks- und eindruckvollste, weil lebendigste Kunstwerk werden. Richard Strouß hat bis jetzt seine abgerundetesten Werke auf dem Gebiete der symphonischen Epik geschaffen, das er in unerhöht großartiger Weise erweitert hat; dennoch wünschen wir ihm, daß er die Kraft finde, aus seiner „Spezialität“ zu der zusammen fassenden Form des Drama's zu gelangen.

Wichtiger als diese Flugchrift im leidigen Fansarcanton ist ein Buch von Ernst Otto Rodnagel „Zeuseits von Wagner und Liszt“, Profile und Perspektiven (Ostpreuss. Druckerei und Verlagsanstalt A.-G., Königsberg i. Pr.). Rodnagel macht in seinem „op. 35“ den interessanten und wohl gelungenen Versuch, aus der Reihe der lebenden Komponisten die fünf in ihrer Eigenart ausgeprägtesten (Mahler, Hugo Wolf, Arnold Mendelssohn, Richard Strouß und Schillings) aus ihren Werken heraus zu skizzieren; das sind seine „Profile“. Daran schließen sich „Perspektiven“ mit den Überschriften „Das naturalistische Melodram“, „Gesangspesodie“ und „Der Symbolismus in der Musik“; unter diesen sesselt besonders der erste Aufsatz, der, indem er für das Melodram eintritt, mit dem für den Komponisten Rodnagel bedeutsamen Satze schließt: „Weiteres, der Prolog voregreifendes Theoretisieren scheint mir, nachdem die zu realisierenden Prinzipien aufgestellt sind, unnütz und überflüssig —: auch Columbus hat nicht gegadert!“ Diesem Stoffe und seinem übrigen Inhalte nach erscheint Rodnagels Buch als eine Ergänzung zu dem schon oben genannten „Modernen Geist in der deutschen Tonkunst“; das eine bietet eine

allgemeine Aesthetik der Moderne, das andere eine detaillierte, so zu sagen praktische Schilderung der hauptsächlichsten Vertreter der neuesten Entwicklungsphase der Musik. Großes Verdienst erwirbt sich Radnagel mit seinem Porträt Arnald Mendelssohns, der dadurch weiteren Kreisen bekannt werden dürfte. Daneben sind es seine Besprechungen von Richard Straussens „Feuersnot“ und Rohlfsers „4. Symphonie“, die wegen ihrer Schlussfolgerungen dem Buche ein gewisses sensationelles Interesse verleihen. (In der Besprechung der Mahler'schen Symphonie wird Felix Adler übrigens alles das finden, was er in den übrigen Referaten oermißt hat, — cfr. „Gesellschaft“ 1902, 2. Heft.) Der Verfasser adoptiert das Wort „eines unserer bedeutendsten zeitgenössischen Musiker“: „Strauß hat die Gegenwart, Röhler die Zukunft“, und liest dem Komponisten der „Feuersnot“ — dessen übrigen Werken er jedoch alle Würdigung ungedeihen läßt — kräftiglich den Text. Warten wir ob, was Strauß, der mit seinen 38 Jahren gewiß alle Anwartschaft auf eine lange Arbeitszeit hat, noch hervor bringt! Radnagels Buch ist alles in allem eine fesselnde Lektüre, die nicht nur für die Augenblicksunterhaltung Stoff bietet, sondern zum Nachdenken anregt. Jeder Leser wird wohl, wie ich, einzelnes darin finden, wo er nicht der selben Meinung ist, aber schließlich ist das nicht der Zweck der persönlichen Schriftstellerei, Allen alles recht zu machen.

Leichter wiegt Richard Heuberger's Essayammlung „Im Foyer“ (Leipzig, Hermann Seemann Nachf.). Die Aufsätze sind sehr unterhaltsam geschrieben, enthalten auch manche seine Bemerkung, doch ihre Auswahl hätte strenger getroffen werden müssen. In diesen nur zu oft mit dem Merkmal des Augenblicksfeuilletons belasteten Essays über das „Opernrepertoire der Gegenwart“ ist manche Eintagsfliege sorgfältig kanseriozt worden, die kaum über das Repertoire der Wiener Oper hinaus geflogen war. Mit am hübschesten und für uns, die wir die Hochfluth der itolienischen aceristischen Opern nur in einigen oerirrten, oserdings kräftigen Wellen gespürt haben, am meisten bietend, sind die Referate über die „Mascagniter“ und ihre Opern komponierenden Zeitgenossen; sehr omüßig ist darin die allmähliche Abdämpfung des Urteils über Mascogni. In der Besprechung der „Cavalleria rusticana“ ist auch Freund Dr. Heinrich Pudor für eine Zeit lang mit einigen wunderoassen Aperçus acerewigt (S. 10). Außerdem hat das häufigere Erscheinen böhmischer Opern in Wien Betonloßung zu einigen Artikeln gegeben, die auch Fernstehenden etwas zu sagen haben. Aber alles dieses hätte zusammen gesagt werden können. — S. 169 schreibt Heuberger noch Mojort den ersten, unpossenden Konzert-Schluß für Gluck's Ouerture zu „Iphigenie in Aulis“ zu; nach K. B. Marx war der Berliner Hofrat J. Ph. Schmidt der Verbrecher dieses Schlusses. Auffallend warm tritt Heuberger übrigens für Siegfried Wagners „Bärenhäuter“ ein, ganz im Gegensatz zu Radnagel, der in dem vorhin genannten Buche Jung-Siegfried gehörig „oermöbelt“. Heuberger's Buch ist Lektüre für Solche, die Zeit genug haben, um auch Überflüssiges zu lesen; langweilen werden sie sich nicht oder doch nur dann, wenn sie zu viel des Heuberger'schen Geistes auf einmal genießen wollen.

Über Curt Mey's ersten Teil der „Musik als tönende Weltidee“ (Leipzig, ebenda) war ich im Ansonge oersucht, als Motto der Besprechung des Schüfers Bekenntnis zu setzen: „Wir wird oon alle dem so dumm ic.“ Aber der dozierende Mey ist kein Rephista, ob er sich gleich in einen saustifischen Mantel hüllt, und wienoht an vielen seiner Ausführungen der Staubgeruch des dumpfen Mauerlachs haftet; er meint's ernst. Mancher wird seine Kunstgräbeleien, die sich zu einem Wellennebel oerdichten sollen, aielleicht sofort als ungenießbar bei Seite legen; mit den Kapitelen, die seine leitende Idee am hauptsächlichsten oussühren, geht es mir auch sa. Es sind dies das dritte Kapitel

„Das Orchesterorchester zum ‚Rheingold‘ als musikalischer Ausdruck der Lebensentwicklung auf unserem Erdplaneten“, worin Mey das Chaos, die geologisch-mineralogische, die floristisch-botanische und die faunistisch-zoologische Erdperiode in deutlich erkennbaren Abschnitten musikalisch dargestellt findet, unsere Erde also so zu sagen wachsen hört; und ferner der zweite Abschnitt des vierten Kapitels „Das tönende Individuum und die melodische Polarität“. Auf diese beiden Dinge hätte Mey vielleicht auch das Urteil anwenden können, das er in der Anmerkung auf S. 318 über Wolzogens Deutung des Siegfriedmotive aus dem Fluchmotive fällt: „mehr nur eine geistvolle Parallele als eine wirkliche Erklärung“. Diesen Abschnitten kann ich wirklich nur die Achtung entgegen bringen, die man einer mühseligen und überzeugungssoollen Arbeit zollen muß; möglicher Weise fehlt mir aber auch nur das Organ für derartige metaphysische Listeleien, obgleich ich selbst in der Musik die Kunst der Künste erblicke, sie in ihrer Echtheit jederzeit als Seelenausdruck empfinde. Bedeutsamer und des Ausbaues würdiger ist das Experiment, den Charakter der Interalle und die Richtungsgeetze der Melodik aufzufinden; dies scheint in der That ein Gebiet zu sein, das spekulative Kesthetiker mit Erfolg ausbeuten können, — wär's auch nur, um die Schränke der Bibliotheken zu füllen.

Ein zweites Buch Mey's „Der Meistergesang in Geschichte und Kunst“ (Leipzig, ebenda) ist, weil es auf dem festen Boden der Kunst und exakter Forschung bleibt, ungleich wertvoller. In seinem Vorworte zur „tönenden Weltidee“ giebt Mey einen tüchtigen Hieb auf das „seuilletonistische Geschwätz“ — sicher nicht ganz zu Unrecht; aber für den Leser wäre es doch zuweilen eine Wohltat, sagte er seine Erkenntnisergebnisse in anmutiger „seuilletonistischer“ Form. Mey ist allem Anscheine noch ein sehr fleißiger Mensch; der „Meistergesang“ bezeugt es ebenso sehr wie die „Weltidee“. Ausführliche Erklärung der Tabulaturen, Schulregeln, Sitten und Gebräuche der Meistersinger, sowie deren Anwendung in Richard Wagners „Die Meistersinger von Nürnberg“ — so bezeichnet der Verfasser selber den Inhalt seines Buches, und man muß ihm zuerkennen, seinerseits gut und treu das Material zusammen getragen zu haben. Das Buch ist deutsch, d. h. ehrlich und schwerfällig, und hat etwas zu sagen.

Der gen. Verlag Hermann Seemann Nachf. in Leipzig bringt jährlich eine ganze Menge neuer musikliterarischer Werke heraus — „doch von verschiedener Güte“. Bei Hans Bélorz's Studien „Richard Wagner in Zürich“, die in zwei Bänden bei Seemann erschienen sind, wird man die „Güte“ molant betonen. Abgesehen von dem musiklitteroten-Deutsch, das mit wahrer Wonne in gleichermaßen häßlichen und fehlerhaften Formen wie Sachbildungen plätschert und oor Allem das in miserabelster Weise mißverständene „derselbe“ (anstatt „er“) zur Stütze seiner Formenarmut mocht, obgesehen von diesem, allgemach auf die Nerven gehenden, Gottungsbübel unserer deutschen Musik-„Schriftsteller“ ist auch dem Inhalte, besonders des ersten Bandes, keine allzu hohe „Güte“ nach zu rühmen. Muß man nicht gegen einen Historiker mißtrauisch werden, der auf niederträchtigen Klatsch und beweislose Vermutungen hin „Geschichte“ schreibt, dessen Sätze ihrer trüben Abkunft entsprechend mit „soll“, „muß“, „sicheren“, „oermutlich“ und ähnlichen traurigen „Hilfswörtern“ aufgebaut werden? Was Bélorz von der berühmten „Katastrophe auf dem grünen Hügel“ schreibt, ist geschmacklos bis zum Äußersten, schon deshalb, weil einer der Beteiligten, eben Frau Wesendonk, bei Niederschrift noch am Leben war. Die Soben von der „2. Rundschau“ veröffentlichten Briefe Wagners lehren zudem deutlich, wie sehr unrecht wir daran thäten, einen unedlen Sinn in das Freundschaftsoerhältnis zwischen Wagner und Wesendonk zu legen. Und ich meine, wir Schriftsteller haben unser Amt vornehmer aufzufassen, als es zur sensationslüsternen Klatschnachbetrel zu machen. Der zweite

Band ist insofern besser, als durch die Inhaltsangabe der in Zürich verfaßten Kunstschriften und Kunstwerke Wagners dieser selbst mehr zu Worte kommt. Fragt man nach der Notwendigkeit dieses Bandes, so muß man allerdings bekennen, daß man ihn, wäre er nicht gedruckt worden, auch nicht vermissen würde. Die beiden letzten Kapitel, denen noch ein „Schlußwort“ und „zum unwiderrüßlich allerletzten Male“ ein „Nachtrag“ folgen, stehen mit dem Thema in gar zu losem Zusammenhang und hätten nur dann Daseinsberechtigung, wenn die „Umkehr“ Wagners, die übrigens viel weniger schraff ist, als Börlart annimmt, und der Antagonismus Wagner-Nietzsche mit der den Gegenständen entsprechenden Tiefe und Fülle des Geistes untersucht worden wären.

Das selbe Thema, das Börlart für sein unausgereiftes und unzuverlässiges Elaborat erfohren hat, finden wir von A. Steiner in dem 80. und dem 81. Neujaahrsblatte der Allg. Musik-Gesellschaft in Zürich (Gebrüder Hug & Co., Zürich und Leipzig) behandelt. In unvergleichlich ehrlicherer und ergebnisreicherer Weise. Es ist eine sorgsame Darlegung des neunjährigen Aufenthaltes des großen Verbannten unter seinen Schweizer Freunden auf Grund von Dokumenten. Wühlthugend berührt in dieser Arbeit der schlächte Ton, der unwillkürlich ein Gefühl des Vertrauens erzeugt. In dem nächsten Stück (81. Neujaahrsblatt auf das Jahr 1903) werden nach dem Versprechen des Verfassers auch die Beziehungen Wagners zu Wesendonks dargestellt werden, — vorausichtlich in autoritativerer Weise, als es durch Börlart geschehen ist. Der bescheidene Stolz, womit Steiner auf die dem Künstler geleistete Hilfe der Zürcher Freunde hinweist, hat viel Beschämendes für uns, die wir uns zu Kindern derer bekennen müssen, die den Propheten gesteinigt haben.

Gleichfalls mit Richard Wagner und zwar mit seiner Kindheit beschäftigt sich Eugen Segnity in seinem Büchlein „Richard Wagner und Leipzig“ (Seemann, Leipzig). Viel Neues erzählt der Wissende nicht, aber der Wunsch des Verfassers, die „ernstern Kunstfreunde“ zu einer eindringlichen Lektüre der Wagner'schen Prosaschriften anzuregen, erwirbt der Kleinen, dem kürzlich gestorbenen Verleger der „Gesammelten Werke Wagners“, E. W. Frißsch, gewidmeten Schrift, Sympathie, wie sie auch den Laien durch ihren Inhalt mit allerhand Interessantem bekannt macht. Eine andere Studie des selben Schriftstellers schiedert in knapper, anregender Weise, varnehmlich auf die von La Mara edierten Briefe Liszts gelehrt, Liszts beide Aufenthalte in Rom. Segnity will seine Arbeit „Franz Liszt und Rom“, die ebenfalls in der Seemann'schen Sammlung „Musikalische Studien“ erschienen ist, durchaus nur als Studie aufgefahst wissen; etwaige Wünsche, die man noch wegen einer schärferen Herausmeißelung einzelner Partien hegen mag, kann man um so mehr vorläufig noch unterdrücken, als das Buch in seiner populären Fassung zur Mittheilung an dem Bemühen geeignet erscheint, Liszt den deutschen ja genannten Gebildeten etwas näher zu bringen.

Der IX. Band der erwähnten „Musikal. Studien“ enthält eine Abhandlung von Otto Schmid über „Die böhmische Altmeistersehule Czerneharsky's“. Schmid weicht mit seinem Nichtbegreifen der neuesten Musik ja weit von meinen Anschauungen ab, daß ich fürchten müßte, über meine Polemik gegen ihn den etwaigen historischen Nutzen seiner Arbeit zu vergessen.

Zum Schluß dieser kleinen Rundschau erwähne ich noch ein gleichfalls bei Seemann in Leipzig erschienenen Buch: „Moderne Musikästhetik in Deutschland“ von Paul Raas, neben Radnagels Werk wohl die gehaltreichste der besprochenen Publikationen. Der Verfasser, von seinem charaktervollen Abgang aus den „Berliner N. N.“ her sympathisch bekannt, will damit eine Übersicht geben „über die dem Musikalisch-Schönen

im Besonderen gewidmete Denkarbeit der letzten hundert Jahre“; er liefert somit für Musiker und Musikliebhaber ein erwünschtes Hülfswert. Noch wertvoller freilich würde es sein, wenn an der Stelle des stark hervor tretenden subjektiven Kritizismus ein wohlwollender Effektivismus die Abfassung beherrscht hätte, damit eben das Historische mehr zu Worte gekommen wäre. Und dann — ob Raas auch ausdrücklich in seinem Vorworte darauf entschuldigend zu sprechen kommt: in einer Arbeit seines Thema's durste nie Richard Wagner fehlen. Mit ein paar Worten ist dieses ernste Werk, das eigentlich nur eine ockerpappe Aesthetik Roosens zu den vielen andern schon existierenden Aesthetiken fügt, jedoch nicht abzutun; vielleicht sehe ich mich ein anderes Mal und anderswo ausführlich damit aus einander. Für heute sei es nur empfohlen.

Korregerate.

NB.: Verleger und Autoren, welche von dieser Einrichtung Gebrauch zu machen wünschen, ersuchen wir hiermit höflichst, uns die gemeinten Werke in zwei Rezensionsexemplaren gefl. immer übermitteln zu wollen — sei es, daß die Herren Verleger selbst das größere Opfer für diesen besonderen Fall gerne daran legen, oder aber der/die/die Teile je eines dieser Exemplare uns freundlichst zugeteilt lassen. Eine Verpflichtung zur Doppelbesprechung in diesem unsrem Rahmen kann natürlich damit allein noch nicht ausgesprochen oder übernommen sein; hingegen machen wir uns — für den Fall der Ablehnung einer solchen — gerne verbindlich, das unbenützte der betreffenden Rezensionsexemplare seinem Einsender auf besonderen Wunsch wieder zur Verfügung zu stellen. D. Schrißl.

Joette Guilbert: Der Brettkönig. Übersetzt von Paul Bornstein. Roman. Verlag Albert Langen.

Wenn die Kunst tatsächlich darin besteht, uns ein konzentriertes Leben fühlen zu lassen, so ist viel Kunst in diesem Buche. Nicht als ob es besonders empfundene Schwerpunkte hätte, an denen wir nicht vorbei können, ohne sie zu bemerken. Im Gegenteil. Es ist ein hastig und nachlässig geschriebener Roman mit hundert Begebenheiten, die insgesamt so etwas wie eine Handlung sind. Das Einheitliche und Große in dem Buche der Guilbert ist das Schicksal, das unbarmherzige Leben, von dem es erfüllt ist, und das so starr und unabänderlich darenin schaut wie eine Maske und ohne alle Gnade. Lauter Episoden erzählt das Buch, und hinter allen lauert das notwendige, tragische Geschick, lustig und pöffen-

haft, ein sentimentaler Pajazzo. Die Geschichte eines Debäcle's ist es — ein Thema, für das die Franzosen sehr viel Liebe und Können verschwenden. Sollen wir einen Vorwurf darob erheben, daß dieser Roman uns so trostlos und frostig am Ende entläßt? Ich glaube: nein. Wenn uns ein Buch Schmerzen und Trauer bringt und ein arges Nachdenken über Menschen und Liebe und tausend Wünsche und eine Sehnsucht nach Güte und Gott: ist das nicht Kunst? Paul Leppin.

Das Ganze eine Art litterarischer Johannisstrich der grande dissenso — vielleicht ein Produkt ihrer unfreiwilligen Ruhestunden, als sie voriges Jahr nach ihrer großen Operation Monate lang das Haus hüten mußte.

Daß die Guilbert das Willen des Brettkönig zu beherrschen, dessen Angehörige, vom star bis zum Winklagenten herunter, lebenswahr zu schildern vermag, ist wohl an selbst verständlich. Die Fabel des Romanes selbst aber bringt nichts Neues. Die Geschichte des Handwerkers Ferdinand, der durch die Beziehungen zu einer jungen Sängerin und einem alten Komödianten, die seine phänomenale Stimme erluden, dazu gebracht wird, die Bretter des Schneidertisches mit dem Brett'l zu vertauschen, ist weder originell, noch besonders interessant. Auch nicht die alte Sache, daß er zuerst riesig floriert, beim Publikum im Allgemeinen und dem „Ewigweiblichen“ im Speziellen,

bis er die Gunst der weltverwendlichen Klasse wieder ebenso rasch verliert, und mit seiner Frau und dem Kinde, um dessen willen er sie geheiratet hat, im Stend untergeht.

Es handelt sich in diesem Buche aber auch gar nicht um das Was, sondern um das Wie. Goethe oersteht die Mache, wie im Leben, eben auch beim Schreiben, und ist nicht umsanft eine Landsmännin der großen Pariser chefs de cuisine, bei denen die Sauce besonntlich erst dem Gerichte das eacheit giebt. Doch sie es verstand, in nicht sehr unburdhsächtiger Weise, sich selber in dem Namone handelnd aufzutreten und ihre Meinung über allerlei Dinge, als da z. B. sind die Solons des Faubourg St. Germain zc., vernehmen zu lassen, bildet vielleicht das pikanteste Ingredienz dieser Sauce. Enfn — zum Brett's-Roman gehört ja ein bißchen Reklame, sie ist also ganz von ihrem Plage!

Villi Wiener-Arber.

Guy de Roupoussant: Sonntagserlebnisse eines Pariser Spiehdürgers. Aus dem Litterarischen Nachlaß. Einzlg autarisierte Übersetzung von Jr. von Oppeln-Bronislawski. Berlin, Julius Barb.

Wer diese lose zusammen hängenden Erzählungen darauf prüft, was den Palschlag unmittelbarer lebendiger Dichtung fühlten läßt, was dagegen die fertige „Manier“ verrät, wird letztere aarherrschend finden. Aber es ist die Manier eines Roupoussant, die sich auf seine nicht hoch genug zu schätzende Fähigkeit anschaulichster Darstellung gründet. Die Dinge sind aall und ganz in den Worten enthalten, und die Worte a-wandeln sich wieder reitlos in die Dinge. Der onetdönische Gehalt dieser kleinen Erlebnisse ist ganz unbedeutend, unbedeutender als sanft bei Roupoussant; aber die Macht der Darstellung, die sehen lehrt, wie ein Weibl und ein Menzel sehen lehren, verlagst auch diesmal nicht. Die Übersetzung ist als solche gut, bleibt jedoch weit entfernt an der langenielen Reudichtung der

Übertragung von Raupoussant's Werken durch Dmpteda. Karl Hedel.

Guy de Raupoussant's Sonntagserlebnisse eines Pariser Spiehdürgers sind bereits von jener tiefen und feindlichen Menschenverachtung erfüllt, der Raupoussant, gleich seinem Lehrer Flaubert, mehr und mehr anheim fiel. Für Beide wurde allmähtlich der Durchschnittsmensch in seiner widertlichen Borniertheit das interessanteste Studium. Flaubert's Bouvard und Pecuchet sollte eine Enzyklopädie der menschlichen Dummheit werden. Auch Raupoussant wird gegen Ende seiner Laufbahn zu immer gältiger. Das Buch ist mehr für Feinschmecker, als für das Gros der Raupoussantverehrer. So unerkreulich die Grundstimmung ist, so un-aergleichlich scharf ist die Beobachtung, knapp und sicher die Darstellung.

Dr. Josef Hofmiller.

Christian Morgenstern: Und ober ründet sich ein Kranz. Berlin, S. Fischer.

Christian Morgenstern hot mir immer den unangenehmen Eindruck eines gewaltsam sich zum Dichter aereuenden Litteraten hintertassen; auch seine willige Sämieglamkeit an die verschiedensten Lüne hat ihm nicht zu guten Ergebnissen aehalten. Aber ich habe in dem neuen Verlebande mit dem peinlich affektierten Titel unter allerlei Ebnen, latter versifizierter Prosa, Sprachsünden, Geschmacklosigkeiten, Dilettantismen graufigster Natur einige äberraohende Gedichte (S. 84, 95, 89, 87, 10, 48, 46, 47, 14, 100), und aier wunderaalle Zeiten gefunden (S. 96, 2. Strophe.) Und so darf ich von heute an mir Morgenstern als einen Dichter denken.

Dr. Richard Schufal.

Es giebt unter den auserwählten Lyrikern solche, die man hoch schätzt und achtet, dann wieder solche, die man bewundert. Christian Morgenstern ist einer der ganz seltenen

Dichter, welche man lieben lernt. Das ist alles so ehrlich, so ungestünkt, so wahr; mit ein paar Strichen, kurz und knapp, oft das prächtigste Bild. Margensterns Rüsternotur hat zwei Seelen, wenn nicht drei. Die Mägen der Dichtkunst und der Malerei standen an seiner Wiege und ich glaube, Euterpe sah ihn über die Schulter. Und so ründet sich der Kranz voll der dustigsten Wartblüten, Bilder und Töne. Widersprechen muß ich im ganzen Buch eigentlich nur einmal. Margenstern singt dem „Schwagerbütsch“, das aus schönem Frauenmunde kommt, eine begeisterte Lachhymne. Bei mir ist der Eindruck stets umgekehrt gewesen. Aus dem Mund eines knarrigen, wellergeräuschten Hirten oder Bergführers hörte ich den Schweizer Dialekt stets gerne. That aber je ein hierliches, Seide rauschendes Schweizer Dämchen den Mund auf — ja war mit einem Schlage die ganze Poesie zum Teufel.

Als wundervoll hervor heben möchte ich die „Ode an das Meer“ (S. 51). Hans Bethge plant die Herausgabe einer Anthologie der schönsten deutschen Oden. Sollte ihm zufällig diese Morgenstern'sche Ode nicht bekannt sein, dürfte ihm dieser Hinweis nicht unangelegen kommen.

Dr. Emil Uellenberg.

Karl Hans Strobl: Die Baclaabude. Ein Prager Studenten-Roman. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

Es handelt sich um die Prager stürmischen Degenbertage 1897, die die Sache der Tschechen für den Sturz des Minister-schlachszigen Baden! waren. Die alte barocke Stadt hat einer ardentischen Vöbetrovulation mit Feuer, Ward und Bländerung einen düsteren grandiosen Hintergrund. Frau Chronika lieferte also den Stoff. Er war wirklich fein und barg die Gelegenheit, den ganzen Beobachtungsschatz der Massen- und Massenpsychologie auszubeuten. Was aber erzählt der Autor der „Baclaabude“? Wie ein paar deutsche Studenten angefallen und

aerprügelt werden; wie ihrer einer in Rotwehr einen tschechischen erschießt. Das ist ja leider gesehen und war in den Zeitungen zu lesen. Strobl ist aber über das Journalistische wenig hinaus gekommen. Er steht noch immer auf dem Standpunkte des Burfschen aber vielmehr unter dem Eindruck des Erlebnis; ferner Stehende muß er glauben machen, daß die Deutschen in Prag überhaupt nur mit Revolvern bewaffnet ausgehen können. Gewiß weht ein Schauer des Klassenkampfes durch das Buch, nur fehlt es am Objektivierungsermögen. Da Frau Chronika schweigt, versagt das Selbstschöpferische. Wo ist ein tschechischer Typus, an dem die Massenunterschiede demonstriert werden? Tendenzen muß man doch greifen können! Und statt zu zeichnen, photographiert Strobl. Er nennt sogar Persönlichkeiten bei ihrem wirklichen Namen, was nicht nur nicht Detektivese, sondern vielleicht Spekulation verrät. Das Einzige, was Strobl gelang, das sind einige fest gehaltene Charakterzüge einer gewissen Schichte der Prager Intellektuellen: die oberflächliche Froyessucht, die erzoungene Bierfröhlichkeit, die Unsähigkeit, sich im kollegialen Verkehr aufrichtig, vollherzig zu geben. — Den Prager Roman wird ein Anderer schreiben als Strobl. In Rainer Maria Rilke's Büchern sind schon wertvolle Ansätze: die Lieder, die Härten und die Architektur dieser Stadt. Veröhnliche Dankbarkeit und Heimatliebe werden den Prager Roman schreiben. An diesen mangelt es Karl Hans Strobl gänzlich.

Camill Hassmann.

Ein unangenehmes Buch, aber ein Werk, das Macht hat und in Parteien geradezu grandios genannt werden mag. Strobl ist mit Bewußtsein und aus Energie das, was man in der Namenklatur der Kritik einen Naturatisten heißt. Nichts entgeht seinen aufmerksamen, witternden Sinnen. Und er packt alles an und zerrt es herrisch herbei. Brutal, mit einer gewissermaßen die Zähne

zusammen beißenden trohigen und zornigen Kraft, in einer grausamen, unerfättlichen Gier. Kühn unerriffene, mit Beroe hin gefchleuberte Bilder in einem zerhackten, nervöfen, oft mit der Sprache selbstherrlich nachlässig verfohrenden Stil, mit getränkten, schweren, fast physischen Worten. Ein Kapitel Memoiren aus einem nicht eben sympathischen Milieu. Man wird an die Anfänge von Arno Holz gemahnt. Auch hier dieses gekiffentliche Photographieren, dieses hostige Hinterdreinsein hinter allen Eindrücken, dieses verwirrende Aneinander-schieben, Aufeinanderkürmen der Beobachtungen, in diesem Buche immerhin zu einem Ganzen gehoben durch Grundanschauungen, die manchmal in Symbolen, manchmal in Reflexionen sich vernehmlich machen. — Grundanschauungen, die von einem Schwärmer künden. Die „Lacloobude“ war dem Dichter Strobl notwendig, er thot mit ihr eine zur Gestaltung lockende Vergangenheit erschöpfend von sich ab. Alle ihre Vorzüge: die Sicherheit, Ausdrucksmkeit, das Presto sind gute Werkzeuge und Besißtümer zu einem größeren, zu einem künstlerischen Werke. Und die Komposition, die stroffe sparfame Lese verlangt Ruhe. Ich denke an ein Wort von Diderot, das ich jüngst las: „Der wirkliche Künstler begnügt sich nicht damit, nur das zu machen, was ist . . .“ Dieser „Naturalismus“ der Erostheit ist nur eine Schule gewesen, freilich eine gewissenhafte, oerheißende Schule. Auch Strobl wird aus der Schule zur geweihten Stätte finden, die in Goethe's Sinne Dichtung heißt. Und um so reicher, als er so gründlich und mit so prächtigem Gelingen sich seiner Mittel zu bemächtigen sich bestrebt.

Dr. Richard Schaukol.

Ottolar Winidy: Kontilenen der Einsomkeit. Ein Gedichtbuch. Minden, J. C. C. Bruns' Verlag.

Eine stille, feine und schwermütige Wortkunst hat diese Gedichte geschaffen, die ein

feltenes und vornehmes technisches Können zeigen, ohne jemals spielerisch zu werden. Ein lautloser, langamer Romp lebt in den Versen Winidy's. Wie eine heftige, sehnüchtige, junge Jugend mit einer harten, fremden, blasierten Ironie streitet. Das fñhlt man, auch wenn das Thema gar nicht davon spricht und wenn kein Wort etwas davon verrät. Manchmal ist ein schmerzliches Zuden in irgend einem versteckten Winkel eines Gedichtes, ein bißchen höhnisch und auch ein bißchen trourig. Und das merkt man sofort, weil eine so weiche und flüßige Melodie in dem Buche Winidy's ist, daß jedes Vibrieren heiß und eindringlich an die Nerven klingt. Ein schöner und liebevoller Kultus mit dem Worte und seiner unbestimmten, aber so überaus wirkungsvollen Bedeutung mocht die Gedichte dieses jungen Künstlers zu einem feinen und klugen Stück Litteratur, bei dem das „Litterarische“ der Behandlung keineswegs prononziert ist und eine bemerkenswerte, monierfreie Roblesse der Form einen sehr persönlichen und sehr sympathischen Stil verkündet.

Poul Leppin.

Mit Vergnügen darf ich wieder einmal von einem Poeten ausfogen, der Erwartungen nicht täuschen wird — das schmale Festchen zeigt eine sympathische Physiognomie, gleiten auch wechselnde Schatten zeitgenössischer Beeinflussungen mit kenntlichen Profilen über seine jungen Züge. Es ist eigenwüchsiges Kraft und echt künstlerische Gesinnung, Anmut und Klugschöne in diesen Versen. Dr. Richard Schaukol.

Einzel-Rezensionen.

Sexuelle Irwege. Eine vergleichende Studie aus dem Geschlechtsleben der Alten und Modernen. Von Dr. med. Ferdinand Steingießer. Berlin, Hugo Bermähler Verlag.

Ein offenes Wort zu schreiben über die geschlechtlichen Verirrungen und Wege zu weisen, die zur Heilung der schlimmsten aller

Schäden führen, welche an der Menschheit fressen, ist eine That, die unbedingtes Interesse aller Kreise erfordert. Deswegen verdient auch dies vorliegende Werk, das mit großem Fleiße und gebiegener Klarheit geschrieben worden ist, so aufgenommen zu werden, wie es gemeint ist. Es will Klarheit schaffen und die Vorurteile und falschen Ansichten austrotten, die gerade in unserer Zeit, in der kynische und laze Litteratur zu der gelesensten gehört, weit verbreitet wird. — Man kann dieses Buch nur dringend zum Studium empfehlen.

Dr. Paul Rippert.

Geschlechtstrieb und Schamgefühl von Dr. Havelock Ellis. Autorisierte Übersetzung von J. E. Ritscher. Würzburg, H. Stuber's Verlag.

Es handelt sich hier um eine wissenschaftliche Bearbeitung in gemeinverständlich

licher Form mit der Absicht, von Solchen gelesen zu werden, die ein Interesse praktischer oder idealer Art auf die Fragen hinweist, deren Lösung hier versucht oder angeregt wird. Aber trotz des oieffenen Eingehens in's Spezielle, wie es die Anführung oon zahlreichen einzelnen Belegen und Beobachtungen erfordert, bleibt der Blick auf's Allgemeine gewahrt. Freilich dürfte gerade hier eine Beziehung auf's Ganze des Lebensprozesses als ein unbedingtes Erfordernis erscheinen — hier, wo wir die Wechselwirkungen zwischen physiologischen und psychologischen Erscheinungen, ihr gegenseitiges Verhältnis zu einander verfolgen, wo wir an den Quellen der Entwicklung des Lebens stehen, wenn wir auch noch nicht in die tiefsten Tiefen derselben hinab zu schauen vermögen.

Paul Steinmann.



Büchertisch.

NB.: Die in römischen Lettern hier verzeichneten Werke wurden der Schriftleitung in zwei Exemplaren eingesandt — Besprechung in Korreferat-Form vorbehalten!

Degenhart, Hans: Ummoterns Gedichte eines jungen Deutschen. Beaunhainzig und Leipzig, Richard Sattler. 160 S. M. 2,40.

Frank, Karl: Stille Wasser. Gedichte. Berlin, Artaman-Verlag G. Reineke. 47 S.

Grabbe's Werke in vier Bänden von Eduard Geibisch. Bd. I u. II. Berlin W. S. G. G. 483 bez. 490 S. D. r. Bund M. 3.—, Einzelpreis M. 4.—.

Hermann, Robert: Gefährte Frauen. Vier Dramen. Leipzig, Hermann Dege. 102 S. M. 2.—.

Hiescheid, Max: Aber, Aber! Humoristische Brett-Vorleser und Aufführungen. Berlin, „Jeter-Verlag“. 128 S. M. 1.—.

Honaaslin, Julius Konst. von: Fignat. Drama in 4 Aufzügen. Berlin, Axel Jaucke. 72 S. M. 2.—.

Illustrierter Krimnach zu den Bauern der Festspielen. Baneruth; Buch, Kunst- und Musikalienhandlung Theodor Oswald von. 56 S. M. 1,50.

Jerame, R. Jerome: John Ingersfeld und andere Erzählungen. Übersetzt von Johanna F. Pantau. Halle a. S., Hermann Gerdienus. 103 S. M. 1.—.

Jodol: Überdramen. I. Bändchen (Die Verlobung. Auf der Alm. Das Spulhaus). Berlin, Th. Neuberger Nachf. 96 S. M. 1,50.

Eindheimce, Franz: Karl Roland. Roman. Berlin, Dr. John Scheitlin. 180 S. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Lobson, Wilhelm: Ich liebe dich. Gedichte. Mit Hochschmuck von Theodor Herrmann Stado. Henken, Carl Schünemann. 108 S.

Maab, Franz: „Proin katholische Universalität“ und moderne Wissenschaft. Linz, Österreichische Verlagsanstalt. 123 S. Kr. 1,20.

Malabe, Ibra: Geschichten von der Scholle. Beaunhainzig und Leipzig, R. Sattler. 148 S.

Mälbe, Wolf Heinz von der: Sonne und Nacht. Gedichte. Krefeld, Selbstverlag; in bescheiden Buchhandlung J. Gressen. 46 S.

Oscar, Carl: Vom Menschen zum Tiranen. Drama in 4 Akten. Leipzig, Oswald Ruge. 114 S.

Pölla, Paul: Goethe und Jümenau. Mit einer Beigabe: Goethe und Gertraud Schabert. Festgabe der Stadt Jümenau zur 17. Jahresversammlung der Goethe-Gesellschaft. 2. Aufl. Weimar, Buchh. 77 S.

Recherber, Rudolf: Die Dina und andere Gattin. Berlin, Dr. Giesler & Co. 164 S. M. 1,50.

Radoe, Dr. Reinhold: Neues Leben. Glogau, Dresden, Carl Reiner. 165 S.

Rathenau, Walter: Impeffionen. Leipzig, G. Hruel. 254 S. M. 3.—.

Riefenfeld, Paul: Richard Strauß. Eine Lebenmalose. Sonderabdruck aus „Kunst und Leben“, herausgeg. von Paul Linbau. Breslau, Schöffer'sche Verlagsanstalt (E. Schöffer) abdr.

Rilken, Rainer Maria: Das Buch der Bilder. Berlin, Axel Jaucke. M. 3,50.

Rochow, Gabriel von: Erbt, Erbschaft und Alterspension. Gedichte. Leipzig, Paul Ehrh. 2x2 S. Geb. M. 3,—, eleg. geb. M. 4,—.

Rühl, Oskar: Die Baronin. Roman aus Ostpreußen. Berlin, Hermann Goldschmidt. 301 S. M. 3,—.

Schmann, Ludwig: Meine Erinnerungen an Richard Wagner. Stuttgart, Fr. Frommann (W. Quast). 85 S. M. 1,50.

Senoo, August: Der Jude von Jemg (Cava) so senjake rako. Historische Novelle aus dem Kronländer. Übersetzt von Julius Raiser. Leipzig, Schulte & Co. 206 S. M. 1,50.

Troß, Teja Victor von: Aus der Glanzzeit Welt. Ob. I u. II. Leipzig, Paul Ehrh. 151 bez. 232 S.

Tezowitsch: Verbesserter und Kiler Kalender. Jubiläum-Jahrgang (200). Berlin, Tezowitsch & Sohn. 300 S.

Wilmüller, Carl: Das Rechenstempelbuch und die beliebte Rechenart. Zur Ergänzung der Unabhängigkeit literarischer Kritik. Erlangen, Fr. Junge. 16 S.

Wellenel, Oskar: Der Geist ist willig. Liebesdrama in 3 Bildern. Linz, Österreichische Verlagsanstalt. 53 S.

Wetall und Menschell: Naturmyster und Menschenmyster. Geschichte der Entwicklung der Natur und Verrückung der Naturkräfte. Neue Aufl. Herausgegeben von Hans Aramie in Verbindung mit hervorragenden Fachmännern. Berlin, Deutscher Verlagsbau Benz & Co. 100 Lieferungen à M. 0,60.

Wipert, Richard von: Jemg oder Weibertreu. Vers-Epikspiel in 5 Aufzügen. 112 S. — Kaiab oder Kainaschid. Indisches Drama in 5 Aufzügen. 96 S. — Der Weibau oder das verengte Kranenbau. Lustspiel in 5 Aufzügen. 85 S. — Wangur oder die Ereignisgroßmutter. Vers-Epikspiel in 5 Aufzügen. 92 S. — Im Jungfrauenstift oder der prächtige Weibepflicht. Lustspiel in 5 Aufzügen. 88 S. Leipzig, Oswald Ruge.

Jerdt, Max: Beweug! Grundlage einer neuen Weltanschauung. Dresden, Carl Hinger. 56 S.

Zwemann, Runo: Das Georgische Gedicht. Berlin, Dr. Joha Geipel. 153 S. M. 2,50, eleg. geb. M. 4,—.

Aus dem Verlage von G. Pierson in Dresden:

Decker, Oscar: Galen-Lieder und andere! 68 S. M. 1,50.

Graf, Franz: Runderdant für's Brettl und Kärtel nach lang' dabel. 272 S. M. 1,50.

Korkeot, Fritz: Im Anfang. Dramatisches Gedicht in 3 Aufzügen. 46 S. M. 1,—.

Kratzke, Raja: Neue Lieder. 136 S. M. 2,—.

Krud, Richard von: Benz und Herdt. Gedichte. 76 S. M. 1,70.

Prester-Fischer: Gedichte. 168 S. M. 2,50.

Reinold, Hans von: Plamen der Liebe. Dreyzehnte Ausgabe. 131 S. M. 2,—.

Schluttig, H.: Ein neues Lieb. Romane. 15 S. M. 1,50.

Sammerloos, Fritz: Streif. Ein Zeitstück in 5 Aufzügen. 179 S. M. 2,50.

Steinmann, Paul: Gedichte. 92 S.

Steund, Ferdin.: Rache der Weibentum. Fribbis aus dem Hintergrunde der „Lex Heing“. 173 S. M. 2,50.

Wendland, G.: Drei Novellen. 107 S. M. 1,50.

Aus dem Verlage von Caspar Schmidt in Järia:

Glaub-Gaar, Anna: Kaiserin Elisabeth auf Kap Martin. 64 S. M. 1,60.

Hengel, Carl von: Entgöttlichte Seelen. Realistischer Roman. 153 S. M. 2,—.

Habenell, Hermann: Ein Stille. Lebensbild eines Malers. 133 S. M. 1,60.

Heist Max: Herrschaft-Rüche. Ein Hans-, Nachschlag- und Erbschaft der letzten modernen Rüche. 520 S. Geb. M. 7,—, geb. M. 8,—.

Aus dem Verlage von Herm. Seemann Nachf. in Leipzig.

Brudelstein, Charles: Gedichte in Vers und Prosa. 152 S.

Jerusalem-Kotányi, Elise: Komödie der Sinne. Vier Praeanschektsaln. 214 S.

Die Kolbe: Geht die Wahrheit. Ein Beitrag zu unserer Erziehung aus Eho. 85 S.

Kreyer, Lia Dr. Eugen: Josef Arthur Graf von Gobineau Sein Leben und sein Werk. 264 S.

An unsere Leser richten wir wiederholt die höfliche Bitte, in Hôtels, Restaurants, Café's, Pensionen, an Bahnhöfen, in Leezimmern und für Lesezirkel immer wieder „Die Gesellschaft“ zu verlangen oder zu empfehlen.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Arthur Seidl in München-Sölln II, Sobnleirstraße 135, I. Fernruf-Nr. 10124; Sprechzeit der Schriftleitung: Samstag Nachm. 4 bis 6 Uhr; Postzeitungsblüte — Bayern: Nr. 1064, Deutsches Reich: Nr. 2926, Österreich: Nr. 1596;

Münchner Auslieferung: Jos. Ant. Zisterlin Nachfolger (Salvatorstraße).

NB. Für unentgelt eingesandte Besprechungs-Exemplare übernimmt die Gesellschaft überbauer keine, für unentgelt eingesandte Handschriften nur dann Bewand, wenn Maßgabe betina. Brief- und Honorarfragen, Besprechungen wie Bucherbindungen; ausfirtlich an den Herausgeber; Besprechungen, Anfragen oder Besprechungen an den Verlag erbeten — Vordrucke auf Verlangen jederzeit unentgeltlich und postfrei durch die Verlagsanstalt zu beziehen.

Verlag und Druck der „Gesellschaft“: G. Piersons Verlag (R. Kinde) in Dresden.





Band IV. * 1902. * Heft 20.
*

Volksernährung.

Von Max May.

(Heidelberg.)

Es ist keineswegs nur eine Frage für den Mediziner: festzustellen, ob diejenigen Krankheiten, welche wir als häufig vorkommende mit dem Namen Volkskrankheiten bezeichnen, früher schon vorkamen und etwa nur nicht erkannt wurden oder mit anderen Namen belegt wurden als heute, und es ist auch nicht nur Sache der Mediziner: festzustellen, welche Ursachen etwa beitragen, eine oder die andere nur selten oder vereinzelt beobachtete Krankheit zur Volkskrankheit werden zu lassen, sondern auch der Sozialpolitiker muß sich eingehend an den Untersuchungen und Feststellungen beteiligen.

Mögen die Mediziner nach Krankheitserregern forschen und mögen sie aus ihrem historischen Material feststellen, ob die Tuberkulose früher schon überall erkannt wurde oder erst in neuerer Zeit, mögen sie den Streit austragen, ob die „Zehrungen“ früher alle oder meist Tuberkulose waren oder ob unter der Bezeichnung manche andere chronische Krankheit mit verlief, die weder von Tuberkeln herrührte, noch überhaupt eine Lungenkrankheit war. Mögen sie über Bazillen und andere Krankheitserreger, sowie deren Übertragung unter sich arbeiten oder streiten, der Sozialpolitiker hat mit zu untersuchen, wie die Krankheitsübertragung, die Vermehrung der Krankheitsfälle vor sich geht und vor sich gieng. Es ist nun

heute weit leichter als früher, die Zahl der Erkrankungen irgend welcher Art und ebenso auch die Zahl der Todesfälle, der Invalidität und des Siechtums, welche eine Krankheitsart verschuldet, festzustellen, weil wir entsprechende amtliche Statistiken haben und weil infolge der Krankenversicherungslassen diese Statistiken genauer werden können, als es früher möglich war, da mancher Kranker mehr oder weniger ohne ärztliche Hilfe blieb.

Es steht nach den Statistiken nunmehr fest, welche Opfer die oder jene Krankheitsform fordert und ob die Zahlen zu oder ab nehmen. Wir wissen heute, daß nicht etwa nur durch die Lungenheilstätten die Opfer der Tuberkulose sich an Zahl vermindern, und wir können vermuten und teilweise nachweisen, daß diese Verminderung zum Teil der Belehrung über Ansteckung und über hygienisches Verhalten, zum Teil aber ganz gewiß dem vermehrten Arbeiterschutz zuzuschreiben ist.

Und so wissen wir denn auch, daß die Blattern fast ganz verschwunden sind, daß aber anderseits die Krebserkrankungen von Jahr zu Jahr sich mehrten, daß die Geisteskrankheiten sich beängstigend häufen und stetig neue Irrenheil- und Pflege-Anstalten erforderlich machen. Wir wissen auch, daß gewisse Herz-, Nieren- und Leber-Krankheiten, die Zuckerharnruhr weit häufiger vorkommen als früher, und wir sind auch bereits dahin gelangt, festzustellen, daß eine große Zahl dieser Krankheitsvermehrungen zurück zu führen sind auf den Alkoholismus, den vermehrten und mißbräuchlichen Genuß geistiger Getränke, sowie auf die durch das Wachstum der Städte vermehrt vorkommenden venerischen Ansteckungen.

Ebenso zeigt uns die Statistik da und dort ein Anschwellen gewisser Erkrankungen, die man als Berufskrankheiten erkannte, und auch das Anschwellen solcher da, wo man durch entsprechende Maßregeln entsprechenden Arbeiterschutz entgegen wirken ließ.

Ganz besonders häufig aber und immer häufiger kommen Nervosität und Mutarmut in Erscheinung, und wenn noch vor wenigen Jahrzehnten alte Ärzte die Nervosität nur als eine Krankheit wenig beschäftigter Damen betrachteten, so ist es heute doch erwiesen, daß sie selbst in Arbeiterkreisen und im Bauernstand immer mehr vorkommt. Die Mehrzahl der Nervositätserscheinungen in Arbeiterkreisen wird nun vielfach, ebenso wie die Nervosität der geistig arbeitenden Klassen, als von der Arbeitsweise herührend angesehen; allein wir glauben und haben das wiederholt und an verschiedenen Stellen nachzuweisen gesucht, daß Arbeitsweise und Genußleben bei den oberen Zehntausend wie bei den lohnarbeitenden Klassen gleichen Anteil an der Nervosität haben dürften.

Einen ganz wesentlichen Anteil an der Zunahme der Nervenschwäche und der vermehrten Empfänglichkeit für Ansteckung und Aufnahme von Krankheitsstoff dürfte aber ganz gewiß die falsche Ernährung haben, die dem Reichen etwa sein Zipperlein bringt oder Magen-, Darm-, Herz-, Nieren-Krankheiten bei ihm erzeugt und verschlimmert, die den Armen aber für Tuberkulose oder die Kinder der Armen zur Strophulose besonders empfänglich macht.

Die Betrachtung der Ernährungsweise, nicht in dem Sinne des Eintretens für ein System, etwa für Fleischloft einerseits oder Vegetarismus andererseits, auch nicht im Sinne eines moralischen Verurteilens der Schlemmerei Reicher, dürfte daher eine sehr lohnende sein und wir haben für eine Anregung hierzu dem Verfasser der Schrift: „Über Wandlungen in der Volksernährung“, Dr. Alfred Grotjahn, Arzt in Berlin, sehr zu danken.*)

Grotjahn hat vor etlichen Jahren begonnen und weiter fortgesetzt eingehende Studien über die Alkoholfrage, und die Arbeiten über diese Materie haben ihn veranlaßt, unter Zugrundelegung von zahlreichen Haushaltungsrechnungen mit physiologischen Bilanzen zu untersuchen, wie die Ernährung bei den verschiedenen Volkskreisen, in den verschiedenen Klassen beschaffen ist und wie und wo Übergänge und Wandlungen stattfänden. fand er nun auch zunächst, worauf noch weiter eingugehen sein wird, daß die physiologischen Bilanzen, welche manche Herausgeber von Haushaltungsrechnungen aufstellten, nie ganz zutreffen können, so hat er sie trotz ihrer Fehler für seinen Zweck immerhin benutzen können.

Er hat untersucht 1. die frei gewählte Kost der Wohlhabenden; 2. die Kost der städtischen Handwerker, Unterbeamten und gut gestellten Arbeiter; 3. die Kost der Bauern, ländlichen Arbeiter, Handwerker, Fischer und des Gesindes mit ihrem ausgeprägt lokalem Charakter; 4. die Kost der von jeder Naturalwirtschaft losgelösten, auf reinen Geldlohn angewiesenen industriellen und großstädtischen Arbeiter. Dabei ist er zu dem Ergebnis gelangt, daß die ad 3 Genannten die beste Ernährung besitzen, weil sie noch die ursprünglichste im Wesentlichen in Übung haben, und sowohl in Bezug auf Quantität das Ausreichende aus eigener Wirtschaft oder der Wirtschaft des Arbeitgebers direkt zur Verfügung finden, als auch der Qualität nach die wertvolleren Nährmittel verwenden können. Ihnen stehen dann 1 und 2 nach und zwar insofern 2 vor 1, als die Sitten bei den Wohlhabenden mehr nach Genuß als nach bester Ernährung im Sinne

*) Leipzig 1902, bei Dunder & Humblot. XX. Bd., 2. Heft der Schmeller'schen Sammlung staats- und sozialwissenschaftlicher Forschungen. VI und 72 S. M. 1,80.

des Physiologen führen und manches Genußmittel nicht nur kein Nahrungsmittel ist, sondern der Ernährung hindernd in den Weg tritt. Die Unterernährung oder schlechte Ernährung der ad 4 genannten Klassen ist begreiflicher, weil hier in vielen Fällen die Mittel zu guter Ernährung überhaupt fehlen dürften.

Wir empfehlen die Broschüre bringend zur Lektüre für jeden Stand, und wir haben hier nur kurz angedeutet, welche Resultate die Untersuchungen ergeben haben. Grotjahns Ergebnisse decken sich auch vielfach mit dem, was wir selbst bei unseren vielfachen und langjährigen Sammlungen von Haushaltungsrechnungen*) beobachtet haben, und wir möchten daher an dieser Stelle gern Einiges davon wieder geben.

Zunächst bemerken wir, daß wir unseren Haushaltungsrechnungen keinerlei physiologische Bilanzen beigegeben haben, weil wir die Beobachtung machten, daß z. B. der Fleischverbrauch einer Arbeiterfamilie nicht nach Köpfen berechnet werden darf, wenn man den Thatsachen gerecht werden will; denn Frau und Kinder genießen von dem in den Haushalt gebrachten Fleisch nur ganz wenig, den Löwenanteil genießt zumeist der Mann. Ebenso ist die Berechnung dessen, was auf die Kinder entfällt von dem Verbrauchten, überaus schwierig und führt oft zu falschen Ergebnissen. Es giebt sehr viele Kinder, die ebenso viel und selbst mehr als die Erwachsenen essen. Der Verbrauch an Brot und Mehl könnte meist (bis auf die Kinder unter 5 Jahren) ganz genau nach Köpfen verteilt werden, während die Haushaltungsrechnungen mit physiologischen Bilanzen durchweg andere Methoden befolgen.

Halten wir uns an die Einteilung Grotjahns und betrachten uns die frei gewählte Kost der Wohlhabenden, die ganz rationell verfahren könnten, insoweit der Aufwand in Frage kommt, so sehen wir eine große Menge von Genußmitteln verbraucht, die wenig oder keinen Nährwert haben; wir sehen aber da ein Übermaß im Verbrauch von eiweißhaltigen Nahrungsmitteln und dagegen einen zu geringen Verbrauch von Kohlehydraten, während anderswo zu viel Fettverbrauch im Verhältnisse zum Bedürfnis an Fettahrung stattfindet, vielleicht auch noch Fettbildner mehr als Genuß- denn als Nahrungsmittel aufgenommen werden und so krankhafte Fettbildungen begünstigen.

Auch bei den Wohlhabenden spielt der Alkoholverbrauch eine die richtige Ernährung schädlich beeinflussende Rolle und wird oft überhaupt zum Mißbrauch, ohne daß man sich dessen bewußt wird, weil man im Grunde-

*) bei Carl Heymann in Berlin erschienen.

keine oder nur selten so genannte „Erzesse“ begeht. Eine große Zahl von Entartungen der Organe bei Wohlhabenden wird heute als Folge eines reichlichen, wenn auch scheinbar nicht übermäßigen Alkoholgenußes nachgewiesen.

Als die natürlichste und ursprünglichste, mithin im Wesentlichen richtigste Ernährungsweise hat Grotzahn, wie wir sahen, die bäuerliche, die ländliche erkannt und man wird, wenn man auch dafür selbst keine Haushaltungsrechnungsstudien zu Grunde legen kann, dem wohl zustimmen können. Jedoch auch da wird man bei genauer Beobachtung viele Mißstände erblicken, und zwar eine Überernährung durch Fett und Fettbildner da, wo man vorzugsweise zum Brauch überging, Mehlspeisen zu genießen und dagegen die eiweißhaltigen Nährmittel: Milch und Milchprodukte, sowie Fleisch, Eier zc. zu Selde zu machen und für dieses Geld nicht nur vieles heute in der Landwirtschaft und im ländlichen Haushalte notwendig Gewordene zu kaufen, sondern auch Genußmittel einzuführen an die Stelle von Nahrungsmitteln. Wenn man, statt Milch und Buttermilch zu trinken, nach dem Biere greift oder nach dem Rosinenwein (in Süddeutschland), und wenn die Frauen, statt der Milch, Kaffee und Thee trinken, so ist man von der ursprünglichen rationellen Ernährungsweise eben abgewichen und hat den Schaden auch vielfach deutlich vor Augen.

Der bäuerlichen Ernährungsweise am nächsten kommen nach Grotzahn die städtischen Handwerker, Unterbeamten und besser gestellte Arbeiter; aber einesteils kommt in der Stadt und beim Kaufemüssen aller der Nährmittel, welche der Bauer, das Land erzeugt, der Kostenpunkt bei der rationellen Ernährung schon sehr in Frage, andernteils haben auch die Sitten der Wohlhabenden in diesen Kreisen Wurzel geschlagen, und es wird in ganz gleicher oder ähnlicher Weise verstoßen gegen vernünftige Ernährung wie bei den Wohlhabenden. Ja, in mancher Hinsicht haben den Schreiber dieser Betrachtung die von ihm ausgeführten Haushaltungsrechnungsstudien — die er wegen der vielfältigen Mängel im Rechnungswesen zum Teil nicht veröffentlichen konnte — die Überzeugung gewinnen lassen, daß in Bezug auf Alkoholverbrauch und allerlei Aufwand, welcher als mehr oder weniger unnütz und teilweise schädlich erscheint, sehr erheblich gesündigt wird. Es haben uns Haushaltungsrechnungen vorgelegen aus den gedachten Kreisen, welche nicht nur Unterernährung, sondern auch sehr schlechtes, gegen die Hygiene verstoßendes Wohnen nachwiesen zu Gunsten einer so genannten standesgemäßen Geselligkeit, erheblichen Alkoholverbrauchs des Familienhauptes und in der Familie, Tabakgenusses und dergleichen mehr. Man hat seinen Hunger gestillt mit

Kartoffeln und seinen Magen gefüllt mit dem Billigsten auf Kosten von Gesundheit und Kraft, um die Mittel frei zu bekommen für die eben erwähnten Lebensgenüsse.

Arbeiter, städtische Arbeiter los gelöst von jeder Naturalwirtschaft, hat Grotzahn als die schlechteste ernährte Kategorie bezeichnet, und hier können wir aus zahlreichen Rechnungen und überaus vielen Beobachtungen an Ort und Stelle ihm beipflichten; aber auch da ist nicht nur das schlechte Einkommen die Ursache, sondern die mangelnde Erkenntnis, das Bevorzugen von Genußmitteln vor den Nährmitteln.

Diese falsche Ernährungsweise, nicht nur der Unterernährung infolge niedrigen Einkommens, hoher Ausgaben für die Wohnung — die man auch oft zu Gunsten anderer Lebensgenüsse, nicht nur im Arbeiterstand allein, sondern wie oben erwähnt auch bei Unterbeamten und kleinen Geschäftsleuten scheut — nein, auch der Verteuerung und Verschlechterung wichtiger Lebensmittel durch die Art der Distribution: das alles nagt sehr stark am Marke des Volkes, und die Blutarmut und Nervosität, die zugleich als Wegbahner für andere Erkrankungen anzusehen sind, schreiten bedenklich voran. Wenn schon auf Grund falscher Ernährungsweise nicht etwa nur der städtische Mittelstand seine Säuglinge immer mehr mit der Milchflasche ernähren muß, weil die Mutterbrust versagt, und wenn schon von Jahr zu Jahr auch in bäuerlichen Distrikten die Militärtauglichkeit der Jünglinge sich vermindert, wie sich auch in diesen Kreisen bereits die Milchflasche der Säuglinge mehr und mehr einzubürgern beginnt — da ist es hohe Zeit, Einhalt zu thun und Wege zu betreten, die zu einer vernünftigeren Ernährung des Volkes zurück führen.

Man kann dem städtischen Arbeiter Lohn aufbessern, man kann auf mannigfache Weise gemeinnützige Wohnungsfürsorge betreiben, man kann durch Konsumentenvereinigung und durch eine geeignete Verbindung zwischen Lebensmittelproduzenten und Konsumvereinen die Ernährung erleichtern, verbilligen; aber reicht das aus, um eine allgemein durchgreifende, vernünftige Ernährungsweise in die Wege zu leiten? Keineswegs! Denn, wenn die Wohlhabenden, die ihre Kost frei wählen können, wenn der Landwirt (der Bauer — ist wohl richtiger) von Jahr zu Jahr mehr und mannigfacher gegen eine richtige Ernährung verstoßen, da müssen wohl andere Hebel in Bewegung gesetzt werden, wenn wir nicht schon in wenigen Generationen vor einer wesentlich schwächeren, hinfalligeren und zu allen möglichen Krankheiten disponierten, mit allerlei Übeln behafteten Mehrheit des Volkes stehen wollen.





Zu Franz Liszts Ehren.*)

Ungedruckte Original-Briefe des Meisters an G. Frhrn. von Seydlich.

Nebst zugehörigen Einzelheiten aus den Jahren 1843—1852 mitgeteilt von

R. von Seydlich.

(München-Staraberg.)

Wann, wo und wie Liszt mit meinem Vater bekannt wurde, ist mir nicht gelungen zu eruieren. Als ich heran wuchs, hatte die Freundschaft (denn zu einer solchen war die Bekanntschaft bald gediehen), durch Ungunst der Umstände am Weiterblühen verhindert, ein Ende ohne eigentliches Ende gefunden. Aber Liszt selbst wußte mir noch 1878, in Wahnfried, gesprächsweise manche Details dazu zu geben und freute sich ersichtlich, diese Erinnerungen dem Sohne des einstigen, inzwischen verstorbenen Freundes geben zu können; er leuchtete dabei auf und wurde warm, indem er wieder jener Jahre gedachte, da er als funkelndes Meteor, wie ein herrliches Märchenwunder, über die Welt dahin gezogen war, flammend im Feuer seines Genius, Begeisterung überall in nie vorher dagewesenem Grade erweckend.

Indem ich zum Teile den Umständen, zum Teil meinem damals nur mangelhaft ausgebildeten historischen Sinne die Schuld beimeße, daß von jener Freundschaftszeit mir nicht alles bekannt geworden ist, bemerkte ich auch gleich, daß, was ich mitzuteilen habe, vielleicht nicht allzu viel Neues über Liszt enthalten wird; wohl aber weiß ich, daß auch aus dieser bisher unbekanntem

*) Geboren 22. Oktober 1811! Wir an dieser Stelle wünschen (und zwar setzen wir sogar unseren Stolz darein) das Andenken edler Männer vor Allem außer der Zeit und Regel würdig zu begehen, an geniale Geister und Kulturförderer, welchen die Nation viel verdankt, bei Gelegenheiten wieder einmal nachdrücklich zu erinnern, da nicht ohnedies schon die gesamte Tagespresse „aktuell“ nekrologisiert oder in „offiziellen“ Jubelhymnen sich ergeht. Dies mag denn auch hinsichtlich der Silberbeigabe in diesem Feste die Abweichung von der Gewohnheit hinlänglich rechtfertigen.

Die Schriftleitung.

Facette das lebensvolle Licht einer herrlichen Persönlichkeit strahlt und darum willkommen sein wird.

Als weihendes Zeichen aber möge dies Hest ein Medaillonbild des „jungen Liszt“ schmücken, welches, von A. Booy modelliert, damals einigen Freunden, und so auch meinem Vater, von Liszt selber verehrt wurde. Die Rückseite der 117 mm im Durchmesser großen Bronze trägt die Inschrift:

Né
A Reiding
Comitat d'Oedenb^g.
Le 22 Octobre
MD.CCCXI.

Ferner, als Umschrift, folgende Titel seiner Werke:
Années de Pèlerinage — Etudes — Harmonies poétiques et religieuses.

* * *

Zu den ersten Briefen wäre erklärend zu bemerken, daß mein Vater, damals im Posen'schen begütert, offenbar bestrebt gewesen war, in der Provinzialhauptstadt dem nahenden Liszt die Wege zu ebnen. Der im zweiten Brief erwähnte Vaerst ist der Baron Eugen von Vaerst, der in seinem unstätten abenteuerlichen Leben alles Mögliche gewesen ist — auch Befehlshaber kaiserlicher Truppen in Spanien, und sich 1843 als Leiter des Theaters zu Breslau aufhielt. Als Autor eines sehr merkwürdigen, jetzt noch gelesenen Buches „Die Kavaler-Perspektive“, wie als Dichter, war er seinerzeit wohlbekannt; im dritten der folgenden Briefe wird er scherzweise „la directrice“ genannt.

Über den im selben Brief erwähnten Grafen Potodi, der dort irrtümlich „Bernard“ genannt wird, verdanke ich der Güte der Frau Fürstin Hohenlohe die Mitteilung, daß jedenfalls Boleslas P. gemeint ist, „lange Zeit eine kosmopolitische Persönlichkeit an allen Höfen Europa's; er war reich begütert und arm an Geist — hat Liszt's Weg öfters erheitend durchkreuzt“.

L

Me voilà définitivomont à Breslan, cher Baron. Selon toute probabilité j'y donnerai une sérlo de concerts; j'ai promis aussi à mon illustre et chevaleresquo ami, le Prince Lichnowsky de passer 48 heures au moins chez lui. Le voyage de Posen ne pourra donc avoir lieu quo dans une quinzaine de jours, si tant est quo ma bonne étoile doive mo conduire à Posen.

En tout cas je vons en préviendral directement, selon nos conventions de Berlin — En attendant mille choses affectueuses et devouées

22. Janvier 1843

T. a. v.

F. Liszt

II.

Ne venez en prenez pas à moi, cher Baren, mais bien à votre trop habile cousin Vaerst, si je ne suis déjà à Pesen. Dieu sait quand il voudra bien me lâcher! Si cela continue de la sorte, mes dix doigts y passeront, je crois.

Avant le 20 fevrier je ne puis rien fixer, rien déterminer, malgré toute ma bonne volonté de digressien au plus tôt de Breslan. Je vous écris donc seulement ces lignes pour vous dire que je n'ai rien à vous écrire, si ce n'est, qu'à moins d'évenemens tout à fait imprévus, je ne vous manquerai certainement pas de parole à Pesen, et qu'à la fin de cette quinzaine je vous indiquerai d'une manière précise (?) le jour de mon arrivée.

Mille pardons de tout l'ennui que je vous donne bien involontairement, cher Baren,

5 fevrier 1843.

et tout à vous
affectueusement

F. Liszt.

III.

10 février 1843

Dans quarante huit heures je pars pour Berlin cher Baren, pour aller en quelque sorte en devant d'une gracieuse et bienveillante invitation de S. A. R. le prince de Prusse. Trois jours après je partirai pour Pesen.

Vous voilà donc bien et dûment averti.

Belloni) me précédera de 48 heures au moins à Posen. Ne venez dennez donc aucun embarras à l'avance, mais soyez assez bon pour communiquer vos instructions directement à Belloni que je charge de fixer et préparer mon 1^r Concert.

Tout à vous
affectueusement

F. Liszt.

Le directeur ou plutôt la directrice du Theatre de Pesen est venu me parler — mais il n'y a pour le moment aucun arrangement de possible avec elle.

Veuillez bien me rappeler au Souvenir du Comte Petoeki (Bernard) qui, je le crains, n'en garde pas un aussi bienveillant que je le désirerais.

IV.

A midi Teleky
sera levé.

Bon jour, cher Baren

(Comme en français le tutoiement sonne mal, nous le réserverons pour l'allemand, eine gemüthliche Sprache) — voici les vers que vous m'avez demandé et dont je ne me sépare qu'avec regret. Tachez de me les rendre bientôt, et surtout n'y échangez rien.

Tout à toi

Dimanche matin,
Fevr. [Pesen]

F. Liszt.

*) Belloni: Privatsecretär des Reichlers.

Die hier erwähnten Verse sind folgendes Sonett meines Vaters; man wird in ihnen nicht nur die edle Natur erkennen, die des großen Freundes Freundschaft wert war, sondern auch den uns wohl schon fremd, aber doch freundlich anmutenden Stil der Zeit.

Des Genius göttliche Natur.

Von Franz Liszt.

Der Sonne gleich rings neues Leben spenden
Und Licht und Wärme überall verbreiten
Sehn wir den Genius, — in alle Weiten
Auskreuzend Himmelsluft mit vollen Händen.

So Deine Töne süße Wonne senden
In alle Seelen; Freud' und Schmerzen streiten
In jeder Brust; es rauscht von allen Seiten
Entzückter Dank, wenn die Accorde enden.

Das Schöne weiß auch niedren Sinn zu zwingen,
Dah' er, um Eigennuzes Dienst zu sühnen,
Den Rammon opfernd, muß die Kunst oerehren.

Wer kann ein neidenswerthres Loos erringen
Als dies? Dem alle Gröhen freudig dienen,
Um seinen Ruhm nur glänzender zu mehren?

Wien, Febr. 1843.

F. v. Seydlig.

Zur Unterschrift ist zu bemerken, daß mein Vater, Veteran aus den Befreiungskriegen von 1813—15, zwar auf den Namen Georg getauft war, sich aber — auch hier Stil der Zeit! — nach dem Helden von Tauroggen „York“ schrieb. Wurden doch nach jenen Kriegen Mädchen mit dem mehr gut gemeinten als schönen Namen „Gneisenaide“ getauft! . . . Der Zeitstil! Ich besitze eine Nadel, die Liszt meinem Vater schenkte, und die eine blau emaillierte Schlange zeigt, welche einen großen roten Stein umschlingt (Treue und Liebe!) — als ich 1878 diese Nadel Liszt zeigte, erinnerte er sich sofort und rief lachend: „Oui, oui, c'est bien le style du temps!“

Jenen Februartagen fehlte auch nicht die heitere Faschingslaune; ein von meinem Vater gedichteter, von Liszt aufgeführter Scherz feiert den Vergötterten als „Neuen Orpheus“ und bringt in heiteren Versen die National- und Wappentiere aller Länder auf die Bühne zur Huldigung; es geht dabei nicht ohne kleine Bosheiten ab, zum Schluß aber heißt es ernst:

Wie möcht' ein Fürst die Leier nähren,
Gedäng' es ihm — sie zu besigen!

Diesmal blieb der Verfasser anonym, er unterzeichnet nur:

Ein deutscher Pudel,
aber ein bissiger.

* * *

Zeitlich zwischen die vorigen und die folgenden Briefe ist nun ein schönes Dokument einzufügen — ein Blatt in Briefformat, deutsch mit französischen Lettern —, ein wuchtiges Dokument der ernsthaften Bestrebung und — Pragis Liszt, den Künstler auf die ihm gebührende Höhe gestellt zu wissen:

„Mit der Kunst soll auch der Künstler Geltung endlich gewinnen; und laut und öffentlich sind die Bedingungen zugleich declarirt, worauf solche Geltung beruht.

F. Liszt

Hannover, 1. April 1844.

Dieses „Manifest“, wenn wir so sagen sollen, bezieht sich ganz offenbar auf einen konkreten Vorgang, über welchen L. Ramanns „Liszt-Biographie“ (II, 1; S. 215 flg.) uns aufschlußreichst Folgendes berichtet: „Daß der Virtuoso dem künstlerischen Gottesgnadentum die gesellschaftliche Würde errang, die ‚Herrschaften‘ nicht unterthänigst zum Besuche seiner Konzerte oder zum Kaufen von Billeten einlud, wie es nach der Etiquette früherer Zeit nötig schien, daß er vor keinem gekrönten Haupte spielte ohne vorhergehende persönliche Vorstellung, war Manchem ein Dorn im Auge. In Hannover aber machte er dem König, dessen Nichtachtung der Künstler und Gelehrten — Varnhagen erzählt manches davon — allgemein bekannt war, keinen Besuch. ‚Wer mich hören will‘, sagte er da, ‚kommt in mein Konzert ohne meinen Besuch.‘ Als man ihn darauf aufmerksam machte, daß es Brauch sei, meinte er stolz und trotzig, ‚es könne auch Ausnahmen von der Regel geben.‘ — ‚Aber S. Maj. wird Ihr Konzert nicht besuchen‘, warf ihm ein Kavaliere vom Hofe ein. ‚Nun — dann besucht sie es eben nicht!‘ — ‚Sie werden keinen Orden erhalten.‘ — ‚Dann trage ich ihn nicht!‘ Damit war die Sache erledigt. Liszt war nicht am Hof, der König nicht im Konzert. Liszt blieb auch ohne Hannoveranischen Orden. Und Ähnliches, wie hier in Hannover, soll sich auch in München und im Haag ereignet haben. Ludwig I. blieb dem Künstler abhold (trotzdem dieser 1843 unserer „Kgl. Blindenanstalt“ eine ganze Konzerteinnahme im Betrage von 1500 Gulden, zur Begründung eines halben Freiplazes, übermacht hatte! — D. Ref.). Erst sein Enkel Ludwig II. verlieh Liszt den Michaels-Orden.“

* * *

Bald nachher finden wir Liszt in Paris. Die beispiellosen Triumphe seines dortigen Aufenthaltes sind längst historisch und geläufig; aber selbst in

der so verdienstvollen Ramann'schen Biographie fehlen einige Einzelheiten, die hier folgen mögen.

Liszt gab zunächst zwei Konzerte für sich allein, am 16. und 25. April, beide in der Salle Ventadour. So viel ich aus den mir vorliegenden Besprechungen, die mein Vater sorgfältig damals gesammelt hat*), erschen kann, waren die Programme aus folgenden Stücken zusammen gesetzt:

16. April: Phantasie über „Lucia“ (2. Akt, Andante); Phantasie über „Norma“; Le lac, rêveries (aus dem Album); Mélodies hongroises; Phantasie über „Don Juan“; Phantasie über den „Erlkönig“; Galop chromatique. Als Zugabe: Phantasie über „La Sonnambula“.

25. April: Ouvertüre zu „Wilhelm Tell“; „Ständchen“ von Schubert; Tarantella von Rossini; Mélodies hongroises; Phantasie über „Don Juan“; Valse infernale aus „Robert der Teufel“; Phantasie aus „Niobe“; Marche des Tcherkesses.

Während das Publikum in Begeisterung delirierte (Damen zerrissen z. B. einen Handschuh Liszt's, der zu Boden gefallen war, in kleine Fetzen, rauchten um diese kostbaren Reliquien und stopften sie dann in den vor Entzücken wogenden Busen! . . . so erzählt wenigstens P. Borel) — fand die Kritik doch nötig, die ganze Erscheinung des Meisters, sein Thun und Treiben, mitten unter Anerkennung und hohem Lob, mit kleinlichen Bissen und Sticheleien zu verfolgen, in jener miselnden Art, die wir Deutschen mit „Berlinisch“ bezeichnen. Über seinen ungarischen Ehrensäbel, seinen neu verliehenen Adel, über die Größe seiner Stiefel; über den Umstand, daß Liszt's Hand, in Gips geformt, käuflich zu haben sei; daß eine Medaille auf sein Erscheinen geprägt wurde; daß er mit vollen Händen von seinen reichen Einnahmen an Bedürftige schenkte (dem Violoncellisten Piatti z. B. ein Stradioari-Cello, damit der Leramte auftreten konnte) und so fort — wurde des Weiteren und Breiteren geschrieben, und die Herren Kritiker versäumten nicht, sich das „würdigste“ Denkmal der Arm-seligkeit zu setzen, womit der inferiore Mensch stets und überall unter den unheimlich hellen Strahlen des Genius sich eine gewisse Sorte von Theristes-lusterblichkeit zu schaffen bestrebt ist. Gerne kramt da einer die Geschichte von dem verunglückten Konzert aus, in welchem Liszt (1840, nach der Rückkehr von Weidung), durch vorher gegangene Kränkungen irritiert, den Wienern mit

*) L'Entr'acte (H. Thiern); La Presse (Theophile Gautier); Journal des Débats (Julius Janin); Le Corsaire (Giorentino); Messenger (Ed. Thiern); Le Globe (B. Jouvin); Le Commerce (Petrus Borel); l'Europe musicale (Louis Gerfon); Revue et Gazette musicale (Blanchard); Democratie Pacifique (Mlyre B.); Monde musicale (A. M.); La France Théâtrale, Constitutionnel, Journal de Paris, Gallignani's Messenger, Charivari und Satan.

der Verhöhnung des Nationalliedes helle Schmach angethan haben sollte; ob die Sache wahr ist, entzieht sich meiner Beurteilung, möglich ist sie bei Liszts jäh aufflammendem Temperament, seinem „gerechten Stolz“ und der Mißachtung des Künstlers Seitens gewisser, besonders aristokratischer Kreise. Vielleicht auch mußte 1844 die Pariser Kritik etwas Schatten in das leuchtende Gemälde bringen, um den vergötterten Thalberg ein wenig zu trösten. Oder war's die grimme Feindin des einst geliebten Freundes, die dahinter steckte, die Gräfin d'Agoult? — Quien sabe!

Eine gewisse Gereiztheit lag jedenfalls in der Luft, der sich keiner „Detter um Liszt“ damals entziehen konnte, und diese Stimmung hätte einmal beinahe zu einem blutigen Eklat geführt. Die Geschichte dieses Vorfalles ist, glaub' ich, noch nicht bekannt, und ich gebe sie hier nach den mir vorliegenden Originalbelägen.

Zwei Tage nach dem zweiten Konzert hatten Liszt und seine Intimen ein heiteres Diner (vielleicht oder vermutlich war's der noch zu erwähnende Kreis der „Hungaria“; vergl. den Brief aus Jassy, 1847) — und es mag dabei ohne Schonung der guten Weine der Maison Dorée vorgegangen worden sein. Unter den Tischgenossen befand sich der irische Komponist Balfe, der in einem erst lebhaften, dann hitzigen Gespräch mit Liszt sich zuletzt einen so scharfen Ausdruck entschlüpfen ließ — keltisches Blut! —, daß die Streitenden getrennt werden mußten. Liszt beauftragte meinen Vater mit der Fortführung der Sache, und dieser wandte sich brieflich am nächsten Morgen an Balfe:

M. Balfe, 6, rue Laffitte, Paris.

Monsieur.

M. Liszt, à la suite d'une conversation, qu'il a eu avec vous hier à diner, m'a chargé de vous demander les explications que la fin de cet entretien exige. Je vous prie donc de me donner votre heure pour m'acquitter de cette mission.

J'ai l'honneur, etc.

v. S.

Balfe antwortete:

Mon cher Monsieur.

Voulez vous avoir la bonté de voir mon ami M. Fiorantino, je l'ai [sic] déjà donné mes instructions.

Croyez moi, etc.

M. W. Balfe.

Mit Fiorantino (dem früher erwähnten Kritiker des „Corsaire“) setzte sich nun mein Vater in's Benehmen, und die beiden Kartenträger hatten die Freude, noch am selben Tage die Sache völlig beizulegen; das Dokument hierüber, von Fiorantino's Hand geschrieben, trägt ein „F“ als Reliquienstempel und lautet (im Auszuge):

Nous soussignés . . . avons acquis la certitude qu'il n'y a eu, de part et d'autre, aucune intention blessante, . . . et par conséquent M. Balfe n'a pu ni voulu attacher à ce mot un sens offensant. Nous avons donc décidé . . . que ces loyales explications terminent cette affaire de la manière la plus satisfaisante.

Paris, le 28 Avril 1844.

Florentino.

Boa de Seydlitz

* * *

Einige Tage später trat Liszt zum dritten Male vor's Publikum, und zwar in Berlioz' Konzert am Samstag, dem 4. Mai, ebenfalls im Theater „Italien“, das der damalige Impresario Vatel, ein wahrer Hausleerer offenbar, zum Gespötte der Kritik verwaltete; L. Pohl in „H. Berlioz' Leben und Werke“ irrt, wenn sie das Konzert auf den 6. April und in die Römische Oper versetzt — die mir vorliegenden Preßberichte beweisen es.

Der Haupterfolg dieser echt brüderlichen Unterstützung des immer schwer mit dem Geschick (und mit sich nicht minder) ringenden Berlioz war für Liszt die Wiedergabe des Weber'schen Konzertes mit Orchester; die gesamte Kritik erschöpft sich in den stärksten Ausdrücken der Bewunderung. Außerdem enthielt das modern-überlange Programm: *Airs hongrois*, Phantasie „Don Juan“, *Reiterlied* (Herwegh); ferner, als Pflaster auf die Wunden des geschlagenen Gegners Thalberg, dessen Phantasie für zwei Klaviere (gespielt von Liszt mit Signora Cambiasi aus Mailand); das „Inflammatur“ aus Rossini's „Stabat mater“; ein Terzett von Rüden; das „Hexameron“ (mit Doehler zusammen), und von Berlioz' Werken eine ganze Reihe, comme de droit: Overtüre zu den „Behmrichtern“, einen Teil der „Harold-Symphonie“ (oder die ganze?); den „Römischen Karneval“; die Ballszene aus der „Symph. fantastique“ — zuerst vom Orchester vorgetragen, dann unmittelbar darauf von Liszt allein auf dem Flügel wiedergegeben!

Von fast Allen gern, von den Übrigen widerwillig bewundert, beeilte sich Liszt, diesem — man darf's so nennen: Privat-Wohlthätigkeits-Konzert ein solches für öffentliche Wohlthätigkeit anzufügen: am 11. Mai entzückte er durch reichliche Spenden seiner Kunst das in der Salle Herz versammelte Tout Paris in einem Konzerte, welches die Fürstin Belgiojoso zum Besten der Waisenanstalt von Gros-Cailhou arrangiert hatte. Programm: *Méodies hongroises*, Phant. über „La Sonnambula“ und über „Lucrezia Borgia“; die Romanze „Il m'aimait tant“ (Text von E. Girardin); zwei Chöre, worunter der Studentenchor aus „Faust“, gesungen von dem damals noch jungen Berliner Stern'schen Gesangsverein unter Stern's Leitung, — und endlich der „Römische Karneval“ von Berlioz, auf zwei Klavieren: an einem hatten Liszt und Pigis, am andern die Herren Heller und Hallé Platz genommen.

Über weiteres Auftreten Liszts in jener Pariser Saison habe ich keine Beläge; doch blieb der Held noch den ganzen Mai dort, da ich ein Stammbuchblatt mit seiner Unterschrift vor fand, welches das Datum des 29. Mai trägt.

Es würde wohl von Interesse sein, näher auf die Kritiken einzugehen, um zu zeigen, in welcher Weise sich damals die überwältigende Erscheinung Liszts in den Köpfen einiger der bedeutendsten Kritiker und Schriftsteller von Weltruf — Jules Janin, Theophile Gautier z. B. — spiegelte; aber es würde den hier verfügbaren Raum überschreiten und den Leser doch vielleicht verwundert fragen lassen: ist dies denn eine deutsche „Gesellschaft“, oder bin ich in eine französische Société unter Louis Philippe geraten? Darum beschränken wir uns auf die noch zu gebenden Briefe, die ja unter stillschweigend vorausgesetzter Zustimmung unserer Leser ohnehin im Originaltexte — zugleich diplomatisch getreu, mit allen Schreibflüchtigkeiten — hier reproduziert werden, um nicht durch Übersetzung eines guten Teiles ihrer Reize verlustig zu gehen.

* * *

Der nächste Brief Liszts ist aus Jassy, vom 4/16. Januar 1847 datiert, ganz durchlöchert (eine Quarantäne-Maßregel der Post jener Zeit), und lautet:

V.

Temesvar und Débrézin! c'était comme mon Montjole - St. Denis! s'il vous souvient encore de nos Diners de la Hungaria à la Maison Dorée....

Eh! bien, mon cher ami mes pressentimens étaient justes. et quelqu'endureté et racorni que vous me sachiez à l'endroit de mes succès, j'avoue que pendant ces derniers 3 mois que j'ai passé en Hongrie et en Transylvanie il m'est venu plus d'une fois de sérieuses émotions au coeur!... mais je ne veux pour aujourd'hui ni vous ennuyer par mes descriptions de l'incroyable et de l'impossible ni même vous parler plus longtemps de moi — — à moins de changer de langue et cela pour vous citer 3 lignes que j'écrivais dernièrement à un mien ami et qui résument à peu près pour moi l'impression de ce dernier voyage:

„Von allen jetz lebenden Künstlern bin ich der einzige welcher ein „gerecht stolzes Vaterland gerecht stolz aufzuweisen hat“

„Während sich andere mühselig in den seichten Wässern des stets „sparsameren Publikums abplagen müssen, siege ich frey vorwärts auf „der vollen See einer grossen Nation . . . — Mein Nordstern sey dass „Ungarn einmahl stolz auf mich hindeuten kann —“

Teleky et Bethlen (Gabor) viennent d'être nommé Deputés à la Diète de Transylvanie — Probablement à cette heure ils auront déjà eu occasion de poser et de se dessiner car les séances ont commencé les premiers jours de janvier. Teleky pour son debut a fait un charmant tour d'escamotage constitutionnel qui lui a donné beaucoup de relief; Il est maintenant un des 3 ou 4 Cortes-Anführer les plus populaires et fait

des courses ou plutôt des incursions avec 12 ou 1500 Cortés à sa suite aux restaurations politiques.

Bethien et Teleky m'ont accompagné de Clausenburg à Bukarest. Notre caravane était des plus pittoresques . . . quatre voitures attelées de 8 chevaux chacune . . . Belloni et Parray (Secrétaire de Teleky) faisant le frikot à chaque station de nuit . . . Des Chibouks et des Cigares à profusion . . . et enfin 3 heures de Tarrok quotidien (connaissez vous ce merveilleux jeu et les charmantes finesses du Pagat nitimoi) . . . Assurément c'est là un de mes meilleurs souvenirs que ces 8 jours passés en route avec de si excellents compagnons.

A Bukarest le Prince Michel Ghika a eu la bonté de mettre tout son palais qui est un des plus beaux de la ville à ma disposition etc etc.

Vous souvenez vous de M. de Karatsony qui était à Paris en 44, rue Lafitte? Je l'ai retrouvé à Temesvar, où il m'a fait la plus royale hospitalité. Depuis la mi novembre nous voyageons ensemble — notre itinéraire est ainsi arrêté — Jassy, Kiew, Odessa, et pour les premiers jours d'avril, Constantinople. Si vous avez le loisir de me répondre adressez Poste restante Odessa. Nous y arriverons vers la mi ou fin Fevrier.

Que devient notre ami Sacha Villers? Est-il définitivement investi de la dignité de Secrétaire d'Ambassade à Vienne. Et Schober? Que deviennent ses Suodois à la suite à Weymar? Ecrivez moi d'eux, et parlez leur de moi . . .

Rappelez moi très affectueusement au souvenir de Madame la Baronne de Seidlitz, et agreez de nouveau, mon cher ami, l'expression des sentiments constamment les mêmes

de votre tout
affectueux

Belloni me charge de mille
choses pour vous.

F Liszt

Zu diesem bedeutenden Schreiben ist leider von Seiten des „Erklärets“ ein Fragezeichen zu setzen — da nämlich, wo Liszt den Adressaten an „Montjoie-St. Denis“ erinnert. War dieser altfranzösische Schlachtruf (etwa: „Unser Ort der hl. Dionys!“) vielleicht der Titel einer Improvisation, die gelegentlich eines jener Hungaria-Diners durch den Meister zur Wiedergabe gelangte?

Die Schweden à la suite Franz von Schobers werden unzweifelhaft dessen in Stockholm gelegentlich seiner (Schobers) dortigen diplomatischen Thätigkeit erworbenen Freunde sein. Schober selbst*) (später der Gatte meiner Tante Thekla von Gumpert) stand damals noch sehr in Gnade bei Liszt; aus den späteren Briefen wird man das Ende dieser Gnade heraus lesen. Als ich einmal in den 70er Jahren Liszt an Schober erinnerte, machte er ein sehr faltiges Gesicht, die mächtigen Brauen deckten die geschlossenen Augen beinahe

*) Vergl. auch „Gebichte“ von Fr. v. Schober, bei Cotta 1842; dort die beiden Liszt-Gebichte auf Seite 115 und 117.

ganj, und er meinte: „Hm — ich habe sehr gesucht ihn zu heben, zu halten — aber, enfin, es war das in ihm, was nicht hätte sein sollen, — vous comprenez?“ — Ich verstand nur zu gut . . .

* * *

VI.

Comment parler du lendemain aujourd'hui, mon cher ami?

Pardonnez-moi donc si très contrairement à mes habitudes je viens de manquer à une promesse que je m'étais fait tout autant qu'à vous. Des nouvelles par estafette qui me sont parvenues avant hier à Weymar m'ont obligé à changer de Wagon hier matin à Dresde sans me permettre de m'y arrêter davantage. Du reste il est très probable que dans le courant de ce printemps nous nous reverrons à Dresde et que ce qui est différé ne se trouvera pas perdu pour moi.

Un de mes compatriotes, le sculpteur Dosnay, très brave et honorable garçon viendra vous trouver un de ces quatre matins, avec une carte de moi. Veuillez bien l'accueillir avec bienveillance et le présenter à Villiers etc. (*N.B.* quoique fort pauvre ce n'est nullement un cultivateur de carottes). Je lui ai laissé aussi quelques mots de recommandation pour Hänel —

Veuillez bien aussi vous charger de mes sincères amitiés pour ce dernier, ainsi que pour Semper, et Wagner

A revoir bientôt; et toujours

tout à vous

F. Liszt

P. S. J'espère vous apporter la Suite des cigares, dont Genast (auquel vous direz mille choses de ma part) vous a communiqué les trois premiers numéros. Si vous avez le temps écrivez moi par retour du courrier, à l'adresse du P^{ce} Liebnowsky, Ratibor.

Cosel, 28 mars 1848

Veuillez bien aussi me faire un plaisir, celui de faire prévenir M. de Wolansky demeurant à l'hôtel de France à Dresde, et de mon départ précipité de Weymar, et de l'ajournement de ma course à Dresde.

Von den hier erwähnten Zigaretten müssen später noch mehrere „Folgen“ gekommen sein, denn ich erbte beim Tode meines Vaters noch ein Kistchen dieser gigantischen, aber vorzüglichen Rauchrollen; in den 40er Jahren war das Trio Liszt-Teleki-Seydlitz als das unermüdetliche Raucher bekannt, und mit den Riesenzigaretten wechselten die Tschibuks unaufhörlich ab, deren dichter Qualm noch in späten Jahren in meiner Mutter Erinnerung lebte. Liszt, wie alle Großen, gab sich mit Kleinem nicht ab; R. Wagner wußte noch 1878 eine heitere Geschichte von einer ganzen großen Kiste echter Panamahüte zu erzählen, die Liszt erhalten hatte, und mit deren Inhalt er lange Zeit alle Leute beschenkte, da zum Selbst-Auftragen der Hunderte von Hüten Jerusalems Alter nicht genügt hätte.

Ein kurzes Billet ohne Datum dürfte in's Jahr 1848 noch mit hinein gehören; die darin auftauchende Erwähnung des Schumann'schen Ehepaares ist von Interesse:

VII.

Je suis désolé de mon inexactitude mon cher ami — mais je croyais vous avoir dit entre trois et 4 — et il n'était pas encore tout à fait 4 heures quand je suis rentré —

Je suis trop intéressé à tenir ma promesse envers Madame de Seydlitz pour songer à y manquer —

Malheureusement je ne pourrai passer que quelque momens chez vous ayant demandé à Schumann de me faire connaître son nouveau Trio, etc. etc. Or les Schumann me font l'effet de gens qui se couchent de bonne heure et conséquemment je serai obligé d'arriver chez eux à 8 heures.

Si vous avez une minute vers les 6 ou 7 heures il serait très amical de votre part de venir fumer un cigare à l'hôtel de Saxe d'où nous irions avec Villers chez vous Prima sera —

Mille amitiés

Vendredi.

et tout à vous

F Liszt.

Vor oder nach diesem Brief ist bei meinen Eltern, damals Dresden, Halbegasse wohnhaft, ein Diner in Szene gegangen, dessen ich hier nur Erwähnung thue, weil Wagner sowohl als auch Liszt sich 1878 noch lebhaft dessen erinnerten. Außer Liszt und Wagner nahmen Schumann (ob Robert oder Frau Clara, oder Beide zusammen, kann ich aus dem mit vorliegenden Tischzettel nicht mehr entnehmen), ferner Rietschel, Hübner, Vendemann und der bekannte Arzt Geh. Rat Walther Teil. Vom Menu (denn auch das liegt mit vor) will ich nichts verraten; wohl aber, daß nach dem Essen eine erregte musikalische Debatte sich erhob, an deren Schluß Liszt von Worten zur That übergieng, d. h. sich an den Flügel setzte und anstatt der Theorie nun die alles besiegende Praxis seiner Finger walten ließ. Trotz der Anwesenheit Wagners hatte sich unter den Tischgenossen offenbar eine „konservative“ Strömung bemerkbar gemacht, und um dem Freunde zum Sieg zu verhelfen, griff eben nun Liszt zur „Praxis“. Ehe er aber recht anfieng, winkte er eifrig meine Mutter heran — sie mußte sich ihm gegenüber so setzen, daß er sie beim Spielen sehen konnte — „comme à Posen“, setzte er hinzu. Es kann kaum eine edlere, königlichere Huldigung an eine Frau gerichtet werden.

Die zwei letzten Briefe, die mir erhalten sind, stammen bereits aus dem Winter 1851—52. Der erste wird besonders interessant durch die darin ausgesprochene Hoffnung auf baldige glückliche Lösung der „Tragödie auf der Altenburg“. Wer Mad. Dudangi ist, konnte ich nicht erfahren. Der im letzten Briefe erwähnte Herr von Roscielsky, „der im Sekt schwimmt“, war ein sonderbarer

Abenteurer, einer jener eleganten Irsterner der hohen Gesellschaftskreise, die in der modernen Zeit nicht mehr recht geheißen können und fast wie verspätete, letzte Dämmer Schatten des längst verschwundenen 18. Jahrhunderts anmuten.

* * *

VIII.

Je vous sais très bon gré, mon cher ami, de vous souvenir de moi et de me continuer les bons sentimens que vous m'avez si bien témoigné en plusieurs longitudes et latitudes. Il m'a été très agréable d'apprendre en même temps que vous aviez pris votre position naturelle dans la 1^{re} Chambre de Berlin et vous fais mes sincères complimens à ce sujet — Les événemens des dernières années ont englouti ou écopé beaucoup d'hommes plus ou moins valides; raison de plus pour applaudir à ceux qui ont su se maintenir fermes et droits. —

Pour ce qui est de mon modeste individu, dont vous voulez bien vous informer amicalement, j'ai peu de choses à vous en dire. Mon activité extérieure est quant à présent passablement circonscrite; mais ce néanmoins je ne laisse pas que d'avoir fort à faire. Je tâche très sérieusement et simplement d'être un homme de bon sens (pas trop bête, s'il se peut!) et un musicien comme il faut. Il est à espérer que je ne dévierai point de cette ligne, et pour marcher plus assurément vers mon but, je dois nécessairement laisser un certain nombre de choses et d'individus en dehors de mes soucis quotidiens. Le brave Schober rentre dans cette catégorie et je ne suis pas surpris qu'il n'ait su quelles nouvelles vous dire de moi, car nous ne faisons guère que nous recoutrer de loin en loin à quelque Concert de Cour. Sa longue maladie et ses interminables sonnettes esthético-sentimentales l'ont singulièrement endommagé au physique et au moral; et si vous me passez ce néologisme allemand je vous dirai tout bonnement — dass er sich nach und nach gänzlich vor-couveurt und ver-Schobert hat.

L'aspect musical de Weymar a gagné en intérêt depuis votre départ. Nous possédons maintenant un Concert-Meister d'un talent vraiment extraordinaire, M. Joachim, et aussi un Violoncelle des plus distingués, M. Cossmann. Si comme il est probable, nous faisons encore quelques acquisitions de ce genre notre Orchestre sera bientôt sur un pied des plus respectables. Le répertoire de l'opéra prend aussi peu à peu une autre tournure que ci devant. En fait d'ouvrages nouveaux ou représentera cet hiver Beuvenuto Cellini de Berlioz (qui jusqu'ici n'a été donné sur aucun théâtre d'Allemagne), Ernani de Verdi, et un nouvel ouvrage de M. Vesque (Hoven) de Vienne, „der lustige Rath“ — sans compter les deux chefs d'œuvres de Wagner, Taubhäuser et Lohengrin, représentations qui seront annoncées dans le Journal de Berlin, attendu que j'ai reçu une douzaine de lettres qui me demandaient quand elles auront lieu.

Avez-vous parcouru les deux brochures que j'ai publié dans le courant de cette année? („De la fondation Goethe à Weymar“ — et „Lohengrin

et Tannhäuser*) — si vous aviez quelque loisir pour vous occuper de ces choses je vous les enverrais volontiers.

Encore mille remerciements, mon cher ami, de votre excellente lettre. Je me charge volontiers de vos compliments pour Ziegessar (avec lequel je suis recté lié de sincère et dévouée amitié) et M. de Maltitz qui est devenu Excellence (russe) depuis quelques mois. M^{me} la Princesse sera charmée de renouveler connaissance avec vous et en attendant vous envoie ses compliments par mon intermédiaire. Dans quelques mois j'espère enfin pouvoir vous adresser une lettre de faire part qui me rendra heureux selon tous les vœux et toutes les espérances de mon cœur. — — —

Veillez bien présenter mes respectueux hommages à Madame de Seydlitz, et croyez moi bien à toujours

votre très affectonné et
dévoté

Weymar, 18 Décembre

1851

F. Liszt

Bolloni est à Paris et demeure 36, rue des Martyrs (fbg Montmartre)

Si Madame Dudanyi est encore à Berlin, veillez la remercier de son bienveillant souvenir, et l'assurer de celui que j'ai gardé de son amabilité.

IX.

Puisque vous avez la bonté de me porter quelqu'intérêt, veillez bien mon cher ami, prendre pour règle de ne jamais ajouter foi aux commérages des journaux et même de telles ou telles lettres particulières sur mon compte. Par rapport à la question que vous me faites sur mes prétendus projets d'un voyage à Vienne, je puis vous répondre en toute assurance qu'il ne saurait aucunement être question pour moi de rentrer dans une carrière que j'ai suffisamment courue et parcourue, et à laquelle j'ai définitivement renoncé depuis près de cinq ans. Si vous avez bonne mémoire, vous vous souviendrez que je vous ai dit à Dresde et à Weymar (en 48, et 49) que j'avais une fois pour toutes donné ma démission de Pianiste à mon dernier voyage de Russie (47) et que sous aucun prétexte je ne me remettrais à ennuyer le Public de mes dix doigts; or vous me connaissez assez pour savoir que je tiens parole, aux autres et à moi-même. Si des cataclysmes, improbables à mon sens, venaient à bouleverser de fond en comble l'Europe, j'essayerais de trouver un refuge aux Grandes Indes, l'Amérique étant devenue une espèce de lieu commun artistique, qui ne me tenterait que médiocrement. — En attendant je travaille paisiblement, tant que je puis, de ma tête et de ma plume, et ce n'est qu'en continuant à besogner de la sorte pendant quelques années, qu'il me sera possible d'atteindre à ce point de renommée supérieure et solide que j'ambitionne sérieusement.

Schober a commis un nouveau Prologue pour la fête de S. A. R. le Grand Duc, le 2 Février dernier; du reste je n'en ai rien entendu si ce n'est qu'il est toujours à la recherche d'un cœur introuvable qui lui offre une ébanière et beaucoup d'autres agréments. Koszielski nage dans le Moët, et c'est là une occupation fort sensée qu'il a prise. En passant

dernièrement par lui il me fit un éloge tout particulier d'une nouvelle qualité de Champagne „le Président“ que la maison Moët a mis en circulation. Je suppose qu'à Berlin il en pleut; mais ici on attend M. de Talleyrand, nouvellement accredité auprès de notre Cour, pour y goûter.

À propos de Diplomate, Villers m'a annoncé son passage à Weymar pour les premiers jours d'avril — j'espère que cette nouvelle ne tournera pas en poisson d'avril, et me réjouis fort de le revoir.

Je vous quitte, mon cher ami, en vous priant de vouloir bien me compter toujours parmi vos très affectionnés et dévoués

27 mars 52. Weymar.

F. Liszt

Collini de Berlioz a été donné deux fois de suite et sera maintenant à notre répertoire pour l'instruction de ceux-là même qu'une fortune bêtise empêche d'avoir du goût pour les belles œuvres.

Le succès de cet opéra git tout entier dans la manière dont il est exécuté et écouté; nul doute que ce succès ne s'établisse où il se rencontrera un Personnel qui saura le chanter et le jouer; — et un auditoire qui saura l'apprécier et le juger comme il doit l'être.

Veillez bien je vous prie vous charger de présenter mes respectueux hommages à Madame de Seydlitz. N'aurons nous pas le plaisir de la voir ici, où l'on conserve de vous un si excellent souvenir? —

En attendant je vous souhaite tous les plaisirs imaginables à vos six commissions!



Mombert.

Von Gustav Kühl.

(Stegith.)

„Wir sind einsame Feuert.“

Im dritten Jahr vor dem Jahr zweitausend
warf ich dies Buch auf einen Riesentisch,
hörte das Meer, erschüttert drunter brausend,
und zog den großen Vorhang über mich.

Mit diesem Epilog schloß Alfred Mombert sein letztes und eigenes Gedichtwerk „Die Schöpfung“.*)

Ich erfahre, daß der Selbstmörder angelegentlich über neuen Schöpfungen brütet. Jene grandiose Geste war demnach eine Selbsttäufchung. Aber

*) Der Aufsatz ist vor Erscheinen von Momberts „Denker“ geschrieben.

war sie das? War sie wirklich nur der ehrliche Ausdruck jenes Gefühls der Erschöpfung, das jeden Künstler nach Vollendung seines Wertes eine Zeit lang beherrscht? Oder war sie eine Täuschung um des künstlerischen Effektes willen? Oder gar ein Hohn, eine Farce?

Ich vermute, alles Drei. Mombert ist kein Schauspieler und prostituiert sich nicht. Er ist auch nicht so eitel, sich privatim in einer malerischen Stellung vor den Spiegel zu postieren. Dennoch ist sein Geist so reflektorisch, daß er aus den entrücktesten Traumphantasien durch sein Selbstbewußtsein wie durch ein Ungeziefer aufgestört werden kann: Das war ich! Mir, Alfred Mombert, rann Blut von der Stirne, da ich zuerst das Licht erfann! — und während er schreibt, gedenkt er schon des Fremden, der dies einst lesen wird „bei der Nachtlampe“. Da er eine zu lyrisch-aufrichtige Natur ist — der Lyriker ist der Offenbarer seines Innern wider Willen — so stellt sich mit solcher Reflexion zugleich eine gewisse aesthetische Übelkeit, ein Mißtrauen ein, kehrt sich vermittels einer nahe liegenden Objektsverwechslung gegen die Welt und bricht zuweilen in Gehässigkeiten aus, die den Dichter jeder Liebenswürdigkeit entkleiden.

Ich sehe in diesem Zwiespalt in der Natur Momberts, die mit einem Auge schaut, mit dem andern sieht, die Ursache, weswegen seine Dichtungen weder künstlerisch noch menschlich den Eindruck einer harmonischen Größe machen, den man von einem Träumer mit so wacher Phantasie, von einem Gestalter mit so fester Hand, von einem so seelentief blickenden Propheten erwarten sollte. Er träumt . . . und berechnet, er schafft — und er zerstört. Und je gewaltiger sich seine dichterische Kraft mit der Zeit steigerte, desto peinlicher drängen sich auch die Dissonanzen auf, in denen sein Wesen schwingt.

* * *

Als Mombert anfing, war seine lyrische Selbstdarstellung noch nicht nackt. Er begann, wie alle Dichter, mit „Gedichten“. Vorwiegend nach dem Rezept Heine:

Es flackert die Laterne,
es glühert der Bazar,
ich führe am Arm die Sterne
des rauschenden Boulevard!

— — — — —
Ein Krüppel hockt' an der Gasse
und starnte mich an voll Ruh . . .
Mir ward so seltsam zu Mute . . .
kalt steinern — —

Schon hier aber eine Mombert'sche*) Nuance: der leierige Rhythmus ersticht am Schluß. Sein Mund ist nicht für solche Töne gebaut; er entläßt die spielenden Taktgeister, die nur zur Oberflächlichkeit verleiten, und nimmt, während sein grübelnder Blick sich nach innen wendet, die ehrliche kraßbürstige Magd Prosa in Dienst, so daß seine poetische Diktion nun an Arno Holz erinnert. Später aber, wie sein Geist sich aus dem zeitlichen Leben in's zeitlose Weltall entrückt, wie die Glut mystischen Schöpfergefühls und -gewühls in ihm empor wallt, beginnt das Wellenschlagen eines neuen Rhythmus in seinen Versen; seine Sprache wird prophetisch wie sein Geist, es ist als ob die Melodien des Alten Testaments noch einmal lebendig würden:

Stürme sind verbraucht über meiner Seele,
des ist ihr Haar rauh worden . . .

Bringt meine Sonnen her, ich will sie schweißen
und sie heiligen und sie eure Kinder heißen . . .

Und ich will alles neu machen . . .;

auch der Gräzismen des Neuen Testaments bemächtigt er sich:

Du, du einst im Anfang!

und eine freie Form dithyrambischer Gefänge entsteht, die trotz ihrer modernen Ursprünglichkeit überraschend den religiös-weltlichen Expektationen Klopstocks und seiner Kostgänger ähnelt. Klingt es nicht fast wie Mombert, wenn wir ein Gestammel vernehmen:

O du in mir — wo nehm' ich Namen her für dich?

Das sind Worte Lavaters.

Indessen behielt Mombert den Reim bei. Doch wandelt sich dieser in seiner Hand zu etwas ganz Neuartigem. Er kann nicht mehr die Blüte einer rhythmisch empor steigenden Verszeile sein, er ist aufgesetzt, manchmal schier den künstlichen Blumen vergleichbar, die um Weihnachten auf Kindergräbern an den Tannenbäumchen stecken. Der Reim steigert hier nicht den Empfindungsausdruck, sondern er wirkt als Hemmschuh; er vertritt das künstlerische Bewußtsein, während der Rhythmus zügellos ist. Eines der frühesten Gedichte Momberts lautet:

Die Begegnung.

Du kennst mich nicht mehr.

Die Zeit verändert sehr.

*) Ich habe Goethe's Ballade „Der ungetreue Knabe“ nicht übersehen.

Dein Händchen küßte mich an.
 Ich dachte wieder daran,
 wie 's uns gewaltig erschreckt,
 aus süßem Schlummer geweckt.
 Wir haben herzlich gelacht.
 Es war in der ersten Nacht.

Der Anfang läßt wie die Reimerei eines Kindes, spröde und ungeschickt. Und plötzlich macht die letzte Zeile das Ding zum Gedicht: ein reifer, müder Mensch sieht in sein Leben.

Es ist eine Eigentümlichkeit des Reims, daß er den Dichter auf Klänge und Bilder bringt, die ihm sonst nicht gekommen wären; die Tatsache, daß die Sprache dem Dichter souffliert, gilt durchaus nicht bloß für das Volkslied und für die Winkelpoeten. Nicht etwa, daß der Dichter ein Bild, einen Gedanken um des Reimes willen brächte; seinem Bewußtsein wird allemal das Bild lebendig sein und der Klang nur eine Folgeerscheinung, ähnlich wie ein Laut, der dem Schlafenden zum Anlaß eines Traumes wird, für das Bewußtsein das Ende dieses Traumes bedeutet. Ein Klang, selbst ein abgeschmackt fremder, verursacht einen poetischen Einfall, und der Einfall, das ist nun bei Nombert so eigen, giebt sich unmittelbar in reinsten Stimmung:

Ich werde dich zerschmettern.
 Ich werde dich durchblättern,
 ein kleines Buch an einem kühlen Abend.
 Und werde dich fallen lassen
 aus selig ausgestreckter Hand
 in den roten Sonnenbrand.
 Hinab in mein userloses geliebtes Meer.

Mit einem Ruck löst hier das abrupte Wort „Durchblättern“ die Vorstellung eines poetischen Erlebnisses aus. Der Impressionismus ist auf die Spitze getrieben, die Phantasie wird von jedem Augenblickeindrucke hypnotisiert und folgt ihm mit aller Kraft. Daher wandelt einen oft genug die seltsame Versuchung an, in Nomberts Dichtungen zu ändern, um zu stellen, zu streichen u. s. w.; und dann kommt man doch wieder dahinter, daß ihm nicht zu helfen ist, daß all' diese Unstättigkeit ihr Gesetz in sich trägt.

* * *

Es ist das Sonderbare in seiner Anschauung, daß er seine Träume mit den Eindrücken der Wirklichkeit vermischt. Das thut in seiner Weise auch Riliencron im „Boggfred“, schließlich jeder Dichter; aber Nombert

läßt der Mischung nicht Zeit, sich zu klären. Seine Bilder haben etwas Unkörperliches; sie freßen einander auf, und man sieht manchmal das Aufgefressene wie bei Infusorien noch durch den Leib des andern hindurch. Sie gleichen den Phantasien eines Kranken. Was bei Liliencron eine Folge geistiger Regsamkeit ist, ist hier ein Zeichen der Lässigkeit, ein Defekt. Er wohnt in goldenen Sonnenlanden, in Palmenkronen, umschwirrt von bunten Vögeln, und weiß beschneite Männer treten in sein Zimmer, fühlen ihm den Puls, sagen: „Bis zum Morgen“ . . . und er singt, singt aus seiner Palmkrone! Oder er hört seine Thür zumauern, während er im Starrkrampf sitzt, hört eine Leiter anlegen und sein Fenster vergittern und fühlt die weißen Lampen, die heißen Lampen drohend über seinem Haupte hängen — wie ein Irrsinniger, wie Strindberg in seinem „Inferno“. Und er wird sich selber fremd: eine Frau pußt die Fenster seines Zimmers;

da hört' ich plötzlich meine Stimme sprechen:
„Was machen Sie denn dort?“

Man denkt, es ist ein Alkoholiker, der da vor sich hin stiert, ein Markotiker, ein Omphaloskop. Aber das ist alles noch nichts. Vergangenes, Gegenwärtiges, Erträumtes, Erdachtes dringt zu gleicher Zeit auf sein widerstandsloses, dumpf ergebenes Gehirn ein mit einer Macht, die bald befremdend, bald erschütternd wirkt. Das Gedicht „Ich will tief schlafen, bevor ich schreibe“, eines seiner mächtigsten im Guten und Schlechten, ist von fast gefährlicher Wahnsinnskraft. Ein vergilbtes Adelsbuch, Stefanie Luise und die uneheliche Tochter Lionardo's; seine eigne Geliebte, Luise, und der trauernde Kopf des großen Künstlers; dann, während er schreibt, eine Erinnerung an den Tod einer kleinen Schwester, der ganze blutige Untergang seines Hauses, die Mutter umstürzend, der Vater am Boden röchelnd und das aufgekehrte Antlitz noch einmal ihm zuwendend — das tritt alles grauenhaft durch einander gerüttelt, in unheimlicher Nähe vor seine Augen, und wie eine tiefe Erlösung umschleiert ihn endlich die trostlose Vision:

Ich sah, im Dunkeln sitzend,
einen unabsehbaren Zug
verhüllter Kinderleichen
über die Bühne des rauschenden Ozeans
von murrenden Greisen
vorüber getragen
in die Nacht, in die Nacht, in die Nacht.

Wird sie anhalten, diese Vision? Ein Augenblick, und dann ist da eine dunkle Eibe, ein Wasserfall, der Moud über der Nachtwüste, das

Meer legt sich um seine Hand, die Sonne in seinen Schoß . . . es ist auffallend, wie in diesen unsicheren Traumgebenden die Dinge an jäher Blut gewinnen; sie sind nicht mehr körperlose Gesichte, sondern wirkliche Wesen von schemenhaftem Leben, nahe kommend und den Einsamen berührend. Die Lichtstrahlen dieses Mondes scheinen nicht nur die Augen, sondern alle Nerven der Haut bis in Körper, Herz und Gehirn hinein zu affizieren, so grell, so stechend sind sie.

Es giebt keine Perspektiven und Größenverhältnisse in Nomberts Anschauung, keine architektonischen Maße — nur den Raum. Ich weiß nicht, ob diese Thatsache als ein Manko auf die mangelhafte Raumvorstellung des jüdischen Gehirns zurück zu führen ist, die, ein höchst sonderbares Phänomen, sich in der jüdischen Litteratur wie beim Unterrichte jüdischer Kinder vielfach aufdrängt. Jedenfalls gehen zahlreiche Bilder Nomberts über die Vorstellungsfähigkeit eines germanischen Kopfes ebenso hinaus wie die Bilder des Daniel, des Deuterofacharja und der so genannten Offenbarung Johannis. Doch sind die Gesichte Nomberts nicht so naiv wie die seiner Ahnen; oft verbarrikadiert er sich ganz absichtlich mit allerlei unanschaulichen Schrullen, genau wie seine mittelalterlichen Geschmacksverwandten, die Dante und Wolfram von Eschenbach, das zu thun liebten.

Das romantische Düstter seiner Landschaft verdichtet sich aber noch durch das Zueinanderfließen von Ich und Du. Das Ich des Dichters ist bald der Schaffende, bald das Geschaffene; es ist die Welle, die Gott spiegelt, es ist der siegreich heim gelehrte Kaiser, es ist Gott. Ebenso das Du: es ist die Sonne und der Mond, es ist die Mutter, der Freund des Dichters, es ist der Leser; und dann wieder ist Gott das Du, und der Dichter stürzt vor ihm in die Tiefe:

Als noch nichts war und nichts stand,
lag schon darüber deine große Hand.

Und endlich ist alles, Himmelslichter, Meer und Fels, Weib und Vater und Sohn ein einziges Chaos, traumhaft sich windend und glutentheilf einem riesigen Gehirn entwirrend, wie auf Zeichnungen Torroops oder Sattlers. Aber da nähern wir uns schon den fundamentalen Ideen seiner Schöpfung.

* * *

Der pantheistische Monismus ist keine neue Religion mehr. Die Vorstellung der Einheit alles Wesens, das Gefühl Eines treibenden Willens in allem Lebendigen ist uns etwas so selbstverständlich Unwillkürliches, daß wir uns allenfalls durch ein recht inniges künstlerisches Gesändnis dieses

Glaubens entzücken lassen, wie etwa durch die Worte des Mogens zu Thora bei Jacobsen, aber kein Disputieren oder gar Predigen mehr darüber wollen. Doch sind wir in jener angeerbten christlichen Bescheidenheit, die noch Schleiermacher zu der Definition der Religion als Gefühl der Abhängigkeit verleitete, immer eher geneigt, uns als Werkzeuge jenes Willens zu fühlen, denn als seine Erzeuger. Allein wir sind nicht bloß Getragene, wir sind auch Träger. „Du atmest und entatmest Gott“, singt Dehmel. Und so ändert Rombert seinen Spruch:

Als noch nichts war und nichts stand,
lag schon darüber meine große Hand.

Die Schöpferthätigkeit alles Geschaffenen ist keine bewusste. Sein täglich Werk kann der Mensch überblicken, sein Wirken in die Natur der Dinge hinein, seinen eigenen concursus an der Welterschöpfung, um christlich-dogmatisch zu reden, kann er nur intuitiv, nur vermöge mystischer Offenbarungen schauen, empfinden. Und so schläft sein Leben ein, die Formen der Wirklichkeit verschwinden, nur gestaltloses Licht, nur gehaltlose Töne vernimmt der träumende Geist. Er träumt in's Weltall hinaus, er träumt in sein Ich hinein, seine Hände greifen schlafkrank in's Chaos, und während sie kneten und wühlen, enttauchen der ungewissen Finsternis die großen Himmelslichter, Felsen, Bäume und das unendliche Meer, wilde, nächtliche Landschaften, die ganze Welt. Aber das Ich, das diese Gesichte zeugt, ist im Schlummern wach: der Dichter reißt seiner dunklen Seele nach und beginnt wie sie zu schaffen — zu schreiben. So entsteht eine Art Doppelschöpfung. Man hat alles vor Augen: das sinnende Haupt des Dichters, seine irdischen Schmerzen und Wonnen, seine himmlischen Nebelsonnen, alles was ist und was wird, erscheint und verschwindet. Ein seltsames Weltweben — eine molluskenhafte Phantasie.

Die ganze „Schöpfung“ bei Rombert ist mehr ein Geschehen als ein Thun. Während er traumhaft die Hände regt, schafft die Schöpfung sich selber, und sein Auge sieht machtlos den Vorgängen zu. Ist es ein Mangel an männlicher Energie, an Spontaneität, daß Romberts Genius nie vom Gestalten weiter gelaugt zur Gestalt? Alles „schwankt“ bei ihm, nie ein fester Schritt. Er steht schlafend, er wird getragen, er tappt wankend durch die Straßen, durch die wehenden Räume, Zweige streifen sein Haupt . . . und ebenso erblickt er die Welt:

Wolken, Rebel,
jenseits der Wasser,
am Strand

steht die Mutter,
schwankt,
steht der Vater,
schwankt,
steht das Weib,
schwankt,
haben die ungeheuren Drei sich an den Händen,
schwanken.
Wasser! Klippen! Dunst!

Nichts ist an einen bestimmten Punkt im Raume gebunden; nichts ist oder wird jemals fertig. Man wird es freilich an dem eben zitierten Gedichte merken: Seine Gestalten sind von besonderer Art. Wie es dem Wanderer auf nächtlicher Haidefläche oder auf der Höhe eines Nordseedeiches ergeht: alle Erscheinungen wachsen in's Riesenhafte, Überirdische. Daher mit dem Unbestimmten zugleich das Heraklitisch-Expansive in diesen Schöpfungen, das nicht zum Wenigsten ihre Wirkungsfähigkeit verursacht. Gewalten statt der Gestalten. Dennoch haben sie nicht das Tröstliche wie das Weltfeuer des großen Philosophen; denn so leicht Erscheinungen wachsen können, so leicht können sie auch zerfallen. Das ist das Tragische in dem dichterischen Weltwesen Nomberts: er kommt zu keinem Ziele. Mit heiliger Glut stürmt er am Anfange hinein in's Schaffen; aber statt daß die Kraft sich durch die Arbeit stählen sollte, wie es bei den wahrhaft Produktiven und nach unserem Glauben an eine Abzending bei der Mutter Erde selber der Fall ist, erschöpft sie sich, erlahmt im Schauen, und als sie (im zweiten Teile des Werks) noch einmal einen Anlauf nimmt, fühlt sie schon im Beginne die Vergeblichkeit. Hin und wieder zwar darf er einmal wähen, daß die Schöpfung sich vollende, und eine unerhörte Seligkeit blüht auf in seinen Versen. Er läßt mit seiner Hand die Sonne durch das zerbrochene Himmelsdach in's Freie . . . und siehe da:

Es hebt sich lächelnd die Erde aus den Fluten,
sie ist grün,
ihre seligen Kelche glühen,
mein Auge blickt und blickt,
wie zwischen lichten Birkenruten
eine Reise sich ihr Restchen flüht.

Aber das sind nur Dasen, solche Momente erstaunten Glückes; gleich ist der Schöpfer wieder in ein schmerzvolles Grübeln geschnallt, und zum Schlusse sinkt er resigniert in die absolute Passivität zurück:

Gott — und die Träume . . .

So weit waren die Mystiker des 16. Jahrhunderts auch schon. Woran liegt es, daß die heiße, viel heißere Energie des modernen Genie's nicht weiter kam?

Das ganze Nombert'sche Schaffen des Geschaffenen macht einen Eindruck wie ein Wühlen in den eignen Eingeweiden. Es befreit nicht. Seine Natur ist übervoll von Blut und Drang, aber wie er es selbst gesieht — das traurigste Geständnis! — ohne eigentliche Liebe. „Jedes heitre Menschenfest — ist verwehrt.“ Er hat nur Sehnsucht „nach Sichselbst“ . . . Die Tragik der perverten Triebe ist mir nie so zum Erbarmen nahe gegangen wie bei diesem Dichter.

Schönheit, Blut und Schmerz,
 Vater,
 es knistert ein düster Feuer in meinen Adern.
 Vater.
 Das grüne Samtkissen unter meinem Haupte,
 siehst du es nicht,
 Vater.
 Die andern Kinder herbei,
 Vater,
 die schönen Engel,
 schlachte sie,
 schneide weiße Leiber auf,
 an meinem Lager,
 daß ich Blut rieseln sehe,
 das zuckende Fleisch,
 Schönheit, Blut und Schmerz —
 Vater:
 Auf dem grünen Samtkissen lächeln . . .
 Vater:
 Einmal ganz felig lächeln . . .

Kann es etwas Trüberes geben als diese blutschänderische Lustmordphantasie, geboren aus der heiligen Sehnsucht nach Schmerz und Schönheit? Diesen starrkrampfartigen Blick, dies frierende, hilflose Wittwort „Vater“, die un-absehbare Hoffnungslosigkeit der verirrten Fruchtbarkeitstriebe? Nie wird dem die Erfüllung. „Da“, so beginnt ein wunderbares Liebeslied,

Da späht du bunte Muscheln an den Strand,
 zum Spiel für die alte Schöpferhand.
 Und so ruhend Hand in Hand mit dir
 späht' ich ein Unvergängliches in mir.

Da, da, aber nicht hier. Die Starrheit bei aller Liebe, das Fehlen dessen, was wir „Zuneigung“ nennen, fällt sogar dann auf, wenn er zu Eltern und Geschwistern spricht. Zwar äußert sich ihnen gegenüber sein Gefühl

am innigsten; der jüdische Familiensinn sitzt tief. Aber es ist doch lediglich eine dumpfe Bindung zusammenlebenden Blutes, was zum Ausdruck kommt, nie eine mitteilende Herzensregung.

Ein so einsamer Mensch kann seiner Wollust niemals ledig, und niemals froh werden. Bleibt doch sein Leib nur am irdischen Weibe haften, während sein Geist die Himmelskörper bedrängt. „Das Weib“ ist ihm überhaupt kaum etwas Anderes als eine chemische Formel. Eine ungeheure Wüste umgibt den Menschengott. Sein Sang tönt wie der Wahnsinn eines balzenden Gottes, dem keine Welt — keine Göttin sich scheut, der wie der altgermanische Urriese Jmir Wein an Weine reiben müßte, um sich ein Geschlecht zu erzeugen. „Der Wollust ewiger Mund ist mein Denkstein“, sagt er, und: „Ich bin das Ewig-Gezeugte, Nie-Geborene.“ Ja, auch seine Welterschöpfung entbehrt der Geburten. Er dreht sich taumelnd um sich selbst, Kopf nach unten, faszinierend in seiner Betäubtheit wie eine gefengte Fliege.

Es steckt eine unheimliche contagiöse Kraft in solchem Wahnsinn. Durch seine absolute Verrücktheit, Entrücktheit, Entzücktheit, Verzücktheit zwingt Nombert den Leser, der sich einmal in seinen Bann begeben hat, wie eine Seehose in seine Abgründe. Die indischen Vüßer, überhaupt alle Einsiedler, gewinnen nach der Meinung des Volkes durch die Jahre lange Konzentration ihres Willens die Gewalt, Wunder zu thun an Menschen, Tieren und an der unbeseelten Schöpfung. Es ist etwas Wahres daran. Auch Nombert besitzt diese Gewalt.

Und zwischen Allem liegen lange Jahre,
glühende Teiche zwischen hohen Säulen,
daran sitzt ein Fischer mit eiserner Angel;
ohne Köder, denn sein Wille
ist Ragnet.

Die suggestive Wirkung der künstlerischen Energie vermittelt sich im Rhythmus. In seinem Rhythmus zeigt sich Nomberts ganze Persönlichkeit, seine ganze Unmacht und Macht. Er ist im Allgemeinen herb, stagnierend wie ein gefrorener Sumpf, dem man kein Leben zutraut. Und auf einmal fängt es tief unten an zu quellen und zu gurgeln, die Träume erwachen, und eine unennbare Sehnsucht breitet die kreisenden Arme nach der ewigen Geliebten, der roten Sonne:

Kehe zurück aus den strahlenden Wassern.
Kehe zurück vom Mond.
Kehe zurück vom blauen Gipfel des Caucasus.
Kehe zurück aus der Morgenröthe.

Aus der Wüste.
 Kehre wieder,
 liege wieder bei mir, du Feuchte,
 Du, Du einst im Anfang!

Dann gewinnt sein Geist auf Minuten Gottesmacht; und die schwere Wucht seiner Verheißungen überbraust alles, was je seit Jesaja und Joel in der Welt gehört ward:

Meine großen Flügel werd' ich ausspannen
 über Feuer und Meer,
 über die grünen Tannen,
 über alle Schiffe und Sonnen,
 über alle Wädhnerinnen
 auf bebluteten bleichen Einnen,
 über alle Richter und Verbrecher:
 drüberher, drüberher
 schöpf' ich am rauschenden Himmelbrunnen
 zu einem tiefen Trunk den Silberbecher.

Les! dieses Gedicht! Les! es laut, laßt sie rauschen seine Cherubflügel wie Feuer und Meer, drüberher — drüberher über den riesigen Erdball, und sagt, ob ihr je bei Klopstock oder Schiller oder Nietzsche oder Dehmel seines Gleichen vernahmet!

Und lest nicht allzu bald weiter in Nomberts Schöpfung. Denn schon vier Zeilen später heißt es: „Doch das befriedet auch nicht mehr.“ Es war die letzte, höchste Blut. Der Rhythmus stockt. Das Feuer ist ausgebrannt, und die Asche fällt in sich zusammen.

Es hält nicht an. Nombert fehlt die gesunde breite Brust, der lange Atemzug eines Whitman oder Bruckner. Seine Beschwingtheit ist krampfartig wie sein Schlaf; er sitzt doch binnen Kurzem wieder da, spintifiziert und reflektiert, oder verfällt gar in seinen bissigen Sarkasmus. Ich meine manchmal, die ganze grandiose Verstiegtheit seines Welterschöpfertums sei eine Folge gerade dieses reflektorischen Wesens und eines dichterischen Ohnmachtgefühles; die großen Schaffenden haben sich nie selber unter der Schöpferkrone gedacht.

Ist es nicht ein Trauerspiel, daß eine Dichtung, die in der Einheit alles Seins ihren Entstehungsgrund hat, die sich mit den großen Urformen des Lebens, mit Sonne, Feuer, Weib und Meer allein abgiebt, künstlerisch, sinnlich wie geistig in einer Sammlung von Fragmenten ihre Vollenbung gefunden hat?

Torfi sind und bleiben Nomberts Dichtungen. Aber freilich, die Torfi eines Riesen. Und obendrein haben sie etwas von jener Eigenschaft

antiker Skulpturen, daß ihre Bruchflächen wie berechnet sind, daß die Spuren der Zerstörung noch ihr Schönheitsvorrecht werden mußten.

*
*
*

Wir finden auf einem Schutthaufen im Garten einer versteckten römischen Villa ein paar Marmorresten. Es ist die Biegung eines Knies, ein unförmliches Stück mit zahlreichen Grübchen und Buckeln, mit einer tiefen, sehnigen Kehle, die die Richtung des Ober- und Unterschenkels eben ahnen läßt; es ist eine Schläfe, ein wenig vom Haare daran, die halbe Stirn und eine Augenbraue. Wir heben die beiden Stücke auf, schwindeln sie über die Grenze, und nun liegen sie auf unserem Schreibtisch und kein Tag vergeht, an dem nicht unser Auge ein paar Minuten daran haften bliebe. Die Schönheit. —



Oesterreichische Dichtung.

Windgesang in den Wipfeln.

O, Mensch!

Ein Blättlein am Baum
im Sonnentraum,
ein Nichts.
Fremd dir und den andern,
trittst du in die Kreise
des ewigen Lichts.

Doch balde fühlst du das Leben
und fühlst die Wellen,
die ringsum schwellen,
und leises Beben
befällt auch dich.

Und du neigst dich den andern,
die da zittern, vom Schmerz erfaßt,
und willst sie trösten
mit streichelnden Händen,
und willst sie wenden
mit innigem Glauben
zur Sonne zurück —
zum Glück.

St. Leonhard a. Forst (N. Oest.)

Aber da kommt aus der Ferne gezogen
in wirbelnden Wogen
der Sturm.
Er packt dich wütend mit Tigerpranken
und schüttelt und würgt dich
und reißt dich nieder
in Dornenranken,
daß du dich windest,
ohnmächtig in Schmerzen,
ein Wurm.

Undmählich fühlst du die Kraft dir ermatten;
tief dunkel dämmern Ruheschatten
und hüllen sanft dich ein.
Ein kühler Hauch aus fremdem Land
und eine bleiche, kühle Hand,
an der du gleitest
aus den Kreisen
des ewigen Lichts.
Und du bist wieder,
was du warst,
ein Nichts.

O, Mensch!

Karl Wienerslein.

Zingel-Zangel.

Um rötliche Gasflammen
ziehen Tabakwolken zur geschwärzten Decke.
Droben auf dem Brettel
Singt Eine ein schlüpfriges Kouplet:
„Kaff' dich doch lieben . . .“
Das Publikum jöhlt Beifall.
Am untersten Tisch
zwischen Biergläsern und Zigarrenstummeln
ein kleines Blumenbouquet
von einer Demimonde weg geworfen . . .
Wie die Hyazinthenblüthen
durch den Tabaksqualm duften!

Bränn.

E. von Filef.

Volkslied.

Mein Schatz ist mir untreu 'worden,
Gott mög' es ihm verzeih'n.
Er hat mein Herz betrogen,
Ist in die Welt gezogen —
Und ließ mich ganz allein.

Mein Schatz ist mir untreu 'worden,
Käuft nun einer Andern nach.
Ach, meines Herzens Lieben
Hat ihn von dannen 'trieben —
Mir blieb die bitt're Schmach.

Mein Schatz ist mir untreu 'worden,
Was soll der bange Schrei?
Das Kind ist noch im Leibe
Dem armen Sündenweibe —
Wie Silber glänzt der Weih'.

Mein Schatz ist mir untreu 'worden,
Gott mög' es ihm verzeih'n!

Prag.

Leo Heller.

Der Verirrte.

Deine Augen — Märchenseen,
Monddurchhebt und schilfdurchsäthelt,
Gold- und edelsteindurchleuchtet
Von versunk'nen Königs-kronen!

Deine Lippen — Zaubergärten,
Duftgefüllt und blüthenprangend;
Rosenhügel, purpurn glänzend,
Schwellend, wachsend, wonnezitternd!

Wien.

Deine Stirne — himmeltragend
Eine Feenburg, hehr und einsam,
Sonnengoldumstrahlt und herrlich,
Zinnenfroh und lichtumflößen! . . .

. . . Vor dem Schlosse — in den Gärten —
An der Rätselseen Ufern
Irr' ich schreckensbleich und ängstlich . . .
Kann den Rückweg nimmer finden.

Egon von Komorzynski.

Die Mutter.

I.

Meine Mutter ist eine stille Frau
Mit Augen, die heimlich weinen —
Ihr Herz ist krank. Ihr Haar wird grau,
Keine Sonne will ihr mehr scheinen.

Das macht, weil es starb und verdarb das Kind,
Deß Augen den Pfad ihr erhellten,
Und weil wir Andern gewandert sind
In fremde, frostige Welten.

*

II.

Meine Mutter ist eine schöne Frau,
Noch sprüh'n ihre Blicke Glut,
Und nur des Schmerzes ägender Tau
Kieß ihre Seele bluten.

Sie hatte brannes, glänzendes Haar
Und lachende Lieder im Sinne;
Es gab eine leuchtende Zeit, da war
Sie eine Königinne . . .

*

III.

Nun ist es spät. Die Sonne neigt
Sich langsam, langsam nieder.
Das ist die Zeit, wo der Sommer geigt
Seine Sterbelieder.

Zu Hause glüht ein seltsames Licht
Von tausend funkelnden Thränen;
Wir Andern bringen Erfüllung nicht
Für der Mutter legtes Sehnen.

Carlsbad.

Paul Porges.

Beethoven.

Noch einmal spiele! Das Adagio!
Laß tönen deiner Seele tiefstes Weh!
Du weißt nicht wen ich sah bei deinem Spiel:
Er war's — Er selbst, der finstere Titan.
Hier stand er neben dir. Du sahst ihn nicht;
Sahst nicht das ernste, göttlich-edle Haupt,
Sanft über dich geneigt; das Antlitz nicht,
Das tief geprägte. Und sein Blick, sein Blick —
Er suchte deine hingegoffne Schönheit,
Er drang in deiner Seele tiefstes Weh.
Und leise zuckt' es um den feinen Mund,
Die tiefen Schatten wichen einem Ausdruck
Der Liebe, unsagbaren Mitgeföhls.
Er schrieb. Vom Notenblatte spieltest du
Die Flammenschrift, womit der Genius
Den eignen Schrei, den Schrei der Künftigen
Verewigt. — Deine Finger hielten noch
Doll Andacht seine letzten Töne fest:

Da hob er, dich zu segnen, seine Hand,
Und sank hinab, und sank, woher er kam,
Sank in die Tiefe. — Bring', o bring' ihn wieder!
Noch einmal spiele! Das Adagio!

Wien.

H. Radorff.

Die Goten.

Es haben die finstern Goten
Den Tag herangewacht,
Bis daß in's Meer gesunken
Die schwarze, düstere Nacht.

Sie haben mit blanken Schwertern
Den Tag herangewacht;
Sind todesföhig gezogen
Drauf in die heiße Schlacht.

Da war ein wildes Morden,
Der Römer waren so viel;
Sie siegten über die Goten
Im schnöden Schwerterspiel.

Die Panzer sind zerschrotet,
Zerhackt sind Schild und Speer;
Es braust der Siegesjubel
Durch's ganze Römerheer.

Die Nacht sank wieder nieder;
Gar klein nur war die Schar,
Die von dem Gotenheere
Dem Schwert entgangen war.

Es hat an Königs Leiche
Die kleine Schar gewacht, —
Die Sonne zögert zu lange,
Für sie blieb's immer Nacht.

Denn einer um den andern
Sank still verblutend hin. —
Nur bleiche Leichen schaute
Die Lebenbringerin.

Jguaz Stowasser.

Vater und Sohn.

In Gedanken an dem Tische
Saß der Vater und der Sohn.
„Wie verändert sich die Welt hat?“
Sagt der Vater.
„Wie verändern sich die Welt wird!“
Sagt der Sohn.

Czernowitj.

M. Waldmann.

Sigfried.

Soll ich mein Haupt verhüllen,
Weil es licht und jung,
Und soll ich nimmer brauchen
Meines starken Armes Schwung?

Die Frauen winken verborgen,
Reit' ich auf hohem Pferd;
Es öffnen sich nächtliche Pforten,
Die ich lächelnd begehrt . . .

Und muß ich wieder verreiten,
Da weint ringsum viel Leid;
Soll ich mein licht' Haupt verhüllen
Und zerreißen mein blankes Kleid? . . .

Wien.

Paul Wertheimer.





Lyrische Skizzen.

Von Georg Treppin.

(München.)

Ich will einen Blick zurück thun. Schon hat sich ein Bild vor das andere geschoben, sie sind in mir begraben, einst werden sie von selbst auferstehen.

Aber dies Eine will nicht ruhen, Immer wieder versucht es seinen Stachel und lockt mich, dass ich es wieder an's Licht lasse. Wesenlos wird es sein — es lockt mich, die Macht meines Blutes zu erproben, es anzuhauchen — vielleicht erglüht es noch einmal in neuem Leben — glüht auf und zerfällt.

Der Saal füllt sich langsam. An mir vorüber rauscht der Strom — ein buntes Spiel — Köpfe tauchen auf, eine Woge von Duft und Cachem, die Kleider rauschen. Es ordnet sich der Strom, jeder Stuhl empfängt einen Menschen. Auf dem Podium verstummt das wirre Geräusch der unsichern Cöne — alles wird still.

Da fängt meine Seele an, sich zu regen — ich wusste es wohl — nun will ich dir lieber lauschen, du Meine!

Was um mich ist, versinkt — Ich stehe allein — versinkt in's Dunkel — ich schwebe langsam empor, los gelöst — eine kleine Flamme im dunklen, grossen Raum steh' ich —

O, ich bin wieder unter Euch. Wirre Klänge treiben um mich — und Ihr sitzt still, Einer neben dem Andern — was ist das, was ist das?

Ein Schrecken fällt mich an, furchtbar erschrecke ich für Euch — wohin habt Ihr Euch verloren?

Mein Geist irrt durch den weiten Saal, von einem Stuhl zum andern, horcht an jedem Herzen und erschrickt tiefer noch — o, wie leise — leise!

Muss ich nicht fliehen?

Ach, ich bin eingeschlossen mit Euch, meine Sehnsucht flattert irr und sucht hinaus und stösst an harte Wände und kauert wieder still am Boden — so schweigt doch, ihr Cöne! Schont doch mein armes, verflogenes Herz!

O, sieh' mich an!

Ich bin Einer, wirbelnd hoch geschleudert aus den Wurzeln der Erde in's Licht.

Ich war wie Du — mein Herz wollte von je alles, was Du je gewollt. All' Deine Sehnsucht war auch meine.

Du hast sie begraben unfer Schutt und Staub — ich bin ihr gefolgt, habe alles verlassen. Durch Nebel und Schluchten, durch Sturm und Dunkel hörst' ich nun ihren Con, den grossen Werdeorgelton.

Und verlor ich mich in's Dunkel und trotzte ich abseits und wollte ich hierhin und dorthin — es liess mich nicht.

Sieh', ich habe ein Weib und Freunde, meine Mutter sitzt und weint um mich, und viel ist auf mich gekommen in meinen jungen Tagen. Was hab' ich gethan, dass es nun doch auf mir liegt und lastet und bindet meine Zunge? Denn sieh', auch mich, auch mich hat nun das Schweigen angefasst —

Drum sieh' mein stummes Leid nicht scheel an, es ist alles, was ich geben kann.

Ich bin müde und geschlagen. Den ganzen Tag, den ganzen Tag hat mich das Leben bedrängt.

Nun lieg' ich, zerrissen und blutend aus tausend Wunden — und immer noch, immer noch lässt es nicht von mir, kniet auf mir mit seiner ganzen schweren Last. Willst Du ruhen auf mir? Bist auch Du müde? Du weisst wohl nicht, was Du mir thust —

Sieh', ich breite noch im Sterben meine müden, müden Arme aus nach Dir — komm' nur — sieh', meine stummen Lippen lächeln Dir noch zu — so lieb' ich Dich.



Der Weg zur Krippe.

Von Emil Kläger.

(Wien.)

Die Meisten gehen ihn, den Weg zum Markte. Viele wollen nicht. Das kommt davon, weil sie kein Talent zum Rechnen haben. Sie können nicht kalkulieren. Sie verwechseln meist Ehrgeiz oder Neigung mit Vermögen und setzen so falsche Werte ein. Erst wenn sie gezwungen bilanzieren und sehen, wie viel sie sollen und wie wenig sie haben, kehren sie traurig um. Manche können überhaupt nicht weiter. Das Defizit beträgt ihr Leben. Andere können resignieren. Die sind vernünftig. Zwar trotten sie Anfangs nachdenklich und schwerfällig. Bald aber schreiten sie mit kluger Eile ihre biedere Straße, in der nur die Masse der Hungrigen Hindernisse bilden, hinauf in die Versorgung.

Der Weg ist nüchtern und langweilig. Aber seine Schwierigkeiten sind bekannt. Man kann sie berechnen und überwinden. Das Resultat ist real. Man kriegt gewöhnlich zum Schluß — zu essen und zu trinken.

Ich habe einen Freund, der geht ihn auch, diesen Weg. Er marschirt ihn eigentlich schon lange tapfer, nur will er von der Richtung nichts wissen. Sie verwirrt ihn und er schämt sich. So geht er auf Umwegen. Warum schillert auch das Leben und glitzert? Warum verführt es ihn? Sonst gieng er wohl überhaupt nicht mehr. Ich habe ihn neulich aufgesucht, und da hat er mir's gesagt: „Mir ist so öde. Und ich habe Blei an den Füßen.“ Macht nichts. Die Route geht man auch mit Blei. Es ist sogar gut. Man thut keine Sprünge machen, und den Vordermännern nicht auf die Füße plempern. Das wäre schade. Hübsch sachte, fein sachte gerückt, die Nase ja nicht vorgestreckt, den Vordermann in Ehren! Merkt einer gar nicht, daß er weiter kommt, so greift er in die Tasche und freuet sich daran.

Den Freund hab' ich seit Jahren. Er hat schon mit allen Farben gespielt. Zuerst wollte er wissen. Damit gieng's leicht. Der Hunger wird heute billig gestillt. Er war schon älter, als man es sonst ist, wenn man es will. Daher wollte er mehr und stärker. Es war ihm Selbstzweck, und damals war er Idealist. Nun, er hat sich voll gefressen und hat es satt bekommen. Bis da sah er nichts um sich herum. Sein Körper war schwach, und in ihm war nichts, das leben wollte. Aber er wurde endlich wach. Wieder spät. Und wieder wollte er stärker und mehr. Er kriegte das Fieber. Die Kunst hatte ihn und das Leben, das Leben. Es zog ihn sehr zur Litteratur. O ja, er hatte viel Verstand und war ein ausgezeichnete Leser. Aber er quälte sich, und es gieng wenig und spröde. Da machte er Bilanz und — wankte zu seinen Büchern zurück, damit er nicht auch die Fleischstöcke versäume. Seine Kraft scheint dennoch ungeschädigt. Oft proßt er sogar. Ich glaube aber doch, daß etwas in ihm futsch ist. „Ich wallfahre schon fleißig zum Trog“, sagte er mir leztthin. „Ich bin sehr leer, aber beruhigt. Jetzt, da es mein Ehrgeiz einzieht, daß ihm sein Blähen nichts fruchtet, freut sich mein Organismus der künftigen Ruhe. Es werden keine Anforderungen mehr an ihn gestellt werden, welche zu erfüllen er zu schwach ist. Ich fange jetzt an, im Umsehen alle möglichen Tugenden zu mir zu stecken. Ja, ich kann sagen, ich bin eigentlich bereits ein anständiger Mensch. Das bereitet mir längst keinen Schrecken mehr. Ich fühle einfach schon in der Masse und denke so. Nun heißt es bescheiden werden, das Kleine achten zc. Gewiß wäre ich kein Demiutiv der Größe geworden, die ich für mich wollte, kein Dezimalbruchlein der Bedeutung. Hallo! Jetzt werde ich eine bürgerliche ganze Zahl. Meine Ansichten sind so: Ich werde ein gutes Auskommen erreichen und von den Leuten sehr geachtet werden. Ich

werde gut heiraten und mich im Philistertum ansässig machen. Ich werde sehr moralisch werden und in langen Perioden sprechen. Ich werde im „Lehmann“ stehen und Steuer zahlen. Ich werde Kinder haben und sie unseren sittlichen Traditionen entsprechend erziehen. Man soll mich nur erst kennen lernen! Ich werde schließlich gut gebettet sterben und musterhaft gelebt haben.“

„So werde ich für das Publikum. Das giebt für den Nekrolog genügend Epitheta. Vielleicht will ich dann auch, daß mein Ich ein klein wenig vegetiere. Dieses Ich wird dann wohl kaum anders sein als alle übrigen guten, braven Leute auch. Wenn ich es meine, werde ich gemächlich ‚wir‘ sagen können. Das befähigt zur Kandidatur in Vertretungskörpern.“

„Aber gegen meine Bekannten werde ich noch ‚was ausspielen können. Vor ihnen werde ich jemand sein. Muß gar nichts schaffen. Werde auch gar nichts wollen. Wenn man einen Schmerzbauch hat, will man kein Schnellläufer werden. Für diesen Kreis werde ich alles sein. Die werde ich anpacken, und sie werden an mich glauben müssen. Sie werden mir Abends im Kaffeehaus zuhören und finden, daß ich fatal gescheit bin. Sie werden mir unterschreiben, daß ich ein großer Mann geworden wäre. Ich Esel hätte nur wollen müssen. Ja! Nun, und mein dünner Ehrgeiz wird glühen und mein Appetit zum Nachmahle wachsen.“

Er sagte mir noch vieles. Ich aber sah ein, daß er Recht hatte und fühlte, daß ich nicht ebenso könnte.

Das ist ein Fall.



Raphael Schuster-Woldan.

Von Alexander Heilmeyer.

(München.)

Odi profanum volgus et arceo.

Horaz.

Wie die Natur selbst an schönen Tagen einen eigenen Glanz und Schimmer ausstrahlt und dadurch alle Gegenstände unseren Augen lebhafter und eindringlicher erscheinen läßt, so gewinnen auch die Dinge der sichtbaren Welt durch die künstlerische Gestaltung für unsere Anschauung

eine erhöhte Bedeutung. Das freundliche Blau des Aethers, der leuchtende Spiegel der Gewässer, das lichte Grün der Vegetation, die bunte Pracht der Blüten und Blumen, all' dieses erregt unsere Phantasie und die Malerei zeigt es uns in harmonischen Bildern. Man kann sie daher die Poesie des Lichtes und der Farbe nennen.

Am freiesten bewegt sich die Malerei, wenn sie diese Wirkungen durch ihre natürlichen Ausdrucksmittel, Zeichnung und Farbe zu Stande bringt. So hat sich denn die Moderne von den Fesseln des Gedankens glücklich emanzipiert und die Kunst des Malens wieder in ihre alten Rechte ein gesetzt. Die Modernen haben der Kunststrichtung eines Cornelius feierlich abgeschworen und sind aus dem Bannkreise der alten Bildungsstätten wieder zu den Gefilden der freien Natur zurück gekehrt. Ja, es gab deren genug, die sich in Wald und Feld nieder ließen, wie einst Robinson auf seiner Insel, und ganz in einer selbst geschaffenen Welt lebten. Es waren virtuose Maler mit ursprünglichem Empfinden. Wenn sich Courbet und Leibl in den Städten zeigten, erschienen sie dem kleineren Volke der Maler wie jene Waldmensen, die Bäume entwurzeln. Doch trotz der Ursprünglichkeit und der Kraft ihres Willens vermochten sie sich der weiteren Entwicklung nicht entgegen zu stemmen, und sie giengen in der Strömung unter. Seitdem man wieder malen konnte, suchte man aller Orten die wieder gewonnenen Werte mit den vorhandenen zu verschmelzen. Das Bedürfnis nach künstlerischer Kultur wurde auf's Neue rege. In England, in Frankreich — überall tauchten solche Erscheinungen auf, welche ihr Talent an den alten Meistern gebildet und das künstlerische Empfinden auf das Raffinierteste verfeinert hatten. Es waren harmonisch gestimmte sensible Geister, denen jeder Eindruck zu einem inneren Erlebnis wurde, und die den Stoff nervös und feinfühlig zu eigenartigen Bildern verdichteten. Im Gegensatz zu jenem herben männlichen Zuge, der in den Werken der Naturalisten oft zudringlich hervor trat, eignete diesen eine feminine Zartheit. Was die Darstellung so an Kraft des Ausdruckes verlor, gewann sie an Anmut und Liebenswürdigkeit. Ein neuer aristokratischer Geist kam damit wieder in die Kunst.

Unter diesen neuen Erscheinungen tritt uns auch die Kunst Raphael Schuster-Woldans als eine sympathische entgegen. In seinen Bildern lebt und webt eine eigene Welt. Sie spiegelt sich wie eine Blume duftig und tafrisch im goldigen Morgensonnenglanz, oder im leuchtenden Gewälde der Landschaft; sie erfaßt uns in der Gestalt eines jungen Mädchens voll keuschen Liebreizes, im Wehen des Mittags, in der Dämmerung des Abends und auf freien, luftigen Höhen. Solche Erscheinungen mögen

wohl nur im Umkreise echter Bildung unter dem Einfluß einer reifen Kultur erstehen.

Als der Sohn eines preußischen Amtsgerichtsrates wurde er am 7. Januar 1870 zu Striegau in Schlesien geboren. Die köstliche Mitgift seines Talentes ist wohl ein Teil von des Vaters Natur, der in stillen Mußestunden, innerem Drange nachgebend, in Liedern offenbarte, was seine Seele bewegte. Des Sohnes Empfinden mochte aber von Anfang an zur Malerei hin geneigt haben. Er folgte zuerst dem üblichen Bildungsweg und besuchte ein humanistisches Gymnasium, dann seinen künstlerischen Regungen folgend das Städel'sche Institut in Frankfurt am Main und die Münchener Akademie. Bald jedoch erkannte er, daß er durch unser Kunstleben nicht diejenige Förderung erfahren könne, welche seinem Talente und seiner Bildung angemessen wäre. Frühzeitig wandte er sich nach Italien und studierte dort die alten Meister. Er verehrt in ihnen denn auch vor Allem die Stützen und Träger einer großen künstlerischen Tradition und schätzt sie als ein selbst heute noch wertvolles Korrektiv. Gleich das erste größere Werk „Auf freier Höhe“ zeigt uns sein Empfindungs- und Gestaltungsvermögen bereits voll entwickelt. Er sucht das Ideale aus der Sphäre des gewöhnlichen Daseins empor zu heben und es doch durch die Art seiner Darstellung recht deutlich in die sichtbare Welt selbst zu verlegen. Sein vornehmstes Bestreben ist darauf gerichtet, die Welt seiner Vorstellungen in einer das Auge erfreuenden anmutigen Form wieder zu geben. Der Stoff ist freie Erfindung. Er durfte sich hinsichtlich der Ausgestaltung jeglicher Freiheiten bedienen, da er weder durch einen Auftrag, noch durch eine bestimmte Situation an irgend welche Bedingungen gebunden war. Seine Aufgabe war somit eine rein künstlerische und konnte als erfüllt angesehen werden, so bald die Probleme, welche er sich dabei gestellt hatte, gelöst waren. Das Bild ist als ein zweithüriger Schrein gedacht. Wenn wir diesen öffnen, erstrahlt vor unsern Augen eine weite herrliche Landschaft in der Stimmung eines südlichen Frühabends. Diese setzt durch ihren räumlichen Charakter — im Vordergrund weiche grüne Matten mit buschigen Hügeln, weiter zurück sanfte Hänge, eine Kette von Bergen und der Spiegel des Meeres — unsere Einbildungskraft in Schwingung. Dadurch wird die glücklichste Stimmung in uns angeregt und unser Lebensgefühl erhöht. Die Gruppe erscheint uns als der natürliche Mittelpunkt des Ganzen, als Ausstrahlung der unmittelbarsten Wirkung der Stimmung selbst. Die Dreiteilung erweist sich ebenfalls hier als eine sehr glückliche, indem die eingeschalteten Vorhänge das Interesse auf die Mittelgruppe leiten und den Eindruck plastisch

noch mehr hervor treten lassen. Außerdem erhöhen die gemalten Vorhänge von goldfarbigem Brokatstoffe, mit Stickereien bedeckt, die festliche Pracht des Bildes. Auch die Füllungen mit Rosen an den beiden Langseiten vermehren den Glanz und Schimmer. Das Ganze soll einem Raume Stimmung und Weihe mitteilen, überhaupt das Gepräge einer eigenartigen vornehmen Weltanschauung tragen. Es ist gleichsam der Ausgangspunkt der für Schuster-Woldan charakteristischen Bestrebungen, und zugleich wird darin dem allgemeinen Bedürfnisse nach Verfeinerung unseres Lebens Rechnung getragen.

Zartes Inrisches Empfinden erscheint bei unserem Künstler, so lang ihm die Jugend erblüht, als der Grundton seines Schaffens. Eine Reihe von Werken, in denen er inmitten einer prächtigen Natur die kaum erschlossene Schönheit junger Mädchen in den mannigfachen Situationen schildert, bezeugen dieses. Die Harmonie, die Schönheit der Linien der in allen Kontrasten fein abgewogenen Komposition, der sauste Zauber und die Klarheit des Kolorits, verleihen diesen Bildern im Raume eine Wirkung, die der einer sausten, ruhigen Musik gleich kommt. „An den Pforten der Dämmerung“, „Im Wehen des Mittags“, „Abendgang“, „Mädchen im Grünen“ sind solche Schöpfungen.

Wenn wir nun eine Reihe seiner Werke zusammen betrachten, bekommen wir den Eindruck, als ließe sich der Künstler größten Teils von seiner Subjektivität leiten, da er die anmutigen Gestalten seiner Phantasie mit glücklicher Hand in das alltägliche Dasein versetzt. Daß er dabei aber doch die volle Realität der Eindrücke wahrt, die ihm da und dort geworden sind, lassen seine Bildnisse deutlich erkennen. Hier macht sich auch sein fein gebildeter Geschmack, sein geübtes Auge und der sanfte Zug seiner alles veredelnden Hand bemerkbar. Aber nicht gewöhnliche Schmeichelei, sondern der Adel der künstlerischen Anschauung, welcher die Dinge möglichst rein, lauter und vollkommen sieht, ist es, der dem Dargestellten einen idealen Zug verleiht. Große Sorgfalt legt er auf die Wiedergabe des Eindruckes, wodurch nicht allein das individuelle Gepräge der Persönlichkeit, sondern auch ein Stück Umgebung mit zur Darstellung kommen soll. Nicht die nüchterne sachliche Art und Weise der früheren Meister, sondern das Milieu mit seiner gesteigerten Sensibilität scheint ihn hauptsächlich zu fesseln. Der Beschauer wird entweder in luxuriös ausgestattete Räume geführt oder in prächtige stimmungsvolle Landschaften. Hierin klingen manche seiner Schöpfungen an die Werke Gainsboroughs und Reynolds an. Die Stimmung löst aber die Genauigkeit und Schärfe der Charakteristik nicht auf; wir entdecken auch in solchen

Porträts, worin das Gesamtarrangement stark mit spricht, noch genug deutlich heraus gearbeitete Züge. Das Leben der Augen, die Sprache der Hände, der mimische Ausdruck der einzelnen Züge, sie mögen in der Feinheit, wie sie sich in der Gesellschaft äußern, dem unerfahrenen Blick oft entgehen; der Künstler aber, der in solcher Umgebung aufgewachsen ist, weiß ihre Bedeutung für die Darstellung wohl zu schätzen und fest zu halten. Solche Bildnisse müssen wir uns als vornehmen Schmuck in Wohnräume denken. Das Bedürfnis, seine Werke harmonisch mit einer Umgebung verbunden zu sehen, veranlaßt den Künstler immer wieder zu Schöpfungen, in denen Kunst und Leben zu einem untrennbaren Ganzen verschmolzen sind. Das erschien früher ganz natürlich; jetzt erregen selbst Bilder wie „Legende“, wo doch das Motiv ein rein malerisches ist, Verwunderung, und gar Schöpfungen wie „Odi profanum“ stoßen beim Publikum zu meist auf Widerspruch und ablehnende Haltung. Die ältere Kunst, die stets in inniger Fühlung mit dem geselligen und geistigen Leben ihrer Zeit stand, entnahm dieser auch ihre Stoffe, und mit großer Freiheit woben die Künstler die Gestalten ihrer eigenen Phantasie darcin. Handelte es sich doch nur darum, alles Ideale in deutliche Beziehung zu der sichtbaren Welt zu setzen und so die Anschauung dessen zu vermitteln, was durch die Sprache oft nur dürftig mitgeteilt werden kann. Die Beziehungen zu der Außenwelt waren eben damals viel reicher und mannigfaltiger. Der Künstler konnte selbst da, wo sich in die Realität der dargestellten Dinge Symbolik und Allegorie mischten, noch auf allgemeines Verständnis rechnen. Heut zu Tage nimmt der Purismus Stellung gegen Werke, welche durch ihre Gestaltung und Form über die engen Grenzen, die der Malerei um des Malens willen gesteckt werden, nur wenig hinaus gehen. Eigenschaften wie Geist und Empfindung werden von denen, welche die Kunst des Malens nur im Handgelenke suchen, verdächtigt. Aber, um konsequent zu sein, dürften sich diese nicht zufrieden geben, Cornelius allein als abschreckendes Beispiel aufzustellen; auch Kethel, wie Feuerbach, Böcklin und Klinger sind in manchen ihrer Schöpfungen zu bezichtigen, „Gedankenkunst“ getrieben zu haben — besonders der Letztere . . .

Das Bild „Legende“ stellt eine südliche Gegend mit üppigem Baumwuchs und blühenden Rasen in den Farben des Herbstes dar. Der Abend lagert über der Landschaft. Eine Stimmung ist darüber ausgebreitet, wie sie uns oft in der Dämmerung überkommt, wenn die Realität vor unseren Augen verfliehet und die Phantasie um alle Gegenstände ihre täuschenden bunten Schleier webt. In der Mitte des Bildes zeigt sich eine Gruppe: in strahlender Schönheit enthüllt sich dem erstaunten Blicke der Frau, die

ihr Kind in des Mantels Falten gehüllt hat, eine Gestalt. Raum berührt diese mit dem Fuß den Boden, als könne ihres Bleibens hier nicht lange sein; nur im Vorübergehen streift ihr Blick Mutter und Kind. Seitwärts schweben beflügelte Kinder mit Rosengewinden.

Ein ähnliches Problem behandelt „Odi profanum“. Poetische Intuition und getreuer Wirklichkeitsinn haben gleichen Anteil an der Schöpfung dieses künstlerischen Gebildes, das von einem stark entwickelten schöngestigen Lebensgeföhle durchdrungen ist. Wenn Schuster-Woldan offenbar ganz persönliche Züge ihm bekannter und nahe stehender Personen hinein verwob und das Porträthafte so verwertete, daß er sie zu Repräsentanten von ganz bestimmten Lebensphären machte, so zeigt er sich darin als denkender Künstler, der nicht am Gegenständlichen haften bleibt, sondern den ganzen Gehalt des Objektes erschließt und auf seinen allgemeinen Zusammenhang mit dem Leben hindeutet. In einer Landschaft, die linksseitig einen düsteren Grund mit einem brennenden Schlosse zeigt und rechtsseitig die Aussicht auf einen lieblichen Park eröffnet, lagert eine Gruppe von zwei Frauen und einem Krieger. Die eine nackte Figur in herrlich plastischen Formen liegt im Vordergrund. Ein heiteres Weltkind in der Tracht des achtzehnten Jahrhunderts schließt den Kreis. Sinnige Anmut, herrliche Lebensfülle, freundliche und feindliche Gewalten — die Licht- und Schattenseiten des Daseins sind im Spiegel der Kunst zu einem ebenso farbenprächtigen wie harmonischen Bilde vereinigt.

Schuster-Woldan hat in seinen letzten größeren Schöpfungen eine gewisse Höhe seiner Entwicklung erreicht. Freundliche Genien haben ihn auf seiner Laufbahn bisher geleitet; günstige Lebensumstände, Frohnatur und ernstes Streben, Neigung zur Kontemplation, zu Poesie und Musik, sowie rege Anteilnahme an allen idealen Strömungen der Zeit, konnten auf ihn den günstigsten Einfluß ausüben. Eine Lebenssphäre mußte notgedrungen mit der andern tangieren und eine Menge fruchtbarer Anregungen erzeugen. Alle diese Umstände bereiteten in ihm den fruchtbaren Boden, die das Heranreifen künstlerischer Werke wie „Odi profanum“ u. A. begünstigten.

Fassen wir kurz zusammen, welche Perioden diesem voran giengen. Zuerst erschienen larisch geföhlt Stimmungsbilder, mit freien, von der Sphäre des gewöhnlichen Daseins entbundenen Gestalten, im Anschlusse an die Realität des Lebens fein empfundene Bildnisse; dann mit „Auf freier Höhe“ die ersten Anfänge zyklischer Darstellungen einer selbst geschaffenen Welt, welche durch Werke wie „Legende“ und „Odi profanum“ zu immer größerer Lebensfülle erstand; und nunmehr endlich eine Schöpfung, in der des Künstlers innerstes Bedürfnis nach Verwirklichung seiner Ideale gestillt wurde.

Der Auftrag, den Bundesratsaal des Reichstagsgebäudes mit einem Deckenbilde zu schmücken, brachte die erwünschte Gelegenheit. Hier konnte er, im Anschluß an die hoheitsvollen Formen der Wallo'schen Architektur, im Geiste der von ihm verehrten alten Meister etwas Eigenartiges schaffen. Zwar sehen wir den Künstler keineswegs darin irgend wie an die Tradition sklavisch anknüpfen; der unfrei schaffende Archaismus liegt ihm ebenso fern wie die allerneuesten koloristischen Experimente auf dem Gebiete der Monumentalmalerei. Gleich die erste Skizze zeigt einen zwanglos gegliederten Ring von Figuren, umwoben von freier Luft. Dieser Entwurf faßt die Aufgabe von vorne herein als eine anmutige Belebung des Raumes auf, eine Eigenschaft, welche dem Deckenbild wie dem Wandgemälde vornehmlich zukommt. Insbesondere eignen sich freie Figurengruppen auf einer Balustrade vorzüglich für einen Plafond mit tektonischer Gliederung. Das große Achteck des Mittelfeldes bietet für diese Anordnung eine günstige räumliche Disposition. Es gestattet eine symmetrische wie rhythmische Verteilung der Massen und giebt Anlaß zur Entfaltung von effektvollen malerischen Kontrasten. Außerdem konnten so auch leicht das gegenständliche Moment in den einzelnen Gruppen betont und alle allegorischen Attribute zwanglos eingeführt werden. Das Bild ist so gegliedert, daß sich dem Eintretenden von jeder Seite aus eine einheitliche Ansicht darbietet und das Ganze sich als ein schimmerndes Kleinod in dem festlichen Prunkgewande des Saales darstellt. Die Mittellinie der Komposition verläuft gegen den Sitz des Reichskanzlers hin. Hier zeigt sich eine Frauengestalt mit der Waage, welche nach dem Schwerte greift, das von einer männlichen Figur dar gereicht wird. Von da aus schwingt sich der Reigen Leben sprühend nach beiden Seiten weiter, bald sich zu Gruppen verdichtend, bald um eine ragende Gestalt sich windend. Kraft und Leben, Anmut und Stärke, Anziehendes und Widerstrebendes sind in reicher Folge angebracht. Mag man darunter das Wirken verschiedener Kräfte, die treibenden Elemente im Staate, die ursprünglichen und gebändigten Gewalten, Ordnung und Willkür, Natur und Kultur, das gesellschaftliche und geistige Leben sich vorstellen, es ist einerlei; genug, daß der Künstler sich bemühte, die idealen Strömungen in einem das Auge erfreuenden Bilde darzustellen und der Vorstellung des Beschauers den Anstoß zu geben, sich aus der Enge des Realen auf zu schwingen in die freien Regionen des menschlichen Geistes. Es ist eine heitere Welt der Farbe und des Lichtes, in die uns Raphael Schuster-Woldan einführt. Er hat die Aufgabe, die ihm wurde, nach Maßgabe seiner individuellen Kräfte mit der günstigsten Entfaltung aller Mittel, deren seine Kunst fähig ist, gelöst.





Münchener Tagebuch.

(Schauspiel-Neuheiten. — Forderungen. — „Musikalische Akademie“ oder „Akademie der Tonkunst“? — Kunstfragen und Ausstellungen. — Etwas vom „Benz“ in.)

MK. „C'est du théâtre!“ Dieses alte Wort „Onkel Sarcey's“, es scheint förmlich krampfbast, wie eine „ideale“ Forderung, dem Dichter Richard Voß im Raden zu sitzen, von dessen fadencheinigem Drama „Lebenskünstler“ wir die Ur-Aufführung im hiesigen „Revidenz-Theater“ jüngst über uns ergehen zu lassen hatten. Es ist alles nur Theater — und noch dazu schlechtes Theater, wie man die Kolportage-Litteratur, wenig schmeichelhaft, vom guten und künstlerischen Romane noch zu unterscheiden pflegt. Das „melodramatische Genre“ kann der Dramatiker Voß nun einmal nicht lassen noch verleugnen: die wahren Schauer des Dramatischen werden so, unter seiner unglückseligen Hand, zu einer wahrhaft schauerlichen Dramatik; denn stets verwechselt er „Theaterblut“ mit Theatralik, das Dramatische mit einem Auf-Schrei oder dem Anath, „Aufzug“ mit „Zwischenakt“, Affekt mit Effekt. Talent mit Temperament, „Sturm“ mit Storm, die Tendenz mit einer Sentenz und das romantisch-aesthetische sentiment mit übertrieben moralischer Sentimentalität. Kein Wunder daher, daß bei ihm auch der litterarische Geschmack zur vollen künstlerischen Abgeschmacktheit wird, und die brutalste Geschmacklosigkeit zuletzt immer wieder wahre Orgien in seinen Stücken feiert! Einem ähnlichen Wirrsal der unvereinbarsten Motive, leersten Aktionen und wüthesten Ideen, einem annähernd unverständlichen Gebräu von Wollen und Vollbringen wird man nämlich auf der ganzen deutschen Bühne nicht leicht wieder begegnen — es ist einfach grausam, und solch' ein Voß-Abend für den Kritiker jedenfalls „eine herbe Sache“, wie sich mein norddeutscher Nachbar spontan, doch ungemein zutreffend, mir gegenüber ausdrückte. Und dabei hat dieser entartete Ramensoetter des Dichters der guten alten „Luise“, wie auch sein Seitenstück Gemit von Wildenbruch, noch das ganz besondere Talent — ja, was sage ich? — eine wahre Manie, krankhaft bis zum „Erzesse“ bei ihm ausgebildet: wenn eine Kunstbewegung glücklich wieder so weit abgelaufen hat, daß man sie auf Glühc's bequem abziehen, sie in Rodomontaden aufspießen und zum rhetorischen Callimachias zwanglos auflesen oder oerflüchtigen kann, diese mit einer Art von begeisterten Krampf-Anfällen, noch dazu höchst mißhoerstaunden, von sich zu geben, sie in naive Auempfindungen und öde Thorheiten abflingen zu lassen, will sagen: nun seinerseits als gepriesener Ketter in der Rot und Erlöser des deutschen Schauspieltes auf dem szenischen Plane zu erscheinen. Was da an durchsichtigen Anregungen alles wahllos dann bei ihm durch einander quirlt: von „Brand“, „Jugend“, „Frühlingsopfer“, über „Glück im Winkel“, „Johannisfeuer“, bis zu „Über den Wassern“ zc. — es ist schlechterdings gar nicht mehr auszuschildern, und das bekannte Wächlein vom „evangelischen Pastor im modernen Drama“ es kann denn zur zweiten Auflage eine neue „Figur“ seiner gewissenhaften Sammlung mit allerhand tief sinnigen „Dahheim“ oder „Gartenlauben“-Glossen nunmehr getrost wieder einverleiben. Indessen,

hoffentlich gilt doch noch bei uns im ganzen Lande die Weisheit jenes Grundgesetzes, daß das Original besser sei als alle Kopie, und so dürfte der Spruch denn auch unschwer zu schlechter Lept zu fällen sein. Kurz, das Ganze ist einfach „zum Schiefen“ — und um so wertwürdiger, unbegreiflicher daher, daß es hier so unqualifizierbar lange nicht dazu kommt. . . . Über Richard Voß habe ich mich nur einmal in meinem Leben, da aber ganz gründlich, geärgert: das war zu Dresden, anlässlich der Erst-Aufführung seiner „blonden Kathrein“, — ein mal, und nicht wieder! Diesmal machte ich mir vielmehr ein besonderes Vergnügen daraus, Andere sich für mich ärgern zu lassen, und amüsierte mich inzwischen königlich über die hohe Stilkunde unserer Hoftheater-Tapezierer bezw. dorüber, was diese „dekorativen“ Herren unter einer „Szeffions“-Ausstattung im „modernen“ Möbel- oder Vorhang-Arrangement (I. und letzter Akt!) verstehen; oder über die unbegreiflichen Mißgriffe unserer aerehrl. Regie, die Herr Konard zum „Lebenskünstler“ und „Bonaioant“ mochen, einen Herrn Lützenkirchen mit seinen ganz un-oerkennbar alttestamentlichen Gesen hingegen zum „evangelischen Pastor“ stempeln — statt juist umgekehrt dispanieren; oder auch über die Verlegenheit unserer Kgl. Schauspiel-leitung in der Kassenbesetzung, welche die Mila nicht dem Fr. Swoboda, sondern einem f. ein Hoftheater-Ensemble ganz unmöglichen Fr. Feldhammer strupellos zuerteilt und für „Gade Carsten“ überhaupt keine angemessene Vertreterin derzeit zur Verfügung hat. Ein wahres Glück, daß wenigstens noch die eine oder die andere, oon der entschwindenden Pracht zeugende, Säule des alten Ensemble's, wie etwa Herr Häußer oder Frau Conrad-Kamla, als „Stützen der Gesellschaft“ im Rahmen des Hoftheaters zu wirken oermögen. Wehe aber dem Menschen, immer oon Neuem wieder wehe! — durch welchen Ärgernis in die Welt kommt; und das dürfte in diesem Falle doch nun einmol unser „Dichter“ Richard Voß gewesen sein, der nach diesem unzweideutigen Ablehnungs-Versahren sich als „Dramatiker“ vielleicht nun endlich einmal zur Ruhe setzt, damit oder künftighin auch uns in Ruhe und Frieden läßt. Möge ihm die „Umkehr“ seines „Lebenskünstlers“, der ein Pfscher auf den klappernden Brettern ist, welche seine Welt bedeuten, — möge sie ihm zur eigenen Einkehr werden, und möchte Voß bei gelegentlichen Besuchen im Weimarzer „Nießsche-Archiv“ nochgerade einsehen lernen, daß gerode sein kritisches Wort von der „Selbstsucht“, an Stelle der „Selbstsucht“, — oom Führer der Madernen, Friedrich Nießsche, schon eindringlich genug gesprochen, also in seinem Munde ein Gemeinplatz ist! Mit nüchternen Rechenexempeln und intellektuellen Schachzügen zur Natl-Setzung eines albernen Kaufiters, in der „oergibtsten Familienblatt-Weit“ und im „ab-gegriffenen Brief-Vorleseton“, diadidierl man keinen „Zorathustro“ und erst recht keine „Kritik der moralischen Wertschätzungen“ aus der zeitgenössischen Litteratur mehr hinaus . . .

H.

Zum ersten Mal ein harter Handlungsbau,
Erweiterung des Bühnenhorizontes,
Sehr kräftige Farben, nicht bloß Grau in Grau,
Nicht nur Gemolltes, nein hier ist Gelantes!

In diesem neuen Bühnenweert oibriert
Das Leben selbst in mächtigen Akkorden, —
Die Katerlinda-Gemeinde konstatiert:
Der Katerlind ist doch recht schwach gemorden!

So schrieben, oder richtiger: wijelten, die Berliner „Luftigen Blätter“ gelegentlich der Erkaufführung oon „Konna Banna“ am dortigen „Deutschen Theater“ — kurz nachdem wir auch hier, im Stoßberg'schen „Schauspielhause“, diese neueste Offenbarung

ollermadernster „Renoissance“ in einer leidlichen Aufführung hatten kennen lernen. Gewiß ist der Eindruck dieses Drama's ein ganz unleugbarer — ab auch künstlerisch nachhaltiger, bleibt jeodensfalls erst abzuwarten und steht wieder auf einem anderen Blatte: nämlich dem der zukünftigen Weiter-Entwicklung des Dichters. Hat man ja doch das alte „Cherchez la femme!“ Raeterlind diesmal entgegen gerufen, und bleibt sanach die Frage zur Zeit nach adällig offen, ob dieser weibliche Einfluß auf den Dichter wirkliche innere Lebensweckung bedeutet, also intensio oorfasten wird, oder aber nur eben eine vorübergehende, rein äußerliche „Anregung“ gezeitigt hat. Gern auch wollen wir die große „Farbenprucht“ hier zugeben und das habe „Bekannte“ anerkennen, atmen wir erleichtert auf und freuen uns oon Herzen, endlich einmal auch Anderes als nur Künstler-Dramen und Litteroten-Probleme zu sehen. Klein, schon bei der so gerühmten „Stärke“ und „Kraft“ stutzen wir nicht wenig. Denn wie? Ist dieser „Conquistadore“ ohne Eroberung, dieser sentimentale Condottiere der Resignation, der schon in der Jugend nur scheu von ferne onbetet, statt sich den Ruh zu erbeuten, der als Mann und als Krieger dann Jahre long entfogend schmachtet, als Sieger oder brutal fordert und zugleich oerzichtet — ist dieser Prinzsooli, frage ich, nicht doch im Grunde seiner Seele ein psychologisches Umding, bei dessen Namen man durchaus nicht an einen Begriff wie principio wohl denken darf? Und vollends: „das Leben selbst in mächtigen Akkorden“ — wo haben die Leute denn nur ihre leidlichen Augen?! Odc., steht etwa nicht ein: „Leben oder Tod?“ als unge löst es Frogezeichen nach am Ausgange auch dieses Drama's? Ja, liegt nach Raeterlind's ganzer mystischer Vergangenheit, bei seiner Umdeutung des „Lebens als Traum“ zum Schlusse, nicht ungleich näher, aielmehr anzunehmen, daß der Dichter hier doch nur wieder den Tod als das wahre, neue Leben für die Weiden gemeint habe — also „Tristan“, II. Akt? In der That ist gerade dieses Adtschußfrogezeichen und mit ihm das ganze Werk, rein historisch, zunächst bedeutsam eben nur für Raeterlind's heutiges Entwicklungs-Stadium: er steht damit nun genau inmitten zwischen Tod und Leben — nicht, daß er sich schon entschieden hätte! Und die Froge mag hiernach nicht einmal so unberechtigt erscheinen: Ist Raeterlind nicht doch „recht schwach“ geworden, als er von seinem Eigensten, das er wie ein *απαξ λεγόμενον* der germanischen Litteratur und europäischen Kultur zu geben, ganz eigenartig-persönlich zu gestalten hotte, neuerdings abwich zu Problemen, die er mit anderen realisierenden Zeitgenossen auf dramatischem Gebiete: Hebbel, H. Wagner, d'Annunzio, Hauptmann, Weigand, Richard Strouß schließlich doch nur gemeinsam haben wird? Ja, ist es nicht am Ende just die selbe leidige Geschichte und Erfahrung, die wir schon kürzlich einmal bei der „Versunkenen Glocke“ zu erleben hatten: daß „Ranna Banua“ aielleicht genau den fatalen Moment im Leben des Dichters darstellt, wo das breitere Publikum den „Fall Raeterlind“ endlich zu gautieren beginnt, ihn auch seinerseits nun zu aersuchen vermeint und ihm begeistert als bald zusieht, weil jener eben seine wahre Natur verlassen und sich vom Quell seines Ursprunges fort, einem allgemeineren Flusse des portischen Durchschnit-Strames nunmehr überlassen hot?

Ich sprach soeben auch oan Wagner und selbst Richard Strouß, und das wird gar Manchem wohl äußerst befremdlich erschienen sein. Ich gelange damit aber zu meinem eigentlichen Thema und will mich sofort genauer erklären. Vom „Tristan“ habe ich an geeigneter Stelle ohnedies schon nähere Erwähnung gethan, und thatsächlich ist eine gewisse, geistig-technische Verwandtschaft des Dialoges im II. Akte unseres Raeterlind-Drama's mit dem bekannten Zwiegespräch im zweiten „Tristan“-Aufzuge ganz unverkennbar. Man beschehe sich aber nun auch die „Guntrom“-Dichtung des Letztgenannten einmal

etwas ernster! Wenigstens scheint es mir doch völlig undenkbar, daß gerade nur ich allein die Ähnlichkeiten und geistigen Beziehungen zwischen beiden klar vor mir sehen soll, welche da zweifellos vorliegen. Gerade so nämlich, wie Maeterlinck hier zwischen Leben und Tod noch die Mitte hält, stand Strauß zur Zeit der Konzeption seines „Guntram“ mit einem Fuße noch im Schopenhauer'schen Erlösungs-Mysterium, mit dem andern aber bereits in der selbstherrlich Nietzsche'schen Befreiung zum individuellen Persönlichkeitsrechte. Man deute das Maeterlinck'sche Fragezeichen des Ausfluges nur erst einmal beherzt und entschieden um im Sinne des Lebens, als Flucht der beiden Liebenden aus der Konvention heraus zur vollen Freiheit ihrer Liebe, und man schlage getroßt über diesen Ausklang des modernen Dromo's mit all' seinen psychologischen Komplexionen und Differenzierungen des Sexual-Problems, noch den großen, weiblich-herrlichen Versöhnungs-Bogen einer idealen Musik, etwa wie derjenigen vom Ende eben jenes „Guntram“ — und man wird sofort erkennen, wie gut das zusammen und in unsere Zeitumstände herein paßt; ja, würde dabei sogar den Richard Strauß so ungefähr vom Stande seiner heutigen geistigen Erkenntnis wie künstlerischen Entwicklung ganz unsehbar wieder finden und vor sich haben. Was soll uns da die frivole Überbrettelei bizarrer „Feuersnöde“, von „Liebesbrüsten“ an Stelle der grands amour-passion? — Hier liegt die große Aufgabe, für einen Strauß speziell der Weg zu einer organischen Entfaltung seiner Psyche und idealen Läuterung! Und ebenso auch Männer wie Max Schillings, der Komponist der „Ingenelde“ — nicht des „Pfeisertages“, welcher eine reiche Palette satter Instrumentalfarben fein eigen nennt und eine ebenso glänzende Polyphonie als fein individualisierende Harmonik noch hierzu mitbringen würde, mögen gern und ausdrücklich hiermit zur gelegentlichen Beschreitung dieses lohnenden, würdigen Pfades besonders angetregt sein. Damit aber komme ich denn endlich zu meinem Grund- und Haupt-Einwande gegen Maeterlinck, den ich lange genug zurück gehalten: „Nonno Banno“, mit dem aparten „Liebes“-Thema als Mittelpunkt wie in allen seinen feineren Poren, ist durch und durch „musikalisches Dromo“, lyrische Bondlung — getränkt von Musik; es wäre und ist, als Staff, geradezu das gegebene Musikdromo einer „modernen“ Wagner-Nachfolge im Stile romanischer „Renaissance“, an Stelle des bisherigen, schon bis zur Schablone abgegriffenen, altgermanischen Kostümes. Wählon — wer wird es uns schreiben? Denn ihm wird als Ton-dichter unter'm Schaffen entschieden zu Gute kommen, was beim Wort-Dramatiker Maeterlinck noch ein offenkundiges Konko bleiben sollte.

MK. In unserer Rgl. Oper floß das sonst doch so frisch pulsierende Blut des alljährlich wieder kehrenden „Mozart-Festivals“ diesmal etwas schwerfällig und träge nur dahin. Sonst — quoad Neuheiten: Schillings, Thulke, Weiss, Bräneau — schweigen zur Zeit noch alle Stützen, und schon gar nichts ertläutet hier zu Lande von Namen wie Hugo Wolf („Corregidor“), Hans Pfitzner („Armer Heinrich“) und „Rose vom Liebesgarten“ — auch seiner so erfolgreichen „Olof-Vollade“ könnten sich unsere heimischen Konzert-Institute gern einmal erinnern!), L. Biech („Das war ich“) od. A. Wie interessant und arbeitsreich aber wäre z. B. eine Inszenierung von Ibsens „Fest auf Sathaug“, obgleich immer ein mal mit der zugehörigen Musik von Hugo Wolf, und ein ander Mal wieder mit der von Hans Pfitzner. Es ist, wie wenn solche Werke überhaupt gar nicht vorhanden wären! Und das hiermit warm empfohlene dramaturgische Experiment bringt uns zugleich noch auf etwas Anderes. Lesen wir da kürzlich in Münchener Lokaltältern die folgende Notiz: „Akademisch-dramatischer Verein. Bei der Aufführung des ‚Marquis von Keith‘, die am Montag, den 20. Oktober, im

Schauspielhaus stattfindet, wird der Dichter, Herr Frank Wedekind, die Titelrolle seines Münchener Schauspiels selbst spielen. Wedekind, der dem literarisch interessierten Publikum auch durch sein Auftreten bei den „Eis-Scharfrichtern“ wohl als die bekannteste zeitgenössische Persönlichkeit Münchens gilt, wird wie kein Anderer in der Lage sein zu zeigen, wie er die eigenartige Abenteuerfigur des Marquis von Reith aufgefaßt wissen will. Die Vorstellung unseres rührigen Akademisch-dramatischen Vereins wird dadurch von ganz besonderem künstlerischen Interesse sein. Wenn der Verein das neue Wintersemester gleich mit solch' einer großen Veranstaltung eröffnet, so zeigt er damit, daß er getreu dem Rufe, der ihm von seinen früheren Bethätigungen voran geht, auch in diesem Winter seine ernstlichen künstlerischen Bestrebungen weiter pflegen will.“ Je nun, wie man es eben nehmen will! Wir wollen ein gewisses literarisches Verdienst dieser geplanten Aufführung ganz gewiß nicht streitig machen, meinen dabei aber doch: besser als solche Variété-Pervertitäten eines franken Herrn Wedekind würde akademischer Jugend gerade ein literarisches Programm wie das nachstehende zweifellos anstehen, das wir vom Wiener „Akademischen Verein für Kunst und Litteratur“ in der neuen „Zeit“ unlängst angehängt gefunden haben. Es lautete: „Der Verein beabsichtigt in seinem zweiten Spieljahre seine Thätigkeit in erweitertem Maße wieder aufzunehmen. Neben den theatralischen Veranstaltungen, die in größerer Zahl als im Vorjahre stattfinden sollen, ist eine Reihe von wissenschaftlichen und künstlerischen Vortragsabenden geplant, für die eine Anzahl von Universitätsprofessoren gewonnen ist. Der Verein hat folgendes Repertoire zusammen gestellt, aus dem im heurigen Spieljahre eine Auswahl getroffen werden wird: „Hippolytos“ von Euripides, deutsch von U. von Wilamowitz; „Agnimitra und Melasita“ von Kalidasa, deutsch von Leop. M. von Schröder; „Frau Inger auf Deströt“ (u. A. D. Ref.) von Ibsen; „Die Kindesmörderin“ von Heinrich Leop. Wagner; „Le bourgeois gentilhomme“ und „Les précieuses ridicules“ von Molière; „Timon von Athen“ von Shakespeare; „Jeppe vom Berge“ von Holberg; „Merlin“ von Zimmermann; „Doktor Faust“ von Marlowe; „Penthesilea“ von Kleist (auch „Familie Schrockenstein“ wäre in diesem Zusammenhange wohl zu wünschen, d. Ref.); „Satome“ von Oskar Wilde; „Randragola“ von Rachiavelli (diese letzteren beiden verdanken wir ja auch unserem Münchener Vereine — damals war er auf dem rechten Wege und gut beraten; ebenso mit Niebergalls „Datterich“ u. A. D. Ref.); „Prinzessin Pumphia“ von Kurz-Bernardon.“ Und Heibel? . . .

Auch ein Anderes lasen wir, um die selbe Zeit etwa, lebhaft interessiert, in unserer Münchener Lokalpresse, und zwar: „Akademie der Tonkunst. Am Sonntag Vormittag versammelten sich eine große Anzahl von Kunstfreunden, Damen und Herren, im kleinen Museumsaal unter dem Vorfige des Generalintendanten Frhrn. v. Perfall und beschloßen nach längerer Besprechung, sich der Akademie der Tonkunst als Chor zur Verfügung zu stellen für die Aufführung größerer Oratorienwerke. Es wurde beschlossen, vorläufig in einem Lokal des Evangelischen Vereinshauses jeden Donnerstag Abend zu proben. Dort werden auch Anmeldungen zur Teilnahme an diesem Chor entgegengenommen.“ Das war nun wieder einmal vollkommen irreführend und mußte in der Überschrift natürlich heißen: „Musikalische Akademie“; denn unser Kgl. Konservatorium, gen. „Akademie der Tonkunst“ braucht ja nicht erst einen Chor sich zu schaffen. Danach aber hätte nun also doch Excellenz, für eine Weile wieder, ihre alte Lieblings-Idee „realisiert“ und einen „Chorverein“ ad hoc endlich sich einmal zusammen getrommelt, um den als alleinigen Dirigenten der „Musikal. Akademie“ so glücklich durchgeführten Hermann Zumpe nicht „ganz allein auf weiter Flur“ stehen lassen zu müssen

und auch, Arm in Arm mit ihm, unser alt geweihtes Herkommen höchst mangelhafter Oratorien-Aufführungen im „Oben“ hübsch brao womöglich aufrecht erhalten zu können. Und bei dieser Gelegenheit gedenken wir auch gleich eines sehr durchsichtigen Angriffes der „Münchener Ztg.“ gegen Direktor V. Stavenhagens Wirksamkeit an dem ihm unterstellten, oben schon genannten Institute: eines Angriffes „aus Fachkreisen“, der erstens einmal vollkommen überfieht, daß die dreistufigen Wöllner'schen Chorübungen die aller-vorzüglichste Grundlage der „musikalischen Erziehung“ (auch für die p. t. Herren und Damen Gesangsolisten) überhaupt bilden, also jede Anstalt, die sie gewissenhaft gründsächlich pflegt, wahrlich nur zu loben wäre; welche sodann aber auch in so lange jeder inneren Berechtigung entbehrt, als ja doch die zahllosen, Zeit raubenden und den Unterricht ebensa störenden Prüfungs-Konzerte gegen Ausgang des Jahres nach wie vor immer noch figurieren sollen. Zöglinge einer Musikschule sollen aber nicht nur einseitig im solistischen Vortrage zu Konzert-Virtuosen, sondern auch ganz im Allgemeinen zu tüchtigen, reifen Musikern mit heran gebildet werden, und zu solchem Befähigungs-Nachweis als nützlichstes Glied unserer Zeit und ihrer Musikpflege bieten sicherlich Ensemble-Leistungen, im Rahmen bedeutamerer oratorischer Aufführungen von großen, ersten Werken nicht nur der alten Zeit, eine sehr geeignete Handhabe. Wie es sich dabei von selbst versteht, darf und soll darüber der Ernst geregelter Unterriechtes nicht verabsäumt werden. Allein, sind denn solche Proben etwa „Allotria“, und nicht auch musikalisches Studium, nur in anderer Form? Und war es nicht seit jeher das Geheimnis einer klugen Pädagogik, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden und der Strenge des Technischen die Freude des künstlerischen Gelingens geschickt beizumischen? Wacht es unsere Würzburger „Kgl. Musikschule“ denn nicht ebenso? Endlich: man wird doch nicht im Ernste behaupten wollen, daß die längere, gründlichere Schulung der Gesangs-Zöglinge an staatlichen Anstalten für die technische Durchbildung — bewährtes Lehrpersonal vorausgesetzt! — vom Übel, die kurze Dauer hingegen der Gesangsstudien beim Privat-Unterrichte von gar oft die Charlatanerie streifenden „Gesangsmeistern“ ein besonderer Segen unserer Zeitaltste sei? Im Übrigen wurde ja das Direktorium selbst an der Berufung von ersten Instrumental-Kräften, Kapazitäten und Autoritäten, erst jüngst durch die hohe Einsicht unserer Landtagsboten direkt verhindert — wozu also der Lärm, was steht den Herrn zu Diensten?

H. Um nunmehr noch auf unsere liebe Kunst, so zu sagen die Schutzhelilige von München, ein ganz klein wenig auch zu sprechen zu kommen, so muß leider gesagt sein: es mehren sich in geradezu bedenklicher Weise die trüben Anzeichen, daß man hier zu Lande in den maßgebenden Kreisen Besitztümer nicht glücklicher Hand fest zu halten weiß, Vorteile, Chancen, Perspektiven einfach nicht rechtzeitig zu nützen versteht. Lief da unlängst durch alle unsere Tagesblätter die unscheinbar kleine, für den Kenner des löstlichen Gemäldes geradezu vernichtende, Notiz: „Die Berliner National-Galerie“ hat aus Münchener Privatbesitz (Frau Generalmusikdirektor Levi, verw. Fiedler) das hervorragende Bild Lukas Kranach's des Älteren „Ruhe auf der Flucht“ erworben.“ Wenn demnach schon unsere großen heimischen Staats-Galerien, Dank der Umsicht ihrer Leiter, nicht mehr energisch eingzugreifen wissen — oder aber Dank dem Kunstsinne unjeres hochlöbl. Landtages eingzugreifen nicht vermögen, wäre da nicht doch am Ende die schleunige Begründung und entsprechende Dotierung einer gediegenen „städtischen Galerie“ für München (nach dem beachtenswerten Vorschlage des Magistratsrates Schmidt wie schon aus Gründen einer belebenden „Konkurrenz“) ernstlichst in Erwägung zu ziehen? Mit den nun glücklich noch auf zwei Jahre ökonomisch erteilten 100000 M.: 2

= 50000 Mk. für Bilderräume pro 1902 von Regierung wegen kann die hohe „Kunststadt“ München wirklich und wahrhaftig nicht mehr gut „Staat“ machen; da muß also schon etwas ganz Thatkräftiges geschehen, wollen wir uns von den sächsischen oder württembergischen Kunstfesten nicht einfach überholen und in den dunkelsten Schattensald stellen lassen. Inzwischen ist man doch wenigstens so vernünftig geworden, sich in der okuten Terrainsfrage für größere, moderne Landes-Ausstellungen von dem ursprünglichen, arg beschränkten Rahmenin sel-Projekt hinweg mehr und mehr nun auf den ungleich-günstigeren, weil weitstichtigen Leresienwiesen-Plan zu konzentrieren. — Freilich, einer noch dem anderen von unseren nonhasten Künstlern und produktiven Kräften kehrt derweilen München leichten Herzens und nach leichteren Gepädes ungeholten den Rücken: Fischer, Dill, Steuagt, Corinthe, Schmutz-Baudig, Krüger, Pantak u. A. m. sind auf diese Weise schon von uns gegongen, neuerdings wieder scheint Eugen Berner auf dem Sprunge noch auswärts zu sein (Stuttgart oder Dresden sind da immer wieder die Ver-sucher — nächstem wohl Karlsruhe, Darmstadt und Hamburg; auch Weimar wird schon bald „mitwirken“!), und möglicher Weise sollen wir gar auch unseren A. Niemerschmid-neuerdings noch mit verlieren. „Uble Dinge, die ich da merk“: eine Entführung gar im Werk! Aufgepöht: das darf nicht sein! Aber freilich, „das docht' ich wohl. Nun heißt's: schaff' Rat!“ Einige Zeitungsstimmen mahnen bereits sehr ernst, in regelmäsig-sonsequenter Weise und mit eindringlichen Worten — man schließe sich also einmol fester zusammen! Ahnt der gute Münchner in seinem beschaualichen Bierumpfe doch noch gar nicht einmal, was ihm lebendig es draußen in diesen Dingen schon zugeht. Und: freuen wir uns immerhin aufrichtig dankbar dessen, was wir derweilen immer noch besitzen dürfen! So hoben oor Kurzem erst wieder die „Lehr- und Versuchs-Ateliers“ (Obriht — o. Dehschitz) „für ongewondte und freie Kunst“ zur Eröffnung eines neuen Joht-gonges ihren Prospekt oerfandt, dessen Inhalte ich mich nicht enthalten kann, für diesmal folgende Stellen wörllich zu entnehmen: „Die Lust und die Freude an der Beschäftigung mit künstlerischen Dingen soll erweckt und lebendig erhalten werden, zugleich sollen aber die Schüler und die Schülerinnen angespornt werden, freiwillig in der Kunst ernst und hingebend zu arbeiten, stott des bequemen Dilettierens. Jedem, dem Anfänger sowohl wie dem Vorgeschrifteneren, der oieellecht nach oelen Versuchen mit anderen Lehr-methoden ratlos geworden ist, soll hier die Möglichkeit gegeben werden, sich erst einmal in Ruhe in dem gonzen Gebiete der bildenden Kunst zu orientieren und das heraus-zufinden, was ihm schließlich am entsprechendsten für seine spezielle Begabung erscheint, ehe er sich entscheidet, welches Spezialfach er ergreifen will. Ermutigung durch Rat und That soll dem Talentoollen zu teil werden, aber auch Entmutigung dem Tolentlosen, der dooar bewohrt werden soll, sich einer für ihn unfruchtbaren Soche zu widmen. Unter Vermeidung aller künstlichen und herkömmlichen Spaltung der bildenden Kunst in einzelne einonder fremde Gebiete (wie Malerei, Architektur, Kleinkunst, Plastik, Kunst-handwerk u. s. w.) sollen die Schüler unmittelfor in das ganze Gebiet der freien und angewondten Kunst und zwor thunlichst durch direkte Anschauung und Bethätigung eingeführt werden. Es soll versucht werden, neben der Freude am Sehen auch die Erkenntnis-kraft, das Urteil und den Geschmack in künstlerischen Dingen zu vertiefen und-festerer zu machen, damit dem verhängnisvollen Wahne, es gäbe keinen Maßstab für „gut und schlecht“ in der Kunst, gesteuert werde. So soll auch angeföhrt werden, die künstlerische Selbstzucht und das künstlerische Zielbewußtsein des Schülers zu festigen und seine schöpferischen produktiven Kräfte zu erhalten und zu steigern. Die gesomten Anstrengungen jedoch sollen auf das eine Ziel gelenkt werden, daß om-

„Ende der Kurse positive künstlerische Leistungen auf irgend einem Gebiete zu sehen sind, die auch zu der Möglichkeit eines Erwerbes hinführen können“ ... Das ist gewiß ein Programm, dem man von Herzen beistimmen könnte. Mögen nur die Thaten solchen erfreulichen Worten alsbald entsprechen! Was allensfalls auch an „kritischen“ Meinungen bei uns umgehen mag, daß dieser Herrmann Obrist gar nicht das Zeug an sich habe, einen „Obrist“ für das deutsche Kunstgewerbe abzugeben (und auch ich finde ja mitunter, daß er sich in seinen architektonischen Leistungen selber wohl überschätzt): braucht er darum schon ein schlechter Lehrer zu sein? So glaube ich denn wirklich, daß wir getrost hier die Zeit und seine künftigen Leistungen entscheiden lassen sollten. — Mehr und mehr Respekt bekommt man von der Künstler-Vereinigung „Phalaris“, die neuerdings unser München nun auch mit dem eigenartigen Dresdener Landschaftler Paul Baum in höchst dankenswerter Weise bekannt gemacht hat. Ziemlich eingehend hat der Herausgeber dieser Blätter den Künstler schon in seinem neuen Buche „Kunst und Kultur“ behandelt, und so kann ich mich vielleicht, unter Verweisung hierauf, an dieser Stelle darauf beschränken, lediglich dies noch anzudeuten: Wenn L. Raffaelli in Paris und Paul Baum aus Dresden — nomen et omen! — einen vielverestelten Baum der freien Natur ohne Blätter malen, so verhält sich der erstere zum letzteren als „Akt“ etwa wie Gliederpuppe zum Menschen! — Auch der bekannte heimische Landschaftler Börsenroth hatte leztthin (in der Kunsthandlung Krause & Finsch, Barerstr. 40) eine sehenswerte Privatausstellung en collection veranstaltet, über sein Schaffen aus der allerletzten Zeit. Er hat neuestens die herben Reize unseres Jahrtales, die er so stimmungssooll ebt uns zu schildern wußte, verlassen und sie gegen die weicheren Tinten und breiteren Töne von Süd-Tirol und Südsfrankreich eingetauscht. Ganz entschieden hat er dabei technisch sehr gewonnen, während er hier zu Lande, mit seiner charakteristischen Hervorhebung des Grisa- und Flog-Vila, beinahe schon in leichte Manier zu verfallen drohte. Aber wie immer, wo der wurzelständige Heimatboden verlassen wird, so scheint es auch da wieder hergegangen zu sein: hier zu Lande, ganz apart als Spezialist, hatte er durchaus Eigenes zu sagen; dort gewann er sich zwar eine geläufigere Malweise wie so manch' Anderer unter unsern „Sezessionisten“ auch; doch, nun hob er sich kaum mehr allzu individuell vom guten künstlerischen Durchschnitt ab — so weit nicht etwa die (nicht übermäßig günstigen) Ausstellungs-Lokalitäten mir den Blick noch beeinträchtigt haben sollten. So wird Erweiterung gar oft zur Einschränkung — wer will uns heil zwischen solcher Stylla und Charzbbis wohl hindurch leiten? — Eine Jubiläums-Ausstellung endlich aus dem malerischen Werke von Rali, in den Räumen des „Kunstvereins“, hat neue Gesichtspunkte über diesen Künstler nicht mehr ergeben können — es wäre denn der, daß die ausgesetzten Preise nicht nach dem künstlerischen Werte, sondern nach der Elle bemessen zu sein schienen. Sinegegen verdient als einigermaßen kennzeichnend für unsere hiesigen Preisverhältnisse doch einmal hervor gehoben zu werden, daß man bei Erwähnung von Münchener Privatgalerien schlechtweg gar niemals von der modernen, für eine gewisse Zeit vom Ausgange des vorigen Jahrhunderts geradezu unschätzbaren, Gemälde-Sammlung Weigand reden hört, wie als wenn die Kunststadt München allein nur „Schack-Galerie“, Schubart-Nachlaß und den Kunstmäzen Herrn Thomas Knorr kenne!

MK. muß hier doch, wohl oder übel, auch noch zu dem „Falle Benz“ Stellung nehmen; denn es läßt sich nun einmal kein x für ein u vormachen, und zu diesem x, wahrlich, hat unsere Presse wieder einmal ihr redlich Teil beigetragen. Allüberall wurde „gebent!“ — ja, man wurde förmlich bombardiert mit drängenden Zuschriften,

Notizen, Erklärungen, Adressen u. s. w. aller Art, bis herauf zur prätenziösen, arg blamabel auslaufenen „Zala-Ehrung“. Ausnahmsweise müssen wir diesmal den „R. R. Nachr.“ durchaus Recht geben, wenn selbst sie, die doch so decidirt auf Seiten des „Dichters“ Friedrich Benz zu stehen wußten, schließlich meinten: „Wir glauben nicht zu irren in der Annahme, daß es falsch wäre, aus dem ‚freudlosen‘ Verhalten gegenüber dem Barschlage des ‚Zala-Ehrungs-Komitee's‘ auf eine Unterschätzung Zola's bei den gebildeten Deutschen zu schließen; daß vielmehr die Empfindung, die für R. Dehmel bei seiner ablehnenden Haltung bestimmend war*) von sehr vielen aufrichtigen Verehrern des großen französischen Dichters geteilt wird.“ Und sicher ist es, was den alsbald verhandelten Majestätsbeleidigungs-Prozeß wider den Schriftsteller Friedr. Benz (auf Grund eines denunzierten Privatbriefes) anlangt, der eigentliche Kern der Sache, wenn das gen. Blatt in Leitartikelform hierzu schrieb: „Glauben aber tragh all' dieser Bedenken die Anarchien in Deutschland ohne den Schutz des § 95 nicht bestehen zu können, so erfordern doch Rechtsbewußtsein und öffentliche Moral eine Formulierung des Paragraphen, die wenigstens dem Denunziantentum das saubere Handwerk anräumt. . . . Wäre ferner die Majestätsbeleidigung ein Antragsdelikt, so wären wir überzeugt, daß der hochherzige Sinn des Kaisers in dem anliegenden Falle einen Strafantrag unzuweilig abgewiesen hätte“ — und so und so oft auch sankt auf Verfolgung habeitsoll verzichten würde (wie wir hier nach saallenden wallen). Wir brauchen also dem „Falle Benz“ auch unsere menschliche Anteilnahme ganz gewiß nicht zu versagen. Allein auf zwei Dinge muß dabei doch wohl aufmerksam gemacht werden, die in diesem Falle eben das grahe X zu legt ausgemacht haben. So hat man erstens allerseits adlig übersehen, daß Herr Benz nach am 14. März Id. Js., unaorsichtig genug, mit dem pp. Hartmann in Braunschweig in intinem Briefwechsel stehen und den Herausgeber des „Litterat“ wie Heymann-Effingsten sagar „Lieber Freund!“ darin anreden konnte, obwohl wir doch schon im Januar (vergl. Heft Nr. 2 aam Id. Jahrgang) den Mann an dieser Stelle hinreichend deutlich ein für alle Mal charakterisiert, unsere publizistische Pflicht mit solcher allgemeinen Warnung also durchaus erfüllt hatten. Und dann scheint man wirklich so ganz und gar nicht beachtet zu haben, wie Herr Benz es affenbar nur eben darum sa überaus eilig mit der „Zala-Ehrung“ hatte, weil er jußt um die Zeit seines Aufstehens erregenden Projesses an der Seite unserer ersten deutschen Dichter mit seinem Namen partout in allen Blättern stehen wollte, während er dann seinen öffentlichen Rufus um sa leichteren Herzens wieder aus dieser Presse zurück ziehen konnte, als sich sein eigenes, persönliches und äußeres Interesse daran mittlerweile erschöpft hatte. Hier aber treffen wir auf objektiae Mifststände unserer zeitgenössischen Kultur-Mache und Litteratur-Melkame, auf welche bei dieser Gelegenheit einmal der Finger zu legen war — herzlich unbelümmert darum, wie das nun auf beteiligter Seite, die unter dem Deckmantel des „sajialen Mitleidens“ und der „öffentlichen Meinung“ hierbei sa schön treiben gegangen war, uns wohl ausgefaßt werden möchte. Dehmels geharnischter Protest dagegen bildete in diesem Sinn ein wahres Zeit-Dokument, wie es für uns wiederum auch die Thatsache gewesen ist: daß uns Herr Benz selbst später den darauf hin reaidierten „Zala-Rufus“ zugehen ließ, auf welchem neben dem Namen Dehmel zudem noch derjenige Bruno Wille's inzwischen zu streichen gewesen war — und noch sa m. A. mehr, das wir ganz gelegentlich, unter der Hand zu dieser Affäre in Erfahrung gebracht hatten. Für die Richtigkeit: geg. geg. Sdl.

*) Auch der „Gesellschaft“ ist Richard Dehmels bekannte Erklärung zur Veröffentlichung zugegangen; wir bringen sie an anderer Stelle (vergl. „Lit. Gdz“, S. 134) zum Abdruck. D. Gdzr.



Über die politische Lage Österreich-Ungarns.

Von Dr. Heinrich Herbatschek.

(Kremsier, Mähren.)

Im Sommer lebt halb Wien in und vom Prater. Dort, wo die kleine Welt ihr Vergnügen sucht und die großen Kinder nach des Tages Müh'n Erholung finden, macht ein winziges Männchen die dankbaren Zuhörer bereits seit Jahrzehnten so herzlich lachen, daß man den Wicht um seine Popularität beneiden könnte. An diesem lieben „Wurstl“ scheint der selige Taaffe recht oft vorüber gegangen zu sein. Denn sein unsterblich-gynisches Bart vom Fortwurfstein ließ ihn ohne Zweifel nur der frühliche Spießbube erfinden, der sich in Einem fort windet und nicht vom Fleck kommt. Unlängst ist der Ausdruck wiederum an die Ohren des großen Optimisten von Körber gebrungen, dem der Handel mit Linsengerichten nunmehr bereits zur Gewohnheit geworden zu sein scheint. Alles stürmt und wütet. Alldutsche, innerlich unwohl, geben Proben allerkräftigster Konstitution nach außen; Polen erwünschen im Buffet den deutschen Kaiser und drücken aus dem armen Finanzminister Staatsnotwendigkeiten heraus; Tschechen fordern, drängen und „biegen oder brechen“, alles ist im Fluß — nur der stolze Bürger-Ministerpräsident bleibt ruhig.

Österreich hat nämlich einen Staatsmann, der „modern“ und doch nicht „nerdös“ ist. Allerdings besitzt dieser Ausnahmemensch auch Fehler. Vor Allem Mangel an Energie. Die Hydra der Schmarager in Regierungskreisen zu töten, das unglückselige Protektionsystem der Bureaokratie zu beseitigen und gegen den schier unermesslichen Einfluß der paluisch-kaiserlich-herikalischen Aliquen erfolgreich an zu kämpfen, wird Herrn von Körber kaum gelingen. Sein Glück ist jene Zerfahrenheit in den nationalen, konfessionellen und sozialen Verhältnissen, welche das Unglück seiner Vorgänger war. Er und sein Haushofmeister, dessen starke Seite von jeder Glückspiele sind, setzen sich über Kleinigkeiten wie Sprachenfrage hinweg, ignorieren den Wiener Antisemitismus und machen aus den Erfolgen der edlen Paskamarilla gar kein Wesen. Will das Staatsschiff an eine gefährliche Klippe pressen und mit Mann und Maus untergehen, so erscheint an Körber wie aus Himmelsböden mit einer wissenschaftlichen Entdeckung über die Schiffschraube, und die Klippe ist vergessen. So sappte er die Nationen und Nationchen über die chronische Ausgleichskrankheit mit seinen Kanälen hinweg; ebenso fiel er zuletzt in die ausgeregte Obstruktionsdebatte wie ein deus ex machina mit dem neuen Preßgesetz herab. Außer dieser Eherubogenaalt aber kann von sonstigen übernatürlichen Kräften nicht viel berichtet werden. Wenn draben die Engel goldene Berge versprechen, aber bloß die Berge halten, dann wird der brave Mann noch ein Engel werden.

Hier jedoch, auf dieser bösen, ersten Welt muß er an seinem Abgang in den Himmel zwölf Balkstämme beruhigen und mit dem schlimmen Nachbar Ungarn in Frieden leben, was ihm als bravstem Österreicher schwer gelingt. Die Tiraler sind in

der Erfindung eines modernen Sprachenfragen-Problems nicht zurück geblieben, haben sich überdies mit der Sorge um eine Weinzollkaufel beladen und beginnen in letzter Zeit sogar, freisinnige Hochschullehrer gegen den Ultramontanismus aus zu spielen. Triest ist vulkanisches Gebiet. Bietet nicht ein Loch im Kopfe eines italienischen, kroatischen oder deutschen Arbeiters Anlaß zu antiosterreichischen resp. italiensfeindlichen, oft recht aus- und eindrucksvollen Bewegungen, so läßt ein Matrosen- oder Heizerstreik die Mannschergewehre der braven Infanteristen in Aktion treten. Österreich ist stolz auf Triest, aber Triest nicht auf Österreich. Die Krentländer sind vom Parlamente mit staatlichen Liebesgaben in Gestalt von Eisenbahnen beschenkt worden und loben nun alle den Herrn. Niederösterreich steht vor einer Kraftprobe. Deutsch-Vollstiche, Aubeutsche und Sozial-Demokraten werden dort, wo es not thut, sogar vereint gegen die Südböner der Wiener Rathhauspartei in's Feld rücken. Merkwürdig, freisinnige Heerführer predigen einen Kreuzzug gegen Christlich-Soziale. Dr. Karl Lueger heißt der Siegespreis. Die Feinde des böhmischen Lieblinges sind diesmal schon eine Macht. Nur der Klerus wird ihn noch schirmen. Die Regierung darf sich nicht mehr exponieren, sonst schafft sie sich auch unter den übrigen Parteien Feinde. Führt die antisemitische Fraktion im Landtagswahlkampfe, dann ist Wien und so weit das Auge vom Stephansturme sieht, der Reaktion für immer entrisfen.

Auch im großen Hegenfessel Böhmen brodeln es ohn' Unterlaß; „ruhige“ Köhler kochen darin allerhand Kräuter aus den böhmischen Wäldern; lutherische Priester sprechen ihre Formeln und machen den braven Michel ungeberdig, Schwarzenberge schüren die Stut nationalen Empfindens. Unruhig erwartet die Wiener Regierung jeden Morgen den Boten aus Böhmen, der die Nachricht bringen könnte, daß am . . . iher Bahnhofe sich eine deutsche Auffahrt befinde: der Bestand des Reiches ist sodann bedroht. Auch die sonst tozante Markgraffschaft Mähren hat von diesem Baume der Erkenntnis genascht. Rasch muß ein Diner beim Statthalter die treuen Hüter der Einheit mit den Wölfen aus Germania's Hainen versöhnen, da auch die Liebe der Volkstier durch den Wagen geht. Halb-Asien, das der Regierung Minister, Petroleum und Soldaten liefert, gleicht einer Medaille, deren Kopf einen edlen Schlachzigen, aahlat und wohl genährt, nach oben deot, nach unten grausam, in polnischer Tracht darstellt — deren Rehrseite jedoch ein düsteres Trauerspiel: die mit Pulver und Blei nieder geschlagene Empörung des hungernden, ausgebeuteten Volkes vorführt. Die letzten Schüsse von Lemberg werden wieder Rache bringen. Ein unsetiges Land, das arme Galizien mit seinen reichen Grafen!

Der gute Bruder in Cis zahlt die schönen Kleider seiner lieben Schwester in Trans. Ungarn ist seit vierzig Jahren erst ein Staat im modernen Sinn, aber hat allemal das alte Kaiserreich Österreich materiell überflügelt. Bis auf äußerliche Hörmlichkeiten ist bereits lange die Trennung der ungleichen Zwillingsgeschwister vollzogen. Die radikalsten Parteien haben und drängen zu vollständigem Bruch. Wenn dem geschickten Regisseur Körber nicht wieder einmal das Experiment gelingt, über die Köpfe der rattenlosen Ratgeber des Volkes hinweg ein politisches Kunststück auszuführen, dann kann diesmal in der That die Maschinerie versagen und die Komödie mit dem ironischen Titel „Ausgleich“ vollständig Schiffbruch leiden. Jetzt, da im Herbst die Blätter fallen, wird das Schauspiel in Szene gehen müssen, denn hier zu Lande und auch in Ungarn läuft der Kontrakt unerbittlich ab.

Diese Misère, das Gebundensein an Fesseln wirtschaftlicher Abhängigkeit, verursacht den langsamen Schritt in der Entwicklung des politischen und sozialen Lebens in Österreich. Halb Europa hat Institutionen wie Pressefreiheit, Alters- und Invaliditätsversicherung,

Arbeiterchutz und andere legislatorische Werte längst eingeführt, während bei uns über deutsch-böhmische und ungarische Ausgleichsbarrieren gesprungen werden muß, braor das Ziel sozialpolitischer Wünsche auch nur erst erblickt werden kann. Österreich gleicht einem Melanaalekten, der bei jedem Windhauch rückfällig wird. Und die Ärzte machen nur immer Heilversuche; vor einer Radikalkur scheuen sie zurück.

Krust wider Krust! — um ein gutes, altes Sprichwort zeitgemäß hier zu modernisieren. Schon R. Wagner warnt und rät: „Reiße den Ring!“ Und in neuerer Zeit haben verschiedene Stellungnahmen zur brennenden Frage der so bedrohlich wachsenden Syndikate, Kartelle, Ringe zc. die allgemeinere Aufmerksamkeit bei uns erregen können. Nachdem schon einmal der deutsche Juristen-Tag diesem „Blümchen rühr' mich nicht an“ gegenüber die Politik des *laissez faire* unbegreiflicher Weise geübt und ein staatliches Eingreifen ganz naia auf die Zeit verschoben hatte, da unsere Staaten aiellecht einmal von der Geld-Macht dieser starken „Zwingsburgen“ einfach in die Tasche gesteckt und, ihrerseits aallends machtlos, regiert werden könnten, äußerte sich Staatssekretär Graf Posadowsky zum sozialdemokratischen Antrage in Sachen einer staatlichen Verpflichtung zur Bekämpfung der Krusts (gelegentlich einer Zalldebatte im Deutschen Reichstage) wie folgt: „Die Regierung sei zur Zeit beschäftigt, auf Grund eines kontraktarischen Verfahrens zwischen den Kartellen und deren Abnehmern Erhebungen über die Kartelle, deren es in Deutschland 400 gebe, anzustellen. Man müsse sich, ehe man gegen die Kartelle vorgehe, klar sein über ihre Wirkungen auch in Zeiten wirtschaftlichen Niederganges. Man müsse sich stets vor Augen halten, daß die Kartellbildung in Deutschland aehrhältnismäßig neu sei. Also müsse erst eine gewisse Zeit aerstreichen, ehe ein Urteil möglich ist. Er hoffe, später die Erhebungen, so weit nicht geheime Mitteilungen der Kartelle aarliegen (!), in einer umfangreichen Denkschrift zu aerdffentlichen.

Genau geprüft würden auch die Kartelle zwischen den Kartellen und deren Abnehmern auf Grund eidlicher Aussagen. Beschlüsse könne man nicht fassen, bis man die Frage au fond studiert habe. Er bitte deshalb, die Ergebnisse der Arbeit abzuarbeiten. Die Erhebung werde eher Beruhigung schaffen als beunruhigend wirken“ ... Worauf denn Abg. Braemel beantragte, im Antrage der Sozialdemokraten zu sagen: „der Bundesrat ist befugt, statt a erpflichtet“, und bedauerte, daß der Staatssekretär ein Einschreiten gegen die Kartelle abgelehnt habe, Graf von Posadowsky aber erwiderte: „dem Bundesrat ständen bezüglich der Maßregeln des Veredelungsverkehrs schon jezt Mittel gegen Ausschreitungen der Kartelle zu Gebote. Die Erhebung werde unter Zugiehung hervorragender Sachverständiger geführt, und die Ergebnisse würden der Öffentlichkeit übergeben werden. Jezt zu präjudizieren, sei unmöglich.“ — Nun, ist das auch politikischer Wahnsinn, so hat es doch bürokratische Methode! Mit Recht hebt der „Bayr. Kurier“ bei dieser Gelegenheit herao: „Daß die Kartelle ebenso wenig, oder noch weniger, wie die einzelnen Industriellen völlig freie Würsch auf die Güter der übrigen Menschen haben, daß sie den Forderungen der berechtigten Interessen der Allgemeinheit unterworfen sein sollen, ist gewiß vollkommen richtig. Nur zählen die Kartelle zu den bitteren Früchten der alten liberalen Doktrin van den vermeintlichen „großen Segnungen der freien Konkurrenz“. Hat ihnen der Staat nun früher im Namen jener Freiheit die Wege bahnen und ebenen, hat er sie förmlich groß ziehen müssen, so ist es für den selben Staat natürlich ein schwieriges, fast

unmögliches Beginnen, die unbändigen Geister, die er gerufen, zu zähmen und einer bestimmten Ordnung zu unterwerfen.“ Noch richtiger, will sagen: deutlicher und entschiedener, sprachen sich die „National-Sozialen“, auf ihrem jüngsten Parteitage zu Hanaaer, teils in Resolutionsform, teils in den hieran geknüpften Diskussionen dahin aus: „Wer deutsche Rohprodukte dem Auslande billiger liefert als im Inlande, sei ein Landesverräter.“ Und ganz aufschlussreich endlich ardbreitete sich auch im „Tag“ W. R. Bittenberg zur Frage, indem er an die Verhandlungen des Eingangs erwähnten „Juristentages“ die Betrachtung anreichte: „Zu Unrecht ist das Hehlhchlagen der bisherigen Gesetzgebungsversuche als Argument gegen jede gesetzliche Regelung des Kartellwesens aan namhaften Teilnehmern des Tages arwertet worden; denn samohl die amerikanischen ‚Anti-Trust-Gesetze‘ wie Österreichs ‚Kartellgesetze‘ hatten zu sehr die Repression der Kartelle im Auge. Auch der in der Debatte erhobene Einwand: ein Kartellgesetz müsse als Ausnahmegesetz abgelehnt werden, ist nicht stichhaltig; unter diesem Gesichtspunkt wäre ja jede Spezialgesetzgebung zu verwerfen! Landesberger ist nun in seinem Gutachten auf Grund eingehender analytischer Erörterungen über das Kartellwesen zu dem Ergebnis gelangt, daß bei einer gesetzlichen Regelung an die Stelle der Repression das durch Einrichtung eines Kartellregisters durchzuführende Prinzip der Publizität der Kartelle treten müsse, und es wäre in der That zu wünschen, daß unsere Gesetzgebenden Faktoren in Bälde an die Lösung des Kartellproblems unter Beachtung dieses Vorschlages heran gehen. Die Verpflichtung zur Anmeldung der Kartellverträge und Beschlüsse würde den Kartellen ein erhebliches Maß aan Rücksicht in der Verfolgung ihrer egoistischen Ziele ansetzen. Sabann würde die Kenntnis aan Wesen und Wirken und Geschäftsb-

gebarung der Kartelle insofge der Publizität sich in dem Maße arbreiten, daß die Interessenten in der Lage sein würden, zur rechten Zeit die geeigneten Selbsthilfemaßregeln zu ergreifen, insbesondere sich auch ihrerseits zu organisieren. Schließlich würde erst durch die Publizität des Kartellwesens eine zunächst wissenschaftlich-statistische und späterhin rechts- und wirtschaftspolitisch arwertbare Detailforschung über Wesen und Wirkung wie weitere Entwicklung des Kartellwesens ermöglicht werden, als deren spätere Frucht eine sachgemäße Kartellgesetzgebung und Wirtschaftspolitik zu erhoffen wäre.“

Zwei Briefe. — Nachstehende Erklärung ist unserer „Gesellschaft“ mit der Bitte um Veröffentlichung zugegangen: „Ich arwahre mich öffentlich gegen die Mißbrauchung meines Namens, die Herr Friedrich Benz sich in dem Aufruf zur Ehrung Zola's erlaubt hat. Ich habe die Beteiligung an diesem, durch den milde Gaben zu einem silbernen Kranz gesammelt werden sollen, telegraphisch mit den Worten abgelehnt: ‚Grundsätzlich gegen Klingelbeutelerei für Tote‘ — und Herr Benz hat dies Telegramm erhalten. Trotzdem scheute er sich nicht, meinen Namen für das Kamitö zu benutzen und mir dann zu schreiben, meine Antwort habe ihn ‚im Unklaren gelassen‘ und der Aufruf habe ‚schrecklich geirrt‘. Ich stelle die Entscheidung über die Unklarheit dem öffentlichen Urteil anheim und bemerke nur nach, daß ein Geist aan Zola's Bedeutung seinen Bewunderern zu hoch stehen sollte für eine so eifertige und kümmerliche ‚Ehrung‘. R. Dehmel.“ (Vergl. hierzu S. 129 fig. arliegenden Heftes.) — In anderer Sache erhielt der Herausgeber dieser Zeitschrift folgendes Schreiben: „Herrn Dr. A. Seidl, hier. Durch befreundete Seite wurde mir mitgeteilt, daß Sie in der letzten Nummer der ‚Gesellschaft‘ wieder einen Angriff in höchst ehrenrühriger Weise gegen meine Person gerichtet haben.

Da ich kein Freund an Preßprezessen bin, verzichte ich auf gerichtliche Anstrengung, möchte Ihnen aber doch raten, in Zukunft Ihre geschätzten Kräfte ganz dem ferneren Niedergang Ihrer „Gesellschaft“ zu widmen, keine Redaktionsgeheimnisse zu verraten und nicht fernerhin zu versuchen, Kollegen die Existenz zu schädigen. Zu Ihrer Beruhigung sei Ihnen gesagt, daß ich nicht nur „in der M. Post wieder aufgetaucht bin“, sondern auch die Münchener Vertretung der „Zeit“ habe. Darf wird sich vielleicht bald Gelegenheit finden, Ihnen öffentlich die gebührende Antwort zu Teil werden zu lassen. Achtungsvoll W. Raute. München/Saßn II, 1. X. 02.“ ... Kommenlar vollkommen überflüssig.

Sesefrüchte mit Handglossen.

Die deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten hält ihre konstituierende Versammlung am 19. Oktober zu Berlin ab. Es spricht zunächst Dr. Blaschko über die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten, Prof. Zeffler über die Gefahren, Geheimrat Kirchner über die soziale Bedeutung der Geschlechtskrankheiten. Geheimrat Reiffers legt darauf die Ziele und den Arbeitsplan der Gesellschaft dar. Nach erfolgter Konstituierung der Gesellschaft wird in erster Linie das Thema: „Krankenkassen und Geschlechtskrankheiten“ zur Erörterung gestellt werden, wozu das einleitende Referat Direktor Uhlmann, Vorsitzender des Verbandes der deutschen Ortskrankenkassen, übernommen hat... Wirklich, es war die allerhöchste Zeit!

An die kaiserliche Verordnung, daß den des Deutschen nicht kundigen Rekruten die neuen Kriegsartikel in ihrer Muttersprache vorgelesen werden sollten, knüpft der „B. Kurier“ nachstehende, gar nicht so unebene Betrachtungen: „Man hält ihr Verständnis also für so wichtig, daß sogar die blinde Germanisierungswut der gegenwärtigen Regierungsmänner vor ihnen Halt

macht. Und die Religion? Hält man deren Verständnis für minder wichtig, als das der Kriegsartikel? Fast scheint es so, denn man verweigert den Religionsunterricht in der Muttersprache.“ — Das heißen wir den Nagel auf den Kopf getroffen.

Nach den „M. N. Nachr.“, denen wir die volle Verantwortung für diese Mitteilung überlassen müssen, hat der katholische Preßverein in Straubing nachstehende Blätter und Zeitschriften auf den Index gesetzt: „Münchener Neueste Nachrichten“, „Augsburger Abendzeitung“, „Neue freie Volkszeitung“, „Münchener Extrablatt“, „Gartenlaube“, „Grenzboten“(!), „Daheim“, „Die Woche“, „Der Tag“, „Reclams Universalien“, „Romanzeitung“, „Über Land und Meer“, „Am Fels zum Meer“, „Gegenwart“, „Ramanbibliothek“, „Familienblatt“, „Kladderadatsch“, „Simplicissimus“, „Jugend“. Danach also wäre unsere Zeitschrift nicht vom Verbot betroffen, vielmehr in Gnaden aufgenommen, und wir wären ja etwa berechtigt, in Straubinger Blättern frischweg nun zu annoncieren: „Katholiken Straubings! Abanniert, leß, kauft die Münchener „Gesellschaft!““ Qu. e. d.

Et tu, Brute?! — Ein Professor einer österreichischen Hochschule schrieb unlängst einmal in der Beilage zur „M. Allg. Ztg.“ vom „Niedergange der deutsch-österreichischen Universitäten“ und ersuchte diesen auf die dartige Abschaffung der Kollegien-Selder in letzter Instanz zurück zu führen. Somit die Geld-Regierung der Welt nicht nur im politischen Leben und Streben der Völker, auf dem Gebiete der Kunst wie Litteratur überall anzufinden, sondern auch für die hohe, stolze Wissenschaft der Rammonismus als aberster „Kultus“ nunmehr nachgewiesen?!

Auf der Generalversammlung des Bundes deutscher Frauen-Vereine zu Wiesbaden kürzlich sprach die (unseren Lesern bereits bestens bekannte) Frau Oberin

vom Münchener „Roten Kreuz“, Clementine von Ballmenich, zu einem Antrag auf 11 stündige Arbeitszeit der Krankenpflegerinnen und sagte nach dem Berichte der „R. M. G. Ztg.“ hier u. A.: „Wer sich dem Krankenpflegerinnenberuf nicht aus ideellen Gründen widmet, wird schwerlich die nötige körperliche Ausdauer und Widerstandskraft finden, um auch den vielen ständigen Gefahren zu widerstehen. Es empfiehlt sich deshalb, das freie Krankenpflegerinnenwesen auf der interkonfessionellen Grundlage der Vereine vom Roten Kreuz zu reorganisieren. Ich selbst sehe in München einem solchen Hause zur Ausbildung von Krankenpflegerinnen vor. In diesem sind zwei Drittel katholisch, ein Drittel evangelisch; es herrscht unter diesen Schwestern die schönste Harmonie. Das freie Krankenpflegerinnenwesen läßt sich mit einer republikanischen Staatsform, das konfessionelle mit einer absoluten, das interkonfessionelle auf der Grundlage der Vereine vom Roten Kreuz mit einer konstitutionellen Monarchie vergleichen. Ich halte die letztere Form auf dem Gebiete des Krankenpflegerinnenwesens für die beste, denn zu einer Republik gehören in erster Reihe Republikaner.“ Wir unsererseits schreiben hierzu aus vollem Herzen ein „Bravo!“ . . . auch falls es auf der bewußten Versammlung etwa nicht erklungen haben sollte.

Die „Werkstatt der Kunst“ — ein noch viel zu wenig beachtetes, ganz ausgezeichnetes Fachblatt — hatte jüngst, und zwar unter höchst drastischer Konfrontierung der beiden Blätter in estglo und afgura, ein dreifaches Plagiat des bekannten Malers Prof. Hugo Vogel in Berlin: nämlich seiner „siegreichen Germania“ nach Paul Dubois' „Joanno d'Arc“, überzeugend feil genagelt. Als der Herausgeber dieses Blattes im Jahre 1896 an anderer Stelle, zu Dresden, ein offenkundig litterarisches Plagiat des bekannten „Dichters“ Dr. Koppel-Eilfeld (nach einer Eisenbahn-Roovelle von

Max Maria von Weber, dem Sohne Karl Maria's) öffentlich nachgewiesen hatte, mußte der Herr Intendantenrat des Dresdener Hoftheaters via sofortigen Urlaubs-Antrittes den Kgl. Dienst alsbald quittieren; von einer Entlassung des angezeigten Mitgliedes der Berliner Akademie der Künste aus solchem Hofdienst und Niederlegung seiner zahlreichen Ehrenämter oder Entziehung seiner Staats-Aufträge ward bis zur Stunde noch nichts vernommen.

Der „Zeitungsverlag“, Organ für die „Interessen“ der Herren Zeitungsverleger, schickt uns seine Nr. 39 vom 25. Sept. mit der von unbekannter Hand blau angestrichenen Notiz darinnen: „Für den Cellisten H. Kiefer erbittet Dr. Arthur Seidl, der Herausgeber der „Gesellschaft“ in München-Solln II, Sohnlestr. 135 I, eine Reklame-Notiz. Ohne die Reklame haben wir die Notiz schon mehrfach gesehen.“ Der letztere Satz ist uns absolut unerschändlich. Zum ersteren aber hätten wir hier zu sagen: Ja wohl! Der Herausgeber dieses Blattes hat allerdings das strafwürdige Verbrechen begangen, eine Reihe ihm befreundeter Feuilletton-Redaktionen und Fachblätter um kostenlose Aufnahme nachfolgender Notiz in ihrem redaktionellen Teile höflichst anzufragen: „Der Violoncellist Heinrich Kiefer, dessen in der Schule Prof. Bernhard Cossmann gereiftes Spiel schon manchen Ortes die allseitige Bewunderung erregte, hat seine bisherige Stellung als Solist des Leipziger „Philharmonischen Orchesters“ aufgegeben und sich mit diesem Herbst in München nieder gelassen, um von jetzt ab ganz seinen Konzertreisen zu leben.“ Wer Heinrich Kiefers Kunst jemals genossen und vielleicht noch obendrein ein klein wenig vom Violoncell-Spiele selber versteht, der wird diesen unseren Schritt im Interesse der Kunst bezw. dieses Interesse des Violoncellisten Arthur Seidl wohl zu würdigen wissen. Der „Zeitungsverlag“ freilich kennt anscheinend nur die fetten, wohlbezahlten Annoncen (die „Knorr'schen Leitartikel“,

wie sie z. B. im Segerkaale der „R. N. Nachr.“ scherzweise genannt zu werden pflegen) und — die dazugehörigen „Waschzettel“.

Immer wieder die alte Geschichte! Wir lesen in der „R. Post“ — und es entspricht vollaus unseren skeptischen Erwartungen: „Die erste der Volksoorstellungen im Dresdner Hoftheater fand am Sonntag den 28. September statt, und zwar wurde Schillers ‚Jungfrau von Orleans‘ gegeben. Dabei haben sich nun eine Reihe von Mißständen gezeigt. Die Kassa war in einer halben Stunde ausverkauft, das Stunden lange Warten war für Viele der Wartenden ein vergebliches gewesen. Den Vorschlag des Gewerkschaftskartells, die Billete den Gewerkschaften zum Verschleiß zu übergeben, hat man nicht beachtet. Außerdem wurden die Billete von vielen Leuten benutzt, die ganz wohl die üblichen Preise bezahlen können. Trotz scharfer Kontrolle ist dieser Mißbrauch nicht ganz verhütet worden. Industrielle Leute hatten nämlich schlecht gekleidete Knaben an die Kasse geschickt, denen man natürlich ihre Hintermänner nicht ansehen konnte. Der ‚Sächs. Arb.-Ztg.‘ wird berichtet, daß auf diese Weise gewisse Leute, die es nicht nötig haben, an 25 Billets für sich und Bekannte besorgt hatten. In einem anderen Falle mußte die Schuhmacherin für eine wohlhabende Familie, bei der sie arbeitet, 6 Billets besorgen. Und im ‚Anzeiger‘ lesen wir: „Wenn man zum Beispiel von einem Millionär in der Neustadt abfährt, der die Volksoorstellung im Hoftheater mit seiner Gegenwart ‚auszeichnete! . . .“ Wie oft haben wir an dieser Stelle das Gleiche schon gesagt und diesen Weg der „hohen Sache“ prophezeit — aber sie glauben's ja nicht, unsere schönen „Vereine zur ästhetischen Volkserziehung“ und müssen nun einmal „billettieren“, bis glücklich alles wieder gründlich verpöfcht ist in diesen Dingen! Auf unsere praktische

Erfahrung jedoch darf man sich getrost verlassen, denn nicht umsonst — wir betonen das immer wieder — saßen wir drei Jahre „an der Krippe“, nämlich im Generalsekretariate des Weimarer „Vereins für Massenverbreitung guter Schriften“, und wissen selther ein für alle Mal, was wir von diesen und ähnlichen Bestrebungen der guten Meinung, aber einer ganz schlechten Praxis zu halten haben. Das Liebäugeln mit den sozialistischen Ideen zudem könnte nachgerade unter unseren Gebildeten sein natürliches Ende finden. Iam satia, superque!

Wir lesen in einem Preßburger Blatte: „Das in Weimar . . . zur festlichen Enthüllung gelangte große Litz-Monument des Münchener Hahn ist schon das zweite, das unserm weltberühmten Landsmanne und seltenen Freunde unserer Stadt errichtet wird. Oedenburg ist als erste Stadt hierin bereits voran gegangen. Preßburg wiederum, das Litz in die bedeutungsvolle Reihe der auf seiner Theaterfacade prangenden Geistesheroen gestellt und eine Gasse nach des Meisters Namen benannt hat, soll mit der Litz-Büste Tilgner's als ‚inimum Denkmal‘ (bis 1904) als drittes Gemeinwesen folgen“ — voraus gesetzt, daß nicht etwa die von der Pianistin und begeisterten Litz-Züngerin Johanna Klinger's für Stuttgart angeregte und dem dortigen Bildhauer A. Fremb zur Ausführung auch bereits übertragene, öffentliche Büste des Meisters (über einer Ruhebänk in den Kgl. Anlagen) vordem noch ihre Vollendung und Aufstellung finden wird. Auch an Max Klingers bedeutenden Litz-Kopf, sowie an die von Alexander Sitoli gestiftete Litz-Büste im Foyer des „Neuen Gewandhauses“ zu Leipzig sei, im Zusammenhange mit unserem Gedank-Artikel samt den Originalbriefen in vorliegender Nummer, zeitgemäß-gleichzeitig hiermit noch gern erinnert.





Militärisches.

Von Karl Bleibtreu.

Eine Reihe von Publikationen aus militärischen Kreisen labet im Laufe dieses Jahres zu kritischer Würdigung ein. Z. B. „Wilhelm III. von England und Max Emanuel von Bayern im niederländischen Kriege 1692—1697.“ Von R. von Landmann, Generalleutnant. Mit 10 Kartenskizzen und 1 Übersichtskarte. (München, Lindauer'sche Buchhandlung.) Diese vorzügliche, auf reiches Altenmaterial gestützte, Studie füllt eine bisherige Lücke der Kriegshistorie. Besonders den Bayern muß willkommen sein, die anziehende Erscheinung Max Emanuels einmal recht deutlich hervor treten zu sehen. Der begabte Heerführer erscheint hier seinem „Bundesgenossen“, Kallegen und Vorgesetzten, dem Oranier, entschieden überlegen. Man erkennt wieder, wie verschieden die Eigenschaften des Staatsmanns vom Soldaten. Der physisch sehr kränkliche Oranier — wir vermessen Erwähnung dieser Schwächlichkeit in Landmanns Schrift — besaß von einem Kriegshelden nichts als hohe persönliche Tapferkeit, die man vom Feldherrn gar nicht verlangt. Und wie so oft, gieng diese physische Bravour mit bedenklicher Jagdbastigkeit des Charakters und Geistes in strategischen Dingen Hand in Hand. Immerhin kann man nicht sagen, daß die gegenseitigen Operationen dieser wenig beachteten Kriegsepisode ein veraltetes Gepräge tragen, auf das man ohne Weiteres hochmütig herab lächeln könnte. Es war ja im Wesentlichen der so genannte Positionskrieg damaliger Schule, der sich hauptsächlich um Gewinn von Festungen oder guter Winterquartiere drehte. Innerhalb solcher Beschränkung der Zwecke wird man aber eine nicht unbedeutende Kunst der Mittel erkennen dürfen. Sogar die beiden einzigen Schlachten dieser Feldzüge, bei Steenkerken und Meerwinden, nähern sich der moderneren und modernsten Auffassung der „großen Taktik“ (Gefechtsleitung) weit mehr, als man erwarten sollte. Wir möchten sogar die Schlachtenlagen Seitens König Wilhelms, sowohl den überraschenden Vorstoß bei Steenkerken als die Verteidigungsstellung bei Meerwinden, an sich nach nicht so abfällig beurteilen wie Landmann. Denn wählte Wilhelm überhaupt Schlacht wagen, so dat sich ihm in beiden verschiedenen Fällen kaum ein besserer Weg zum Erfolge. Detei Entschlüsse beurteilt man nachher nur nach dem thatsächlichen Erfolgsausgang, was aber gesunde Kritik vermeiden sollte. Freilich kommt zuletzt alles auf die Ausführung an. Auch diese aber, gewiß mangelhaft auf Seiten der Verbündeten, abgesehen von zufälligen Fraktionen, hätte die Niederlagen nach nicht herbei geführt, wenn nicht der französische Marschall Luxemburg in geradezu superiorer Weise den Kampf geleitet hätte. Jetzt begreift man erst das hohe militärische Prestige der französischen Heere schon zu jener Zeit, das später durch die überlegene Führung Marlboroughs und Prinz Eugens gegen mehrfach minderwertige französische Führer wie Tallard, Marsan, Villeroi so sehr aerblich. Der Marschall Boufflers, den wir bei Landmann in Nebenrolle als recht tüchtig kennen lernen, hat noch bei Malplaquet viel Kraft bewiesen, Catinat war gewiß ein trefflicher Stratege. Der Marschall von Luxemburg aber hätte den oben genannten weltberühmten Feldherrn der Verbündeten sicher schwer zu schaffen gemacht, wenn er noch gegen sie

verwendet worden wäre. Das französische Heer zeigte überhaupt eine große innere Überlegenheit, rein national und von patriotischer Ruhmsucht begeistert, gegen das Völkervermengsel der verbündeten Kontingente, und man muß sich eher über die hingebende Tapferkeit wundern, mit welcher diese Hannoveraner, Bayern, Braunschweiger, Wandalenburger sich schlugen, während die Engländer massenhaft desertierten. Die Anlage der Operationen französischerseits, wobei Ludwig XIV. seine „Gandlanger“ mit autokratischem Dünkel überwachte, läßt auf eine klarere und gesündere Auffassung des Krieges schließen, als sonst damals üblich. Das Zusammenhalten in großen Massen, die Abneigung gegen nutzloses Detachieren, wobei Luxemburg sogar echt Napoleonisch eine ursprünglich belagerte Festung unbeachtet ließ, um nur mit Gesamtkraft auf dem Schlachtfeld aufzutreten, vertrat gewissermaßen ein Abweichen von bisheriger Methode des so genannten Kordonkrieges. Wie uns Landmann diesen glänzenden Feldherrn vorführt, nahm er neuseitliche Anschauung vorweg und das berühmte Wort Villars' von der „traurigen Notwendigkeit, eine Schlacht zu liefern“, war ihm keineswegs aus der Seele gesprochen. Vielleicht hätten wir derglei Vergleiche und Seitenblicke in Landmanns Schrift gewünscht, doch genügt ja seine rein pragmatische Darstellung, uns ein vollständiges Bild zu liefern. Bemerkenswert sind noch die großen Verluste bei Reerwinden (etwa 15 Prozent Franzosen, 30 Prozent Verbündete an Toten und Verwundeten), wobei die Hannoveranische Infanterie-Brigade 50 Prozent (103 Offiziere, 1752 Mann), die Hannoveranische Kavallerie 33 Prozent (59 Offiziere, 535 Mann) einbüßten. Die Überlegenheit Wilhelms an Geschütz (84 auf 50 000 Mann gegen 70 auf 66 000) vermochte keinen Einfluß zu üben, obgleich bei der großen Nähe und Gedrängtheit damaliger Schlachtformation die enge Feuerzone trotz der minimalen Fern- und Schnellwirkung mörderisch genug Opfer heischte. Wie immer und zu allen Zeiten, erwies sich eben die oberste Leitung als das allein ausschlag Gebende. Landmanns Schrift können wir allen Historikern empfehlen.

Blumenthal Graf von: „Tagebücher aus den Jahren 1866 und 1870“, herausgegeben von Albrecht Graf Blumenthal (Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger) mögen hier folgen. Wir wissen nicht, ob diese Tagebücher ohne jede Auslassung vom Herausgeber wieder gegeben sind. Uns persönlich ist im Abschnitt der Verfallener Zeit Etwas eigentümlich ausgesallen. Auch sonst haben die Tagebücher manchen Verehrer des Feldmarschalls insofern enttäuscht, als man beim besten Willen keine große Persönlichkeit darin entdecken kann. Sein an sich berechtigtes Selbstgefühl sowie sein Antagonismus gegen Roltke und Bismarck machen sich in einer Weise Luft, die leider nur als Eitelkeit wirkt. Auch sonst beschäftigt er sich immer nur mit seiner werthen Person, verzeichnet sogar jedes Leibschneiden, das ihn befiel. Dabei begibt er ziemlich unverhofften Bismarck der selbstigen Eitelkeit, Roltke der nörgelnden Überhebung. An solch' schroffen und bissigen Urteilen — das Gelegenliche über Bismarck, den er gradezu verhöhnt, hat etwas entscheidendes Kleinliches, das selbst jeden Feind der Bismarck-Legende abstoßen muß — ist ja natürlich manches Wahre. Doch wer zwischen den Zeilen liest, gewinnt einen traurigen Eindruck, wie hinter den Kulissen so großer weltgeschichtlicher Begebenheiten das Betonen des Persönlichen mit allerlei Nebenereien eine bestimmende Rolle spielt. Gestimmtlich kehrt Blumenthal auch hervor, daß sein Kronprinz nur als Repräsentationsstatist gebiet habe. „Ich befehl“, „ich ordnete an“, heißt's unaufhörlich. Einmal beschwert sich der Kronprinz, daß ihm von einer wichtigen Ordre keine Mitteilung gemacht sei; da fährt ihn sein Stabschef gehörrig an, Er sei nicht des Kronprinzen Adjutant. Absichtlich braucht er die schlichte Wendung: der König habe sich bei ihm bedankt für alles, was Blumenthal „für seinen Sohn“ that, das werde des Kronprinzen künftiger Karriere ungeheuer nützen. Wir hätten

nun gewiß nichts dagegen, jene Volksglegende zerstückt zu sehen, die unsern blonden Siegfriedsreden für den Sieger hält, den kleinen unansehnlichen Feldherrn Blumenthal übersteht. Doch die Art, wie das in diesem Tagebuche beliebt wird, verstimmt um so mehr, als der Kronprinz, wahrhaft fürstlichen Sinnes, unbeschadet seines sonstigen monarchischen Selbstgefühls in „liberaler“ Verbrämung, nie verhöhlen hat, Blumenthal sei sein Meister und Lehrer gewesen. Beilich, es offen sagen zu müssen: in dieser ganzen schriftlichen Hinterlassenschaft finden sich nur zwei schöne menschliche Dokumente, und das sind gerade die beiden im Faksimile mitgetheilten Briefe des Kronprinzen und des Kaisers Friedrich an seinen Waffenmeister. So viel hochherzige Bescheidenheit und ablige Gesinnung fällt um so erhebender in's Gewicht, als bekanntlich Blumenthal 1864 in einem aufgefundenen Brief an seine Frau, der in der Presse gehässig abgedruckt wurde, seinen fürstlichen Herrn keineswegs geschant hatte. Die Art, wie der Kronprinz lachend darüber meckelt, hat etwas rührend Vergewinnendes. Wir kennen Fürsten genug, die so etwas noch auf dem Latenbette nicht verzeihen würden. So viel Unrichtiges — „liberale“ Verhimmelungen, die später ebenso sinnloser Verabsehung infolge Gustav Freytags undankbarer Pietätlosigkeitisbrachüre Platz machten — über den verewigten Fürsten geschwagt und geschrieben wurde, so darf jeder, der Gelegenheit hatte, Näheres zu erfahren, ehrlich bezeugen, daß Kaiser Friedrich eine im tiefsten Grunde edle und noble Natur war, wie sie sehr selten, zumal unter Fürsten, in die Erscheinung tritt. Dagegen können wir nicht verschweigen, daß das hohe Bild, das wir uns persönlich von Blumenthal machten, durch dies Tagebuch arg zerseht worden ist. Einem Manne, der meines Vaters Sarg mit der Kranzinschrift zierte: „Seinem allen Freunde und Waffengefährten“, möchte ich gewiß nur das Beste zuschreiben. Aber diese Selbstbeichte führt eine zu deutliche Sprache, daß Blumenthal nicht stolz, sondern eitel und van feilischer Größe weit entfernt war. Niemand wo begegnet man einem höheren Schwünge des Gefühls und Gedankens, und wer nach der Lei Auszeichnungen aus größter Zeit urtheilen will, der mühte gestehen, daß diesen braven und klugen Militärs nicht ein blasser Schimmer wahrer Geistes- und Charakterkraft inne wohnt. Human und dem Mitleid zugänglich, ein makelloser Privatmensch wie er war, tabt doch Blumenthal in einer hohvollen bosartigen Lobfeindschaft gegen die bestiegten Franzosen wie irgend ein ungebildeter ostpreussischer Rusketier. Da sieht man, wie der äußere Ansehen täuscht. Der sprächwörtlich gewordene Steinmetz, Typ eines knorrigen Altpreußen, der herb-egzentrische Prinz Friedrich Karl, eine groß angelegte Natur, waren im Grunde weiche und ritterliche Menschen, die unter ähnlichen Umständen sicher Warte der Hochachtung für den tapferen Besiegten und des Mitgefühls für sein Unglück verzeichnet hätten. Ja, sie würden — oder haben es gethan, wann ihre Briefe an's Tageslicht kämen — vielleicht sogar Ausdruck für das weltgeschichtliche Pathos der gewaltigen Zeit gefunden haben. Bei Blumenthal aber, mit dem Äußeren eines kleinen genialen Gelehrten, nirgend wo eine geistreiche Wendung, die an das Groß-Historische anknüpft. Alles nüchternes Fachsimpelei oder Geschwägigkeit über persönliche Verhältnisse. Diese völlige Gleichgiltigkeit gegen das ideale Element des Krieges, diese Geringschätzung des Feindes und der eigenen Kollegen hat auf die Dauer etwas Unleidliches. Es verlohnt wenig, daß er sich manchemal selber anklagt, er sei ein galliger Kerl. Zum Teufel auch, das sei er nur! Auch ein Blücher hatte Galle genug und wilden Verferkergrimm; aber wach' Unterchied solch' heiligen Zorns zu der kleinlichen persönlichen Verstimmung, die bei Blumenthal chronisch die Galle antregt! Einmal ruft er aus, als er das Schimpfen der ihn vorher lobpreisenden Berliner erfährt, weil er angeblich aus Liebedienerei für die Kronprinzessin die Beschießung von Paris oerhindere: nur ein sei ihm gleichgiltiger

als die Abneigung des großen Haußens, nämlich dessen Zuneigung. Doch selbst dies ergreift nicht als vornehmer Stolz eines ganz der Pflicht-Sache geweihten Helden, sondern berührt wie widerwärtige Selbstüberhebung eines Vernegros. Am meisten Staub haben die Reibereien gegen Moltke ausgewirbelt mit ihren unerschütterten Spigen gegen die grenzenlose Legendenerhöhung dieses eigenartigen Strategen. Dabei beteuert er aber an anderer Stelle, daß er Moltke persönlich verehere, und wer möchte leugnen, daß Moltke sich wirklich „wie ein Gentleman“ benahm, als er die indiskret veröffentlichten abfälligen Kritiken Blumenthals über Moltke's Feldherrnbegehung einfach zu lesen verweigerte. Freilich hat auch Moltke in seinem hinterlassenen Buche mehrfach leisen Tadel gegen den Chef der III., wie der I. und II. Armee, eingeflochten. — Die militärischen Fragen, um die sich Blumenthal abwechsende Meinung dreht, möchten wir nicht erörtern. Unsere naive militärische Fachpresse, die als Kärner zu thun hat, wo keine Könige bauten, erwägt hierbei das Für und Wider mit stierlicher Grandezza, als handle es sich um Welt bewegende Kulturfragen und Ideen. Das ist aber gar nicht der Fall, denn alle diese Dinge waren überaus einfach, unendlich verschieden von den Genieblüthen eines Napoleon und Friedrich, und der Erfolg lediglich von der grenzenlosen Stämperei der Gegner abhängig. Ob Paris beschossen wurde oder nicht, änderte gar nicht an der militärischen Lage, es läßt sich da Für und Wider ganz nutzlos Tivte ersprihen. Ein Sturmangriff auf Paris am 19. September, der bekanntlich Paris fast kampfslos in unsere Hände geliefert hätte — das wäre ein Entschluß gewesen, wie er einem genialen Instinkt entsprach. Alles Fernere bei regelrechter Einschließung kam auf's Gleiche hinaus, da ja Paris überhaupt nicht artilleristisch, sondern nur durch Hunger zu bezwingen war. Praktisch hatte Blumenthal wohl Recht gegen Moltke im Verhältn der verspäteten geringen Beschießung, doch kann man auch einiges da für anführen. Unbedingt Recht hatte Blumenthal ferner, als er am 2. Juli 1866 die allgemeine Vereinnung vor dem Feinde auf einem Elbuser wünschte; der zufällige Erfolg gab aber Moltke's Beharren in der Teilung Recht. Freilich können jetzt nach Blumenthal's Zeugnis nur unheilbar Verblendete noch leugnen, daß Moltke's Verhalten jeder gesunden Strategie Hohn sprach. Blumenthal war überhaupt der geistig Klarere, Entschlossener auf dem Schlachtfeld, wie man denn sowohl den rechtzeitigen Rechtsabmarsch der III. Armee als die wirkliche Umzingelung bei Sedan nur ihm verdankt, da er in beiden Fällen den Ordres Moltke's schon vorgriff oder über sie hinaus gieng. Aber kein gerecht Denkender wird leugnen, daß Moltke's sämtliche schriftliche Hinterlassenschaften, seien es militärische Denkschriften, seien es sonstige Arbeiten, so maßlos sie überschätzt wurden, doch eine ungleich bedeutendere Geistespersönlichkeit darstellen.

Lettow-Vorbeck, „Geschichte des Krieges von 1866 in Deutschland.“ III. Band: Der Mainfeldzug. (Berlin, Mittler & Sohn.) Unter allen deutschen Militärautoren nimmt Lettow-Vorbeck eine hervorragendste Stellung ein. Nicht einer unter ihnen darf sich mit ihm als Historiker und historischer Forscher messen. Erst er hat manches alt eingewurzelte Vorurteil über Napoleons Kriegsführung zerstreut, besonders die Legende von dessen „unerlöblichen Mitteln“, wofür längst dokumentarische Belege des Gegenteils den Eingeweihten bekannt waren. Obschon er bisher nur 1866 und 1867 in den Kreis seiner Betrachtung zog, leistete er schon hier mehr als irgend ein anderer Historiker zu wirklicher Erkennung Napoleonischer Methoden. Auch seine Geschichte des Bruderkrieges von 1866 erfreut durch voraussetzungslose strenge Redlichkeit wissenschaftlichen Eindringens. Daß hierbei manch' lieb gewordene Legende arg zerzaust werden mußte, ist klar. Der einst maßlos gepriesene Vogel von Falkenstein steht erst

heut im wahren Lichte da. Doch hält sich Lettow hier von übermäßiger Schärfe anderer Autoren frei, würdigt auch Manteuffel, den viel Angefochtenen, in objektiver Weise. Man kann nicht sagen, daß preußischerseits meist ein sachgemäßes Erkennen jener Vorteile obwaltete, welche gegnerische Unfähigkeit und Zerfahrenheit förmlich ausdrängten. Bei der entscheidenden Einleitung des Reinseldzuges, der Operation auf Fulda-Schweinfurth, begnügt sich Lettow damit, den „kurzen Vorstoß“ Goebens auf ganz ungewöhnliche Anordnung Falkensteins einer kurzen, abfälligen Bemerkung zu unterziehen. Aber das zitierte Urteil Goebens selber besagt gar nichts. Eine theoretische Untersuchung wäre hier wünschenswert und wohl am Platze gewesen. Denn man muß klar aus einander halten, daß eine Offensiv-Demonstration schwächerer Kräfte zur Einschüchterung eines starken Leibheeres, das man beschäftigt und hin hält, um sich auf den anderen Teil zu werfen, an sich eine sehr glückliche Maßregel sein kann. Dagegen verliert sie völlig ihren Wert, wenn wie hier bei Falkensteins Anordnung sofortiger Rückzug nach „kurzem Vorstoß“ von vorne herein selbst bei günstigem Ausgang fest gelegt wird. Das kostet natürlich ganz nutzlose Opfer und erinnert an die berüchtigten gewaltsamen Ausbündungen der Österreicher, über die einst schon Suwarow sich lustig machte. Man gewinnt aber auch nicht den Eindruck, als ob die Gefechtsleitungen des legendären Goeben irgend wie über ein geistiges Mittelmaß hinweg ragten. Es handelt sich hierbei im Wesentlichen lediglich um Truppenleistungen, bei denen natürlich die unerschöpflich bessere Ausbildung und vor Allem Bewaffnung der preußischen Infanterie den Ausschlag gab. Daß die kernhaften Westfalen der Division Goeben in Ausdauer und nachhaltiger Kraft sowohl bei Marsch als Gefecht Vorzügliches vollbrachten, wird niemand bestreiten. Wenn aber die große Übermacht der Süddeutschen so kläglich abschnitt, so verdankten sie dies der vollendeten Unzulänglichkeit und dem Wirrwarr ihrer Führung, bei welcher widersprechende Elemente an einander gerieten. Bergl. den Janz des österreichischen Divisionärs Reiperg mit dem heftigen Berglas bei der Affäre von Wschaffenburg oder das zweideutige Verhalten der Badenser, das geringe Vertrauen des Bundesgenerals Prinz von Hessen, mit dem er schon den Kampfplatz betrat, und den vielfach bekundeten Wagemut des Prinzen Karl von Bayern. Vielleicht hätte in Anbetracht der eigentümlichen Verhältnisse Lettows ziemlich herbes Urteil über von der Tann milder ausfallen dürfen. An Tapferkeit hat es den Bayern und Hessen wahrlich nicht gefehlt, auch nicht den Württembergern bei Bischofsheim, und hier und da blüht sogar eine lähne Initiative bei der Brigadeführung auf. Aber was half das alles, wo jeder Vorstoß aussichtslos am Schnellfeuer der preußischen Hinterlader zerfiel! — Im interessanten Schlusskapitel seines Gesamtwerkes behandelt Lettow „die preußischerseits aus dem Feldzug gezogenen Erfahrungen“, deren historisches Ergebnis übrigens darin bestand, daß man sie einfach nicht benutzte und mit teilweise nur halber, teilweise ganz versagender Aufbesserung der veralteten Taktik nachher dem Hassepot gegenüber trat. Die „Nachträge“ enthalten u. A. eine Denkschrift des Marschalls Waldersee über seinen Ritt zur II. Armee bei Königgrätz, woraus hervor geht, daß man um 2 Uhr im Stab des Königs ernste Besorgnis hegte. Gleichwohl stellt das mit abgedruckte Memoire Rolitte's am 25. Juli 1868 mit aller wünschenswerten Deutlichkeit fest, daß Rolitte trotz dieser bösen Erfahrung nach wie vor die Teilung des Anmarsches, das Nicht-Bereinen vor dem Feind, für den Gipfel der Strategie hielt, daß also auch diejenigen irren, die überhaupt bestreiten, Rolitte habe solches „Schema“ empfohlen. Daß er jede kritische Zerstörung eines Legenden-Prestige für unpatriotisch hielt und sich mächtig über jeden Zweifel daran aufregte, betont Lettow ausdrücklich (S. 441) und warnt vor solchem Verbunkelungssystem. Da predigt er tauben Ohren.

Pierre Lehautcourt hat sich durch Werke über die Kämpfe Jaidherbe's und Chanzy's einen Namen gemacht. Daß sich hinter dem schlichten Pseudonym eine historisch bekannte, hohe Persönlichkeit verbirgt, dürften Wenige wissen. „Lehautcourt“ fühlt sich nun historisch berufen, den Gesamtkrieg zu behandeln: „Histoire de la Guerre de 1870/71“. (Paris, Berger-Levrault.) Der 2. Band erschien soeben, und wir sind nun glücklich bis zum August fortgeschritten, ehe noch ein Schuß fiel. Bewegt sich das groß angelegte Werk im gleichen Tempo weiter, dürften wir im 3. Band wohl am Vorabend der Schlacht von Wörth anlangen und mit Gottes Hilfe in 25 Bänden den Krieg beenden. Doch, Scherz bei Seite, die Fülle der beigebrachten Dokumente zwingt den gewissenhaftesten Historiker zu solcher Ausführlichkeit. In der meisterlichen Einleitung, worin er seinen Landsleuten ein Sündenregister entrollt, verhält sich Lehautcourt kühl objektiv. Daß er die französische Ausgabe von Bleibtreu's *La légende de Moltke* seiner Kritik-Beurteilung zu Grunde legt, dürfte deutschen Militärschriftstellern, die bisher Lehautcourt schätzten, recht unverdaulich im Magen liegen. Freilich möchte ich Lehautcourt's Meinung nicht unterschreiben, daß der deutsche Soldat dem französischen kaum ebenbürtig sei; das gehört zu den nationalen Vorurteilen, vor denen er sonst warnt. Umgekehrt hätte man sich in Deutschland vor der kindlichen Einbildung unserer angeblichen militärischen Überlegenheit! Sieht ein deutscher Kasernist die oft schlechte Haltung und lockere Disziplin einer französischen Truppe, so plärzt er die üblichen Phrasen her, die seinem Mangel an praktischer Kriegserfahrung oder theoretischer Kriegserkenntnis entspringen: in der Schlacht wird er mit Schreden inne, wie gründlich er sich täuschte. Zweifellos sind die Franzosen ihren Temperamente nach das eigentliche Kriegervolk, und nur mit ihnen konnte Napoleon die Welt erobern. Beiläufig sündigt der deutsche Chauvinismus auch durch sinnlose Übertreibung des Anteils der Rheinbündler an Napoleonischen Siegen. Fast alle bedeutenden Bravourthaten führten damals nur Nationalfranzosen aus. Immerhin besitz die deutsche Soldat gewisse Vorzüge, die dem Franzosen abgehen, und die Bilanz wird sich wohl ausgleichen. Lehautcourt bietet uns auch die erste genaue Ordre de Bataille der Rheinarmee, und wir möchten hier ein Detail anführen, das auf die vorlaute Dreifügigkeit, mit welcher gewisse „Militärs“ Kontroversen mit mir zu führen pflegen, ein großes Licht wirft, da ihre kritisch-theoretische Nullität nur ihrer tiefen Unwissenheit gleich kommt. Ein württembergischer Oberst ergoß sich im „Schwäb. Merkur“ in langatmigen Invektiven über meine kleine Schlachtdichtung „Wörth“ und zwar, wie sich später heraus stellte, weil er selbst ein Elaborat über Wörth veröffentlicht und dazu sogar meinen Illustriator gewinnen wollte: ein nettes Bröckchen ritterlich offiziermäßig lauterer Wettbewerbs. Auf meine lange blamierende Abfuhr seiner Entstellungen meldete sich der Herr nochmals mit einem Geschwätz, worin er nicht nur gegen die Bayern die ganze Division Ducrot setzten ließ — bekanntlich befand sich Ducrots größere Hälfte abkommandiert hinter Gröschweiler, und solch' erstaunliche Ignoranz will Bücher über Wörth schreiben! —, sondern mich belehrte, daß Mac Mahon nur leichte Feldgeschütze hatte! Möchten er und seines Gleichen, die sich unterfangen, mich in kriegshistorischem hochherab korrigieren zu wollen, sich nun aus der amtlichen Armeeordnung überzeugen, daß 11., 12. Batterie 6. Artillerieregiments in Mac Mahons Reserveartillerie aus Zwölfpfündern bestanden?

Mit französischen Armeezuständen beschäftigt sich auch das Buch „Argenta“ des General von Cammerer, der jüngst als Verteidiger der unhaltbaren Schlichting'schen Theorien sich bemerkbar machte. Ehrlich gestanden, wir begriffen Anfangs nicht den Anlaß zu dieser Studie, da Runz: „Von Rondebello bis Solferino“ dies alles viel lehrreicher und gründlicher darstellte. Die Kämpfe bei Rondebello und Argenta thut

Caemmerer ganz summarisch und oberflächlich od. Die Gesechtstolistik von Kunz erscheint uns überzeugender als allerlei Erörterungen, ob Roc Robson besser gethan hätte, sich gleich aus der Morfcholonne zu entwickeln. Wir entbedten jedoch bold den Zweck der Publikation in dem wohlgelungenen Nachweise, daß der als strategische Föndlung bewunderte Plonkenmarsch Napoleons III. an Sefio und Ticino erstlich ihm ursprünglich ferne lag, zweitens offenbar nur durch Kenntnis der zaghaften gegnerischen Disposition vom 19. Mai entsand, welche ihm ein Spion in die Hände gespielt haben mag. Wir halten diese Ausführungen Caemmerers für verdienstlich und abschließend, wobei wir übrigens nicht leugnen wollen, daß Napoleons Entschluß zu diesem Plonkenmarsch trotz dem die Anerkennung eines kühnen Wagnisses heischt. Was die bekannte schriftliche Hinterlassenschaft des Generalkstabschefs Ruhn an Hauptmann Donzer betrifft, worin Ruhn sich völlig entlasten will, so stimmen wir Caemmerer bei. Auf uns hat die, uns persönlich von Herrn Donzer überreichte, Schrift keinen überzeugenden Eindruck gemacht.

Die Ernte des Jahres auf kriegsgeschichtlichem Gebiete darf man als guten Durchschnitt bezeichnen.

Doppel-Besprechungen.

NB: Verleger und Autoren, welche von dieser Einrichtung Gebrauch zu machen wünschen, ersuchen wir hiermit höflich, uns die gemeinten Werke in zwei Rezensionen-Gemählern gest. immer übermitteln zu wollen — sei es, daß die Herren Verleger selbst das größere Opfer für diesen besondern Fall gerne daran setzen, oder aber delbe Teile je eines dieser Exemplare uns freundlich zugehen lassen. Eine Verpflichtung zu „interessierender“ Besprechung in diesem unserm Rahmen kann natürlich damit allein noch nicht ausgesprochen oder übernommen sein; hingegen machen wir uns — für den Fall der Ablehnung einer solchen — gerne verbindlich, das unbenützte der betreffenden Rezensionen-Gemählere dem Herrn Einsender auf besonderen Wunsch wieder zur Verfügung zu stellen. D. Schriftst.

Altitaliänische Novellen. Ausgabe und übersetzt von Paul Ernst. 2 Bände. Leipzig, „Insel“-Verlag.

Es sind zwei feine Bände, die uns hier geboten werden: äußerlich fein, schönes Papier, schöner Druck, Initialen nach allen Originolen, und der Inhalt einfach ein köstlicher Schatz. Freilich nicht nur so für jedermann, nicht einmal für jeden Gebildeten im allgemeinen Sinne, sondern nur für die, die italiänische Kultur als eigensten Besitz in sich tragen, oder für die, die selber unten gewesen sind mit offenen Augen und feinen Sinnen, oder auch für Künstlerseelen, die

eben so wie so mit dem Dichter immer mitgehen.

In der Badia bei Florenz lieft sich eine Gesellschaft von fünf Freunden, natürlich Deutsche, die Novellen vor. Unter ihren Fenstern liegt Florenz, die wunderbare Stadt, diese auf uns herüber gefommene Verkörperung des Italien der Blütezeit. So wirkt sie aber fast nur auf den Fremden; dem heutigen Florentiner ist sie naturgemäß das Zentrum seiner Lebensinteressen, der Boden, auf dem sich sein Alltag abspielt — dem Fremden bedeutet sie einen Kardinalpunkt seines geistigen Seins und reinen Festtag. Und seine Seele wird dort ganz von selber still, denn sein intensives Wollen könnte an dem Gegebenen, was diese Stadt ihm bedeutet, nichts verändern, und seine eigene Bethätigung kann sich nur auf ein Weiterpinnen des Inholtes jener oergangenen Kultur beziehen, so daß die einzelnen Fäden bis zu unserem Heute reichen, bis zu den Zielen, die wir heute erstreben. Die fünf Freunde in der Badia sind sich des tiefen Gegenfazes zwischen einst und jetzt wohl bewußt, sie sind hoch veranlagte und durchaus moderne Menschen, deren Versehen der Vergangeneheit so tief ist, daß es zum Genießen wurde. Das ist auch die Stimmung, in die die Novellen

harmonisch hinein passen, und die sie in uns zurück lassen. Am nächsten steht jener vergangenen Kultur der Dichter aus dem Kreise, der sich als eine Art Kinderglauben eine Naivität gewahrt hat, wie sie uns bei Fra Beato so entzückt, bei dem ein leises, fast unbedeutendes Andeuten uns doch in weite Fernen schauen läßt, und ihn lernt man aus der Wahl der Novellen kennen, die er aus den ältesten Novellenfassungen, aus dem Trecento bis hinaus in's 18. Jahrhundert, an einander reiht.

Es ist kein Zufall, daß Italien die größten Novellendichter hervor gebracht, war es doch durch sein in hundert Einzelinteressen aufgelöstes politisches Leben von vorne herein darauf angewiesen, die Welt im Kleinen, die Ereignisse, die aus den einfachen menschlichen Beziehungen an sich hervor gehen, künstlerisch zu verwerten, was doch auch gerade das ist, was die Novelle ursprünglich wollte und sollte. Wenn auch Dichter, wie Baiardo, Ariosto oder Tasso, das Heldengedicht als spezielle italiänische Kunstgattung in den Vordergrund rückten, so erkennt man doch leicht, daß es sich auch dort im tiefsten Grunde nur um ein Aneinanderreihen einzelner Episoden handelt, da Italien die großen Ambitionen, die in den anderen Ländern der Feudalismus z. B. zeitigte, nicht haben konnte. Die Novellen, die man vielleicht als einzelne, unzusammenhängende Kunstprodukte anzusehen geneigt wäre, stehen dagegen viel fester auf nationalem Grund als die Heldengedichte und wurzeln so sehr im Boden ihrer Zeit, daß man ordentlich fühlt, wie jede einzelne nur gerade in dem Zeitpunkt, in dem sie entstanden ist, entstehen konnte. Immer ragen in das kleine Einzelgeschick die großen Fragen des Tages hinein, der Kampf zwischen heidnischer und christlicher Weltanschauung, die Erbitterung gegen die Päpste, die Verhöhnung der karumpierten Geistlichkeit — lustig tritt auch bei jeder Gelegenheit die Abscheu vor Heinrich VIII. von England, dem Erzfeind zu

Tage — die Feindschaft zwischen zwei vornehmen Häusern, deren Kinder sich lieben. Hinter allem aber steht das Grauenhafte, das Gespenst jener Tage, die Pest, abgesehen man über sie lacht, so wie sie in Drcagna's Fresken im Campasanto von Pisa erscheint, als Tod, der seine Sense schwingt auch über dem Blumengarten, in dem Ritter und Damen in wonnesamer Kurzweil beisammen sitzen. Und dann begegnen wir wieder Elementen der Weltliteratur, einzelnen Gestalten und ganzen Fabeln, der Sage vom treuen Heinrich, von Alerteirauß, den ewig gleichen Konflikten zwischen Stiefmutter und Stiefkind, zwischen dem alten Mann und dem jungen Weib, und dem alten Vled von Weibertrug und Weibertru. Und die Frömmigkeit? Was die Novellen davon verraten, zeigt nur, wie wenig der asketische christliche Geist über das eingeborene sinnfrohe Weibentum des Romanen eigentlich vermochte. Und alles wird so reizvoll erzählt, mit so viel reiner, einfacher Kunst, so viel ehrbarer Ernsthaftigkeit neben sprühendem Mutwillen, scharfer Ironie und lebenswürdiger Frechheit, daß uns aus dem Buch ein Duft entgegen strömt, als wandelten wir in einem blühenden Garten.

Auf die einfachen Chroniken der ersten Zeit, wo von Sokrates, dem großen Philosophen von Kam oder Barbarassa und dem Sultan von Babylon und dergl. mit der selben Natürlichkeit erzählt wird, mit der Ghirlandajo in Sta Maria Novella die Wochenstube der Jungfrau Maria mit vornehmen Florentinerinnen füllt, folgen Novellen mit leisen psychologischen Erklärungen. So berichtet Sacchetti schon über den Chronikstil hinausgehend im grausamen Tod von Piramo und Tisbe, daß Tisbe, „wette vertiebt war“, früher zur Stelle gewesen sei als Piramo, „welcher nicht so verliebt war“ und die Zeit verschließ. Dann geht es weiter in stetiger Entwicklung: aus der Tiernovelle in einer Predigt des San Bernardino von Siena spricht die so wundervolle Formausbildung,

wie sie die Frührenaissance auf allen Kunstgebieten gezeitigt; dann aber treten im Höhepunkte der Epoche, im Cinquecenta, auch ungesunde Momente auf, die Liebe eines Mannes zu einer toten Jungfrau; daneben freilich wieder die urgesunde Erzählung des Strapparola vom Nüßkästchen, und die letzte Novelle der Sammlung aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts zeigt auch schon wieder den Niedergang: Sentimentalität in der Empfindung und Verschönerung in der Sprache.

Auch sprachlich ist das Buch von Paul Ernst eine hervorragende Arbeit. Man kannte die Sprache nicht etwa einfach ohne Weiteres in das entsprechende zeitgenössische Deutsch übertragen, da die Entwicklung der deutschen Sprache doch eine ganz andere, zum Teil durch plötzliche Einwirkung vom geraden Wege abweichende war als das Italienische, welches salgerichtig aus dem schönsten Dialekt, dem Florentinischen, heraus wuchs. Immer lesen wir wirkliches Deutsch, wenn auch oft in eigenartigen Formen, und immer haben wir das italienische Original auch sprachlich deutlich vor uns.

Wenn nun diese Übertragung der italienischen Novellen an und für sich ein Gewinn, wa nicht gar ein Ereignis in der Litteratur für den Leser bedeuten, so bedeuten sie für den Dichter selber noch etwas Besonderes, ein Heimfinden zu seiner besten Künstler eigenart, die sich uns, als etwas ganz wunderbar Eigenes in seinen eben erschienenen Novellen „Die Prinzessin des Ostens“ offenbart. Ida Hanp-Luz.

Bei Sammlungen, wie die vorliegende, scheint es nicht nur geraten, sondern geboten, zu berichten, anstatt zu kritisieren. Ich mache mir nicht an, die ältere italienische Novellistik so gut zu kennen wie der Herausgeber. Es seien daher nur die Stücke der zwei häßlich ausgestatteten Bände hervor gehoben, die besondere Feinheiten aufweisen. Aus dem ersten Bande: „Das ist eine schöne Liebesgeschichte“ — schallhaft-an-

mutiger Ausklang des häßlichen Kunststos. Zwei Legenden aus den Fioretti di San Francesco; in Ernsts Sammlung etwas aus dem Zusammenhange gerissen, besser in Paul Sabatiers lateinischer Ausgabe (Paris, Fischbacher) nachzulesen. „Rachele Scotto, ein Meister der Zauberei, zeigt dem Kaiser Friedrich II., wie das Leben ein Traum ist“ — vielleicht das bedeutendste Stück von allen, von einer ganz Schopenhauerisch-tiefen Wendung des Problems. Aus dem zweiten Bande: „Ein alter Mann nimmt ein junges Weib“ — von heiterer und unschuldiger Immoralität. „Luchino Bivalda liebt lange Zeit und wird nicht wieder geliebt; und wie er sich edelmütig betrug“ — typische maralische Novelle von jener Art, deren Höhepunkt Goethe's „Ehrlicher Prokurator“ bezeichnet. „Eine Liebesgeschichte“ — sinnlich-begehrlich, mit säher, ironischer und ernüchternder Wendung. „Schmerzenreiche Geschichte zweier edlen Liebenden in Venua“ — von einer ganz modernen anmutenden Luft an psychologischen Details; der Liebende tötet sich, weil seine vermählte frühere Geliebte ihm nicht zu Willen ist. Alles in allem: eine uns fremde Welt, die wir als naiv und primitiv empfinden, während sie den Damaligen raffiniert und gleichsam die feinste Blüte der Geselligkeit und Empfindung scheinen mußte. In den älteren Novellen herrscht noch fröhliches Fabulieren, das später ungezügelter psychologischer Rhetorik Platz macht. Die prachtvoll runde und geschmeidige Knappheit des Boccaccio ist selten angestrebt, seltener erreicht. Fast über jeder einzelnen Novelle schwebt ein starker Stimmungsbuß, der kaum in Worte zu fassen ist. Eigentümlich ist die tiefe, müde Melancholie hart neben derbster, animalischer Runterkeit. Die Wendungen der Sprache sind durchweg schlicht und unverbraucht; die hellen Lautropfen einer margentlichen Kultur schimmern noch frisch und kästlich auf diesen schönen Stücken.

Dr. Josef Hofmiller.

Georg Hirth: Wege zur Kunst. (Geschichte, Technik, Physiologie, Monacensia.) Verlag der Münchener „Jugend“.

Hirth sagt bescheiden: „Mein Standpunkt der Kunst gegenüber ist der des Liebhabers, des Kenners, des Sammlers. Damit will ich nicht sagen, daß ich selbst ein hervorragender Kenner und Sammler sei, sondern nur, daß mein ganzes Denken und Trachten auf die Intimität des Kunstwerkes gerichtet war. Das bedeutet aber nichts Anderes als die Überordnung der Verehrung des künstlerischen Genius über die sogenannte Aesthetik.“ Weit über Deutschlands Grenzen hinaus weiß man aber noch mehr von Georg Hirth: seine Sammler-, Kenner- und Liebhaberschaft umschreibt bei Weitem nicht seine Bedeutung in der Kunstgeschichte. Seit mehr als einem Menschenalter waltet er mit heiligem Eifer seines künstlerischen Apostelamtes in Wort und Schrift und allzeit opferbereiter That. Seine Künstlerverehrung hat sich niemals in purer Kunstschreiberei und Sammlerhingabe ausgelebt. Mit Leib und Seele ist er immer noch auf dem Plan als der ästhetische Thatmensch. Ohne das Einsehen seiner ganzen lebens- und schaffensfreudigen Persönlichkeit hätte er die Summe von Energie, die sich in seinen größeren Kunstschriften („Das deutsche Zimmer“, „Kunstphysiologie“ u. s. w.) offenbart, gar nicht auf zu bringen vermocht. Was sich seiner unbefangenen Würdigung als Kunstthatmensch bei seinen deutschen Zeitgenossen noch vielfach hindernd entgegen stellt, ist weniger in der Eigenart seines künstlerischen Standpunktes als vielmehr in der Verstrickung mit dem politischen Parteilieben zu suchen. Aber Georg Hirth ist eben eine Erscheinung aus ganzem Holz: Wachstumsgesetze lassen sich nicht meistern. Er ist als Politiker wie als Künstler ein unverfälschter Triebmensch von leidenschaftlicher Energie. Und daß seine Feuerseele bis in die kleinste Zuckung hinein germanisch ist, das werden ihm die erbittertsten Streiter und Reider

nicht absprechen können. Um mit ihm rechten zu dürfen, muß man erst wie er für deutsche Meister gegläht, für deutsche Herrlichkeit leidenschaftlich gezeugt haben. Mit Kühler, sich überlegen fühlen wollender Steifbeinigkeit ist diesem Feuergeiste gegenüber nichts auszurichten. Die Undankbarkeit, die er aus Künstlerkreisen erfahren, beweist, wie viele Opfer er freudig für sie gebracht. Halten sich Kunstpfaffen wider ihn auf, wissen wir, daß er in der Fülle des Lebens nicht an Stillstand denkt, sondern jubelnd zu stürmischer Entwicklung hält. Allen armseligen Berneinern und bornierten Grenzhütern muß der feisch- und weihertzige Bejäger ein Grauel sein. Den lieblich schwahenden Salon- und Theoretisch-Aesthetikern kann es natürlich auch nur das Konzept verwirren, wenn ein Kunstschriststeller von dem Eifer und der Wucht Georg Hirths bei allen künstlerischen Problemstellungen von Anfang bis zu Ende auf positive Erkenntnis mittels naturwissenschaftlicher Erklärungen erpicht ist und metaphysischem Galimatias lachend ausweicht.

Mit dem vorliegenden, über ein halbes Tausend Seiten starken und prachtvoll gedruckten Bande beginnt Georg Hirth eine Sammlung seiner seither an den verschiedensten Orten zerstreuten kleinen Kunstschriften. Ein zweiter Band wird unter dem Titel „Wege zur Freiheit“ die naturwissenschaftlichen und sozialpolitischen, ein dritter Band als „Erlebtes und Erfundenes“ die belletristischen Arbeiten seiner außerordentlich fruchtbaren Feder zusammen fassen. Mit Absicht hat er aus dem ersten Bande „Wege zur Kunst“ all' die kleine und weniger fruchtbare Tagespolemik gelegentlich der Gründung der Münchener Sezession und der Jahresausstellungen fort gelassen. Seiner publizistischen Pflicht und Leidenschaft war mit dem ersten Druck Genüge gethan. Was er hier im unveränderten Wiederabdruck dem kunstwilligen Publikum bietet, soll denen,

die davon profitieren wollen, ein vollgerüstet Maß von des Verfassers Kunst- und Lebensfreude, von seiner quellenden Geistes- und Leibesgesundtheit mitteilen, damit sie oßerwege guter Dinge bleiben mögen im Kampfe um die höchsten Güter der Schönheit und Freiheit und wachsen in Erkenntnis und oßen edelmenschlichen Tugenden. Wer nicht davon profitieren will oder kann, der mag sich andere Nahrung suchen. Wer bestimmt ist, wie ein Esel oder Schwein zu leben, hat natürlich nichts Seniehdoreß auf den „Wegen zur Kunst“ zu suchen. Dr. R. G. Conrad.

Ein dickleibiges Buch disparater Aufsätze. Zusammen gehalten durch ein Band treuherziger Begeisterung, die sehr warm mocht, abßchon sie poltert und zu Zeiten dem Sujet nicht proportioniert ist. Brillante Gedanken über Kunstverständnis und -Erziehung, neben Verbrouchem; profundes Wissen in der Betrachtung molekularer Techniken, neben viel zu lokalen oder ephemeren und oßso dem weiten Interesse entrückten Kunstfragen. In allen Untersuchungen die folgenden treibenden Elemente: Notionolstolz (Kation im weiten Verstande, der auch Rubens zu den Deutschen zählt), Enthusiasmus (für Holbein, Turner, Böcklin, Alois Poussier, Lorenz Sedon, München, die „Jugend“, das Leben und immer noch mehr), physiologische und materialistische Fundierung der Kunstwirkungen (einäugiges Sehen, Qualität des Gehirns, Maß der Affaziationen — Farbmischung, Bindegewebe, Holzgrund), intuitive Klugheit (die manchmol graßartig außßißt), Hong zu Übertreibung und zutäppiger Terzheit (die den Stil freilich robust, klar und freudig macht, doch auch Entgleisungen provoziert). Dieses Nagodt kredenzt ein Sechzigjähriger, den ich einen kößlichen Noturburschen hieße, wäre ich nicht in Angst vor dem weißen Kopßhaar und der fleißigen Gelehrsamkeit.

Hans Müller.

Paul und Victor Margueritte: Der große Krieg (Une époque). Ein Romanzklus über den Krieg 1870/71. Deutsch von U. Friede. I. Der Unstern. (2 Bände.) Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.

Von dem auf vier Teile berechneten Werk der Brüder Margueritte über den Krieg 1870/71 liegt der erste Band vor. Ein Urteil ist erst noch Abßluß des Konzens möglich, doch läßt sich schon so viel erkennen, daß der Niefenerfolg, den die bereits erschienenen Teile in Frankreich hatten, nicht oßlein unter litterarischem Gesichtspunkt, sondern oßs notionales Symptom betrachtet werden muß. Die männlich gehaltene Art der Darstellung des tragisch heroischen Stoffes ist in Frankreich verstanden worden. Es wäre nicht zu verwundern, wenn der Redanßgebende in diesem vornehmen Werk einen idealen Bundesgenossen erblickte und dadurch eine größere Stärkung erführe, als durch die lärmende Agitation seiner jüngsten Apostel. Es könnte gar nicht schaden, wenn die Margueritte'schen Bücher auch bei uns populär würden; sie entholten eine Warnung, unseren domoligen Segner zu unterstützen, und in der Art und Weise, wie das nationale Unglück in der jetzigen Generation lebt, in mehr oßs einer Hinsicht eine Lehre.

Hans Pförtner.

Der große Krieg! Kein französischer Bielschreiber wird sich diesen Lesestoff entgehen lassen. Die Brüder Margueritte sind Franzosen, Seßbielschreiber, dazu militärisch erzogene Söhne eines bei Sedon gefallenen Obersten. Hier war also ein Barber zur zur Unmöglichkeit geworden. Mit vereinten Kräfte und mit Solo's „Zusammenbruch“ oßs rühmslichem Beispiel vor Augen haben sie in einer großen Reihe von Romanen den Krieg von 1870—1871 zu schildern unternommen. Und — ich habe zum Vergleich ihren Roman „Neue Frauen“, eine erbdrückliche Zeitungsmache herangezogen —

mit dem großen Staff scheint auch ihr Können gewachsen zu sein. Freilich ist der Einfluß Jala's nicht undeutlich zu verspüren. Es erinnert manches an „le débâcle“. Das endlose Hin- und Herzerren, die Kopflastigkeit der französischen Vorgesetzten, die Verwirrung der Befehle, die Eifersüchteleien der Führer. Aber nicht die Massen, nicht das Heer selbst, wie bei Jala, ist der Held des Romans. Der „Unstern“ hat seinen Helden in einem jungen Offizier, der einen tiefen seelischen Konflikt durchlebt. Mit der Armee Bazaine's wird auch er vor Metz eingeschlossen und macht die heißen Kämpfe der Augusttage mit. Als Offizier des Generalstabes sieht er das ganze Schlachtfeld, aber er sieht auch das hinterlistige, zwiespältige Spiel Bazaine's aus der nächsten Nähe. Das viel besprochene Problem stellt sich ihm so dar: Bazaine will das Heer nicht in großen Kämpfen zermürden, er will es ganz erhalten, um dem Kaiser gegen die Republik beistehen zu können. Dabei übersteht er nur, daß das Heer in der langen Unthätigkeit des Lagerlebens versaut, so daß er sich schließlich den deutschen Truppen bedingungslos ergeben muß. Ein neuer Konflikt ist für diesen ganz besonderen Fall nicht ohne Geschick erfunden und durchgeführt: der Kampf zwischen Pflicht — in diesem Fall unbedingter Gehorsam, strengste Beobachtung der saldatischen Disziplin — und Selbstbestimmung = Empörung, Absetzung des Marschalls, Durchbruchversuch auf eigene Faust. Ganz besondere Sargfalt ist der Schilderung der eingeschlossenen Stadt und des umzingelten Heeres zugewendet. Hier erhebt sich der Roman technisch und stofflich zu einer Höhe, für die wir nur leider den Brüdern Margueritte nicht die Originalität zugestehen können. In der Behandlung der Deutschen unterscheiden sich die Autoren von Jala. Für den großen Romancier sind sie Wehrwölfe aus östlichen Wäldern, reißend und fürchtbar und unwiderstehlich. Für die Brüder

Margueritte Barbaren, deren bischen Kultur von den Franzosen stammt, aber lange nicht so fürchterlich, wie man glauben sollte. Sie siegen durch Glück und Zähigkeit, nicht durch Überlegenheit, wie bei Jala.

Dr. Karl Hans Strahl.

Alfred Rambert: Der Denker.
J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. Westf.

Es ist nicht leicht, über Rambert zu reden. Wer ihn liebt, scheut sich, ihn Anderen zu erklären, geschweige, ihn anzupreisen. Er selbst redet nicht mehr zu den Menschen — vielleicht noch zu denen, die mehr für ihn mit bringen als den guten Willen. Wie Viele giebt es heute, die sich nach selig hingeben können? Wie viele Schaffenden giebt es heute, die nicht an ihrem Thürdöckchen zimmern, um recht fest und sicher drauf zu sitzen? Die nach frei aufstehen können, die ihre kleine Arbeit vergessen können, um nur noch nach dem Ewigen zu schauen?

Diesen braucht man Rambert nicht erst nahe zu bringen — sie finden ihn selbst; er ist für sie notwendig da, tritt einmal an sie heran, ob heute, ob morgen. Und diese sind auch die Einzigen, die ihm gerecht werden können, weil sie ihr eigenes schweres Werden und Wachsen kennen und lieben und nichts mehr wollen als sich vollenden. So dienen sie dem Leben und der Menschheit am besten. Sie könnten die rechten Verkünder sein für einen Solchen wie Rambert. Aber lohnt es nach? Und wer hört auf sie? Wer glaubt ihnen?

Hier ist Einer, der für die Zwecke der Menschen verlarven ist — sein Reich ist nicht unter uns. Das richtet ihn wohl schon — nicht wahr, wenn er sich schon verlieren mußte in die seligste, fernste Freiheit, in den gläubigsten Rausch unter den Elementen — er hätte allemehr den Weg zurück finden müssen zu uns, um menschlich zu uns zu reden von den höchsten Dingen, sie in unsere Hütten tragen müssen? — Er ist sich treu geblieben! Und das Wunder-

bare: in seiner Einsamkeit sind ihm die tiefsten menschlichen Töne treu geblieben — unter den fremd brausenden Klängen haben sie ihr warmes Leben bewahrt in heiligster Unberührtheit. Wer sie da hören kann, dem fogen sie genug —

Dies ist also das vierte oon Romberts Büchern. Wer die früheren Bücher, deren jedes eine Stufe für das nächste bedeutet, nicht kennt, kennt nicht den Boden für dieses letzte und die Notwendigkeit, mit der es den andern folgt. Hier ist die Klarheit und das sichere Besitzgefühl in dem, was die „Schöpfung“ schuf. Ein Ausruhen noch dem Werk und ein Ausblicken nach Neuem. Jetzt erst enthält ihm sein Reich all' seine Schätze. Er schreiet trunkenen Auges durch sie hin und ruht unter ihnen, ein Schauender. Und was er umformt in seine Sprache, sind große mochtvolle Bilder aus dieser reichen Welt um ihn. Er blickt zurück und vorwärts — aber unter der Raube scheint es zu pochen und zu drängen — diese große Freiheit, von der alles abgesehen ist, sie hat ihre Sehnsucht und ihren Schmerz — Melancholie —, die selig noch das Letzte, Liebste verlassen muß, dem die Vergänglichkeit naht. All' dies große Geschehen ist menschenfern. Aber es ist geschaffen in der gewaltigsten Blut einer zeit- und raumlosen Liebe, unsahbar, aus dem Letzten kommend, eine Kunde oom großen Urgeist — seit Michelangelo zum ersten Male wieder. Georg Treppin.

Vergl. hierzu auch noch G. Kühls „Rombert“-Essay im oorderen Hauptteile oorliegenden Hefes.

Einzel-Bezeignissen.

Anonymus: „Der Abfall vom Weibe.“ Dresden, C. Piersons Verlag.

Anfangs glaube ich bei dieser Lektüre in den Ton der Ablehnung oersollen zu müssen. Die ersten Seiten sind — eine Liebeslyre — in rhytmischer Prosa geschrieben, daher geschmacklose Verrenkungen

im Stil. Doch ändert sich das, die Sprache wird geschult, ungenheim. Überhaupt ist das Künstlerische das Beste am Buch: durch einen leichten Schleier hindurch scharf gezeichnete Personen, was nicht hindert, daß es ein Buch in Romanform, aber doch wieder kein Roman ist. Es fehlt der Wurf, die überzeugende Persönlichkeit zu einem solchen Thema. Ein interessantes Thema; aber der Verfasser ist der größten Gefahr des pessimistisch fühlenden Denkers unterlegen: der idealen Konstruktion. Die Berechtigung zu Ausfällen gegen die körperliche Schönheit des Weibes, gegen die ekelhafte Rohheit des Sexuellen sei zugegeben; aber verlangt man eine glaubwürdige Entwicklung oon Extrem zu Extrem in zureichender Prostil. Am schwächsten ist der Schluß. Den Helden erfüllt trotziger Eitel oor dem Weib, und nun findet er so echt ignisch-hormonisch die Veröhnung, er sorgt für die Ehe zweier sich Liebender. Da gebört ein anderes Ende hin: pessimistische Kliese einer großen Persönlichkeit oder der Tod. Der Verfasser erhofft sogar eine pädagogische Wirkung. Welche Inkonsequenz bei diesem unlösbaren Problem!

Otto Floke.

Die letzten zwanzig Jahre deutscher Litteraturgeschichte 1880—1900. Im Abriß dargestellt von Emil Thomos. Leipzig, W. Fiedler.

Die Absicht des Verfassers ist, „über die bekannten Schriftsteller und ihre Werke ein poor orientierende Notizen zu geben, mit denen sich die Benutzer besser im litterarischen Leben zurecht finden können.“ — Ein schlechter Helfer. Ohne einen Anspruch auf Vollständigkeit machen zu können, ohne wirkliche Hervorhebung des Bedeutendsten, streut er überall ein paar Worte aus, hier wie da, ein wenig Spott dazwischen, und den nicht einmal immer, wo er om Plage ist. — Ich lese oiertes bis ohtes Tausend. Wo sind die ersten drei Tausend geblieben?

Paul Steinmann.

Druckfehler-Verichtigung:

1. Der Verfasser der im Doppelheft 17/18 vorliegender Zeitschrift gebrachten Gedichte: „Dengelleb“ und „Thanatos und Satanas“ heißt nicht „H. G. H.“, sondern „H. Chr. Heinrich Reger“. Auch muß es im „Dengelleb“ Vers 35 heißen: „Im Dorfe fern der Dengelton“, in „Thanatos und Satanas“, S. 346, Z. 15: „O Thanatos, den noch ic.“, S. 346, Z. 36: „Und sieh' dich an, o ic.“ 2) haben unsere gesch. Leser wohl schon bemerkt, daß

im Hefte Nr. 19 S. 33 ein Aphorismus von H. Dswald versehentlich leider doppelt gesetzt worden war. Ebenda S. 32, Aphorismus 5 muß heißen: „Leicht gerät man in's Ausmalen, wenn zum Zeichnen nicht klar genug.“ — Wenn die Raçe aus dem Haus, tanzen die Träufe; es scheint, daß zu einer Zeit, da alles in Ferien ic. weilte, der Say-Robold und Druckfehler-Teufel sich ganz besonders wohl gefühlt habe in wie namentlich außer seinem Raften.

**Büchertisch.**

NB.: Die in römischen Lettern hier verzeichneten Werke wurden der Schriftleitung in zwei Exemplaren eingesandt — Besprechung in Korreferat-Form vorbehalten!

Allgemeiner deutscher Müller-Rollen-Verzeichnis für 1903. 25. Jahrg. II. Bb. Berlin W, Raabe & Glotzbach.

Antiquaritäts-Reger-Katalog Nr. 546. Leipzig, Otto'sche Buchhandlung. 40 S.

Antiquus: Zehn Worte an jedermann (sung und alt, hoch und niedrig) für das tägliche Leben. Mit Nachbemerkung. Königsberg i. Pr., Ostdeutsche Buchhandlung. 32 S. M. 0,25.

Baß, Alfred: Beiträge zur Kenntnis deutscher Vornamen. Mit Stammbaustückchen. Leipzig, Otto Fiedler. 85 S. M. 1,80.

Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes: Ralph Olyn us us von John Brinkmann. 173 S. Geb. M. 0,50, geb. M. 0,75. — Millionen-Studien von Rutilius (Eduard Doumae Deller). Aus dem Holländ. von Karl Müllers. 274 S. Geb. M. 1,—, geb. M. 1,25.

— Sprache des Omar Chajjan. Aus dem Pers. von Max. Rub. Schindl. 107 S. Geb. M. 0,50, geb. M. 0,75. — Der Pariser Laugentisch. Lustspiel in 4 Aufzügen. Nach dem Franz. von Karl Friedr. Gultas Döpler. 59 S. Geb. M. 0,25, geb. M. 0,50. — Die Früchte der Aufrichtung. Lustspiel in 4 Akten von L. R. Graf Zollik. Aus dem Russ. von H. Gsch. 91 S. Geb. M. 0,25, geb. M. 0,50. Halle a. S., Otto Hendel.

Bloem, Walter: Heineich von Plauen. Zeugnisse. Silberfeld, Buchverleger'sche Buch- und Kunsthandlung. (H. Martini & Göttsche, G. m. b. H.) 107 S.

Burmeister, Marie: Vierzehnter. Genan, Glanz & Herberlein. 120 S. Geb. M. 1,50, geb. M. 2,50.

Der Jweifelsmpf. Motto: Adiator of altera pars. Zürich, Casler Schmitz. 16 S. M. 0,40.

Deutsche Literaturbilder aus alter und neuer Zeit. II. Jahrg. Nr. 4. Herausg. von Karl Maria Rieb. und Oskar Koch. Wien XII, Verlag der „Deutschen Literaturbilder“.

Deutschland. Monatschrift für die gesamte Kultur, unter ständiger Mitarbeit von Eduard a. Hartmann, Theob. Stopp, Berthold Rigmann, Otto Pfeilberr und Ferd. Zönnies, herausgeg. von Oeap o. Joensbeoed. Nr. 1. Berlin, G. H. Schmetzle & Sohn. Vierteljährlich M. 6,—.

Die kunsthistorische Ausstellung Düsseldorf 1902: Text von G. Renard. Derties Ausstellungsbelt der „Reinlande“, Monatschrift für deutsche Kunst. Düsseldorf, H. Vogel. 44 S.

Dankmann, Karl: Moderne Hoffungslosigkeit in Wissenschaft, Kunst und Moral. Stolp i. Pommern, H. Hildebrandt. 63 S.

Glusam, Hans: Ein Haber Kbel. Die sogenannte Kriostatik. In 2 der satirischen Einlagen. 2. Aufl. Königsberg i. Pr., Braun & Weber 20 S. M. 1,—.

Helebreeg, Johanna: Aus meiner Welt. Gedichte. Stralsburg i. Ost. Jof. Stnger. 72 S. Geb. M. 1,50, geb. M. 2,50.

Heodmann, Heinrich: Koprobitte. Ein Feh- und Hebespiel in 4 Aufzügen. Den Bühnen gegenüber als Monodrupst gedruckt. Wiesbaden, Kuh. Bestold & Co. 62 S.

Hänther, Paul: Hristigt. Noellen und Stimmungen. Berlin SW, Arthur Müller & Co. 144 S. Geb. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Hagemann, Dr. Carl: Regie. Studien zur dramatischen Kunst. Berlin SW, Schuster & Zochler. 164 S.

Hermann, Rob.: Laß, die Gedre. II. (Schlus-) Band. Leipzig, Herm. Degr. 112 S.

Hirtb, Georg: Kleinere Schriften. I. Bd.: Wogo zur Kunst. 2. Lof. 2. Aufl. Der I. Bd. vollständig in fünf Lieferungen à 80 Pfg. München, Verlag der „Jugend“.

Holl, Arno: Johann's Schaf. Ein nat- gebraucht's Kapitel. Berlin, Joh. Sassenbach. 16 S. Herausg. des Oeenführer: Nr. 5 u. 6. Richard Wagner: „Tristan und Isolde“; „Die Meistersinger“.

Rhin a. Rh., Housch & Beschert. 15 bzw. 16 S. à M. 0,15.

Hübner, Otto: Geographisch-statistische Tabellen für 1902. Herausgegeben von Prof. a. Jurachhof. 61. Kaus. Frankfurt a. M. Peter. Keller. 96 S.

Kühf, Gustav: Deiles von Hienanen. 21. Heft der „Moderne“ Offiziell zur Kunst und Literatur“. Herausg.: Dr. Hans Lambberg. Berlin W, Gode & Ergoff. 33 S. M. 0,50.

Kügelgen, K. u. G. von: Marie Helene von Kügelgen geb. Jäger am Manufaktur. Ein Lebensbild in Briefen. 4. Aufl. Leipzig, Rich. Köpcke. 453 S. Geb. M. 6.—, geb. M. 7,50.

Kügelgen, Konstantin von: Gerhard von Kügelgen als Porträt- und Historienmaler. Mit 108 Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen und Stechen. Weand. 123 S. M. 6.—.

Kappeler, Friedrich: Bilder und Bildung. Heft 70 der Pädagogischen Abhandlungen. (Erfinden in jugendlicher Arbeitsweise) Giesefeld, K. Heimich (Hans Kubers). 23 S. M. 0,50.

Zelling, D. G.: Schillers Einfluss auf Geistesgeschichte. Eine literaturhistorische Studie. Nr. 54 des Bulletin of the University of Wisconsin. Wisconsin, Madison. 204 S.

Meer und Räte. Internationale Zeitschrift für die Interessen der See- und Rätenindustrie, Schiffahrt, Handel, Industrie, Sport, Verkehr. 2. Jahrg. Nr. 17. Heft 1. M. G. J. G. Goldmann. Heft 1. M. 1,50 (Kasseler M. 2.—).

Pädagogische Abhandlungen: Bd. VII, Heft 7—9. Neue Folge. Herausgegeben von W. Herboldt. Die Bedeutung des Märchens für Erziehung und Unterricht von Helene. Oberg. M. 0,40.

— Kunst in Art und Schrift von Helene. o. Steppan. M. 0,40. — Die Gefahr des Kolonialismus und die Aufgabe der Schule, in o. Befämpfung derselben (2) mitzubegeben, von Wilhelm Müller. M. 0,50. Giesefeld, K. Heimich (Hans Kubers).

Veit, Christian: Die Weltteil der deutschen politischen Welt von 1840—1850. Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Nationalgeschichte. 2. Heft. München, J. F. Neumann. M. 2,20.

Walt, Dr. Franz: Ein Anknüpfen vor fünfzig Jahren. Pädagogische Betrachtungen eigener Ergebnisse. Bd. I u. II. Leipzig, Rich. Köpcke. 146 bzw. 112 S. Geb. M. 3,50, geb. M. 4,75.

Wolff, Dr. jur. et phil. Arthur: Sebastian Bach und die Tonkunst des 16. Jahrhunderts. Antrittsvorlesung, gehalten am 10. Mai 1902 in

der Aula der Universität zu Leipzig. Für den Druck an einigen Stellen geändert und erweitert. Leipzig, Poeschel & Trepte. 23 S.

Woll, Helene: Modersprachliche. Berlin, Weidner. 161 S.

Kathmann, Walter: Impressionen. 4. Aufl. Leipzig, S. Hirzel.

Kirchner, Dr. J.: Der Hamlet in den Betten Julius Röbers. Sonderabdruck aus Bd. XXVI der Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Landeskunde zu Dannebrück. Dannebrück, J. Schöningh. 108 S.

Scheffler, Karl: Ludwig von Hofmann. 22. Heft der „Moderne“ Offiziell zur Kunst und Literatur“. Herausg.: Dr. Hans Lambberg. Berlin W, Gode & Ergoff. 23 S. M. 0,50.

Schwartz, Christfried: Papst Leo XIII. vor dem Richterstuhl. Gatti. Dresden, Friedr. Jacob. 48 S.

Schwind-Rappe. Herausgegeben von „Rundwart“. München, G. D. W. Gollner („Rundwart“-Verlag). M. 1,50.

Steiners-Jahrbuch: Afrika. II. Aufl. nach der von Prof. Dr. Wilhelm Steiner verfassten I. Aufl. umgearbeitet und erneuert von Prof. Dr. Friedrich Jahn. Mit 173 Abbildungen im Text, 11 Karten und 21 Tafeln in Fardendruck. Leipzig, Bibliographisches Institut. 861 S.

Steiners, Prof. Dr. Wilhelm und Kästner, Prof. Dr. Wilhelm: Australien, Ozeanien und Polarkländer. 2. Aufl. Mit 198 Abbildungen im Text, 14 Karten und 24 Tafeln in Fardendruck, Kupfer und Fardendruck. Weand. 640 S.

Wetter, Prof. Dr. Ferdinand: Die Schwärze, eine „deutsche Tragödie“? Meine Nürnberg-Rede und ihre Folgen. Ein Bekenntnis und eine Abrechnung. Berlin, Hermann Weidner. (W. m. d. G.) 71 S.

Aus dem Verlage von Herrn. Steermanns Nachf. in Leipzig:

Carpeuter: Edward: Wenn die Menschen reif zur Liebe werden. Eine Reihe von Aufsätzen über das Verhältnis der beiden Geschlechter. Übersetzt von Karl Pedern. 821 S. M. 3.—.

Hallström, Per: Florentinischer Abendtraum. Erzählungen und Novellen. Aus dem Schwed. von Francis Maro. 266 S. M. 3.—.

Windbols, J. L.: Das neue Leben. Ein moderner Roman. 191 S. M. 2,50.

Zur gest. Kenntnisaahme!

Das das „Liszt-Bild“ der vorigen Nummer schon beilag, ist ein Versehen unserer Druckerei, das wir zu entschuldigen bitten.

G. Piersons Verlag.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Arthur Seidl in München-Solln II, Solmsstraße 135, I. Fernruf-Nr. 10124; Sprechzeit der Schriftleitung: Samstag Nachm. 4—6 Uhr; Postzeitungsliste — Bayern: Nr. 1064, Deutsches Reich: Nr. 2926, Österreich: Nr. 1596;

München Ausgabe: Prof. Ant. Finkler in Nachfolger (Salvatorstraße).

NB. Für unentgeltlich eingesandte Besprechungs-Exemplare übernimmt die Schriftleitung überhaupt keine, für unentgeltlich eingesandte Handchriften nun, dann Besprech., wenn Rückporto beilag. Brief- und Honorarfragen, Schriftführer- wie Bucherfragen: ausschließlich an den Herausgeber; Besprechungen, Anzeigen oder Widmungen: an den Verlag erdienen. — Verabreichte auf Verlangen jederzeit unentgeltlich und papieren durch die Verlagsabteilung zu begeben.

Verlag und Druck der „Gesellschaft“: G. Piersons Verlag (H. Linde) in Dresden.



Band IV. * 1902. * Heft 21.
*

Zur Währungsfrage.

Von Geh. Sanitätsrat Dr. Konrad Küster.

(Berlin.)

Wenn gegenwärtig von der Währungsfrage die Rede ist, so wird allgemein der Kampf um die Gold- und Silberwährung darunter verstanden. Von diesem Kampfe will ich nicht sprechen, denn wenn ich auch die Einführung der Silberwährung neben der Goldwährung augenblicklich für vorteilhaft für die wirtschaftliche Lage der Allgemeinheit halte, so ist doch die Silberwährung, ebenso wie die Goldwährung, ein unheilvolles Übel für uns, wie jede Metallwährung, und es wäre daher nutzlos, den Teufel mittels Beelzebub austreiben zu wollen. Die Frage muß wie alle wirtschaftlichen Fragen tiefer gefaßt werden. Man darf nicht die gegenwärtige Lage unserer wirtschaftlichen Verhältnisse, ebenso wie Reichtum und Armut, als einmal gegeben betrachten, an der wohl Fleißarbeit verrichtet werden könne, die aber als Ganzes unverrückbar sei. Wie an so manches andere Unsinnige haben wir uns von Kindheit an auch an dieses gewöhnt. Wir empfinden zwar alle die Schädigungen und die Wunden, die uns wirtschaftlich bei gebracht werden; daß wir es aber in der Hand haben, uns von diesem Banne zu befreien, dessen sind wir uns nicht bewußt, ja wir halten dies von vorne herein für unmöglich.

Gehen wir daher tiefer in die Währungsfrage ein.

Metall ist schon seit Jahrtausenden eine den Tausch vermittelnde Ware. Um den Tauschverkehr zu erleichtern, um das Abwiegen des Metalles zu vermeiden, wurde es als Geld geprägt. Der Hauptgrundsatz

hierbei war und ist: das Geld muß seinen vollen Nennwert in seinem eigenen Stoffe tragen. Da der Wert des Stoffes aber dauernd schwankte und schwankt, so entstanden hierdurch Unzuträglichkeiten, die durch das Wechseln der Gold- und Silberwährungen noch bedeutend vermehrt wurden. Ein zweiter großer Fehler der Metallwährung ist der, daß die in der gesamten Kulturwelt umlaufenden Münzen auch nicht annähernd ausreichen, um den Bedarf an Tauschmitteln zu decken. Millionen von Menschen können daher ihren Warenbedarf nicht befriedigen, weil es ihnen an dem Tauschmittel, an Geld, fehlt. Daraus folgt weiter, daß auch die Erwerbsthätigkeit des Volkes, die Warenproduktion, sich nicht ungehemmt entwickeln kann, weil eben nicht genügend Geld zum Kaufen vorhanden. Der Staat ist nicht in der Lage, jederzeit und nach Bedürfnis genügend Geld zu produzieren, da ihm die nötigen Metalle nicht auf's Unbegrenzte zur Verfügung stehen. Die Verminderung aber des Geldes unter den durch den Warenbedarf erzeugten normalen Bedarf muß die Überproduktion mit allen ihren schweren Nachteilen zur Folge haben. Die Warenproduktion erzeugt den Geldbedarf, und so sollte die Geldmenge mit der Warenmenge steigen. Heute ist es umgekehrt. Die Güterproduktion und Konsumtion richten sich einzig und allein nach dem Vorrat des Geldstoffes und nicht nach dem Volksbedürfnis wie nach dessen Produktionsfähigkeit. Wir haben also die unsinnigste und verkehrteste Finanzwirtschaft, die man sich denken kann.

Wir sind infolge dieser verfehlten Geldwirtschaft die Sklaven und Tributpflichtigen des Großkapitals geworden und werden es mit jedem Jahre mehr werden, und zwar in einer steigenden und immer unerträglicher werdenden Weise.

In den Urzeiten war die Entgegennahme der Naturgaben, welche der Boden uns brachte, die Hauptsache. In der weiteren Entwicklung gefellte sich die Arbeit dazu, welche den Wert der Naturgaben erhöhte und schließlich bei Steigerung der Produktion das Kapital hervor brachte, dessen natürlicher Zweck die Vermehrung der Gütererzeugung, die reichlichere Güterversorgung und somit Beglückung aller Menschen wäre. Diesen seinen natürlichen Zweck erfüllte das Kapital mit der Zeit jedoch immer weniger; es verwandelte sich umgekehrt in eine unheilvolle Macht. Aus dem arbeitenden Kapital ist ein Zinskapitalismus geworden, durch den der Produzent ausgefogen wird. An die Fersen des Kapitals hat sich infolge des unseligen römischen Rechtes die Schuld als Würgengel für uns Alle geheset. Wir sind Sklaven des Kapitals geworden. Wir Schuldklaven sind aber viel übler daran als die Sklaven der Römer. Diese hatten

ein Interesse daran, ihre Sklaven arbeitsfähig zu erhalten. Die Schuldklaven aber müssen für das Kapital arbeiten, ohne daß für ihre Ernährung gesorgt wird. Und sind sie arbeitsunfähig, so werden sie von Rechts wegen im Namen des Königs mittellos auf die Straße gesetzt. Der König ist somit durch unsere römische Rechtsgelehrsamkeit zum Büttel des Kapitals herab gesunken. Hierin liegt der Hauptgrund des Sinkens der Autorität der Krone, das unser Kaiser so schmerzlich empfunden hat.

Die Ursachen, daß das Kapital so Verderben bringend hat werden können, liegen auf der Hand. Es ist in erster Linie das im Verhältnis zur Produktionsfähigkeit des Volkes viel zu wenig vorhandene Geld. Dies führte zu der Bildung von Geldbanken, welche das nötige Geld bereit hielten. Selbstverständlich konnten sie das Geld nur wieder gegen Spesen und Zinsen geben. Hierdurch wurden Produzenten und Konsumenten tributpflichtig. Es ließ auch die bedenklichen Wucherer entstehen, die ihr lagerndes Geld den in Geldnot Geratenen zu außerordentlich hohen Zinsen leihen. Die Banken benützten naturgemäß auch die Schwankungen im Kurse des Geldes, um mühelos und ohne Produktion Geldgewinne zu erzielen. Hierzu kam dann noch das Spekulieren mit Papieren und allen möglichen Gegenständen. Es liegt auf der Hand, daß, wer das Geld hat, alles zu seinem Vorteile drehen und wenden kann. Der Übertümpelte ist und bleibt stets das Publikum. Der Kniffe und Schiebungen sind so viele und sie sind dem Auge des Laien so wenig durchsichtig, daß dieser stets im Dunkeln herum tappt. Die Gesetze, die ursprünglich zum Schutze der Schwachen und Armen gegeben, üben die entgegen gesetzte Wirkung aus. Sie sind zum Schutze der Kapitalkräftigen geworden und werden mit Hilfe des Staates benützt, die Schwachen noch mehr zu bedrücken. Durch Subhastationen werden die Schwachen um alles gebracht. Ist ein wertvolles Grundstück bis zur Hälfte von einer Bank beliehen und ist der Besitzer wegen der Zinsen in Zahlungsschwierigkeiten geraten, so kündigt die Bank das Kapital. Von dem Besitze etwas zu verlaufen, wird von der Bank nicht zugestanden. Es kommt zur Subhastation. Andere Bieter als die Bank sind selten vorhanden, da Wenige so viel Geld haben, um der Bank sofort die Schuld auszuzahlen. Diese erstreckt das wertvolle Grundstück zu der Hälfte des Preises. Der eigentliche Besitzer verliert alles, hat dafür aber noch die Kosten der Subhastation zu tragen. Das ist im Rahmen des Gesetzes doch ein reines Raubsystem. Auch Änderungen an den Gesetzen werden meist nur zu Gunsten des Kapitals vorgenommen. Unsere den Staat leitenden Juristen haben, ebenso wie die Laien, keine Ahnung von den kapitalistischen Machenschaften. Das Kapital hat die Macht und

weiß auch die Gesetzgebung zu beeinflussen. Der Staat ist gleichfalls abhängig von der Macht des Kapitals. Auch er muß sich fügen. Das Kapital diktiert selbst die Kriege, wie der Burenkrieg beweist. Es ist ganz naturgemäß, daß die Macht des Kapitals durch immer größere Ansammlung des Geldes in den Händen Einzelner und dessen Verminderung bei den Produzenten und Konsumenten eine immer mehr alles beherrschende wird.

Dies kann nur ein Ende nehmen, wenn die Produktion überhaupt aufhört; dann gehen auch die Kapitalisten zu Grunde, denn vom Gelde allein können sie nicht mehr leben. Das heißt mit anderen Worten: Die kapitalistischen Kulturstaaten müssen notgedrungen in nicht allzu langer Zeit sämtlich in sich zusammen brechen. Erst auf den Ruinen könnte neues wirtschaftliches Leben sich entwickeln und langsam auch erblühen, voraus gesetzt, daß es auf anderen wirtschaftlichen Grundsätzen erstünde.

Aber ist denn keine andere Möglichkeit vorhanden, aus diesem wirtschaftlichen Elend und dem sicheren Zusammenbruche heraus zu kommen?

Stadttrat Hugo Schüssler in Köpenick hat das sichere Heilmittel gefunden*). Es mutet uns an wie das Ei des Kolumbus. Schüssler empfiehlt die Beseitigung der Metallwährung und die Einführung des Papiergeldes als alleinigen Zahlungsmittels. Papiergeld ist ja schon längst gebräuchlich. Es wird in der Höhe ausgegeben, als Deckung an Metallgeld vorhanden. Hierbei sind wir aber immer wieder in letzter Reihe von der Metallwährung abhängig. Frankreich machte im 18. Jahrhundert den Versuch, durch Ausgabe von Papiergeld, von Assignaten, der Geldnot und den Schulden ein Ende zu machen; er mißlang, weil die Metallwährung daneben bestand und weil schließlich sinnlos Assignaten ausgegeben wurden, für die keine Deckung vorhanden, so daß sie im Werte tief sanken. Schüssler vermeidet diese Fehler. Die Metallwährung hat ganz aufzuhören. Es besteht nur eine Bank, die Reichsbank, die aber nicht, wie jetzt, Privatbank sein darf. Diese hat das Recht, so viel Papiergeld auszugeben, als Werte im Lande vorhanden sind, denn da das Papiergeld keinen Wert in seinem Stoffe enthält, so muß eine sichere, dauernde Deckung durch andere Werte vorhanden sein, welche sich im Besitze des Ausstellers, also hier der Reichsbank, befinden oder welche ihm verpfändet sind. Diese Reichsbank hat das alleinige Recht den politischen Körperschaften, wie Reich, Staat, Provinz, Kreis, Gemeinden, mittels neuer Banknotenausgabe Darlehen zu bewilligen

*) Meine Ausführungen stützen sich hauptsächlich auf die ganz vorzügliche Schrift von Hugo Schüssler: „Die praktische Lösung der sozialen Frage“; Frankfurt a. M., Vh. W. Tafel. 107 S.

gegen die Verpfändung der von diesen Körperschaften erworbenen bezw. hervor gebrachten Güter. Ebenso können auch an Private oder Genossenschaften direkt oder indirekt durch obige Körperschaften in der selben Weise Darlehen ausgegeben werden. Diese Banknoten werden ohne jegliche Entwertung umlaufen und gewissermaßen als Hypotheken-Pfandbriefe des Staates oder der deutschen Gemeinden das denkbar feinste und sicherste Papier sein.

Die Staatsbank hat nun aber ferner gar kein Interesse daran, der Gemeinsamkeit, also sich selbst, Zinsen abzunehmen; es würde also jede Zinszahlung fortfallen und die Tilgung der Darlehen nur durch einfache allmähliche Rückzahlung stattfinden.

Auch der Staat als solcher würde sich aus den Sklavetten des Großkapitals wieder frei machen. Er brauchte keine Anleihen zu machen noch Zinsen zu zahlen. Er hätte stets Geld, um die Güter des Staats zu vermehren. Welche Not z. B. hat er nur, um sich die Flotte anzuschaffen, die seinem Ansehen, seinem Welthandel, dem Schutze seiner Küsten wie seiner Kolonien entsprechend ist! Schüssler nimmt an, daß hierzu etwa 800 Millionen nötig wären. Jetzt sträubt sich alles dagegen, weil es die Staatsschulden vermehrt und ein endloses Opfer von Millionen allein an Zinsen erfordert. Bei der Ausgabe von Banknoten können so viel Schiffe gebaut werden, als Baumaterialien, arbeitswillige Menschen und Betriebseinrichtungen vorhanden sind. Für die ausgegebenen Banknoten in der Höhe von 800 Millionen würden Werte in der selben Höhe geschaffen. Diese vermindern sich jedoch mit der Zeit, da die Kriegsschiffe im Laufe von etwa 25 Jahren sich verbrauchen. Selbstverständlich müßten im gleichen Tempo mit dem Verbrauche die ausgegebenen Wertzeichen wieder eingezogen und vom Gesamtvolke getragen werden, da die ideellen Werte, die durch die Kriegsflotte geschaffen werden, nicht als reale Werte angesehen werden können; denn nur um solche kann es sich bei der Deckung handeln. Der Staat hätte 25 Jahre lang jährlich 32 Millionen aus dem Verkehr heraus zu nehmen. Wie anders würde sich dies unter den gegenwärtigen Verhältnissen gestalten! Der Staat hätte beim Bau einer Flotte für 800 Millionen allein an die Leute, welche ihr altes Papiergeld ihm auf einige Zeit geliehen haben, bei 4 Prozent Verzinsung und 1 Prozent Amortisation 2400 Millionen zu zahlen, da er bei 1 Prozent Amortisation 100 Jahre lang die nicht amortisierte Summe mit 4 Prozent zu verzinsen hat. Da aber nach 25 Jahren die Flotte verbraucht, so müßte während der 100 Jahre der Staat noch dreimal die selbe Schuld aufnehmen. Es liegt auf der Hand, daß der Staat hierdurch in eine

immer größere Schuld und Abhängigkeit geraten muß, wie es jetzt ja auch schon leider der Fall ist.

Sehr viel günstiger stellt sich die Sache vollends bei Bauten, die ihren Abnutzungswert selbst decken durch Einnahmen, wie bei Eisenbahn- und Kanalbauten. Hier kommen direkte Einnahmen, welche den Abnutzungswert nicht nur decken, sondern sogar weit übersteigen. Eisenbahnen und Kanäle erzielen nicht nur ideelle, sondern materielle Werte und ermöglichen es dann, daß auch für rein ideelle Zwecke die nötigen Mittel vorhanden sind. Kein Unternehmen ist zu groß, als daß es nicht sofort ausgeführt werden könnte. Selbst die unrentablen belasten das Volk nur wenig, wenn die neu geschaffenen Werte dauerhaft ausgeführt sind, und die rentablen erhöhen den Nationalwohlstand unbegrenzt.

Und nun die Gemeinden! In dem zinslosen Gemeindegeld liegt der Keim der natürlichen Selbstentwicklung zur höchsten Völkerwohlfahrt, zur vollkommenen praktischen Lösung der sozialen Frage.

Zur Begründung der dauernden und höchsten allgemeinen Wohlfahrt ist die Vergesellschaftung und Kollektivproduktion unabwendbare Bedingung. Mittels der von Schüssler verlangten Papierwährung können alle die schönen Pläne der Bodenreformer, der Siedelgenossenschaften von Dr. Franz Oppenheimer u. s. w. in kürzester Zeit Wirklichkeit werden, während jetzt alles an der Geldfrage scheitert oder nur sehr allmählich sich verwirklichen kann.

Jede Ortsgemeinde kauft nach und nach mittels des ihr zur Verfügung stehenden zinslosen Reichsbankkredits allen Grund und Boden ihrer Umgebung auf, ebenso alle diejenigen Privatbetriebe ihres Ortes, deren Produkte sie zu konsumieren fähig ist. Letztere verkauft sie dann zum Selbstkostenpreise an ihre Einwohner. Durch den gemeindegeldgenossenschaftlichen Betrieb kann außerordentlich viel an Unkosten und an Menschenarbeit gespart werden. Die amerikanischen Milliardäre, z. B. Armour mit seinen gewaltigen Schlachthäusern, zeigen uns, wie schnell, wie gut, wie billig alles geschaffen werden kann, wenn das nötige Geld vorhanden ist. Hier fließen die enormen Einnahmen aber nur dem einzelnen Milliardärbesitzer zu, während bei der Genossenschaft der Gewinn wieder der Gemeinlichkeit zufließt. Man hat die Nichtigkeit und die Vorteile der Genossenschaft schon längst erkannt, plant man ja doch gemeinschaftliche Heime; aber auch hier stellt sich der Geldmangel als hemmend ein.

Durch die Einführung der von Schüssler geplanten Papiergeldwährung würden die Banken, würde die Börse, welche der Minister Manbach sehr richtig einst als Giftbaum bezeichnete, unnötig werden; sie würden von der

Bildfläche schleunigst verschwinden; da all und jeder zinslose Darlehen erhalten könnte, würden ihre Gelder zinslos darliegen. Das Papiergeld würde keine Kursschwankungen haben, auch hier würde nichts zu verdienen sein. Den Bucherern würde die Gelegenheit zum Buchern genommen werden. Selbst die Milliardäre und der große Unterschied zwischen Arm und Reich würden verschwinden. Die angesammelten Gelder trügen keine Zinsen und könnten nur durch Produktion von rentablen Gütern sich vermehren. Unproduktives Erwerben würde vollständig aufhören. Wer nicht arbeitete und nicht produzierte, würde dauernd vom Kapital leben, und dieses müßte sich daher dauernd vermindern. Wer arbeitete und produzierte, würde aber immer Geld zur Verfügung haben. Für Arbeitsunfähige würden aus Staats- bez. Gemeindemitteln leicht Invalidenheime geschaffen werden können. Arme und Reiche würden nur dadurch entstehen, daß Erstere faul sind und nicht arbeiten, Letztere aber arbeiteten und produzierten, während gegenwärtig umgekehrt vielfach gerade der nicht Produzierende, sondern spekulierend und ohne Arbeit seine Zinsen Einstreichende reich wird, der Fleißige aber und Arbeitende trotz aller Anstrengungen nicht wohlhabend wird, sondern oft genug noch, wie wir gesehen haben, vollständig der Armut verfällt.

Wir hätten also im Inlande in Wirklichkeit ideale Zustände. Wie würde es aber mit dem Auslande werden? Wir können uns nicht abkapseln, ein Verkehr mit diesem ist für uns eine unabwendbare Notwendigkeit.

Freilich die Ausfuhr nach dem Auslande im heutigen Sinn und Umfange müßte aufhören. Und das wäre ein Segen! Wir müssen heute im Inlande, wie wir früher bereits gehört haben, alles teurer bezahlen, damit unsere Produkte nach dem Auslande verschleudert werden können — was so viel bedeutet, als daß wir Sklaven des Auslandes sind und für dieses arbeiten. Wohl aber könnte und würde sich wieder ein gesunder Handel entwickeln. Hierbei würde es sich aber nur um einen Austausch von Produkten handeln, um keinen Preis aber um Warenabsatz zur Gewinnung von Geld. Damit wären denn die Kriege erzeugenden internationalen Geschäftsbegegnungen beseitigt. Ein Staat, dessen Boden fähig ist, alle Wünsche des Volkes zu erfüllen, bedarf zur Erhaltung nicht einmal des Austausches von Produkten. Da dies im Allgemeinen nicht der Fall, so wird das Bedürfnis vorliegen, überflüssige Rohstoffe gegen mangelnde ein zu tauschen. Dies braucht aber nicht einmal durch Privat-Import oder -Export zu geschehen, der die Sache zu Spekulationszwecken leicht benützt, sondern kann zwischen den Staaten direkt geregelt werden. Auch die Kolonien kämen zur Geltung. Man würde in erster Reihe die Rohstoffe, die dem Staate fehlen, aus den eigenen Kolonien zu beziehen bemüht sein.

Schließlich wird jeder Kulturstaat, wenn erst einer begonnen hat, das Papiergeld einzuführen, und wenn die großartigen Erfolge, die nicht ausbleiben können, zu Tage treten, gleichfalls die Papierwährung in der selben Weise einführen. Somit würde mit Leichtigkeit ein Austausch des Papiergeldes möglich sein, was besonders für den Reiseverkehr wichtig, der sich nicht nur, weil die Masse mehr Geld hat als bisher, stark vermehren würde, sondern auch deshalb, weil auch die Stellung der Völker zu einander wegen des fehlenden Konkurrenzkampfes eine viel freundschaftlichere Form annehmen würde.

Die soziale Frage scheint hiermit in Wirklichkeit gelöst zu sein. Es ist diese Lösung schon vielfach angekündigt worden, doch so leicht und so einfach ausführbar wie dieser Schüssler'sche ist bisher kein Vorschlag gewesen. Ja, wer sich ihn durch ruhiges klares Denken zu eigen gemacht hat, dem erscheint unsere Zeit nicht nur beschränkt und verblendet, sondern dem erscheint unsere Wirtschaftsordnung wie eine einfältige Kindertomödie, die leider die traurigen Folgen gehabt hat, daß die Erde ein Jammerthal geworden ist, und unser Leben eine Tragödie!



Über den Selbstmord.

Von Hofrat Prof. Mag Seiling.

(München-Pasing.)

Wort: „Der Selbstmord ist ein Ereignis der menschlichen Natur, welches . . . einen jeden Menschen zur Teilnahme auffordert, in jeder Zeitepoche wieder einmal verhandelt werden muß.“ Goethe.

Bei der großen Rolle, welche der Selbstmord in unserer Zeit spielt — es nehmen sich in Europa jährlich über 60 000 Menschen das Leben — und zumal wieder nach den ein so groß Aufsehen erregenden Fällen Patriz Huber, Felix Kommichau, Charlotte Nisole-Klein in relativ kurzer Zeit, dürften einige Betrachtungen über dieses bedeutsame Thema gewiß nicht überflüssig sein.

Die Erscheinung, daß die Zahl der Selbstmorde im vergangenen Jahrhundert fast überall ganz erheblich zugenommen hat, wird nicht mit Unrecht als schwere Anklage gegen die trostlosen Zustände unserer Scheinkultur ausgespielt. Eine kräftige Stütze erhält diese Auffassung durch die Tatsache der erschreckenden Häufung der im kindlich-jugendlichen Alter begangenen Selbstmorde. So ist z. B. nach der „Preussischen Statistik“ die Zahl der Selbstmörder unter 20 Jahren während der Jahre 1876 bis 1896 um 50 Prozent gestiegen, und zwar befinden sich unter den 6497 Selbstmördern des Jahres 1896 nicht weniger als 509 jugendliche Personen! Daß hierin etwas Unnatürliches, wenigstens aber etwas Abnormes liegt, das auf soziale Krankheitszustände zurück geführt werden muß, wird niemand in Abrede stellen können.

Die Zahl der Selbstmörder ist übrigens in verschiedenen Ländern außerordentlich verschieden. So entfielen in den Jahren 1886 bis 1890 auf je 100 000 Einwohner, durchschnittlich für das Jahr, Selbstmörder in:

Sachsen	32,0	Belgien	11,8
Dänemark	25,8	Schweden	11,6
Schweiz	22,3	England	8,0
Frankreich	21,3	Norwegen	6,5
Preußen	19,7	Niederlande	5,5
Österreich	16,0	Italien	5,1
Bayern	13,5	Rußland	2,7

Hält man diese viel sagenden Zahlen mit der ferneren Tatsache zusammen, daß in allen Ländern die Selbstmordziffer in den Städten wesentlich größer ist als auf dem Lande, dann gelangt man zu dem bemerkenswerten Ergebnisse, daß die Zunahme der Selbstmorde im Großen und Ganzen mit der Ausbreitung der Zivilisation, mit Entwicklung und Fortschritt Hand in Hand geht. Unter den vielen, hierbei in Betracht kommenden Faktoren ist die intellektuelle Entwicklung sicherlich einer der wichtigsten. Daß mit der Erkenntnis das Leiden wächst, wird durch zahllose pessimistische Äußerungen der großen Geister aller Zeiten und Völker bestätigt. Mit dem Leiden wächst aber naturgemäß auch das Bestreben, sich von ihm zu befreien, und wenn es um den Preis des Lebens geschehen müßte.

Die obige Tabelle zeigt nun allerdings auch Ausnahmen und Abweichungen von der Erscheinung, daß die Selbstmordziffer durch die fortschreitende Zivilisation und die von ihr hervorgerufenen mannigfachen Reibungen bedingt ist. Dies erklärt sich teils aus Rasseigenschaften,

teils aus klimatischen Einflüssen, teils aus der Stärke, beziehungsweise Schwäche des religiösen und sittlichen Bewußtseins, teils aus verschärfend oder abschwächend wirkenden, wirtschaftlichen Verhältnissen und zum Teil auch aus der Rolle, welche der Alkoholisimus spielt. Dieser letzte Punkt hat z. B. einen großen Einfluß auf den auffallenden Unterschied zwischen den Selbstmordziffern der beiden, einander vielfach nahe stehenden Länder Dänemark und Norwegen. Während in diesem Lande der Alkoholenuß Dank einer weisen Regierung sehr eingeschränkt ist, steht er in jenem in voller Blüte. Daß Sachsen an der Spitze und zwar sehr weit vorausmarschiert, dürfte nicht nur auf den großen Prozentsatz der städtischen Bevölkerung, sondern auch auf die Verbreitung der im Gefolge der Sozialdemokratie auftretenden, materialistischen Lebensauffassung zurück zu führen sein, die ja in schweren Drangsalen des Lebens zum Selbstmorde geradezu heraus fordert.

Außer der Erklärung der Erscheinung des Selbstmordes, die hier nur in großen Zügen angedeutet werden sollte, ist es weiterhin von hervorragender Wichtigkeit, zu untersuchen, ob die Selbsttötung, wie zumeist angenommen wird, eine unberechtigte, unvernünftige, unsittliche und feige Handlung sei. Hierzu ist freilich sofort zu bemerken, daß diese Fragen insofern nur einen bedingten Sinn haben, als der Selbstmord, wie jedes andere Naturgeschehen, ein mit Notwendigkeit eintretendes Ereignis ist, so bald die Umstände gegeben sind, d. h. so bald die Schrecknisse des Lebens die des Todes überwiegen. Für die Notwendigkeit der Selbstmorde spricht übrigens auch die Gesetzmäßigkeit, mit welcher sie vollzogen werden; die Statistik zeigt nämlich, daß sich alljährlich eine bestimmte und gleich große Anzahl Menschen das Leben nehmen, so lange die Lebensbedingungen der betreffenden Gesellschaft unverändert bleiben.

Über das Recht des Menschen, sich das Leben zu nehmen, existiert meiner Ansicht nach nicht der geringste Zweifel, da offenbar, wie Schopenhauer treffend bemerkt, jeder auf nichts in der Welt ein so unbestreitbares Recht hat wie auf seine eigene Person und sein Leben. Auch Seneca hat es ausgesprochen (an Lucilius), daß nichts dem im Wege steht, der durch- und ausbrechen will. Und Hume sagt, daß die Selbsttötung ohne irgend welche Schuld und Tadel begangen werden mag. Das Recht der Selbsttötung folgt übrigens schon aus der Möglichkeit, sich zu töten. Diese Möglichkeit aber besitzt der Mensch im Gegensatz zum Tier als ein Vorrecht, da er nicht, wie dieses, bloß den körperlichen, auf die Gegenwart beschränkten, sondern auch den ungleich größeren, von Zukunft und Vergangenheit borgenden geistigen Leiden preis gegeben ist. In diesem Sinne

hat schon Plinius gesagt, daß Gott dem Menschen die Möglichkeit, sich zu töten, als bestes Geschenk in so großem Leide des Lebens verliehen hat. Die lediglich von den Theologen gegen die Berechtigung des Selbstmordes geltend gemachten Gründe sind nur schwache, namentlich von Hume mit leichter Mühe widerlegte Sophismen, wie denn auch in der Bibel weder ein Verbot noch auch nur eine entschiedene, unzweideutige Mißbilligung der Selbsttötung zu finden ist. Es ließe sich im Gegenteile wohl zeigen, daß die strenge Befolgung der christlichen Moral nichts Anderes als ein langsamer Selbstmord ist. Und wenn derartige Selbstmorde nicht vorkommen, so könnte auch dies nur beweisen, daß es wahre Christen gar nicht giebt. Wahre Christen wären denn auch nicht fähig, dem Selbstmörder das kirchliche Begräbniß zu versagen, da dies im Grunde genommen lediglich eine Lieblosigkeit gegen die Angehörigen bedeutet. Geradezu lächerlich wäre es aber, wenn man von einem Rechte der Gesellschaft auf das Leben des Einzelnen zu einer Zeit sprechen wollte, da diese scheinheilige Gesellschaft weit entfernt ist, jedem ihrer Mitglieder das Recht auf das Dasein, geschweige denn auf ein menschenwürdiges Dasein zu verbürgen, und vielmehr das Sterben (im Kriege) gelegentlich zur Pflicht macht. So weit diese Gesellschaft Malthus'schen Übervölkerungstheorien huldigt, muß ihr obendrein der Selbstmord eine sehr willkommene Erscheinung sein.

Weniger leicht als diese Rechtsfrage ist es, zu entscheiden, ob der Selbstmord eine unvernünftige, unsittliche und feige Handlung ist. Bei der Frage nach der Vernünftigkeit der Selbsttötung kommt es natürlich sehr auf die Weltanschauung an, die man vertritt. Während sich vom materialistischen Standpunkt aus, wenn er zugleich nur ein halbwegs pessimistischer ist, schlechterdings nichts Vernünftigeres denken läßt als möglichst baldige Selbstentleibung, wird diese von jedem anderen Standpunkt aus mehr oder weniger unvernünftig erscheinen. So muß z. B. Schopenhauer, so wohlwollend er sonst dem Selbstmorde gegenüber steht, als Pantheist sagen, daß die Selbsttötung der Erreichung des höchsten moralischen Zieles entgegen steht, indem sie der wirklichen Erlösung aus dieser Welt eine bloß scheinbare unter schiebe. Bei der Erlösung handle es sich um Verneinung des Willens, während der Selbstmord ein Phänomen gerade starker Willensbejahung sei: der Selbstmörder wolle das Leben und sei bloß mit den Bedingungen unzufrieden, unter denen es ihm geworden. Übrigens auch nur wieder ein Sophisma!

Ein besonderes Interesse hat die Frage der Unvernünftigkeit des Selbstmordes vom Standpunkte des metaphysischen Individualismus aus, wie er namentlich von Hellenbach und du Prel vertreten wird und von

keinem Geringeren als Goethe fest geglaubt wurde.*) Nach dieser sowohl logisch als auch auf okkulten Thatsachen wohl begründeten Lehre, welche den Materialismus und Pantheismus in absehbarer Zeit verdrängen wird, handelt es sich nicht nur um die Fortdauer der menschlichen Individualität nach dem Tode, sondern auch schon um Präexistenz. Das irdische Leben wird danach als eine Selbstverordnung unseres übersinnlichen Wesens aufgefaßt. Da dieses Wesen, dem sowohl die Eigenschaft des Denkens als die des Organisierens zu kommt, sich den irdischen Körper zur Erreichung eines transzendenten Zweckes schafft, erscheint es auf den ersten Blick fraglos als unvernünftig, durch eine Verkürzung des Lebens jenen höheren Zweck zu beeinträchtigen. Inzwischen ist es nun aber durchaus nicht wahrscheinlich, daß der irdische Mensch, wenn er Selbstmord begeht, dies gegen den Willen seines übersinnlichen Wesens thun kann; wäre es doch höchst merkwürdig, wenn sich die Verordnung gegen den Verordner, das Werk gegen den Meister sollte ablehnen können.

Daß es unserem übersinnlichen Wesen in der That keineswegs immer, ja vielmehr nur sehr selten um eine lange währende, irdische Verkörperung zu thun ist, muß man meiner Meinung nach daraus schließen, daß die allermeisten Menschen Selbstmörder sind, wenn man diesen Begriff weiter faßt und darunter auch Jene versteht, welche ihrem Leben durch eine verkehrte Lebensweise (falsche Diät, Genuß von Alkohol und Narkotika, geschlechtliche Exzesse, Aufenthalt in schlechter Luft, schädliche Beschäftigung u. s. w.) ein vorzeitiges Ende setzen. Während der Mensch sicherlich über 100 (nach Sufeland 200) Jahre alt werden könnte, haben wir unter 3000 Menschen nur einen Neunzigjährigen und beträgt das durchschnittliche Lebensalter nur einige dreißig Jahre. Ist es da nicht auch vom diesseitigen Standpunkt aus absurd, das Lebensende eines Menschen, der nach etwa 70 jährigem redlichem Kampfe die infolge von irgend welchen Umständen allzu schwer gewordene Lebensbürde plötzlich ab wirft, unvernünftig oder gar verbrecherisch zu nennen, am „natürlichen“ Tode eines jungen Wüstlings aber nichts auszusetzen zu haben? Man mag Nietzsche's Verherrlichung des Selbstmordes noch so übertrieben finden, seine Wertung des natürlichen Todes wird man nicht ganz verwerfen können, wenn er sagt: „Hier gilt es, allen Feigheiten des Vorurtheiles zum Troß, vor Allem die richtige, das heißt physiologische Würdigung des so genannten natürlichen Todes herzustellen: der zuletzt auch nur ein ‚unnatürlicher‘, ein Selbstmord ist. Man geht nie durch jemand Anderes zu Grunde als durch sich

*) Dies habe ich in meiner Schrift „Goethe und der Okkultismus“ (D. Neud. Leipzig) mehr als genügend gezeigt.

selbst. Nur ist es der Tod unter den verächtlichsten Bedingungen, ein unfreier Tod, ein Tod zur unrechten Zeit, ein Feiglings-Tod.“ Jedemfalls wäre es durchaus vernünftig, wenn man das Recht der Lebensverneinung wenigstens dem hoffnungslosen Kranken gegenüber anerkennen und ihm bei der Herbeiführung des sehnlichst erwünschten Endes behilflich sein wollte. „Den Tieren erweist man“, sagt der edle Hellenbach sehr schön, „die Wohlthat einer schnellen Tötung um so sicherer, je lieber man sie hat, wenn ihr Zustand ein hoffnungs- und freudloser geworden ist; dem Menschen aber nicht! . . . Es giebt kein vernünftiges Motiv, die Bitte eines Lebensmüden zu verweigern.“ Im Altertume wurde, nebenbei bemerkt, in Massilia und auf der Insel Reos, der Schierlingstrank sogar öffentlich demjenigen überreicht, der triftige Gründe, das Leben zu verlassen, anführen konnte. Auf der Insel Reos war es (wie auch bei nordischen Stämmen) außerdem Sitte, daß die Greise sich freiwillig den Tod gaben. Nießche's Lehre vom „vernünftigen Tode“, deren allgemeine Befolgung er sich in einer fernen Zukunft denkt, ist also in vergangenen Zeiten schon verschiedentlich praktiziert worden. Von neueren Anhängern dieser Lehre seien hier zwei so hervorragende Namen wie Pettenkofer und Bismarck genannt. Während jener den Mut gehabt hat, seine Ansicht in die That um zu setzen, hat Bismarck, wie der Herausgeber der „Zukunft“ gelegentlich mitgeteilt, in seinen letzten Jahren lebhaft beklagt, daß christliche Bergärtelung und Tradition uns verbieten, den Weg des freiwilligen Todes zu beschreiten.

Zu den Selbstmördern im weiteren Sinne gehören auch die Duellanten, die Berufsoldaten und solche Angehörige bürgerlicher Berufe, welche ihre Berufspflicht höher einschätzen als ihr Leben, wie z. B. Kapitäne, die ihr Schiff in der Gefahr prinzipiell nicht verlassen, Ärzte und Krankenpfleger bei gefährlichen Epidemien, Feuerwehrlente und Andere mehr. Endlich können sogar Sokrates und Christus insoferne zu den Selbstmördern gerechnet werden, als sie die Verurteilung durch ihr Verhalten herbei geführt und die Gelegenheit, dem Tode zu entkommen, vorsätzlich nicht benützt haben. Da Christus zudem im Interesse seiner Lehre von der Notwendigkeit seines Todes überzeugt war, ist die von ihm begangene Quasi-Selbstentleibung in eminentem Sinne als vernünftig zu bezeichnen.

Die Frage, was vom Selbstmord in sittlicher Beziehung zu halten sei, fällt zum guten Teile mit der Frage der Vernünftigkeit zusammen. Ganz und gar gilt dies namentlich vom Opfertode eines Christus, dessen höchste Sittlichkeit über jeden Zweifel erhaben ist. Im gewöhnlichen Leben ist das sittliche Moment besonders bann in die Augen springend, wenn

der Selbsttöter Pflichten gegen Nebenmenschen hat. Diese Pflichten werden nun freilich sehr verschieden gewertet. Während der Altruist Schopenhauer merkwürdiger Weise meint, es sei eine überspannte Forderung, daß der, welcher für sich selbst nicht mehr leben mag, nur noch als bloße Maschine zum Nutzen Anderer fort leben solle, meint Tolstoi, daß jeder Mensch bis zum Eintritt eines natürlichen Todes im Leben aus harren müsse, um durch die Vervollkommnung seiner Persönlichkeit und die Gemeinnützigkeit seiner Handlungen das Gesamt-*Werk* des allgemeinen Lebens zu fördern. Mir scheint von diesen beiden Anschauungen die Tolstoi'sche viel extremer zu sein als die Schopenhauer'sche; denn leider giebt es nur allzu viel Menschen, die der Allgemeinheit durch ihren Tod entschieden mehr nützen würden als durch ihr Leben: sei es, daß sie ein Vermögen hinterlassen, oder dem Arbeiter den Konkurrenzkampf erleichtern, oder auch ihre Mitmenschen von allerhand Qualereien befreien würden. Allerdings erscheint diese Sache in einem anderen Lichte, wenn man davon überzeugt ist, daß Leiden und Hemmnisse aller Art dem wahren überfinnlichen Wohle des Menschen zuträglich seien; dann hätte freilich gar Mancher dafür dankbar zu sein, daß gewisse Leute sich nicht aufhängen.

Vom altruistischen Standpunkt aus gesehen, hat gewiß mancher Selbstmord ein unsittliches Gepräge; man denke z. B. nur an einen Familienvater, der die Seinigen der Sorge und Not preis giebt. Die Behauptung aber, daß jeder Selbstmörder unsittlich handle, dürfte sich schon deshalb nicht aufrecht erhalten lassen, weil es sogar vorkommen kann, daß das Weiterleben die moralische Kraft selbst zu untergraben droht. Hierher gehört der zur Zeit der Christenverfolgungen vorgekommene Fall, daß keusche Frauen sich das Leben nahmen, um dem ihnen zugefallenen Lose der Vergewaltigung zu entgehen. Und Plutarch hat mit Recht die Tugend des schönen Knaben Damokles gepriesen, der sich in einen Kessel siedenden Wassers stürzte, als ein Liebhaber ihm Gewalt anthun wollte. Es sind auch andere Fälle denkbar, in denen der Selbstmord zu einer schönen That wird. Als solche wurde im Altertume z. B. die Handlungsweise des jüngeren Cato gepriesen, der den Tod der Gnade eines Cäsar vorzog. Ein bemerkenswertes Beispiel aus neuerer Zeit ist der heroische Selbstmord der Gattin des Dichters Heinrich Stieglitz, welche glaubte, durch ihren Tod den Gatten aus einer bedrückenden Lage befreien und ihn in seinem dichterischen Berufe fördern zu können. Es giebt ferner sogar Zustände, in denen es geradezu unanständig sein kann, noch länger weiter zu leben.

Weiläufig gesagt: von übereifrigen Sittenrichtern wird mit Vorliebe der aus unglücklicher Liebe begangene Selbstmord verdammt oder doch recht

geringschätzend beurteilt. Dagegen wäre geltend zu machen, daß die Geschlechtsliebe eine außerordentlich mächtige Triebfeder ist, weil sie einen höchst bedeutungsvollen, wenn auch den Liebenden zumeist unbewußten Endzweck hat — mag man ihn als Fortpflanzung des Geschlechtes oder mit den Vertretern des metaphysischen Individualismus als Verkörperung übersinnlicher Wesen bezeichnen. Schopenhauer hat jedenfalls Recht, wenn er behauptet: „Der Endzweck aller Liebeshändel ist wirklich wichtiger als alle anderen Zwecke im Menschenleben, und daher des tiefen Ernstes, womit jeder ihn verfolgt, völlig wert.“ Dem gemäß kann unglückliche Liebe — sei es, daß die Liebe nicht erwidert wird, oder daß der eine Teil schon gebunden ist — sehr wohl das Schlimmste genannt werden, was stark individualisierten Naturen auf dieser schlimmen Welt passieren kann. Wie sollte man es ihnen da verübeln können, wenn sie das Leben weg werfen, nachdem sein Hauptzweck vereitelt erscheint? Den Umstand, daß unglücklich Liebende als Selbstmörder in unserer Zeit keine Achtung finden, kann man viel eher als ein Zeichen von gesunkener Moral auffassen als die That jener Unglücklichen. Ist es doch infolge der tollen Jagd nach Geld und Gelbeswert so weit gekommen, daß Liebesheiraten schon als Thorheiten angesehen werden und deshalb zu den Ausnahmen zählen, während sie als die allein moralischen doch die Regel bilden sollten. „Unheilig acht' ich den Eid, der Unliebende eint“, sagt zur Beschämung vieler Christen der Heide Botan.

Andere Sittenrichter verurteilen den Selbstmörder, weil er gegen die Stimme seines Gewissens handeln müsse und somit gegen das oberste Moralprinzip verstoße. Ei, dies setzt ja voraus, daß das Gewissen etwas Stabiles, Absolutes ist, dessen Stimme sich in jedem Menschen auf gleiche Weise vernehmen läßt. Dem ist jedoch nicht so; vielmehr das Gewissen ist lebiglich ein Wissen, es ist die Gesamtheit der jeweiligen Überzeugungen, die sowohl geändert werden als irrig sein können. Wenn die Stimme des Gewissens das Moralprinzip offenbaren würde, dann gäbe es sehr viele und einander sehr widerstrebende Moralprinzipie. Es ist ja wahrscheinlich, daß viele Selbstmörder mit Gewissensbissen sterben, keineswegs aber alle.

Run noch einige Worte über die Feigheit, mit welcher die selbstmörderische Handlung behaftet sein soll. In diesem Punkt ist eine verallgemeinernde Beurteilung des Selbstmörders wegen der großen Verschiedenheit der Umstände ganz besonders unstatthaft. Während der Eine einen furchtbaren Kampf zu bestehen hat, um die Stimme seines Gewissens (d. h. also Wissens) zu besiegen und die Schrecknisse des Todes zu überwinden, kostet es einem Andern, namentlich wenn er von geistigen Leiden

dazu getrieben wird, kaum eine Überwindung, Hand an sich zu legen. In der Mehrzahl der Fälle dürfte es indessen den Selbstmördern sicherlich nicht leicht werden, den Selbsterhaltungstrieb, den stärksten aller Triebe, zu vernichten. Es handelt sich im Übrigen beim Selbstmorde, wenn man genauer zusieht, um einen rein physiologischen Akt, über welchen sich Goethe im „Werther“ bereits also ausgesprochen hat: „Die menschliche Natur hat ihre Grenzen; sie kann Freude, Leid, Schmerzen bis auf einen gewissen Grad ertragen und geht zu Grunde, so bald der überstiegen ist. Hier ist also nicht die Frage, ob einer schwach oder stark ist? sondern ob er das Maß seines Leidens ausdauern kann? — es mag nun moralisch oder körperlich sein: und ich finde es ebenso wunderbar, zu sagen, der Mensch ist feige, der sich das Leben nimmt, als es ungehörig wäre, den einen Feigen zu nennen, der an einem bössartigen Fieber stirbt.“ In dem hier gemeinten Sinne könnte man zugeben, daß der Selbstmord, wie zumeist behauptet wird, immer eine krankhafte Disposition voraus setzt, nicht jedoch, daß es sich jedes Mal um eine mehr oder weniger große Geistesstörung handelt. Diese der Rechtfertigung dienende Erklärung, die Schopenhauer einen „Lieblingsatz aller gewöhnlichen Köpfe“ nennt, scheint mir eine Folge der irrigen Vorstellung zu sein, daß der Selbstmörder unter allen Umständen ein feige und pflichtwidrig handelnder Mensch sei.

Selbst wenn man aber vom physiologischen Prozeß ganz absehen wollte, könnte der Selbstmörder doch nicht feige genannt werden, weil der im Leben Ausharrende um kein Haar tapferer ist. Da es nämlich ganz unmöglich ist, daß der Mensch gegen sein eigenes Interesse handelt, muß er von zwei Übeln stets das kleinere wählen; und dieses ist eben im einen Falle der Selbstmord, im anderen der Kampf mit dem Leben. Dem angeblich tapferen Kämpfer erscheint der Selbstmord als das größere Übel, weil er sich vor dem Tode fürchtet, oder weil er überzeugt ist, daß der Selbstmörder seinen Schritt im jenseitigen Leben sehr zu bereuen hat, oder weil er sonst nicht wagt, gegen die Stimme seines Gewissens zu handeln.

Das Ergebnis der vorstehenden Betrachtungen bleibt: daß das Recht des Menschen, sich das Leben zu nehmen, nicht zu bestreiten ist; daß die Frage, ob der Selbstmord eine unvernünftige und unsittliche Handlung sei, wegen der außerordentlichen Verschiedenartigkeit der Verhältnisse schlechthin nicht beantwortet werden kann; daß die Behauptung von der den Selbstmörder verkleinernden Feigheit nicht berechtigt ist; und daß in unserer Zeit der Selbstmörder im Allgemeinen viel härter und ungerechter beurteilt wird, als er es verdient.

Im Anschluß an das Vorstehende seien nun noch die Namen einiger berühmter Selbstmörder in Erinnerung gebracht.

Das alte Testament berichtet uns vom Selbstmorde des Philisterbesiegters Simson und des unglücklichen Königs Saul.

Eine ganze Reihe von namhaften Selbstmördern hat das römische Altertum aufzuweisen: Lucretia, das viel gefeierte Muster einer römischen Hausfrau, nahm sich, nachdem sie durch Sextus Tarquinius entehrt worden war, selber das Leben und veranlaßte dadurch die Vertreibung der Tarquinier und die Gründung der römischen Republik. Des jüngeren Cato, der sich mit dem Schwert entleibte, wurde oben bereits gedacht. Brutus und Cassius, die Mörder Cäsars, suchten nach ihrer Niederlage bei Philippi den freiwilligen Tod; Cassius stürzte sich in sein Schwert, Brutus ließ sich von einem Griechen durchbohren. Darauf hin nahm sich auch Porcia, die Gemahlin des Brutus, das Leben und zwar angeblich durch Verschlingen von glühenden Kohlen. Marcus Antonius, der Triumvir, brachte sich auf die Nachricht vom vorgeblichen Tode seiner Geliebten, der ägyptischen Königin Kleopatra, aus Verzweiflung mit dem Schwert eine schwere Wunde bei, der er erlag. Kleopatra selbst endete ein Jahr später, um nicht dem Triumph ihres Besiegters zur Verherrlichung dienen zu müssen, freiwillig durch Ratterngift. Der Feldherr Varus, der von Hermann im Teutoburger Walde besiegt wurde, stürzte sich in sein eigenes Schwert. Nero, der zu feige war, selbst Hand an sich zu legen, ließ sich von einem Freigelassenen töten. Seneca, wegen der angeblichen Teilnahme an einer Verschwörung zum Tode verurteilt, öffnete sich die Adern und ließ sich, weil diese Prozedur nicht schnell genug wirkte, im Dampfbade ersticken. Eines heldenmütigen Todes starb Arria, die Gattin des Cäcina Pätus. Als dieser als Teilnehmer an einer Verschwörung gegen den Kaiser Claudius zum Tode verurteilt worden war und in dem gefaßten Entschluß, sich selbst zu töten, wankte, stieß sie sich den Dolch in die Brust und reichte ihn dem Gatten mit den Worten: „Pätus, es schmerzt nicht!“

Hannibal, der große karthagische Feldherr, nahm Gift, um dem Schicksale zu entgehen, seinen Todfeinden, den Römern, in die Hände zu fallen. Auf die gleiche Weise brachte sich der große griechische Redner Demosthenes um's Leben, als er Gefahr lief, von den Schergen des Antipatros ergriffen zu werden.

Unter den Selbstmördern aus der neueren Zeit ist vor Allem Goethe's Freund Merck zu nennen, der sein Leben durch einen Pistolenschuß endigte, nachdem er infolge von widrigen Lebensschicksalen in eine hypochondrische

Gemüthsverfassung geraten war. Der geniale Dichter G. von Kleist erschloß sich aus Lebensüberdruß, nachdem er zuvor mit der gleichen Waffe eine Freundin (Henriette Vogel) getödet hatte. Die Dichterin Luise Brachmann stürzte sich bei Halle in die Saale, nachdem sie schon vorher in schwermütiger Stimmung den vergeblichen Versuch gemacht, den Tod durch einen Sturz aus dem Fenster zu suchen. Von Charlotte Stieglitz war oben einmal die Rede. Ein seltsames Schicksal ist es auch, daß der Komiker Raimund von einer derart hypochondrischen Gemüthsart war, daß er sich schließlich das Leben nahm. Der Nationalökonom List erschloß sich infolge von körperlichen Leiden und Mißerfolgen.

Einer der merkwürdigsten Selbstmorde war der des Philosophen Mainländer. In gleich außerordentlicher Weise begabt und thätig, weder kränklich, noch in ungünstigen äußeren Verhältnissen lebend, machte er bei klarstem Bewußtsein von seiner Handlungsweise, erst 33 Jahre alt, seinem Leben durch Erhängen ein Ende. Der Selbstmord Mainländers erklärt sich einerseits aus der extrem-pessimistischen Weltanschauung dieses Philosophen, andererseits aus seiner Überzeugung von der definitiven Vernichtung des Menschenwesens durch den Tod. Und wenn Mainländer nicht schon früher Hand an sich legte, so ist dies darauf zurück zu führen, daß er der seiner eigenartigen Lehre*) durchaus nicht fremden Forderung höchster Pflichterfüllung gewissenhaft nach kommen wollte. Erst nachdem er dies auf eine geradezu heroische Weise gethan und sein Lebenswerk vollbracht zu haben glaubte, schied er am selben Tage aus dem Leben, an welchem sein Hauptwerk „Die Philosophie der Erlösung“ gedruckt vor ihm lag.

In der jüngsten Zeit sind der Philosoph und Menschenfreund Lazar von Hellenbach, der Rechtsgelehrte Otto Mittelstädt und der schon erwähnte, große Hygieniker Max Pettenkofer freiwillig aus dem Leben geschieden. Ob König Ludwig II. von Bayern Selbstmord begangen, bleibt wohl für immer ein Geheimnis.

*) Eine kurz gefaßte Darstellung dieser Lehre findet man in meiner Schrift „Mainländer, ein neuer Messias“ (München, Th. Ackermann).





Heinrich Hansjakob.

Ein Bruchstück zum Kapitel „Heimatkunst“

von Karl Mollenhauer.

(Blankenburg a. Harz.)

Die Heimatkunst war immer da. Und sie wird ausgeübt von Leuten, die in ihren eignen Schuhen stehen und sich fern halten von dem Gerede über die Kunst. Wer sich ganz dessen zu entäußern vermag, was ihm der mütterliche Boden gegeben hat, gehört überhaupt nicht in die Litteratur. Wenn heute im engeren Sinne über Heimatkunst geredet wird, so scheint mir das zwei Ursachen zu haben. Einmal erleichtert die ungemaine Entwicklung des Buchgewerbes allerlei Leuten den Eintritt in die heiligen Hallen der Druckerei derartig, daß das litterarische Schaffen gar nicht mehr mit der früheren Scheu betrachtet wird, und daß Viele den Mund auf thun, denen es sonst nicht eingefallen wäre, sich zu äußern. Daß da manches Ursprüngliche zu Tage kommt, stellt der alten guten Kinderstube des deutschen Volkes ein schönes Zeugnis aus und beweist, daß der modernen Pädagogik doch noch Vieles zur Zerstörung übrig gelassen ist. Denn daß sich der bei Weitem größte Teil der unzüftigen ersten Versuche, namentlich so weit sie von Damen gemacht werden, direkt auf die im Elternhause, meist von den Müttern, gepflegte Bildung zurück führen läßt, wird kein Kenner bezweifeln. Ich glaube, die jetzt so vielfach geschmähte vormärzliche Zeit kommt gegenwärtig, meist durch mütterliche Überlieferung, zu Ehren in dem zunächst tastenden ersten Versuche. Da erschließt sich der lange im bescheidenen Sparstrumpfe zurück gehaltene Schatz. An allen Ecken des Vaterlandes und in seiner Mitte, in den entlegenen Thälern, auf den Höhen und in den Niederungen regen sich die Überlieferungen des Elternhauses. Die großen Ereignisse, die zu Deutschlands Einigung geführt haben, ließen zunächst keinen Einzelnen zu Worte kommen, der etwa aus Wigenhausen an der Werra sich zur Sache äußern wollte. Da war alles auf den hohen Ton der politischen Erörterung gestimmt. Der

Mann aus Wigenhausen ist nun tot, aber jetzt kann seine Tochter oder sein Sohn erzählen, wie es zu Hause und im Städtchen zugeht, als man von Königgrätz und von Sedan erfuhr, und warum die Wigenhausener oder die Leute von Treffurt und die von Oberndorf am Neckar es sich doch nicht so gedacht hatten.

Und alle diese Erinnerungen aus Holstein, aus der Eifel, aus Thüringen und wer weiß sonst woher, wären nicht geschrieben worden ohne die Zugänglichkeit der Redaktionen, die für einen nimmersatten Leserkreis zu sorgen haben.

Es haben sich hierbei wirkliche Erzählertalente entwickelt.

Doch niemals wäre diese Gattung des Schaffens zu Ehren gekommen ohne die zweite Ursache, die zur Entdeckung der Heimatkunst geführt hat.

Werfen wir einen Seitenblick auf die Malerei. Hier hat die Ratlosigkeit einzelne Herren nach Worpsswede geführt, und sie reden uns jetzt ein, daß in diesen öden Landstrichen, deren Poesie vor Jahren Kohl und nach ihm unnachahmlich, weil von der echten Heimatliebe befeelt, Hermann Allmers den ungläubigen Lesern nahe zu bringen gesucht haben, das Heil der Kunst zu suchen sei. Und wirklich zeigen sich so genannte Kenner von der Wiedergabe dieser heiligen Öde so benommen, daß sie darin eine Möglichkeit der Erlösung zu ahnen vorgeben. Ich persönlich bin, schon ehe irgend jemand außer dem Steuersekretär von Worpsswede etwas wußte, ein wirklicher Freund der Haide und des Moores gewesen und weiß auch, daß darin unsagbare Stimmungen entstehen können. Aber daß eine ganze Gruppe von Kunstkennern vor diesen Versuchen der Wiedergabe eines Torfstüches oder eines Grabens außer sich gerät, ist mir ein untrüglicher Beweis, daß sie will, was sie urteilt.

Es ist ein Streit unter den aristotelischen Psychologen, an welcher Stelle sich beim Willensvorgange die Intelligenz merken lasse; bei den doch rein geistigen Schlussfolgerungen der literarischen Kritik indessen bemerke ich häufig den Willen schon in der ersten Prämisse. Und das ist der Wille zum Loben oder zum Ablehnen.

Aber der Wille ist ratlos geworden und das geistige Vermögen ist bankrott. Und darum entdeckt man, auch in der Litteratur, die Heimatkunst. Hurrah, es lebe die Heimatkunst! Wir haben ein Neues, das wir erwürgen können!

Und dabei ist die Heimatkunst etwas sehr Altes. Wer sich in Bescheidenheit, Anspruchslosigkeit, meinetswegen auch in seiner Unbildung von dem verückten literarischen Gerede und Gethue fern hielt, wurde bislang als Lokalgenie mit ein paar Brocken vor der Thüre hochmütig abgepeist.

Aber nach einer anstrengenden Winterfaison mundet dem Besorgten auch die einfache Diät der Kurorte, und es kommt vor, daß eine ermüdete Zunge die Reize eines Stückes Schwarzbrot mit Salz zu würdigen weiß. Und so kommt auch die Heimatkunst zu Gelegenheitschren. Aber nochmals müssen wir betonen, daß wir ihr die Aufmerksamkeit der Mode-Diktatoren nicht wünschen möchten. Ich glaube zwar nicht, daß der ächten Heimatkunst ernstlich durch das Hereinbrechen einer neuen Modethorheit — denn um etwas Anderes würde es sich nicht handeln können — geschadet würde, da sie sich immer von Neuem aus künstlerischer Naivität gebiert; es wäre jedoch vollkommen überflüssig, uns zu einem neuen Akte des Kultus der Unächtheit zu verführen. Alle Ismen der Kunstrichter unserer Zeit sind zu allen Zeiten von allen wahren Künstlern in richtiger Wertung angewandt worden, ebenso wie die Natur alle Gesetze, die wir ihr mühsam ablauschen, oder die wir erkannt zu haben glauben, unabänderlich befolgt, vielleicht in einem ganz andern, höheren Zusammenhange, als wir ahnen.

Die Natur läßt sich durch alle Schriften aller Akademien der Welt nicht beirren, aber man hat Beispiele, daß sich schaffende Künstler, die doch auch in ihrer Weise das Beispiel des Schöpfers nachahmen, durch die Mode-Zeitungen ihrer Tyrannen bestimmen lassen und auf bestimmte Ismen schwören, bis zum Schwur auf den nächsten Ismus.

Jeder Anfänger, wenn er nicht von vorne herein aus Büchern für Bücher — *l'art pour l'art* — schreibt oder schafft, ist Heimatkünstler. Wenn er nun nicht das Produzieren ganz läßt, was viel zu Wenige thun, bleibt er's, und das sind leider Gottes auch Wenige, oder er wird Lokalgenie, oder er kommt, wenn er nicht ganz in die Brüche geht, in die allgemeine und, will's Gott, in die Welt-Litteratur-Geschichte. Daß es nun neben dem verzüchteten Litteratur-Gerede, von dem ich oben gesprochen habe, auch ein ernsthaftes Kunstrichtertum giebt, und daß der tastende Schritt des Anfängers geleitet werden kann, brauche ich wohl nicht zu sagen.

Von denen, die mir als solche bekannt sind, die als ächte Heimatkünstler angefangen haben und die es geblieben sind, will ich nur zwei nennen: es sind Jeremias Gotthelf und Heinrich Hansjakob.

Zu einer wirklichen Bekanntschaft mit jenem bin ich sogar erst durch Adolf Bartels gekommen, und ich danke sie ihm aufrichtig. Den Unterschied, den Bartels zwischen Heimat- und Stammeskünstlern aufstellt, gestehe ich aber, nicht recht würdigen zu können.

Ich könnte meine Liste der Heimatkünstler leicht verlängern, indes will ich nun endlich, wenn's gestattet wird, zu dem meines Erachtens zur Zeit größten Vertreter dieser Kunst kommen, zu Heinrich Hansjakob.

Eines will ich nur noch sagen, daß meist Leute bei der Heimatkunst bleiben, die anderswoher ein großes, beherrschendes Ideal im Herzen tragen und daher so leicht nicht zu beirren sind.

*

Heinrich Hansjakob also ist Priester, überzeugter katholischer Priester und darin dem Jeremias Gotthelf, oder richtiger dem Pfarrer Bizius verwandt, daß seine Darstellungen der heimatischen Welt in dem tiefgründigen Boden einer religiösen und kirchlichen Überzeugung wurzeln. Da ist nicht die Spur von *l'art pour l'art*. Das angeborene Verlangen nach Bethätigung trieb den jungen, feurigen Geistlichen in die Politik und in die badische Kammer, in's Gefängnis und auf Reisen, und ein starker und ursprünglicher Mitteilungsdrang gab ihm die Feder in die Hand, das Erlebte und Gesehene fest zu halten und dar zu stellen. Diese ersten Schilderungen aus Frankreich, Italien, Belgien, dem Gefängnisse und der Festung lassen zwar den bedeutenden Kopf erkennen, aber noch nicht den späteren Hansjakob, den unübertroffenen Ründiger süddeutschen Volkstumes, ahnen. Aber aus dieser, aus dem Bethätigungsdrange geborenen Schriftstellerei des einsamen Bodenseepfarrers ist eine eigenartige Kunstübung erwachsen, die immer weitere Kreise von Freunden zu fesseln beginnt.

Die zünftige Aesthetik wird mit Hansjakob so leicht nicht fertig werden können; man müßte sich, wenn man denn durchaus auf Ordnung und Übersichtlichkeit hält, schon entschließen, eine neue Akte anzulegen.

Obgleich Hansjakob eine gebiegene Gelehrtenbildung erworben hat, — hat er doch in Donaueschingen Jahre lang der ihm so verhassten lateinischen Schulmeisterei obgelegen — kommt er doch nicht von der Nachahmung irgend einer ihm liegenden Kunst- oder Darstellungsform her; er hat sich seinen Stil selbst gefunden, und es soll nicht geleugnet werden, daß diesem viele Fehler anhaften — die Fehler seiner Vorzüge.

Ich möchte, selbst auf die Gefahr hin, mit meinem Ausdruck kein Glück zu machen, den streitbaren Mann einen souveränen Egozentriker nennen, der sich mit instinktiver oder bewußter Neigung und Abneigung die Dinge und Personen ansieht, sie schroff ablehnt oder an sein Herz zieht, der sich überlieferten Schönheitsgesetzen nicht ohne Weiteres unterwirft und überkommenen Bildungsergebnissen ein ursprüngliches Mißtrauen entgegen bringt. Darum stößt er bei seinem unerschrockenen Freimute nicht selten durch Urteile von verblüffender Einseitigkeit an bei Leuten, die den Verfassern von viele Bogen starken Büchern nicht die selbe Rede und Urteilsfreiheit wie Immunität zugestehen wollen, die sie jedem beliebigen Denk-

philister, der es zu einem Reichs- oder Landtagsitze gebracht hat, trotz sperrangelweit offener Fenster jubilligen.

Ganz gewiß, Hansjakob haut in seiner stolzen Egozentrität nicht gar so selten daneben; immerhin ist er ein ganzer Mann, ein erstaunliches ego, dem man wohl ausschließliche Maßgeblichkeit, natürlich für ihn selber, zugestehen muß. So ist er denn auch, so sehr er sich für einen eingefleischten Demokraten hält, nichtsdestoweniger Aristokrat ursprünglichster Art und eine Herrennatur, die im modernen Beamtenstaate zu kurz kommt und die auch in der nach weltlichem Zuschnitte geordneten, historisch gewordenen römischen Kirche nicht überall die Idealkirche wieder findet, die sie im Herzen trägt.

Er projiziert lediglich sich selbst in die umgebende Welt, oder er liest aus dieser Welt sich selbst wieder heraus. Kein Darsteller ist weniger in seiner Darstellung untergegangen als er. Es werden daher Viele kommen, die ihn überhaupt aus der Litteratur im engeren Sinne hinaus komplimentieren möchten. Man wird ihn den Ethnographen und den Lokalhistorikern zuweisen wollen. Damit könnte ein minderer Geist schon zufrieden sein. Denn in der That hat Hansjakob für die Volkskunde und die Geschichte seines Heimatgebietes ganz Erstaunliches geleistet. Seine Werke sind die geistvollste, ungewollte Darstellung des Volkstums eines bestimmten Gebietes, die man sich wünschen kann. Jeder Historiker müßte in ihnen erst sich gründlich umsehen, ehe er an seine historische Aufgabe heran träte. Alle monumenta gewinnen Sinn und Fernsicht durch diese Biographie, möchte ich sagen, eines Stammes.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit zwei Maßstäbe anlegen, die sich auf das rein Volkskundliche des Hansjakob'schen Wirkens beziehen.

Im persönlichen Gespräche hatte ich Gelegenheit, ihn zu verschiedenen Zeiten auf zwei norddeutsche, mir nahe liegende Parallelen hin zu weisen: auf Justus Möser und Hermann Müllers. Mit Jenem hatte ich, weil ich mir nicht die Zeit genommen hatte, bestimmte Stücke aus zu wählen, kein Glück; mit Hermann Müllers dachte ich behutsamer zu Werke gehen zu müssen und bat um Lesung seines Marschenbuches.

Bei der nächsten Aussprache fand sich nun, daß Müllers gänzlich ungewertet geblieben war*).

Das ist ein lateinischer Bauer, sagte Hansjakob, mit dem habe ich nichts gemeinsam.

Diese beiden Urteile über Justus Möser und Müllers sind mir sehr lehrreich gewesen. Möser ist der Norddeutsche und Regierende, Müllers

*) Dieser Aufsatz ist schon vor dem Tode des seltenen Mannes geschrieben worden.

ist der Norddeutsche und der die Bildung überschätzende Dr. hon. c. Mit diesen beiden Mächten, der wohlmeinenden Regierungsweisheit und der so genannten Bildung, liegt Hansjakob Zeit Lebens in Todfeindschaft, und überdies ist er ein wirklich im Volkstume wurzelnder Alemanne. Seine starke Individualität hindert ihn, das ursprünglich künstlerische, in ihm, ohne ihn entstehenden Plasma sich entwickeln zu lassen; er fährt dazwischen. Er führt in seiner gewalthätigen Eigenart unaufhörlich künstlerisches „Sich-versehen“ herbei.

Mehrmals hat er es unternommen, sich in der strengeren Form der Erzählung oder des historischen Romanes zu geben, so im „Leutnant von Hasle“ und im „steinernen Mann von Hasle“; aber immer wieder vergiftet er seine Einkleidung und läßt sich, in welches entlegene Jahrhundert er uns auch eingeladen hat, als leidhaftiger Heinrich Hansjakob von Haslach an der Rinzig vernehmen. Es ist ihm einfach unmöglich, als Künstler hinter dem Werke zu verschwinden. Man ist versucht anzunehmen, daß er sich wohl mit Gewalt zwingen will, als Hansjakob zu schweigen und als Dichter zu gestalten. Ich entnehme das einem größeren und zwei kleineren Büchern, die er neuerdings hat erscheinen lassen. In der Erzählung „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin“ läßt er die Tragik seines Großvaters mütterlicherseits berichten, was sich zur Großväterzeit in den Thälern und auf den Höhen des Schwarzwaldes zugetragen und begeben hat. Ich bin überhaupt kein großer Freund solcher Einkleidungen, aber für Hansjakob liegt dergleichen am allerwenigsten. Auch in den beiden Heftchen „Aus dem Leben eines Glücklichen und eines Unglücklichen“, in denen er einen uralten Findlingsfels und einen Wesen erzählen und philosophieren läßt, scheint mir der Zwang der Einkleidung doch dem Temperamente des Mannes nicht gewachsen zu sein. Am freiesten entfaltet er sich, wo er seiner Weise getreu, ich möchte sagen als Historiograph des badischen Bauers und als Anwalt des kleinen Mannes auftritt. In seiner ächten Liebe zum Volke, besonders zum Bauer, erinnert er wohl an Tolstoi, mit dem er auch den Kulturhaß gemein hat. Das ist nicht die Abneigung etwa des Geistlichen, der durch Bildung und Aufklärung seine Herrschaft über die Gemeinde bedroht sieht — die ist es ganz gewiß nicht, sondern die schmerzliche Erkenntnis, daß der Kultur, der von kurzichtigen Politikern und verblendeten Städtern vorschnell die Wege geebnet werden, ein Stück fest gefügten, vernünftigen und sinnigen Volkstumes nach dem andern geopfert wird. An die Stelle kindlicher Frömmigkeit sieht er dummdreiste Bildung einziehen, die alte Arbeitsamkeit und Heimeligkeit wird verdrängt durch auf die Dauer unbefriedigende Aushäufigkeit, die

bunte Mannigfaltigkeit in Art und Tracht durch öde Einerleimacherei und das farb- und wertlose Fabrikgespinnst des Abzahlungsgeschäftes. Das sind nicht Beobachtungen eines auf irgend eine Lösung eingeschworenen Politikers, sondern den wirklichen Dichter hört man sprechen, dem die Gegenstände seiner Darstellung nicht gleichgiltig sind.

Will man durchaus eine vorhandene Rubrik benutzen, so kann kein Zweifel sein, daß Hansjakob den Vertretern des Realismus bei zu zählen wäre. Er geht sogar so weit, daß er sich nicht einmal die Mühe giebt, für seine Darstellungen der Höflichkeit wegen Inognito-Namen zu erfinden; seine Gestalten sind wirkliche, leidhaftige Menschen, die auf Höfen wohnen mit ganz ächten Haus- und Versicherungsnummern, und die Leute auf dem Schwarzwalde rechnen es sich noch zur Ehre an, in seinen Büchern vorzukommen — bis auf wenige Ausnahmen.

Ich möchte eine Sonderung der Hansjakob'schen Schriften in drei Gruppen vorschlagen, zunächst in solche, die der objektiven Menschen- und Volksschilderung noch am nächsten kommen: als da sind die „Wüden Kirschen“, die „Schneeballen“, die „dürren Blätter“, „Bauernblut“, „Erzbauern“ und „Walbleute“. Denen schlossen sich an die Darstellungen, die das selbe in historisch-romantischer oder sonstiger Einkleidung wollen: der „Leutnant von Hasle“, der „steinerne Mann von Hasle“, „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin“. Als dritte Gruppe möchte ich die autobiographischen und tagebuchartigen Aufzeichnungen hin stellen: nämlich, abgesehen von seinen Reiseerinnerungen, „Aus meiner Jugendzeit“, „Aus meiner Studienzeit“, „Auf der Festung“, „Aus kranken Tagen“, „Im Paradies“, „Abendbläuten“, „In der Karthause“. Diesem schlossen sich dann wohl als Anhängel an die ausgesprochen lehrhaft-nachdenklichen Heftchen „Aus dem Leben eines Glücklichen und eines Unglücklichen“. Die geschichtlich-ethnographischen Studien, wie die über den schwarzen Berthold und die Bauern des Hozenlandes mögen hier ganz außer Betracht bleiben, wie auch seine rein-geistliche Schriftstellerei. Das ist eine lange Reihe von Schriften bleibenden Wertes. Auf keinen Schriftsteller paßt wohl so wie auf Hansjakob das Wort: Wenn du den Dichter willst verstehen, mußt du in Dichters Lande gehn. Die Heimat macht hier den Dichter. Den Stoff erfindet er nicht, er nimmt ihn einfach mit sicherer Hand auf und er schafft auf, neben oder über dem auf den Karten des Deutschen Reiches wohlverzeichneten Großherzogtum Baden noch ein zweites, sein Gottesländchen, das trotz der elegisch-pessimistischen Anwandlungen des Malers doch in einer so sonnigen Beleuchtungsstimmung da liegt, daß man immer wieder und wieder, wie das wirkliche Großherzogtum, so diese Hansjakob'sche Heimat ächter Volkspoesie aussuchen möchte.

Unabweislich drängt sich dem Leser der Ich-Bücher Hansjakobs ein Vergleich mit seinem Landsmann Alban Stolz auf. Es leidet keinen Zweifel, daß sich Hansjakob, mindestens in seinen Anfängen, stark von diesem übersinnlich-sinnlichen Seelenkündiger hat beeinflussen lassen. Die Zahl derer, die die Stolz'schen Schriften kennen, wird, wenigstens in protestantischen Kreisen, gar so groß nicht sein. Sehr begreiflich! Sie liegen unserer Empfindungsweise doch recht fern. Eben ist man für ausdauerndes Lesen belohnt durch einen köstlichen Fund, und unmittelbar darauf vielleicht wird man erschreckter Zeuge davon, wie sublimster Spiritualismus sich überschlagen kann in körperlichste, grobsinnlichste Auffassungsweise; da wird plötzlich die ahnungsvolle Erklärung des Unfaßbaren durch das Gleichnis über den Haufen geworfen durch eine unglaubliche krasse Körperlichkeit, mit der auf ein Mal dieser tief sinnige Mystiker das Geistigste bekleidet. Solch' zwiespältige Natur ist Hansjakob nicht. Ich glaube es schon, daß sich ihm die Natur und die Geisteswelt nicht in so visionärer Tiefsinnigkeit enthüllt, aber ihm steigt auch das Erhabenste und Heiligste nicht in solche fast erschreckende Nähe herab. Er würde auch nicht der wirklichkeitsfrohe Schilderer von Land und Leuten sein, wenn er die oft grämliche Weltflucht seines Freiburger Lehrers teilte, den er wohl den „heiligmäßen“ Männern bei zählt, welche ihm freilich Bewunderung abnötigen, denen es aber nach zu thun, er selbst sich nicht berufen glaubt.

Wer die Bekenntnisse des Mannes aus seinen Schul- und Universitätsjahren gelesen hat, wird ihn in seiner stolzen und aufrechten Offenheit wie Wahrhaftigkeit lieb gewinnen und nicht wieder los lassen mögen. Wer ihm vollends gefolgt ist in die kranken Tage zu Illenau, der wird den elegischen Grundton in den Äußerungen dieses so aufrechten Mannes tief verstehen, und er wird auch begreifen, daß der meisterhafte Kündiger des Volkslebens, und ist es auch das allemannische, das einer der bevorzugtesten Landschaften der deutschen Erde zum Schauplatz hat, kein ewig heiterer und jovialer Blaudrerer oder Gesellschafter sein kann. Das Volk selbst ist, wie seine tiefsten Weisen verraten, im Grunde schwermütig und ernst.

Man hört so häufig den Mangel an eigenartigen und bedeutenden Männern beklagen; in den hier besprochenen Schriften offenbart sich der eigenartigste und bedeutendste Einer.





Neues von Detlev von Lillencron.

Sine Drehorgel zieht vorüber.

1.
Urmelig Volk wohnt in der schmutzigen Gasse,
Vor allen Thüren stehen streche Weiber,
Geschminkt, entblöht, gemeines Wort im Munde,
Gleichgiltig schreit hindurch der Karrenschieber,
Der seine Waren preist im engen Passe,
Und wüßtes Leben wogt hier jede Stunde,
Ach, aus dem ekeln Schlunde,
Der plötzlich in ein vornehm Viertel mündet,
Wo sehr gewigt der große Kaufherr handelt
Und mancher Gauner wandelt,
Der seinen Reichtum stolz der Welt verkündet,
Aus diesem Schlunde gähnt es so alltäglich
Wie nebenan, wo die Paläste prunken,
Und alles schwer in Äppigkeit versunken.
Dort geht die Sünde nackend, hier verkleidet,
Ihr werdet andern Unterschied nicht finden,
Des Lebens krasse Roheit zu benennen,
Sie war und bleibt, und niemals wird sie schwinden,
Und wenn ihr ängstlich auch die Wege meidet,
Ihr fühlt geheim auf eurer Stirn sie brennen.
Wird Gott die Straßen trennen,
Wenn diese zitternd einst Gericht erwarten,
Gedrängt wie Schafe, die zum Tode lenken?
Erschließt er ohn' Bedenken
Den übertünchten Menschen seinen Garten,
In Abgrundnacht die andern zu verstoßen?
Er wird nicht fragen und nicht erst ergründen,
Mit seiner Liebe sühnt er alle Sünden.

2.

O holde Zeit, du lichter Maianmorgen,
Verstecktes Waldbüchlein der ersten Liebe,
Erinnerung von einem schönern Sterne,
Was drängst du dich in's öde Weltgetriebe,
In diese ewige Schlacht von Qual und Sorgen,
Und leuchtest einmal noch aus fernster Ferne?

O komm', wie gern, wie gerne
 Halt' ich dich fest, und sind es Augenblicke,
 Und ist es nur wie Sonnenblig im Nebel,
 Des Herzens nur ein schneller Kummerhebel,
 Der bald versagt, ich schicke
 Dir dankbar meiner Seele tief Empfinden.
 Und ein unnennbar glückliches Vergessen
 Vertauscht den grauen Tag mir unterdessen.

Die Regimentsmusik spielt zur Parade,
 Andächtig horcht die Stadt ihr auf dem Markte:
 Ich stand, ein Knabe, ihren Klängen lauschend,
 Und wenn sie mich zu hohem Flug erstarke,
 fand ich ein Mädchen dort auf jenem Pfade,
 Mit ihr die ersten Liebesblicke tauschend.
 Und glühend mich berauschend,
 folgt' ich dem Kinde, die kaum fünfzehn Jahre
 Die Kirschenblüte sah am Baume zittern,
 Das Blatt im Herbst verwittern.
 Ich folgte bebend ihrem blonden Haare.
 Und da, wohl kann's ein einsam Erlenbäumchen,
 Das am entlegnen Wege träumt, bekunden,
 hab' ich den ersten Frühlingskuß empfunden.

5.

Im Saale klingt ein fröhlich Gläserklingen.
 Nach langer Felddienstäbung, im Kasino
 Schmeckt uns das Essen und der Nierensteiner.
 Vom Garten schallt ein lustig Concoertino,
 Gelächter schüttert, Wort und Witz schwirren,
 An Gräberkrenze dachte sicher keiner,
 Doch neben mir saß einer,
 Mein Herzensfreund, reich, ein Verzug der Frauen,
 Leichtsinzig, hohen Geistes, ohne Schlacken,
 Mit Kraft in Faust und Nacken,
 Mit sanften Augen, die wie Veilchen schauen,
 Der war heut still . . . Was willst du Grillen fangen,
 Stoß' mit mir an: Gut geht's uns bis zum Sterben!
 Und böse brach sein Rheinweinglas in Scherben.

Es waren manche Jahre hin gegangen,
 Als einst in einer großen Stadt im Süden
 Ich meine Schritte durch die Straßen lenkte.
 Schon wollte mich der lange Weg ermüden
 Durch zu viel Eindruck, den ich dort empfangen,
 Und der, ein Netz, sich auf mein Auge senkte.
 Da, wer, na un, wer schwenkte
 Aus jener Gasse . . . Bin ich sinnestrunken?

Und vor mir stand mein alter Zechgenosse,
 Gezogen aus der Gasse,
 Ganz elend, ganz verkommen, ganz gesunken.
 Und er: Hast du für mich nicht ein paar Lire?
 Ich gab sie schnell. Er eilte gleich von dannen.
 Wie einß und jeh! — und meine Thränen rannen.

4.

Zieh' hin, mein Orgeldreher!
 Kaum hör' ich noch von Weitem deine Klänge,
 Die du mir, Vielverwünschter, eben sandtest,
 Und mich tagabwärts banntest
 In alte, längst vergessne Herzensgänge.
 Nun tauch' ich wieder auf aus dunklem Schachte,
 Denn vor mir steht, er muß sich noch gedulden,
 Herr Nathansohn, der Bräutigam meiner Schulden.



Der Aventurin.

Eine wahre Fabel von Paul Riefensfeld.

(Breslau.)

Der Aventurin, lieber Leser, ist ein Stein, dessen Name nach den Feststellungen der Etymologen mit dem lateinischen Worte *aventura* (Abenteuer) zusammen hängt. Es bedarf nun der Begründung, weshalb der Stein gerade nach diesem Substantiv benannt worden ist. Bei selbst geringem Scharfsinn kann man darauf kommen, daß die Eigenschaften des Aventurins in irgend einem Zusammenhange mit jenem Worte stehen müssen. Und das ist wirklich so; denn er ist ein ganz abenteuerlicher Stein, abenteuerlich, weil er meist an Orten vorkommt, wo man ihn am allerwenigsten vermuten darf. Die Natur hat ihn nämlich an solchen Stellen das Dunkel der Welt erblicken lassen, die seiner ganz unwürdig sind, wie z. B. das Geröll in Flüssen, wo er mitten unter schäßigen Rieselsteinen ein klägliches Dasein fristen muß. Sein Geschick erscheint bei der Betrachtung seiner Eigenschaften noch viel trauriger. Er ist von zahllosen kleinen Rissen durchzogen, wodurch im Innern goldige Punkte erzeugt werden. Wie schade, daß sie sich im Innern befinden, daß sie nicht sofort jedem Auge sichtbar sind! Man muß ihn eben genauer betrachten,

um seine Qualität würdigen zu können; bei einer oberflächlichen Besichtigung werden seine Eigenschaften kaum richtig beurteilt werden. — Außerdem schillert er in drei verschiedenen Farben, und erst eine bestimmte Gestalt, halblinsen- oder ovalförmig, bedingt das rechte Hervortreten seiner Vorzüge. Wahrlich, ein geheimnisvoller, ganz eigenartiger Stein! Der Leser mag nun aus der Lebensbeschreibung eines dieser Aventurine ersehen, daß der Name des Steines auch durch seine Schicksale gerechtfertigt erscheint...

Es war einmal ein Aventurin, der sich recht verlassen vorkam bei den hohlen, stumpfen Kieselsteinen — Karitäten, von denen die Wissenschaft noch nichts weiß —, welche im Gegensatz zu ihm bar jedes inneren Gehaltes waren. Und die waren nun seine Gefährten, seine Angehörigen! Anstatt seine Autorität anzuerkennen, verhöhnten sie ihn noch obendrein. Verfolgte er doch auch seine eigenen Ziele und floh die Gemeinschaft mit ihnen! Und so kam es, daß er von vielen überflügelt wurde in dem Wettbewerb, recht tief in den Schlamm einzudringen. Aber unser Stein wollte doch das genaue Gegenteil; er sehnte sich nach oben, nach dem Lichte, es zog ihn mit unwiderstehlicher Gewalt in das Menschenland, das er nur aus seinen Träumen kannte. Jedoch ganz gleichmäßig — ach, immer so entseßlich symmetrisch, floß der kalte Strom über ihm dahin und hinderte die Sonne, ihre warmen Strahlen in das ewige Dunkel zu senden. Nur zeitweise im Sommer, wenn das Bett des Flusses austrocknete, wurde dem Steine der beseligende Anblick der Sonne vergönnt. Und wunderbar! Jedesmal glitzerte er dann so schön, und die flimmernden Punkte im Innern verbreiteten einen hellen Glanz ringsum. Die Leuchtkraft dieses Glanzes schien aber für das Sehvermögen der übrigen Steine noch nicht stark genug zu sein. Oder verheimlichten sie ihre Wahrnehmung nur aus Angst, „ihr“ Aventurin könnte in gerechtem Stolz sich noch mehr von ihnen entfernen und sie vielleicht ganz verlassen? Diese Furcht war nicht unbegründet, da der Aventurin sich in der That ernstlich damit beschäftigte, an das Ziel seiner Sehnsucht zu gelangen. Die Ufer des Flusses strömten in ihrem bunten Sommerschmuck aber auch einen zu überwältigenden Zauber aus!

Der Sirenenfang der Vögel machte den armen Stein noch ganz verrückt. Allein er mußte sich auf das Schicksal verlassen, das wankelmütige, unzuverlässige Schicksal. Besaß er doch nicht den Mut, seine unglückliche Lage zu verlassen. Er war fest gebannt in all' dem lästigen Schlamm, eng verwachsen mit seiner Umgebung. So nahe ihm sein Paradies war, die Auferstehung dünkte ihm etwas Unmögliches. Und so mußte er denn ausharren in Geduld, bis ihm ein Messias kam, den Weg

zu weisen nach dem Reiche der Himmlischen, nach seinem geliebten Menschenland. — Und er kam.

Eines Tages, als er wieder einmal das Gesicht der Sonne erblicken durfte, gewahrte er am Ufer einen Menschen. Zum ersten Mal einen Menschen! Was empfand der Stein nicht alles bei dem Anblick dieses Wesens, das für ihn den Inbegriff alles Edlen bildete. Und welche Gefühle bemächtigten sich seiner, als der selbe Mann, dem er seine Bewunderung zollte, sich zu ihm hinab bückte und — — ihn mit einem kühnen Griff aus dem Schlamme heraus riß. Schon wollte der Stein in grenzenloser Glückseligkeit seinem Retter für das kostbare Geschenk der Freiheit danken, — da wurde ihm diese endlich erlangte Freiheit sofort wieder entzogen. Denn der Mann aus dem Menschenlande packte seinen Findling in einen Kasten und begab sich nach seiner Wohnung, wohin wir ihm folgen wollen.

Der Stein wurde dort aus seinem Versteck hervor geholt und hatte Zeit, sich die neue Umgebung genau zu betrachten. Wie ganz anders sah sie in Wirklichkeit aus als in seinen einfältigen Vorstellungen! Statt des hellen Sonnenscheins, der ja das Hervortreten seiner inneren Eigenschaften bedingte, die düstere Obe einer kleinen Dachlammer. Statt eines „Menschen“, wie er ihn in seinen Träumen mit unaussprechlichem Glück erfüllte, erblickte er ein Geschöpf, das sich von den Steinen da unten im Schlamme gar wenig unterschied. Was für ein Kloß war das, was für ein roher Kentaur! Sein Aussehen wich aber insofern von der gewöhnlichen Gestalt der Kentauren ab, als an Stelle des Menschenschädels ein Schafskopf sich auf dem Rumpfe erhob — wiederum eine Rarität, deren Existenz der Wissenschaft noch unbekannt ist. In der Nähe dieses Wesens wurde dem Aventurin recht unheimlich zu Mute. Es nahm aber auch wirklich ganz geheimnisvolle Dinge mit ihm vor. Der Mensch steckte ihn unter ein großes Glas, das er vor ein Auge hielt, und murmelte dazu die Zauberworte: „Gruppe Quarze SiO_2 , $46\frac{2}{3}\%$ Silizium und $53\frac{1}{3}\%$ Sauerstoff, kristallisiert im hexagonalen Systeme, das oft die Form von sechsseitigen regelmäßigen Säulen zeigt, deren Grundflächen von sechsseitigen Pyramiden abgeschlossen werden.“ — Eine nette Sorte von Messias, dies! So etwas mußte der arme Aventurin über sich ergehen lassen! Ein Grauen erfaßte ihn, denn er ahnte, in wessen Hände er geraten war. Er wußte jetzt, daß sein Besitzer ein Liebhaber von jenen vermaledeiten Dingen war, die sein ganzes Jugendglück untergruben — den Steinen. Er sah auch voraus, daß er wiederum würde mit diesem Pack zusammen leben müssen. Seine Befürchtung bestätigte sich leider. In einer Ecke des Zimmers gewahrte er einen geöffneten Kasten, in dem zahlreiche, ganz gleichmäßige

Abteilungen sichtbar waren. Fast in jeder von ihnen befand sich ein Stein, und alle diese Steine waren ganz verschieden von einander. Sie hatten verschiedene Farbe und verschiedenen Wert.

Doch das war kein Hinderungsgrund dafür, daß sie hier alle beisammen lagen — in ganz gleich großen Feldern. Aber die waren ja doch viel zu klein für unseren Aventurin. Wo hatte er denn in einem solchen Felde Platz! Nun — was auf natürlichem Wege nicht erreicht werden kann, wird eben mit Gewalt durchgesetzt. Statt den Raum des Feldes zu vergrößern, hackte der rohe Mensch ein Stück von dem Aventurin los, damit er hinein paßte. Wo durfte sich denn auch nur eine Ecke aus dem eng begrenzten Raum hervor wagen! Aber trotz der Verstümmelung blieben dem unglücklichen Steine seine goldenen Punkte erhalten, blieb sein Inneres unverfehrt; denn dies war ja für Wesen von der Art jenes Steinmarders unsichtbar. Nur Menschen konnten es wahr nehmen, die das Wort „Individualismus“ richtig verstanden haben. Hier jedoch herrschte das gerade Gegenteil von diesem Begriffe. Wenn einer für den ihm angewiesenen Platz nicht paßte, wurde in der oben angeführten Art verfahren, statt daß vielmehr die Lebensbedingungen ihm angepaßt wurden. Alles hatte unter dem Zwange der Verhältnisse zu leiden, und aus lauter Konvention wagte sich keiner aus seinem Kasten hervor. Wahrlich, der „Kastengeist“! Der machte sich selbstverständlich auch überall recht nachteilig bemerkbar. Der „schwarze“ Rauchtobas ist ergrimmt darüber, lauter „naakte“ Steine erblicken zu müssen, der „blaue“ Saphir unglücklich, daß er neben dem „roten“ Böbel, den Rubinen, seinen Platz hat. Die wiederum ärgern sich, daß auch noch äußerlich Unterschiede zwischen den einzelnen Steinen bestehen, und ich für meinen Teil protestiere gar nicht dagegen, das Äußere der „Blauen“ und „Schwarzen“ (und wenn es die „Roten“ nicht schon wären, auch der „Roten“) recht kräftig rot zu färden — wie das gemacht wird, das erfährt der verheiratete Leser von seinen schulpflichtigen Kindern, — dann wäre doch wenigstens auch äußerlich gekennzeichnet, daß sie alle einander gleich wert — oder gleich unwert — sind. Anders der Aventurin. Er stand hoch über dem Kastengeiste der anderen, besaß er doch auch nicht bloß eine, sondern mehrere Farben — und dazu goldene Punkte im Innern. Ja, diese goldenen Punkte! Schon oft hatte er sich gewünscht, sie nicht zu besitzen, dann wäre er ja ein glücklicher Stein wie die andern gewesen. Nun hatte sie ihm aber die Natur verliehen, darum wollte und mußte er anders sein als die übrigen. Dieser natürlichen Nothwendigkeit wurde hier geradezu Hohn gesprochen, und deshalb fühlte er sich genau so unglücklich wie in seiner früheren Umgebung. Ja,

aber warum machte er sich nicht lieber auf und davon? Hö, leicht gesagt! Wohin sollte er gehen, und konnte er es überhaupt? — Warum hatte er denn nicht den Schlamm des Flusses aus freien Stücken verlassen? Seine Unselbständigkeit fesselte ihn eben stets an die Verhältnisse, in denen er sich befand. Das wußte er selber auch ganz gut, und er jammerte zum „Stein-Erbarmen“. Ob es seine Mitsteine erbarmte, weiß ich nicht. Jedenfalls hatte der himmlische Vater mit seiner unglücklichen Kreatur aufrichtiges Mitleid und erhörte das Flehen des Vielgeprüften.

Einmal, als der Aventurin sich besonders vereinsamt fühlte, trotz seiner zahlreichen Gefährten (oder vielleicht gerade deswegen), wurde der verhaßte Kasten geöffnet, und zwei forschende Augen richteten sich hinein. Was das für warme, durch bringende, helle Blicke waren! Die harte Steinkruste schmolz vor ihnen und gab willig den Eintritt in das zerrissene goldige Innere frei. Ja, das waren die rechten, und das war auch der rechte Besizer: nicht „der“ Mensch, die Fabrikware der Natur, nein — etwas viel Unbestimmteres, Selteneres — — „ein Mensch“. Das göttliche Fabelwesen hob alle die Steine aus dem Kasten heraus, um einen davon an sich zu nehmen. Aber keiner schien ihm zu behagen, selbst der Brillant nicht; dessen stechender Glanz sagte ihm nicht zu. Der herrliche Mensch suchte einen, der durch ihn erst gefördert werden sollte. Da mußte unser Stein ganz nach seinem Sinne sein — und er war es auch. Kurz und gut: der Aventurin nahm von seiner Umgebung einen recht fröhlichen Abschied und ließ sich, selbstverständlich ohne Sträuben, in das Haus seines Retters bringen. Und was geschah hier? Denkt euch, er erlitt abermals eine Verstümmelung, aber nur eine scheinbare. Sie war im Grunde nichts weiter als eine richtige Formung des Steines, wie sie die Natur vorschrieb. Er wurde in die ersehnte ovalförmige Gestalt gebracht, fein säuberlich geschliffen, und dann — — dann wurde er in Gold gefaßt. Ja, in gediegenes Gold! Heil! wie er da glänzte und glitzerte, wie hell, wie innig er zu seinem Erlöser empor blickte, der ihn beständig an seinem Finger trug.

Damit ist eigentlich die Geschichte des Aventurins zu Ende, aber noch darf ich nicht schließen; denn ich habe mir das Abenteuerlichste an diesem so abenteuerlichen Steine bis zuletzt aufgespart: Der Aventurin ist gar kein Stein, sondern — ein Mensch. Ja wirklich, ein Mensch; doch wer es ist, kann ich unmöglich sagen. Und jener edle Retter, jener wahre „Mensch“?? — Auch der ist ein ganz abenteuerliches Wesen. Er hat nämlich die kuriose Gestalt eines mächtigen Fragezeichens.





Gustave Courbet.

Ein Steckbrief.

Von Adolf Bayersdorfer.*)

Den harmlosen Wienern steht ein unheimlicher Besuch bevor. Der blutige Kommunisten-Chef Gustave Courbet — vor den Tagen der Kommune längst bekannt als das Oberhaupt der naturalistischen Richtung in der französischen Malerschule — hat sich entschlossen, das entartete Paris, diese unverbesserliche Unterthanenstadt, zu verlassen und nach Wien, dem hoffnungsvollen neuen Babel, überzusiedeln. Als internationaler Komet wird er aufgehen über dem leichtfertigen Sündennest an der Donau zum Schrecken aller Ringstraßenbewohner, aller Ritter und Barone, und wird den Reichsratspalast vor dem Schottenthore, dieses unsterbliche Denkmal der Baukunst, samt seinem unschätzbaren Archiv, und die wunderthätige Kirche in der Strauchgasse samt ihrem duftenden Inhalte mit seiner flammenden Rute in Brand und alle gährenden Elemente des Sozialismus in verderbliche Bewegung setzen. Der erste Besuch dieses Schreckensmannes, der nichts lieber riecht, als in ihren eigenen Häusern geröstete Millionäre, wird dem Graben gelten, um — man denke nichts Arges — zu konstatieren, ob sich der dortige Popsbrunnen, diese Schandsäule aus den Zeiten jesuitischer Volkerverdummerei, am bequemsten nach dem Kohl-

*) Wir verdanken diesen Kussak der Güte der Herausgeber des Bayersdorfer'schen Nachlasses, der soeben unter dem Titel „Adolph Bayersdorfer's Leben und Schriften“ im Verlage der Fr. Bruckmann'schen Verlagsanstalt in München erscheint. Der Artikel, der einige Seiten des Bayersdorfer'schen Geistes in bedeutsamer Weise zeigt, ist zuerst zu Beginn der siebziger Jahre in der „Neuen Freien Presse“ erschienen. Der Einfluß Courbets auf die jungen Münchener Künstler, die damals das werdende vertraten und in Bayersdorfer ihren kritischen Beirat besaßen, harret noch seiner Würdigung. Wir werden auf die gesammelten Schriften des großen Kenners, die auch seine Humoresken und eine Auswahl seiner Briefe enthalten, wohl noch ausführlicher zu sprechen kommen. D. Schr.

markt oder nach dem Stefansplatze zu vendomisieren lasse. — wobei „ein besonderes Kunstwerk nicht zerstört wird“. Einen Techniker im Petroleumfache bringt er mit, was für allensalfige Supplikanten auf diesen Posten gesagt sein soll.

Doch, enden wir mit den Prophezeiungen im Stile des alten Schäfers Thomas, vor denen man sich bekanntlich nicht zu fürchten braucht, und sprechen wir im Ernste: Der Maler Courbet, weiland regierendes Mitglied der Kommune, hat schon während seiner Gefangenschaft und neuerdings wiederholt die Absicht ausgesprochen, seinen ständigen Wohnsitz in Wien aufzuschlagen. Er ist des Pariser Philistertums überdrüssig geworden, erstens als imaginierter Demokrat, zweitens weil er sich jetzt nach erstandener Strafe vor den Insulten der beherzten Pariser Boutiquiers, deren Feigheit und Charakterlosigkeit vordem die Entstehung der Kommune mit verschuldete, sowie vor anderen Elementen des süßen Pöbels nicht sicher fühlt. Wissen wir doch aus den Kriegsgerichtsverhandlungen in Versailles, daß Courbet lieber ein lebendiger Maler als ein toter Held ist. Wer den stillen kontemplativen Mann näher kennt, kann überhaupt nicht begreifen, wie dieser unschuldige Pontius in's Credo der Internationalen gekommen ist. Wahrscheinlich hat ihn die ostensible Art, womit er wenige Monate vor dem Kriege dem Kaiser Napoleon den Ehrenlegions-Orden zurück schickte, so in Gunst bei den Straßenmännern gesetzt; jedenfalls nicht seine Bilder, aus welchen übrigens ganz scharfe Kenner seit jener Zeit eine Verherrlichung des Arbeiterstandes heraus gelesen haben.

Noch vor der Belagerung von Paris hatte die Septemberregierung an Courbet die Frage gestellt, ob mit der Vendömesäule im Falle ihrer Einschmelzung ein „besonderes Kunstwerk zerstört würde“. Er hat mit einem unbestritten gebliebenen „Nein“ geantwortet, welchem er auch ein halbes Jahr später als Kommunist durch seine erfolgreiche Votierung für Niederlegung der Säule eine praktische Bedeutung gegeben hat.

Für diesen Vandalismus hat ihn, der unter der rasenden Kommune der Schutzensel für zahllose wirkliche Kunstwerke gewesen war, ganz die selbe Regierung nachträglich als Städteverwüster hochnotpeinlich angeklagt, zu halbjährigem Gefängnis verurteilt und mit vierzehn bettelarmen Kommunards, über die im selben Prozesse verhandelt wurde, solidarisch für die horrenden Kosten haftbar gemacht. Die Schrecken des Krieges und der Kommune hatten den im kräftigen Mannesalter stehenden Künstler plötzlich gealtert. Krank und gebrochen kam er nach St. Pélagie.

Trotzdem gieng er im Gefängnisse daran, mit Hilfe seiner Kunst sich aus dem trostlosen Sumpfe der Prozeßkosten empor zu arbeiten. Da sein

unbegrenzter Respekt vor aller Natur ihm nur das zu malen erlaubt, was er sieht, da er nur das ihm vor Augen stehende natürliche Bild mit der möglichst geringen Verrückung des Gegenständlichen künstlerisch gestalten und dessen geistigen Kern figleren kann und will, so malte er, da er im Gefängnisse kein lebendes Modell stellen durfte, Stillebenbilder, Blumen und Früchte; leeres und gefülltes Eßgeschirr, ausgetrunkene Flaschen, Gläser zc. malte er, wie er sie auf dem mit der weißen Serviette bedeckten Tische natürlich gruppiert fand, in fortgesetzten Variationen ab. In den dunklen Grund schrieb er mit Märtyrer-Rot: Gustave Courbet, St. Pélagie 1871. Natürlich muß jeder halbwegs kunstsinige Patriot und jeder halbwegs irrsinnige Engländer ein solches Andenken an die Kommune haben, wozu zwar jedes Stück 5000 Franks kostet, das aber auch Courbets ganze Meisterschaft repräsentiert. So kam es denn, daß er schon am Ende seiner Gefangenschaft, die er schließlich in der Santé aus Furcht vor der Freundlichkeit der Pariser freiwillig verlängerte, schon 100 000 Franks Proseßkosten abgetragen hatte. Und seitdem hat er unermüßlich gearbeitet. Den Rest seiner Schuld zahlt er vielleicht in österrreichischem Papier zur Mehrung des französischen Nationalwohlstandes, wenn er in Wien ansässig geworden ist. Der Tod und die Flucht vieler seiner Freunde, die ärgerlichen Kriegsgerichts-Verhandlungen in Versailles, der Verlust seiner älteren, in einem überschwemmten Keller verunglückten, zuvor schon von der Regierung mit Beschlagnahme belegten Bilder, die brutale Zurückweisung seiner neuesten Werke aus dem Salon und, wie gesagt, die Furcht vor der Roheit des wackeren Pöbels machen ihm Paris zu einem Aufenthalte voll unangenehmer Erinnerungen und Befürchtungen, den er jetzt lieber mit einem anderen vertauscht.

Was Paris für den europäischen Verkehr hauptsächlich in Kunst-
dingen verlor, hat bekanntlich Wien und nicht Berlin gewonnen und die
Acquisition eines eigenartigen und selten produktiven Künstlers kann den
Kunstbestrebungen der Kaiserstadt, deren epidemische Gemälde-Liebhabe-
rei sich zumeist durch den Import aus München und Paris befriedigen muß,
nur nützen. Freilich ist zu befürchten, daß Courbet auf seiner Hülfe nach
Wien Station macht und in München, wo man sich bequemer als in jeder
anderen Stadt der Welt den Tag über die für die Nachtruhe nötige Bett-
schwere antrinken kann, hängen bleibt, zumal wenn er bemerkt, daß der
Samen, den er mit seinen Bildern im Ausstellungsjahre 1869 gesät,
gerade unter den begabtesten der jüngeren Künstler herrlich aufgegangen
ist. Er hat vor einiger Zeit selbst geäußert, daß er lieber nach dem kunst-
erfüllten München, von wo er vordem mit einem weislich nicht zurück

geschickten Orden nach Hause kehrte, als nach Wien ziehen möchte. Allein der Umstand, daß man heute noch in Frankreich die „glorreichen Fußspuren“ sieht, wo die bayerische Nation geschuhplattelt hat, zwingt ihn, über die weiß-blauen Grenzen hinaus nach dem Eldorado an der Donau seinen Schritt zu lenken.

Courbet, der, lange verlacht, durch seine eiserne Konsequenz in zwanzigjährigem Schaffen ohne Anerkennung und Verdienst sich endlich Aufmerksamkeit, Verständnis und Beifall für seine Werke erzwang, hat eine ziemlich unbewegliche und nicht sehr wählerische Phantasie, dagegen ein unbestechliches Auge und ein künstlerisches Empfinden für jedes Objekt, das ihm unter die Sinne tritt. Hiermit verbindet er einen großen Formen- und Farbensinn von statuarischer Gelassenheit, der ihn die Dinge bedeutungsvoll sehen läßt. Er ist den Stoffen seiner Kunst gegenüber von teilnahmsloser Kälte, aber unerbittlichem Scharfblicke. Die Kunst der Darstellung absorbiert sein ganzes Denken und Fühlen: das Objekt läßt ihn gleichgiltig, und es fällt ihm über der frappanten Einfachheit und Natürlichkeit der Auffassung, wie sie sich ihm unbewußt giebt, nicht ein, das Publikum mit seinen Empfindungen traktieren zu wollen. Einer ihrer bekanntesten Mitarbeiter hat vor einigen Jahren in einem deutschen Blatte zu Courbets Bildern die treffende Bemerkung gemacht, die in ihnen versinnlichte Natur sehe so aus, wie sie sich etwa willenlos auf dem Auge eines vorüber fliegenden Vogels momentan abspiegelt. Seine Malerei (quoad Technik) als Ausdrucksmittel seines künstlerischen Erkennens ist es demnach, was ihn so berühmt gemacht hat, ein Wunder an Freiheit und elementarer Kraft. Hier ist er geistvoll ohne Künstelei, überlegt ohne Pedanterie, ursprünglich ohne Schwächen — kurzum ein ganzer Mann, dem es gegenwärtig niemand unter den Künstlern gleich thut. Für jedes technische Problem findet seine natürliche Begabung eine überraschend simple, naive und unwiderlegliche Lösung. Seine Werke, deren viele bei Erreichung der höchsten Illusion ohne jegliche Lasur gemalt sind, sind die hohe Schule für die moderne Malerei.

Es fehlt ihm nur eines zu einem großen und die Geister beherrschenden Künstler, der die Ideen lenkt und die Jahrhunderte überdauert, und das ist die allgemeine Bildung. Er ist von Haus aus Bauerssohn, dem die Kunst, die hohe, den Pinsel in die Hand zwang. Er kann nicht nur, er muß malen. So ist er, seine Bildung anlangend, ein Autodidakt, ohne bei sich viel gelernt zu haben, ja er ist sogar in seiner Kunst Autodidakt und weiß nicht einmal, was man auf den Akademien nach dem Schulbuche lernt. Er kann nicht nach dem Rechenbuche rechnen, wie Vetter

Tyballt. Über deskriptive Zeichnung und Linear-Perspektive, über Anatomie und Muskelbewegung, über Komplementärfarben und Generaltöne weiß er nicht zu sprechen; aber in der Praxis möchte er den gelehrtesten Professor hinter sich lassen. Sein geringer Bildungshorizont und seine kontemplative Natur haben zur Folge, daß er kein Bildner ist, der in seiner Kunst das menschliche Dasein dramatisch beherrscht und in eigenen Gestaltungen umbildend schafft. Er sieht die Welt, wie sie je ein großer Künstler gesehen hat; aber er kann sie nicht modeln, ihre Elemente nicht nach eigenen großen Ideen zusammen fügen. Sein Geschmack ist bekanntlich derart salonunfähig, daß die deutschen Gelehrten fast nur seinetwegen die Aesthetik des Häßlichen erfinden mußten, deren traurige Notwendigkeit nach der Meinung Anderer eben das Häßliche an der Aesthetik ist. Hiermit ist wenigstens der Weg zur Aesthetik des Ekelhaften und die Aufnahme Makarts und Offenbachs in die aesthetischen Handbücher angebahnt.

Courbet ist immer gesund, obgleich er niederes, oft ausgewählt häßliches Volk darstellt. Er malt alles, was er sieht: Mensch, Tier und tote Natur. Von seinen oft staffagelosen Landschaften aber, den erfreulichsten Werken seiner Kunst, weht dem Beschauer der belebende Hauch einer großen Naturbetrachtung und einer imponierenden Freiheit des Vortrags entgegen und trägt ihm die Überzeugung von dem seltenen Verufe dieses Mannes in's erfrischte Gemüt.

Courbet ist ein ziemlich korpulenter Mann mit vollem Haupt- und Barthaar, das, früher schwarz, nun seit der Kommune grau geworden ist; seine dunklen, leuchtenden, kräftig, aber nicht unruhig blickenden Augen, die er gern lange auf einem Punkte ruhen läßt, sind wie zwei Spiegel, durch die er die Welt einsaugt, und lassen in ihrem Träger den ungewöhnlichen Menschen ahnen. Er führt ein Junggesellenleben ohne Bedanterie, ohne besondere Ordnung und Sauberkeit. Betritt er ein Atelier, so hat er schon in einigen Stunden eine musterhafte Unordnung ganz ungezwungen zu Wege gebracht, ohne es eigentlich selbst gewollt zu haben, und in wenigen Tagen weiß er mit Hilfe seiner kleinen Holzpeife, die ihn nie verläßt, eine Art von Augiasstall mit scheinbar dreißigjährigem Schmutz herzustellen. Sein Äußeres scheint ihn wenig zu kümmern. So oft man ihn in seinem braunen Sammtanzuge, seiner Lieblingskleidung, der er immer schon in den Frühlingstagen ihres Daseins ein herbiliches Ansehen zu geben weiß, auf der Straße mit vorgeworfenen Schritten einher marschieren sieht, hat er ungleich lange Hosenbeine. Er ist ein großes Kneipgenie und erwartet fast jede Nacht hinter der Flasche die Zeit, da sich beim gewöhnlichen Menschen der zweite Durst einstellt. Er ist und

pokuliert sehr langsam und sehr lang, ebenso gemächlich, wie er malt. Er weiß in Gesellschaft sehr vernünftig über Kunst zu sprechen, jedoch nicht ohne hie und da ein Paradoxon vor zu bringen. Sein Urteil, scharf und instinktiv richtig, lehnt alles ab, was nicht einen wirklich künstlerischen Kern als Hauptzweck aufweisen kann.

Er hat sich öfters in Deutschland, einmal sogar ein ganzes Jahr in Frankfurt aufgehalten, ohne je eine Silbe deutsch zu lernen. Das hindert aber nicht, daß er sich mit Leuten, die kein Wort französisch verstehen, sehr gut unterhält, voraus gesetzt daß er bei der Weinflasche sitzt. Er läßt den Deutschen reden und hört ihm aufmerksam zu; dann spricht er wieder, und der Deutsche lauscht im Schweiß seines Angefichtes seinen Worten. Der Eine spricht vielleicht von Kamtschatka, der Andere von Brasilien. Courbet sieht dabei ernst und nachdenklich aus, wie ein Indianer bei der Friedensspeiße, und ist offenbar ganz bei der Sache.

Seine Hauptpassion im deutschen Wirtshause sind aber die so genannten bayerischen oder Tiroler Sänger. Je primitiver ihre Kunst, die bekanntlich nach vox-Dicens darin besteht, daß immer je einer grunzt, während je zwei heulen, desto erwünschter ist sie ihm. Ländler und Schnaberhüpfeln kann er in infinitum anhören. Wenn die Sänger sich lahm gesungen haben, bezahlt er sie noch zu einer neuen Anstrengung, und wenn dann die Gesellschaft spät in der Nacht oder am frühen Morgen auseinander geht, so läßt er sich noch aufschreiben, wo sich die Herren Künstler am nächsten Abend produzieren werden. Man wird also mit Beobauern sehen, daß Courbet keines von jenen vorgeschrittenen Exemplaren der Spezies homo sapiens Linnaeus ist, welche es durch Darwins geschlechtliche Zuchtwahl als die Pioniere der Schöpfung so weit gebracht haben, daß sie bereits die Zukunftsmusik verstehen. Aber trotz dieses bedauerlichen Mangels, der ihn in der menschlichen Entwicklungsskala weiter zurück rückt gegen unseren geschätzten Ahn, den „geschwänzten Vierfüßler, der in Afrika auf Bäumen lebte“, bleibt er ein interessanter und in seiner Kunst vielleicht einzig bedeutender Mann.





Klavierlehrers Erdenwallen.

Von Dr. Hans Schmidkunz.

(Berlin-Halenstr.)

Sind Sie musikalisch?"

„Nein — das heißt, nicht eigentlich; ich höre Musik ungemein gern, aber selbst spiele ich nicht: mir hat der Klavierunterricht, den ich in meiner Jugend eine Zeit lang genossen, die Sache gründlich verleidet.“

Derartige Antworten sind so häufig zu hören, daß man vom landläufigen Unterricht auf dem Klavier, oder vielleicht auch auf anderen Instrumenten, noch schlimmer denken möchte, als unwillige Gymnasiasten und unzufriedene Schulreformer von der „Griechisch-Stunde“ denken.

War nicht selten aber wird jene Frage mit einem mehr oder weniger schlichten „Ja!“ beantwortet, und daran schließt sich etwa die Mitteilung des Befragten, daß er Klavier, Geige oder sonst ein Instrument spielt, oder daß er singt. Allerdings müßte man hinwider Angesichts einer großen Zahl von solchen bejahenden Antworten die Frage „Sind Sie musikalisch?“ wiederholen, nur eben in einem schärferen Sinn: in dem Sinne nämlich, in welchem sie einst Richard Wagner an eine beliebte Primadonna richtete, die als Elsa in „Lohengrin“ vor ihm Probe gesungen hatte. Eine solche Frage von uns würde wohl in dem Maß, als sie verstanden wird, als Beleidigung aufgefaßt werden. Kommt es nicht dazu, so mag die Antwort etwa lauten: „Ich bin allerdings nicht sehr musikalisch; ich spiele nicht gut; ich bin darin eben nicht weit genug gekommen.“

Nein, verehrter Herr oder verehrte Dame: danach ist nicht eigentlich gefragt, ob Sie bis zu einer höheren Stufe gekommen sind, sondern vielmehr danach, ob Sie auf irgend einer erreichten Stufe den Anforderungen der Frau Musika so entsprechen, daß man's eben mit dem Worte „musikalisch“ bezeichnen darf! — Und der Umstand allein, daß unsere Frage so mißverstanden werden kann, vermöchte uns über das landläufige Musikstudium und Musiktreiben stußig zu machen, hätte uns nicht schon jene erste Antwort, die vom Verleiden sprach, gleichsam in einen pädagogischen Abgrund blicken lassen.

„Aber Sie verwechseln, gestrenger Herr Kritikus, das, was Sie mit Recht von Künstlern zu fordern scheinen, mit dem, womit sich unsereiner begnügt. Uns ist es nicht um Ausbildung zum Fachmusiker, sondern lediglich um Liebhaberei, um Dilettantismus zu thun; und von Dilettanten dürfen Sie doch nicht das verlangen, was Künstler leisten sollen!“ —

Dilettantismus! Unsere Zeit hat so zu sagen eine Renaissance des Dilettantismus erlebt, namentlich auf dem Gebiete des Kunstgewerbes im weitesten Sinn, einschließlich der Amateurrhographie; und gerade auf diesem Feld ist bereits eine Höhe der Leistungen erzielt worden, die nach gewissen Seiten sogar über das Schaffen der Berufsphotographen hinaus reicht.

Diese ganze Bewegung des Dilettantismus in bildenden Künsten, hauptsächlich von Hamburg aus und vornehmlich durch A. Lichtwart gefördert, hat uns nicht nur sachlich etwas Neues gebracht, sondern auch methodisch, insofern sie dem Berufskünstler einen Liebhaber entgegen setzte, auf den der frühere, ungünstigere Sinn des Wortes „Dilettant“ nicht mehr paßt. Und sie hat zu ihrer Rechtfertigung auch auf einen viel älteren, zum Teil achtungswerten Dilettantismus in der Musik hin gewiesen, der das Publikum gegenüber der Tonkunst mit einer Aufnahme- und Urteilsfähigkeit ausgestattet habe, wie sie gegenüber den bildenden Künsten noch lang nicht bestehe. Diese Konkurrenz aber, die dem allgemeinen Musikinteresse durch das empor wachsende Interesse an bildenden Künsten entsteht, nötigt die musikalischen Kreise, sich selber zu fragen, ob denn das angerufene Vorbild wirklich so viel Achtung verdient, und ob nicht erst recht vieles zu thun übrig bleibt, um diese Konkurrenz ehrenvoll auszuhalten. Und dazu, daß innerhalb der modernen Entwicklung eines wertvollen Dilettantismus die richtige Beteiligung auf musikalischer Seite nicht veräußt werde, kann es wohl beitragen, wenn wir unseren typischen Musikunterricht, zumal auf dem Klavier als dem vorherrschenden Instrumente, nach seiner Vernünftigkeit fragen.

Der Dilettant, in jenem günstigen Sinn des Wortes, unterscheidet sich von dem berufsmäßigen Vertreter einer Kunst zunächst hauptsächlich durch die soziale Seite seines Verhältnisses zu ihr. Der Berufskünstler widmet der Kunst sein Leben, d. h. er betreibt sie in erster Linie, mit allen Verpflichtungen gegen sie und gegen Berufsgenossen, sowie mit allen Ansprüchen auf ein Äquivalent für seine Leistungen, das ihm seine Existenz und dadurch erst wieder weitere Leistungen ermöglichen soll. Der Dilettant betreibt die Kunst erst in zweiter Linie, neben oder nach einer eigentlichen Berufsstellung — sei diese selbst die eines „unabhängigen Privatmannes“; er fühlt keine Verpflichtungen gegen sie und gegen Genossen und beansprucht kein Äquivalent jener Art. Dieser soziale Unterschied kann auch und wird wohl in den meisten Fällen überdies

einen sachlichen Unterschied zur Folge haben: der Berufskünstler leistet dann mehr als der Dilettant — mehr sowohl der Qualität und Intensität wie auch der Quantität nach. Das Wenigere aber, das hier der Dilettant leistet, muß deshalb noch keineswegs etwas Unkünstlerisches an sich haben.

Anderß der Dilettant im schlimmen Sinne des Wortes. Wie man dort Liebhaber und Berufskünstler unterscheiden kann, so hier Dilettant und Meister. Von diesem, dem Meister, unterscheidet sich der Dilettant, den wir jetzt meinen, nicht so sehr durch den Verzicht auf Berufsthätigkeit (der manchmal gar nicht gemacht wird) und auch nicht eigentlich durch eine geringere Intensität und Quantität. Er bewegt sich sogar mit Vorliebe auf recht hohem Niveau, wählt schwere Aufgaben, strebt über das Technische hinaus nach besonderem Ausdruck u. Allein alles, was er leistet, steht hinter allem, was der „Meister“ leistet, durch eine charakteristische Eigentümlichkeit zurück: durch die Beschäftigung mit diesen oder jenen künstlerischen Dingen ohne die für sie unbedingt erforderliche Grundlage. Dem fertigen Meister und auch dem erst werdenden Meister kann es geschehen, daß er mit manchen dem Dilettanten vertrauteren Gebieten weniger vertraut ist; allein er beherrscht dafür im Maße seiner Reife die Grundlagen und übertrifft dadurch den Dilettanten im Ganzen um so mehr, je mehr dieser manchmal in Einzelheiten zu übertreffen scheint.

Auf den im Bisherigen geschilderten Verhältnissen baut sich die Existenz und Wirksamkeit einer Menschenklasse auf, die zu den kümmerlichsten und kummervollsten von allen gehört, und die man zum Teil gar nicht als einen eigenen „Stand“ betrachten kann: die der Musiklehrer und der Musiklehrerinnen, zumal derer, die am Klavier arbeiten. Nur wenige gelangen dazu, angehende Berufsmusiker aus zu bilden, was nicht nur den Vorteil einer sachlich höheren und würdigeren Leistung darbietet, sondern auch den, daß hier kaum jemals von Außenstehenden Vorschriften und Wünsche über das Vorgehen des Lehrers aufgedrängt werden. In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle hat der Klavierlehrer mit Dilettanten zu thun und da wieder zu allermeist mit solchen im ungünstigen Sinne des Wortes. Umgekehrt aber haben auch die Schüler und die, welche hinter ihnen stehen, in gar vielen Fällen mit Lehrern zu thun, die — selber Dilettanten und dies noch dazu oft in recht ungünstigem Sinne sind.

Wie immer es nun damit stehen mag: nur wenige Beglückte unter den Klavierlehrern erreichen eine Stellung, von der aus sie dem Publikum gegenüber so gefestigt da stehen, daß sie es an Ehren und irdischen Gütern wie Kräfteschonung mit anderen sozial bevorzugten Ständen aufnehmen können. Die allermeisten wallen ihre Erdentage dahin in Verhältnissen, von denen man sich außerhalb dieser Kreise schwerlich ein rechtes Bild macht. Haben kostspielige Anzeigen oder Empfehlungen wohlwollender Personen von Einfluß es erreicht,

daß der Herr Klavierlehrer oder das Fräulein Klavierlehrerin eine „Stunde“ gefunden hat, und sieht nun das Lehrerherz mit bang freudigem Klopfen der Gelegenheit entgegen, die lang und mühselig errungene Kunst und „Methode“ zur Geltung zu bringen, so ist rasch auch die erste Enttäuschung da: „unser Klavierlehrer“ oder „unsere Klavierlehrerin“ wird nicht gesellschaftlich gleichwertig, sondern von oben herab behandelt und wird mit dem niederdrückenden berühmten Wort empfangen: „Wir wollen unser Kind nicht zum Musiker ausbilden, sondern nur so ein wenig spielen lassen zum Vergnügen und zum Verständnis, und damit es in Gesellschaft etwas vortragen kann.“

Der Lehrer, der so empfangen wird, hütet sich wohl, den Eltern oder ihren Vertretern einen Standpunkt begrifflich zu machen, der sich für jeden Künstler und Kunstlehrer von selber ergeben muß, im theoretischen Bewußtsein der Berufenen heute immer deutlicher erfaßt wird und doch weit und breit unbekannt bleibt: daß nämlich die Grundlagen des Spielens zum Vergnügen keine anderen sein können als die des ernsthaft betriebenen kunstmäßigen Spieles. Wir könnten darüber noch gar viel sagen, wollen aber lieber das unglückliche Lehrerwesen auf seinem weiteren Lebensgange begleiten. Sind die ersten Lektionen und Demütigungen überwunden, Herz und Aufmerksamkeit des Kindes durch erzieherische und unterrichtliche Kunst gewonnen und der unentbehrliche Zug des Stetigen in der gemeinsamen Arbeit des Lehrers und des Schülers erreicht, so beginnen die Störungen und neuen Demütigungen. Die Mama hat, unterstützt durch eine Tante, deren Kind bei einem anderen Lehrer weit „Unterhaltlicheres“ spielt, schon ein paar Mal Seitenbemerkungen gemacht. Der Lehrer ist rücksichtsvoll und fügt nun auch eine Opernmelodie in die Übungen ein. Die Melodie lockt den Herrn Papa, der sich bisher niemals hat blicken lassen, oder einen älteren Bruder herbei; die Hände in den Hosentaschen pfeift der neue Gast die Melodie mit oder tritt zum Beweise seines musikalischen Verständnisses den Takt dazu. Ein ander Mal wird dem Lehrer an der Thüre vom Dienstmädchen der Bescheid: diesmal könne keine Lektion stattfinden, da die Herrschaft einen Ausflug mache. Wieder ein ander Mal muß die Stunde sofort abgebrochen werden, weil sich in der Familie eine Unpäßlichkeit oder ein Besuch einstellt. Am sehnlichst erwarteten „Besten“ oder „Ersten“ des Monats wird nun abgerechnet — oder auch nicht abgerechnet; wenn, so stellt sich heraus, daß das Honorar nicht bloß für die etwa vom Lehrer abgesetzten Stunden, sondern auch für die von der anderen Seite abgesetzten Stunden gestrichen wird. Einige Zeit lang schleppt sich das ganze Verhältnis so zwischen Leben und Sterben weiter; endlich erhält der Lehrer an der Thür oder vielleicht doch brieflich die kurze Mitteilung, daß seine Dienste nicht mehr benötigt werden.

Die Beispiele, die wir hier gebracht haben, möge nur ja niemand für vereinzelte Zufälligkeiten halten, für Vappalien, mit denen man das Lesepublikum lieber nicht belästigt. Sie sind vielmehr, selbst wenn in zahlreichen Fällen andere und etwa auch weniger krasse an ihrer Stelle stehen, typisch und charakteristisch für unsere Zustände sowohl in künstlerischer als in sozialer Hinsicht. Man sage auch nicht, ein Lehrer brauche sich derartiges nicht gefallen lassen. Denn der einmalige, vereinzelt Widerstand gegen derlei Drückungen (von den Drückungen des Honorars gar nicht zu sprechen) ist ohnmächtig und schlägt nur den sich Aufbäumenden. So lange nicht hinter dem Lehrer einerseits ein Gefühl für die Anforderungen der Kunst und der Pädagogik, andererseits ein im tatsächlichen Zusammenhalten der Berufsgenossen ausgedrücktes Standesbewußtsein steht, wird es kaum anders werden. Das heutige Elend der Musiklehrer hat bereits zu mannigfachen Vorschlägen und Agitationen geführt. Im Vordergrund stehen dabei die Wünsche nach Einführung eines staatlichen Examens und Zeugnisses für Musiklehrer dort, wo solche noch nicht existieren — eventuell sogar mit einem Verbot des Unterrichtgebens Ungeprüfter. Angeregt durch die unten zu erwähnende „Musiksektion“ ist, nach manchen erfolglosen kleineren Anläufen, zu Beginn des Jahres 1901 eine Agitation in's Werk gesetzt worden, deren interessante Einzelstadien in der Zeitschrift „Der Klavierlehrer“ (Redaktion von H. Morsch, Berlin) durchgeführt wurden, und deren nächstes Ergebnis eine im Januar 1902 dem preußischen Kultusminister überreichte (voraussichtlich ebenfalls erfolglose) Petition war. Diese Petition, getragen von ungefähr 2000 Unterschriften (zum Teil auch aus Süddeutschland), enthielt die Bitte, „eine staatliche Prüfung für diejenigen Personen einführen zu wollen, welche Musikunterricht zu erteilen, resp. ein Konservatorium oder eine Musikschule zu begründen oder zu leiten beabsichtigen“. — In ähnlicher Weise begann jene Zeitschrift im Januar 1902 eine Behandlung der „Honorarfrage im musikalischen Privatunterricht“.

Den Verfasser dieser Zeilen würde es hier zu weit führen, auseinander zu setzen, daß er die meisten von diesen Wünschen mindestens nicht für das Wichtigste hält. Was unseres Erachtens den Musiklehrern zu sofortigem Anfassien empfohlen werden kann, ist dies, daß sie sich zusammen thun und mit vereinten Kräften all' die Einrichtungen durchführen oder erweitern, durch die sie dem Arbeit gebenden Publikum Achtung gebietend und erzieherisch gegenüber treten können. In erster Reihe haben hier Klavierlehrer-Seminare zu stehen, wie es deren bereits an manchen Orten, meist an ein „Konservatorium“ angegliedert, giebt. Hier muß das musikalische Können voraus gesetzt und diesem das spezifisch pädagogische Können hinzu gefügt werden. Bevorzugt das Publikum Absolventen solcher Seminare, so schützt es sich vor der Gefahr, die

Kinder in die Hände von Lehrern zu geben, die von der Unterrichtstechnik oder vielleicht auch von der Kunst selber keine rechte Ahnung haben. Außerdem aber ist zu hoffen, das Publikum werde einem solchen Lehrer mit viel mehr Vertrauen und Respekt entgegen kommen als einem „wild gewachsenen“ oder „gestrandeten“ Stundengeber, und ihm die Verfügung über den Unterricht achtungsvoll überlassen. Doch auch dieser erste Schritt wird noch nicht alles erreichen machen. Des Weiteren wird es nötig sein, daß die Standesgenossen sich auch wirklich als solche fühlen und bethätigen und dazu die heute schwer vermeidlichen Wege eines vereinsmäßigen Zusammenschlusses einschlagen, sei es in lokalen, sei es in umfassenderen Verbänden. Was sich dann hier alles an gemeinsamen Bedingungen gegenüber dem Publikum, an Veranstaltungen zur Hilfe in Notlagen, an Bibliotheken und Lesezimmern, an Vorträgen und persönlichen Anregungen u. s. w. schaffen läßt, bedarf nicht erst unserer Vorschläge. In großen Städten wie Berlin und München besteht bereits je ein „Verein der Musiklehrer und Lehrerinnen“; die rührige „Musik-Sektion des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnen-Vereins“ (seit 1897) in 20, vorwiegend nord- und mitteldeutschen, Städten durch Ortsgruppen vertreten, zählt aber — was ja verhältnismäßig nicht viel ist — erst über 700 Mitglieder.

Mögen diese Zeilen, die nicht von einem aus jener unglücklichen Schar, sondern von einem Freunde der Kunstpädagogik ausgehen, dazu bei tragen, daß auch auf das hier besprochene Feld der Aufschwung sowohl der Künste als auch der Pädagogik über greife, der unsere Zeit sonst so sehr auszeichnet!



Münchener Tagebuch.

(Schauspiel-Neuheiten. — Boris und Variété. — Von bildender Kunst. — Allgemeines und Besonderes.)

H. Die landläufige Begeisterung für Ludwig Thoma's neue „Komödie“: „Die Lokalbahn“, und besonders für deren Aufführung just on unserm „Kgl. Residenz-theater“, vermag ich schlechterdings nicht zu teilen. Der ganze „moderne“ Fortschritt gegen frühere Schwank-Lustspiele oder deutsche Lokol-Possen besteht hier eigentlich nur darin, daß wir heute mit „lieben Simplizissimus“-Witzen abgesperrt werden, wo man zu früheren Zeiten eben die Kolauer der „fliegenden Blätter“ hilflos über sich ergehen

lassen mußte, welche zu x-Thal und y-Burg strapellos dramatisiert wurden. Das dramatische Gewand selber ist auch heute noch sadenscheinig und durchschliffen genug, um — wenn auch nicht gerade einen Blumenthal und Kadelburg — ja doch einen Raderich Benedig oder G. von Rafer ganz bequem und ebenso unverkennbar gelegentlich mit hervor guden zu lassen. „Peter Schlemihl“ hat eben keinen persönlichen „Schatten“, den man zum Dramatiker nun einmal nötig hat, ja vollendete, kleine Kunstleistungen — voll ästhetischen Reizes — er im bescheidenen Rahmen der politischen Satire oder Gesellschafts-Lyrik auch oft giebt, wenn er dort irgend einen spießbürgerlichen Gemeinplatz oder da ein alleseitig „aktuelles“ Zeitgefühl ja charakteristisch oder feierlich, scheinbar nur lässig — aber doch zuletzt wie angegossen, in antike Straphensarmen zu kleiden weiß und damit wirkliche literarische Leistungen von breiterster Popularität vollbringt. Karikatur und Kritik aber ist nicht Psychologie, und übertriebene Satire nach nicht lebendige Charakteristik. „Drehen“ gar auch nach die einzelnen Darsteller besonders „auf“, weil sie meinen, als Kgl. Hof-Schauspieler (denen man es sonst ansehen könnte) doppelt aardringlich sein und sich ausgetragen zur Abwechslung einmal auf die „höheren Räume“ wirken zu sollen, so ist die Stillsichtigkeit, schon durch das Sprachen-Wischamasch, eine allends aufgelegte, aber zugleich auch völlig unedliche geworden. Im Übrigen — aergl. „Gesellschaft“; Jahrgang 1901, I. Oktober-Fest S. 50 fig.: „Evang. Jahannis“, Kap. 19 B. 22, denn wir pflegen uns an dieser Stelle nicht gerne zu wiederholen . . . wir sagen hier einfach nur: „dieses war der zweite Streich“ — hoffentlich sagt der dritte nicht „sagleich“!

Von diesem Leben als „Katalbahn“ (Sekundogenitur!) — die natürlich bei Albert Langen sogar in Buchform erschienen und im Übrigen schon jetzt am 20 deutschen Bühnen, höchst begrifflicher Weise, zur Aufführung angenommen ist —, am ihm zum „Leben als Kutschbahn“ (Primogenitur!) war nur ein Schritt. Leider nicht der vom Erhabenen zum Lächerlichen, und noch viel weniger gar der vom Lächerlichen zum Erhabenen; eher schon der vom „Simplizissimus“ zum Rampizissimus! Frank Wedekind war es, der in jeder erdenklichen Weise für seinen „Marquis an Reith“ verantwortlich zeichnete, dessen „fairo“ Einführung wiederum in Münchens beste Kreise unser „Akademisch-dramatischer Verein“ sich höchlichst angelegen sein ließ. Mit letzterem haben wir uns dieserhalb schon in unserem jüngsten „Tagebuche“ einläßlicher auseinandergesetzt*), und so gedenken wir uns ausschließlich nur mehr an den Herrn Verfasser hier zu halten. Wedekind hat aus der königlichen Tragödie des Hochverrates zur Abwechslung die Tragikamödie des Hochstaplerlumes gemacht und das bekannte „Aut Caesar — aut nihil“ beherzt einmal im Sinne des nihil entschieden; der moralische, ästhetische, psychologische, soziale, politische „Nihilismus“ dieser Dialoge in Aphorismen, und mit lauter Painten, die schon wieder die Quintessenz langer, umständlicher Gedankendreihen darstellen, ist ein äußerst bemerkenswerter. Sagen wir getrost: der Schlagen-Mensch nun glücklich auch in unserer Litteratur! Die selben Übelkeits- und Drehgefühle besallen uns als gesunde und gerade gewachsene Menschen beim persönlichen Erleben solcher Jangleur-Dramaturgie, wie wenn wir die Funktionen eines Schlauches vorfinden, wo wir ein heißes Rückgrat erwartet haben — elenden Rautschud, statt Haut, Muskel-Fleisch, Blut und Knochen. Oder aber: „wie man mit immoralistischen Jewilletons als allendeter Artist Seil tanzt!“ Denn in der That — wir wollen das doch nicht übersehen: Das ist ja eitel Buchsprache und schwerfälliges Schriftdeutsch, aber keine lebendige Rede, und nach viel weniger ein

*) höchstens wäre heute die befremdliche Form des Deutsch auf dem offiziellen Programme des Abends noch zu beanstanden: „ . . . nach dem dritten Zeichen werden die Thüren geschlossen und kann niemand mehr die zum Schluß des Abtes eingelassen werden.“

lebensoalles, glaubwürdiges Drama. Es ist so ungefähr eben das gottverlassenste, heimt- und ruhe-, gewissen- und gefinnungs-, charakter- wie wesensloseste Spiel, das man heut zu Tage auf den berühmten Brettern, welche das Über-Brett! bedeuten, überhaupt erleben kann — pathogen schon geboren aus einer durch und durch perverten Phantasie, die mit Sein und Nichtsein, gleicher Weise, ächt mefistafelisch (der „Marquis von Reith“ soll ausdrücklich auf dem linken Beine hinken!) lediglich Fingball spielt, ohne sich im geringsten mehr an das Hamlet'sche „Entweder—aber“ zu stoßen. Gewiß kein aufklärer Geist wird auf diese Vorführung mit einer „moralinsauren“ Kritik nun reagieren, und kein wirklich Frei-Gefinnter den „Geist“ an diesem Schauspiele zu leugnen erst versuchen; auch wird kein wahrhaft überlegener Blick von einem „Satanisten“ seraphische Engelsharmonien, oder von einem grundsätzlich „Internationalen“ eine wurzelfständige Heimatkunst sich erwarten — und, selbst Blasphemie kann ja sicher einmal ästhetisches Problem wohl sein, als solches aber rein künstlerisch wohl wirken. Wogegen wir an dieser Stelle Verwahrung einlegen möchten — ja sogar müssen, es ist die defadente Kuchlosigkeit, mit der hier statt einer ernsten, Kultur fördernden oder in Frage stellenden Moral-Kritik allein nur mehr ein interesseloses und leichtfertiges Moral-Spiel vom Autor vor uns getrieben wird. So scheint denn „Wedefind, der Franke“, für die zeitgenössische dramatische Produktion das Selbe etwa nach werden zu sollen, was auf dem Gebiete der reproduktiven Tonkunst und insbesondere des menschlichen Gesanges jetzt schon seine Schwester, die berühmte Dresdener Kammerfängerin, allenthalben vorstellt: seelendare Kaloratur in brillantem Effekt-Feuerwerk ohne jeden Herzenstun und Persönlichkeitsausdruck — „Teufelstriller“ auf Tod und Leben! Er selber, als Schauspieler seiner selbst, eine lebendige Illustration hierzu, mit seiner nichtsagend ausdrucksarmen Physiognomie und seinem modulations-unfähig harten Organ eigentlich der ungeeignetesten Interpret seines Werkes wie seiner (höheren oder niederen) Intentionen. — Es war in den Wandelgängen des Schauspielhauses an dem in Rede stehenden Abende gar viel davon die Rede, wie doch so mancherlei aus Wedefinds eigenem, persönlichen Leben in dieses Drama mit hinein geflossen sei und in seinen Apercus sich dem Zuschauer verrate. Gehen wir darauf hin den (bei Albert Langen gedruckten) Text gewissenhaft einmal näher durch und sehen wir, was für Anhaltspunkte hierzu wir dort allensfalls vorfinden. (S. 15) „Ich habe keine Energie.“ — (S. 16) „Ich bin aber Bastard. Mein Vater war ein geistig sehr hoch stehender Mensch, besonders was Mathematik und so exakte Dinge betrifft, und meine Mutter war Zigeunerin.“ — (Ebenda.) „Deshalb hegt die bürgerliche Gesellschaft auch, seit ich auf der Welt bin, ein geheimes Grauen vor mir.“ — (S. 17) „Ich warke nur noch auf die Region, in der die Kreuzung von Philosoph und Pferdebieb ihrem vollen Wert entsprechend gewürdigt wird.“ — (S. 19 flg.) „Ich möchte keinem [jungen! D. Ref.] Freunde raten, sich meine Laufbahn zum Muster zu nehmen.“ — (S. 31) „und der Tod traut sich aus Furcht, er könnte sich blamieren, nicht an mich heran.“ — (S. 35) „Du bist mir auch heute noch . . . ein Ungeheuer an Gewissenlosigkeit . . .“ — (S. 37) „Man kann seinen Mitmenschen nicht mehr nützen, als wenn man in umfassendster Weise auf sein eigenes Wohl ausgeht.“ — (S. 41) „Rein [Dein? — nämlich der Herren „Akademiker“] Vater würde sich im Grabe umkehren bei dem Gedanken, daß du — mich um meinen Rat bittest.“ — (S. 42) „München ist ein Arkadien zugleich und ein Babylon.“ — (S. 43) „an solchen Orten wirkt mein Erscheinen wie das Was auf die Fliegen.“ — (S. 53) „Die Wahrheit ist das kostbarste Lebensgut und man kann nicht sparsam genug damit umgehen.“ — (S. 56) „Mit Feuerwerk blendet man keinen Hund, aber der vernünftigste Mensch fühlt sich beleidigt, wenn man ihm keins

vormacht.“ — (S. 74) „... daneben ein kleinerer Bühnensaal, den ich durch die allermodernste Kunstgattung populär machen werde, wissen Sie, was so halb Tanzboden und halb Lotenkammer ist. Das Allermodernste ist immer die billigste und wirksamste Kellame.“ — (S. 83) Anna zu (von Reith): „Wer will bei dir wissen, wo die Berechnung aufhört!“ — (S. 90) „Die Welt ist eine verdammte schlaue Bestie und es ist nicht leicht, sie unter zu kriegen. Ist dir das aber gelungen, dann bist du gegen jedes Unglück gesiegt.“ — (S. 96) „Wir schaffen eine Kunststätte, in der alle Kunstgattungen der Welt ihr gastliches Heim finden sollen. Wenn unser Unternehmen allgemeine Überraschung hervor gerufen, so seien Sie der Tatsache eingedenk, daß stets nur das wahrhaft Überraschende von großen Erfolgen getränkt war.“ — (S. 114) „Endlich, endlich hat das halbschmerzliche Seitentanz ein Ende! Zehn Jahre mußte ich meine Kräfte vergeuden, um nur das Gleichgewicht nicht zu verlieren...“ — (S. 117) „Sei dein Vertrauen in die Tatsache, daß ich ein Mensch bin, der das Leben verteuert ernst nimmt.“ (S. 103 hatte es geheißen: „Der Herr Marquis sagt, die ‚Büchse der Pandora‘ ist mit der ganzen Hölle geladen.“) — (S. 138) Scholz (zu Reith): „Du gefällst dir geradezu darin, mit dem Leben Anderer zu spielen.“ Reith: „Bei mir ist noch jeder mit einem blauen Auge davon gekommen.“ — (S. 141) „Warum soll man denn durchaus ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden?“ ... „Ich brauche keine Erlaubnisberechtigung! Ich habe niemanden um meine Erlaubnis gebeten und entnehme daraus die Berechtigung, sie nach meinem Kopse zu existieren.“ — (S. 144) „Eine Stadt wie München läßt es sich ja gar nicht träumen, was sie für Bedürfnisse hat!“ — (S. 146) Anna zu Reith: „Weil dein Treiben den Anschein hat, als mühtest du dich ununterbrochen betäuben! Du kennst keine Ruhe.“ ... Reith: „Ich kann nicht für meine Unerfahrenheit.“ ... Anna: „Das ist schon die richtige Höhe!“ — (S. 161) „Und nun übermittle ich Ihnen den Stein der Weisen: Das glänzendste Geschäft in dieser Welt ist die Moral. Ich bin noch nicht so weit, das Geschäft zu machen, aber ich müßte nicht der Marquis von Reith sein, wenn ich es mir entgegen ließe.“ ... (S. 167) „Lassen Sie mich jetzt nicht allein, sonst schrumpfe ich so zusammen, daß mich die Angst anpackt, es könnte nichts mehr übrig bleiben... Nein! — Ich wackle nicht nur noch nicht; ich werde München durch meinen Sprung in Erstaunen setzen...“ (S. 188) „Das Leben ist eine Kutschbahn“ ... u. s. w. In Inf.: lauter Aussprüche des Marquis selbst oder Worte über ihn! In der That, auch wir sangen danach an zu begreifen, daß mehr, als man gemeinhin wohl denkt und ahnt, von persönlichstem Erleben in diesem bewußt absurden Drama steckt. Und dem „Dichter“ vollkommen „aus der Seele“ glauben wir daher zu schreiben, wenn wir hier das Diktum Raspe's (S. 67) noch auf ihn selbst anwenden: „Ich war das Opfer des wahnsinnigen Vertrauens geworden, das mir jedermann entgegen brachte“ ... und vollends, indem wir diesen unferen Bericht, in symbolischer Anwendung auf Wedekinds Rosenkinder selbst, hier abschließen mit des Herrn Marquis eigenem Ausrufe (S. 37): „Die Kinder danken ihrem Schöpfer, wenn man sie nicht in die Welt setzt!“

MK. Unsere Kgl. Hofoper hat nach Eröffnung der Winter-Saison „Weiße Damen“ neu ausgestattet und gedenkt auch die „Stimme von Portici“ mit „L'enfant prodigue“ — pardon: mit der Hofschauspielerin Fräulein Smoboda als „Genella“, alsbald heraus zu bringen; selbst Chaperoniers „Louise“ ward mit Erfolg wieder aufgenommen, und an künftigen Thaten stehen eine Neu-Einstudierung der Rosmer-Humperdink'schen „RönnigsKinder“, sowie Humperdink's neues „Dornröschen“ für dem-

nächst einmal in Sicht, während oon „Lobetanz“, „Pfeifertag“, „Polnischem Juden“ oder „Reffidor“, anderer Dinge gar nicht zu reden, bislang noch nicht das Geringste oerlautet. Unsere Wagnerianischen Pharisäer und Schriftgelehrten muden nun zwar gewaltig auf: „Weniger allgemein war man oon der Nachricht erbaut, daß bis zum Sommer 1903 das Bühnenfestspiel hier überhaupt nicht mehr zur Aufführung gelangen werde. . . Die Anregung zur Wiederaufführung des oon weitesten Kreisen sehr ungern entbehrten Werkes dürfte nicht nur dem Sinne der Interessenten und unggähilten Verehrer entsprechen, sondern ebensu zur erforderlichen Belebung des deutschen Szezielsplans unseres ‚Nationaltheaters‘ wesentlich beizutragen geeignet sein. Denn auch da soll doch ‚der deutschen Kunst‘ der ihr zukommende Raum gewahrt werden.“ Es wird ihnen aber wohl nicht allzu viel helfen; denn einige Tage später erschien die salenne und in ihrer unerwarteten „Fülle der Gesichte“ geradezu verblüffende, offizielle Ankündigung der nächstjährigen Münchener Wagner-Festspiele (NB.: mit „Nibelungenring“ neben „Tristan“, „Meistersinger“, „Lohengrin“ und „Tannhäuser“!), und danach wäre unsere Ansicht sogar die, daß für unser gutes München ein Paustern mit allen diesen genannten Werken bis zum nächsten Sommer einmal ganz gewiß nur oon Segen sein könnte, wenn — halt dann nicht jeder Platz gleich 20 Mk. kosten würde. „Das kann ja der Fehnte nicht vertragen“, um mit Kaiser! Larisari sehr ernst hier zu reden! Inzwischen bietet unser „Prinzregenten-Theater“ an Sonn- und Feiertags-Nachmittagen wieder Klassisch-Volks-tümliches wie „Goldene Bliesje“, „Verschwörungen“ eines sicheren „Presto zu Genua“ und dergleichen m. — wie man gelegentlich oernimmt, nicht gerade in Muster-Aufführungen; machte la grande disense, chantouse et danseuse Charlotte Wiehe unser „Agl. Residenz-Theater“ zum Puppenheim und zur Marionetten-Bühne mit ihrem anderweitig viel zu sehr ausgebauten Galtspiele, welches uns höchstens darüber belehrte, daß „Timo-dramen“ eben doch keine — Pŕschodramen und Puppen-Bewegungen noch kein Menschen-Ausdruck sind. Wie wär's, wie nennen ſe kurzweg die Kunstreiterin der künstlerischen Pantomime? — Varia und Variétés! Auch unsere „Scharfrichter“ haben die Szezielsions-Bude wieder geöffnet und sind damit, allen Krisen-Gerüchten zum Trost, nun bereits in ihren dritten Jahrgang eingetreten. Am „Gärtnerplatz“ gab es viel „Wiener Blut“ und ein Cuppé-„Modell“ mit einem „Spielmann“ als Gast, im „Schauspielhaus“ eine Neueinstudierung oon D. E. Hartlebens „Ehrenwort“ (honny soit qui mal y pense!) und juar von Fellig Dörmanns Weaner „Sitten-Komddie: Ledige Leute“, die halt so ganz und gar keine „Brauen Leut“ vom Grund“ mehr sind. Wirklich ein feudales Milieu das, oon höchst kuriosen „Sitten“: jedensalls durch und durch l'art pour l'art, wenn überhaupt nach oon „l'art“ hierbei gesprochen werden darf. Das heißt eine Welt — das ist eure Welt! . . .

Aus dem großen, weiten Gebiete der bildenden Kunst ist diesmal gar ein Ereignis zu oermelden; wenigstens möchten wir es als ein solches betrachten, daß die gesamte zünftige Kritik oam Plage, wie auf gemeinsame Verubredung, über den ganzen Sommer hinweg oom „Kunst-Vereine“ geschwiegen hat. Ein herzliches „Aduzit den Sängern!“ — ob es aber viel helfen wird? Neuerdings wären aus den allerlegten Wochen-Ausstellungen an genanntem Orte drei Namen mit Respekt hier zu erwähnen, wie man sie nur eben in größerer Verstärkung des künstlerischen Affordes dart auftretend wünschte, um sofort auch das allgemeine Niveau gehoben zu sehen; die erschrecklich majorisierende Durchschnittsware schlägt dari jedoch immer wieder alles nieder. Sa hat Richard Pieŕsch in frischen und zumeist außerordentlich gelungenen Entwürfen zu Glasmalereien für Opaleszenz-Glas erfreulicher Weise dasjenige Gebiet nunmehr für sich gefunden, wo seine Manier

— Stil werden kann. Auch der uns ganz neue Plastiker Josef Hinterseher hat hier durch die ernste, künstlerische Strenge seiner Werke, wenn auch nur teilweise durch Formvollendung im Kleinen, charakteristischen und nachhaltigen Eindruck hinterlassen. Vollends der feine und zart sinnige Graphiker Heinrich Reifferscheid (ein Schweizer Kind?) hat mit einer Kollektion aus Radierungen und Ex libris-Blättern berechtigtes Aufsehen zuletzt erregt. Die Widmung z. B. „An Adalbert Stifter“ ist ganz eigenartig gesehen, ebenso poetisch empfunden als technisch befriedigend, während den begabten Radierer bei anderen Vorwürfen mitunter (man vergl. das Buchzeichen H. Steppes u. a.) die Lust am Kleinen zu etwas puppenhaften, nahezu kindlichen Gestaltungen noch zu aerführen scheint. Das Figürliche scheint zum Mindesten nicht seine starke Seite, wohingegen er wiederum in der subtilen Herausarbeitung eines Charakterkopfes durch die Nadel exzelliert. — Bleibt hier die Schweizer Herkunft des Künstlers unsere rein subjektive Annahme, so ist sie bei Emanuel (aber Manuel) Bärny unbedingt sicher, um dessen Herausstellung sich die Kunsthandlung von Krause & Zindl längst aerdiert gemacht hat. Es wäre interessant, zu wissen, was uns leider nicht gelingen sollte, zuverlässig zu eruieren: in welcher Weise die dort ausgehängten Vitder chronologisch auf einander salgen; denn die von Feuchtigkeit geschwängerte, stimmungsvolle Studie am Genfersee, die in ihrer markig wirklichen Eigen-Qualität so bemerkenswert kräftigen Hochgebirgs-Federzeichnungen mit plastischer Gouache-Austragung aber diskreter Aquarell-Übermalung, sowie die Ubbilder mit ihren darüber gegoffenen braunen Gallerie-Saucen und Berg'schen Abendröten, ganz abgesehen von ihrer durchschneidlichen Technik, bilden neben einander so unterschiedliche Ratweisen, daß — je nach dem chronologischen Schlüssel — das aerheißungsvolle Lob zum hoffnungslosen Verdikt und umgekehrt wahl werden kann. Adhuc in nomine Iis est!

*

H. Es hat also doch seine Wichtigkeit mit dem, was sich das „Berliner Tagbl.“ und die Wiener „Zeit“ aus München melden ließen, und was die „R. N. Nachr.“ so fröhlich mit einem: „Es ist nur gut, daß man an so wichtigen Dingen immer an Berlin aus erfährt. Hier weiß man absolut gar nichts an dem Niesenprojekt!“ noch besonders bewähren zu fallen glaubten — mit der Nachricht nämlich: „Der linke Flügel des bayerischen Zentrums trennt sich an diesem ab und gründet mit den gemäßigten Liberalen eine neue, der Regierung näher stehende Partei. Die neue Partei giebt wahrscheinlich von Neujahr ab eine Tageszeitung heraus.“ Jetzt steht's klar und deutlich, als offizieller Bericht über die jüngste aertrauliche Versammlung, im „Zwanzigsten Jahrhundert“ der Herren Dr. Klafen und Bumiller zu lesen: „Das ‚Zwanzigste Jahrhundert‘ wird sich auf keines der genannten Parteiprogramme fest legen dürfen, sondern sich für eine Richtung reservieren, welche eine Vereinigung an rechts stehenden Linien und links stehenden Rechten bedeute.“ Gleich daneben freilich auch die gelungene Äußerung eines Münchner Rechtsanwaltes: „die liberale Partei komme ihm gar wie ein Adoofat, der alle drei Instanzen durch projessiert und abgestegt habe, trotzdem aber zu projessieren nicht aufhören wolle.“ Und an uns läge es also nun wohl, die Herren Nationalliberalen ebenso lustig wiederum damit zu hänseln. Immerhin, der eigentliche Spaf ergeht einem bald, sieht man, wie hier — unter Affistenz von Männern wie Prof. Scheitl-Würzburg, Wahrmond-Zinsbrud, Gütler-München u. A. — eine schöne Kultur-Bewegung ihren Charakter sich schon gleich wieder mit der leidigen Politik oerwerben will (sind wir denn nach immer und immer nicht reif zu einem Tageblatt für Kultur-Probleme und Geistes-Interessen statt unserer Alltags-Organe für die öden politischen Fragen?!);

liest man in Schells Begründungsrede vollends Sätze, wie die folgenden: „Man lasse dem Geiste seine Entwicklung, so lange es möglich ist . . . Mit möglichster Voraussetzungslosigkeit fall er an die wissenschaftlichen Fragen heran treten“ . . . und dergleichen. Was hat man nicht erst kürzlich von Prof. Sidenbergers ganz gewiß ernst meinender Kritik des katholischen Grundgebäudes in liberalen Blättern gelesen! (Vergl. „Kritische Gedanken über die innerkirchliche Lage“, welche bei Lampart & Co. zu Augsburg kürzlich bereits in zweiter Auflage erschienen sind.) In dessen, hatte die Zentrums-Presse nicht doch ganz Recht, indem sie argumentierte, daß den Verfasser seine persönlichen Bülbats-Konflikte zum Reformator eigentlich sehr ungeeignet machten, und daß er sich von vorne herein dadurch außerhalb des diskutablen Bodens gestellt habe. Ja, haben nicht auch wir ganz ebenso kürzlich, an dieser selben Stelle, gelegentlich einer Besprechung von Ibsens „Brand“, es klar und ausdrücklich betont, wie das Seelendilemma und die tragische Katastrophe genau erst im Protestantismus beginne, wo der eiserne Prophet zugleich irdisch wird und, der Orgelpfeifen-Reihe nach, die bekannten 10—12 Spröhlinge mit der geduldigen Frau Pastorin in die Welt setzt, während der katholische Bülbatar wahrlich ungleich konsequenter nach dem Vorbilde Christi und der Lehre der Apostel — mit oder ohne den Verordner Papst Gregar — jedenfalls verfähre?! Wir können immer wieder lebiglich versichern: Hier giebt es nur ein Entweder— Oder: geschlossener, streng dogmatischer Katholik des orthodoxen Glaubens an eine höhere Autorität und Traktion, — aber aber die mutige Durchdenkung des Geistesproblems bis zum folgerichtigen Anti-Christentum und sogar Niech'ss's beherztem Atheismus! Wer hier einmal A sagt, der muß auch B und — über den Protestantismus hinaus — selbst C alsbald sagen; wer da auf halbem Wege doch nur wieder stehen bleiben will, der lasse überhaupt lieber „Hand von der Butt'n"! (Auch in den jüngst ausgegebenen „Münchener Politischen Schriften“: „Gegen die Konfessionen!“ von Dr. Johannsen und „Ein jungliberales Programm“ von Siegfried — München, bei Franz Stein, so wenig auch wir uns ohne Weiteres schon mit ihnen identifizieren möchten, rührt sich etwas von diesem „perspektivischen“ Geist.) Selbst dieser „Atheist“ aber des gewissenhaften Ernstes und jener „Zinnmaralist“ der modernen wissenschaftlichen Kultur-Kritik müssen notwendiger Weise in dem Schell'schen Satze alsdann mit inbegriffen sein: „Die Forscherbestimmung hat die Einzelpersönlichkeit von Gott; was aber einmal von Gott ist, kann niemals von ihm ab führen, niemals eine Begünstigung der Rückständigkeit bedeuten.“ Hier kommt denn eine höhere „Toleranz“ in Frage, von der fast nach niemand heut zu Tage eine rechte Ahnung zu haben scheint; und das steht dann ganz unbekümmert und wirklich frei jenseits von Katholisch oder Evangelisch, über Klerikal und Liberal — mag ihm hier auch ein lebendiges Echo aus Zentrumsstreifen, dort einmal eines aus dem unabhängig-radikalen Sozialisten-Lager entgegen tönen: „wir stengan über die Parteien!“ Item — und aus eben diesem Gesichtspunkte der uninteressiert reinen Überschau heraus, sei es abermals gesagt: Die immer stärker anschwellende Bewegung interessiert und fesselt lebhaftest als ein modernes Numm in unserer deutschen Kultur, denn es sind ganz gewiß vor Allem „gute Geister“, die zu ihr so unaufhaltsam drängen.

Zür die Richtigkeit: geg. ges. Sdl.





Zur Psychologie des Selbstmordes.

Von Philipp Frei.

(Wien.)

Ohne den Artikel im „Tag“ und seine Ideen über Selbstmord zu kennen, möchte ich mir erlauben, Einiges zu dem im I. Nooemberhefte (S. 192) vom vorigen Jahrgange der „Gesellschaft“ angeregten Thema zu bemerken. Alle auf Glauben und metaphysischen Phantasien beruhenden Vorurteile gegen die Selbstentleerung mögen dabei möglichst unbestritten bleiben. Neues läßt sich nach Hume's „On the suicide“ und Schopenhauer's Bemerkungen in den „Parerga und Paralipamina“ in dieser Richtung kaum sagen; und die Quintessenz großer Geister soll nicht aerdünn't werden.

Aber gegen die physischen, auf mangelnder Empirie fremder Denks- und Gefühlskomplexe basierenden Vorurteile bedarf es neuer Parolämpfer: Menschen, deren Nerven fein genug schwingen, um fremde Ekstasen, anderer Seelen Hoch- und Tiefdruck mit zu empfinden, ohne daß ihr Gehirn aus der alle Umstände überblickenden Ruhe des Beobachters aufgeschreckt werden könnte! Menschen, die geübt sind im Fähreresuchen des assoziativen Denkens und dabei Kenner der nach Geschlecht, Alter und Veranlagung primär bestimmten, unter dem Druck äußeren Geschehens wechselnden Gefühlskomplexe. Menschen, die alle Höhen und Tiefen leidenschaftlichen Empfindens durchkürmt und, ihrer denkerischen und dichterischen Veranlagung nach, selbst im wildesten Orkane nach den Kompaß der Selbstbestimmung in heraischen Händen hielten! — Der reife Gaehe hätte ein urtiefes Buch über den Selbstmord schreiben können, wenn ihm das Thema bebagt und das Wühlen in alten Wunden ihn nicht aerdrassen hätte. Er hätte auch die Wissenschaftlichkeit gehabt, von statistischen Zahlen richtigen Gebrauch zu machen — ohne des Einzelschicksals zu vergeffen, das sich in ihnen ausdrückt. Die, deren empirische Schriften über Selbstmord ich kenne, haben entweder der psychologischen oder der soziologischen Fähigkeiten für dieses Thema ermangelt. Ganz zu schweigen an solchen, die zudem von metaphysischem Vorurteile erfüllt waren. Und das sind nicht immer die Vorurteile der passiven Religion, wie in dem Falle des aerdienstvollen Statistikers H. von Öttingen, der eine Lehrkanzel der Theologie inne hatte. Zu dem materialistischen Hochmute des Naturforschers — ich denke an die Schrift eines Italieners aus der Lombroso-Ferrero-Schule — gefellen sich evolutionistische Irrtümer. Der materialistische Hochmut, vielleicht besser naturwissenschaftlich-ärztlicher zu benannt! Er stellt sich stets und unbedingt auf die somatische Seite der Erscheinungen, in allen Fragen, die das ganze Ich betreffen. Psychologie soll durch Physiologie ersetzt, die unsichtbaren Qualitäten sollen als Quantitäten und Intensitäten an galaonischen Drähnen, unter dem Mikroskop jappeln. — Wenn wir nur erst so weit wären! Ich wäre dann sicher nicht der Letzte, der die Methoden einer physiologischen Psychologie mit ihren vom plastischen Menschenhirne erdachten Instrumenten der Empfindungs-Bemessung

den primitiveren Bemessungen ohne Instrumente vorzöge. Ebenso, wie mit guten Maschinen erzeugte Gebrauchsgegenstände mir lieber sind, weil vollkommener, als die ohne Maschine produzierten; worüber ich aber nie vergesse, daß Eines wie das Andere menschlicher Hände Werk ist. — Nun, vorläufig müssen wir uns noch gedulden und manches menschliche Rätsel ohne Instrumente mit „blohem“ Geiste verfolgen. Denn auch die Sektionen werden bei dem heutigen Stande der Gehirn-Anatomie, die makro- und mikroskopisch nur Degenerationen konstatieren, welche sich in großen funktionellen und geistigen Störungen äußern, für das Kapitel „Selbstmord“ nicht sehr ersprißlich sein. Trotzdem bin ich unbedingt dafür; ebenso wie in der Psychiatrie für kraniologische Prüfungen, so unsicher und schwankend die Ergebnisse heute auch noch sein mögen.

Wogegen ich Einspruch erhebe, das sind voreilige und gar nicht wissenschaftliche Annahmen pathologischer Veränderungen, dort wo sie sich bis nun nicht nachweisen lassen. Was mit dem Worte pathologisch für ein Mißbrauch getrieben werden kann, ist z. B. aus Professor P. J. Möbius' Schrift „Über das Pathologische bei Goethe“ bekannt. Mit diesem Vorwurfe will ich nicht kindlicher Begriffspalterei huldigen: ich weiß es, daß viele Übergänge vom Normalen zu dem, was wir immerhin doch pathologisch nennen müssen, existieren, daß jede Grenzlinie hypothetisch ist. Aber, ist es nicht unwürdige psychiatrische Spielerei, gerade aus dem Leben desjenigen, der uns noch Leben und Wirken als der Allergrößten Einer gelten muß, das heraus zu suchen, was dem guten plotten Bürger-verstande exzentrisch, dem wohl temperierten Professorenemulie fiebrisch erscheint? Über das Hypothetische hypothetisch zu sprechen, fällt den Herren in ihrem Hochmute ja gar nicht ein. Warum hat denn noch Keiner eine Gleichung versucht, in der den Kiefen-Nähen produktiver Denkarbeit auch andere Gemütsintensitäten, andere Stimmungswelten als ihre normalen entsprechen müssen? Nein, es wird einfach angenommen: was seine Vitalität nicht in hygienischen Portiöndchen nach der Dosierung des Herrn Möbius ausgiebt, habe ein krankes Hirn! —

Es ist ein alter Ärger, der mich von meinem Thema ab brachte, aber auch wieder zu ihm zurück führt. Noch in viel gröblicherer Weise als beim Genie wird beim Selbstmörder — ohne jede weitere Unterscheidung — jenes „Pathologische“ hypostasiert. Im ersten Momente kann man sich von der evolutionistischen Spitzfindigkeit, die vom Fehlen des Selbstvernichtungs-Aktes beim Tiere auf das Normale des unbedingten Selbsterhaltungstriebes bei allen Lebewesen argumentiert, verblüffen lassen. Ich glaube aber, wer ruhig denkt, nur im allerersten Momente. Denn der Mensch ist im Ganzen ein abnormales Tier: er reflektiert über das Ich, er sammelt die Erfahrungen hunderter von Generationen, sein Denken hat Kausalität und Kontinuität. Da ist es völlig normal, gewisse Leiden, die unerträglich scheinen und sich anders nicht enden lassen, auf eine Art zu enden, die nach sicherer Erfahrung, jede Bewegung, jede Empfindung, jedes Bewußtsein und Sein überhaupt endet. Die Gewißheit von der Ruhe des Todes ist, wenn auch nicht aprioristisch, doch die sicherste Erfahrung, die wir besitzen. Ungehuer viel Metaphysik hat der Menschheit von Jugend auf eingeflößt werden müssen, ihr diese Gewißheit zu trüben. Denn wer nur eine Leiche gesehen hat, den überkommt die empirische Gewißheit des Todesfriedens mit Gewalt; ganz zu schweigen von der sehr tiefen Analogie des Schlafes.

Zu den psychologischen Grundproblemen des Selbstmordes — oder sagen wir also menschlicher: der Selbstentleerung — gehört ihre Genealogie. In jener nebelhaften Urzeit, wo die Menschen, gesund wie die Tiere und nur vom Drange des Nächsten geschmeißt und bedrückt, in Wäldern lebten, mag Selbsttötung, die auch bei Tieren vorkommt, der

Barläufer bewußter Tötung, der Selbstenleibung, gewesen sein. Ein vom stärkeren Feind, Mensch oder Tier, Verfolgter ist, sinnlos vor Angst, in den Abgrund oder in den brausenden Waldbach gesprungen. Aber, so bald Kriegsgefangene gemacht werden, die zur Niedermekelung, auch zum Fraße bestimmt sind, liegt die Selbstenleibung nahe. Das heißt zunächst nichts als den sicheren Tod von der Hand des Feindes gegen den sicheren von eigener Hand eintauschen. Sehen wir nun — in langsamer Kulturentwicklung keinen Krankheit, Kränkung, Schwäche und alle die tausend Übel, die Hamlet zu langen Reden verlocken, empar — sehen wir in die abige Gleichung an Stelle des Todes von Feindeshand die anderen Übel der Reihe nach, so haben wir das dürftige Schema einer Genealogie des Selbstmordes.

Die Selbstenleibung erscheint also dem reflektierenden Tiere als das Natürlichste, Naivste, so bald physische oder psychische Schmerzen, die in unabänderlichen Vorgängen liegen, ihn dazu zwingen, alle früheren gewohnten, geliebten und nun unerreichbar scheinenden Bedingungen seines Ich zu verleugnen. Weil der Mensch jedach die größte Gewißheit von allen Dingen der Außenwelt über seinen Leib besitzt, wird Krankheit stets das vornehmste Motiv der Selbstenleibung sein.

Mit dem Charakterologen von Öttingen mache auch ich die zunehmende Abkehr von den positiven Religionen, nebst dem steigenden sozialen Elende, für die „erschreckend“ sich mehrenden Selbstmorde verantwortlich. Wie ich aber das Bemühen der Religionen (vornehmlich sind es die kirchlich-staatlichen Anschauungen des Christentums) beurteile, den zu lebenslänglich schwerem Kerker Verurteilten noch einen schweren Kiegel anzuschleichen, kann nach Gesagtem nicht zweifelhaft sein.

Über die Methode einer künstigen Psychologie des Selbstmordes hier nur nach Gines: Die Anamnesen solcher, die einen oder mehrere ernstliche Selbstmordversuche unternommen haben, erscheinen mir als wertvollstes Material, weil sich mit ihnen somatische Ermittlungen an der Person des Jenseits-Kandidaten verbinden lassen. Dann erst kommen die hinterlassenen Bekennnisse jener, denen wertvolle Autopsychologie zu zu trauen war. Das Subjekt der Forschung aber denke ich mir als Einen, der für Menschliches sehr viel Mitempfinden hat und sehr viel Überlegenheit besitzt. Wenn meine Nerven und mein defektes Herz es aushalten und kein Besserer sich inzwischen gefunden hat, möchte ich es wohl unternehmen.

*

Nachwort der Schriftleitung. Welch' ungeklärte, dunkle Punkte hier noch vorliegen und der wissenschaftlichen Aufklärung harren, konnte auch wieder ein kurzer Artikel von Fritz Hilz im „Tag“ erweisen über den „Selbstmord im Wechsel der Jahreszeiten“. Wir entnehmen diesem zu unserem Thema nach folgende wertvolle Ausführungen: „Trübe, nebelige Tage, endlos hernieder rieselnder Regen, heulender Sturm, der auch das letzte Blatt noch von den ohnehin bereits kahlen Ästen herunter segt: das sind die unangenehmen Ingredienzien, aus denen sich das trübe Gemisch zusammen braut, an das wir denken, so bald wir von ‚Novemberwetter‘ reden. In der That, schon der bloße Begriff allein vermag den Menschen melancholisch zu stimmen, und wer Lust zum Grüßeln hat, fröhnt ihr sicher ausgiebig zu solchen Zeiten. Trübe draußen und trübe im Innern — Scheffel würde sagen: ‚Zum Abschiednehmen just das rechte Wetter!‘ — Wer sich mit Abschiedsgeanken trägt, dem muß ein derartiges Wetter allerdings das Scheiden erleichtern; . . . wer an enttäuschten Hoffnungen, geknickten Idealen und noch manchen anderen Widerwärtigkeiten des Lebens so schwer zu tragen hat, daß er die Bürde nicht länger glaubt schleppen zu können und darum an's Abschiednehmen von der Welt

denkt, die ihm so wenig geboten hat und in Zukunft zu bieten verspricht, der sollte, so mühte man schließlich, keinen besseren Zeitpunkt hierfür finden können, als jene trüben Tage, die dem völligen Einbrüche des Winters voraus gehen. Wenn also, so mühte man logisch folgern, die Jahreszeit überhaupt einen Einfluß auf die größere oder geringere Höhe der Selbstmorde hat, so mühten in den kurzen Herbst- und Wintertagen die meisten Lebensmüden aus dem ihnen zur Last gewordenen Dasein scheiden, zumal außer den bereits erwähnten noch eine weitere Reihe von Gründen für diese Annahme zu sprechen scheinen. Die Arbeitslosigkeit nimmt erfahrungsgemäß stets mit Beginn des Winters bedeutend zu, und dazu kommen noch die vermehrten Ausgaben für Kleidung und Heizung. Kurz, alles spricht dafür, daß man im Spätherbst und Winter die größte Zahl von Selbstmorden erwarten sollte." Die Statistik aber lehrt überraschender Weise gerade das Gegenteil. Im Juni und Juli vielmehr wird die höchste Ziffer, im Mai und Juni der größte Tagesdurchschnitt von Selbstentleibungen erreicht. „Es ergibt sich also, daß gerade die trüben Herbst- und Wintermonate die geringste Verlockung zum Selbstmorde bieten, die sonnigen Tage des Mai und Juni merkwürdiger Weise die meiste. Die gleiche Erscheinung zeigt sich überall dort, wo statistische Erhebungen über diese Frage angestellt worden sind. Man hat darum den Satz aufgestellt, daß die Höhe der Selbstmordziffern mit der Höhe des Sonnenstandes zu- und abnehme . . . Was an Erklärungen für die mitgeteilte merkwürdige Thatsache bisher versucht wurde, ist sehr dürftig und hat sich durchaus nicht allgemeiner Anerkennung zu erfreuen. Wir sind darum genötigt, sie einstweilen als gegeben hin zu nehmen, ohne sie genügend auf hellen zu können." — Im Übrigen belasse man auch den besüglichten Artikel im Hauptteile dieses Festes zu vergleichen.

Von der „litterarischen Höhe der gegenwärtigen Berliner Kultur“ entwarf jüngst Karl Strecker im Weidblatt der „T. Rundschau“ eine sehr herzbewegliche und, so weit wir unser „Berlin“ kennen, leider auch durchaus zutreffende Schilderung. Anlaß dazu gab ihm die Uraufführung von Max Dreyers „Stichwahl“, und da diese politische Komödie ja auch schon auf Münchner Boden ihre besondere Zensur-Geschichte hat, mag der Dreyerserguß, der uns aus der Seele gesprochen, im Auszuge wenigstens, gern einmal hier stehen: „Vor nunmehr vierzig Jahren klagte Gustav Freitag in seiner „Technik des Drama's“, daß die höchste Gattung der Komödie bei uns überhaupt noch nicht auf der Bühne lebendig geworden, daß unser Volk für die Art des Aristophanes, für die politische Komödie noch nicht reif sei. Heute, in dem aufgeklärten neuen Jahrhundert, in dem aufgeklärten Berlin, steht das aufgeklärte „Kunstpublikum“ des Deutschen Theaters

noch auf der selben unsäglich niedrigen Stufe wie vor vierzig Jahren . . . Da hat einer unserer wirklich humorbegabten Bühnenschriftsteller — ach, sie sind wahrlich nicht dick gesät! — . . . es gewagt, einmal einen kleinen Fächer aus zu strecken, ob man wohl schon mit einer politischen Komödie kommen dürfe, ob diese Zuschauer reif seien, mit unbesangenen Auge zu schauen. Rein, sie waren es nicht. Dreyer löst im heimatlichen Obotritentande zur Zeit einer Stichwahl zwischen dem konservativen und dem liberalen Reichstagskandidaten die Agenten beider Parteien unlauteren Stimmenfang treiben. Der Scherz des Stückchens besteht darin, daß Mutter Iben, die Krugwirtin, geriebener und skrupelloser als alle Parteientanten, von rechts und links runde Sümmechen für ihre sieben wahlberechtigten Söhne einstreicht, ohne daß schließlich auch nur einer von ihnen zur Wahlurne geht. Ob dieses Stoffes war die Stimmung im Zuschauerraume oon dem Augenblick an verschnupft, da auch der

liberale Manager Befestigungsversuche macht. In das Klatschen mischte sich zum Schluß entrüstetes Zischen und später konnte man die vorgeblich klügsten Köpfe geschüttelt sehen. Weshalb? Weil der Dichter es einmal wagte, Licht und Schatten auf Freund und Feind gleich zu verteilen! Weil er so dreist war, die Welt mit dem heiteren Auge des Humoristen, anstatt durch die Parteidrille zu betrachten. Himmelkreuzbounnerwetter! so tief stecken wir mit unserer gesegneten nordischen Kultur noch im Qualm und Dunst der Niederungen, daß der religiöse oder politische Freidenker es nicht wagen darf, komische oder schlechte Freidenker zu schildern? Ein alberner Bezirksvereinsvorsitzender oder eine Gestalt wie Frauberts lächerlicher Knecht, der Apotheker in Madame Bovary würde bei uns auf der Bühne des Deutschen Theaters unmöglich sein, weil man fürchtet, es könne der Sache schaden! Wie hoch steht da Frankreichs Kultur über der unseren! . . . Ihr Kannibalen, laßt euch doch endlich einmal im Theater von dem Humoristen über den Kätag hinaus heben! Wollt ihr denn immer und ewig in dieser dumpfen Befangenheit des politischen Kellerwurms weiter leben? Aristophanes war nur möglich, weil seine Athener weitherzig genug waren und geläuterten Geschmacks und freien Geistes, um auch über politische Freunde einmal herzlich lachen zu können. Ihr Berliner aber wollt das ausgedroschene Stroh eures Parteiblattredakteurs, das euch jeden Morgen in den Mund gestopft wird, ihr wollt es auch des Abends noch im Theater wieder kauen! Kommt euch denn wirklich nimmer die Sehnsucht, einmal für Augenblicke euer Weltauslegung, euer bißchen Humor, euren Geist aus diesem engen Blockschluß zu befreien, die Maulwurf-Perspektive mit einem Blick von der Höhe zu vertauschen? Wollt ihr wirklich immer und ewig verlangen, daß ein Dichter oder Theaterdirektor mit jedem Wort oder jeder That der vorgelährten Gestalten ihre Übereinstimmung

bekennen müssen, oder ihnen gar einen Zettel ausstrecken, mit ihrem eigenen politischen oder religiösen Bekenntnis? So wäret ihr denn wirklich rettungslos unsäglich, eine Dichtung oder eine Humoreske unbefangen zu genießen? Jede summende Biene paßt besser in diese Welt; sie fragt nicht, ob die Blume, deren Honig sie nimmt, rechts oder links von dem Wege blüht, den sie gekommen ist. . . . Wann wird Berlin, das große ‚gebildete‘ Berlin, endlich die Kinderschuhe der Aesthetik ausziehen? Wie? Darf man hoffen, daß es je künstlerisch reif werden wird? Ich hoffe es seit vorgestern auf abschätzbare Zeit nicht mehr.“ — Ach ja: jenseits der Parteien Daß und Nader!

In memoriam. — „Um das Grabmal des vor Jahresfrist in Dresden verstorbenen Dichters Eduard Aly zu weihen, hatte sich jüngst im scheidenden Lichte des Oktobertages eine Gruppe Männer und Frauen auf dem Johannisfriedhof in Tolkewitz zu einer stillen Gedenkfeier vereinigt. Der Älteste der überlebenden Brüder, der Marburger Gymnasialdirektor Friedrich Aly, entwarf an der mit blühenden Kränzen des Lebens geschmückten Ruhestatt des Toten in klarem, monumentalem Gefüge ein Bild von dem seltsam verschlungenen Daseinswege des Bruders und von seinem mühtigen und einsamen Gang durch eine ihm und seinen hohen Idealen feindliche Welt. Des Dichters und des Freundes gedachte Dr. Hermann Anders Krüger, der Schriftsteller, in tief und feierlich dahin strömender wie zum Herzen fließender Rede: „Unser war er in den verschwiegenen Tiefen seines suchtslofen deutschen Gemüths, unser in dem göttlichen Hass gegen das Kleine und Gemeine, unser im unerbittlichen Kampfe gegen Schein und Phrase, unser in mannhafter, nie wankender Treue, unser in seiner hochgemuten Siegfriedsart. — Er war unser, weil er ein Mensch war, ein ganzer Mensch, weil er hassen konnte und lieben, unser vor Allem auch in seinen

menschlichen Schwächen'... Von schlichtem, einheitlich geschlossenem, hell schimmernden Sandsteinbau umrahmt, stehen in dunklem, ehernem Flachbild die feinen, von einem edlen und scharfen Geiste durcharbeiteten Gesichtszüge des Toten — und doch Lebenden — vor uns, der nun ruht, und ruhen darf, von Sannengluten und Wetterstürmen. Und vor ihm, zu dem ernststen Mann da oben empor blickend, das liebevolle ‚Bürschchen Desideria‘, das einst den Apfelbaum in des Dichters Rasengärtchen für ein blühend weißes Himmelbett angelesen hatte. (‚Defamerone‘ II. Teil, Terpsichore.) Abgründlicher Ernst neben heiler, jubelnder Daseinsfreude — die beiden mächtigen Triebe, die Aly willenlos und bewußt geleitet haben, werden, wie aus seinen Werken, fortan auch aus diesem Male zu Mit- und Nachwelt reden. Arnold Kramer aber, der Bildhauer und Meister, der dieses Ehrengrob geschaffen, hat zugleich mit dem Freunde, den er so gut verstanden, sich selber ein dauerndes Denkmal errichtet.“ — Wir fanden das im „Dresdn. Anz.“, und erinnern bei dieser Gelegenheit unsere Leser gerne wieder an Bild und Beitrag Gd. Aly's im August-Doppelhefte des vorigen Jahrganges, sowie an unsere spätere Notiz über des Dichters jähes Ableben. In trübster Zeit, einer der schwersten Perioden unseres Lebens, tief bis in's Innerste verwundet, mit Gott und Welt im Hader liegend, verdankten wir Aly's „Wolkentafelstheimer Defamerone“ (neben Moltatuli's Schriften) vor Allem, nicht aber z. B. Hilty's „Glad“, geistige Erhebung, unsere gesundende und rettende Befreiung — wer könnte dergleichen einem Geisteswerke je vergessen!

Lesefrüchte mit Handglossen.

„Heinrich Pudar als Erzieher“! Seine neueste Weisheit lautet: „Da der Mensch aus einem Stück gegossen ist, nicht aber aus zwei Teilen besteht, die in der Taille durch Scharniere verbunden sind —

fa nämlich scheint es manchmal, wenn man moderne Überbrettfiguren ansieht —, ist zu fordern, daß auch das Kleid aus einem Stück besteht. Das Auseinanderfallen des Kleides dagegen in Rock und Bluse ist als durchaus unorganisch zu verwerfen.“ Und wir fanden diese schamhafte Weisheit in einem Berichte seiner strahlenden Feder über die jüngste Berliner „Ausstellung für reformierte Frauen-Kleidung“, im Feuilleton unserer „W. Allg. Ztg.“. Aber unsere p. t. Männer? Als ob diese Art von „Mensch“ nicht auch „aus einem Stücke gegossen“ wäre! Donach also werden die Herren der Schöpfung künftighin, lediglich Heinrich Pudar zu Liebe, sich wohl aber übel schon bequemem müssen, einfach nur mehr in „combinations“ auf dieser Welt herum zu laufen. Hose, Weste und Rock dürften mehr und mehr in's Gebiet der Bernunftlosigkeiten und somit in das der Unstlichkeiten alsbald verwiesen werden.

„Wie in vorigen Wintern wird von Anfang November an Herr Dr. Theodor Lessing öffentliche Kurse der Philosophie veranstalten, und zwar einen Anfängerkursus ‚Epochen des menschlichen Denkens‘ und einen für Fortgeschrittene über ‚Kritizismus und Positivismus‘. Damen und Herren, die an einem dieser Kurse Teil nehmen wollen, können nähere Bedingungen Schwabing, Pestouchesstraße 3, schriftlich oder persönlich erfahren.“ So lasen wir jüngst im redaktionellen Teile der Münchner Lokalblätter und freuten uns aufrichtig dessen. Münchner Lesern der „Gesellschaft“ brauchen wir ja unseren ausgezeichneten Mitarbeiter nicht wohl erst zu empfehlen.

Schon im „Türmer“ waren uns bei Gelegenheit die schwer wiegenden Betrachtungen von Wilhelm Meyer-Marxau aus Duisburg über den „Religionsunterricht in unseren Volksschulen“ und dessen ganz unverhältnismäßig starke Durchsetzung mit den alttestamentlichen Elementen angenehm aufgefallen. Neuerdings hat nun die begiebene „Zeitschrift für pädagogische

„Psychologie, Pathologie und Hygiene“, herausgegeben von Ferd. Krieser und Leo Dirschlaff (4. Jahrg. Heft Nr. 1), aus der Feder eben dieses schlichten Volksschullehrers und einfachen Schulmannes einen Briefwechsel zwischen dem inzwischen verstorbenen Kultusminister Dr. Boffe und W. Meyer-Rarkau selber mitgeteilt, dessen dokumentarischer Inhalt die Brief schreibende Erzählung ebenso wie den bescheidenden, aber seines Wertes klar bewußten und seine sachliche Meinung mit edler Männlichkeit auch vertretenden Adressaten gleich sehr ehrt und daher dringend der Lektüre weitester — nicht nur der speziellen Fach-Kreise — empfohlen werden darf.

Wir lesen: „Die Zeitschrift ‚Ornament‘ hat, um den bei Konkurrenz oft heroortretenen Mißständen zu steuern, den Vorschlag gemacht, Künstlerkammern zu organisieren, die ähnlich funktionieren sollen wie die Handelskammern. Diese Künstlerkammern sollen allein das Recht haben, öffentliche Preisauschreiben zu erlassen. Unter den Malern, die ihre Zustimmung zu diesem Plan ausgedrückt haben, ist auch Adolph von Renzel zu finden.“ — Etwas schon eine Wirkung unseres Artikels über „Bildhauer-Wettbewerbe“ u. aus Bildhauer Ed. Beyers Feder in Nr. 14 der „Gesellschaft“ vom laufenden Jahrgange? Das wäre prompt!

Die deutsche Dichtergedächtnis-Stiftung hat (nach ihrem öffentlichen Aufrufe) beschlossen, unsere Dichter dadurch zu ehren, daß sie alljährlich die Volksbibliotheken mit Meisterwerken versorgt und solche auch durch Herstellung gut ausgestatteter, billiger Volksausgaben zu verbreiten sucht. Das erste von der Stiftung heraus gegebene Buch soll ein Balladenbuch sein. Das Verzeichnis der geplanten Werke, die kostenlos an die Volksbibliotheken abgegeben werden sollen, ist bereits aufgestellt und wird auf Wunsch von dem Schriftführer der Stiftung, Dr. Ernst Schulze

in Hamburg, übersandt. Im Übrigen hat Gustav Falke eine Propaganda-Schrift dieses eben genannten Hrn. Dr. Schulze mit folgendem Motto versehen:

„Wenn ihr uns nur wüßtet lesen!
Was haben wir von dem Denkmalwesen?
Ach, monach wir gedacht im Leben,
Jetzt könnt ihr es so leicht uns geben:
Ein wenig Liebe. Der Tod macht uns billig.
Rauft uns! Kufs Denkmal verjachten wir willig.
Mehr freute uns, wenn ihr ein Lieb von uns lennt,
Als wenn unser Bild in der Sonne brennt.
Eure Liebe sei unser Postament!“

Und sogar kein Geringerer als der Reichskanzler Graf Bälou selbst hat die bewußte Schrift mit nachstehender Depeche gelegentlich beantwortet: „Ihre soeben veröffentlichte Schrift ‚Wie wir unsre großen Dichter ehren sollten‘ habe ich mit aufrichtigem Dank erhalten und möchte bei dem Anlaß nochmals zum Ausdruck bringen, daß ich Ihre Bestrebungen auch fernerhin mit meinen lebhaftesten Wünschen verfolge.“ . . . Was will denn also Herr Professor Lehmann-Hobenburg in Kiel, wenn er in seinem „Volksanwalt“ immer schreibt, daß der Kaiser keine Männer in seinen Rat berufe, die dem deutschen Volke zu helfen verstehen?

Das Wort „Kulturkampf“ sollte der verstorbene Birchow in dem fortschrittlichen Wahlprogramm von 1873 gebraucht, später wieder Dr. Johannes Riquel zuerst geprägt haben. Tatsächlich aber steht es schon bei J. Lassalle, „G. E. Lessing“ (Walesrode, Democrat. Studien), Hamburg 1861; II, 505. Und die Hauptsache bleibt, daß es in dem Sinne, der ihm bei gelegt ward, ein größliches Wort geworden ist, das alles Andere eher als seinen eigentlichen Sinn heute bezeichnet.

Druckfehler-Berichtigung:

In Heft Nr. 20 werden unsere gesch. Leser wohl selbst schon S. 148, Sp. 2, Z. 19 v. u. „unterschieden“ (für „unterstützen“), sowie S. 149, Sp. 1, Z. 4 v. o. „La débacle“ richtig gelesen haben.





Ein Arzt über Kunst und Künstler.*)

Van Dr. phil. et med. W. Weygandt.
(Würzburg.)

Es ist zur Unfitt geworden, daß eine Reihe moderner Schriftsteller — auch Garden wäre hier zu zitieren — eifrig der Gelegenheit nach spüren, mit allerlei der Neuropathologie entlehnen, schief verstandenen Termini kokettieren zu können. Da liest man nicht selten vom „Vibriieren der Ganglienzellen“, vom „Schwingungen des Sonnengesichts“ und dergleichen anatomischen Wertwürdigkeiten mehr.

Auf der Gegenseite, bei unseren Neurologen, besteht weniger Neigung zu Ausbliden über die Fachschranten hinaus nach allgemeinen Problemen kultureller, sozialer, aesthetischer Art. Die Phrase vom geistvollen Neuroarzt ist auf französischem Boden geprägt worden. Die Nervensarfer romanischen Blutes greifen gern von ihrem Spezialfach über auf allgemeinere Gesichtspunkte, auf die Fragen der Psychologie, des sozialen Lebens, der Kriminalanthropologie u. s. w., während ihre deutschen Kollegen den Nachdruck auf die exakte Untersuchung des Organsystems legen und ihren Stolz drein setzen, eine Verletzung des Rückenmarks an diesem oder jenem Querschnitt, eine kleine Geschwulst an einer bestimmten Stelle der Hirnbasis u. s. w. möglichst präzise nachzuweisen. Fast als einziger deutscher Neurolog, der über die nächsten ärztlichen Aufgaben hinaus sein Forschungsgebiet zu erweitern wußte, ist P. J. Möbius in Leipzig zu nennen. Neben seinen hoch bedeutenden spezialistischen Arbeiten hat er uns in erfreulichem Wagemut und einer erstaunlichen Produktivität während der letzten Jahre mit einer großen Reihe von Werken des allgemeinsten Interesses beschenkt. Erwähnt seien nur die Bücher über das Pathologische bei Goethe, über Rousseau, über Schopenhauer, die Essays über Fehners Weltanschauung, über den physiologischen Schwachsinn des Weibes, über Degeneration und Bererbung u. a. m.

Mit dem Buch über die Anlagen zur Mathematik versuchte Möbius, zunächst über die Organisation der geistigen Anlagen und ihr Verhältnis zu den Teilen unseres Großhirns Aufschluß zu gewinnen, indem er die fast erschallenen und geächteten Anschauungen von Franz Josef Gall nachprüfte und zum guten Teile wieder in Ehren brachte. Er konnte nachweisen, wie die Mathematiker überall auf angeborener Grundlage zu ihrem Berufe gelangen und aiesfach in frühesten Jugend schon durch mathematische Leistungen und Neigungen auffallen. Auch die Erbllichkeit spricht für Naturanlage. Über diesen einwandfreien psychologischen Beweisgang hinaus will Möbius die mathematische Geistesanlage auch körperlich lokalisieren in einem mathematischen „Organ“. Dies soll bestehen in einem abnorm starken Bane der linken Stirnede, der auf Vergrößerung des an der Stirnede umschlossenen Raums, in letzter Linie des nächst liegenden Hirnteils, hinaus iduft. An Stelle seines schlagendsten Beweismaterials, der Köpfe lebender

*) P. J. Möbius: Über Kunst und Künstler. Mit 10 Abbildungen und 7 Tafeln. Leipzig 1901, J. K. Barth. VIII und 296 S. 7 Mk., geb. 8,50 Mk.

Mathematiker, muß Möbius sich freilich begnügen mit Abbildungen von Porträts, Wästen, Totenmasken u. s. w.

In seinem letzten Buche nun hat Möbius seine Untersuchungen noch beträchtlich ausgedehnt auf die Frage nach der künstlerischen Veranlagung und der entsprechenden Hirnlokalisation. Die Einleitung betont, daß auf der Psychologie Galla's der Nachdruck liegt. Bei den Erörterungen über die Kunst geht Möbius nicht von der Kunst selbst und den einzelnen Kunstströmungen aus, sondern von dem Subjekte, dem Künstler. Geradezu die ganze Kunstgeschichte ist ein Beispiel, daß das Talent zu den Künsten angeboren ist. Von Kunsttrieben müssen wir reden, ja selbst zoologische Gründe lassen sich neben historischen in's Gesicht führen.

Die Hauptkünste wären so zu gruppieren, „daß die Mechanik einerseits, Musik und Mimik andererseits Urkünste sind, daß ihnen die bildende Kunst folgt und die Dichtkunst den Schluß macht“. Mit reichem Thatfachenmaterial wird die Vererbungsfrage bei den Künstern behandelt und der gebaltvolle Schluß erzielt, daß die Vererbung hier vom Vater ausgeht. Kein sicheres Beispiel spricht für eine Vererbung des Talentcs zur Mathematik, zu den bildenden Künsten, zur Musik von der Mutter her.

Nur kurz erwiesen sei auf die eingeschobenen Essays „über Schönheit und Liebe“, sowie „über den erzieherischen Wert der Kunst“, die zu weit verschlungenen Erörterungen für und wider anreizen. Überraschend und doch ansprechend ist der Versuch, die Kunsttriebe unter dem Gesichtspunkte sekundärer Geschlechtsmerkmale zu betrachten.

In den Detailausführungen über einige der wesentlichsten künstlerischen Anlagen liegt der Nachdruck auf der psychischen Seite der Fragen. Galla's Anschauungen sind stets kritisch mit dargestellt. Am frappantesten bleiben, so reserviert sich auch Möbius gerade dabei verhält, die Angaben über die Lokalisation im Hirn oder am Schädel. Das, was bei Bildkünstlern, Malern und Bildhauern, zumeist auffällt, ist „die Länge des Weges von der Nasenwurzel bis zum inneren Augenwinkel“. Ein prächtiges Parabigma giebt Anselm Feuerbach's Selbstbildnis in der Münchener Pinakothek dafür ab. Als Referent möchte ich darauf hin weisen, daß, wie mir noch vor wenigen Monaten im National-Museum von Athen auffiel, wie aber auch jede gute Antiken- oder Abgüßsammlung beweisen wird, gerade die Werke der griechischen Plastik jenen tief liegenden inneren Augenwinkel besonders deutlich erkennen lassen; es verdient Nachprüfung, ob es sich hier etwa um künstlerisch-technische Rücksichten gehandelt hat, etwa zur Erzielung einer kräftigeren Schattenwirkung in der Augenhöhle, oder ob darin eine mit Möbius' Angaben in Beziehung stehende physiognomische Eigenart des Bildnervolkes par excellence zu suchen ist.

Dem „Musiksinne“, der musikalischen Veranlagung soll eine „stärkere Füllung der unteren Schläfengegend“ entsprechen, wie das Buch es durch eine abgebildete Vertheilungsmaske anschaulich illustriert. Gall hatte bereits den Weg zur zweiten Stirnwindung des Großhirnes gewiesen. Es ist zu betonen, daß für die pathologisch-anatomische Kasuistik, so wenig auch ihre Vertreter bisher von Gall wissen wollen, in den nicht eben allzu spärlichen Fällen von Amusie, bei der auf krankhafte Weise die Fähigkeit, Melodien wieder zu geben, also die motorisch-musikalische Eigenschaft, verloren gieng, sich bei der Sektion in eben jener Hirngegend krankhafte Veränderungen zeigten.

Bei den Vertretern des mechanischen Talentcs findet sich häufig eine Überentwidelung der oberen Schläfengegend, eine halbkluge Erhebung ungefähr an dem Schläfenmuskelsatz. Auf das Organ der Mimik will ich nicht näher eingehen. Schließlich sei noch kurz das „Dichterorgan“ erwähnt, eine längliche Erhebung über dem Schläfenmuskelsatz, so daß sich der Kopf oberhalb der Schläfe verbreitert.

Die organologischen Perspektiven mögen zunächst phantastisch klingen. Wie eine wilde Meute heften manche Mediziner hinter allem her, was von Gall stammt; Wenige nur, wie Professor Rieger, gaben sich die Mühe, Gründe mit Gegengründen zu bescheiden. Aber doch ist der Kampf gegen die geistvollen und zugleich umsichtigen Ermügelungen von Möbius nicht so einfach wie der gegen die Übertreibungen der Schüler Galls, die in populären Kursen durch Betasten der Köpfe Lebender gewissermaßen geistige Steckbriefe ausstellen zu können oorgaben. Von medizinischer Seite ist gerade neuerdings wieder durch den Straßburger Anatomen Schwabe die Möglichkeit gelehrt worden, an der Kopf- oberfläche des lebenden Menschen die Entwicklung mehrerer wichtiger Hirnwindungen durch Betasten fest zu stellen, oor allen an jenen Teilen der Schädelkapsel, die Stirn-, Schläfen- und Hinterhauptslappen des Großhirnes bedecken. So oorichtig sich dieser Forscher gegen psychologische Konsequenzen verwahrt, eine Möglichkeit der Bewertung seiner Befunde für Möbius ist nicht abzustreiten.

Was schwerlich umzustößen sein wird, sind die anschaulichen Darstellungen bei Möbius über die selbständige Bedeutung der einzelnen Talente auf angeborener Grundlage. Diese Schilderungen sind in einer so prächtigen, passenden Sprache geschrieben, daß ich nichts Besseres zu thun weiß, als jedermann die Lektüre im Original an's Herz zu legen. Ich möchte nicht zweifeln, daß manche Künstler, die einmal Möbius' Gedankengänge gefolgt sind, sich gern dem geistvollen Forscher zur Verfügung stellen werden, damit an möglichst vielen Lebenden die Probe auf das Exempel gemacht werden kann.

Doppel-Besprechungen.

NB.: Verleger und Autoren, welche von dieser Einrichtung Gebrauch zu machen wünschen, ersuchen wir hiermit höflich, uns die gemeinten Werke in zwei Rezension-Exemplaren gest. immer übermitteln zu wollen — sei es, daß die Herren Verleger selbst das geößere Opfer für diesen besondern Fall gerne daran legen, oder aber beide Teile je eines dieser Exemplare uns freuntlichst zugehen lassen. Eine Verpflichtung zu „sorzretierenber“ Besprechung in diesem unserem Rahmen kann natürlich damit allein noch nicht ausgesprochen oder übernommen sein; hingegen möchten wir uns — für den Fall der Ablehnung einer solchen — gerne verbindlich, das unbenützte der betreffenden Rezension-Exemplare dem Herrn Einlieferer auf besondern Wunsch wieder zur Verfügung zu stellen. D. Schell.

Kahel Varnhagen. Ein Lebens- und Titelbild von Otto Verdrum. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 2. veränderte Aufl.

Ein wirklich beglückendes Kultur- und Menschenbild! Beschämend für die Gegenwart? Gewiß! Aber um so mehr der feetlichen Hingabe und mahnenden Wieder- geburt wert. Ein Stüd graße Natur, durch feinsten und höchsten Bildung nüanciert —

Mittelpunkt und Zentralsonne des Berliner geistigen Verkehrs im ersten Drittel des oerslossenen Jahrhunderts. Überzeugend lehrt dies Buch, durch die erschöpfende Gesamtdarstellung eines wahrhaft bedeutenden Lebenskreises in allen feinen Beziehungen, für den, der es noch nicht gewußt: Kahel, trug all' ihres „Wiges“, der schon allein in ihrem originalen Sprachgebrauch weit mehr als „esprit“ bedeutet, viel eher gefcheite Raioretät von der Mutter Natur her, — Kahel war nichts weniger als nur die außerordentliche „Intellektuelle“, die geborene Beherrscherin eines „schöngeistigen“ Salons. Sie war in erster Linie ein Genie der einfachen, unersäßlichen Menschlichkeit — darum konnte sie auch ihren Lebensfürsten Goethe so „aus erster Hand“ mit erleben, so sonnenklar in dem reinen Spiegel ihres Gemütes seine ganze Schönheit auf- fangen und wieder strahlen. Darum trug sie oon selber den Zauberschlüssel bei sich, der ihr oan varne herein zu fast allen ihre Sphäre der führenden heroorragenden Persönlichkeiten jener Zeit die Thür unmittelbaren

Berfichens erschloß — sie ergriff die oerfchiedenften Individualitäten sofort in ihrem wefentlichen Kern und durfte in fie auch wohl mit zarter Hand eingreifen, ohne zu fchüren: eine im goldenen Äther adliger Gefelligkeit mit natürlicher Hoheit und Anmut Umgang haltende Freiherrin des Geiftes. Ihr vornehmftes Diadem die oallendete Vorurteilslofigkeit einer über alles Gewohnheitliche und Befchränkte erhabenen Natur. Erftaunlich frei, und doch fo felbftoerftändlich harmonifch zum Übrigen, ihre Anfchauungen über Liebe, Ehe, Weib und Mann, fpeziell über das, was man heute, zu ftark durch 2 dioidiert, „Frauenfrage“ nennt, über Dienftboten, Klaffegeist — überall ein reiner, hochwertiger Menfchencharakter, der da fühlt, fpricht und im Einklange mit fich lebt, vorbildlich nach hundert Jahren für unsere ganze Gefellfchaft . . . Es war ihr Stolz, zu fagen: „Alle Klaffen, alle Menfchen reden zu mir.“ Da fallen die Worte ariftokratisch, demokratisch wie Plunder hin. Nahe war ein „Menfchenmagnet“ erfter Güte.

Eine Reihe aan oorzüglichen Bildern (Rahe [2], Wilh. und Alex. aan Humboldt, Nichte, Goethe, Barnhagen, Geny, Heine) ziert das wertvolle Werk, in dem Otto Verdrow oor Allen die bezeichnenden, mit psychologischen Feinbild ausgewählten und gruppierten Dokumente felbst fprechen läßt und fo die objektiv gefaltende Methode der biographifchen Darftellung wirksam zur Geltung bringt. Er hat ein fehr lebendiges Buch gefchaffen. Karl Dendell.

Das Buch bietet die erste größere Biographie der merkwürdigen Frau; Schriften wie das kleine wertvolle Buch oon Schmidts Weifenfels find ja kaum zu rechnen. Der Autor hat eine fehr fleißige gediegene literar-hiftorische Leistung geliefert, die aber auch für weniger anspruchsvolle Leser zu viel Unbedeutendes und Gleichgültiges bringt. Im Bestreben, ein Familienbuch zu schaffen, werden zuweilen ein fäthlicher Tan, fensatio-

nelle Überschriften und dergl. gewählt. Für feineren Geschmack find Biographen nur erträglich, wenn fie graße Psychologen, überlegene Kenner find. Wir haben wenig falche Biographien. Eugen Kühnemanns Herder, vielleicht die deutfehste Biographie, ist für mich oorbildlich. — Verdrows Buch oerträgt keine größeren Nahe.

Dr. Theodor Lessing.

Einzel-Besprechungen.

Karl Mallenhauer: Der Wille zum Leben. Eine Erzählung. Gaskar, F. A. Barmann.

Sudermanns „Frische“ geht lieber in den Tod, als daß er Versicherung-Agent wird. Mallenhauer's junger Herr oon Adel, entgleister Jurist, hat trotz seiner blau-blätigen Mama dieses Vorurteil nicht. Dafür wird er mit einer einträglichen Stellung und einem braven Mädchen belohnt. Ob ihm der Schritt fo leicht geworden wäre, wenn ihn nicht der treffliche Redepennig unter seine Füdgel genommen hätte? Der Autor fährt uns in einen Kreis von liebenswürdigen Leuten, die alle mit behaglicher Laune charakterisiert find. Böse Menfchen giebt es in seiner Welt nicht, höchstens famische Käuze. Wilhelm Raabe braucht sich des Buches, das ihm gewidmet ist, nicht zu schämen. Hans Psörtner.

Fürst Bismarck's sozial-, wirtschafts- und steuerpolitische Anschauungen. Von Dr. Leon Zeitlin. Leipzig, H. Woeple.

Eine impanierende Arbeit. — Von der durch und durch modernen sozialorganifchen Staatsauffassung Bismarck's ausgehend baut der Verfasser in strenger Konfequenz den großen Stoff in 10 Abschnitten: Sozialpolitik, Versicherungspolitik, Armenpolitik, Agrarpolitik, Gewerbepolitik, Handelspolitik, Kolonial- und Auswanderungspolitik, Verkehrspolitik, Währungspolitik, Steuerpolitik — auf, und behandelt in jedem einzelnen die Anschauung des Fürsten tief erfchöpfend.

Interessant vor Allem ist, wie man hier Bismarcks Gedanken entstehen sieht, und hin gewiesen wird auf die Kontinuität seines Denkens; interessant die noch wenig oder gar nicht behandelten Abschnitte, darunter die Kolonial-, Auswanderungspolitik und Versicherungspolitik des Fürsten. Es übertrifft, wie auch die Ergebnisse dieser Abhandlungen sich in das Gesamtbild Bismarcks, das uns das Buch so prächtig gibt, einfügen! Selbst die schon an anderer Stelle so oiel obgegriffenen Gebiete Bismarck'scher Politik, sein politisch ökonomisches Denken, bringen hier oiel Neues. —

Aus diesem wissenschaftlich ernsten Aufbau heraus oerdiert des Verfassers Schlusswort, sowie die eigenkritischen Erörterungen, die jeden Abschnitt beschließen, große Anerkennung; denn, so ferne sich das den Wohnorten des Fürsten gespendete Lob

von allem Phrosentum hält, so wohlthwend berührt auch zuweilen die Offenheit Zeitlins, wenn er anderer Meinung ist und nicht jeder Bismarck'schen Anschouung slavisch onhängt.

Das Werk ist eine tief wissenschaftliche, frei kritische Arbeit, und einmol eine wirklich gründliche psychologische Vertiefung in des Fürsten Art, so daß man seine rege Verbreitung wünschen muß.

Wenn ich auch dem Verlage zur Ausstattung ein paar Worte sagen soll, so hätte ich mir für ein so ernstwissenschaftliches Werk die Ausstattung nicht so „schön“ gewünscht; man muß trotz des Strebens noch guter Ausstattung Unterschied zwischen schöner und wissenschaftlicher Litteratur zu mochen wissen. Der Buchschmuck Bossert's, von dem ich oiel bessere Arbeiten kenne, ist zudem recht mäßig und überflüssig.

Hanns Halzschauer.

Büchertisch.

NB.: Die in römischen Buchstaben hier oerzeichneten Werke wurden der Schriftleitung in zwei Exemplaren eingesandt — Besprechung in Korrespondenzform vorbehalten.

Krtlapé, Theodor: Blinde Liebe. Drei Novellen. Berlin W, Albert Gatzschmidt. 169 S. Geb. M. 2.—, geb. M. 2,50.

Haus, Dr. phil. Bruno: Glückseligkeit und Verantwortlichkeit in der kritischen Ethik. Stuttgart, Fr. Frommann 16. Aufl. 101 S.

Secuire, G. H.: Gebilde. Übertragen von E. Dorapeta. Leipzig, Ernst Weltmann. 44 S.

Giant, Rattelas: Schiffbruch. Drama in 3 Akten. Handbuch u. Leipzig. Raumburg'sche Buchhandlung. 77 S.

Heibdeu, Karl: Waterloo. Eine Schlachtdichtung. München, Albert Langen. 458 S. Geb. M. 5.—, geb. M. 6,50.

Haraci, Bildelm: Richard Wagner's Genia. Ein Beitrag zu deren Auffassung. Leipzig, Frober Weinb. 25 S.

Der Seibe: Runbra. Ein Beitrag zur Auffassung der weiblichen Welt in Richard Wagner's Parsifal. Leipzig, G. W. Fritsch. 26 S.

Calanosa, Renée: Melissina. Roman aus der römischen Kaiserzeit. Überl. von Armin Schwab. Budapest, G. Grimm. 261 S. M. 3.—.

Dennert, Dr. phil. G.: Vom Sterbelager des Darmwindeus. 1.—3. Aufl. Stuttgart, Max Neumann. 83 S. Geb. M. 1,50.

Die Geldlösung vom Dasein. Leipzig, G. W. Neumann. 247 S.

Egert, Hans Ludwig: Knädel Lieber. Mit Buchdruck von Bild Geringhausen. München, H. Kormann's Buch. (Rat Schöler.) M. 2.—.

Fischer, Dr. med. Hans: Der Rüssel. Die Rechte und Justiz. Beitrag zum Kapitel der Ge-

tennung der verschiedenen Berufsarten in foro. Separat-Abdruck aus „Friedrich'sche Blätter für gerichtliche Medizin“. 12 S.

Feld, Max: Das Drama in seinem Gegenlage zur Dichtkunst. Ein verkanntes Problem der Kritik. Bd. I: Die Stellung des Drama's unter den Künsten. Leipzig, Georg Wigand. 170 S. M. 3.—.

Graub, Victor: Taine. Aus „Bibliothek von bibliographischen Kritiken, veröffentlicht durch die Gesellschaft von literarischen Wissenschaften“. Paris, Hippolyte Wacod et Sa. 61 S.

Gurtti, Dr. Rudwia: Der Deutsche und sein Vaterland. Berlin, Wigand & Grieben. 145 S. M. 1,20.

Harmanie-Kalender 1903. Berlin W, Verlagsgesellschaft „Harmanie“. 76 S.

Hauschner, K.: Dauph's Godzeit. Bd. 52 der „kleinen Bibliothek Langen“. München, Albert Langen. 143 S. Geb. M. 1.—, geb. M. 1,50.

Heinge, Prof. Albert: Eukin und Deutsch. Ein Beitrag zum jetzigen Ausbau höherer Lehranstalten. Leipzig, L. Frommann, G. Hildebrandt. 75 S. M. 1,50.

Hennig, Alfred: Die da hungern nach Glück und Liebe. Roman aus dem Godzeit. Weinheim, Fr. Kormann. 107 S. M. 1,00.

Hinneri, Otto: Pahar Krotik. Drama in 4 Akten. Bonn, Carl Georg (Universitäts-Buchdruck). 162 S.

Hirth, Georg: Kleinere Schriften. I. Bd.: Wege zur Kunst. 2. Aufl. 3. Lief. München, Verlag „Jugend“. Der I. Band vollständig in 5 Lieferungen; die Lieferung 80 Pfg.

Kaufmann, Max: Heine's Charakter und die moderne Seele. Eine Studie mit neuen Briefen od. dem bisher verschollenen Jugendgroschen „Deutschland 1815“. Zürich, Albert Müller. 111 S.

Karsner, Ernst: Resignationen. Diessen (Bayern), Jos. C. Huber. 71 S.

Kirchbach, Wolfgang: Was lehrte Jesus? Zwei Ur-Evangelien. 2. stark verm. u. verb. Aufl. Berlin, Ferd. Dümmler. 243 S. Geh. M. 6.—, geb. M. 7.—.

Koenig, Karl: Das Nibelungenlied und Wilhelm Jordan. Mit dem Anhang: Richard Wagner in Amerika. 132 S. Götting, Schweizer Verlagsanstalt (B. Vogel).

Der Erde: Neue Gebilde. 2. oerb. Aufl. 121 S. Götting.

Rorffs Reise durch Rußland. Rom, Rousfos, Translazioni die Samarland 1901. Berlin SW, Teutches Druck- u. Verlagsb. 284 S. Geh. M. 2,25, geb. M. 3.—.

Raus, Carl: Sittlichkeit und Kriminalität. (Nach einem Gedächtnisprot.) Sonderabdruck aus „Die Fabel“. Wien III, Verlag „Die Fabel“. 24 S. 40 Heller.

Kulturprobleme der Gegenwart: Bd. 1—IV. Herausgeg. von Leo Berg. Die Ekstase von Prof. Dr. Thomas Acheili. 225 S. — Die Bodenreform von Adolf Damaschka. 246 S. — Rasse und Milieu von Heinrich Driesmann. 228 S. — Wir und die Humanität von Alfred Klar. 232 S. Berlin W, Johannes Bode.

Rundgewerbe, Das auf der Duffeldburger Ausstellung 1902. 4. Kulturkongressbericht über „Abrihande“, Monatschrift für deutsche Kunst. II. Jahrg. Heft 12. Duffeldberg, K. Vogel. 45 S.

Lasscher, Hermann: Hinterlassene Schriften und Gedichte. Herausgeg. von R. Hesse. Basel, R. Ketch (varm. C. Detloff). 83 S.

Lehnar, Rud. Jul: Nöchte, Nomo Gedichte. Diessen (Bayern), Jos. C. Huber. 52 S.

Matia, Carl: Verje. Berlin SW, Schaper & Seiffner. 78 S.

Mattbaei, Adelbert: Die bildende Kunst und das Volkstümliche in Deutschland. 68 S. M. 1.—.

— Die siddliche Verewaltung und die Pflge der bildenden Kunst in Schleswig-Holstein. Referat auf dem Schleswig-Holstein'schen Seidertag vom 15. Juni 1901 in Oldesloe. 22 S. M. 0,80. Götting: Riel, Stiphus & Tischer.

Maas, H. G.: Das Grundgesetz der Wirtschaftstufen und ihr Vorbeugemittel im Zeitalter des Monopols. Mit 5 Tabellen und 1 Kurventafel. Berlin, Ferd. Dümmler. 146 S. Geh. M. 2.—, geb. M. 2,80.

Michaeli, Paul: Wann wird esingen? Ein Wiener Roman in 2 Bänden. Wien, Carl Rosenberg. 281 resp. 274 S.

O'Meara, Richard: Soldatenliebe. Übersetzt von J. von Immenroth. Budapest, G. Grimm. 315 S. M. 3.—.

Orszag, Eugen: Der Verdrüder und andere böstler Novellen. Zürich, Th. Schöndler. 158 S. M. 2.—.

Philipp, Fritz: Haffelbach und Wildendorn. Erzählungen aus dem Wehrmännlichen Soldatenleben. Göttingen, Eugen Salzer. 196 S.

Prunßern, Hermann von: Kärntenlieber. Zürich, Carl Schmid. 36 S. M. 1,50.

Romuald, Adjutant: Fügungen Gottes. Vier Erzählungen. Diessen (Bayern), Jos. C. Huber. 78 S.

Romundt, Dr. Heinrich: Ront's philosophische Religionstheorie, eine Frucht der gemäßen Vernunftkritik. Götting, G. J. Dienemann. 96 S. M. 2.—.

Samsen-Quimmling, F. von: Kati Tolstoi. Berlin, Hermann Walther. (G. m. b. H.) 163 S. M. 2,50.

Schiri, Oberst: 23 Jahre Sturm und Sonnenschein in Südafrika. 1. Ziel. Leipzig, J. K. Neudruck. 18 Vortrags- u. 50 Bsp., oder 1 Forter Band mit 20 Separatbildern, einer Karte und einem Schachplan eleg. geb. M. 10.—.

Schloß, Johannes: Noch einmal „Krisis Holz und Land“. Berlin W 35, Carl Neffler & Co. (G. m. b. H.) 16 S.

Trümpelmann, August: Die Herforder Vogeburg. Drama in 3 Akten. Jägerburg, Hader'sche Buchdruckerei. 136 S. Geh. M. 1,50, geb. M. 2,25.

Simplissimus-Kalender 1903. München, Albert Langen. 48 S. M. 1.—.

Sommer, Robert: In der Waldmühle. Roman. 1. Teil. Leipzig, Rob. Friedl. 207 S. Geh. M. 2.—, geb. 2,75.

Speyer, Friedrich: Gebilde. Mit Zeichnungen von Franz Etzinger. Potsdam, R. Stein. 132 S. Studienroman, 4. Band: Silber zu Fritz Reuters Berlin. Mit erdortendem Text von Paul Warden. Heft. 11—15. Berlin W 57, Rich. Schöndler Nachf. (G. Krüger). 23 Vortrags- u. 50 Bsp.

Toran, K.: Der gelbene Schlüssel. Schachspiel in 5 Aufzügen. Leipzig, C. W. Neuge. 131 S. M. 2.—.

Wandere, Jane de la: Die Kamyone des Königs von Siam. Roman. Übersetzt von Theodor Hoffmann. Budapest, G. Grimm. 304 S. M. 3.—.

Willy: Claudine in Paris. 2. Aufl. Übersetzt von Franz Hofen. 49 S. M. 3.—. — Claudine's Ode. Übersetzt von Georg Nöblingen. 33 S. M. 3.—. Götting.

Kuß dem Verlage von G. Pierson in Dresden:

Frensd, K.: Eigt! Erzählung. 212 S. M. 2,50.

Geßler, Euba: Lebensstille. 255 S. M. 3.—.

Kang, Hermann: Stimmen des Herzens. Gebilde. 88 S. M. 1.—.

Oppermann, Carl F. W.: Die Cyprianische Besper. Trauerspiel in 5 Aufzügen. 132 S. M. 1,50.

Kuß dem Verlage von Schaper & Seiffner in Berlin:

Goffmann, Paul Nikolaus: Kphortömen. 2. Aufl. 144 S.

Hoffmann, Camill: Adagio stiller Abende. Gedichte. 111 S.

Schmann, Hedwig: Im Hilde. Gebilde, nach Buchdrückungen. 143 S.

Weidl, Dr. Arthur: Kunst und Kultur. Produktive Kritik in Vorträgen, Essays, Studien. (Mit Bild des Verf.) 530 S. Geb. M. 5.—, geb. M. 6.—.

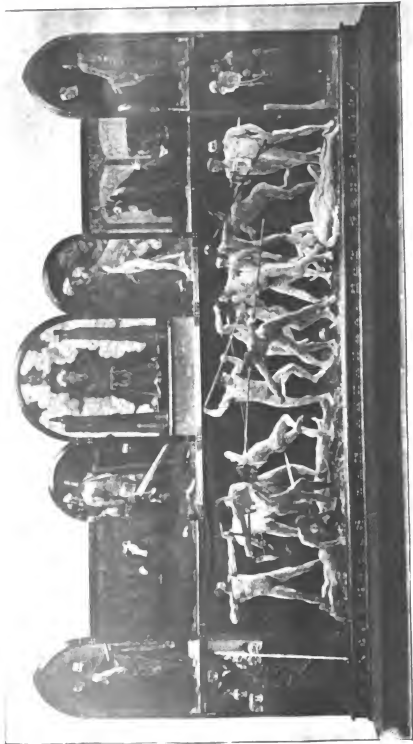
Wieland, Paul: Gebilde. Eine Anthologie der besten Übertragungen. Herausg. von Stefan Jögel. Mit Vorwort des Dichters von Fritz Balkson. 120 S.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Arthur Seidl in München-Soull II, Sohnstraße 135, I. Fernruf-Nr. 10124; Sprechzeit der Schriftleitung: Samstag Nachm. 4—6 Uhr; Postzeitungsliste — Bayern: Nr. 1064, Deutsches Reich: Nr. 2926, Österreich: Nr. 1598;

Münchener Auslieferung: Jos. Ant. Finsterlin Nachfolger (Salztorstraße).

NB. Für unerlangt eingelangte Besprechungs-Gegenstände übernimmt die Schriftleitung überhaupt keine, für unvollständig eingelangte Handschriften nur dann Gewähr, wenn Rückporto beilieg. Original- und Nachschriften, selbstredend wie Übersetzungen, ausgiebiglich an den Herausgeber; Besprechungen, Rezensionen oder Bewerbenungen; an den Verlag erbeten. — Probehefte und Verlangen jederzeit unentgeltlich und postfrei durch die Verlagsanstalt zu beziehen.

Verlag und Druck der „Gesellschaft“: G. Pierson's Verlag (H. Linde) in Dresden.



Selbst-Schneiderei „Nun die ID-Gruppe“.
Mit stützender Teilnahme des Künstlers und der Dichtung
von Hanna Neufuss & Dichtung in C. 1913



Band IV. * 1902. * Heft 22.

Das Kredit-Unwesen unserer Tage.

Don Veritas.

Es ist anzuerkennen, daß man in unseren Tagen bestrebt ist, die wirtschaftlich Schwachen im Kampf um's Dasein zu unterstützen. Dazu ist aber in erster Linie nötig, daß man die Ursachen der Schwäche auch richtig erkennt. Erst dann nämlich ist es möglich, das Übel an der Wurzel anzufassen. Nun liegt die Sache gar nicht so ganz einfach, es giebt Haupt- und Nebenursachen der Kalamität. Eine Hauptursache der Notlage unserer Landwirtschaft ist die Übercultivirung von Grund und Boden, während der Handwerker und der kleine Gewerbetreibende am heutigen Kredit-Unwesen leiden.

Thatsächlich ist unser Kreditwesen zu einem Unwesen geworden und zwar in mehr als einer Hinsicht. Zunächst ist vom volkswirtschaftlichen Standpunkte das Verschwinden des Personalkredits auf Kosten des Realcredits tief zu beklagen. Mag der Mann auch noch so tüchtig und fleißig, noch so arbeitsam und sparsam sein, er ist nahezu kreditlos, wenn er nichts zu verpfänden hat, oder wenn nicht sichere Bürgen für seine Schuld als Selbstschuldner haftbar eintreten. Dagegen kann jeder arbeitshure und versoffene Lump Kredit bekommen, wenn er nur über verpfändbare Gegenstände oder über zahlungsfähige Bürgen verfügt. Die Geldleute sind dünn, sehr dünn gesät, die noch auf ein ehrliches Geßicht und eine tüchtige, Arbeit gewohnte Hand ein paar Mark borgen. Lieber geben sie ihr Geld für Spekulationen an der Börse her, auf die sie sich verüßen wie der Hiel auf's Harfen, und bei denen sie schließlich und zuletzt doch über den Köffel barbiert werden. Lieber stecken sie ihr Geld in allerhand exotische An-

leihen, bei denen die beste Aussicht ist, Zinsen und Kapital zu verlieren. Die Erfahrungen, die man mit Börsenjobbern einerseits und mit pumpulustigen Raubstaaten andererseits gemacht hat, sollten doch demnächst die Tenne fegen — aber die Dummen werden nicht alle!

Und unsere Gesetzgebung befördert sogar noch das Unwesen. Unsere Gesetze gestatten es dem Landmann, dem Geschäftsmann, Landstulle und Geschäft so hoch mit Hypotheken zu belasten und sein Eigentum für eine solche Summe zu verpfänden, daß Landmann und Gewerbetreibende sich kaum noch rühren können und nur noch Sklaven des Mannes sind, der im Betriebe sein Geld stecken hat und der nichts bei der Sache riskiert, weil er nicht mehr Geld in den Betrieb hinein steckt, als er zuletzt auf dem Substitutionswege aus seinen Pfandobjekten heraus schlagen kann. Geht nun die Sache schief, so kommt der Gläubiger, der Kapitalist, mit heiler Haut davon, der Schuldner aber kann mit dem weißen Stocke von dannen gehen. Überhaupt sind die Gesetze so zugeschnitten, daß nur ja der Kapitalist nichts verliert; die übrige Menschheit mag sich für ihn plagen. Eine solche Gesetzgebung war gut, so lange in Deutschland nur mäßig Kapital vorhanden war und dieses wirklich erspartes Gut vorstellte. Heute aber weiß auch der halbwegs Eingeweihte, in welcher Weise Vermögen gewonnen werden und in wie kurzer Zeit Millionen sich verdoppeln. Das Kapital wird nicht mehr erarbeitet, sondern zusammen spekuliert und drückt auf das ehrliche Gewerbe, das noch auf Urväter Weise im Schweisse seines Angesichts seinen Mann nähren möchte. Das Kapital drückt jede Arbeit, raubt dem Handwerk den goldenen Boden, vernichtet im Handel die kleinen Existenzen, saugt dem Landmanne das Mark aus den Knochen und ballt sich zusammen in der Hand weniger Menschen. Unsere Gesetzgebung muß eine antikapitalistische werden, nicht im sozialdemokratischen Sinne, denn wir wollen das Kapital nicht vernichten, sondern es muß mehr Risiko auf seine starken Schultern nehmen und mehr zu den Lasten heran gezogen werden.

Ist in dieser Hinsicht zu wenig Kredit, zu wenig Personalkredit vorhanden, so auf der andern Seite wieder viel zu viel; aber diesen Kredit giebt nicht der Kapitalist, den muß der Handwerker, der kleine Kaufmann geben. Schlangweg verlangt seine Kundschaft, einerlei, ob sie zahlungsfähig ist oder nicht, von ihm einen Kredit bis zu einem Jahre und darüber hinaus. Der zahlungsfähige Kunde könnte wohl bar zahlen oder, wenn ihm das zu umständlich ist, wenigstens jeden Monat seine Rechnung berichtigen. Statt dessen läßt er seine Schuld ruhig ein Jahr stehen, und wenn dann sein Gläubiger kommt, beeilt sich mancher auch noch nicht mit dem Be-

zahlen. Erlaubt der Geschäftsmann sich eine bescheidene Bitte oder eine Mahnung, dann wird der arme Teufel, der seinerseits von Hypothekengläubigern und Lieferanten arg genug bedrängt wird, als unbescheiden und frech verschrien und verliert seine Kundschaft. Kredit aber verlangt auch der Arbeiter, der weiter nichts hat als seinen Tage- oder Wochenlohn und der deshalb als kreditfähig gar nicht anzusehen ist. Womit er eigentlich seine Rechnung bezahlen will, darüber macht er sich kaum Gedanken. So lange man ihm Kredit giebt, ist es gut; wenn ein Geschäftsmann es nicht mehr will, so thut es dessen Konkurrent; und wenn nach Jahre langem Warten der Geschäftsmann die Geduld verliert und seine Forderung endlich einklagt, dann — ist bei dem Kunden nichts zu holen. Nicht alles natürlich, was dieser Kundschaft geborgt wird, geht verloren, sonst würde ihr doch wohl gar nichts mehr geborgt werden; aber das weiß jeder Geschäftsmann, daß von solchen Forderungen immer etwas verloren geht. Also billig muß er arbeiten und verkaufen, damit ihm nicht ein Konkurrent den Rang abläuft; lange Kreditfristen muß er gewähren, damit seine Kundschaft ihm nicht untreu wird; von seinen ausstehenden Forderungen muß er einiges in den Schornstein schreiben. Mit ihm selbst aber will kein Mensch Erbarmen haben; er muß zahlen, wenn Tag und Stunde der Zahlung kommt, weil sonst Gericht und Gerichtsvollzieher ihm über den Hals kommen: wo soll da des Handwerks, des Kleingeschäftes goldener Boden bleiben?

Daß gegen solche Übelstände durch gesetzliche Mittel angegangen werden kann, mag ja sein, aber daß viel dabei heraus kommt, möchten wir sehr bezweifeln. Hier wird der Mittelstand einstweilen zur Selbsthilfe greifen müssen. Der Gewerbetreibende lebt nicht von dem, was er verkauft, sondern von dem, was er bezahlt bekommt, und von dem, was er beim Verkaufe noch verdient. Ein zahlungsunfähiger Kunde ist schlechter als gar keiner, er bringt ihn um Ware und Geld. Ein säumiger Zahler als Kunde ist nicht viel besser als gar keiner, denn durch das lange Warten geht dem Gewerbetreibenden der Verdienst als Zinsverlust wieder verloren. Will oder kann ein Kunde nach angemessener Frist nicht zahlen, ohne daß besondere Verhältnisse dies erklärlich machen, so mahne man ihn an die Erfüllung seiner Verbindlichkeiten. Nimmt er das krumm und geht nun zu einem Konkurrenten, so ist an dem Kunden nicht viel verloren; es ist aber nicht einzusehen, warum man noch länger Geduld mit ihm haben soll. Das Gesetz ist dann gegen säumige Schuldner doch noch anzuwenden. Allzu große Gutmütigkeit gegen leichtsinnige Schuldenmacher aber ist Dummheit. Der kleine Geschäftsmann ist doch am wenigsten in der Lage, sich solche Dummheit leisten zu können. In seinem Interesse liegt es, die

faule Kundschaft abzustößen. Trägt sie ihr Kreditbedürfnis zu einem Konkurrenten, so wird dessen wirtschaftliche Stellung dadurch natürlich nicht gebessert.

Einigkeit macht stark! — so sagt ein Sprüchwort. Die wirtschaftlich Starken haben das längst einsehen gelernt. Sie haben sich zu Ringen und Trübs zusammen gethan. Warum sollen die wirtschaftlich Schwachen nicht ihrem Beispiele folgen? Aber da liegt der Hase im Pfeffer. Wohnen in einem Dörflein zwei Schneider, so betrachten sie sich als die ärgsten Feinde, suchen sich die Kundschaft weg zu schnappen, machen gegenseitig ihre Arbeit schlecht, und einer sucht durch Preisdrückerei den Andern geschäftlich tot zu machen. Und so geht es in jedem Geschäft. Ausübende des selben Berufs und Gewerbes betrachten sich gegenseitig als die schlimmsten Gegner, während doch naturgemäß Alle zusammen halten müßten gegen den gemeinsamen Feind, die unrette Kundschaft. Sagt man das aber den Kleingewerbetreibenden, so ist die Ausrede gewöhnlich die: ein solches Zusammenhalten sei nicht möglich; einzelne Konkurrenten würden doch nicht mit halten, würden dann billiger arbeiten, liefern und verkaufen als die Angehlossenen und die Kundschaft an sich reißen. Gewöhnlich liegt bei solchen Ausreden die Angelegenheit aber so, daß ein Einigungsversuch noch gar nicht gemacht worden ist und daß man vor lauter theoretischem Erwägen nicht zum praktischen Handeln gekommen ist. Wir glauben auch nicht, daß nun gleich alle Gewerbetreibenden mit Pauken und Trompeten dem neuen Verein oder der Vereinigung zufallen werden; wir meinen aber, daß die Vorteile doch groß genug sein würden, um diejenigen nach und nach heran zu ziehen, die erst mit der Sache nicht viel im Sinne haben.

Wir können auf alle diese Vorteile nicht eingehen; uns interessieren nur diejenigen, die zu einer Beseitigung des Kreditunwesens führen können. Zunächst können den Mitgliedern der Vereinigung doch die Personen namhaft gemacht werden, von welchen Zahlung nicht leicht zu erlangen ist. Jedes Mitglied kann den übrigen Mitgliedern seine Erfahrungen mitteilen, und so werden die Erfahrungen des Einen allen Andern zugänglich. Man kann es den Leuten weder an der Nase noch am Kleide, weder am Namen noch an der Stellung ansehen, wes Geistes Kinder sie in dieser Hinsicht sind. Höher werten wir es schon, daß eine Vereinigung ganz anders gegen die langen Kreditfristen vorgehen kann als ein Einzelner. Einzelne Herren machen da mitunter himmelschreiende Fehler. Ein Beispiel diene zur Erläuterung; es hat den Vorteil, buchstäblich wahr zu sein. Ein guter Bekannter bezahlt monatlich bei einem Kaufmanne sein Kontobuch, durchschnittlich jeden Monat 15—16 M. Als guter Kunde erhielt er denn

auch ein Neujahrsgeschenk von 5 M. Wert. Sein Nachbar, der nur alle Neujahr seine Rechnung bezahlt, erhielt bei Bezahlung einer Rechnung ein Neujahrsgeschenk im Werte von etwa 10 M. — seine Rechnung betrug etwa 150 M. Der Erste hat dem Kaufmann mehr Geld in's Haus getragen, und da sein Geld oft durch das Geschäft des Kaufmanns laufen konnte, hat der Kaufmann im Laufe des Jahres gewiß mehr damit verdient, als das Geschenk wert war. Das Geld des Zweiten hat im Geschäft des Kaufmanns noch nichts verdienen können, er muß sein Geschenk ansehen als einen Rabatt von 6—7 am Hundert. Und die Folge? Mein Bekannter, dem es ganz einerlei ist, ob er einmal oder zwölfmal im Jahre bezahlt, hat die Art und Weise, wie man ihn behandelte, als Unrecht empfunden. Er sagte mir: Wenn der Kaufmann dafür Extra-Prämien giebt, daß man lange Kreditfristen beansprucht, so bezahle ich auch nur einmal im Jahre. Und er hat Wort gehalten, und der Kaufmann ist um einen guten Zahler ärmer.

Wir möchten vorschlagen: Jeder Gewerbetreibende berechnet den Verkaufswert seiner Ware und seinen Arbeitslohn, so daß die Zinsen für ein Vierteljahr Zahlungsfrist mit hinein gerechnet sind. Bezahlt nun ein Kunde bar oder innerhalb eines Vierteljahres, so gewährt man ihm einen kleinen Rabatt. Wer auch nur von jeder Mark zwei Pfennige in Abzug bringen kann, thut das gern. Das Bestreben, billig zu kaufen, liegt nun einmal in jedem Menschen. Wer selbst in fröhlicher Gesellschaft ohne weitere Gewissensbisse einen Thaler und mehr springen läßt, der freut sich, wenn er einen Anzug auch nur 5 Groschen unter dem Einkaufspreis einhandeln kann. Wir glauben, daß die einfache Gewährung eines kleinen Rabatts schon genügen wird, um Manchen zum Barzahlen zu bewegen, der es wohl kann, aber aus Nachlässigkeit nicht thut. Sogar Mancher, dem das Zahlen sauer wird, wird es möglich zu machen suchen, nur um den Rabatt mit zu bekommen. Wir stellen hier keine Theorie auf, wir reden aus Erfahrung. Jedes Vierteljahr bekommen die Kunden die Rechnung. Wird nun bezahlt, so giebt es freilich keinen Rabatt, aber der Kunde hat auch nur den Betrag der Rechnung zu bezahlen, während später Zahlende für jeden Monat $\frac{1}{2}$ vom Hundert pro Monat Verzugszinsen zu zahlen haben. Diese Verzugszinsen werden als abschreckendes Beispiel wirken, denn für „nichts und wieder nichts“ giebt kein Mensch gerne Geld aus.

Man mag den Vorschlag im Interesse der Kreditoren als reichlich hart ansehen. Aber warum? Entweder sind die Kredit Fordernden nur nachlässig, und dann geschieht es ihnen gerade recht, wenn sie etwas hoch genommen werden. Oder aber sie können nicht zahlen, und dann dürfen

sie überhaupt keine langen Kreditfristen verlangen, sondern müssen sich nach ihrer Decke strecken. Das Elend in mancher Arbeiterwohnung — ich bin Arbeiterkind und kenne die Verhältnisse — ist doch nur eine Folge davon, daß man den Kreditunfähigen viel zu viel und viel zu lange Kredit gab. Es ist ein Stück Volkserziehung, wenn man diese Kreise einmal wieder lehrt, sich nach der Decke zu strecken. Übrigens ist gar nicht einzusehen, warum das Kleingewerbe darunter leiden soll, daß der Arbeiter wenig zahlungsfähig und manchmal noch weniger zahlungstüchtig ist. Dem Gewerbetreibenden erwächst eine Arbeitslast mehr daraus, daß er viermal im Jahre Rechnungen schreiben muß, statt sonst einmal. Aber die Rechnungen sind dann auch nicht so groß, und die Arbeit ist rascher gethan. Und der Gewerbetreibende hat überdies noch den Vorteil von der ganzen Sache, daß das Geld viel öfter als sonst durch sein Geschäft läuft und natürlich jedesmal verdient. Nicht nur viel Zinsverlust wird erspart, sondern auch viel Kapitalverlust. Wer heute noch zahlungsfähig ist und also ohne viele Umstände Kredit bekommt, ist es vielleicht nach einem Jahre schon nicht mehr, wenn nämlich die Rechnung kommt. In einem Vierteljahr aber ändert sich die Kreditfähigkeit doch nicht so leicht, und die kreditierte Summe wächst auch nicht zu einer so bedeutenden Höhe an. Sicherlich aber wird der Gewerbetreibende nicht so viel bares Geld verlieren, als er es heute muß, wenn er erst einmal vierteljährlich Rechnungen schreibt. Die Mehrarbeit macht sich also bezahlt. Auf manchen leichtlebigen Schuldenmacher zumal wird durch die vierteljährlichen Rechnungen und dadurch, daß ihm der Kredit vielleicht entzogen wird, in dem Sinne eingewirkt, daß er mehr an die zu leistenden Zahlungen denkt. Ja, auch für den kreditunfähigen kleinen Mann könnte es, wie gesagt, ein gutes Erziehungsmittel sein, wenn er nicht mehr so lange, wie bisher, Waren und Arbeit auf Kredit erhält.

Es mag nun sein, daß in jedem Orte einige Gewerbetreibende sich auf eine solche Einigung nicht einlassen und meinen, wenn sie günstigere Zahlungsbedingungen gewähren, also länger kreditieren, werde das Publikum ihnen zulaufen. Großentheils werden sie aber doch nur das zahlungsfaule und zahlungsunfähige Publikum behalten, und an dem kann den Gewerbetreibenden doch wahrlich nicht allzu viel liegen. Wer zahlen will und kann, der wird nach einem Vierteljahr oder sofort ebenso gut zahlen können als nach einem Jahre. Die Mitglieder der Vereinigung bleiben vor großen Kapital- und Zinsverlusten eher befreit als die, welche nicht mit beitreten; sie haben öfters bares Geld in der Hand, können infolge dessen besser und billiger einkaufen und natürlich auch billiger verkaufen, und verdienen mehr. Ihre Lage muß sich besser gestalten als die ihrer Konkurrenten, und diese

werden wahrscheinlich nach kürzester Frist des lieben Vorteils halber ihre Sonderstellung auch aufgeben.

Bekommt nun der kleine Gewerbetreibende durch das oben vorgeschlagene Verfahren mehr bares Geld zwischen die Finger, so steht er auch denen anders gegenüber, von denen er Waren und Rohmaterialien entnimmt: er kann öfter bar bezahlen. Wir haben Eingangs darauf hingewiesen, wie das Kapital ihn knechtet. Das mag ja etwas verwunderlich erscheinen da doch Kaufmann und Handwerker oft mehr Waren auf Kredit bekommen können, als gerade notwendig wäre. Und wenn sie auch schon öfters Konkurs gemacht oder abgehandelt haben, immer findet sich noch ein Großhändler oder Fabrikant, der es noch einmal mit ihnen versucht und ihnen Waren auf Kredit giebt. Als einen besonderen Segen können wir die leichte Gewährung des Warenkredits eben auch nicht ansehen. Einerseits ist sie nur ein Anzeichen einer gewissen Überproduktion oder eines ungesunden Konkurrenzkampfes unter den Großisten. Fabrikant und Großist können ihre Waren nicht zu gesunden Bedingungen los werden. Es ist zu viel davon im Lande. Es muß ein Teil abgesetzt werden auch auf die Gefahr hin, keine Zahlung dafür zu erhalten. Andererseits weiß jeder, der die Augen offen hält, daß es Fabrikanten und Großisten giebt, die mit Vorliebe jungen Anfängern im Kaufmanns- und Handwerkerstande einen tüchtigen Warenkredit gewähren und es gar nicht ungern sehen, wenn ihre Kunden immer etwas mit dem Bezahlen im Rückstande sind. Dann sind sie in der Lage, die Preise für gelieferte Waren willkürlich fest zu setzen und haben auch Abnehmer für später und für vielleicht minderwertige Ware. Bis dahin haben sie den in ihrem Schuldbuche stehenden Abnehmer völlig in der Tasche. Er kann nur bei ihnen, nur zu einem von ihnen fest gesetzten Preise und nur das, was sie ihm verkaufen wollen, kaufen. Wird er irgend wie schwierig, so fordern sie Zahlung seiner Schuld, und das ist sein Ruin. So bleibt er zahm und wird weiter „gemolken“. Man kann ein solches Verfahren gemein und niederträchtig nennen, das ist es auch; aber es wird häufig eingeschlagen, und Gewissen ist eben manchem Geschäftsmanne nichts weiter als ein unangenehmes Wort.

Die leichte Art und Weise, Waren auf Kredit zu bekommen, bedeutet für manchen kleinen Geschäftsmann demnach seinen Ruin. Die Geschäftsreisenden sind für manchen Geschäftsmann eine wahre Landplage, aber sie werden, leider Gottes, noch lange nicht so oft hinaus geworfen, als man nach den Wigblättern wohl glauben sollte. Sie wissen ihre Waren gut anzupreisen und abzusetzen. Bares Geld braucht der Abnehmer nicht, er hat ja Kredit. So läßt er sich etwas anreden über seinen Bedarf

hinaus, etwas, von dem er gar nicht weiß, ob seine Kunden es bei ihm fordern und kaufen werden, und was er nie angeschafft hätte, wenn er es aus freien Stücken hätte kaufen oder auch nur bar bezahlen müssen. Kann also der Warenkredit schon den soliden Gewerbetreibenden verführen, sein Konto über Gebühr zu belasten, so kommt erst recht der unsolide Mensch dabei aus Rand und Band. Wie Mancher fängt nicht heut zu Tage ein Geschäft an, ohne eigentlich etwas dazu zu haben und viel davon zu verstehen, nur weil er die Waren auf Kredit bekommt und weil er nichts verlieren kann, wenn die Sache schief geht — denn er hat ja nichts. Wie viel Schaden aber solche Leute ihren soliden Konkurrenten! Sie verderben die Preise von Ware und Arbeit und reißen die Kundschaft an sich. Freilich ist der Konkurs in den meisten Fällen die Folge, aber der Schaden ist vorher gemacht.

Bar Geld lacht! Das sollten sich auch Fabrikanten sagen und Großisten zur Regel machen und daher bei ihren Abnehmern unter den Kleingewerbetreibenden auf Barzahlung oder, wenn das nicht immer geht, auf möglichst kurze Kreditfristen dringen. Man könnte einwenden: Dann sei ja der tüchtige und strebsame, aber mittellose Anfänger gar nicht im Stande, ein Geschäft anzufangen, der heute seinen Warenkredit aus nutzt und sich allmählich empor arbeitet. Allein durch eine Reform des Kreditwesens würde auch hier Wandel geschafft werden können, und der Anfänger würde durch Gewährung eines Geldkredites besser fahren als durch die Gewährung eines noch so umfangreichen Warenkredites, allein schon deshalb, weil er dabei nicht in dem Maße von seinen Lieferanten abhängig wäre wie eben heut zu Tage. Andererseits könnte den Lieferanten eine solche Änderung der Dinge nur erwünscht sein, da sie vor vielen Verlusten so verschont bleiben würden.

Zunächst ist das ganze Bürgschaftswesen von heute ein Unding. Peter will bei Paul Geld leihen, aber Peter ist nicht der Mann, dem man gern etwas leiht. Paul macht also Ausflüchte. Nun kann aber Peter wohl bei einem Geldmann oder einer Kasse Geld bekommen, wenn Paul Bürge sein, d. h. als Selbstschuldner haften will, falls Peter nicht zahlen kann. Den Freundschaftsdienst glaubt Paul dem Peter nicht abschlagen zu dürfen. Er übernimmt die Bürgschaft und macht damit einen sehr dummen Streich. Hätte er dem Peter das Geld geliehen, so hätte er es ihm doch kündigen können, falls Peters Lebenswandel und Geschäftsführung ihm für die Sicherheit seines Geldes nicht mehr ausreichend erschienen wären. Kündigt er ihm die Bürgschaft auf, so wird der Verleiher mißtrauisch, kündigt das Geld, und Paul kann nun zahlen. Lieber

wartet er also und sieht, ob Peter nicht doch noch anders lebt und wirtschaftet. Allgemein: Der Bürge kann in vielen Fällen einsehen, daß er zahlen muß, aber er kann nichts zur Abwehr thun, er ist weit übler daran als der Gläubiger. Der Gläubiger leiht aber in manchen Fällen nicht das Geld aus, weil der Schuldner, sondern, weil der Bürge gut ist. Er sieht mehr auf den Bürgen als auf den Schuldner. Das ist nun doch ein Stück aus der verkehrten Welt.

Ein anderer Fall: Hans ist für Franz Bürge geworden. Über's Jahr muß Hans auch Geld haben; was ist natürlicher, als daß eine Hand die andere wäscht, daß also Franz für Hans auch Bürge wird? Da nun einem und dem selben Verleiher, sei es Mensch oder Kasse, mit solcher gegenseitigen Bürgschaft nicht gedient ist, so gehen die beiden Viedermänner bei Abschluß des zweiten Geschäftes eine Thür weiter. Das Für-einander-Bürgen hat namentlich, wo viel Handel getrieben wird, stellenweise einen bedrohlichen Umfang angenommen. Keiner weiß recht, für wie viel sein Nachbar eigentlich Bürgschaft übernommen hat und für wie viele unsichere Zahler. Durch dieses Gegenseitig- und Durcheinander-Bürgen kommt es aber auch, daß bei einem Konkurs immer Viele in Mitleidenschaft gezogen werden, die direkt keinen Pfennig verlieren, nur weil sie nun als Bürgen Zahlung zu leisten haben. Mancher wird nicht durch seine Schulden, sondern durch seine Bürgschaften zahlungsunfähig. Man ist aus allen diesen Gründen denn doch wohl berechtigt, zu fragen, ob wohl das Bürgschaftswesen in heutiger Form aufrecht zu erhalten sei und ob es nicht volkswirtschaftlich richtiger wäre, das ganze Bürgschaftswesen dadurch zu beseitigen, daß man gesetzlich den Bürgen von der Pflicht zu zahlen entbindet.

Vor dem Bürgschaftskredit hat der Hypothekenkredit immer noch seine Vorzüge. Der Schuldner belastet da doch nur seinen eigenen Besitz, nicht auch zugleich den seines Bürgen. Mit dem Bürgschaftskredit kann man vollständig brechen, mit dem Hypothekenkredit nicht, wenigstens vorläufig nicht. Als Gläubiger werde ich mich an das Eigentum meines Schuldners halten, wenn er nicht zahlen kann oder will, auch wenn es mir nicht hypothekarisch verschrieben ist. Die Hypothek macht es aber möglich, daß ein Schuldner auf lange Jahre, so zu sagen auf ewige Zeiten, größere Summen geliehen bekommen kann, ohne täglich Kündigung befürchten zu müssen. Auf Hypothek bekommt man billiger Geld als auf Schuldschein. Auch ist die Hypothek für den Schuldner weder eine Last noch eine Gefahr, so lange die Verschuldung keine zu hohe ist. Aber da liegt eben der Schaden, daß mancher Mann auf Haus und Landgut zu viele Hypotheken stehen hat. So lange nur der Gläubiger Hypothek auf

Hypothek hergeben will, kann der Schuldner sein Erb und Eigen so hoch belasten, wie er will. Es ist durchaus keine Übertreibung, wenn behauptet wird, daß heut zu Tage mancher Mann nur für den Hypothekengläubiger arbeitet und sich und den Seinen Entbehrungen aussetzen muß, um nur seine Zinsen zu erschwingen. Der Verleiher fragt gar nicht danach, in welcher Lage sein Gläubiger ist; er läßt ihn Haus und Hof, Landstelle und Geschäft, Warenlager und Handwerksgerät verschreiben und hat keine andere Sorge, als daß bei einem etwaigen Zwangsverkauf für sein Geld Deckung vorhanden ist, daß er nur ja keinen Pfennig verliert.

Man hat nun diese Schuldnechtschaft eine freiwillige genannt und gesagt: jeder, der die Hypothekenzinsen nur mit Mühe und Not auf zu treiben vermöge, könne ja sein Anwesen den Gläubigern überlassen und seinen Konkurs anmelden. Alles recht schön und gut, aber womit soll denn der Mann sich und seine Familie weiter ernähren? Verwunderlich ist es doch gar nicht, daß er, auf bessere Zeiten hoffend, sich unter der Schuldenlast hin schleppt, so lange er es nur irgend kann, und es sind nicht die schlechtesten Elemente der Bevölkerung, welche im Kampfe mit den widrigen Umständen ausharren und nicht gleich die Flinte in's Korn werfen. Aber für das Volk als solches ist die Abhängigkeit weiter Kreise vom Hypothekengläubiger, ist die Schuldnechtschaft ein schlimmes Übel. Jede wirtschaftliche Krisis, und ohne solche kann es niemals abgehen, trifft am schwersten diese Leute. Sie werden in ihrer Existenz bedroht, und es entsteht dann allemal die die ganze Nation aufregende Streitfrage: Muß der Staat mit besonderen Mitteln einspringen, um diesen Leuten zu helfen?

Eine Besserung kann hier nur eintreten durch die Einführung einer oberen Beleihungsgrenze. Ist ein Besitz bis zu einem bestimmten Prozentsatz seines Wertes hypothekarisch belastet, so können alsdann weitere Hypotheken nicht mehr aufgenommen werden. Wie hoch dieser Prozentsatz sein darf, darüber wollen wir uns positive Vorschläge nicht erlauben. Zu hoch darf er natürlich nicht sein. Die hypothekarische Belastung muß auch in Zeiten wirtschaftlicher Krisis dem Schuldner ein Leben ohne allzu große Entbehrungen erlauben. Auch in Zeiten einer wirtschaftlichen Krisis muß der Schuldner noch etwas sein eigen nennen, wenn sein Anwesen verkauft wird. Will jemand über diese Beleihungsgrenze hinaus Schulden machen, so muß er seinen Personalkredit in Anspruch nehmen. Da nun auch die Bürgschaft weg fällt, so wird natürlich der Geldmann im Verleihen vorsichtig und leiht nur kleinere Summen auf kürzere Zeit aus. Auch wird er natürlich auf Fleiß, Sparsamkeit, Tüchtigkeit und andere Eigenschaften seines Schuldners sehen — Eigenschaften, die heut zu Tage dem Verleiher

herzlich gleichgiltig geworden sind, wenn nur der Schuldner etwas zu verpfänden oder sichere Bürgen hat.

Man wird freilich einräumen müssen, daß es unter diesen Umständen für den Kreditfucher schwieriger wird, Kredit zu finden, als heute. Im Ganzen ist das aber sicherlich kein Fehler, denn heut zu Tage wird gegen Schuldschein und Bürgschaft oder auf Hypothek zu leicht Geld gegeben, während ein Mann ohne verpfändbares Eigentum und ohne Bürgen nichts bekommt. Man könnte nun meinen, ein solcher Habensichts würde auch in Zukunft nichts bekommen, der Geldmann sei zu vorsichtig. Dem gegenüber muß doch betont werden, daß z. B. Industripapiere auch durchaus keine Sicherheit gewähren, der Geldmann aber steckt dennoch sein Geld hinein. Andererseits sind ja auch Geschäftstüchtigkeit, Fleiß, Sparsamkeit und andere, jeden Gewerbetreibenden sicher zierende Tugenden in gewissem Maße als Sicherheit zu bezeichnen. Vielleicht wären für den Anfang Kassen zu gründen, die Darlehensuchern ohne Bürgschaft und Hypothek Darlehen gewährten. Würde man auf diese Weise erst einmal sehen, daß so zu sagen ohne Sicherheit verliehenes Geld nicht durchaus als verlorenes Geld anzusprechen ist, so würde diese Weise des Kreditgebens sich schon eher einbürgern. Es müßte nur eben, wie mit manchen andern Dingen, einmal ein Versuch gemacht werden.

Der Kredit hat heute fast aufgehört, Personalkredit zu sein. Man leiht nicht dem Darlehensfucher, sondern seinem Besitz und seinen Bürgen. Das ist ein Unwesen. Dem Manne, der Geld sucht, muß geliehen werden. Man muß mindestens ebenso sehr fragen, ob einer kreditwürdig als, ob er kreditfähig ist — ein Unterschied, der unserem Zeitalter fast schon abhanden gekommen zu sein scheint. Kommen dabei Verluste vor, so muß der sie tragen, der die stärksten Schultern hat, und das ist der Kapitalist. Kapital ist ja doch aufgespeicherte Arbeit, es muß darum auch wieder der ehrlichen Arbeit nutzbar gemacht werden. Nicht der muß Kredit geben und Risiko tragen, der wirtschaftlich nicht dazu in der Lage ist, sondern der, der es am besten leisten kann. Das ist die Grundlage einer Reform zur Beseitigung des Kredit-Unwesens unserer Tage.





Sascha Schneiders „Um die Wahrheit!“

Von Gustav Haenel.

(Dresden.)

Auch in der Kunstkritik zeigt sich der Deutsche gern als ein Angehöriger des Volkes der Dichter und Denker, als welchen man ihn gelegentlich bezeichnet hat. Wenn man sich auch diese Bezeichnung immer noch lieber gefallen lassen mag als etwa eine solche des gegenteiligen Inhaltes, so schließt sie doch auch einen berechtigten Tadel in sich. Zu tief sinnige Gründlichkeit, ebenso wie die Fähigkeit allzu leichter und überschwänglicher Begeisterung dort, wo es sich um Kunstverständnis und Urteil handelt, erklären das eigenartige Mißgeschick, das bedeutende und stark persönliche Kunstschöpfungen in letzter Zeit bei uns verfolgt, und das bewirkt, daß die Verständigen an diesen nicht so recht froh, sondern durch eine auch im Guten über das Ziel hinaus schießende Kritik zu scheinbarem Nörgeln veranlaßt werden können. Mag auch etwa der von Frankreich überkommene Robin-Taumel, der selbst die ungesunden und anspruchsvollen Spielereien eines Medardo Rosso noch tief sinnig und verständnisvoll ernst zu nehmen versucht, teilweise vielleicht mit aus der viel geschmähten Ausländerei des Deutschen erklärlich sein, — auch die wahllose Begeisterung z. B. ob alles dessen, was Klinger an Plastik produziert (inklusive auch jener mehr wunderlichen als wirklich bedeutenden Werke wie der *Lichtbüste*) ist in dieser Hinsicht symptomatisch.

Stößt man bei der Wanderung durch eine Ausstellung einmal auf ein sehr großes Bild, dabei liegend vier Druckseiten gelehrten kommentierenden Textes, so fühlt man sich nicht nur aus Opposition veranlaßt, letzteren womöglich nicht zu lesen. Bei Sascha Schneiders zehnteiligem Gemäldezyklus wird sich der ununterrichtete Beschauer jedoch mit dem eigenen Scharfsinne bald auf das Trockene gesetzt sehen; es ist in der That ein Rebus, das weder in der Hauptsache noch in den Einzelheiten aus sich

selbst heraus gelöst werden kann. So erwünscht in dieser Hinsicht also der trefflich gemeinte Text des Prof. Weidenbach sein mag, er kann durch die breite und reich stilisierte Erläuterung des gedanklichen Inhaltes die Vorstellung nahe legen, als ob gerade diesem in solchem Falle eine besondere Bedeutung beizumessen sei, und verschiebt daher den Standpunkt des Durchschnittsbefchauers, dem so wie so das Interesse am Gegenständlichen als erstes im Blute sitzt, noch mehr vom rein Künstlerischen nach der Seite der Gegenstandsanalyse. Man braucht nur das liebe Publikum ein Weilchen dabei zu beobachten. Entweder tritt es unbefangen herein, um dann nach einigen Augenblicken ratlos erstaunter Betrachtung schließlich als rettende Planke in dem Meere seiner Fragezeichen die Begleitschrift zu entdecken. Hat es aber dann vielleicht Ausdauer genug, sich durch diese ganz hindurch zu studieren, so fehlt ihm hinterher meist leider die Zeit, sich noch lange bei dem Werke selbst aufzuhalten. Andere kommen schon vorbereitet hin, das Druckheftchen in der Hand und dieses womöglich bereits vorher von kunstsinziger Freundinshand mit roten Handstrichen versehen. Die Überraschung ist für diese dann allerdings schon verdorben. Sie können sich zielbewußt und ohne Zögern allsogleich zur Lektüre nieder lassen, die dann nur gelegentlich durch einen kontrollierenden Seitenblick unterbrochen wird. Und selbst diesen dürften sie sich eigentlich ersparen. Denn es stimmt wirklich alles mit dem, was im Buche steht.

Dem gegenüber ist ein Hinweis entschieden angebracht: Gerade Sascha Schneiders Bild stellt eine Bestätigung des Satzes von der Melanglosigkeit dar, die in der Kunst das Gegenständliche besitzt, und zeigt recht eigentlich, wie ausschließlich es hier nicht auf das Was, sondern auf das Wie ankommen muß. Man erweist ihm einen schlechten Dienst, will man bei ihm besonders den gedanklichen Inhalt betonen. Denn obwohl dieser unverkennbar vom Künstler selbst in den Vordergrund gerückt ist und tatsächlich auch einen wesentlichen Anteil an dem äußeren Erfolg, an dem Aufsehen hat, das sein Werk allenthalben erregt, so könnte er uns, näher betrachtet, nur sehr oberflächlich interessieren. Schält man ihn heraus, so erweist er sich als etwa mit der Klarheit und Tiefe eines durchschnittlichen Sekundäneraufsatzes erfunden und abgehandelt. Er ließe sich auf Folgendes kondensieren: Als unerreichbares Ideal thront die Wahrheit über all' den menschlichen Bestrebungen, die ihr in heißem Ringen nahe zu kommen suchen. Als Vertreter der letzteren könnte man beispielsweise nennen: Christentum, Judentum, Griechentum, äthiopische und medische Religion, Fetischismus, Sozialdemokratie, Jugend, Alter, Genußsucht, Krieg, die Philosophie Nietzsche's.

An Buntheit läßt diese Gedankenreihe gewiß nichts zu wünschen übrig. Sie ist weder systematisch noch in irgend einer Hinsicht vollständig und könnte anderseits auch beliebig abgekürzt und beschnitten werden. Dem entspricht nach außen hin die Zusammenhangslosigkeit der formalen Komposition. Die zehn Bilder, in zwei Reihen über einander zusammen gesetzt, könnten ebenso gut einzeln heraus genommen und jedes für sich gewürdigt werden, ihre Zusammengehörigkeit bekundet sich nur in dem zum Teile gleichen Format. Neun davon enthalten je eine oder zwei meist ruhig stehende lebensgroße Figuren; das Mittelbild zeigt eine Statue aus Goldblech im Stile indischer Götterbilder, auf den übrigen stehen zumeist Männer in fremdländischen Trachten und mit individuell geschnittenen, aber unbewegten Gesichtern, eng in den Rahmen gestellt, sehr korrekt und mit großer Modelltreue gezeichnet, aber etwas hart gewalt. Diese durchgängige Ruhe und Unbeweglichkeit, die zusammen mit der einfachen und kräftigen farbigen Haltung allerdings eine dekorative Wirkung von starker Originalität und Einseitlichkeit schafft, bedeutet freilich gleichzeitig einen fühlbaren Mangel an Ausdruckskraft. Von der inneren Bewegung, die all' diese Figuren als Kämpfer um die Wahrheit kenntlich machen könnte, fehlt jede Andeutung. Daß sie von einem gemeinsamen Gedanken erschüttert werden, und daß dieser Gedanke das Suchen nach Wahrheit ist, bleibt unausgedrückt. Sie sind also nur als Symbole auf zu fassen und selbst dann bedürfen sie noch stark des Kommentars. Der Sozialdemokrat behilft sich allerdings mit einer roten Fahne, der Zarathustra mit den Titeln der beiden Hauptwerke Friedrich Nietzsche's, die in goldenen Lettern am Hintergrunde glänzen, die Figur Christi und die des Juden sind jedoch in keiner Weise ausreichend als solche charakterisiert. Der Vertreter des Griechentums trägt als Kennzeichen die Züge des Dresdener Geheimrats Prof. Georg Treu in trefflicher Porträtähnlichkeit. Doch liegt die Assoziation mit griechischer Plastik, um die sich dieser bei den Ausgrabungen in Olympia Verdienste erworben hat, doch nur für denjenigen im Bereiche der Möglichkeit, der dies weiß, und dem die äußere Erscheinung des genannten Gelehrten zufällig auch persönlich bekannt geworden ist.

Man ist es Sascha Schneider geradezu schuldig, diese Thatsachen fest zu stellen und ihn gegen das zweifelhafte Lob zu schützen, sein Bild sei bedeutend als allegorisierte Illustration tiefer philosophischer Gedankenketten, und deren Darstellung erfüllt von geistreichen Einfällen. Denn es sind andere Qualitäten, die es als bedeutsame Äußerung einer durchaus eigen gearteten Malerpersönlichkeit entschieden über die Stufe des Mittelgutes erheben. In der ganzen Kunstgeschichte verzeichnet man kaum ein

klassisches Werk, das in erster Linie als eine Illustration komplizierter Vorgänge, abstrakter Gedanken seinen unvergänglichen Wert besitzt. Im Gegenteil, der Vorwurf an sich verschwindet meist gegenüber der Kraft der an ihn geknüpften Anschauung, das Einfache wird durch eine vollendete Darstellung geabelt. Besser noch als auf dem Wege, der über die alten Meister führt, wird man vielleicht Sascha Schneider gerecht durch einen kurzen Seitenblick auf ein modernes Kolossalgemälde diametral entgegen gesetzten Stiles, das während des Monats Mai in den Räumen des Dresdner Kunstvereins ausgestellt war: auf das Triptychon des ungarischen Malers Arpad von Feszty „Die Grablegung Christi“. Derartig umfangreiche Unternehmungen sind jetzt im Zeitalter künstlerischer Überproduktion, wo sie unter dem Hochdruck der alljährlichen Ausstellungen schon aus praktischen Gründen immer unfruchtbarer werden, zum Mindesten schon als ein Akt der Selbstverleugnung beachtlich. Die Zeiten sind vorbei, wo die gemalten Historien eines Gallait und de Kenfer ein Ereignis bedeuteten, das das gesamte künstlerische Europa interessierte. Heute erregt dergleichen doch nur durch einen sensationellen Gegenstand und ein wirkungsvolles Arrangement Aufsehen, und dann bei der großen Masse. Feszty's Riesensteinwand, in scharfem Oberlichte aufgestellt und von dem verdunkelten Zuschauerraume durch die in Panoramen übliche Schnur ab getrennt, bleibt bei aller Farbenpracht und Pinselfertigkeit hohl und konventionell als das in's Kolossale vergrößerte Historienbild der alten Schule, wie es eben ein Piloty, den die Jungen stolz überwunden zu haben wähnen, doch noch viel besser zu machen verstanden hat. Die dekorative Wirkung ist pomphaft und banal zugleich, der beabsichtigte Realismus ungläubhaft, lediglich der des Theaters; auch der seelische Ausdruck der Figuren scheint von dort entlehnt.

Dem gegenüber enthüllt sich in dem „Wahrheit“-Bilde eine weit markigere Persönlichkeit. Die dekorative Gesamtwirkung verzichtet hier völlig auf gefällig effektvolle Abrundung. Sie ist vielmehr bis in alle Einzelheiten von spröder Herbigkeit, ja rücksichtsloser Betonung des Absonderlichen und Ungefälligen durchdrungen, die deutlich ausspricht, daß dieser Stil hier wirklich ehrliche Gewissenssache ist. Dieser steht denn etwa dem des Schweizer's Hodler am nächsten. Schon früher hatte sich Schneider als ein dekoratives Talent ohne raffinierte Feinheit, aber stets von gesunder Kraft, die Sporen an verschiedenen Aufgaben der Monumentalmalerei verdient, zu denen ihn auch seine ungewöhnlich sichere Zeichnung befähigte. In den Fresken der Kirche zu Cölln a. Elbe und in der Ausschmückung des Treppenhauses im Leipziger Buchgewerbemuseum ist der lineare Stil

feiner Kartons mit der farbigen Wirkung breiter Massen platter Lokaltöne in einer Weise vereinigt, die nach der dekorativen Seite das hier vorliegende Werk fast noch übertrifft. Als Malerei ist dieses jedoch ein Fortschritt des jungen Künstlers, der an zeichnerischem Können von jeher seines Gleichen suchte. Auf einigen der Teilbilder, namentlich dem des geharnischten Ritters und dem des Alten mit dem neben ihm schreitenden Knaben, könnte die Simplizität der farbigen Mittel und die Energie des Kontours direkt an Dürer erinnern. Die sichere Zeichnung exzelliert namentlich in einer profunden Beherrschung des menschlichen Körpers. In dem merkwürdigen Kampfbilde der Predella, das fast die ganze untere Reihe einnimmt, mag man sich von dem farbigen Klang der blassen Alte auf dem gleichmäßig schwarzen Grunde befremdet fühlen und unwillkürlich an den Stil antiker Vasendarstellungen denken: wie jedoch diese verschlungene Masse nackter Figuren trotz des Fehlens jeder eigentlichen Beleuchtung nur durch den Kontour der Silhouette auseinander gehalten und mit den beschränkten malerischen Mitteln eines gleichmäßigen lichten Fleischtones und zart grauer Halbschatten bis in's Kleinste klar modelliert ist, das zeugt von einem ganz respektablen, ja imponierenden Können des jetzt 32-jährigen Künstlers. Die farbige Lithographie wird nach diesen Proben vielleicht noch ein Gebiet sein, auf dem sein origineller Stil, der so fest auf dem Boden solidesten technischen Könnens wurzelt, ebenfalls Bedeutendes zu leisten berufen ist.

Denn die wirklich unabhängigen Persönlichkeiten sind trotz der scheinbar absoluten Regellosgkeit und Ungebundenheit unter den Modernen wahrscheinlich kaum dichter gefät, als sie es in einer früheren Periode waren, die uns jetzt vielleicht völlig im beengenden Raume einer bestimmten Schule, einer allgemeinen Manier gestanden zu haben scheint. Es wäre nicht unmöglich, daß eine künftige Kunstgeschichte über manche der Unseren, die sich selbst ganz frei von Beeinflussung halten, einmal ähnlich urteilt. Nicht mit Unrecht hat man den einheitlichen Zug z. B. der Jung-Münchner in dem Gut-malen-Können, in dem gemeinsamen Streben nach in erster Linie technischer Vollendung erkannt. Dieser ausgesetzte Wettkampf der Technik, in dem jede Errungenschaft des Einen aufmerksam von den Andern überwacht und womöglich gleich adoptiert wird, hat jedoch der Münchner Malerei mit dem Stempel der guten Qualität auch den ausgesprochenen Gleichartigkeit aufgedrückt, so daß man den Begriff „Münchner Malerei“ jetzt schon als Bezeichnung einer bestimmten Malweise gebrauchen kann. Dies zeigte sich z. B. auf der Frühjahrsausstellung am Königsplatz dort so stark, daß man es bei raschen Durch-

wandern kaum merkte, wenn man aus einem Saale in den nächsten getreten war. Im Gegensatz hierzu war für Dresden bisher gerade das Fehlen einer solchen Einheitslichkeit charakteristisch. Man braucht unter den Jüngeren nur Namen wie z. B. Banzer, Lübrig, Otto Fischer, Richard Müller, Pepino, Sterl, Stremel, Hans Unger, Pietzschmann neben einander zu nennen, um diese Unabhängigkeit zu illustrieren, deren Erhaltung auch als wünschenswert bezeichnet werden muß. In diesem Sinne ist in einem Werke wie dem Sascha Schneiders gerade wegen des Ungewöhnlichen und Fremdartigen und trotz Allem, was leicht dagegen einzuwenden ist, die gesteigerte Festigung einer stark und besonders ausgeprägten künstlerischen Individualität, die wir darin erkennen, mit den besten Erwartungen zu begrüßen. Ja, selbst wenn wir in ihm eine Art Cornelius redivivus, das Wiederaufleben eines allegorifizierenden Kartonsstiles erblicken wollten, so wäre dies im letzten Grunde doch nur ein Zeichen von Lebenskraft und gesunder Regsamkeit der modernen Kunst; auch das Alte ist wieder lebensfähig, wenn es in jungem Geiste und aus jungem Triebe heraus selbständig neu geboren wird.



Findlinge.

Von Eduard Fedor Kastner.

(Wien.)

„Er hat sein Glück gemacht“ heisst eigentlich: er hat erreicht, was er nicht verdiente.

*

Eine Frau verlangt vom Manne nur so viel Geist, dass er sie begreift.

*

Die Tugend einer Frau hängt sehr häufig ab von ihrem — Auskommen.

*

Ein Fehltritt ist rein persönlich, ein Verdienst sehr — selten.

*

Es giebt keinen Charakter, nur mehr oder minder starren Eigensinn.

*

Wir besitzen jeder so viel Fehler, um ab und zu bei Anderen den einen und andern zu entschuldigen.

*

Erziehung ist die Maske für den Karneval des Lebens; darum findet man so Viele, bei denen Maske, Figur und Gebärde nicht überein stimmen.

*

Manche Frau verdankt ihren guten Ruf lediglich einer zarten Diskretion, deren sie gar nicht wert ist.

*

Wer es einmal bis zum Klassiker gebracht, dem wird auch in einen Unsinn mit aller Gewalt ein Ciefsinn hinein kommentiert.

*

Die Moral hat keine Jugend; wenn man sie erst kennen lernt, ist man gewöhnlich schon über die besten Jahre hinaus.

*

„Anspruchslosigkeit ist Seligkeit“ — sagt Marie Ebner-Eschenbach, eine Frau. Wenn man dagegen die Meinung der anderen abertausend Frauen hören würde?

*

Es giebt Frauen, die um ihren Ruf dann am besorgtesten sind, wenn sie gar keinen Grund mehr dazu haben.

*

Weiches Buch ist durch und durch so schlecht, dass es nicht zu Mindest einen gesunden Gedanken birgt? Und wenn dieser eine Gedanke auch nur von einem Einzigen aufgegriffen wird, so ist es nicht umsonst geschrieben.

*

Bist du zu weich, bist du — zu schwach,
Erstarken musst du erst im Leide!
Des Kämpfers Zier sind seine Narben,
Und nicht sein — Kleid.

*

Vertrauerter Tag ist ein vergeudet Gut;
Halt' Haus mit Zeit und Klug', du thöricht' Biut!

*

Uerschulden und — duiden.
Entsagen und — fragen.
Verderben und — sterben.





Die Heuernte.

Von Hans Weber-Lutkow.

(Wildshut b. Salzburg.)

„Tummel' di'! tummel' di'!“ sprach der Arzt seinen grauen Vollbart streichend ungeduldig zu Sepp, der ihm den Wagen vorführte. „Gloabst lei, bei Wei' is' ganz alloa krank auf bera Wölt? In Dotta brachan's wo anders a!“

„S giebt koa Hülf' mehr?“ fragte der Bauer ängstlich, dem Arzte die Zügel reichend, „gloabn's wirkli?“

„Gloabn's wirkli?“ höhnte der Arzt und sprang in den Wagen, „bal' du's besser vastehst, nachher hast mi' ja nöt not! Mach' di' g'facht! Morgen kim ih' zur Totenb'schau. Na, bö Hig!“ und er wischte sich den Schweiß von Stirn und Nase.

„Woas g'schiacht denn nachher mit dem Vieh und mit dem Franzei?“ — schrie bestürzt, fast weinend, der Bauer.

„Daf' ih' nöt lach'!“ erwiderte der Arzt, „du kriagst ja no' Hochzaterinnen gnuu, bist ja a tüchtiger Bauer! Hü, Bräunl, hü! V'hüat di' Gott, Sepp!“

Er zog die Zügel an, das Pferd setzte sich in Trab, der scheckige Hühnerhund folgte in großen Sprüngen, das gelb angestrichene Wägelchen rollte über die heiße Straße und verlor sich irgend wo im Grün der Felder.

Die Ebene mit ihren reisenden Saaten, aus welchen sich nur hie und da eine Baumgruppe, ein Wäldchen oder ein Gehöft erhob, dehnte sich vor den Blicken des Bauers aus. Auf den Wiesen im Süden der Ortschaft wurde Heu auf Wagen aufgeladen; der Heubust drang, vom schwülen Lufthauch her geweht, bis zu ihm. Die vorgespannten Ochsen und Pferde, die Leute, die emsig hin und her giengen, erschienen in der Entfernung wie sonnenbeglänzte, bewegliche Puppen. Noch südllicher, jenseits der Salzach, schloß die Alpenkette, in lichtblauen Glanz getaucht, die sonnigen Fluren der oberbairischen Ebene ab. Die Gipfel des Wazmann

und des Hochfarr ragten hell, wie durchsichtig, in den tief blauen Himmel empor. Über Littmoning aber, im Nordwesten, hing fahl und drohend ein Ungewitter.

Sepp blickte sorgenvoll zur Wolke empor.

„Es kimt a Weda!“ dachte er seufzend und wandte sich ab. In dem Stalle, durch dessen offene Thür ein Geruch von warmem Dünger und frisch gemolkener Milch heraus strömte, stampften die Tiere ungeduldig auf dem Stroh. Einen Strohalm zwischen den Lejzen, blickte ein Pferd mit traurigen Augen zum niederen Stallfenster heraus, als sehnte es sich nach der fröhlichen Arbeit in der freien Luft.

„Es kimmt a Weda!“ seufzte Sepp wieder und schlich in die Stube. Die Kranke lag schlummernd in den Kissen. Ihr Gesicht war fahl, dürr und unbeweglich, wie aus Holz geschnitzt, ihr Atem klang hart und rau. Die graue Decke über ihrer Brust bewegte sich einformig auf und nieder.

Er schnitt ein Stück Brot ab und setzte sich, langsam daran kauend, an's Bett. Bekümmert dachte er an den Haushalt, an die Wirtschaft. Durch die Krankheit seines Weibes war Haus, Hof und Feld bedeutend herab gekommen. Der Knecht war ihm davon gegangen, denn der Bauernhof, der früher voll Arbeit und Leben war, war mit einem Male still und traurig geworden. Traubl, die alte Magd, war seit drei Tagen auch bettlägerig, und so mußte er sein krankes Weib, sein kaum sechs Monate altes Kind selbst betreuen, die Kühe selbst füttern und melken. Auf den Feldern drängte die Arbeit. Zwar die Wiesen hatte er in den letzten klaren Nächten selbst gemäht; aber nun welkte das Heu unter dem heißen Himmel, und fern im Westen drohte der Sturm. Arbeiter waren nirgends auf zu treiben, denn jedermann hatte auf seinem Hofe vollauf zu thun, und nur er ganz allein war zur Unthätigkeit verdammt. Er blickte auf seine Hände, die, von Jahre langer Arbeit derb und schwielig, nun so zur Unzeit rasten mußten, und wischte sich den Schweiß von der Stirne; die erzwungene Ruhe ermüdete ihn mehr als die schwere Arbeit.

Also morgen is' Toten'schau — dachte er — und nachher . . . nachher . . . Seine Gedanken verloren sich im Dunkel.

Das Kind, das in der Wiege neben dem Bette schlief, erwachte und begann zu jammern. Es beruhigte sich erst, als er die Wiege leise in Bewegung setzte.

Bei dem leisen Schaukeln schlug sein Sinnen eine andere Richtung ein. Es blieb ihm nichts übrig als nochmals zu heiraten. Er dachte an seine Jugendliebe, die blonde Marei, und an das Kind, das er von ihr

hatte, das kleine Marei, das nun schon sechs Jahre alt und als Wärterin für den lieben Franzei gut zu brauchen wäre.

Die Kranke erwachte. „Wossa! Wossa!“ rief sie heiser.

Er reichte ihr das Glas und spann an seinen Gedanken fort. Die Marei war ihm doch zu arm, die Ferei vom Gröbmer aber bekäme Acker und Waldungen und viel Geld in die Ehe. „Und nuadelsauber is' a“, dachte er fast halblaut.

„Da drinna brennt's mi', wie's höllische Feuer“, jammerte die Kranke, „foahr um an Dokter!“

„Geh, geh“, erwiderte der Bauer, in seinen Gedanken unangenehm gestört, „der war ja vor oaner Woal da! No und was vastecht denn so a Bada? Der darf dem liaben Herrgott in Himmi do nöt in's Handwerk pfusch'n. Der liabe Herrgott in Himmi schenkt's Löbn, der liabe Herrgott in Himmi nimmt's Löbn. Magst lei' an Herrn Pfoarr?“

„Den Pfoarr!“ schrie sie auf, und ihre Hände mit den dürren, klappernden Fingern fielen schwer in's Federbett.

„Kriagt der Franzei sei Mili?“ frug sie nach einer Weile, als wollte sie die Gedanken an den Tod verschrecken.

„Fraili, fraili“, erwiderte Sepp, „und schmecken thuat's eahm und g'sund is' a.“

„Anschau möcht' ih' ihn“, rief die Kranke ungeduldig.

Sepp schob die Wiege näher an's Bett.

Sie betrachtete das volle, vom Schlaf gerötete Gesichtchen, und die Thränen traten in ihre halb erstorbenen Augen.

„Wann wi'r ih' wiader g'sund?“ frug sie, und ihre Augen baten, er möchte antworten: „Balb, recht balb.“ Aber er schwieg.

„Bet' für mi'“, flehte sie, „bet'!“

Er sprach den Anfang des Vaterunsers. — „Dein Wille geschehe“ — ja, ja, Gottes Wille wird geschehen, was nützen da die Gebete! Und wenn sie nützen, welchen Zweck sollte es haben, die Krankheit eines Menschen zu verlängern? Sein Weib war doch seit ihrer Entbindung nicht mehr zu heilen. Die Messen und die Arzeneien kosteten viel, die Wirtschaft wurde vernachlässigt; wenn es noch ein halbes Jahr so fort gieng, müßte er um das ganze Haus kommen. Gottes Wille geschehe, aber sterben muß jeder Mensch, und kein Bauer will um sein Haus kommen.

Die kranken Hände der Bäuerin suchten nach dem Weihwasserkeßel, der über dem Bette hing. Er stürzte herab und die geweihte Flüssigkeit ergoß sich über ihr Antlitz. Ihre fast fleischlosen Lippen lächelten beglückt,

denn ihrer Meinung nach mußte das heilige Wasser um so segensreicher wirken, in je größeren Mengen es den sündigen Leib des Menschen berührte.

Auf der Dorfstraße wurde es nun lebendig. Eine Herde bläsender Schafe wurde vorüber getrieben, dann folgten knarrende, schwer mit Heu beladene Wagen. Die Knechte knallten, neben den verschwigten Säulen einher schreitend, mit der Peitsche, und hoch oben, auf dem Heu, saßen dralle Dirnen, breite Strohhüte auf dem Kopf, die Wangen rot vor Hitze und Arbeit. Auch Zevei war unter ihnen, und ihre großen, glänzenden Augen ruhten eine Weile wie mitleidig auf dem traurigen Hofe, in dem alle Arbeit rastete.

Der Wind erhob sich und wirbelte den Staub auf; es war, als müßte das Gewitter jetzt und jetzt los brechen.

„Das Heu! Das Heu!“ rief der Sepp und in seiner Angst hörte er schon den Regen, wie er auf die Heuhüfeln, die er so mühsam auf gerichtet hatte, in schweren Tropfen nieder klatschte.

„Das Heu! das Heu!“ stöhnte die Kranke, deren Schmerzen wieder zu genommen hatten, — „und wie schwer krank als ih' bin, dös siagst nôt! Orbait'n möcht' ih'! G'sund will ih' wer'n! Schid' um an Dosta aus der Stadt! Zahl af halige Mess'n!“

Sepp überlegte, daß das alles zwecklos sei. „I ho'n loa Göld mehr!“ sagte er kurz.

„In der Sparkasse liegt's Göld!“ schrie die Kranke.

Sepp wurde ganz bleich. War er doch vor kurzer Zeit so unvorsichtig gewesen, seinem Weib das Sparkassenbuch zu zeigen.

„Tramst, tramst!“ erwiderte er halb begütigend, halb zornig, „tramst im Fieber?“

Das Geld, so überlegte er, mußte gerettet werden. Er überzählte die Auslagen, die bevor standen, und es wurde ihm ganz schwindelig dabei. Er sah förmlich die Rechnungen des Arztes, des Apothekers, des Pfarrers, des Meßners, des Totengräbers; die Kosten der Nachlassabhandlung, das Rindgeld mußten erlegt werden; das Wächterbier, die Leichenzehrung kamen hinzu. Und auch bei seiner Wiederverehelichung würde manch' schönes Stück Geld darauf gehen. Die Ersparnisse könnten am Ende gar nicht einmal ausreichen.

Da stand sie — er wußte selbst nicht, wie es zugieng — mitten in der Stube, dürr und mager, fast nur Haut und Knochen, in ihrem dünnen Hemde. Die Häßlichkeit dieser schlotternden Glieder erbitterte ihn; es war ihm klar, daß die Bäuerin niemals mehr arbeiten, niemals mehr Kinder bekommen könnte. Wie etwas Fremdes und Feindsiches stand sie ihm

gegenüber, und er begriff nicht mehr, daß er mit diesem Gerippe so viel arbeitshitze Tage, so viel trauliche Nächte verlebt hatte. Seine Lippen bewegten sich — er betete um Erlösung; aber auch sein Weib betete halblaut: Gott möge das Selb, von dem sie wie von einem mächtigen überirdischen Dinge Rettung erhoffte, in ihre Hände geben.

„Löß'n will ih', orbait'n und löb'n! Beim Franzei will ih' bleib'n!“ rief sie mit so lauter, kräftiger Stimme, als wäre sie kerngesund und nicht die Sterbende von früher.

Taumelnden Schrittes näherte sie sich dem Kasten, darin das Sparkassenebuch verwahrt war. Aber mit weit ausgebreiteten Armen stellte sich Sepp vor den Schrank. Aus seinen Augen funkelte ein solcher Haß, daß das Antlitz der Bäuerin weiß wurde wie die Wolle frisch gewaschener Lämmer. Sie begriff, daß sie vom Bauer auf gegeben, daß sie bei lebendigem Leibe für ihn tot, ganz tot war.

„Muß ih' benn sterb'n? Was hat da Dotta g'sagt, was?!“ kreischte sie ihn an, und in ihrer Stimme bebte die Angst, als stünde der Tod selbst hinter ihr.

Ihre Worte verhallten. Sie schwankte und fiel, mit den harten Knochen schwer auf den Boden auf schlagend, der Länge nach hin.

Sepp brachte die Bewußtlose in's Bett und schickte eines der Weiber, die sich beim Sinken des Abends im Hofe versammelt hatten, um den Pfarrer.

Nach einer kurzen Weile ertönte das Glöckchen des Meßners, und der Pfarrer, ein starker Mann mit roten Backen und kräftigen Knochen, trat in die Stube. Ihm folgten fragend, betend, schwägend und wehklagend Greise und Bäuerinnen. Selbst Traubl, die kranke Magd, humpelte, Rosenkranz und Gebetbuch in der Hand, in die Stube. Einige Kinder standen großen staunenden Auges in der Thür. Das Gedränge war groß, die Luft schwer und dunstig. Es dämmerte, und nur eine unruhig flackernde Kerze zu Häupten der Sterbenden beleuchtete ihre wachsblassen Züge wie auch die grauen, eng an einander geschmieglten Menschen, die flüsternd und betend des Augenblickes harrten, da die Seele der ehrsamten Agnes Bernegger hinüber wandeln würde in das ewige Leben.

Sepp stand ganz nahe neben dem Pfarrer. Die schwüle, dunstige Luft, seine Müdigkeit, die mechanischen Bewegungen des Geistlichen und das eintönige Murmeln der Menge wiegten ihn in sonderbare Gedanken und Träumereien. Er erinnerte sich an die Zeiten, da Agnes noch kräftig und gesund war und an die Nächte in diesem Bette, vor dem er jetzt stand. Er empfand plötzlich eine stille, schmerzvolle Dankbarkeit und sank

in die Kniee, um für das Seelenheil seines Weibes zu beten, sie verdiente es ja . . .

Der Atem der Kranken, die noch immer bewußtlos da lag, rasselte heftig; nur manchmal entrang sich ihrer Kehle ein deutlicher Ton, ein halb laut gesprochenes Wort, gleichsam ihre Antwort auf die heiligen Worte des Priesters. Aber nach und nach klang, was sie sprach, verständlicher, und Sepp erkannte die Stimme wieder, die Dienstboten und Tieren so klar und deutlich zu befehlen mußte.

„Goc'l, steig' oba!“ hatte sie gerufen — Sepp hatte es ganz genau verstanden. Anfangs war er ganz verblüfft; aber gewohnt, alle Ereignisse im Leben seiner Haustiere teilnehmend zu verfolgen, begriff er bald und dachte an seine Lieblingshenne, wie sie, die Füße spreizend, schmiegsam und ergeben, den kräftigen, laut gackernden Hahn, der sie nieder zwang, auf ihren bunten Flügeln duldete.

„Goc'l, steig' oba!“ wiederholte die Kranke.

„Misereatur tibi omnipotens Deus!“ — psalmobierte lauter der Pfarrer.

Der kleine Franzei in seiner Wiege, den niemand beachtete, schraf auf und fieng an zu freischen.

„Da kloa' Franzei brauch' a Muada!“ sprach die alternde rothaarige Katl, die in Sepps Nähe kniete.

„A Muada bracht a!“ seufzte Sepp wehmütig.

Und durch die dämmerige Stube schritt — Sepp sah sie wie mit Augen — die Fevei vom Gröbmergute und reichte seinem Kinde die Milchflasche. Er aber faßte sie an den runden, kräftigen Armen und zog sie an sich . . .

„Amen!“ sprach der Pfarrer laut.

„Amen!“ erwiderten die Anwesenden und erhoben sich, nachdem sie den Segen des Hochwürdigsten empfangen hatten. Dem Priester folgend drängte die Schar, grau und nüchtern, Leib an Leib gepreßt, zur Thür hinaus; die gemurmelten Gebete verklangen, die Töne des Glöckchens, das der Wehner schwang, verhallten in der dämmernden Dorfstraße.

Die rothaarige Katl, die mit einigen alten Frauen zurück geblieben war, öffnete das Fenster. Die kühlere, vom Heugeruch schwere Abendluft drang in die Stube; in der Ferne grollte schon der Donner.

Die Bäuerin streckte die Glieder, öffnete die Augen, zog mit der Nase die frische Luft ein. „Es kint a Weba!“ küsterte sie. Ein Luftzug löschte das Licht zu Häupten der Kranken, ein Blitz zuckte über den dunklen Himmel und durch die Finsternis rollte wiederum der Donner.

„Bauer, 's Bedal!“ rief die Kranke heiser, „bring's Heu hoam! Zummel' bi'l!“ Ihre zitternden Hände bewegten sich, als führten sie den Rechen oder die Heugabel.

„Bist a brav's, a klug's Weib!“ meinte der Bauer, schirrte eilig die Pferde an und fuhr den Wiesen zu.

Als er in die Nähe des Gröbmerhofes kam, stand der alte Gröbmer vor dem Thore.

„Wie geht's mit der Bäuerin?“ fragte er.

„Zu'n Auslösch'n!“

„Joahrst Heu no' ein?“ frug Gröbmer wieder, das greise Haupt bedenkl'ich schüttelnd.

„A Kreuz is'! Ganz alloa! Koane Leut' woaß ih' z' kriagn!“

Im Kopfe des Gröbmerbauers blitzte ein Gedanken auf. Er sah Sepps Felder mit seinem Hofe vereint und das ganze große, schöne Besitztum gehörte seiner Frau. Sepp war jung und wohlhabend, und die Beiden, die sich gerne sahen, würden ein schönes Paar bilden.

„No, Nachbar“, sagte er, „ih' schid' dir halt mei' Feu'!“

Die Frau ließ nicht lang auf sich warten und sprang, wie der Vater befaht, auf den Wagen.

Gröbmer hatte selne stille Freude, als er die Beiden neben einander sah.

„In oaner Woal schid' ih' dir mein' Knecht no' und mein' Wag'n Du bermacht's ja nöt alloa'. Und wann's Heu glückli' hoam is', nachher hamma Glück!“

„Gelt's Gott“, erwiderte Sepp und setzte die Pferde in Trab.

Ein leichter, erfrischender Sprühregen gieng nieder. Der stille Vollmond stieg im Osten auf und goß um Berg und Ebene seinen goldenen Glanz.

Die Wiesen, die zum Bernegger-Gut gehörten, dehnten sich weit aus. Die Heuhüfeln, die in langen Reihen da standen, glichen zierlichen Türmen; die Luft war schwer vom würzigen Geruche all' der welkenden Blüten und Gräser. Um die Erlen am Bache schwebten duftige Nebelschleier.

Das Gewölk hatte sich nordwärts gezogen, nur noch selten wetterleuchtete und donnerte es in der Ferne. Die Gefahr des Gewitters schien also geschwunden. Der Sprühregen hörte langsam auf; er hatte die Luft erfrischt, aber die Blätter der Obstbäume am Wege waren kaum feucht geworden.

Als sie hielten, hörten sie einen Wagen heran rassel'n.

„Die Bäur'in is' g'storb'n!“ rief ihnen der Knecht vom Gröbmer-Gute schon aus weiter Ferne zu.

Beim Gedanken an's Sterben gieng ein kalter Schauer durch Jevci's Körper, und sie schmiegte sich enger an den Bauer.

„Ruht', wie 's g'löbt hat, is' g'storb'n“, setzte der Knecht fort, als er näher kam.

„War a brav's We!'“ warf Sepp ein.

„Muast g'rad no' mit 'm Gröbmer g'sproch'n ha'm!“ nahm der Knecht wieder das Wort. „Ja, und no' 'was! Um's Wachterbier hat der Gröbmer g'schickt, und velle Leut' san in der Stub'n und beten than's fleißi! Moring, hat a g'sagt, da Gröbmer, kann's leicht regnan, 's Heu soll ma hoam foahrn, — was sunst im Hof not is', b'sorgt a söl'm!“

Durch die stille, sternklare Luft ertönte die Glocke der Dorfkirche. Gröbmer hielt Wort. Obwohl es spät bei Nacht war, ließ er doch die Sterbeglocke für die Berneggerin läuten.

Sie beteten halb laut für das Seelenheil der Verstorbenen. Sepp staunte im Stillen, daß ihm das Gebet nun so leicht von den Lippen floß, während er früher beim Sterbelager seines Weibes kaum ein Wort hervor bringen konnte.

Dann sprangen sie vom Wagen herab.

„Wann 's Heu glückli' hoam' bracht is', nachher hamma Glück! — hat dei' Vada g'sagt“, meinte Sepp zur Jevci.

„Hat a g'sagt!“ wiederholte sie, und der Ernst in ihren Zügen wich einem zufriedenen Lächeln.

Und freudig schritten sie an die gemeinsame Arbeit.



Gedichte

von Hans Weber-Lutfow.

(Wildahut b. Salzburg.)

Die erste Liebe.

Voreinst in frohen Knabenjahren,
in düstereicher Sommerzeit,
hat in der Liebe Heimlichkeiten
mich diese Dame eingeweicht.

Wie diese sonnig hellen Tage
so rasch dahin geflossen sind!
Ich war damals an Leib und Seele
und in der Liebe noch ein Kind.

Ihr aber war in Schmerz und Freude
der Lenz des Lebens längst entflohn, —
sie küßt', wie oft, mich auf die Stirne
und nannt' mich ihren lieben Sohn.

Sie rauchte gerne Zigaretten —
ich lehnt' verträumt an ihren Knie'n,
es schmeckten ihre feuchten Küsse
nach Veilchenduft — und Nikotin.

Und manchmal, wie sie mich umfaßte
und bang nach meiner Liebe frug!
und eng und enger schlang die Arme
um meine Brust, die höher schlug!

Sie grub mir ein die weißen Zähnechen
in's zarte Knabenangeficht, —
ach, dieses Küssen, dieses Herzen,
so lang ich leb', vergeß' ich's nicht.

Nun ist sie müd' und alt geworden,
ihr Mund ist weiß, ihr Haar ist grau.
In Ehrfurcht küß' ich ihre Hände
und sag' ihr höflich: „Gnäd'ge Frau!“

Was aber soll das späte Keuchten,
das noch in ihrem Blicke glimmt?
Ist es der letzte Traum der Liebe,
der warm noch einmal — Abschied nimmt?

Das Erwachen.

Wie träumt' ich wunderhold!
Wie wunderbar ich schlief!
O, schlummer' ich noch einmal
so selig ein, so tief!

Du liegst mir tief im Sinn,
du wonnig süßer Traum!
Es säuselt mir zu Häupten
ein blüh'nder Apfelbaum.

Ein Falter gaukelt' sacht
im weißen Blütenmeer.
Wie war von Schmelz und Farben
sein Flügel satt und schwer!

Das Vöglein tief im Nest,
wie wunderlieb es sang!
Ein Windesflüstern eilte
Den Wiesentraum entlang.

Mein Blondchen aber rief
so schmeichelnd und so süß:
„Du lieber, lieber Freund, du,
o küß' mich, Liebster, küß'!“

O wunderholder Traum!
O, schlief' ich nochmals ein!
Es sang, als wir uns küßten,
Das kleine Vögelein.

Nun strahlt der helle Tag!
Nun lacht der Sonnenschein!
Ich hülle mich nur tiefer
in weiche Decken ein.

O jauchze nicht!

O jauchze nicht! Dies Lieben weilt einmal,
der Sommer war zu schwül, — d'rum wird es sterben . . .
O sieh' nur, sieh' . . . wie heiß die Rose glüht,
und muß sich doch entblättern und entfärben!

Es kommt der Tag . . . So schön bist du, wie heut,
und tranlich sieht wie heut die Dämmerstunde, —
da drückt ein Andern dir die weiche Hand,
und seine Lippe bangt nach deinem Munde.

Doch wenn sein Herz aufjauchzt, sein Blick erglüht,
sein Arm sich eng um deinen Hals geschlungen:
der Küsse denkst du, die wir heut geküßt,
und all' des Glücks, das allzu früh verklungen.

Dergangne Sonnen steigen purpurn auf
aus ew'ger Nacht in schwälem Zauberleuchten.
Zu ihnen starrt dein glüh'nder Blick empor,
darin der Thränen bleiche Nebel feuchten.

Und der dich liebt, hält trauernd ein im Kuß,
sein Auge ließt im weichen Glanz des deinen:
vergangnen Zeiten und verlornen Lieb'
gilt all' dein Sehnen und dein süßes Weinen.

Ich aber sinne zu der selben Zeit,
einsam vertieft in alte, liebe Briefe.
Da klingt's wie grüßend durch die stille Nacht,
als ob mein Lieb mich, zärtlich lockend, riefte.

Die rote Kuh.

(Nach einer Kleinrussischen Volksweise.)

Nicht mehr lange werd' ich hier,
rote Kuh, dich weiden!
Rote Kuh, wir müssen bald
von einander scheiden.

Ziehen werd' ich in die Stadt,
Seidenkleider tragen;
feine Knaben werden mir
Höflichkeiten sagen.

Und zur Frau wird mich ein Herr,
doch kein Bauer nehmen —
ach, wie werden sich vor Leid
all' die Dirnen grämen!

Manchmal komm' ich auf Besuch —
Rote! du wirst schauen!
Aussehn werd' ich ganz und gar
wie die noblen Frauen.

Nicht mehr lange werd' ich hier,
rote Kuh, dich weiden!
Rote Kuh, wir werden bald
von einander scheiden.

Sonntag Nachts.

Der Sonntagsfreuden letzter Klang verhallt
und leer wird's in den Gassen; selten wandt
vorüber eine tanzelnde Gestalt,
die trunkenen Cones mit sich selber zankt.

In späten Schenken stirbt ein müdes Licht
dem andern nach. Verschlafen zählt der Wirt
das Silbergeld und mißt das Schwergewicht
des Kupfers, bis die Thür geschlossen wird.

Unsanft vertrieben ziehn die Zecher fort
im Dunkel sich verlierend. Schriß bricht ab,
erst laut geführt, das Zwiegespräch; ein Wort
ertönt noch manchmal, dumpf, wie aus dem Grab.

Als lehtes durch die Straßen zieht ein Paar:
die Dirne lacht, daß im Laternelicht
die Zähne schimmern, milchig weiß und klar;
er küßt im Gehn ihr glühend Angeficht.

Doch ihnen schleicht, so wie ein Schatten, nach
ein hag'res Weib in grauem Alltagskleid,
vor Kälte schlotternd und vor Hunger schwach,
entgeistet und erschöpft durch Not und Leid.

Da frierend draußen vor der Thür sie stand,
im Wirtshaus sah er, bei der Dirn', so warm;
sie tranken Wein, er drückt' in ihre Hand
sein Geld und kniff ihr, daß sie schrie, den Arm.

Nun schleicht dem Falschen die Verstoßne nach!
und wagt es dennoch, ihm zu nahen, nicht.
Es zieht wie Schlummer selig allgemach
ihr über's leichenfahle Angeficht.

Ein zuchtlos Lied aus trunkenen Kehlen schallt, —
sie lauscht und lauscht, bis müd' sie nieder sinkt.
Die Morgenröde durch die Wolken wallt,
und hoch am Turm das Kreuz des Mitleids blinkt.

Der Pflüger.

Spät des Abends über Flur und Äcker
wandl' ich einsam. In den dürren Stoppeln
pfeift der Herbwind seine schrillen Sänge.
Nur das Unkraut blüht noch. Saugt in braunen
Wölkchen träumt die Nacht. Der purpurrote
Mond, der aufgeht, leuchtet ihr in's Antlitz, —
fern, in bleichen Dünsten stirbt der Tag.

Seine Stirn in Dämmerstuten badend
winkt mein Haus schon zwischen Lindenblumen.
Küstig schreit' ich aus und in Gedanken
wäg' ich all' das Korn in meinen Speichern,
all' das Gold, das rasch sich häuft im Schranke,
träume vom Behagen meiner Stube,
von den roten Backen meiner Kinder.

Doch auf jenem Hügel, wo die Pappeln
leise rauschend sich im Mondlicht wiegen,
ackert noch ein Knecht. Ich seh's mit Stannenz;
und ich eil' bergau und will ihn mahnen,
Ruhe sich und seinem Tier zu gönnen.

Kühler wird's, und manchmal kling't wie Seufzen
 klagend, sacht verhallend durch die Luft;
 und zerriff'ne dunkle Wolken treibt
 mächt'gen Hauches vor sich her der Wind, —
 schwere, frisch gepflügte Ackerfchollen
 glänzen, schwarzen Samme gleich, und dampfen.

Gänzlich unbekannt ist mir der Knecht;
 Riesengroß in spätem Dämmerchein
 wucht'gen Schritts dem Pfluge geht er nach,
 wie ein schwarzer Fittig weht sein Mantel,
 breit und mächtig starr sein kahler Schädel;
 und er schwingt in kräft'ger Faust die Peitsche,
 daß es weit in Küsten knallt und hallt.
 Und das Pferd, gewalt'gen Knochenbau's,
 zieht den Pflug wie einen Federkiel,
 daß die Krume söhnt, die Pflugschar glüht
 und im Winde wirr die Mähue weht.
 Manchmal wiehert's und die Nüstern blähend
 schaut es mit den großen, feuerroten
 Augen in die fahle Dämmerflut.

Meiner Knechte keiner ist's, fürwahr,
 und das Pferd ist nicht aus meinem Stalle!
 Wer nur pflügt bei Nacht auf meinen Äckern,
 und wer sät, wer erntet d'rauf bei Nacht?

Doch der Pflüger winkt mit Knochenfingern,
 seiner Augen tiefe Höhlen grinsen;
 laut und schrill ein Lachen schlägt er an,
 daß es höhrend durch die Kiste gellt —
 und Verwesungsdunst entsteigt der Scholle . . .

Ich erbebe — — —



Hugo Wolfs Lied.

Von Dr. Jos. A. Beringer.

(Mannheim.)

Es giebt Worte, deren Anwendung fast als eine ärgerliche Notwendigkeit empfunden werden kann. Diese Stimmung kann einen überkommen bei der Überschrift: „Hugo Wolfs Lied“. Kein Mensch, am wenigsten ein Genius, kann völlig von allen Beziehungen zur Vor- und Mitwelt los gelöst werden.

Jeder ist durch tausend Fäden mit der Vergangenheit und den durch sie gegebenen Bedingungen verknüpft. Und doch ist Wesen und Inhalt des Lebenswerkes eines Hugo Wolf nicht besser zu fassen und zu bestimmen als durch die drei Worte: Hugo Wolfs Lied.

Was im Liedwerke Wolfs vorliegt, trägt so sehr den Stempel des Eigengearteten, Selbstwüchsigem, daß jede andere Bezeichnung als ein Eigentumsstaub gelten müßte. Dies schließt nicht aus, daß Wolfs Lieder auch ihrerseits mit der voraus gegangenen musikalischen Kunst verwurzelt sind; denn auch in der Kunst giebt es keine generatio spontanea, auch hier gelten die Gesetze der Entwicklung. Nur stammt das Lied H. Wolfs nicht in direkter Linie vom Liebes sui generis, wie es Schubert und die Romantiker im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts zu einer höchsten musikalischen Kunstform erhoben und ausgestaltet hatten. Wolfs Schöpfungen wurzeln vielmehr in unserer jüngsten musikalisch-dramatischen Vergangenheit. Sie sind auf den Grundsätzen aufgebaut, die der Bayreuther Meister für das musikalische Drama statuierte: Koinzidenz von Wort und Ton als einer natürlichen, lebensvollen, also untrennbaren Einheit. R. Wagner hat dieses Problem als Dichterkomponist gelöst. Die dichterische Kraft, so weit sie das Wort betrifft, scheint Wolf versagt zu sein. Aber er löst seine Aufgabe in nicht minder glücklicher und vollkommener Art.

Die ältere Form des Liedes descendierte aus der Arie. Das ariose Lied war Barockkunst, prächtig, kunstvoll, aber kalt bei allem strahlenden Glanze. Die großen musikalischen Klassiker des achtzehnten Jahrhunderts suchten weniger den glänzenden Schein als liebliche Zierlichkeit, Intimität und Schlichtheit. Das konzertante Lied stieg wie die Concerti grossi und die galanten Suiten vom Podium herab und wurde kammermäßig. Es wurde schlicht bürgerlich, wie die Kammermusik, und erinnerte nur noch durch ein oft angewendetes Pathos an seine fürstlich prächtige Herkunft. Den Romantikern, vor Allem Frz. Schubert, war es vorbehalten, die Schlichtheit zur Natürlichkeit zu erweitern und eine Seelenstimmung in den unmittelbaren Ausdruck einer Empfindung um zu schmelzen. Aber unserem neuen Liede, wie es die modernen Musiker gestalten wollen und wie Wolf es in einer entzückenden, genialen Vollendung geschaffen hat, genügt das immerhin noch lose Verhältnis zwischen Text und Musik nicht. Es handelt sich jetzt nicht mehr nur um den Ausdruck der Stimmung im Allgemeinen, sondern um das Herausbringen der leisesten Schattierung und Schwingung geistiger wie seelischer Bewegtheit. Nicht mehr das Gedicht als Ganzes bestimmt das tonale Gepräge; sondern die Strophe, der Vers, das Wort mit der ganzen geistigen und klanglichen Wesenheit soll die Auferstehung und Fleischwerdung in der Musik erleben, so daß wieder

jene Stimmungseinheit her gestellt ist, aus welcher das Dichtervort unter fast völliger Aufgabe der musikalischen Elemente geschaffen wurde. In der Dichtung, der lautlichen Darstellung von Begriffen, Vorstellungen und Empfindungen, sind nur noch zwei musikalische Elemente, Rhythmus und Reim, erhalten geblieben. Sie wendet sich deshalb vornehmlich an den Intellekt und erst in zweiter Linie an den Gehörsinn. Das Lied, die Verbindung des verstandes-zuständigen Wortes mit der Gefühlssprache der Töne, mußte suchen, die rührenden Seelenlaute der Natur mit den differenziertesten Empfindungen durch Zueinanderschmelzung der sinnlichen, begrifflichen und gefühlmäßigen Elemente zu verbinden. Mit der Annahme der R. Wagner'schen Schaffens- und Vortragsgrundsätze war die Notwendigkeit einer Umgestaltung, einer Neuschöpfung des Liedes gegeben. Hugo Wolf hat in seinem Liedwerk diese That vollbracht — buldend und einsam, wie es das Los des Genie's ja zumeist ist.

Über Wolfs Lebensumstände ist nur wenig bekannt, was auf seine musikalische Entwicklung schließen ließe. In Zeiten äußerster Not hat er die „himmlischen Mächte“ kennen gelernt und in Schmerzen und Entbehrungen sein Innerstes erweitert. Was man sonst weiß, deutet auf eine höchst eigenartige Persönlichkeit hin. Hermann Bahr berichtete in einer Wiener Zeitung über seine Erlebnisse mit Wolf während der gemeinsamen Lehrjahre in Wien etwas Bemerkenswertes und für die Kunst Wolfs sehr Bezeichnendes. Wenn Bahr und seine Genossen nach durchschwärmten Nächten in die mit Wolf gemeinsame Wohnung zurück kamen, trat dieser ihnen entgegen und las Stellen aus Dichtern, vornehmlich Kleists „Penthesilea“, mit solch' erschütterndem Ausdruck vor, daß die Übersättigten vor Schauer und Ergriffenheit nüchtern wurden. So sehr riefte Wolf den Dichter sprechen zu lassen und sein Wort mit Blut und Leben zu erfüllen. Nichts ist charakteristischer für die Liedkunst des Meisters als diese Thatsache. Der Umstand, daß Wolf ganz in seinem Dichter auf geht, daß er mit divinatorischer Kraft den geistigen Gehalt eines Gedichtes in seinen feinsten Verzweigungen auf zu finden und in der Musik wieder auf leben zu lassen weiß, läßt es als keinen Mangel empfinden, wenn der Musiker nicht auch zugleich der Dichter ist.

Schon in der Auswahl der Gedichte erweist sich Wolf als eine eminent litterarisch-feinsinnig veranlagte Natur. Es sind nicht die lyrisch-sentimentalen „Schlager“, nach denen er greift, sondern jene Gedichte mit den verhüllten lyrischen Elementen, die nur der findet und ganz genießt, der den geheimsten Regungen und Stimmungen nach gehen kann. Mit ganz geringer Schwankung hat Wolf schon zu Beginn seiner kompositorischen Thätigkeit sich jenen Dichtern zu gewandt, deren Lyrik von innerer Musik erfüllt ist. So entstehen in der Hauptsache seit den achtziger Jahren die „Sechs Lieder“ (1877—82), „Sechs

Gedichte“ (1883—87), „Gedichte von J. v. Eichendorff“ (1887—88), die Märke-Lieder“ (1888), die zwei Bände „Goethe-Lieder“ (1888—89), „Drei Gedichte“ (von Rob. Keiuid, 1888—96). Daran schließen sich 1889—90 das „Spanische Liederbuch“, 1890—96 das „Italiänische Liederbuch“, 1890 „Alle Weisen“ (G. Keller), sowie ferner Ibsen- und Byronlieder (nach 1890). Als letzte Gabe kommen die „Vier Lieder“ (Michel Angelo, 1898) in Betracht. (Der Vollständigkeit wegen sei noch angeführt, daß in den Anfang der neunziger Jahre die Komposition seiner Oper „Der Corregidor“ sowie die Musik zum „Fest auf Solhaug“ fällt, während der Künstler Ende der neunziger Jahre mit der Komposition des „Manuel Venegas“ beschäftigt war, als ihm eine unheilbare Krankheit die Feder aus der Hand nahm.) Von den Liedern erschienen vier (Prometheus, Anakreons Grab, Rattenfänger, Wo find' ich Trost) auch für eine Singstimme mit Orchesterbegleitung. Die Instrumentation rührt von H. Wolf selbst her.

Das Liedwerk Wolfs umfaßt also in einem Zeitraum von etwa zehn Jahren nahe an zweihundertundfünfzig Lieder, und damit einen Reichtum an musikalischer Gestaltungskraft, eine Fülle charakteristischen Ausdrucks und ein reiches Empfindungsleben seltenster Art. Da ist auch nicht einer unter den Gefängen, der mit einem der andern zu vergleichen wäre. Und doch sind sie alle durch die unerschöpfliche, an musikalischer Erfindung und plastischer Ausgestaltungskraft unergleichlich reiche Persönlichkeit Wolfs zu einer geschlossenen Einheit zusammen gehalten. Nur ein stärkstes und reichstes Ich-Gefühl durfte es wagen, sich in der Vertonung fast unserer gesamten Lyrik zu erproben, ohne sich zu wiederholen. Aber Wolf nimmt eben die Gesetze seiner kompositorischen Tätigkeit nicht aus den Regeln der musikalischen Technik, sondern aus den Tiefen des zu schaffenden Kunstwerkes. Die Musik ist ihm nicht das Hinzuzutragende, sondern das zu Ergänzende. Jedes seelische Erlebnis, das der Dichter schildert, wird nicht bloß durch die Musik stärker veranschaulicht, gewissermaßen pointiert, sondern es wird sein Erlebnis, das er nun mit der unvergleichlichen Herzenssprache der Musik in die tönende Erscheinung bringt. Diese bei Wolf zum ersten Mal in der gewaltigsten Fülle auftretende Eigenheit und Innenseitigkeit des Liedes giebt jeder Einzelschöpfung als einer persönlich tief durchlebten den Charakter eines kleinen, in sich geschlossenen Drama's. Insofern ist Wolf nicht bloß der Musiker, er ist auch der Dichter im Umschaffen, der Neubichter, der mit den Mitteln der Musik selbst das Unausprechbare ausdrückt, so daß sein Lied, weil es sich nicht bloß wie das Gedicht an den Verstand, sondern durch die Musik auch an das Gefühl wendet, die restlose Verkörperung einer lyrischen oder epischen Stimmung ausdrückt.

Aus dem Miterleben des in der Dichtung Gegebenen quellen nicht allein die großen Züge der Gesamtinterpretation, sondern auch die zartesten und feinsinnigsten Ausgestaltungen in den kleinsten Einzelzügen. Geniale Interpolationen, die einer textlichen Wendung ein neues eigenartiges Leben verleihen, leuchten oft in überraschender Weise aus diesen Kompositionen hervor. Es sei z. B. hier an das wie ein Feuerzeichen gellende Motiv „hinter'm Berg (brennt es in der Mühle)“ aus dem „Feuertreiter“ von Mörike erinnert, das im Nachspiele nach den Worten „Ruhe wohl, drunten in der Mühle“ wie fernes Grabgeläute wiederum anklingt.

Dieses Aufdecken neuer Beziehungen geistiger Art zum Inhalte des Gedichtes, das Aufheben neuer, unerwarteter Lichter, wie sie Wolf fast in jedem Liede bringt, zeugen für die außergewöhnliche Seelenintelligenz und Durchgeistigkeit seiner Natur als einer notwendigen Folge ungeheurer Verinnerlichung und Konzentration aller seiner geistigen und seelischen Kräfte. Sie sind auch der Grund, warum das Wolf'sche Lied immer im höchsten und feinsten Sinne intim und geistig vornehm wirkt, und daß keine Ausdrucksweise, mag sie visionär oder realistisch gestaltet sein, zur Effekthascherei oder musikalischen Pose bei ihm wird.

Daß Wolf um dieser Eigenschaften seines Liedes willen sich mit den überkommenen Mitteln nicht begnügen, daß er die viel betretenen Pfade der bisher üblichen Kompositionsweise des Liedes nicht auch noch begehen konnte, ist klar. Er bedurfte einer neuen Sprache, und er hat sie für sein Lied geschaffen. Da nun alles Leben des Wolf'schen Liedes nach innen geht und nur geheimnisvoll, aber stark aus der Tiefe heroor leuchtet, so war die Melodie im alten Sinn unmöglich und unbrauchbar. Seine Lieder haben also nicht mehr die kühn hervor tretende Linienmelodie, als das sinnlich wirksame Element des musikalischen Ausdruckes, sie haben vielmehr bei vollster Prägnanz und Charakteristik die dem Gedicht immanente und deshalb so vielgestaltige innere Melodie, die, weil sie sich nicht so sehr an den Gehörapparat als an das Gefühl wendet, in einer unsinnlichen, so zu sagen ohrenflüchtigen Sprache zu uns redet und ihre Schönheit nur jenen offenbart, deren innere Resonanz auf gleiche Höhe mit der des Kunstwerkes gestimmt ist. Melodie in plastischem Umriß ist aber bei Wolf reichlich vorhanden. Das unterscheidet ihn auf's Entschiedenste von unsern neueren Musikern, die das Durchkomponieren eines Textes mittels einer zerfließenden, unbegrenzten Tonfolge zu erreichen suchen. Von wahrhaft Mozart'scher Lieblichkeit und Anmut sind namentlich die Melodien der Lieder aus erster Zeit. So z. B. das „Wiegenlied“ (im Winter) in den 1877—82 entstandenen, seiner Mutter gewidmeten „Sechs Liedern“. Späterhin verdichtet sich seine Melodie immer mehr zu einem scharf abgegrenzten, in sich geschlossenen

Thema. Eine Berührung mit Mozart wäre bezüglich der melodischen Schönheit sonach bei Wolf zu konstatieren, ohne daß er jedoch dessen, aus dem Geiste seiner Zeit hervor gehende, dekorative Ausstattung sich aneignet. Seine Melodie ist vielmehr eine Kondensation auf den musikalisch kürzesten und schärfst geprägten Ausdruck. Sie hat fast etwas von der Gedrängtheit des Schlagwortes an sich, wenn man in dieser Beziehung per analogiam reden darf. So betrachtet, erscheint die Wolfsche Melodie auch als ein „Zeichen der Zeit“, insofern Natürlichkeit und Konzentration die beiden Angeln sind, in denen die Ausdrucksformen unserer Lage sich bewegen.

Der Hörer benötigt, um Wolf in seiner ganzen strahlenden Herrlichkeit empfinden und erleben zu können, der Geneigtheit und der Fähigkeit des Genießens. In der gläubigen Hingebung erst erstehen die musikalischen Geheimnisse zu leidenschaftiger Wirklichkeit. Hier liegt, wenn man so will, die Schwäche des Wolfschen Liedes; denn es drängt sich nicht auf und vor, sondern will gesucht und erobert sein. So lange man aber die Kunst nicht bloß zu ausschließlichen Problemen des Sinnenreizes und der Gedankenlosigkeit macht, so lange sie uns nicht nur unterhalten und zerstreuen, sondern seelisch erweitern und höher stimmen soll, so lange wird ein echter Musiker auch mehr geben wollen und müssen als nur Klangooll hingesezte Intervallreihen und zu süßer Rundung polierte Akkordfolgen. Er wird das leere Gerüste mit lebendigem Geiste erfüllen und so der vollendeten Form die Seele einhauchen.

Im gemeinen Sinne populär wird das Wolfsche Lied also nie werden; dazu fehlt es ihm an dem Berührungspunkte mit dem derb sinnlichen Geschmack der Masse. Wenn man aber die Geschehnisse verfolgt, so darf man wohl sagen, daß Wolf doch die edle und wahre Volkstümlichkeit verehrungssoofter Gemeinden bereits genießt. In Wien, Berlin, Stuttgart und anderen Orten haben sich „Wolf-Vereine“ gebildet, die sich die Pflege seines Liedes zur besondern Aufgabe machen. Stetig wächst auch die Aufnahme Wolfscher Lieder in die Konzertprogramme. —

Mit einer unbegreiflichen Vielseitigkeit des Ausdruckes und der Charakterisierung ist eine Fülle der lautesten Schönheit über die Dichtungen gegossen. Ein unerschöpflich reiches, vielseitiges Gemütsleben offenbart sich in diesen Liedern. Keine Regung, keine Äußerung einer unendlich sensiblen und gestaltungreichen Natur fehlt. Ich nenne hier nur einige Beispiele: Neben dem derbsten Realismus („Das Köhlerweib ist trunken und singt im Wald“, Keller) steht die traumhafteste Vision („Wie glänzt der helle Mond so kalt und fern“, Keller); neben der zartesten religiösen Innerlichkeit („Sohn der Jungfrau, Himmelskind“, Mörike) die fröhlichste Ausgelassenheit („Vor lauter hochadligen Zeugen“, Mörike); neben der sinnlich leidenschaftlichsten Blut („Klinge, Klinge

mein Pandero“, Span. Liederbuch) die unschuldvollste Naivetät („Benedict die sel'ge Mutter“, Ital. Liederbuch); neben dem erhabensten, weltfernen Pathos („Gesang Wegla's“, Mörke) die heftigste dramatische Belebung („Prometheus“, Goethe); neben dem märchenhaftesten Ton („Bei Nacht im Dorf der Wächter rief“; Else, Mörke) die lebenswärmste Nekterei („Mein Liebster hat zu Lische mich geladen“, Ital. Liederbuch); neben der ergreifendsten Resignation („Wer sich der Einsamkeit ergiebt“, Goethe) die weichevollste Thatbereitschaft („Dir angetraut an dem Altare“, Mörke).

Aber es wäre zu eng gedacht und zu einseitig empfunden, wollte man die Antithese des Ausdrucks auf die Gegenfähigkeit der im Gedicht gegebenen Stimmung beschränken. Mittels einer wunderbaren, oft unbegreiflichen Fähigkeit der Modulation weiß Wolf die Stimmung in einem und dem selben Werke selbst zu nuancieren, so daß nicht bloß die zartesten Schattierungen des geistigen Ausdrucks erzielt werden, sondern oft auch eine Verschiebung der ganzen Stimmung in eine andere Gefühlsphäre eintritt. Erwähnt seien in dieser Hinsicht das derb realistisch gehaltene Mörkelied: „Wenn meine Mutter hegen könnt“, das am Schlusse Kraft einer solchen Modulation in eine traumhaft visionäre Stimmung übergeht; oder auch das tiefinnige Lied: „Und willst du deinen Liebsten sterben seh'n“ mit dem ganz ekstatischen Mittelzuge „schön sind die Haare, schön ist, die sie trägt“; oder das in seinem musikalischen Bau so ergreifend einfache „Gefegnet sei“ (Ital. Liederbuch), das sich mit jedem Takte steigert, um bei den Worten „er schuf die Schönheit und dein Angesicht“ bei einfachster Harmonisierung in völlige Verzücktheit über zu gehen; oder an „Der Genesene an die Hoffnung“ (Mörke), wo bei dem Worte „Hoffnung“ noch einmal im begleitenden Instrument alle erklingenen Qualen und durch gekämpften Schmetzen auf quellen.

Aber das sind alles nur fragmentarische Andeutungen. Sie dürfen immerhin nicht übergangen werden, weil gerade in diesen harmonischen Fügungen die Ecksteine für die Auffassung des Vortragenden liegen, worüber weiter unten noch etwas zu sagen sein wird.

Wenigstens mit einem Worte sei aber noch des nationalen Charakters gedacht, der aus den Liederzyklen Wolfs heraus klingt. Wolf ist seiner musikalischen Abstammung, seiner Empfangungsweise und der Ausgestaltung seiner Kompositionen nach durchaus und innerlichst deutsch geartet. Der Gefühlsausdruck seiner Lieder enthält alle jene Elemente, die unsere deutschen Musikheroen an die Spitze der Komponisten der ganzen Welt gestellt haben. Es würde zu weit führen, sollte auf die Charakteristik des Stiles auch nur der größeren Zyklen (Goethe, Mörke, Eichendorff) ein gegangen werden. Sie ist indes bereits mit dem Namen jedes dieser Dichter gegeben. Wer litterarisch ihre

stilistischen und thematischen Werte gegen einander ab zu wägen weiß, hat damit auch schon einen Wegweiser zum Stile der Wolfschen Musik für jeden Einzelnen, denn Wolfs Betonung schließt sich auf's Engste an jede dieser Individualitäten an.

Parallel mit dieser nationalen Eigenart scheint mir jedoch noch die, dem Komponisten während des Schaffens vielleicht ganz unbewußte, Verschmelzung der deutschen Gefühlsart mit dem fremdnationalen Volkscharakter einher zu gehen. Über dem Italiänischen Liederbuch ist nicht bloß die tiefe Verinnerlichung des deutschen Wesens, sondern in hohem Grade auch die ganze Süßigkeit und Farbigkeit des naiv heidnisch-sinnlich veranlagten Volkes aus gegossen. Das Wesen des Sinnlich-Schönen im italiänischen Volkscharakter ist in holdester Mischung mit dem deutschen lyrisch-innigen Gefühl zusammen geflossen. Im Spanischen Liederbuch ist neben der schwärmerischen Zartheit der ganz eigenen „geistlichen Lieder“ die verhaltene Glut und offene Leidenschaftlichkeit des stolzen Volkes in staunenswerter Weise getroffen. Jedenfalls leuchtet über den beiden Liederbüchern dieser romanischen Völker noch ein anderer Glanz als jener, der allein aus der deutschen Empfindungsweise zu erklären wäre. Hieraus ergeben sich zugleich für den Sänger Forderungen, denen er sich beim Vortrage nicht entziehen darf, ohne das Wesen des Wolfschen Liedes im Innersten zu erschüttern. Wolfs Lied steht und fällt mit dem Vortrage. Dies ist einer der Faktoren, der der Verbreitung und dem Bodenfassen des Wolfschen Wertes so große Schwierigkeiten entgegen setzt.

Wolf selbst konnte mit seiner erloschenen, gebrochenen Stimme durch die Kunst seines Vortrages im intimen Kreise bis in's Innerste ergreifen. Für den erfolgshungrigen Sänger aber sind Wolf-Lieder im Allgemeinen keine dankbaren Treffer. Wolf verlangt ein vollständiges Zurücktreten des Vortragenden hinter das Werk. Nur das Lied als künstlerische Ausdrucksform, los gelöst von aller rein virtuosen Zugabe, soll als Totalprojektion des im Gedichte begrifflich und in Tönen sinnlich-gefühlsmäßig Gegebenen in die Erscheinung treten. Der Sänger wird fast rein als Instrument behandelt; denn er ist weder der Träger der Melodie, noch genießt er sonst ein künstlerisches Vorrecht. Im Gegenteil: die fein angelegten Vorspiele, die geistvoll interpolierenden Zwischenspiele und namentlich die noch einmal die Grundstimmung des Wertes fast sentenzartig zusammen fassenden Nachspiele sind für ehrgeizige Sänger höchst unangenehme und fatale Zugaben. Sie stellen den Sänger nicht mehr über, sondern in das Werk, als einen seiner Teile. Wolf bedient sich der menschlichen Stimme nur eben als Träger des besetzten Lautes gegenüber dem seelenlosen Tone des Instrumentes.

Dieses Zusammenwirken von menschlichem und instrumentalem Ton, sowie die eingeflochtenen Instrumentalfäße, geben dem Wolfschen Liede den

Charakter des Symphonischen im Sinne des Schlußsatzes von Beethavens 9. Symphonie. Dem Wolf'schen Liede kommt das Prädikat eines dramatisch-symphonischen Tonsatzes zu. Wolf steht sowohl auf den Schultern des schönheitsoollen Mozart, als auf denen des absoluten Musikers Beethoven und stützt sich auf den Dramatiker Wagner, — Paten, die vom Größten des neuen Kunstwerkes zeugen. Die gleich schwebende Behandlung der Singstimme und des Instruments bedeutet nicht eine Erleichterung des einen oder des andern. Im Gegenteile stellt Wolf, abgesehen von der Bescheidung der Vortragenden, nicht geringe künstlerische Anforderungen an diese. Zunächst verlangt er eine hohe Intelligenz und eine poetisch fein nach empfindende Gemütskraft; dann eine willenslose Hingabe an das Kunstwerk und die darin verkörperte Stimmung neben der Fähigkeit, die aus dem Werke quellende suggestivie Kraft möglichst vollständig auf den Hörer zu übertragen. Dazu ferner eine sichere technische Bildung; denn die Einsätze und Intervalle, die dem Sänger, die rhythmischen und harmonischen Probleme, die dem Klavierspieler gestellt werden, gehören in der Liedkunst zu den seltneren und schwierigeren Aufgaben.

Van Wolfs Lied wird man zudem nicht bloß eine neue Kunst des Liedervortrags ableiten müssen, auch die Art des Hörens und Genießens wird zu modifizieren sein. Außer hoher poetischer Empfänglichkeit wird der Hörer auch noch ein feines musikalisches Empfinden der Art mit bringen müssen, daß er die in dem polyphonen Gewebe von Instrumental- und Singstimme verteilte Melodie heraus hört und in ihren verschiedenen rhythmischen und melodischen Um- wie Ausbildungen wieder erkennt. Das wird aber nur dann der Fall sein können, wenn er sich in das Lied selbst hinein lebt und sich in liebevoller Teilnahme mit dem Gedankeninhalt und der musikalischen Faktur beschäftigt.

Wolfs That liegt also nicht bloß darin, daß er die höhere Sprechweise in der musikalischen Deklamation und Ausdeutung, damit die natürliche Einheit der gesteigerten Rede im Liede wieder hergestellt hat, als vielmehr darin, daß er, ein echter Genius, den Schlendrian und ein feiles Kompromisse-machen mit dem Modegeschmack aus dem Tempel der Kunst hinaus gesetzt, diese aber mit inbrünstiger Leidenschaftlichkeit wieder auf den leuchtenden Goldgrund schlackenloser Reinheit gestellt hat.

Es giebt Namen, die mehr bedeuten als eine bloße Persönlichkeit — Namen, die eine Idee, einen allgemeinen Begriff verkörpern. Für das deutsche Lied wird ein solcher sein der Name: Hugo Wolf.





Münchner Tagebuch.

Vorbemerkung der Schriftleitung: Der Abwechslung halber, um nicht immer die selben Stimmen nur hier zu vernehmen, sondern zwischen durch auch anderen angemessenen Gehör zu geben, haben wir diesmal für unser „Münchner Tagebuch“ eine ganze Reihe von Mitarbeitern gewonnen, denen wir das gleiche Vertrauen wie unseren ständigen Herren Referenten schenken zu wollen bitten. Kur hier und da noch werden wir eine kleine redaktionelle Randbemerkung dazu wohl anzubringen haben.

„Herr Otto Grautoff schreibt uns aus München: Herr David Koch hat . . . interessante Einwände gegen meine wohlwollende Kritik der Münchener Wagnerfestspiele (im „Prinzregenten-Theater“) erhoben. Diese Einwände erscheinen mir nicht ganz berechtigt. Betrachten wir die Festspiele einmal vom sozialen Gesichtspunkt aus: der Eintrittspreis beträgt im Allgemeinen 20 M.; das ist gewiß für Viele sehr hoch. Es giebt aber auch eine große Anzahl, die gern und freudig 20 M. bezahlen. Die gewiß weitaus größere Zahl der Kinderbemittelten ist durchaus nicht vom Besuch der Festspiele ausgeschlossen, denn es existieren mannigfache Möglichkeiten, eine Eintrittskarte zu einem ermäßigten Preise zu erhalten. Der Münchener Richard Wagner-Verein verteilt für jede Vorstellung 15–20 Freikarten an Einheimische und Fremde (!), die bei dem Vorstande des Vereins um eine Freikarte nachgesucht haben. Ferner erteilt Herr Postart in der loyalsten Weise, so weit die Plätze nicht verkauft werden, Karten zu 2 M. an Herren und Damen, die einen künstlerischen Beruf ausüben, nachdem sie bei der Hoftheaterintendanz um diese Karten nachgesucht haben. Endlich ist den Offizieren und königlichen Beamten der Besuch der Festspiele für 5 M. ermöglicht. Kann man von der Intendanz ein weiteres Entgegenkommen verlangen, wenn auf diese Weise zu jeder Vorstellung, abgesehen von den zahlreichen Referentenkarten, ungefähr zwei bis drei Hundert Eintrittskarten zu 2 oder 5 M. oder gar gratis ausgegeben werden? Ich halte dieses Entgegenkommen für ganz außerordentlich, denn die Unkosten der Festspiele sind erschreckend groß.“ — „Die Zeit“ (Berlin-Schöneberg); das erklärt denn wirklich gar Vieles und beleuchtet zumal den, an dieser Stelle, im Gegensatz zur gewaltigen Fremden-Kelchane anderer Organe, feinerzeit ausgesprochenen Satz, daß man ganze Beamten-Kategorien der Reihe nach im Zuschauerraum mit Frau Gemahlinnen verfolgen konnte, die kaum 40 M. für den Abend sich zu leisten Willens oder selbst in der Lage waren. Wäre auch sonst völlig unbegreiflich, daß der Enthusiasmus unserer heimischen Presse in deren Abonnement-Preisen keinen stärkeren Enttäuschungsstimm als natürliches Echo bisher geweckt haben sollte, wenn nicht solche „fluge“ Transaktionen hinter den Kulissen vorlägen.

„Sarah Bernhardt und München. Der ‚Berl. Lokalanz.“ hat die Meldung verbreitet, daß Sarah Bernhardt deshalb nicht nach München komme, weil ihr von der Hoftheaterintendanz die Bedingung gestellt worden ist, ihr deutsches Gastspiel in München zu eröffnen. Diese Nachricht ist unzutreffend, insofern sie sich auf das jetzige Gastspiel der Sarah Bernhardt stimmt. Es liegt eine Verwechslung vor mit ziemlich weit

zurück liegenden Verhandlungen, die längst erfolglos abgeschlossen waren, bevor der Plan der jetzigen Bernhardt-Tournee fest gestellt war. Als es fest stand, daß die Künstlerin von Kopenhagen aus nach Berlin gehen würde, hat die Intendanz mit der Künstlerin neue Verhandlungen angeknüpft, die aber an den übertriebenen finanziellen Forderungen Sarah Bernhardt's gescheitert sind, genau so wie in Dresden." — „M. Neueste Nachrichten.“ In diesem Falle sind wir zu unserer Freude einmal ganz und gar auf Seiten unserer Hoftheater-Intendanz. Wenn nicht — denn nicht! Und wer weiß überdies, ob der Künstlerin Sarah B. auf dem Münchener Boden wohl ebenso, wie in der Reichshauptstadt, politisch mit gespielt worden wäre?

Am 3. ds. Mts. ist Meyer-Försters „Alt-Heidelberg“ in Heidelberg selbst zum ersten Mal in Szene gegangen. Wer etwa glaubte, daß sich aus diesem Anlasse der genuss loch, jetzt mitten im Semester, besonders rühren würde, mußte sich enttäuscht fühlen. „Die Aufführung oerließ durchaus harmlos. Das Studentepublikum, welches das Stück wohl schon kannte, sehlte nahezu gänzlich. Einige Unwahrheitslichkeiten in der Szenerie, so die Annahme einer hoch über dem Redar, unmittelbar dem Schlosse gegenüber gelegenen Restauration, sowie in der Handlung, besonders in der Schilderung des Korpsstudentenlebens, dessen Einzelheiten jeder Heidelberger genau kennt, erregten Befremden oder überlegenes Lächeln. Eine lokale Begeisterung wurde nirgends hervor gerufen.“ — „Frankfurter Zig.“. Es blamiert sich eben jeder, so gut er kann. Aus diesem Bericht kann zur Abwechslung die „Kunststadt“ München entnehmen, wie sehr sie sich durch ihre begeisterte Anhänglichkeit für das Stück wieder einmal bloß gestellt hat.

„Schüleroerstellungen im Hoftheater. Die häufig wiederholten Anregungen: unler Hoftheater möge nach dem Beispiel auswärtiger Hofbühnen seine Kunst in den Dienst der Volks- und Jugenderziehung stellen, sind auf fruchtbaren Boden gefallen. Die Intendanz beabsichtigt, für die Schüler der höheren Lehranstalten unter besonders angenehmen Bedingungen Nachmittagsvorstellungen zu veranstalten. — Beinahe hätten wir vergessen, daß nicht die Münchner, sondern die Berliner Hoftheater-Intendanz diesen schönen Plan gefaßt hat.“ — „M. Neueste Nachrichten.“

„Herr Zumppe hatte Recht, als er zuletzt selbst seinem Orchester applaudierte . . .“ A. H. in der „Münchner Zeitung.“ — „Im Gärtnerplatztheater war heute Abend Generalmusikdirektor Hermann Zumppe anlässlich der 50. Aufführung seiner Operette „Farinelli“ Gegenstand einer herzlichen Ovation. Er erschien nach dem zweiten Akte mit den Darstellern auf der Bühne, um einen prachtvollen Lorbeer in Empfang zu nehmen.“ Gr. in den „M. Neuesten Nachrichten.“ — „Oessentlich schiebt unsere Musikalische Akademie in ihre Programme der nächsten Abonnementskonzerte doch noch die eine oder andere Novität ein; wir hatten gehofft, mit Zumppe's Eingreifen ströme auch in dieser Hinsicht neues Leben durch die oerfaltten Adern. Aber ein „Pseiferitag“ bringt keinen Sommer.“ D. im „Bayr. Kurier.“

„Die Volks-Symphoniekonzerte im Raimsaal mit ihren erheblich reduzierten Preisen sind gewiß eine dankenswerte Einrichtung; allein das Geld, das dem Besucher für Programm und Garderobe abgenommen wird, sieht zu den ermäßigten Preisen in keinem Verhältnis mehr. Der letzte Platz kostet z. B. 30 Pf.; für Garderobe

und Programm müssen jedoch weitere zwei mal 20 Pf. gleich 40 Pf. erlegt werden, so daß die Rechenkosten teurer kommen als die Hauptsache. Das ist einfach ein Umding, selbst wenn die Erhebung der Garderobe- und Programmgebühren zum Entlastungssystem des Personals gehören sollte. 10 Pf. für Garderobe und 5 Pf. für das Programm wären bei Volkskonzerten gerade genug. Der etwaige Einwand, daß außer dem Garderobezwang ein Programmzwang nicht bestehe, ist so gut wie hinfällig, denn die Plakatprogramme begnügen sich mit lapidarer Ankündigung der einzelnen Programmnummern und vermeiden es, die einzelnen Sätze bei den Symphonien oder die Titel der Lieder (wie beim Konzert am 29. Oktober) anzugeben.“ — Sprechsaal der „M. Neusten Nachr.“

„Wie Berliner Zeitungen berichten, hat Herr von Mendelssohn in Berlin für die neue Musikhochschule 20 000 M. zum Zwecke der künstlerischen Ausschmückung dreier Fenster in der Eingangshalle gestiftet.“ — „Musikal. Wachenblatt.“ Wir zitieren das unter „Münchener Tagebuch“, weil unsere berühmte „Kunststadt“ nicht einmal für die dringend nötige innere Reorganisation ihrer Musikhochschule lumpige 12 000 M. im Lambe auf bringen kann, geschweige denn, daß diese schon ihren würdigen Eigenbau hätte.

„Es sei mir gestattet, auch heuer beim Beginn der Saison von Neuem darauf hinzuweisen, daß das von Jahr zu Jahr gesteigerte Wachsen der Konzertflut notwendig eine entsprechende Beschränkung der Berichterstattung bedingt. Es bedarf kaum der Begründung, daß auf einen zwischen gleichzeitigen Veranstaltungen geteilten Besuch aus künstlerischen Rücksichten grundsätzlich verzichtet werden muß; ebenso, daß bei der Begrenztheit des zu Gebote stehenden Raumes, gleichlaufend mit der größeren Ausdehnung des Musiklebens, auf solche Konzerte, die kein allgemeines künstlerisches Interesse bieten und keine besondere Physiognomie haben, hier immer weniger Rücksicht genommen werden kann. Um a ille Anforderungen und Interessen zu genügen, thäte es nat. eine ganze Schar von Rezensenten anzustellen, um jedes Auftreten einer mittelmäßigen Kraft, jedes neue Liedchen eines angehenden „Londichters“, das in irgend einem Konzerte gesungen wird, ausführlich zu besprechen. Das ist weder unsere Absicht, noch unsere Aufgabe. Abgesehen von der position Unmöglichkeit kan men hierbei auch noch andere Gesichtspunkte in Betracht. — Die Kunst, in der die Musik einen so bedeutenden Bestandteil bildet, ist ein großer Kulturfaktor, und ich habe dementsprechend die künstlerische Kritik auch immer als ein Stück Kultur aufgabe aufgefaßt. Ihr hohes Ziel ist, bei der verwirrenden Fülle der Erscheinungen das Ganze im Auge zu behalten, in großen Zügen ein Bild von der fortschreitenden Entwicklung zu geben, an der Verbreitung und Erinnerung des Ideals mit zu wirken. Dieses Ziel dürfen wir nicht außer Acht lassen, wir dürfen nicht untergehen in unwesentlichen Einzelheiten. Es ist ganz unteu-ubar, daß heut zu Tage den Musikberichterstattern der Großstädte zu aiel zugemutet wird, was immer mehr die Gefahr mit sich bringt, in ein ödes Reporter-Reportat zu verfallen. Ich stelle mir auch vor, daß Wandlungen in dieser Richtung unausbleiblich sind. Die ernste Kritik muß, um ihre höheren Aufgaben erfüllen zu können, eines Tages mit Gewalt aus der gegenwärtigen Überbürdung heraus zu kommen trachten. Und der einzige Weg hierzu scheint mir der zu sein, das unwesentliche den Lokalblättern zu überlassen, die sich dergleichen leisten können oder wollen.“ — Dr. Theodor Gdeing, sehr oer-nünftig und beherzigenswert, im „Sammler“ der „Augsburger Abendzeitung“.

„Dass ein Mann, der so Bedeutendes zu schreiben im Stande ist, wie Ray Schillings, sich dann — und zwar nicht bloß gelegentlich, sondern mit einer gewissen Ausdauer — dazu hergibt, ohne innere Nötigung und einzig einem aermügenden Theaterleiter wie Ernst von Passart zu Gefallen Begleitungsmusiken zu dessen melodramatischen Requisitionen zu schreiben, und dabei auch die Bearbeitung von solchen poetischen Nichtigkeiten wie Ernst von Willenbruchs ‚Das Hengeliel‘ nicht verschmäht, das ist so betrüblich, daß ich nicht umhin kann, es auch hier einmal ganz offen auszusprechen. Nicht als ob ich es eines großen und ächten Künstlers für unwürdig hielte, sich mit Kleinigkeiten abzugeben — besonders, wenn er eine so starke Begabung auch für das Genrefache zeigt wie der Komponist der reizenden ‚Anacreontischen Liedchen‘ — oder auch seine Kunst hin und wieder in den Dienst der vorübergehenden Veranlassungen des Tages zu stellen. Nein, — was die Verbindung eines Schillings mit einem Passart zu einer, gelinde gesagt, so unerfreulichen Erscheinung macht, das ist, daß hier ein ächter Künstler sich und seine Kunst dadurch entwürdigt, daß er sie dem einzig und allein auf die Befriedigung persönlicher Schauspieler-Eitelkeit ausgehenden Unternehmen eines Mannes dienstbar macht, der ganz gewiß ein großer Virtuose und eminentes Können ist, aber ebenso gewiß auch von der Unterordnung des eigenen Ich unter eine höhere Idee oder Aufgabe — und ohne das giebt es nun einmal keine ächte, reine Kunstbethätigung — nicht die blasseste Ahnung hat. Daß, nebenbei bemerkt, diese ganze Geselligkeitspolitik gerade einem Passart gegenüber taktisch auch durchaus falsch ist, weil sie mit Notwendigkeit schließlich doch ihren Zweck verfehlt, das macht die Sache wohl ebenso wenig besser als der Umstand, daß Richard Strauß mit seinem ‚Eros Arden‘ die gleiche ‚Sünde wider den heiligen Geist‘ der Kunst auf sein Gewissen geladen hat.“ — Dr. H. Louis in den Gathacher „Blättern für Haus- und Kirchen-Musik“. Schade nur, daß der gen. Herr Referent das allein nach auswärts schreibt und es nicht hin und wieder auch an dem Orte seiner kritischen „Wirksamkeit“, nämlich in den „M. N. Nachr.“ selbst, zu äußern sich entschließt.

„Sie kommt! Die Münchener Lebewelt befindet sich in hochgradiger Aufregung. Cleo de Mérode, die Freundin des Königs der Belgier, kommt. Sie wird am Lenbach gemalt und in den Blumenfäden tanzen. Diesen Gemuth weith die Direktion der Blumenfäden mit folgender schoungvoller Empfehlung vorzubereiten: ‚Cleo de Mérode, die gefeierte Tanzkünstlerin, wird einem Kuse Meister Lenbachs folgend, nach München kommen, um dem größten Porträtmaler unserer Zeit einige Male ‚Madell‘ zu sigen. Nur diesem Umstand ist es zu verdanken, daß Cleo de Mérode einige Gastspiele absolviert. Es dürfte nicht uninteressant sein, einige Details über diese ‚Weltberühmtheit‘ zu erfahren. Cleo de Mérode ist eine geradezu faszinierende Schönheit. Aber hauptsächlich ist es ihre eminente Tanzkunst und die Protektion allerhöchster Kunstmächte, die das heutige Renommée einer Cleo de Mérode geschaffen haben. Die bedeutendsten Staatsmänner der Welt sonnten sich an der Gunst einer ‚Mérode‘. Der König der Belgier neigt ihr in fast übertriebener Zärtlichkeit zu. Als Cleo de Mérode einst einer Einladung des Schah's von Persien zu einer intimen Unterhaltung im blauen Saale des Zentralthotels in Berlin Folge leistete, erhielt sie 10000 Mark für ‚eine Stunde‘. Cleo de Mérode ist fämtlich in Brillanten gebettet. Am Varietés hat die Künstlerin mit 30000 M. für einen Monat den höchsten Wagenford erreicht. Cleo de Mérode ist auch die Schöpferin der bekannten über das Ohr reichenden Damenfrisur.“ — „Münchener Post.“ Und daraufhin alsbald die „M. Neusten Nachr.“:

„Eleanore de Mérode, deren Ruf in künstlerischer und gesellschaftlicher (!) Beziehung längst zu uns gedrungen, deren hübsches Köpfchen mit der charakteristischen Haartracht uns aus zahllosen Abbildungen längst bekannt ist, hat uns Münchnern nun auch persönlich ihren Besuch abgestattet . . .“

„Herr Thomas Knarr, Mitbesitzer der ‚Neuesten‘, hatte einen Teil seiner wertvollen Gallerie, die sich eben nur ein aletscher Millionär leiten kann, zur Jubiläumskunstausstellung in Karlsruhe überlassen und im nämlichen Moment, als sein ‚Weltblatt‘ den Großherzog von Baden ansiegelte, von diesem eine große Medaille mit Bild daneben einem Handschreiben bekommen.“ — „Das bayrische Vaterland.“

„Der Zufall ist ein tödtlicher Geselle. Die ‚Münchner Neuesten Nachrichten‘ haben in einer ihrer letzten Nummern in der Befürchtung, daß in Baden ein paar Männerlöhner zugelassen werden könnten, einen förmlichen Raman um den badischen Hof zusammen fabuliert, worin dem Großherzog in ziemlich unverblümter Weise ‚Alterschwäche‘ angedichtet war, von Damenpalatit, Schenken der Hierarchie, Einflüssen des Benediktinerordens u. s. w. die Rede war . . . Die ‚Kugsb. Postztg.‘ bemerkt nun zu diesem famischen Spiel des Zufalls mit Recht: Wir für unseren Teil vermachten in dem Handschreiben des Großherzogs (an Hrn. Knarr) ‚Symptome an Altersschwäche‘, eine senile Abnahme der Willensstärke, wie der Gehartitel in Nr. 512 der ‚M. N. R.‘ unterstellte, nicht zu entdecken. Dem Herrn Thomas Knarr wird diese seltsame und unglückselige Verfertigung von Umständen gewiß außerordentlich peinlich sein. Wie varnehm und geistig groß hebt sich der königliche Akt des Großherzogs gegen das schmachvolle Gedahren der Rärner des Knarrreanums ab! Freilich der Hauptschuldige scheint diesmal am Palztechnikum in Karlsruhe zu sitzen. [Inzwischen widerrufen!] Das ändert aber nichts an der Thatfache, daß das Fürbergrabenblatt mit seinen Verlegern heute als ein Konstrum da steht, dem fürstliche Graßmut einen ganzen Berg an glühenden Kahlen auf das überföhne Haupt gehäuft hat.“ — „Bayr. Kurier.“

Natürlich fehl geschaffen! Vielmehr muß doch gerade dieser Gegensatz allen Reibern und Gegnern der ‚M. N. R. Nachr.‘ zur klarsten Evidenz einmal ad oculos demonstrieren: die ächt „liberale“, „voll und ganze“ Unabhängigkeit der Redaktion des Weltblattes an ihrem Verlage.

„Eine hochherzige Spende Sr. Kgl. Hoheit des Prinz-Regenten. — München, 31. Oktober. Seine Kgl. Hoheit der Prinz-Regent haben inbaltlich eines unter'm 24. Oktober 1902 an den Kgl. Staatsminister des Innern Dr. Frhrn. von Feilich als Vorsitzenden der Kommission für staatliche Monumentalbauten gerichteten Handschreibens Ihrer lebhaften Befriedigung über die an der genannten Kommission während der verhältnismäßig kurzen Zeit ihres Bestehens entfaltete umfangreiche Thätigkeit Ausdruck verliehen und allen Beteiligten hierfür Ihre volle Anerkennung ausgesprochen. Zugleich haben Se. Kgl. Hoheit Allerhöchste geruht, der Kommission den Betrag von 30000 M. zur Verfügung zu stellen, um derselben die Lösung größerer und wichtigerer Fragen innerhalb des Rahmens ihrer Aufgaben nach Thurnlichkeit zu erleichtern und insbesondere die Befriedigung der bei Aufstellung und Ausarbeitung umfangreicher Projekte erwachsenden Kosten und Auslagen zu ermöglichen.“ — „M. N. R. Nachr.“

„Zur Thätigkeit der Kommission für staatliche Monumentalbauten wird aus unserem Leserkreis geschrieben: In den Berichten über das erste Jahr der Thätigkeit der

Kommission sind auch diejenigen Bauten genannt, die in allerhöchster Zeit aus zu führen waren und bei denen, wie es heißt, die erste Subkommission unter Anderem auch untersuchte, ob der Bau sich in seine Umgebung und das ganze Stadtbild entsprechend einfügen werde. Unter diesen Bauten ist nicht genannt und also wohl auch in der Kommission nicht behandelt worden der Ausbau an das Polizeidirektionsgebäude an der Schrammerstraße. Es ist aber im höchsten Grade bedauerlich, daß bei den Beratungen über den Augustinerplatz, die gewiß auch die künftigen Unterkunftsverhältnisse der kgl. Polizeidirektion berührten, die Kommission durch ihren Vorsitzenden nicht auf diesen, inzwischen in Angriff genommenen, Bau aufmerksam gemacht worden ist. Dieser Bau zeigt ja recht, wie auch der Staat, wenn es gerade so paßt, sich über die in schönen Erlassen und strengen Verordnungen nieder gelegten Grundätze hinweg setzt. Nach Vollendung des neuen Rathauses wird jedermann sehen, daß in der Wein- und Theaterstraße bis zum Gebäude der Hypotheken- und Wechselbank hin, das letzte Hindernis für den Verkehr das Gebäude derjenigen Behörde bildet, der die Verkehrspolizei unterstellt ist. Es ist aber auch in seiner äußeren Erscheinung stumpf und unschön, nach Zukauf des Englischen Hofes ein Sammelsurium zu einander nicht passender Teile und in seinem Innern unwürdig und unbequem, des Lichtes und der Luft entbehrend . . . Es ist sehr zu fürchten, daß man in dem ganzen Gebäudekomplex mit dem begangenen Flichsystem fortfährt und daß, wenn die Kommission für Monumentalbauten nicht sehr bald einen Neubau durchsetzt, auch in diesem Falle zum Schaden der Spat über noch mehr hinaus geworfenes Geld kommt.“ — „M. Allgemeine Zeitung.“

„Es sollen nun, wie man hört, im Schoße der Kommission auch schon Pläne ausgearbeitet sein für die künftige Gestaltung des Augustinerplatzes. Da ist der Wunsch wohl berechtigt, es möchte der Öffentlichkeit in irgend einer Form Gelegenheit gegeben werden, diese Pläne kennen zu lernen. Gründe der Billigkeit schon lassen es angemessen erscheinen, daß nicht über eine so wichtige, die ganze Bevölkerung Münchens interessierende Frage gleichsam hinter verschlossenen Thüren die Entscheidung falle; aber auch der Kommission dürfte es nur angenehm sein, wenn sie dem Publikum einen Teil ihrer Thätigkeit, die im Ganzen aus durchaus gut zu hehenden Gründen bisher geheim gehalten wurde, vorweisen und damit sich das Vertrauen und die Sympathie weitester Kreise für ihr ferneres Schaffen sichern könnte.“ — „M. Neueste Nachr.“

„Zum Kapitel: Augustinerplatz, teilen nun die „M. Neueste Nachr.“ mit, daß eingehende Pläne noch nicht geschaffen, sondern nur skizzierte Entwürfe hergestellt worden sind. Entweder haben sich also die Monumentalen blamiert, die damit renammierten, daß die „brennende Frage“ so gut wie gelöst ist, oder die Neuesten haben über die Thätigkeit der Monumentalen ganz blamabel aufgeschnitten. Denn was jetzt im gleichen Blatte, in der Allgemeinen, der Abendzeitung u. s. w. über den Stand der Angelegenheit ausgeframt wird, läßt erkennen, daß die Monumentalbau-Künstler bezüglich des Augustinerplatzes über durchaus unfruchtbare Verhandlungen noch nicht hinaus gekommen sind . . . Wir sind fest überzeugt, daß nicht ein einziges Mitglied der monumentalen Kommission auch nur eine blasse Ahnung davon hat, welchen Zwecken gegenwärtig die Räume des Augustinerplatzes dienen. Darnach dürften wieder die „skizzierten Entwürfe“ über die Verwendung des alten Kuppelkastens ausgefallen sein. Daß die alte Augustinerkirche stehen bleiben soll, warüber sich die Monumentalen angeblich „so ziemlich einig sind“, setzt dem Ganzen die Krone auf! Kurz und gut, wenn die Monumentalen so weiter wursteln, gelangen sie doch noch zu einer gewissen Berühmtheit, ja es ist nicht ausgeschlossen, daß sie auch noch ausgehauen werden.“ — „M. Post.“

„Dank der Stadtgemeinde an den Regenten. Bürgermeister von Vorschalt nahm zu Beginn der heutigen Magistratsitzung Betonfassung, Sr. Kgl. Hoheit dem Prinz-Regenten für die durch die Spende von 10000 M. an die Monumentalbau-Kommission neuerdings betätigte Sympathie für die Entwicklung der Stadt München den aufrichtigsten Dank der Gemeindeverwaltung aus zu drücken. Das Plenum erhob sich zur Bestätigung dessen von den Sigen.“ — Alle Münchner Lokalblätter, NB: ohne jeden, doch wahrlich nahe liegenden Seitenblick auf die unserer „Kgl. K. d. Tankunst“ noch fehlenden 12000 M.

In der That! Unsere „Monumentalbau-Kommission“ fängt an, sehr „monumental“ zu werden.

„Zur Kandidatur des Herrn von Thelemann für den Posten eines bayrischen Justizministers (an des abgehenden Frhrn. von Leonrod Stelle) mocht die „Frankf. Ztg.“ auf dessen Wirken als Personalreferent aufmerksam. Herr von Thelemann sei einer der herorragendsten Philisten des Münchener Akademischen Gesangvereins und bei den Beförderungen und Versetzungen der letzten Jahre seien Philister dieses Vereins und des Würzburger gleichnamigen Vereins in großer Anzahl berücksichtigt worden. Die „Frankf. Ztg.“ bringt darüber folgende Statistik: „Unter den 62 Räten (einschließlich der Titularoberlandesgerichtsräte) des Landgerichts München sind 12 Mitglieder des Akademischen Gesangvereins, d. i. ein Fünftel, und unter den 16 Räten des Landgerichts München II deren 4, d. i. ein Viertel, unter 31 Amts- und Oberamtsrichtern des Amtsgerichts Nürnberg 7, d. i. mehr als ein Fünftel, unter den 10 Direktoren des Landgerichts München I deren 5, d. i. die Hälfte, unter den 37 ersten Staatsanwälten an Land- und Oberlandesgerichten 11, d. i. nahezu ein Drittel, unter den 26 Räten des Oberlandesgerichts München 6, nahezu ein Viertel. Es sind das besonders begehrte Stellen. Im Staatsministerium der Justiz befanden sich bis vor Kurzem unter 6 Ministerialräten 3 Mitglieder des Akademischen Gesangvereins samt einem Hilfsarbeiter, und die beiden letzten auf Vorschlag Bayerns ernannten Reichsgerichtsräte gehören ebenfalls als Philister diesem Verband an. Eine Reihe gesuchter Oberamtsrichterstellen in der Nähe Münchens, sowie in Oberbayern, dergleichen Katoriate in gleicher Lage und das Katoriat I in München, (das seinerzeit nach seiner Erträgniseinschätzung diese Nummer erhielt) sind in Händen von Philistern des genannten Vereins. In Rempten gehören zum Akademischen Gesangverein Präsident, Direktor, erster Staatsanwalt des Landgerichts und von 4 Amtsrichtern 3. Die Ziffern sind ganz interessant, aber sie bringen für den Kenner der bayrischen Verhältnisse nichts Neues. Bei den Juristen ist es eben der Akademische Gesangverein, der die Beute teilt, an den Verkehrsanstalten herrschen die Onolden. Und wenn das Zentrumministerium einmal ersticht, kommen die Kennanen dran. Der Kampf um den Futtertrug, das ist der eigentliche Sinn des Streites“ . . . die „M. Post“ sagt hier nach: „zwischen Liberalismus und Zentrum“; wir aber ooldenden: „aller unserer politischen Parteien einschließlich Sozialdemokratie“.

Aus der Münchner Presse: „Die Mittagsausgabe der „Allg. Ztg.“ wird, wie das Blatt selbst mitteilt, ab 1. November eingehen. Als Ersatz hierfür soll der Nachmittagsausgabe, die schon um 3 Uhr erscheinen wird, ein „Münchner Stadtanzeiger“ beigegeben werden.“ „M. N. Nachr.“ — „Über den Ferner internationalen Preßkongress berichtete in der Donnerstagsitzung des Münchener Journalisten- und Schriftstellervereins' Chefredakteur Karl Stolz, der seit einigen Jahren auch dem Directorial-

Komité der internationalen „Association de Presse“ angehört, in dem das deutsche Element nach durch Dr. Osterrich und Redakteur Schweizer, Berlin, vertreten ist . . . Im nächsten Jahre ist der Kongreß nach St. Louis in Amerika entboten und im Jahre 1904 wird wohl Berlin, nachdem die Deutschen ja oft Gäste der Ausländer gewesen, die Verpflichtung übernehmen müssen, die Kongreßteilnehmer zu beherbergen. Man hofft dabei auf die Unterstützung der Reichsregierung und das Interesse des Kaisers, der ja für die Pflege der internationalen Beziehungen in der Presse sehr eingenommen ist. Heiterkeit erregte die Mitteilung, daß ein Vortrag über den fliegenden Gerichtsstand der Presse allen Ausländern gänzlich unverständlich war, ein derartiges Faktum ward ihnen ein sponisches Dorf! Dr. Dirth, der Vorstand des Vereins, der in herzlichem Worten dem Redner für seine interessanten Ausführungen dankte, nannte den ambulanten Gerichtsstand den fliegenden Balländer der deutschen Presse, denn mit einem Gespenst sei er zu vergleichen.“ — „R. Nachr.-Bureau.“

„Die psychologische Gesellschaft eröffnete kürzlich den Reigen der an ihr veranstalteten Vorträge. Herr Prof. Dr. Theodor Lipps sprach vor einem den geräumigen Rathhauseaal bis auf das letzte Plätzchen füllenden distinguierten Publikum, unter dem die Damenwelt sehr stark vertreten war, über Kant und Nietzsche. Er charakterisierte beide geistvoll und feinfühlig und bezeichnete Nietzsche als den stärkeren Beherrscher der Sprache, der für sie und unsere Begriffe ganz neue Worte geprägt habe. Der Redner trat hierauf dem Nietzsche'schen Hauptthema an der Umwertung aller Werte näher und kam zu dem Schluß, daß Kant viel radikaler die Umwertung der Werte in seiner Philosophie vollzogen habe als Nietzsche, der eigentlich vor dem von ihm geprägten Schlagwort stehen geblieben sei. Ganz besonders interessant gestalteten sich die Ausführungen des Redners über die Begriffe: Herrenmoral, Übermensch, Adelsmensch und Herrenmensch. Nietzsche sei eine Ränksternalur gewesen, voll Sehnsucht nach erträumter Freiheit, ein echtes Kind seiner Zeit. Aber es sei eine Pseudo-Herrenmoral, die er predige, wenn er dies auch keineswegs beabsichtigt habe. Das Ideal des Herrenmenschen freilich, wie Sokrates, Christus, Luther es waren, besitze ein Recht, sich im Rahmen eines von der Ethik anerkannten aristokratischen Egalismus auszuleben. Die Grundbedingung für den Einzelnen sei, sich in den sozialen Gesamtorganismus einzufügen, mit zu arbeiten. Nietzsche sei bis zu dieser Erkenntnis nicht vorgegangen, für das, was er erfassen wollte, blieb er im Ausdruck unklar und seine Werturteilungen werden deshalb immer bedeutungslos. Sein Übermensch sei nichts wert, denn er repräsentiere nur eine umgekehrte Sklaaenmoral, und deshalb fallen wir uns hüten, als Herde dahinter her zu traben, statt sie ab zu schütteln.“ „R. Allg. Ztg.“ — Der durch und durch „unzeitgemäße“ Nietzsche also ein „Kind seiner Zeit“? Und nicht neue „Werte“ — nein, lediglich neue „Warte“ hat er, als „Sprohvirtuos“, uns geprägt?! O, über diese „Philosophie-Professoren“!! Über diese „Alexandriner“, die nicht beim erkenntnistheoretischen Probleme stehen bleiben können, in dem ein Kant allerdings „radikaler“ als Nietzsche war!

*

„Aber auch andere Korporationen folgten in diesem Monat zu München, so unter Anderen die Sozialdemokraten, und da in deren Reihen überzeugungsfeste Abstinenten sich befinden, wie der Oberrichter Lang von Zürich und Prof. Vandervelde aus Brüssel, so pacten die Guttempler diese Gelegenheit beim Schopf und schrieben eine allgemeine Versammlung aus mit dem Thema: „Der Alkoholismus“. Diese Versammlung war sehr

gut besucht. Als erster Redner erörterte Dr. med. Hirth von hier knapp und präzis vom ärztlichen Standpunkte die Alkoholverfrage . . . Redner besah den Mut, zu bemerken, es sei traurig, daß gebildete Leute, die für die Volksgeundheit sorgen wollen, wie die Mitglieder des Vereins für öffentliche Gesundheitspflege, mit so schlechtem Beispiel voran gehen und ihren Münchener Empfangsabend im Hofbräuhaus abhalten; hiermit würde nicht die Einsicht geweckt und geflügelt, daß der Alkohol das Schädlichste (? Anm. der „Gef.“-Schr.) für das Volk sei. Unter diesen Umständen bleibe den einsichtsoofteren und konsequenteren Ärzten nichts Anderes übrig, als direkt oor das Volk zu treten und diesem zu sagen, was ihm not thue, wie es sich in diesem Punkte verhalte; jene aber thäten besser, ihre Bücher ungeschrieben zu lassen und ihre Tabellen zuzuklappen. Sprach's und erntete tausenden Beifall.“ — Prakt. Arzt List im „Naturarzt“.

„Beinahe erwischt. Vorige Woche überraschte die Staatsanwaltschaft das sehr verehrte Publikum mit der Nachricht, daß der aus der Anger-Fronoeste entsprungene Sträfling Johann Viller jetzt einen dunklen Haecod trage. Gar Ranther wird den Spürsinn unserer Polizei bewundert haben, seine Bewunderung wird sich aber mäßigen, wenn man erfährt, wie die Polizei zu dieser Wissenschaft gelangt ist. Der Ausreißer holte sich nämlich kaltblütig den Haecod bei seiner hier wohnenden Schwester, deren Wohnung natürlich insgeheim polizeilich überwacht wurde. Nachdem der Vogel so in's Garn gegangen, sollte man meinen, hätten ihn die Häfcher auch erwischen müssen. Drei Mann hoch wollten ihn die Schutzleute jetzt nehmen, Viller aber rannte sie über den Haufen und nahm seine Flucht als guter Turner über Mauern und Zdune. Die Polizei aber weiß nun, daß — der Ausreißer einen dunklen Haecod hat“. — „M. Post.“

„Es ist jetzt fast zwei Jahre her, seit die Monate lange Suche nach dem Räuber Kneißl Polizei und Publikum in Aufregung hielt. Hoffentlich gelingt es, den Ausreißer Viller recht bald fest zu nehmen. Es wäre sonst eine settlame Ironie des Schicksals, daß gerade uns im friedlichen Bayern zu Beginn des Winters immer ein Stück Räuberromantik beschieden wird.“ — „M. R. Nachr.“

„Große Kinder. Dieser Tage erhielten wir eine sonderbare Zuschrift eines jungen Dichters, der oor Kurzem weniger durch seine Werke wie durch andere öffentliche Vorgänge ein wenig oon sich reden gemacht hatte. Der junge Herr bot sich unserer Partei an. „Ich möchte“, schrieb er, „gerne für die Partei kandidieren oder Redakteur irgendwo sein. Am liebsten Abgeordneter“. Wir haben den Brief dieses großen Kindes natürlich nicht beantwortet, denn es wäre wohl oergebliche Arbeit gewesen, ihm auseinander zu setzen, daß oerantwortliche Posten im Parteigetriebe nicht an den Ersten, Besten freundlich vergeben werden können, sondern daß neben manchem Anderen oiel mühsame und opferwillige Arbeit dazu gehört, das Vertrauen derer zu gewinnen, die über die Vergabung solcher Vertrauensstellen zu entscheiden haben.“ — „M. Post.“ der das eigentlich nur ganz recht geschieht und diese Erfahrung in Sachen „Benzin-Rotor“ wohl bekommen möge.

Nachbemerkung der Schr. — Man wird uns, nach diesen überaus beschreibenden Proben des „Audiatar et altera pars“ wohl oder übel nun zugeben müssen: wir können und dürfen getraut bei unseren bisherigen, bewährten Korrespondenten, den Herren H. und MK., vorbeiden. Schon in der nächsten Nummer sollen sie, in ihrer alten Rechte eingesetzt, in dieser Habel wieder selbst zu Worte kommen.





Zur Millionendefraudation in der „Österreichischen Länderbank“.

Ein Nachwort von Baukmann.

(Wien.)

Börsebericht vom 29. September 1902: Länderbank-Aktien fest auf Nachricht vom Tage Zellineds. 400 nach 396.

Nicht alle Defraudationen, die in Banken verübt werden, gelangen zur Kenntnis des Publikums. Die paar hundert Kraten, die ein armer Subalterner kauft, um die ärztliche Rechnung für zweijähriges Siechtum seiner Frau zu bezahlen, eignen sich nicht recht für die Veröffentlichung, die nur das Vertrauen des Publikums in die Seriosität des Kantriapparates der Bank erschüttern würde. Hier ist Vertuschung und geräuschlose Entlastung besser am Platze. Und die Riesendiebstähle, die täglich von Direktoren begangen werden, genießen den besonderen Schutz einer Gesetzgebung, für die man in seinen loyalsten Anwendungen die Bezeichnung „lächerhaft“ gelten lassen darf. Indeß, Direktoren, die sich bereichern, haben längst schon alle symptomatische Bedeutung verloren für jedermann, der sich mit der alten Erkenntnis an den kleinen und den großen Dieben endgültig abgefunden hat, und der Sozialologe mag sein Forscherinteresse für den simplen Beamten aufsparen, der in unbegreiflichem Größen wahn Gaunereien verübt, die schon — an's Direktariate streifen . . .

Man kann ruhig sagen: Jede Bank hat die Beamten, die sie verdient. Denn die Bank steht zu ihren Beamten nicht nur in einem dienstlichen, sondern sie zu sagen auch in einem pädagogischen, einem Erziehungs-Verhältnis. Als die Malversationen in der Prager Filiale der Kreditanstalt entdeckt wurden, da wußten sündige Reparatur zu erzählen, daß der Defraudant Rudroch zur Bestreitung seines standesgemäß geführten Haushaltes Summen aufbringen mußte, die seine Einkünfte weitaus überstiegen. Was in Prag journalistischer Recherchier-Ehrgeiz ausgefahrt und indiscret ausgeplauscht — gewispinge Direktoren-Barfisch hat es in Wien nach rechtzeitig zu verhindern gewußt, und durch die treuherrigen Versicherungen des aus bankamtlichen Kommunikat's hergestellten Polizeiberichtes klang nur ganz dünn, ganz unhörbar, die Märe vom Tagesfiaker. Aber der Tagesfiaker verflingt nicht gleich Milliaten, und so bliebe das interessanteste Problem des Defraudanten, der das gestohlene Geld in Unternehmungen inaktiert, anstatt es in Sicherheit zu bringen, nach von sachmännlicher Seite zu lösen. Leider waren unsere Sachmänner in jenen Tagen anderweitig überaus in Anspruch genommen. Ihnen oblag die banktechnische Kritik des Kantrollsystems — eine Kritik, die bei allem daran gewendeten Sachwissen eine mangelhafte bleiben mußte, so lange die, die sie übten, die einfache Tatsache außer Acht ließen, daß es ungeheuer schwer sei, einen Beamten zu kontrollieren, der an die ihm vorgelegten Zentralorgane Beiträge in der fünffachen Höhe seiner Bezüge

dorfeht und sich so doch auherhalb jeder Disziplinargewalt stellt. Der Fremde, der bei Konocher eine Hundertguldennote wechselt, darf sicher sein, aan dem Arme der Gerechtigkeit erreicht zu werden — auf den Beamten, der bei einem Gehalte oon 5000 Kronen und einem Priooaermdgen oon 80000 Kronen sich einen Tagesstiafer hält, wird sich jeder, der ihm Geld schuldig ist, hüten, einen Verdacht zu werfen.

Mit der Konstatierung der furchtbaren Schlomperei und der selbst des kompliziertesten Kontrollomechanismus spottenden Gemüthlichkeit im Verkehre zwischen Beamten verschiedener Kategorien wäre die Affäre publizistisch eigentlich erledigt, wenn nicht in den Berichten, die in die Öffentlichkeit drangen, manche wohl unbedachtigte Aufrichtigkeit untergetausen wäre, die zu denken gäbe. Do ist z. B. die Mitteilung, daß Zellinec nach zurückgelegten zehn Dienstjohren in oerbhältnismäßig jugendlichem Alter einen Gehalt von 5000 Kronen bezog. Jeden, der das allgemein in den Banken gebandhabte Koancement-Normale kennt, wird dieses unerhört rasche Aufsteigen befremdlich dünken. Für jene, die es nicht kennen, sei es hier kurz skizziert. Der Baubeamte bezieht in der Regel bis zu erreichter Großjährigkeit ein Provisorium, und wird im Alter oon 24 Jahren mit 1200 Kronen jährlich definitiv angestellt. Von da ab aaanciert er normaliter jedes zweite Jahr um 200 Kronen, so daß er nach zehn Dienstjahren einen Gehalt in der schwindelnden Höhe oon 2000 Kronen erreicht. Rechnet man hinzu eine Ooperzentige Quartierzulage und eine 10perzentige Weihnachtremuneration, so ergibt sich ein Gesamteinkommen von 3080 Kronen. Von diesem fixen Turnus sind nur Direktarsneffen und Hofratschüßlinge befreit. — Vielleicht auch besonders aermendbare Beamte? Die „Länderban“ betonte mit einem geradezu beleidigend auf die Dummgläubigkeit des Lesers spekulierenden Nachdruck die „besondere Verwendbarkeit“ dieses Beamten, der, der Welt einer der allgerewöhnlichsten Protektionsgeschichten, wie sie in Banken sich alle Tage abspielen, dem Schreiber dieses und wohl auch allen seinen anderen urteilsfähigen Kollegen als das Pratatyp des beschränkten, kaufmännisch wie banktechnisch bildungslosen Ziffernschmierers bekannt war. Aber Intelligenz ist wohl nicht alles, und für eine rasche Karriere sind noch andere Dinge maßgebend. Gewiß! Es wird immer charakterlose Streber geben, die ihre Bureaufunden bis in die Nacht hinein ausdehnen, auf ihre Urlaube oerzichten zc. und die Kuimerksamkeit der Direktion auf sich lenken, zum Schaden jener Kollegen, die nach dem oerfnöthigenden Bureaudienst gern ein paar Stunden für die Befriedigung ihrer ethischen, aesthetischen oder überhaupt je nach individueller Anlage beschaffenen Erhalungsbedürfnisse verwenden.

Zellinec — heute wissen wir es — war kein Streber aan dieser Sorte. Was er that, geschah zu ganz anderen Zwecken als dem des Vorwärtssommens. Aber das ist nebenächlich. Thatsache ist, daß die Direktion erteil Strebereien gerne sieht, sie begünstigt und gut belohnt. Allerdings nicht mit auhertourtischen Koancements von zusammen 2000 Kronen binnen zehn Jahren. Es muß also noch etwas Anderes vorgelesen sein. Und hier nun setzt ein wichtiger Punkt der Dienstvorschriften ein. Das sind die Bestimmungen des Heiratsnormalen. Es würde zu weit führen, die Einzelheiten dieses Komplexes aan beschränkenden, die Mannesehre wie das Selbstbestimmungsrecht des Beamten zertretenden, das Konfubinat und die Bardelbarkeit geradezu züchtenden Paragraphen einer näheren Besprechung zu unterziehen. Ist die scharf auf weiß gedruckte Vorschrift: bei einem Einkommen von weniger als 4400 Kronen einen entsprechenden Nachweis anderweitiger Meanden (Zulagen, Meante, Meante) zu erbringen, drückend genug für Alle, die Anlage oder Temperament auf eine Weirat nach Meaung verweist, so ist der ungeschiedene, aber nichtsdestoweniger mit unbedachtlicher Konsequenz

praktizierte Ufus, auf reiche Beamte ein ganz besonderes Augenmerk zu richten, maßgebend für das Verhalten jener, die um jeden Preis Karriere machen wollen. Der vermögenslose Beamte, oder der, dem seine Frau eben nur die statuarisch vorge schriebene Witgift zugebracht hat, hat nur wenig Aussicht, aus der Reihe der Kleinen heraus zu treten, die in genau bestimmtem, von der Dienstpragmatik geregeltem Schneckengange avancieren. Und damit ist auch das Geheimnis der Karriere Zellineds zur Gänze gelüftet. Er war nicht nur ein Hofratskandidat — er hatte sich auch das Vertrauen der Direktion in der glänzendsten Weise errungen, als er eine Frau von 80 000 Kronen Witgift heim führte.

Die geschädigte Bank möge nun ja niemanden für die Defraudation verantwortlich machen als ihre eigenen Direktoren, die mit ihrer auffälligen Begünstigung des rücksichtslosen Strebertums den widerlichen Typus des fleißigen, unermüdblichen, bis in die Nacht hinein thätigen, selbst seine freie Zeit dem „Dienste“ opfernden Musterbeamten schaffen helfen und zugleich damit dort, wo verbrecherische Triebe keimen, alle Möglichkeiten zur unbelauschten Abwicklung listischer Manipulationen bieten; — ja niemand Andern als ihr eigenes erbärmliches Erziehungssystem, dessen modern-kapitalistische Weisheit in dem Prinzipie gipfelt: „Einen armen Teufel setzt man nicht auf einen Vertrauensposten.“ Die beliebte Praxis, Beamte, die in bescheidenen Verhältnissen leben, von besseren Stellungen fern zu halten, solche, die mit der bittersten Not kämpfen, mit einem Heere von Spionen zu umgeben, anstatt sie menschenwürdig zu zahlen, wird in ihrem notwendigen Widerspiele noch gar manche saure Frucht zeitigen.

Angeborene Gesehestreue schützt mich davor, ein Verbrechen gut zu heißen. Nur vom rein künstlerischen Standpunkt aus würde mich der als Romanfigur gedachte unredliche Beamte interessieren, der aus der Erkenntnis, daß ihn die Erbeiratur eines Vermögens von 80 000 Kronen in seiner Laufbahn vorwärts gebracht, mit zwingender Notwendigkeit die Forderung zieht, daß der Besitz von Millionen für ihn gleich bedeutend ist mit einer Anwartschaft auf eine Direktorstelle. Und nun entwickelt er eine stille spekulative Thätigkeit, in der festen Absicht — vielleicht ließe sich damit auch das oben angebeutete Problem des Defraudanten lösen, der die gestohlenen Millionen in Unternehmungen inasertiert, anstatt sie in Sicherheit zu bringen —: eines Tages die entwendeten Summen geräuschlos rückzuerstatten, wenn es ihm nur erst gelungen wäre, sich mit ihrer Hilfe ein Vermögen zu erspekulieren. . . .

In Bankbeamtenkreisen zirkuliert das Gerücht, daß die Beamten der „Länderbank“ für die nächsten Jahre weder auf ihr tauggemäßes Avancement noch auf eine Neujahrsremuneration rechnen dürfen. Das ist nichts weniger als auffallend. Wenn sich das Resultat eines günstigen Geschäftsjahres lediglich in der Lantidome der Direktoren ausdrückt, so hat der Aktionär im Falle einer unerwarteten Katastrophe nicht minder das Recht, zu verlangen, daß seine persönlichen Interessen unberührt bleiben, und die heiße Beteuerung, die in den letzten Tagen durch die Spalten der Pauschalienpresse gieng: „Die Dividende der Länderbank-Aktie wird keine Schwämmerung erleiden“ . . . mag immerhin ihre Berechtigung haben.

Während ich dabei bin, diese Betrachtungen zu schließen, bringt das Kursblatt (vom 30. September) den Cours von 396. — der Länderbank-Aktie. Ein Blick in die Zeitung belehrt mich über die Ursachen dieser Baiffe: Staatsanwalt Ritter von Kleborn läßt sich durch den Selbstmord des Defraudanten nicht abhalten, die Angelegenheit in die Hand zu nehmen.

Der Wahrheit die Ehre! — Über das „Tagebuch“ Kaiser Friedrichs, dessen ausjüngliche Veröffentlichung in der „Deutschen Rundschau“ seinerzeit dem Professor Gesslen von Bismarck als „Fälschung“ zur Last gelegt wurde, fand sich in einem der neuesten Hefte der „Preussischen Jahrbücher“ eine Abhandlung des Jenerser Historikers Prof. D. Lorenz, aus der die Echtheit des Tagebuchs und die Unschuld, ja sogar das unbestreitbare Verdienst Gesslens hervor geht. Das erinnert uns zugleich lebhaft an eine „Erklärung“, mit welcher die Söhne des verstorbenen Professors Gesslen gegen Bismarcks Behauptung kürzlich Einspruch erhoben, daß ihr Vater ein hanseatischer Partikularist und Zentrums-Anhänger gewesen sei. Sie schrieben — und es erscheint uns als eine publizistische Gemüthspflicht, auch an dieser Stelle davon Kenntnis zu nehmen: „Der Anhang zu den ‚Gedanken und Erinnerungen‘ des Fürsten Bismarck hat den Namen unseres Vaters auf's Neue der Mißachtung und Verdächtigung ausgesetzt, wie seinerzeit die ‚Gedanken und Erinnerungen‘ selbst. Tief oerwundet schwiegen wir damals, um nicht ein Nachspiel der Geschäftigkeiten zu erleben, die im Jahre 1888 unsern Namen durch die Öffentlichkeit zerrten. Diesmal glauben wir nicht wieder schweigen und öckleisch vergeblich warten zu sollen, ob sich ein Anwalt unserer Sache finde. Dem Andenken unseres Vaters sind wir es schuldig, schuldig auch der historischen Wahrheit, der Bismarck'schen Charakteristik entgegen zu treten. Und wir glauben dies um so mehr thun zu dürfen, als unsere Erkenntnis dem Patrioten und Staatsmanne Bismarck gegenüber sich in Nichts von den Empfindungen unterscheidet, die jedes guten Deutschen erste Pflicht und letzte Schuldigkeit sind. Es ist unrichtig, daß unser Vater den Jesuiten und der Zentrumsparthei affiliert gewesen sei. Es ist irrig, daß er jederzeit den Entwicklungsphasen des Deutschen Reiches feindlich

gegenüber gestanden habe. Es ist falsch, daß er ein hanseatischer Partikularist oder gar Waise gewesen sei. Sein streng gläubiges Luthertum machte ihn vielmehr naturgemäß zum religiösen Gegner des Katholizismus und zum politischen Feinde des Ultramontanismus. Aber er verkannte noch weniger, als Bismarck selbst wenigstens zeitweise gethan, die Macht der römischen Kurie und wußte, daß man mit ihr gelegentlich paktieren müsse. Einzig und allein diesen Charakter trug die diplomatische Vermittlerrolle, welche er vorübergehend gespielt hat, wie denn auch sein Buch über Staat und Kirche viel weniger eine gelehrte kirchenrechtliche Leistung als eine historische Begründung kirchenpolitischer Maximen sein sollte, die sich seither als richtig erwiesen haben. Die Entwicklungsphasen des Deutschen Reiches unter Bismarck verfolgte er mit lebhaftem Anteil, wenn auch nicht immer mit Zustimmung. Wieder und wieder hörten wir ihn von Bismarck als dem ‚providentialen Ranne‘ reden, und dessen Leitung der äußeren Politik hielt er für unerreichbar groß. Die innere Politik Bismarcks allerdings beurteilte er pessimistisch — wie mit ihm Viele. Von Partikularismus aber — das zeigen Bernhardi's Erinnerungen — wußte er nichts, man mühte denn seine Thätigkeit als hanseatischer Ministerresident im Jahre 1866, wo er seiner Vaterstadt Hamburg dringend zum Anschluß an Preußen riet und sie dadurch vor dem Schicksale Frankfurts bewahren half, als unberechtigten Partikularismus bezeichnen wollen. Ubrigens finden sich auch in seinem handschriftlichen Nachlaß mancherlei Klagen über das Gland der bundestäglichen Kleinstaaterei verzeichnet. Unser Vater war — wir wissen es wohl — kein Staatsmann nach dem großen Schritte der Neuzeit; er lebte die kleinen Mittel und das geheimnißvolle Wesen der alten Diplomatenchule. Das hat neben anderen, völlig edlen Motiven mit gewirkt, um ihn zu dem oerhängnißvollen Schritte

der Veröffentlichung des bekannten Tagebuches zu treiben. Wenn wir dies unumwunden zugeben und wenn wir insbesondere die Publikation von Kaiser Friedrichs Tagebuch weder im Jahre 1888 gebilligt haben noch heute billigen, so bestreiten wir doch jedem, selbst dem Größten und Herrlichsten, der auf Deutschlands Boden gewachsen, das Recht, unsern Vater um politischer Gegnerschaft willen dem Urtheile der Geschichte als Reichsfeind zu überliefern. Hamburg und Rostock, den 4. Dezember 1901. Dr. Johannes Gessden. — Professor Heinrich Gessden. — Das ist eine Dar- und Feststellung in sehr würdiger Form, der man wahrlich ihr gutes Recht, auch zum Worte zu kommen, keineswegs verweigern kann, zumal wenn man schon vor dem immer bei dieser ganzen, leidigen Gessden-Verfälschungssache Bismarck gegenüber ein „Si tacuissos —“ im Herzen und auf der Zunge hatte.

Kunstgeschwätz im Leben des Kindes. Der bekannte Wappsweder Maler Fritz Radensen hat kürzlich auf dem „Niederlahnen-Tage“ einen sehr zeitgemäßen Vortrag über die Schulfibel gehalten und dabei ein Schreiben Prof. Hans Thoma's an ihn zitiert, welches nach der Zeitschrift „Die Kunst im Leben des Kindes“ (Beiblatt zum „Ernstsen Wallen“) u. A. auch folgende beherzigenswerte Sätze enthielt: „Der Vorschlag, daß ich Bilder zu einer Fibel machen sollte, ist mir sehr sympathisch — und hierzu wäre gewiß etwas deutlich Klares ganz das Richtige — fast so einfach, als hätte es das Kind selbst gemacht, müßte es sein — naiv, am liebsten Kunstmeinung angefränktel müßten die Bilder sein, weder sentimental noch wüßig. . . Über Kunstpflege in der Schule wird jetzt so viel geschrieben und gesprochen, ich fürchte, daß die Sache dadurch nur verwirrt wird, und daß schließlich die armen Kinder nach mit der Kunst geplagt werden. Das fehlt noch — daß auch Kinder schon Kunsturtheile äußern lernen von Schül-

wegen. Anläufe dazu sind bei manchen Lehrern schon genommen worden. Die Kinder müssen sagen, was sie dabei denken, was sie daaan halten. Soll es denn gar nichts mehr geben in der Welt, das still und ungerufen wirkt? Ich bin ganz Ihrer Meinung, daß es sich nur darum handelt, den Kindern gute Werte zur Anschauung zu bringen. In der Kunst ist Anschauung alles und darüber sprechen ist 'was ganz Anderes. Zusage, eine neue Fibel zu machen, kann ich durchaus keine geben — aber wenn ich einmal eine alte zu leben bekomme, so könnte es doch der Fall sein, daß die Sache mich reizt, etwas Verartiges zu machen — so daß Ihre freundliche Anregung doch noch Frucht bringt.“ — „Das fehlt noch, daß auch Kinder schon Kunsturtheile äußern lernen an Schulfibel.“ Wer entsänne sich bei diesem Worte nicht der Ergebnisse einer Theater-Varietee für Schulkinder, wie sie die „Pädagogische Zeitschrift“ einmal näher schilderte. Es handelte sich um eine der „Toll“-Aufführungen, die für Kinder der Berliner Gemeindeschulen veranstaltet worden sind. „Ein Lehrer ließ seine Schüler am Tage nach dem Besuche des Theaters in der Klasse ihre Gedanken über die Aufführung zu Papier bringen, ohne ihnen über das Was und das Wie etwas zu sagen. . . Ein angehender Kritiker (!) schrieb: Toll verhielt sich hinter dem Dalmunderkrauch etwas zu laut, so daß ihn Gehtler hätte bemerken müssen. Sanft war die Aufführung sehr gut.“ Ein Anderer meinte, Gehtler sei zu ‚asperba‘ gekleidet gewesen, auch habe der Felsen gewackelt. Ein Dritter bemängelte, daß nicht acht, sondern sieben darmberzige Brüder gesungen hätten; in jeder Stimme müßten zwei Sänger sein. . .“ Bereits in Heft 16 des Jahrganges 1898 dieser Blätter (noch unter Dr. L. Jacobowst's Leitung) — vergl. den Aufsatz „Von Damburger Kunst“ — hat der jetzige Herausgeber auf die Gefahren solcher Veranschaulichung der Jugend zur Theater-Kritik anlässlich der Schül-

vorstellungen hin gewiesen. Seine Prophezeiung ist also leider buchstäblich, und nach darüber hinaus, eingetroffen.

Lesefrüchte mit Randlösen.

„Die Musik erleuchtet, erhebt, farmt die Seele“ . . . soll der Kaiser bei der Einweihungsfeier des neuen Gebäudes für die Berliner „Hochmutsschule der Tonkunst“ (nach H. a. Bülow's Wort) jüngst gesagt haben. Dem gegenüber erlauben wir uns unterthänigst zu bemerken, daß wir auch diese (Hanslick'sche) Musik-Kesthetik — ja wenig wie seinerzeit die kaiserliche Kunst-Kesthetik — annehmen und uns zu eigen machen können, vielmehr auf Grund unserer Studien nach wie aar gerade umgekehrt behaupten müssen bezw. mit ader ohne *venia legendi* öffentlich lehren werden: „Die Seele farmt die Musik“.

„Berlin, 3. Naaember. Abgeardneter Ridert ist saeben gestarben.“ . . . „Gegen die geistige Auarität eines Kant, Schopenhauer und Wagner gehalten, ist mir die des Herrn Ridert gleich netta Null!“ Abgeardneter Oswald Zimmermann-Dresden in einer Reichstagsrede aom Ende Naaember 1893.

„In einem, wie Sh. Hara sagt, berühmten Briefe schreibt ein Meister des Flachreliefs, Yasuchika mit Namen, der in der ersten Hälfte des siebtehten Jahrhunderts sich durch naturalistische und geschmackvolle Darstellungen auf seinen Tsuba — Stichblättern — ausgezeichnet haben soll, die folgenden Worte: Als Künstler soll man stets im Sinne haben, lebenslang arm zu bleiben; sonst wird das Herz unrein, und man kann varnehme Arbeit nicht mehr schaffen.“ (Kdaldert Reinhardt, gelegentlich eines Aufsatze über „Japanische Künstler“ in der Beilage zur „R. Auz. Ztg.“) O alte Künstlerherlichkeit, wahnin bist du entschunden?!

Bei dem Besuche seines Kasseler Regiments schlag der dänische Kranprinz eine Ansprache „mit braufendem Hoch auf

den Kaiser und König Wilhelm“. So wenigstens meldete allen „garantiert königstreuen“ Zeitungen übereinstimmend der offizielle Telegraph. Das bestannte Walfische Depeschenbureau, welches unlängst geradezu peinliche Recherchen an Ort und Stelle selbst darüber gepflogen hat, ob Andrew Carnegie die ihm aan seinem Karrespondenten in den Mund gelegten Worte über Kaiser Wilhelm II. wirklich gesprochen, mühte nun eigentlich auch zu Kassel bezüglich der Authentizität dieses Textes Näheres gewissenhaft eruieren lassen. Denn, wie hätte Frederik das wahl gemacht: „mit braufendem Hoch“?

Zwei bis drei Deputationen (aus Schul- und Kunst-Kreisen) waren in der letzten Zeit nun schon beim bayrischen Exminister Dr. Rab. van Landmann, um ihm in Anerkennung seiner Verdienste Dank-Adressen größerer Korporationen zu überreichen. Es giebt sogar Leute, welche meinen, daß sich diese Vorgänge letzten Endes auf die Wirkungen unseres „Herrn Senator“-Artikels einigermaßen zurück führen lassen.

Über Richard Wagners erste Frau“ (Wina, geb. Planer) veräffentlicht die „Münchner Ztg.“ in bekannter lieblich-löblicher Tendenz neuerdings breitpurig anonyme Feuilletons. Das historische und stilistische Niveau dieser Elaborate steht im Ganzen so ungesähr auf der Höhe der beiden nachfolgenden Textproben daraus: „Herzeater“, welcher im „Kameten aan Herklats“ (lies: „Kameten“ aan Herklatsohn . . .“) bei der heiteren Besprechung seiner eigentümlichen Theaterzeit (?) figurirt . . .“ und „Die Wette wurde angenommen und folgende Bedingung dazu gestellt, daß die Musik, die Wagner in zwei Stunden schreiben müßte, 1. kein Kast, 2. keine Grünberger Schattenseite, 3. kein Landwein, 4. kein Rheinwein, 5. kein leichter französischer Wein und 6. keinem Champagner gleichen dürfe.“

Kan las unlängst unter den Konzert-Ratzen der neuen Wiener „Zeit“ auch

diese: „In den Szenen aus ‚Parfisa‘, welche in dem Programm des unter Siegfried Wagners Leitung am 21. ds. im großen Musikvereinssaale stattfindenden Konzerts zu Gunsten der Kammerfängerin Amalie Materna enthalten sind . . .“ Was bleibt hier die üblich-bissige Redaktions-Anmerkung oder Enttäuschungs-Blasie „öffentlicher Meinung“ über den „Dank vom Hause Wahnfried“?

„Der Bauernfeld-Preis, der demnächst zur Vergebung kommt, ist Gustav Frenssen für seinen Roman ‚Jörn Uhl‘ verliehen worden. Der Preis beträgt viertausend Kronen.“ So stand zunächst in allen deutschen Zeitungen zu lesen. Später hieß es, dieser Preis sei aus guten Gründen noch geteilt worden, so daß auf den Pastor em. Frenssen nur mehr 2000 Kronen entfallen würden. — Wohl! Was aber unter allen Umständen dann doch zu vermeiden wäre, ist dieses unreife aus der Schule Klatschen und vorzeitige Hinausposaunen in alle Welt. Gibt es denn für ein Preisgericht nicht auch den Laib des Amts-geheimnisses? Und könnte man einen solchen Dichter, der sich vielleicht darauf angewiesen sieht, nicht vor beschämenden materiellen Enttäuschungen in seinem Ein- und Auskommen wenigstens bewahren?!

„Vor einigen Jahren erst war in einem Berliner Kunstsalon Sascha Schneiders Stern aufgegangen. Plötzlich, unvermittelt, wie eine jähe Überraschung, wirkten die ausgestellten Studien eines fremden Künstlers. Durch das weit schallende Sprachrohr von Berlin war Sascha Schneiders Name ohne eigentlichen Kampf in alle Welt getragen worden.“ Also sprach — jüngst erst — irgend ein Skribisag im Scherl'schen „Tage“. Die Unverschämtheit der Reichshauptstadt sängt wirklich an, ganz unerträglich schon zu werden! Zusätzlich wissen wir's nämlich gerade hier ungleich viel besser, und in dem neuen Buche des Herausgebers dieser

Zeitschrift („Kunst und Kultur“, S. 193 fig.) ist obendrein der klare Nachweis geführt, daß zu Dresden, und hier im „Salon Lichtenberg“, S. Schneiders Stern aufgegangen, bzw. der junge Künstler von der dortigen Kritik in die weitere Öffentlichkeit literarisch eingeführt worden ist. Paul Schumann, Arthur Seidl u. a. ortsanässige Kollegen hatten damals die erste entscheidende Stimme über diese neue Erscheinung ab zu geben, welche die Kunstwelt weiterhin erst aufmerksam machte — und dieses historische Verdienst lassen sie sich denn auch von den Berliner „Großschmauzen“ mit Richten nehmen! (Vergl. hierzu auch Artikel und Bild in vorliegendem Heft.)

„Zum Unglück am Wetterhorn“ . . .
 „Abermals ein Unglück am Wetterhorn“ . . .
 „Wien: Alpiner Unglücksfall“ . . . „Abgestürzt“ . . . „Im Adensee-Gebiet vermißt!“ . . . „Unfall auf dem Hochschwab“ . . .
 „Noch ein Unglück im Gölzgebiet“ . . .
 „Tod in den Alpen“ . . . „Schon wieder ein Opfer des Starnberger See's“ . . . „Auf dem Großglockner gestern drei Touristen tot gefallen“ . . . „Zwei Bergführer Opfer ihres Berufes“ zc.: das war die alpine Signatur dieses „glitschigen“ Sommers, wenn man in die Zeitung blickte, oft nur innerhalb 24—48 Stunden. Wir sind nun durchaus nicht von der Sorte jener Faulpelze, welche immer behaupten, man müsse sich die Schönheit der Berge lieber von unten ansehen, oder sich an herrlichen Seen mit einem „Wasch' mir den Pelz, aber mach' mich nicht naß!“ nur aufzuhalten pflegen und sich aus purer Bequemlichkeit als abgefagte Sport-Feinde gelegentlich bekennen. Aber muß denn das alles sein?? Soll dies etwa das eigentliche Ergebnis bilden all' unserer schönen Alpen-Zeitungen, Alpen Majestäten, Berggeist-Blätter und deutsch-österreichischen Alpen-Vereinsbestrebungen, mit ihrer jährlichen Mehrung der Schutz- und Untertunfts-Hütten?





Unsere Arbeiter und die Getreidezölle.

Von Wilhelm Cohnstädt.

(München.)

Am 11. Junihefte des Jahrganges 1901 der „Gesellschaft“ hat sich bereits R. D. Döbner mit diesem Gegenstande beschäftigt. Das Ergebnis, zu dem ihn seine Untersuchungen führten, wird vollkommen bestätigt durch eine wissenschaftliche Arbeit, die bald darauf erschienen ist. Der Titel dieser Arbeit lautet: „Die Belastung des Arbeiter-einkommens durch die Kornzölle“, ihr Verfasser heißt Paul Rombert. Sie geht nicht von allgemeinen Gesichtspunkten aus, wie das Döbner gethan hat, sondern sie will auf durchaus induktive Weise, auf Grund einer Anzahl von Budgets, fest stellen, wie teuer der Kornzoll dem Arbeiter zu stehen kommt.

Die erste Frage muß lauten: Wer zahlt ihn? — Sicher das Inland. Denn das ist ja der einzige Zweck des Zolles; er soll die Preise erhöhen. Daß er das seit 1891 in der gewissenhaftesten Weise thut, hat selbst einer der bedeutendsten Agrarier anerkannt, Dr. Dade. Aber wer trägt ihn im Inland? Hier bleiben zwei Möglichkeiten. Es wäre denkbar, daß Müller oder Bäcker oder beide zusammen die Belastung ruhig auf sich nehmen. Dann müßten entweder die Produktionskosten ihrer Betriebe zurück gehen oder deren Rentabilität. Um das Erste zu ermöglichen, müßten die Großbetriebe immer weiter anwachsen — das kann Herr Örtel und seine Freunde niemals befürworten. Das Zweite aber können sie diesen Gewerben des Mittelstandes noch viel weniger zumuten; denn wer klagt wohl so laut und unaufhörlich über die unerträgliche Notlage dieses Mittelstandes? Dazu kommt, daß alle statistischen Untersuchungen den Satz bestätigen: den Zoll auf's Getreide zahlt der Käufer des Brotes.

Hier liegt uns nur an der Wirkung, die eine solche Belastung auf die Lebenshaltung unserer Arbeiter ausübt und ausüben wird. Zu dieser Untersuchung benutzte Rombert die Budgets von 75 Arbeiterfamilien, die für uns den Vorteil haben, aus den verschiedensten sozialen Schichten zu stammen und aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands. Da sie auch, schon nach ihrer Herkunft, den Eindruck der größten Zuverlässigkeit machen, so darf man sie — bei der relativ sehr gleichmäßigen Haushaltung in der Arbeiterklasse — wohl als maßgebend betrachten für die deutschen Verhältnisse. Allerdings werden sie immer noch eine etwas zu günstige Färbung geben, da man stets nur eine Elite der Arbeiterschaft zum gewissenhaften Buchführen veranlassen kann.

Als Erstes ist die Höhe des Getreidekonsums fest zu stellen. Rombert findet da in einer sehr gründlichen Berechnung und in Übereinstimmung mit den Untersuchungen des Herrn von Scheel, daß in seinen 75 Familien jede Person durchschnittlich 180,1 Kilogramm Getreide im Jahr verbraucht. Es ist selbstverständlich, daß sich dabei auch in den verschiedenen Einkommensklassen keine allzu großen Verschiedenheiten ergeben können. Ebenso selbstverständlich bleibt es aber auch, daß der Zoll um so schwerer lastet, je geringer

das Einkommen ist. Rechnen wir Kinder unter 14 Jahren als halb, so muß heute aus dem Teileinkommen einer erwachsenen Person, wenn es 800 M. beträgt, 1,3 Prozent an Getreidezoll gezahlt werden. Mit sinkendem Einkommen steigt diese Kopfsteuer unter großer Regelmäßigkeit: bei 200 M. hat sie die Höhe von 6,01 Prozent erreicht. Nehmen wir nun das Mittel aus Roggen- und Weizenzoll, wie der neue Minimaltarif sie in Aussicht stellt, so ergibt das eine Belastung von 2 bzw. 9 Prozent. Diese 9 Prozent sind eine Zahl, die viel Nachdenkliches hat und mehr Macht, als man ihr ansieht!

Aber richten wir unseren Blick auf die ganze Familie. Sie wird im Durchschnitt heute mit 31,79 M. belastet; das sind 3,64 Prozent ihres Einkommens. Der neue Minimaltarif erhöht diese Ziffern auf 47,68 M. und 5,46 Prozent. Das Durchschnittseinkommen der 75 Haushaltungen beträgt 1136,8 M. Das wäre in Preußen mit 9 M. zu versteuern. Der Arbeiter muß also durch den Getreidezoll über fünfmal mehr bezahlen als durch die Einkommensteuer. Man stelle sich einmal die Frage, was wohlhabendere Leute dazu sagen würden, wenn man sie neben allen bisherigen Steuern noch mit einer neuen Abgabe belasten wollte, die fünfmal so hoch ist als ihre Einkommensteuer! Jener Durchschnittsarbeiter aber dürfte 13 Tage lang in jedem Jahre für nichts Anderes arbeiten, als um diese einzige Steuer auf zu bringen. Nehmen wir dafür das Durchschnittseinkommen, wie es von den Berufsgenossenschaften 1899 für ganz Deutschland fest gestellt wurde, so hätte der deutsche Arbeiter sogar fast 16 Tage im Jahre den Groß-Getreideproduzenten Frohndienste zu leisten.

Wir kommen zur zweiten Frage: Wie soll der Arbeiter diesen Verdienst von fast drei Wochen auf bringen? Überschüsse sind so gut wie gar nicht vorhanden, so genannte Luxusausgaben nur in sehr geringem Maße; sie zu beschränken, wird sich der Arbeiter kaum entschließen können, noch weniger seine Frau. Nicht mit Unrecht — diese „Luxusausgaben“ sind die einzigen bescheidenen Strahlen, die unsere Kultur auch in die Ecken und Winkel der Ärmern fallen läßt. Übrigens wären sie nie im Stand, irgend ein Gewicht in die Waagschale zu werfen. Man mag suchen, wo man will, es bleibt immer nur ein Pösten, der unter allem wird leiden müssen: die Ernährung. Auch unter dem neuen Zolltarife wird der Arbeiter nicht Hunger leiden: das hoffen wir zum Wenigsten. Aber es genügt nicht, den Körper zu sättigen; man muß ihn ernähren. Ist nun heute die Ernährung unserer Arbeiter eine so reichliche, daß sie beschränkt werden kann auf dieser oder jener Seite?

Das Gegenteil ist bekannt: der größere Teil unseres Volkes leidet schon heute an chronischer Unterernährung.*) Unsere Ärzte wissen genug davon zu erzählen. Die Beispiele, die wir bei Lombert finden, und die er sehr genau untersucht hat, geben ein ganz erschreckendes Bild. Das gilt nicht nur von den tieferen Schichten der Zittauer Weber; auch unter den untersuchten 41 badischen Arbeiterfamilien finden sich nur 4, deren Nahrungsausnahme dem physiologischen Minimum gerade knapp entspricht. Hier zeigt sich die Ernährung von solchen Leuten als durchaus ungenügend, die schon nicht mehr dem Proletariat angehören, sondern dem Mittelstand; ihr durchschnittliches Einkommen beträgt 1584 M. Zu solchen Feststellungen halte man die Tatsache, daß Deutschland schon heute im Verbrauch von Kartoffeln allen anderen Ländern weit voraus ist. Und man halte dazu noch folgende Ziffern, die den Branntwein-Konsum für den Kopf der Bevölkerung angeben im Jahre 1896:

*) Vergl. hierzu auch den Zeitungsbericht von Max May „Voll- und Unterernährung“ — „Gesellschaft“ 1902; Zeit Nr. 20, S. 19 f. Anm. d. Schr.

Bereinigte Staaten	1,39 Liter,
Rußland	2,52 "
Großbritannien und Irland	2,64 "
Deutschland	4,30 "

Wer kann lauter reden als diese Zahlen?

Man wird kaum mehr besondere Erörterungen verlangen, um in der weiteren Verschlechterung dieser Ernährung eine der größten Gefahren zu sehen, die es für Deutschland geben könnte. Das werden selbst unsere Agrarier nicht (sie haben es auch nie gethan) bestreiten. Ja, sie werden zum größten Teil nicht einmal bestreiten, daß der neue Zolltarif eine solche Verschlechterung verursachen muß — wenn die Löhne nicht steigen. Aber sie sind vollkommen überzeugt von der unsehlbaren Parallelbewegung von Lohn und Getreidepreis. Es ist eine verlockende Beleuchtung, in der diese Ansicht den Reisten erscheinen muß: das ist wahr. Doch, wer näher an sie heran tritt, der wird bald erkennen, daß sie ebenso einfach wie unrichtig ist. Diebel hat kürzlich versucht, das Gegenteil nachzuweisen: daß die Löhne fallen, wenn der Kornpreis steigt, und steigen, wenn er fällt. Leider hat die Art seiner Beweisführung dem Königsberger Professor Diehl eine recht scharfe Kritik ermöglicht, der es zum Teile nicht an Berechtigung fehlt. Diehl will beweisen, daß es unmöglich ist, in dieser Frage überhaupt etwas zu beweisen. Er benutzt dazu in der Hauptsache die Parlamentsenquêtes über die Lage der englischen Landwirtschaft unter den Hochschulzöllen und die englischen Schriftsteller jener Zeit. Es ist wahr: wer zu sichten versteht, kann hier genug Material finden, das der Diebel'schen Konträrtheorie widerspricht. Aber mir scheint, man kann noch mehr finden, das diese Theorie bestätigt. Lombert bringt einiges daoon herbei. Allerdings weist er auch sehr richtig darauf hin, daß Diebel „Kornzoll“ hätte sagen müssen, statt „Kornpreis“.

In Wahrheit wird hier die einfache Überlegung ausnahmsweise mehr Beweiskraft haben als solches induktive Verfahren; zum Wenigsten so weit Industriearbeiter in Betracht kommen. Für die Landarbeiter liegen diese Verhältnisse ja viel weniger verwickelt; so weit ihre Arbeitgeber wirklich am Getreidepreis interessiert sind, sollten sie wohl eine Lohnsteigerung erwarten dürfen. Aber dazu fehlt ihnen nun wieder das ländliche Koalitionsrecht, ohne dessen Zwang kein Grundbesitzer an eine Erhöhung denken wird. Lombert ist übrigens in der angenehmen Lage, sich auf einen der berühmtesten Schulzöllner berufen zu können, den Lord Shaftesbury, der selbst die Richtigkeit der Paralleltheorie für die Landarbeiter leugnet. Doch, wir sehen ja auch in unserem Deutschland, daß die Rentabilität des Betriebes nur ein sehr schwacher Bestimmungsgrund ist für die Lohnhöhe des Landarbeiters. In dem unfruchtbaren Pommern sind die Löhne im Allgemeinen um fast 60 Prozent höher als auf den sehr ergiebigen Gütern Schlesiens. Und die Agrarier klagen ja am allermeisten darüber, daß die Arbeiter immer teurer werden, je mehr der Getreidepreis fällt.

Bei den Industriearbeitern müssen wir unterscheiden, wer für das Inland arbeitet, und wer für den Export. Daß die Löhne der letzteren bei wachsendem Kornzoll höchstens fallen können, aber niemals steigen, das bedarf an dieser Stelle keines Beweises. Bei denen aber, die in erster Linie am Inlandskonsum interessiert sind, hängt alles davon ab, wie jener Zoll die Konjunktur beeinflusst. Etwas naiv ist die Hoffnung: eine zahlungsfähigere Landwirtschaft vermöge vollen Erfolg zu bieten, nicht nur für den weg fallenden Export, sondern auch für einen Rückgang im Konsum der industriellen Bevölkerung. Wie viel sich auch dagegen anführen ließe, Eines genügt: mehr als 1½ Millionen Menschen sind bei uns wohl kaum an einer Erhöhung des Getreidezolls

interessiert. Von den 56 Millionen unserer Bevölkerung sind das 2,68 Prozent. Wie sollen diese im Stande sein, einen verlorenen Massenkonsum zu ersetzen? Und bis wann wird die steigende Grundrente auch ihren Zullasten überstiegen haben? Man darf nicht verlangen, daß unsere Industrie sich mit so haltlosen Verheißungen zufrieden stellen läßt. Und ist irgend eine andere Möglichkeit, wie diese Kornzölle günstig einwirken könnten auf die industrielle Konjunktur? Wir sehen keine! — Zu diesen Lohnfragen ließe sich nach recht Vieles sagen; so Vieles, daß wir hier darauf verzichten müssen. Auch Rombert kommt auf Grund seiner vorwiegend induktiven Untersuchung zu dem Schluß: „Die Erhöhung der Getreidezölle wird für alle Arten (von Arbeitern) zu einem Sinken der Löhne führen, und mit ihren niedrigeren Löhnen werden die Arbeiter dann die höheren Getreidepreise bezahlen dürfen.“

Rombert hat seine Untersuchungen auf die Getreidezölle beschränkt. So ist der Leser darauf angewiesen, sich selbst — sehr vorsichtig — Parallelen zu ziehen zwischen der Verteuerung des Brotes und derjenigen aller übrigen Lebensmittel. Man betrachte die Erhöhung der heutigen Zölle durch den künftigen Tarif:

Rindfleisch	um	177,7	Prozent,
Schweine	„	66,6	„
Schmalz	„	25	„
Butter	„	87,5	„
Käse	„	100	„
Eier	„	200	„
Wehl	„	84,9	„
Margarine	„	87,5	„

Nachdem wir also in großen Zügen die Ergebnisse des Rombert'schen Buches dargestellt haben, sind sicher keine Redensarten mehr nötig zu dem Thema „Kornzoll und Arbeiter“. Über die Anwendung dieser Ergebnisse für unser ganzes Volk mögen aber doch noch ein paar Worte am Platze sein. — Auf dem Wege zum Industriestaat haben wir einen Nebenbuhler, dem die Natur längere Beine verlieh als uns: den Amerikaner. In vielen Punkten läßt sich der Vorsprung niemals einholen, den die Vereinigten Staaten vor uns voraus haben (Lage, Volkszahl u. A.) Auf einer Seite dagegen fällten und könnten wir sehr wohl die Ersten sein. Das ist die Leistungsfähigkeit unserer Arbeiter. In dieser Beziehung wollen wir uns die Frage stellen: Sind die Bedingungen gleich, unter denen jener Völker-Wettkampf gekämpft wird? Markieren wir in zwei Strichen die beiderseitige Stellung! Nach Kullhall bezog um die Mitte der neunziger Jahre ein Arbeiter folgendes Durchschnittseinkommen:

in Deutschland:	742,52 M.
in den Vereinigten Staaten:	1461,60 M.

Das will sagen: der amerikanische Arbeiter erhält doppelt so viel Lohn wie der deutsche. Trotzdem kann er seine Lebensmittel billiger einkaufen. Die Folge ist: er konsumiert bedeutend weniger Kartoffeln und noch nicht ein Drittel so viel Branntwein.

Das ist schon heute. In Zukunft will man das Einkommen dieses deutschen Arbeiters noch weiter herab drücken; man will seine augenblickliche Unterernährung bis auf das Äußerste steigern. Man will dem Alkoholismus erleichtern, in immer höhere Schichten einzudringen, und der Tuberkulose Nahrung geben, daß sie immer zahlreicheren Familien ihre bleiche Hand auf's Haupt lege. Genug!

Es giebt Männer, denen es nicht an der Kraft fehlt, das alles mit Bewußtsein zu wollen. Wir achten Adolph Wagner darum um so höher. Aber wir glauben nicht wie er, daß einige Tausend Herren vom Ofen der Elbe höheren Menschenwert darstellen als einige Millionen Fabrikarbeiter. Wir leben nicht mehr im Heiligen Römischen Reich; mit dem neuen Deutschland sind wir ein neues, junges Volk geworden. An der Straße, die in unsere Zukunft führt, ragen nicht mehr die stolzen Thürme ritterlicher Burgen, sondern die Schöte unserer Fabriken und unserer großen Dampfer. Wir wissen sehr den Wert unserer Landwirtschaft zu schätzen; wir sähten ihre Kollage deshalb nicht weniger, weil wir weniger jammern. Aber wir glauben nicht, daß diese neuen Zölle Kraft haben, ihr Hilfe zu bringen. Und auch, wenn diese Kraft in ihnen wäre — so teuer dürften wir sie niemals bezahlen.

Wir sind auf dem Wege zum Industriestaat; und wir wollen nicht zurück, wir wollen vorwärts! Wir sind gewohnt, mit großem Optimismus in die Welt zu schauen, denn wir sind jung. Aber ein Recht zum Optimismus hat nur, wer seine Pflicht thut. Wir wollen vorwärts — und unsere Pflicht ist: die Lasten an unseren Füßen nicht schwerer zu machen, als sie schon sind. Unser Volk braucht Kraft zu seinem Wege, viel, sehr viel Kraft — da sollten wir ihm nicht die Rationen verfeinern. Unsere Pflicht ist, den deutschen Arbeiter zu heben und stark zu machen zum Völkerkampfe, kurz: die neuen Getreidezölle zu verhindern!

Doppel-Besprechungen.

NB.: Verleger und Autoren, welche von dieser Einrichtung Gebrauch zu machen wünschen, ersuchen wir hiermit höflichst, uns die gemeinten Werke in zwei Rezensionen-Exemplaren gest. immer übermittlein zu wollen — sei es, daß die Herren Verleger selbst das größere Opfer für diesen besondern Fall gerne daran legen, oder aber beide Teile je eines dieser Exemplare uns freundlichst zugehen lassen. Eine Verpflichtung zu „fortrierender“ Besprechung in diesem unserem Rahmen kann natürlich damit allein noch nicht ausgesprochen oder übernommen sein; hingegen machen wir uns — für den Fall der Ablehnung einer solchen — gerne verbindlich, das unbenützte der betreffenden Rezensionen-Exemplare dem Herrn Einsender auf besondern Wunsch wieder zur Verfügung zu stellen. D. Schöffel.

Wilhelm Heins: Sämtliche Werke, herausgegeben von Carl Schüddelapf. IV. Band: „Ardinghella und die glückseligen Inseln“. Leipzig, „Insel“-Verlag.

„Ein wädelner Hausgöbe, den man außer Raht geluffen hatte, stand neben einem Feuer, worin edle Compantische Gefäße geküert wurden; und fieng an zu schmelzen.“

Er bestogte sich bitterlich bei dem Elemente. Sieh, sprach er, wie grausam du gegen mich verlädest! Jenen gleibst du Dauer, und mich verlädest du!

Das Feuer aber antwortete: Wellage dich niemehr über deine Natur; denn ich, was mich betrifft, bin überall Feuer.“

Heinsje, Vorbereit zur ersten Auflage des „Ardinghella“.

„Und nun, Ardinghella, überlass' ich dich deinem Schicksal. Unter welchem Himmel erzeugt, und in teuflichem Wind und Wetter ausgewachsen, magst du darin bestehen, oder vergehen.“ Als Heinsje 1787 die Worte schrieb, ahnte er kaum, daß sein von italienischer Kunst und Landschaft erfüllter Roman zweimal an bedeutsamer Stelle im deutschen Geistesleben aufstauden sollte. In den unruhigen und brausenenden Tagen des jungen Deutschland trat Ardinghella wieder auf, nach genau 50 Jahren: Heinrich Laube gab Heinsje's Werke neu heraus und warb in einer begeisterten und befannenen Einleitung für den Verfehmten. Das Stigma der Un-Sittlichkeit ist Heinsje ausgeprägt. Damals gehörte Mut dazu, sich zu dem Manne und seiner Art zu bekennen; auch heute noch gehört dazu Mut. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr allzu ferne, wo Mut dazu gehören wird, ihn zu verzeugn.

Wieder ist ein halbes Jahrhundert vorbei, und wieder ist der ewig jugendliche Held vor uns hin getreten. Ruitergiltig hat Carl Schüdelkopf das Werk heraus gegeben, Drugulin es gedruckt, der Insel-Berlag es ausgeschlottet. Vieles mußte sich ereignet haben, dem Ardinghella den freudigen Empfang vorzubereiten, dessen er nunmehr sicher sein darf: Deutsches, französisches und italienisches achtzehntes Jahrhundert mußte uns zeitlich ferner und geistig näher rücken; Riechische mußte kommen, Stendhal auferstehen; Oskar Wilde, Walter Pater und Gabriele d'Annunzio mußten als Missionäre die Religion der reinen Schönheit unter barbarischen Wölfen predigen. Und nun ist die Zeit gekommen, wo das Buch Heine's uns oiel zu sagen hat. Dieses wunderliche und wunderooole Buch! Halb glühende Kunst- und Naturschilderung, halb philosophischer Dialog. Oft hart an der Grenze mystischer Spekulation, oft beinahe im Tone jener roborot broschirten Bücher geschrieben, die auf dem Titelblotte den Vermerk tragen: Gedruckt zu Philadelphia bei guten Freunden in diesem Jahr. Darf man es offen aussprechen, daß Heine's „Ardinghella“ reicher und forbliger ist als die oesthetischen Schriften Lessings, allseitiger und heßlängiger als die kunsthistorischen Werke Windelmanns, italienischer als Frau von Stoëls „Corinne“, wärmer und jugendlicher selbst als Goethe's Ioliönische Reize, bei der man, so wie sie jetzt vorliegt, monchmol eher Ton und Weise des kaiserlichen Koles Johann Kaspar Goethe zu oernehmen glaubt als den Verfasser der „Zphigenie“? Besonders zur Malerei ist Heine's Verhältnis oiel unmittelbarer und natürlicher als das Goethe's, der mit der Frührenaissance nichts anzufangen wußte. Man darf bis zu Jakob Burckhardt gehen, bis man wieder Gemäldebeschreibungen von dieser molenden Kraft und Procht zu sehen kriegt.

Oewiß ist das historische Kostüm des Romanes sehr durchsichtig; der Schluß,

wie der des „Wilhelm Meister“, hastig und ohne inneren Trieb des Schreibenden berichtend; das Ganze mehr Empfindung als Erfindung. Aber aus dem Werte spricht ein reiner und freier Geist, unoerschnittene, frohlodende Natur. Heine ist der Kunst und der Liebe gegenüber weder raffiniertor Syborit noch blasierter Gourmet; er ist feuriger Enthusiast. Das unterscheidet ihn von d'Annunzio, dem jegliches Feuer zuletzt doch fehlt. Es ist Zeit, daß das borniert präde Urteil und Vorurteil, unter dem Heine so lange zu leiden hatte, von ehrlichen und mutigen Männern reodiert werde. Nicht um eine „Rettung“ handelt es sich, Heine broucht von niemoenden und wegen nichts „gerettet“ zu werden. Eine Persönlichkeit, wie er, hat unter allen Umständen Recht: das Recht des feinen und freien Geistes, des sprachgewaltigen Schönheitsbororonten, des Verkünders einer Rückkehr zur Natur — oüderdings in einem sehr andern Sinn als dem Rousseou's. Allzu lang ist Wilhelm Heine oon litteraturgeschichtsklitternden Rudern und Kostraten sein Ehrenplatz vorenhalten worden. Nun, da Ardinghella zum dritten Male unter uns erscheint, ist er sicher, Freunde und Gefährten zu erholten. Denn er sagt, was Vielen unter uns als Bekenntnis teuer und geläufig ist. Nur hat er es schon vor hundertfünfundwanzig Jahren gesagt.

Freising. Dr. Jos. Hofmiller.

*

Aus dem Altensloubte der Litterorhistorie hat ein glücklicher Griff diesen versunkenen Schoß gehoben. Das Buch ist heute geradezu ein Ereignis für Alle, die sich an der Größe einer künstlerischen Natur innerlich erbauen können. Denn dieser Ardinghella, den einst Goethe mit dem Kadamontodentum der „Küober“ zusammen oermorft (Goethe hat seinen größten Zeitgenossen ungen ihr Selbst zugebilligt), gehört zum Delikatesten und Grandiofesten unseres ganzen Schrifttums. Bergelblich blickt man in dieser feuilletonistischen Aera

der Jahrhundertwende nach einem einigermaßen verwandten Genie auf deutschem Boden um. Hier ist Kraft, Stil, verarbeitetes Wissen, feinste Empfänglichkeit, Weltbürgertum, Eleganz. Man sieht immer mehr ein, wie wenig an all' diesen guten und schönen Sachen wir heute haben.

R.-Weiskirchen.

Dr. Richard Schaukal.

Das Jahrhundert des Kindes. Studien von Ellen Key. Berlin, S. Fischer.

Im Frauenhefte dieser Zeitschrift, vom Juni 1910. Jahres, konnte ich, dankbar für gesunde Anregung, die beiden ersten Bände „Essays“ der mir in ihren Grundgedanken höchst sympathischen Ellen Key allen vorwärts strebenden Frauen empfehlen. Leider muß ich nun zu dem Hinweis auf den soeben erschienenen, wertvollen dritten Band ein Fragezeichen setzen. Und, um die bittere Bille gleich zuerst zu erschließen, fange ich mit eben diesem an. Sollte eine Frau von der Denkkraft und dem Ernste der Ellen Key nicht tiefer in die allseitigsten sozialen Lebensbedingungen der Nationen eindringen, ehe sie es unternimmt, dem gegenwärtigen Entwicklungsstand und zugleich den Geschlechtsgefassen, welche ihn zu heben bemüht sind, absprechend entgegen zu treten? Hat sie die Schriften z. B. der deutschen Frauen: Alice Salomon, Oda Olberg, Gnauck-Röhne, Helene Siman, die Berichte der Fabrikinspektoren, z. B. in Baden, gelesen? Das wäre Pflicht, ehe sie ihre Aufsätze für deutsche Leser drucken läßt. Es klingt darin oieisach, als habe sie nur die laute Schreie unserer Propagandistinnen gehört, nicht das ernste Wort der mit den Entwicklungsproblemen ringenden arbeitenden Frauen. Ja, es liegt in manchen ihrer Gedankenreihen ein Mangel an Achtung vor der Entwicklung selbst, die sie offenbar nicht durchaus kennt. Nicht Umwälzungen haben die Frauen zu Hunderttausenden auf den Arbeitsmarkt getrieben, wo sie durch Hand- oder Kopiarbeit schaffen müssen.

Nicht Ideen haben sie dahin geführt. Nicht Ideen werden sie zurück führen in Ruhe und Behagen der äußeren Existenz. Ebenso wenig wie Ideen die Ursache, besudelte Institution der Ehe wieder auf die Höhe heben werden, auf der sie einmal als Palladium der Menschheit gestanden hat. Aber soll man darum sagen, daß die Ehe nur „eine zufällige soziale Form für das Zusammenleben zweier Menschen, das ethisch Entscheidende aber die Art des Zusammenlebens ist“? — soll man dies sagen in dem Sinn, als dürfe diese Form ohne Schaden für die Entwicklung heute zerfallen werden? Soll man den Ausnahmefall einer deutschen Schriftstellerin, welche es vorgezogen und oielleicht darin ganz Recht gehabt hat, den Vater ihres Kindes nicht zu heiraten, in diesem Zusammenhang als ein Beispiel zum Guten hinstellen? der Frau ausdrücklich das Recht zusprechen (S. 37 dieser Essays), Mutter und doch nicht Mutter zu sein? Ich glaube nicht. Es sind nicht nur unklare Geister, die durch solche Darstellung in Irrtum und Verirrung getrieben werden können. Sondern auch die Willkür guter Durchschnittsnaturen, auf deren Heerzug der Sieg des Fortschrittes beruht, müssen unter solch überreitem Vortrabe leiden. Die alten Farnen bedürfen der Revision, der Umwandlung in manchen Einzelheiten, damit dem gesunden Geiste gemäß, aus dem sie her rühren, auch wieder gesunder, lauterer Geist in ihnen wohnen könne. Mit dem Zerbrechen, ja auch mit tollkühnem Kämpfen an den Grundsteinen ist nichts gethan. Die Ehe ist keine zufällige, sondern eine organisch gewordene soziale Form. Als solche ist sie der Umbildung fähig und befähigt. Andernfalls wäre nicht Entwicklung zu höherem Leben, dasjenige, was wir Evolution zu nennen pflegen, das Grundgesetz menschlichen Daseins.

Vielleicht meint Ellen Key selbst, was ich hier ausbrachte. Dann hat sie es nicht klar vorgetragen, sondern unter manchen Nebenbetrachten erüht. Eines aber geht

klar, überzeugend, mit beglückender Kraft und Wärme aus ihrem neuesten Bande hervor: die erstbende Nacht, die in naturgemäßer Erziehung liegt. Daß man alle die Kinder zu ihren Föhren künnte, die Menschenblüten um sie versammeln, für deren Freiheit und Recht, als Persönlichkeiten zu leben und sich zu entwickeln, sie in ja herrlichen Worten streitet! Da ist ihr weit gehender Individualismus wahrhaft selig machend: wer ebenso stark wie sie unter der Knechtschaft leidet, in der besonders bei uns in Deutschland Familie, Schule und Kirche die Jugend vom zartesten bis zum reifsten Alter halten, der wird die Verfasserin beneiden um die Liebe und die Einsicht, welche aus den rein pädagogischen Kapiteln heroor leuchten, auch wenn man allensfalls in Einzelem anderer Meinung sein könnte. Auf diesem Gebiete findet Ellen Key die Harmonie der Weltanschauung, die ich aus anderem Gebiet in diesem Bande vermisse: Kind, Jüngling und Jungfrau sollen zur Freiheit der Selbstbeherrschung gewöhnt werden. Soziales Empfinden soll das Ergebnis ihrer individuellen Entwicklung sein. „Aber nicht die Frau, wie sie in dieser Stunde geht und steht, taugt zur Mutter. Sie taugt erst dazu, nachdem sie sich selbst für die Mutterschaft und den Vater für die Vaterschaft erzogen hat“ (S. 105). Aber wie ist mir denn? S. 98 hieß es: „Ich will die wirkliche Freiheit der Frau, daß sie ihrer Natur folgen können soll, mag es nun die des Ausnahmeweibes oder die der gewöhnlichen Frau sein.“ Sollte es nicht eher heißen: Den Bedürfnissen der Gesamtheit muß die Frau entsprechen, den Fortschrittsbedürfnissen des neuen Geschlechtes, dessen Wachstum durch ihre Fähigkeit, die eigene Natur zu beherrschen und zu veredeln, bedingt wird. Nicht so sehr die äußeren Verhältnisse als die seelische Vertiefung und die körperliche Erstarkung sind entscheidend. Grundlage bleibt jetzt und immer die wirtschaftliche Entwicklung; Ziel und Krönung des Frauendaseins wird, wie

Ellen Key es predigt, das Ideal, welches sie als Motto dieses gedankenreichen Buches den Worten Zarathustra's entnommen hat: „Euer Kinder-Land fällt ihr lieben; diese Liebe sei euer neuer Adel.“

Zimmerlin, Ellen Key sollte ihre Arbeiten strenger sichten.

Hamburg. Helene Banfart.

Durchaus löbliche, allzu wartreiche Abhandlungen über das Thema Ehe, Kind, Schule u. s. w., die ein nachdenklicher Mensch mit Gewinn lesen mag. Die „Künstlerin“ Ellen Key freilich stellt sich in dem sehr nachlässig und schwerfällig überlegten Bande nicht gerade gewinnend dar.

Dr. Richard Schaukal.

Einzel-Besprechungen.

Diga Kabykanska: Kleinrussische Ravellen. Eingeleitet von Georg Adam. Minden, J. C. C. Bruns.

Die Kleinrussische Litteratur ist durch ihren, in den Verhältnissen des Volkes selbst begründeten, demokratischen Zug gekennzeichnet. Die Kleinrussen hatten bis in die jüngste Zeit keinen Adel und keinen sogenannten vornehmen Bürgerstand. Sie sind ein Bauernvolk; ihre Litteratur ist deshalb Bauernkunst, Heimatkunst im besten Sinne des Wortes. Eben deshalb aber ist sie auch eine Kunst der Trauer. Seit Jahrhunderten wird dieses Volk von seinen stammverwandten Nachbarn, den Polen und den Russen, verfolgt und geknechtet. Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kleinrussen im österreichischen Galizien sind die denkbar schlechtesten, und seit dem Jahre 1876 ist es in dem großen russischen Reiche verboten, Bücher in kleinrussischer Sprache zu drucken. Der Kleinruss ist tüchtig und hingebend, weichherzig und gutmütig, und doch im Harne der schrecklichsten Greuelthaten fähig. So erklärt es sich, daß Taras Schewtschenko (1814—1861), der Dichtersfürst der Kleinrussen und einer der ersten Dichter der Welt, seine von tief-

inniger Empfindung erfüllte „Najmyschtsa“ schreiben und doch auch die schrecklichen Greuel der Hajdamakenkriege schildern konnte. In den Noellen der Olga Kobylansta, einer der jüngeren kleinrussischen Schriftstellerinnen, pocht die Seele ihres Volkes. Nur wendet sie ihre Aufmerksamkeit besonders dem nach Freiheit ringendem Weibe zu. Kennzeichnend in dieser Hinsicht ist die Noelle „Eine Unzivilisierte“, die nur dadurch ein wenig leidet, daß Parasyta, die Heldin, nicht handelnd dargestellt wird, sondern ihre Erlebnisse rückschauend betrachtet — eine Art der Schilderung, die wohl Saars Lebensmüden und entsagungsreichen Gestalten, nicht aber kraft- und lebensvollen Bauerncharakteren entspricht. Und doch stehen die Menschen und Landschaften, die von der Verfasserin dargestellt werden, wie lebendig vor uns! Wer könnte den Gang der Parasyta zur Teufelsmühle, wer das Sterben der hundertjährigen Waldesriesen in der Noelle „Die Schlacht“ jemals vergessen? Nicht das Kleinliche sieht sie im Menschen und in der Natur, sondern das Freie. „Man kann, so meint sie, im Leben des einsamen Landmannes noch anderen Erscheinungen begegnen als Hunger, Not, Stumpfheit.“ Nicht die Schwermut, sondern die Thatkraft der Kleinrussen hebt sie heroor, so daß das Charakterbild dieses Volkes in einer Beleuchtung erscheint, die bisher den meisten Westeuropäern ganz unbekannt war. Zu erwähnen wäre noch,

daß die Dichterin, wie es in ihrer Heimat, der Bukowina, noch immer üblich ist, eine durchaus deutsche Erziehung genossen und ihre ersten dichterischen Versuche in deutscher Sprache nieder geschrieben hat.

Wildshut b. Salzburg.

Hans Weber-Lutkow.

Ein Protest der „Jugend“.

— Wir erhalten nachstehendes Schreiben: „Ränschen, 30. Okt. 1902. Auf Grund des Pressegesetzes, jedoch der allgemeinen Menschenrechte, erlaube ich Sie höflichst um folgende Berichtigung. In Ihrer diesjährigen Nr. 20, S. 148, sagt Herr Hans Müller über mein Buch ‚Wege zur Kunst‘ am Schlusse: ‚Dieses Ragout kredenz ein Sechzigjähriger, den ich einen köstlichen Naturburschen hieße, wäre ich nicht in Angst vor dem weißen Kopfsaar und der fleißigen Gelehrsamkeit.‘ Wenn, wie ich wohl annehmen darf, diese Bemerkung sich auf mich beziehen soll, so muß ich erklären, daß mir nicht nur fleißige Gelehrsamkeit, sondern auch weißes Kopfsaar fremd ist. Beides überlasse ich gern Herrn Hans Müller, aber Angst davor braucht er nicht zu haben. Hochachtungsvoll Dr. Georg Hirth.“ — Gerne tragen wir durch Abdruck dieser Zeilen den „allgemeinen Menschenrechten“ Rechnung; bliebe somit — nach allen Regeln der Logik — der „köstliche Naturbursch“.



Büchertisch.

NB.: Die in römischen Buchstaben hier verzeichneten Werke liegen der Schriftleitung in zwei Exemplaren vor — Besprechung in Korrespondenzform vorbehalten.

Kibers, Paul: Junge Lieber eines Jünglers. Ausgewählte Dichtungen. Weizsäcker, Eduard Treves. 244 S. M. 3.—.

Aus den Tzelen des Bellimeres. Schilderungen von der deutschen Tzeller-Exposition von Carl Gpan. 2. Aufl. Zief. 5—7. Jena, Guss. Zischer.

Bankmann: Korridore. Der Herr Direktor. Zwei Stützen aus dem Bantleben. Nr. 1 der „Sammlung moderner Kampfschriften“. Wien, Holzmarkt 4. Cronos 84 S.

Behrau, Georg: Sündenbohrer. Schauspiel. Potsdam, G. Buchh. 47 S. M. 0,75.

Bibliabel der Gesamtliteratur des Jahres 1860—1861. Fortuna. Dramatisches Märchen in 5 Akten aus Quartzett. 92 S. Geb. M. 0,25, geb. M. 1,50. — **Friedrich** der Große als Kranzprinz im Erlinchenfeld mit Voltatze. Deutsche Bearbeitung mit Vorwort, Erläuterungen und Inhaltsübersicht von Heinrich Gerich. 432 S. Geb. M. 1,50, geb. M. 1,75. — **Ue** der Prometheus. Zeitbild aus den deutschen Zeitströmen in vier Akten. Nach Fritz Reuters Original frei bearbeitet von Wilhelm Schirmer. 84 S. Geb. M. 0,25, geb. M. 0,50. — **Habla** oder die Kirche der Katalanen von Kardinal Wilhelm. 73 S. Geb. M. 1,—, geb. M. 1,25. Halle a. S., Otto Fenzel.

Bormann, Edwin: Der Skakspens-Hechter. Wer war's und wie sah er aus? Eine Uebersicht alles Wesentlichen der Saco-Skakspens-Pop-ehong, ihrer Freunde und ihrer G-genschafter. Leipzig, Edwin Bormanns Selbstverlag. 135 S.

Francé, Raoul: Der Wert der Wissenschaft. Freie Gedankens eines Naturforschers. Dresden, Carl Reissner. 162 S.

Franko, Karl: Aus dem Leben. Gedichte. München, Seitz & Schaar. 78 S. Geb. M. 1,—, geb. M. 1,50.

Friedrich, Karl: Niephie und der Kattarh. Berlin, Gode & Zepf. 84 S. M. 1,—.

Geibel, Adolf: An der Grenze zweier Zeiten. Freie Neuen über Schakspere. Dresden, Carl Reissner. 145 S.

Gaede's Werke: V u. VI. Bd. Unter Mitwirkung mehrerer Fachlehrer herausg. von Prof. Dr. Carl Giesemann. (Heraus Klaffier-Hausgaben) Leipzig, Bibliographisches Institut. 583 Seiten. 4-7 S.

Garnstein, Ferdinand von: Der kleine Karl und andere Kleinigkeiten. Stuttgart, J. G. Costa Nachf. (S. m. b. H.) 114 S. M. 1,50.

Krug, Gustav: Die Sonne sinkt. Ein Lieb-Verhältnis aus Friedrich Niephie für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. Berlin, Ries & Grise.

Kebus, Wolfgang: Wie sind Jung! Gedichte und andere Dichtungen. Kiel, Euphros & Ziffer. 66 S.

Leppins, Johannes: Reden und Abhandlungen. 2. Adolf Harnack's Wesen des Christentums. Berlin, Koch (Christi-Verlag). 92 S.

Maleda, Theo: Der Hülfs-Ediger. Roman. Berlin SW, Herm. Weidner. (S. m. b. H.) 164 S. M. 1,—.

Mallauer, Max: Doktorarbeiten. Kritiken und Berichtchen. Stuttgart, Berlin, Gode. 139 S.

Meyer, Günther: Frühe Wanderung. Gedichte. Kiel, Euphros & Ziffer. 79 S.

Meyer, Dr. Christian: Unterrichtsbeispiele für das Selbststudium der lateinischen Sprache. Heft 1, Aufsatz 1. Leipzig, G. Neumann. 24 S. M. 0,50.

Nabau, Karl J.: Christlicher Missionismus in Bildern. (Lebungs-)Choregraphie, christliche Sündenvergebung bringt Taufe und ewiger Leben, Ausarbeitung von den Lakrom- und aus der

Kirche.) (Nach dem böhm. Original in der Prager Wochenchrift „Wahrheit“ Nr. 1—5 vom 5. Okt. 1901 u. 1.) Prag, Schönerer-Verlag. 25 S.

Schmidt, Maximilian: Gesammelte Werke. Neue Ausgabe. Bd. XIX u. XX. Daniels, das Gassenmägen. Ein Kulturbild aus dem böhmischen bairischen Waldgebirge. 72 S. Geb. M. 1,75, geb. M. 2,50. — Die Hoffenbeder. Eine Erzählung aus dem bair. Weise und aus der Hölle. 208 S. Geb. M. 1,75, geb. M. 2,50. Kautzsch, Guntz & Kallin.

Schwabe, Fritz: Die Frauengehauen Wagen als Typen des „Gung-Weitlichen“ Wandern. J. Neumann N.-O. 100 S. Grg. geb. M. 1,50. — **Sidenerberger**, Dr. Otto: Kritische Gedanken über die innerethische vort. Paragraf des lutherischen Alerus und den geistlichen Katholiken Buzern. 2. Aufl. Augsburg, Kampart & Co. 103 S.

Stegrich, Ein jugendliches Programm, mit besonderem Hinblick auf Bauris und Bauris aufgeführt. (S. m. b. H.) München, Albert Goldschmidt. 119 S. M. 0,50, Geb. M. 0,75.

Stöckl, Karl: Sebastian Bach in Kraft. Berlin, G. Gode. 162 S.

Stengelin, Fritz Freilich von: Eine reiche Partie. „Gothaisches Bibliabel für Kasse und Haus.“ No. 107. Berlin, Albert Goldschmidt. 119 S. M. 0,50, Geb. M. 0,75.

Stredak, Adolf: Ein Sammlergetränk. „Gothaisches Bibliabel für Kasse und Haus.“ Ebenau. 179 S. Geb. M. 0,50, geb. M. 0,75.

Tobias, Ludwig: Die Kofel Bahn. Komödie in 3 Akten. München, Albert Langen. 165 S. Geb. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Türk, Hermann: Hamlet in Genie. Vorwort zur 2. verb. u. verm. Aufl. Berlin, Otto Giese.

Weddig, Otto: Erinnerungen aus meinem Leben. Gotha, Richard Schmidt. 135 S. M. 2,—.

Wille, Claudine's Sautgader. Über: p am Georg Nördlinger. Budapest, G. Grimm. 319 S. M. 2,—.

Nach dem Verlage der Österreichischen Verlagsanstalt in Wien, a D:

Broughton, Richard: Erlebnis und Erträumers. Gedichte. 137 S.

Müller Gutterdorn, Adam: Zwischen zwei Theaterjahren. Neue dramaturgische Abngt. 225 S.

Wallpach, Arthur von: Sturmglod. Politische und satirische Gedichte. 107 S.

Nach dem Verlage von G. Fischer in Dresden:

Origel, Karl von: Im Harthel. Eine Erzählung. 169 S. M. 2,—.

Palapert: Realistik, Marie Freilich von: Märgen-Verlag. Neue Ausgabe. 208 S. M. 4,—. — **Palapert**, Franz: Die Kunst. Roman. 319 S. M. 5,—.

Wahl, Lise: Dramatisches. 84 S.

Der heutigen Nummer der „Gesellschaft“ liegt ein Prospekt aus dem Verlage von Hermann Wesenius in Halle a. S. bei.

Verantwortlicher Verleger: Dr. Arthur Seidl in München-Solln II, Söhnleitegasse 135, L. Preis: M. 10124; Sprechzeit der Schriftleitung: Samstag Nachm. 4—6 Uhr; Postzeitungsliste — Bayern: No. 1064, Deutsches Reich: No. 2926, Dittreich: No. 1596;

München Auslieferung: Hof. Ant. Finstelin Nachfolger (Salvatorstraße).

NB. Für unentgeltlich eingehende Besprechungsexemplare übernimmt die Schriftleitung überhaupt keine, für unentgeltlich eingehende Handweilten nur dann Gewähr, wenn Kaufpreis betrag. Brief und Handweilten, Zeitweilten mit Buchertennungen, auch Briefe an den Verleger, Briefstellungen, Anfragen oder Besprechungen an den Verlag richten — Gewährliche auf Verlangen jedwem unentgeltlich und postfrei durch die Verlagsanstalt zu beziehen.

Verlag und Druck der „Gesellschaft“: G. Fischer's Verlag (H. Linde) in Dresden.



Band IV. ❀ 1902. ❀ Heft 23.
*

Der „Sturmgesele“ — Sudermann.

Ein Münchner Echo

vom Herausgeber.

Avo, Hermann, „morituri“ te salutant!

Die große „Schmetterlingschlacht“ wider die verhaßte Kritik der „Zukunft“, „Gegenwart“ und — Vergangenheit hat begonnen, und ein Schmetterlingschlachten war's, schon nicht mehr eine Schlacht zu nennen! Galt es doch die „Ehre“ der Schaffenden da einmal stramm zu wahren; „Heimat“-Kunst war mit einem Male Trumpf auf der ganzen Linie geworden, und der „Johannes“ eines unbekannteren Höheren, der da noch kommen soll im Namen der Kunst, taufte mit heiligem Spreewasser und predigte gen Berlin am deutschen Jordan laut, gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten: „Thut Buße, ihr armseligen Wichte, nörgelnden Nichtse und Geschäfts-Störenfriede alle zusammen, denn das Himmelreich eines Ringes der deutschen Bühnen-Rohproduzenten ist nahe herbei gekommen!“ Und es war allda ein gar wild „Johannisfeuer“ aufgeschichtet und angezündet, um alle die harten Kerle und windelweichen „Fante“ auf dessen Holzstoße solenn braten, rösten, schmoren und verbrosseln zu lassen; besonders „die drei Reiherfedern“ sollten dem nichtsnutzigen „Federvieh“ bei dieser Gelegenheit ganz gründlich einmal gerupft werden;

den schönen Federhelden von der jederzeit traurigen Gestalt aber ward insgesamt ein gräßlich „Sodoms Ende“ prophezeit, und unserer erfolgreichen Dramatiker ungehörtes „Glück im Winkel“, es konnte sonach beginnen, alle Tantiemen, „Sorge“ getrost fortan wieder schwinden. Kurz: „Es lebe das Leben!“ — das damit von Neuem in die alte, staubige Bude der deutschen Theaterdichtung gekommen.

Schon vor einiger Zeit ja hatte ein Organ für die Interessen der bildenden Kunst in edlem Eifer die „Abtödtung überhaupt aller Kritik!“ als ihr eigenes Programm proklamiert — nach dem Motto so etwa, wie es jüngst ein bekannter jüngerer Künstler bei persönlicher Vorstellung im Gesellschaftssalon mit erfrischender Offenherzigkeit sofort ausgesprochen, indem er seinem Gegenüber so naiv wie flegelhaft bekannte: „Ich kann mir eigentlich nichts Überflüssigeres auf dieser Welt als einen Kritiker denken“; und eines bekannten Kunst-Virtuosen unverwundliche „Jugend“ hatte sogar vom professionellen „Luftmorde“ der Kritik so laut, daß es Alle hören konnten, gesprochen. „Ecrasez l'infame!“ forderte im höchsten Pathos neuerdings Otto der Ernste Namens der „Gerechtigkeit“, mit der vorsichtigen Reservatio mentalis allerdings, daß er im Grunde seines Herzens nur eigentlich die „Preß-Hefe“ meine, die ihren Namen von — „erpressen“ zuletzt doch her schreibe. „Tod jedem der ein höhrend Wort hier spricht!“ donnerte auch ein Ernst von Wildenbruch mit hinreißender Emphase jüngst erst in den Zuschauer-Raum, am Schluß seines unglücklichen „König Laurin“-Drama's nämlich. Und als Vierter im Bunde erscheint nun gar noch „Sturmgeselle“ Sudermann auf dem Plan, indem er — stilvoll und klassisch, wie stets, in seiner Eigenschaft als Vorzüglicher des Berliner „Goethe-Bundes“ — im nobelsten Zeitungsdeutsch und mit elegantester Gemessenheit gleich den Bundespatron selbst vor aller Welt jitiert: „Schlagt ihn tot, den Hund, er ist ein Negent!“ — In der That, die Sache wird pikant; ja, sie sienge sogar wohl an, brenzelia schon zu werden, wäre sie nicht zugleich so sehr anrüchig nachgerade geworden. Denn, Hand auf's Herz! Macht es sich etwa besonders gut, wenn gerade einer von denen, die zur Verrohung des deutschen Theaters ihr redlich Teil bei getragen haben, jetzt auf ein Mal am lauteiten über „Verrohung der Theaterkritik“ klagen, gegen sie los wettern und krahehlen will? Ganz gewiß ist es längst an der Zeit, das Thema „Preßbengel“-Politik, „Ohrfeigen-Stil“ und „Journaille“ (mit Karl Kraus) auf die Tagesordnung der öffentlichen Meinung zu setzen; ganz ohne alle Frage giebt es über die Verrohung und Verwilderung unserer landläufigen Kritik heute schon gar viel, sehr ernst zu reden — und wir möchten in aller Form zu solcher

Diskussion an dieser Stelle ausdrücklich sogar eingeladen haben. Aber ausgerechnet Hermann Sudermann als Kronzeuge für solche Degeneration und Veroute: — der Kasus macht uns lachen! Beweis wie Rechtfertigung für diese unsere, so höfliche als entschieden zurück weisende, Haltung wollen wir im Nachfolgenden denn auch nicht schuldig bleiben . . .

Unter der großen „Gesellschaft“ von Prügelknaben, die Hermann der Befreier, bei den Streichen seiner Rute, Peitsche oder Knute so geschmackvoll, daß es fast in's Feuilleton des „Berliner Tagblattes“ hinein paßte, in vier längeren Kriegs-Artikeln Revue passieren läßt, unter ihr befindet sich auch — wie könnt's wohl anders sein? — das vorliegende Organ. Der ergebenst Unterzeichnete dürfte nun zwar ohne Weiteres sagen: das, was Herr Sudermann von gelegentlichen Urteilen oder selbst Urteils-Entscheidungen aus unserer „Gesellschaft“ an seinen „Preß-Bianger“*) stellt, es datiert alles aus früherer Zeit und trifft noch nicht seine, erst mit April 1901 übernommene, Herausgeber-Verantwortung. Der von dem gewaltigen „Antikritiker“ zitierte Fall Wilhelm Mauke hätte sogar, mit gutem Fuge, hier schlechthin auszuschneiden; denn Herr Sudermann zeigt sich bei seinen durchsichtigen Angriffen litterarisch so sehr versiert, daß er noch nicht einmal Notiz davon genommen hat, oder aber Kenntnis davon gewonnen zu haben scheint, wie gerade die von ihm zitierte thörichte Behauptung und deren Folgen eben diesem W. Mauke seine Mitarbeit an der „Gesellschaft“ entzogen und seine gesellschaftliche Stellung in München arg beeinträchtigen sollten. Mauke hat sich also nicht zum Kritiker-Areopag „hin auf“, sondern aus ihm selber hinaus „geschimpft“. — Allein es könnte, wie Verfasser dieses ganz unverhohlenen zugleich eingesteht, immerhin seine eigenste Redaktionsführerna, ja sogar seine persönliche Feder doch sehr wohl betreffen, und er ist sich jedenfalls durchaus bewußt, über „Es lebe das Leben!“ im vorigen Jahr an diesem selben Orte sich keinerlei Blatt vor den Mund genommen, aus seinem Herzen keineswegs eine Mördergrube gemacht zu haben. Auch, wer allenfalls seine Essay-Sammlung „Kunst und Kultur“ zu Gesichte bekommen sollte, würde dort finden und ihm bereitwillig zugeben müssen, daß die Aufsätze seiner Feder über „Morituri“ und „Johannes“ so ziemlich mit das Schärfste bringen, was über Sudermann in der deutschen Litteratur und zünftigen Kritik überhaupt geschrieben worden ist. So will er es denn versuchen, nachstehend mit zwölf knappen Thesen seinerseits zum „Falle Sudermann“ entsprechend Stellung zu fassen, indem er hierüber gleichzeitig

*) NB. es war ein seiner Witz Maximilian Hardens neulich, an Stelle der allseits gewärtigten „Erwiderung“, zunächst erst einmal jene foppente Notiz mit dieser Spitzmarke gerade in seiner „Zukunft“ zu bringen!

die weitest gehende „Diskussion“ offiziell eröffnet und dieser, so weit sie sich in angemessen würdigem Tone bewegt und im streng-sachlichen Rahmen halten wird, gerue die Spalten seiner (nun schon einmal angegriffenen) Zeitschrift zur Verfügung stellt. Diese Thesen aber, die er somit in mehr oder minder feierlicher Disputation coram publico zu vertreten gedenkt, lauten folgendermaßen:

1. Kerrs Entgegnung im Echerl'schen „Tag“, mit ihrem wiederholten „Köpfchen“, dem „litterarischen Gefindel“ und „Kopfbuc!“ als aggressiv-symbolischem Schluß-Refrain, wie ebenso auch der geschmacklose Titel seiner Sudermann-Broschüre, ist unsererits direkt und pure, a limbo abzulehnen. Gegen seine Gamin-Wirksamkeit in der „neuen deutschen“ Litteratur obendrein haben wir selber schon (vergl. Jahrg. 1902; Heft 3, S. 188 — „Kritische Ecke“) auf's Unzweideutigste hier Front gemacht. Andererseits war Alfred Kempner, Kerr doch nun einmal derjenige, welchem man seinerzeit die erste, große „Aushebung“ innerhalb der Berliner Rusik-Kritik verdankte. Das kann und darf mit Nichten vergessen werden!

2. Maximilian Harden wiederum hatte im Falle Sudermann, wie sich seit „Morituri“ immer deutlicher zeigen mußte, von Anfang an Recht, und hat im Falle Hauptmann zum Mindesten nicht ganz Unrecht behalten. Seine Antwort („Zukunft“, Nr. 8 vom lfd. Jahre) ist — so etwa bis zum Absätze der S. 325 hin — im Wesentlichen zu unterschreiben, geradezu glänzend sogar, so sehr schließlich auch zu wünschen gewesen sein würde, daß sie nicht (wie erst recht Nr. 9) in so heftig leidenschaftlichen Ernst sich verbiß, sondern vielmehr im sonst üblichen Stile Hardens, mit überlegener, vernichtend seiner Ironie, rein satirisch über „Herrn Jammermann“ lachend-leicht sich hinaus geschwungen hätte. — Hernach allerdings, nämlich in dem Nachworte jenes neuen Absatzes auf S. 325, wird's bedauerlicher Weise sehr böse. Herr Harden, der doch in brüskester Weise, sowohl seinerzeit gegen die Begnadigungs-Eingabe an den Kaiser, als auch neuerdings wieder gegen die Jubiläums-Adresse öffentlich protestiert hatte*), geht nämlich heute mit diesen Dokumenten und einigen Unterzeichner-Namen der letzteren flott paradiereen. Freilich hat er neben seiner Aufzählung von „europäischen Namen ersten Ranges“ zu erwähnen wohlweislich noch unterlassen: daß der Name Dr. Arthur Seidl, des geistigen Vaters und spontanen Urheber's der ersten Adresse (an den Kaiser), diesmal — obwohl auch wieder zur Beteiligung freundlichst aufgefordert — nicht mehr unter den Unterzeichnern der Glückwunsch-Adresse zu finden war. Wer sich näher dafür interessieren sollte, wie das zugieng und welche zwingenden Gründe für jenen Arthur Seidl vorlagen, der kann es vom Herausgeber dieser Zeitschrift erfahren, „wenn er sich verpflichtet, nicht alle Details herum zu trauschen“.

3. Richard Nordhausen von der „Gegenwart“, der in seiner Replik („Tag“ und „Berliner Brief“ der „N. Neustenachr.“) unseres Erachtens den einzig richtigen Ton hier angeschlagen, ist durchaus — mit ganz

*) Wörtlich sagte er: „Ich feiere keine Geburtstage, erst recht keine Jubiläen, nehme Geschenke nicht an und bitte nie Witwen und Waisen, um stille Teilnahme!“

besonderer Unterstreichung aber noch da rin bei zu pflichten: „Wir überschätzen das Theater in grotesker Weise. Wir halten es für den Mittelpunkt des Kunstlebens, widmen jedem albernem Machwerke noch um Ritternachst Spalten lange Besprechungen und rezensieren sogar, was vor Wolzogen niemand für möglich gehalten hätte, lyrische Gedichte, wenn sie von den Brettern herab vorgetragen werden. Wosaunenstöße künden der Öffentlichkeit die Zangengeburt jedes neuen Drama's an, und Tag für Tag müssen wir dann seinen Leidensweg mit abschreiten. Aus den Theaterkanzleien braust unablässig ein Wirbelwind von Waschzetteln, die Agenturen lassen Druckhefte und Flugblätter ohne Zahl durch Deutschland flattern. Neuerdings haben sich sogar dramatische Handlungsreisende ausgethan, die jeder ersten Aufführung ihrer Erzeugnisse bei wohnen, wo immer sie auch vor sich gehen mag, und die in einer Kunst, in der des Telegraphierens, Meister sind. Will die Kritik gegenüber dieser bewußten Irreführung und Täuschung des Publikums überhaupt noch auf kommen, dann muß sie eisern sein. Und wenn ihr ein Vorwurf gemacht werden kann, so ist es allein der, daß sie allzu lange den rein handwerksmäßigen Klamebetrieb naiv duldet. Sie hat die Pflicht, den Varnums auf die Finger zu sehen und dafür zu sorgen, daß die Bahn für junge Talente einigermaßen frei bleibe. Je größer der Andrang geschickter oder geriffener Amüseure ist, je mehr Berufene den so einträglich scheinenden Beruf erwählen, desto strenger muß die Auslese sein. Wo Unkraut wuchert, kommt kein Getreide fort.“ . . . Und: „Täuschen wir uns darüber nicht: mit der Überschätzung des Theaters an sich geht es, gottlob, langsam bergab. Wir erkennen, daß es eine Reihe interessanter Dinge giebt, die selbst dann unsere Aufmerksamkeit verdienen, wenn zufällig eine neue Poffe auf dem Spielplan steht. Gewisse wirtschaftliche und politische Fragen werden sogar von ernstern Männern eingehender verfolgt als die Rassenrapporte über ‚Monna Banna‘, und es giebt heuer auch in Wien an der Donau schon Leute, denen der tote Bismarck über den lebenden Rainz geht. Das Theater ist nicht mehr sämtlicher Kunst- und Kulturbestrebungen Allerheiligstes, und die Theater-Eingeborenen sind nicht mehr Tabu. Mit dem besten Willen können wir in einem jungen Herrn, der den ersten Vierakter eingeschrieben an die Kanzleien versendet, keinen a priori verehrungswürdigen Halbgoth mehr erblicken.“

4. Sudermann zitiert aus einem d'Annunzio-Referat: „Sie (die Duse) stilisierte ja nie, sie spielte auch die Gioconda glatt herunter, modern; ihrem Wuhlen (!) zum Troß.“ — Für diesen Ausdruck in Besprechungen der deutschen Kritik ist nun ausschließlich und allein der deutsche Verleger des bewußten d'Annunzio-Romanes (alle Leser wissen, welchen ich meine) verantwortlich zu machen, da er in einem Waschzettel das Verhältnis zwischen dem berühmten Dichter und der bekannten Schauspielerin auf die indiskreteste Weise bloß stellt, will sagen: es zur widerlichsten Sensations- und Geschäfts-Klame in solch' fragwürdiger Form durch die gesamte deutsche Presse geschleift hatte.

5. Sudermann hält sich sodann auf über die böswillige Namensverzerrung in „Blumentohl und Kabeljau“ (Seitens unserer „Gesellschaft“);

ich weiß im Augenblicke, da ich dies schreibe, nicht, wo das Geschehen ist und wer diese Todsünde des literarischen Anstandes auf seine besetzte Seele geladen hat, — ein Verbrechen, das dem Lantjämen-Nebbach des bekannten edlen „Dioskuren-Paares“ anscheinend doch keinen allzu großen Eintrag zu thun vermochte; ich weiß nur, daß ich selber wohl schon „Blumenburg und Rabelthal“ ausgewechselt nieder geschrieben habe, und jedenfalls erinnert die fidele Firma mit ihren Späßen und Possen Unseren doch nun einmal allzu lebhaft so etwa an „Robert und Bertram, die lustigen Vagabunden“ oder „Rastor und Pollux, nobile par fratrum“ und dergl. m. Die hohe geistige Antegung zu „Kalauern“ liegt da eben im Gebiete selber; wie man in den Wald ruft, so hallt es wieder heraus.

6. Sudermann protestiert ferner gegen einen verhöhrenden Abschluß in Theater-Versprechungen, wie z. B.: „B'hät Di' Gott, Du mei' lebfrische Blumenthal!“ Doch das war beim „Theaterdorf“ gerade ganz ausgezeichnet empfunden, charakteristisch gesehen und geistreich gesagt; es traf den Nagel aus dem Stile des Ganzen und aus der ästhetischen Verlogenheit des Genre's als solchen heraus, geradezu „erlösend“, auf den Kopf!

7. Sudermann schreibt u. A. auch: Man liebt es, den Schöpfer (?) eines Werkes „als Kellamehelden, als Inszenator seines eigenen Ruhmes darzustellen. Selbst der Notizenkram der Tageszeitungen, dem wie jeder in der Öffentlichkeit stehende Mann, so auch der Dramatiker von Ruf wehrlos verfallen ist, wird auf seine persönliche Initiative zurück geführt und als ein raffinierter Kniff gedeutet, um die ‚Sensation‘ für das erwartete Werk zu erhöhen.“ — Wir sagen dem gegenüber einfach nur: „Wer lacht da? Bei Gott! Wir glauben, Herr Sudermann war es diesmal selbst.“

8. Sudermann spricht weiterhin, wie im tiefsten Innern verlegt und ordentlich beleidigt, noch davon: „Sogar unsere Wohnungen, die doch, weiß Gott (!), mit der Kritik unserer Arbeiten nichts zu thun haben, müssen her halten, wenn ein guter Haßer nicht satt werden kann, die Schalen seines Hohnes über uns zu entleeren.“ — Spottet wahrlich seiner selbst und weiß gar nicht, wie! Das Heiligtum ihrer Behauptungen soll man da auch noch als „castle“ respektieren, nachdem sie selbst es durch Preisgabe an irgend einen photographierenden Spezial-Schmierfinken oder einen interviewenden Allerwelts-Reporter, Schema: Holzbock, längst prostituiert haben! Und weiß der gefeierte Mann nichts von der persönlichen Einheit eines „Kultur-Menschen“, der mit seinem Heim, Lebensstil, in seiner Erscheinung, Handschrift, Lektüre, Freundschaft, Weltanschauung zc. eine schöne Totalität in sich bildet, die sich selbst für die kleinste Oeringfügigkeit ihres Reiches noch mit verantwortlich fühlt, so daß man aus jedem einzelnen Teil oder Gliede, selbst die peinlichsten Rückschlüsse auf den Organismus machen kann und darf? Warum also mit einem wohlfeilen Sophisma uns diese kommentierenden Möglichkeiten zur Kritik und Aesthetik auf einmal flugs hinweg-eskamolieren wollen, nachdem man sie uns zuvor schon so aufdringlich als Lockspeise hin gehalten hat, — uns, die wir doch moderne Psychologen und keine rückständigen „Dogmatiker“ mehr sein wollen?!

9. Sudermann wendet sich endlich gegen eine „andere Sippe (?) von Barwülfen, in (!) denen das Dromenschreiben als eine Art von Beutelschneidertum, als raffiniertes Attentat auf die Geldbörse des Publikums hin gestellt und der in Rede stehende Autor als geschäftsluger Spekulant, als Lantidime-Schinder gebrandmorkt wird.“ — Mit Verlaub, halten zu Gnaden, allmächtiger und ehrwürdigster Großmogul! Aber muß man nicht ganz ohne Zweifel, geradezu notwendiger Weise, auf solche nur zu nahe liegende Hintergründe, auf rein materielle Absichten bei unseren Herren Kunst-Fabrikanten allmählich schließen, wenn man unsere modernen Bühnenpraktiker z. ihr Saisonwerk gleichsam, alljährlich prompt zur Spielzeit, den Bühnen- oder Konzert-Industriellen abliefern sieht? (Genau ebenso, wie seinerzeit die alten und darob so viel verfertigten Ramanciers: Ebers, Dahn, Wolf e tutte quanti stets pünktlich auf den „Weihnachtstisch“ ihren Fohrestribut nieder legten.) Habe ich nun schon meinem Freunde Richard Strouß gegenüber, dereinst in erster Stunde mündlicher Unterredung, Aug' in Auge einen offenen Hinweis auf die darin liegende schwere Gefahr und samt einen direkten Vorwurf nicht vorenthalten zu dürfen geglaubt — wie viel weniger werde ich mich dann einem Sudermann, Otto Ernst, Hortleben, Halbe und selbst Hauptmann gegenüber von solcher klaren und deutlichen Aussprache je abhalten lassen?

10. Sudermann klagt in seinem vierten „Leidartikel“ gar herzlich beweglich: „Heute schreien sie es in alle Waffen hinaus: Die Produktion versagt! Wenn sie versagt, wenn sie nutzlos, gebrochen am Bade liegt, wer hot sie lahm geschlagen?“ — Wir stellen die einfache Gegenfrage: Wer hätte denn seinerzeit einen R. Wagner, Franz List u. A. „lohm zu schlagen“ vermocht? Das waren eben die Geister, die stolz erklärten: „Ich kann warten!“ oder „Ich verachte (wahl gemeint, nicht: ich hasse) die Presse!“ Fürwahr, damals war's nach eine Lust, zu leben.

11. Ein jüngster Artikel der „N. N. Nachr.“, der den Spieß umdreht und sich aus Anlaß der Münchner „Walpurgistag“-Premiere gar nicht übel über die „Verrathung unseres Premièren-Publikums“ verbreitet, schließt leider mit der lauten Frage: „Will sich das Publikum seines Rechts, ein Bühnenstück, sei es gut ader schlecht, ungestört an zu hören, von flegelhaften Gefellen berauben lassen? Ich meine, es hat die Pflicht, die Autoren, die Schauspielers, und nicht zuletzt sich selbst vor den gewaltthätigen Ausschreitungen dieses unwürdigen Teils seiner selbst zu schützen.“ — Wir sagen dem gegenüber: Soll das etwa gar „liberale“ Auffassung sein, den Staat zu Hilfe zu rufen oder selbst den intaleranten Palzzeitbützel zu spielen und Andersdenkende ihrer persönlichen Freiheit zu berauben? Nein, vielmehr diese ganze ungesunde Entwicklung der Dinge muß sich selbst, aus sich heraus, noch ad absurdum führen! Man geht eben heute nicht mehr in „Premièren“.

12. Sudermann beschließt eines seiner Empörungs-Feuilletons mit folgender Moral-Apoptrophe, in der Pafe flammender Entrüstung und im Brustton „ewig, männlicher“ Überzeugung: „Es ist hohe Zeit, daß alle ehrliebenden Elemente des Publikums, daß vor Allem der vornehm gebliebene Teil der Presse, sowie der, welcher wieder zu jauberen

Formen zurück zu kehren wünscht, sich zu gemeinsamem Widerstande zusammen thun, um diesen Gesellen, die unter dem Vorwande, der Kunst zu dienen, das künstlerische Schaffen in einem Sumpfe von Schmähung zu ersäufen trachten, ein für alle Mal ihr mörderisches Handwerk zu legen!" — Bon, oder vielmehr: „Gut gebrüllt, Theater-Löwe!" (Vergl. „Sommer-nachtstraum"; III. und V. Akt, 1. Szene.) Inzwischen „hier hilft nur eines, nur der Eine": „Kritiker-Tag" — vergl. meinen Vorschlag unter dieser Überschrift in „Kunst und Kultur" (Berlin, bei Schuster & Loeffler; S. 507—528).

„Kritiker-Kartell" also erst einmal vor. Dann aber: „Heraus, zum Kampfe mit uns Allen!" . . . „Bei Philippi sehen wir uns wieder!"



Feuerbestattung*) für Süddeutschland!

Von Dr. med. Hans Fischer.

(München.)

motto: „Es ist ein heiterer, der Menschheit würdiger Gedanke, ihre Toten der hellen und reinen Flamme statt der trüben Erde zu übergeben.“

J. Grimm.

Von einem Leserkreise wie dem der „Gesellschaft" darf ich vielleicht annehmen, daß er sich mehr oder weniger schon mit der Frage der Leichenverbrennung beschäftigt und Verschiedenes darüber gelesen oder gehört hat. Als bekannt darf ich darum auch wohl voraus setzen, daß die vorchristlichen Völker ihre vornehmen Toten zumeist verbrannten. Daneben bestand der Brauch der BeerDIGung und der Beisetzung in Gräbern.

*) Das Thema ist gewiß nicht erbaulich, geschweige denn besonders erquicklich; aber keine ernste Zeitschrift für Kulturinteressen und Menschheitsfragen, zumal Süddeutschlands, darf sich ihm auf die Dauer entziehen — sie muß es notwendiger Weise einmal behandeln. Wie sagt doch Nietzsche? „Unzeitgemäße Betrachtungen": „Der Leichnam ist für den Wurm ein hübscher Gedanke." Und auch das mögen wir doch niemals außer Acht lassen: es gilt das Leben — der Hinterbleibenden! D. Schriftl.

Letztere Bestattungsarten waren wohl damals schon die häufigeren. Denn die Verbrennung am Scheiterhaufen, eine trotz des damals noch größeren Holzreichtums immerhin kostspielige Bestattung, konnte eben nur bei Reichen oder wenigstens Wohlhabenden zur Ausführung gelangen. Arme (und Sklaven) wurden einfach „verscharrt“, oder wie heute noch in gewissen Gegenden Italiens, Siziliens, Griechenlands, in natürliche gruftähnliche Höhlungen, weit entfernt von menschlichen Wohnstätten, geworfen. Jedemfalls war die Verbrennung das Bornehmere; die Geschichte und Sage berichtet viel von solchen Leichenverbrennungen der Heiden und Staatsmänner. Oft wurde ungeheurer Pomp dabei entfaltet. Aber diese Art der Bestattung am Scheiterhaufen war keine richtige Verbrennung der Leiche; denn auf diesem Wege war es unmöglich, die Leiche durch Feuer so aus zu trocknen, daß sie zur Asche werden konnte. Der Prozeß war mehr der eines Bratens und Ankohlens, wobei die Knochen sich erhielten, was zuletzt denn auch gewollt war. Wenn der Scheiterhaufen zusammen sank, wurde das Feuer gelöscht; letzteres geschah bei reichen Leuten sogar mit Wein. Dann suchte man die Gebeine des Verstorbenen heraus und begrub sie in der Familiengrabstätte. Wenn (was bei gefeierten Kriegshelden besonders häufig geschah) am Scheiterhaufen der Leiche deren Leibkladen oder Kriegsgefangene geopfert und mit verbrannt wurden, war es eine Hauptforge, daß die Leichen dieser möglichst an den Rand des Scheiterhaufens zu liegen kamen, damit nach dessen Zusammensinken ja keine Verwechslung ihrer Gebeine mit denen des großen Toten vorkommen konnte. Daß auch die alten Deutschen ihre Toten verbrannten, wird jeder Leser wissen; bekannt ist zudem, nach Platens „Grab im Busento“, die Bestattungsart der Goten, und geradezu poetisch war sie bei den Wikingern: zur Zeit der Ebbe wurde der tote Riese aufrecht an den Mast seines Schiffes gebunden, dieses alsdann angezündet und das Fahrzeug den Wellen und Winden preis gegeben. Am Strande standen seine Getreuen und besangen seine Thaten, so lange noch ein Lichtschein von dem hinaus treibenden Schiffe sichtbar war. So ruhte der echte Wiking am Grunde des Meeres, das seine Heimat in viel gerechterem Sinne genannt werden konnte als die dem nassen Element mühsam abgerungene Scholle Land, die er bewohnte, wenn er gerade nicht auf See war. Aber da auch diese Bestattungsart, bei welcher stets ein kostbares Schiff mit verloren gieng, lediglich bei den Bornehmen und Reichen Brauch sein konnte, so bleibt anzunehmen, daß selbst diese Völker ihre Leichen teils begruben, teils, nur mit einem Steine beschwert, in's Meer versenkten. — Neben diesem Verbrennen, Begraben, in's Meer-Versenkten der Leichen war früh schon die

Bestattung in Grüften üblich, und allgemein bekannt ist, daß die gewaltigsten Totengrüfte die alten Ägypter in ihren Pyramiden angelegt haben; außerdem besaßen die Ägypter zur Konservierung der Leichen Mittel, welche ihrem Zwecke so gerecht wurden, daß noch heute nach Jahrtausenden die Mumien größtenteils vollständig erhalten sind.

Daß nun die zweifellos praktischste und für die Überlebenden un gefährlichste Art, die Leichen bei Seite zu schaffen, nämlich die Verbrennung, um die Zeit der Einführung des Christentums von den Anhängern dieser Lehre allmählich aufgegeben wurde, hatte verschiedene Gründe, die keineswegs in der Lehre als solcher liegen. Denken wir zunächst an die Verhältnisse in Rom, wo schon wenige Jahrzehnte nach Christi Tod eine kleine Christengemeinde lebte. Wer waren die ersten Christen dort? Arme Leute! Denn Christus wandte sich ja an die Armen, an die Mühseligen und Beladenen; waren doch die Apostel auch nur Männer aus dem Volke gewesen. Der Scheiterhaufen war aber im damaligen Rom nur für die angesehenen und reichen Leute da; also wurde aus der Not eine Tugend gemacht und der Bestattungsmodus, wie er eben für Leute aus dem Volk sonst üblich war, notgedrungen bei behalten. Und als die ersten Sendboten nach dem Norden kamen, um das Evangelium zu lehren, da mußten sie darauf bedacht sein bei diesen so zäh am Alt hergebrachten hängeubden Völkern, langsam und sicher jede Erinnerung an das Heidnische mit aus zu tilgen; so wurde allgemach auch hier die Verbrennung allgemeiner eingeführt, wenn es auch sowohl da, wie im hl. römischen Reiche später noch oft genug vorgekommen sein soll, daß vornehme Christen nach dem Brauche der Väter sich auf dem Scheiterhaufen verbrennen ließen. Mit der Zeit verbot die in den südlichen Ländern, früher als in den nördlichen, sich vollziehende Abholzung des Landes die allgemeine Leichenverbrennung von selbst, und man vergaß allgemach ihrer. Reiche ließen sich Grüfte als Familienbegräbnisse bauen, Arme wurden nach wie vor in die Erde bestattet. Das Mittelalter war der Entwicklung von Großstädten in dem Sinne, wie das alte Rom oder Konstantinopel oder gar wie die modernen Großstädte es sind, nicht günstig. Daher war die Anlage von Friedhöfen nur an wenigen Plätzen eine Frage der öffentlichen Gesundheitspflege. Wenigstens dachte niemand, daß die Nähe von Friedhöfen den Umwohnern schädlich sein könnte; denn wir finden die heute noch vielfach in Dörfern bestehende Gepflogenheit, die Friedhöfe mitten im Orte um die Kirche herum anzulegen. In wie weit diese Sitte hygienische Schäden (an größeren Plätzen) nach sich zog, läßt sich heute nicht mehr beurteilen; die mittelalterlichen Städte waren jedenfalls wahre Muster von

Anlagen, wie sie nicht sein sollten, so daß also die Friedhöfe vielleicht nur die geringste Schuld trugen an den verschiedensten Seuchen, von denen die Bürger alle Augenblicke heim gesucht wurden. Man denke an die enge Bauart der Häuser, an die engen Straßen, an die primitive Art der Wasserversorgung, der Fortschaffung der Abfallstoffe und man wird begreifen, daß, wenn an solchen Plätzen eine Seuche sich ein nistete, sie die halbe Stadt dezimieren konnte.

Erst die Neuzeit wandte sich hygienischen Fragen zu und wurde zur Beantwortung oder vorerit Untersuchung dieser hauptsächlich gedrängt durch die wachsenden Großstädte, welche die Gefahr boten, zu Seuchenherden im wahren Sinne sich aus zu wachsen. Die zunehmende Aufklärung begnügte sich nicht mehr damit, in den Epidemien und Endemien eine Strafe des Himmels zu erblicken — zumal, wie meist im Leben, der Gerechte mit dem Ungerechten leiden mußte oder gar der Letztere ganz frei ausgieng, wenn er nämlich die kräftigere Konstitution besaß. Daß das Wasser einen Teil der Schuld an der Ausbreitung der Infektionskrankheiten trug, ahnte man schon lange; nur schrieb der stets zu Aber- und Deyenglauben geneigte Geist des Mittelalters diese Vergiftung teuflischen Einflüssen böser Zauberer zunächst noch zu. „Brunnenoergiftung“ wurde in der großen Judenverfolgung (unter der Regierung Karls IV.) in Deutschland den Juden nach gesagt und spielte überhaupt auch sonst eine große Rolle bei Deyenprozessen. Man sieht, die Vermutung, daß im Wasser die Infektionskeime sich befänden, war wohl vorhanden, und bei mehr Objektivität und weniger Fanatismus wäre man wahrscheinlich schon Jahrhunderte früher auf die richtige Spur gekommen. Daß aber ein Zeitalter, in welchem Kriege um der Religion willen geführt wurden, der Entwicklung der Naturwissenschaften nicht günstig sein konnte (denn die Hygiene gründet sich auf die Kenntnis der Naturwissenschaften) liegt auf der Hand.

Der Neuzeit, ja genauer gesagt, der allerneuesten Zeit blieb es vorbehalten, die wichtigen Fragen der Hygiene zu untersuchen; denn, wenn es nicht gelang, die Infektionskrankheiten in den größeren (und kleineren) Städten zu bekämpfen, so wäre deren rapides Wachsen ein Unglück für die ganze Menschheit geworden und hätte zuletzt Maßregeln gegen den confluxus hominum in gewissen Zentren wie Paris, Wien, Chicago u. s. w. nötig machen müssen. Man weiß, daß letztgenannte Stadt einst in ihrem eigenen Abwasser zu erstickern drohte, und erst das Beispiel der chinesischen Riesenstädte mit gänzlich fehlenden sanitären Einrichtungen mußte wie ein Mene Tekel den Europäer zum Nachdenken anregen, damit nicht gleiche oder ähnliche Verhältnisse bei uns entstanden. Noch war zu Anfang des

19. Jahrhunderts die Pest und verwandte Erkrankungen in Aller Erinnerung, als auch schon die ebenfalls aus Asien stammende Cholera ihre Visitenkarte in Europa abgab und zur steten Verbesserung hygienischer Einrichtungen mahnte. Wie sehr sich Unterlassungsfünden auf diesem Gebiete rächen können, zeigte die letzte Choleraepidemie in Hamburg (1892). Wer Hamburg vor dieser Zeit kannte, wird sich keinen Augenblick gewundert haben, daß die Cholera in solcher Weise dort wüthen konnte.

Man verzeihe mir die kleine Abschweifung auf das allgemeine Gebiet der Hygiene, von welcher eben das Bestattungs- bezw. Leichenwesen einen nicht unwichtigen Teil bildet. Denn eine unhygienische Art und Weise, die Toten bei Seite zu schaffen, kann den Lebenden schweren gesundheitlichen Schaden bringen. Darum auch erschienen im Laufe des verfloßenen Jahrhunderts bereits allerlei Vorschriften, wie man der allensfalligen Schädlichkeit der Begräbnisplätze vorbeugen könne. Die Schädlichkeit der Friedhöfe wurde selbst in sachverständigen ärztlichen Kreisen bald überschätzt, bald zu gering geachtet. Letzteres scheint heut zu Tage der Fall. Das kommt vor Allem daher, daß eine generelle Beurteilung aus nahe liegenden Gründen gar nicht möglich ist. Denn es kommt bei einem Begräbnisplätze im Grunde weniger darauf an, ob er mitten im Ort oder vor dem Orte liegt, als vielmehr darauf, wie die Bodenbeschaffenheit erscheint, ob der Grundwasserstand an die Leichen heran treten kann, und noch auf viele andere Dinge; vor Allem aber darauf, wie viele Leichen im Verhältnisse zur Bodenfläche alljährlich der Erde übergeben werden. Aus diesem Grunde können Friedhöfe inmitten von kleineren Orten, namentlich in Dörfern, in denen jährlich oft kaum ein Duzend Begräbnisse stattfinden und überdies meist im Verhältnisse zu dieser Zahl eine große Bodenfläche vorhanden ist, selbst ungünstige Grundwasserverhältnisse z. haben, ohne daß ein Schaden für die Lebenden irgend zu befürchten ist. Dagegen will mir nicht in den Sinn, daß Friedhöfe inmitten großer Städte so ganz ungefährlich sein sollen, wie sogar Hygieniker behaupten; und dies selbst dann nicht, wenn die sanitätspolizeiliche Handhabung der Beerdigungsvorschriften nach den Grundsätzen der Hygiene auch noch so rigoros geschieht. Wir haben z. B. hier in München, einer Stadt mit über einer halben Million Einwohner, zwei große Bestattungsplätze innerhalb der Stadt — Gott sei's geklagt! — liegen. Es ist noch gar nicht so lange her, daß diese beiden Friedhöfe überhaupt die einzigen Begräbnisstätten waren. Zwar hat Pettenkofer versichert, Friedhöfe seien bei zweckmäßiger Anlage und sachverständiger Kontrolle nicht gesundheitsgefährlich, und die neueren Hygieniker, an ihrer

Spize Kubner, bestätigen dies. Letzterer behauptet insbesondere, daß das Wasser der Kirchhofsbrunnen selbst reiner sei als das Wasser von Brunnen in bewohnten Städten.

Wer als Arzt oder Chemiker weiß, in wie weit Wasseruntersuchungen überhaupt eine Garantie für die Unschädlichkeit dieses Getränkes abgeben, dem kann eine solche Behauptung nicht besonders imponieren. Ich speziell hatte mich als junger Arzt viel mit Trinkwasseruntersuchungen zu beschäftigen; denn ich stand in den ersten Jahren meiner ärztlichen Thätigkeit bei der Kaiserlichen Kriegsmarine, bei welcher die Versorgung der Schiffe mit Trinkwasser begreiflicher Weise eine große Rolle spielt. Ein ausführliches, bis auf's kleinste Detail ausgearbeitetes Reglement gab uns an, unter welchen Umständen ein Wasser zum Genuße zu gelassen bzw. von ihm aus geschlossen werden sollte. Zum Zwecke der Untersuchung des Wassers hatte man an Bord jedes Schiffes eine Riesenfishe mit allen möglichen chemischen Utensilien und Reagentien, eine Kiste, die schon fast ein kleines Laboratorium genannt werden konnte. Trotzdem kam es häufig genug vor, daß die Untersuchung zwar negativ ausfiel, das Wasser aber doch zum Genuß ungeeignet war, daß es übel roch, ohne daß mit den zu Gebote stehenden wissenschaftlichen Untersuchungsmethoden organische Substanzen und dergleichen darin entdeckt werden konnten. Auch kam der Fall vor, daß ein Wasser äußerlich rein und klar erschien, wohl schmeckte, sich frisch erhielt, und dennoch die Quelle von Erkrankungen wurde; so war es mit mehreren Brunnen in den Kasernements des I. Seebataillons und der I. Matrosen-Division in Kiel, die deshalb geschlossen, deren Benutzung verboten werden mußte, obwohl wiederholte Untersuchungen des Wassers weder ein Plus an organischen Substanzen, noch Bakterien, noch sonst etwas nachwiesen, was die Gesundheitschädlichkeit dieses Wassers erklärt hätte. Wenn also behauptet wird, das Wasser in der Nähe von Kirchhöfen weiche in seiner Zusammensetzung von den Brunnen der Stadt nicht ab (wie Fleck dies z. B. für die Stadt Dresden gefunden hat), so ist damit für die Ungefährlichkeit dieses Wassers meines Erachtens noch nichts bewiesen.

Sehen wir jedoch einmal vom Wasser ab, dessen Zusammenhang mit Erkrankungen zu allen Zeiten von der einen Partei ebenso sicher behauptet, wie von der andern lebhaft bestritten ward; betrachten wir vielmehr die Luft auf und in der Umgebung von viel benutzten Kirchhöfen! Auch hier giebt die chemische Analyse keine bestimmten Resultate, obgleich jedermann beim Begehen von großstädtischen Begräbnisplätzen sich von dem Vorhandensein eines eigentümlichen Geruches überzeugen kann,

der doch offenbar von den Verwesungs- bzw. Fäulnisgasen der Leichen herrührt. Wie in so vielen Fällen, so auch hier, sind die Sinnesorgane feiner als die empfindlichste chemische Reaktion, und niemand wird sich daher vom Chemiker schon beruhigen lassen, der ihm versichert, daß die Luft oder das Wasser auch hier eine „normale“ Zusammensetzung habe, wenn ihm die Nase oder die Zunge sagt: es riecht übel bzw. schmeckt schlecht. Nach Pettenkofer enthält die Luft eines normal belegten Friedhofes nie mehr als höchstens $\frac{1}{5000000}$ an Leichengasen. Zugegeben; allein im Grunde beweist dies doch nur, wie diese Fäulnisgase selbst in einer solch' enormen Verdünnung, daß ihr chemischer Nachweis gerade noch möglich ist, bei dem penetranten Geruche, den sie mit sich führen, der Nase immer noch sich unangenehm bemerkbar machen. Bekannt ist ja, daß ätherische Öle, also meist wohl riechende Substanzen, für die Nase noch wahrnehmbar sind, wenn der Chemiker davon keine Spur mehr nachweisen kann; trotzdem erzeugt die Inhalation dieser so hochgradig verdünnten Riechstoffe bei vielen Personen Kopfschmerz oder sonstiges Unbehagen. Nun sind aber die Riechstoffe der Fäulnisgase ungleich intensiver. Indol, Skatol, sowie verschiedene Mercaptane sind von einer noch größeren Riechkraft wie selbst Moschus oder Jodoform. Bekannt ist, daß aus einem Gefäß, in welchem einmal Moschus war, mindestens auf Jahre dieser Geruch mit nichts zu vertreiben ist, und ähnlich verhält sich Jodoform; aber am entseßlichsten wirkt Indol, ein Gas, welches in allerdings ganz minimalen Mengen im Darms des Menschen (und der Tiere) vorkommt. Dieses Indol entwickelt sich nun beim Fäulnisprozesse reichlich, durchdringt die Wände des Sargs, die Schichten des Bodens, kommt an dessen Oberfläche und so in die atmosphärische Luft, wo es mit dieser von allen in der Nähe von Friedhöfen befindlichen lebenden Wesen mit eingeatmet wird.

Ganz abgesehen aber davon, daß die regelmäßige Inhalation einer mit Friedhofsgasen geschwängerten Luft keineswegs irrelevant sein kann, ist dergleichen mindestens nicht appetitlich, so wenig wie es der Genuß von Wasser sein kann, das der Nähe von Friedhöfen entstammt. Die Behauptung der Unschädlichkeit dürfte außerdem erst noch zu beweisen sein. Welcher Arzt kann bei jeder vorkommenden Infektionskrankheit mit Sicherheit aus schließen, daß diese nicht auf eine derartige Entstehungsursache sich zurück führen läßt? Geläufig ist die Erscheinung, daß nach größeren Beerdigungen fast regelmäßig, wenige Wochen später, vom Trauererfolge der Eine oder Andere plötzlich erkrankt und zwar meist an einer Infektionskrankheit, am häufigsten wohl an Lungenentzündung; nicht so selten aber sind es Kinder, die alsbald Diphtherie, Scharlach bekommen. Natürlich wird

Erkältung angenommen. Gewiß ist die Gelegenheit zu einer solchen durchaus gegeben; allein Erkältungen spielen überhaupt eine große Rolle und führen zudem nicht immer gleich eine Infektionskrankheit herbei. Würden besonders Kinder, die sich sündlich und täglich erkälten, davon immer auch gleich eine Infektionskrankheit annehmen, dann hätten wir eine erschreckende Kindersterblichkeit. Aber auf dem Friedhof — ich spreche hier hauptsächlich von dem großstädtischen — machen sich Kinder gelegentlich einer Beerdigung während der ihnen unverständlichen und langweiligen Zeremonien an den Gräbern zu schaffen, reißen Blumen ab, graben in frischer Erde, bringen dann die Finger womöglich noch in den Mund und treiben sonstigen Unfug. Will man wirklich bestimmt behaupten, daß ein — ernst medizinisch gesprochen — durch und durch mit Abfallstoffen verfeuchtes Areal, in welchem täglich mehrere Gräber geöffnet und geschlossen werden, so absolut unschädlich sein soll? Der Zusammenhang zwischen einer Infektionskrankheit und einem Aufenthalt im Friedhof wird freilich in der Regel schwer nachzuweisen sein; doch darf man dabei nicht vergessen, daß es wohl bei den wenigsten akuten Erkrankungen mit absoluter Sicherheit fest zu stellen ist, woher sie kommen. Die Ätiologie ist bei den meisten Erkrankungen heute noch eine durch Empirie geheiligte Mutmaßung, die manchmal zutrifft und manchmal nicht; trotzdem ist das Kausalitätsbedürfnis beim Menschen ungemein entwickelt, und eine der ersten Fragen jedes Patienten lautet daher: „Woher kommt wohl meine Krankheit?“ — Übrigens giebt es Fälle, in denen sich solch ein Zusammenhang nachweisen läßt. Wer von den geehrten Lesern zufällig das Drama „Kausch“ von Strindberg kennt, wird wissen, daß in diesem Stücke die angebliche Vergiftung eines Kindes zu den bedenklichsten Indizienbeweisen gegen den Helden sich zusammen zieht, bis die amtsärztliche Untersuchung glücklicher Weise fest stellt, daß das Kind sich auf dem Friedhof infiziert habe. Es läge mir als Arzt ferne, einen solch' fiktiven, der Phantasie eines (wenn auch gelegentlich in chemischer Wissenschaft sich bethätigenden) Dichtergehirnes entsprungenen Fall als „Beweis“ für die Schädlichkeit der Friedhöfe heran zu ziehen, wüßte ich nicht, daß Strindberg damit nur eine Thatsache auf die Bühne bringt, die, wie ich weiter unten mit Beispielen noch belegen werde, von Autoritäten der medizinischen Wissenschaft wiederholt beobachtet und bewiesen worden ist.

Das Eine steht für die großstädtischen Begräbnisplätze zweifelsohne fest: sie sind Areale, in welchen organische Substanzen in ziemlich großer Menge der Erde übergeben werden, um dort einen langsamen Zerlegungs-

prozess durch zu machen. Und wer mit dagegen einwenden wollte, daß auf dem Lande seit Urzeiten alljährlich mit der Zufuhr von Dungstoffen zu den Äckern und Wiesen das selbe geschieht, ohne daß es je einem Menschen eingefallen wäre, das Düngen für „gesundheitschädlich“ zu halten, dem sei noch Folgendes erwidert: Die Leichen sind großen Teiles keine so indifferenten Körper (in chemischer Hinsicht) wie jene Fäkalien. Viele Menschen sterben an ansteckenden Krankheiten, deren Ursache, wie die moderne Forschung erwiesen hat, in gewissen Bakterienarten zu suchen ist. Diese pathogenen (Krankheit erregenden) Bakterien werden mit der Leiche begraben; und da genannte Krankheitskeime oft eine bedeutende Lebensfähigkeit und Widerstandskraft besitzen, halten sie sich kürzere oder längere Zeit an der Leiche. Jedermann weiß, daß eine der allerersten Fäulniserscheinungen die Bildung von Maden ist. Diese Maden werden wiederum von größeren Tieren verspeist, die auf diese Weise wieder mit den Krankheitsstoffen infiziert werden können. Gelangen solche Tiere an die Oberfläche der Erde, so können sie von Insekten gestochen werden, welche ihrerseits die Bakterien in sich aufnehmen. Dabei erscheint es durchaus nicht als notwendig, daß die verschiedenen Tiere, durch deren Blut oder Magen die Krankheitsstoffe ihren Weg nehmen, selber erkranken oder eingehen. Das Insekt fliegt wieder fort und bringt den Infektionsstoff weiter an andere Geschöpfe, die es gelegentlich sticht. Und wo eine Empfänglichkeit für die Infektionskrankheit besteht, kann recht wohl auf solche Weise eine Krankheit entstehen. Daß Insekten Bakterienträger sind, besonders Fliegen, ist erwiesen; daß Insekten dieses bakterielle Gift recht weit verschleppen können, wird ohnedies jeder ohne Weiteres zugeben. Darum ist der Einwand der Statistiker, welche nachgewiesen haben wollen, daß in den Wohnungen um die Friedhöfe herum nicht mehr Infektionskrankheiten als anders wo vorkommen, für uns nicht stichhaltig genug. Denn Insekten fliegen weit; auch Mäuse und Ratten kommen über und unter der Erde oft recht weit fort, und so können an Plätzen kleine Infektionskrankheitsherde entstehen, deren Auftreten so unerklärlich scheint, daß die Gelehrten sich vergebens die Köpfe ob der Ätiologie zerbrechen. Es kann dies unter Umständen zeitlich und räumlich solche Verschiedenheiten aufweisen, daß der Nachweis ganz unmöglich wird. So erinnere ich mich, daß im Jahre 1894 in der Nähe von Kassel, während die Truppen im Manöver weilten, in mehreren Dörfern der so genannten „Schwalm“ unter den Bauern ganz plötzlich einige Fälle echter asiatischer Cholera konstatiert wurden. Natürlich wurden die Manöver sofort ab gebrochen und alle Vorbereitungen für den allenfallsigen Ausbruch einer Epidemie getroffen. Allein nach wenigen

weiteren, leicht verlaufenen Fällen hörte die Seuche schon wieder auf, und speziell von den Soldaten erkrankte keiner. Zwei Jahre vorher wütete in Hamburg die Cholera. Glaubt man denn die Möglichkeit so völlig von der Hand weisen zu können, daß die unbekanntes Choleraerkrankheit Keime (nicht die Kommabazillen, deren Unschuld durch das berühmte Experiment Bettenkofers an seinem eigenen Leibe glänzend erwiesen wurde) aus den Leichen von einem Zwischenwirte zum andern gelangten, bis ein Zufall, eben nach zwei Jahren, an einem weit entlegenen Orte den Infektionstoff zur Wirkung brachte? Insekten sind als Träger von Malaria-spirillen bekannt, in den Malaria-gegenden erfolgt die Infektion nachweisbar durch die Stiche einer gewissen Art von Mosquito's (Anopheles). Dadurch erklären sich auch die isoliert auftretenden Malariafälle in sonst immunen Gegenden, denn ein geflügeltes Insekt kann durch Zufall weit hin verschlagen werden. Es ist recht gut denkbar, daß eine Fliege von einer auf einem Berliner Friedhofe begrabenen Scharlachleiche diesen Krankheitstoff in sich aufnimmt, durch Zufall in ein Eisenbahnkupé und nach München gelangt; schon im Kupé sticht sie einen oder mehrere der Reisenden (oder erst, nachdem sie in München das Kupé verlassen), und je nach vorhandener Disposition erfolgt bei dem einen oder anderen Reisenden eine Scharlachkrankung. Wer denkt nur im Entferntesten an eine solche Entstehung einer Krankheit? Doch aber dürfte damit vielleicht so manches ätiologisch unbegreifliche Auftreten von Infektionskrankheiten erklärt sein. Jeder Arzt weiß überdies, daß nichts so dunkel bleibt als die Ursache von ansteckenden Krankheiten im einzelnen Fall. Nur im Allgemeinen läßt sich sagen, daß eine Verbesserung der hygienischen Lebensbedingungen im Ganzen auch eine Herabminderung der Frequenz der Krankheitsfälle zur Folge haben wird. Im speziellen Falle nach zu forschen, führt nur ganz selten dazu, den Weg zu entdecken, den der Krankheitstoff genommen hat.

Im Übrigen ist in zahlreichen Fällen zudem noch bewiesen, daß die unmittelbare Umgebung eines Friedhofs keinesfalls so ganz ungefährdet ist. Skrzeczka geht sogar so weit, zu sagen, die praktische Sanitätspolizei dürfte gut daran thun, die Kirchhöfe in Berlin als gesundheits-schädliche Anlagen zu betrachten. Daß er mit dieser Ansicht nicht allein steht, lehrt ein Vortrag des englischen Arztes Dr. Duncan, den er auf dem 7. Internationalen Kongreß für Hygiene im Jahr 1891 gehalten hat. In diesem Vortrage wird erwähnt, daß ein Friedhof in der Nähe des Glasgower Krankenhauses als Ursache für das Auftreten des gefürchteten Hospitalbrandes erkannt wurde, und daß die Seuche sofort aufhörte, als auf Veranlassung des berühmten Lister (Erfinder des antiseptischen Ver-

bandes) die dort beerdigten Leichen nachträglich verbrannt wurden. Klehe, ein Pariser Arzt, berichtet über einen Fall, bei welchem in Paris durch ein Masseurgrab von 1500 Leichen in dessen unmittelbarer Nähe Erkrankungen auftraten, indem die benachbarten Keller sich mit Leichengasen anfüllten. Das sind denn doch Beobachtungen, die zu denken geben, und speziell die Duncan'sche, welche durch einen Namen wie Lister gestützt ist, dürfte kaum mehr durch einen Zufall erklärt werden können. Solchen Thatsachen gegenüber nehmen sich allgemeine Redensarten, wie die: daß die Umgebung gut angelegter und ebenso verwalteter Friedhöfe von den letzteren in sanitärer Hinsicht nichts zu fürchten hätte, selbst im Munde von Autoritäten immerhin recht eigentümlich aus. Wer übernimmt die volle Garantie dafür? Und wenn zehnmal oder selbst hundertmal ein Schaden nicht nachweisbar wäre, so ist es für die Betroffenen im 101. Falle schlimm genug, das Opfer eines Friedhofs zu werden, der aus irgend welchen Gründen einmal nicht ganz tadellos verwaltet wird — wenn man es überhaupt gelten lassen will, daß jener Satz seine Wichtigkeit habe. Die großstädtischen Friedhöfe vollends können insbesondere da, wo Reihengräber eingeführt werden, und namentlich zur Zeit von Epidemien (irgend eine Epidemie aber herrscht in einer Großstadt beinahe immer), auf jeden Fall als Infektionsstätten betrachtet werden, über deren Behütung man die Macht verloren hat, eben weil man die Leichen nicht vernichtet, sondern lediglich in die Erde versenkt und ihrem Schicksal überläßt.

Entgegen den gerade im letzten Jahrzehnte, selbst von hygienischer Seite aus, auftretenden Versuchen, die Friedhöfe für so harmlos zu erklären, glaube ich also erhärtet zu haben, daß solche Harmlosigkeit zum Mindesten sehr problematisch ist. Was manchen Hygieniker veranlassen mag, für eine derart von selbst verständliche Forderung der öffentlichen Gesundheitspflege, wie es die obligatorische Leichenverbrennung wäre, in großen Städten nicht unter allen Umständen einzutreten und damit das Ideale, z. B. (wegen des sterikalen Widerstandes) vielleicht praktisch noch Unmögliches gebieterisch zu verlangen, um wenigstens das Mögliche zu erreichen, das ist mir vollkommen unverständlich. Denn für einen Hygieniker kann es doch nur eine Forderung geben: Vernichtung aller pathogenen Keime, und letzteres kann mit Sicherheit bis jetzt eben nur durch Feuer geschehen. Wäre Bettenkofer s. B. mit der selben Energie für Errichtung von Krematorien, wie für Kanalisation und Wasserleitung, in großen Städten eingetreten, die meisten Großstädte Deutschlands hätten heute ihre Krematorien. Die Zeit, in welcher unser berühmter Altmeister der Hygiene hauptsächlich schöpferisch thätig war, stand „liberalen“ Ideen

viel günstiger gegenüber als die heutige, und Widerspruch von orthodoxer Seite hätte unter dem allgewaltigen Minister Luz in Bayern z. B. wenig Beachtung gefunden. Doch hat es zu allen Zeiten berühmte Ärzte gegeben, welche sich um so entschiedener für die Feuerbestattung aussprachen, so kein Geringerer als der kürzlich verstorbene (merkwürdiger Weise selbst aber nicht verbrannte) Virchow. Dieser äußerte u. A.: „die Feuerbestattung müsse zu Zeiten von Epidemien geradezu als Notwendigkeit anerkannt werden“ — wohl der beste Beweis, daß der große Gelehrte der sonst gerne heran gezogenen „Filtrationskraft des Bodens“, welche die Krankheitskeime zurück halten sollte, im entscheidenden Momente denn doch nicht so recht vertrauen mochte. Bernich schreibt: „Die gefährliche Hinterlassenschaft von Seuchen kann am erfolgreichsten durch Verbrennung beseitigt werden, und diese Überzeugung hat überall durchgeschlagen, wo hygienische Fragestellung die Hauptsache war!“ von Engert schreibt (1896): „Greve, Küchenmeister, Nowak, Reclam, Richter, Schrötter, Trusen, Thompson und Virchow haben den Nachweis geführt, daß die Einführung der Verbrennung eine notwendige Folge der öffentlichen Gesundheitspflege sei. In Argentinien und Brasilien ist die Einäscherung von Leichen, die an Infektionkrankheiten, speziell an Gelbfieber starben, schon seit Jahren obligatorisch. In Japan wurden 1879 bei der Cholera-Epidemie die Leichen ebenfalls obligatorisch eingeäschert. Sogar die Muhamedaner haben aus sanitären Gründen die Leichen bei Epidemien verbrannt, obwohl sie diese Bestattungsart für ein Unglück und selbst für eine Unehre halten. Schon in der Bibel ist verzeichnet, daß aus den selben Gründen die Leichen verbrannt wurden (Amos, 6, 10).“ — Noch könnte ich eine große Anzahl Aussprüche aus Arbeiten von Autoritäten anführen, welche sich aus hygienischen Gründen für die Leichenverbrennung aussprechen; es würde dies im Wesentlichen nur eine Wiederholung des bereits Angeführten sein. Folgendes wäre demnach meinen bisherigen Ausführungen mit Sicherheit zu entnehmen: Die Erdbestattung kann unter gewissen Umständen für die Überlebenden unschädlich sein; die Feuerbestattung ist es unter allen Umständen. Daraus folgt, daß vom hygienischen Standpunkt aus nur die letztere zu befürworten ist.

Nun wird aber die Feuerbestattung noch von verschiedenen anderen Standpunkten aus betrachtet. Über den der kirchlichen Orthodoxie will ich gar nicht reden. Wer da glaubt, am jüngsten Tage — bei der Auferstehung des Fleisches — sich nicht mehr zusammen finden zu können, oder wer fürchtet, daß mit der Einführung der Verbrennung die Gefahr eines Rückfalles zum Heidentum in die Nähe gerückt wäre, dessen Christen-

tum dürfte ein rein äußeres, im Ceremoniell zuletzt die Hauptsache sehendes fein; mit ihm begebe ich mich des Streitiges. Wenn die Toten durchaus in der Erde ruhen sollen, was würde dann aus den christlichen Märtyrern und Heiligen, die verbrannt und wilden Tieren vor geworfen, aus den Seelenten, die in's Meer versenkt wurden u. c.? Schließlich ist auch die Verwesung eines Leichnams in der Erde weiter nichts als eine langsame Verbrennung. Der Mensch wird zuletzt Staub und Asche, wie es in der Bibel heißt — in der Erde nach Jahren, im Verbrennungssofen schon nach Stunden. Der Sauerstoff ist in beiden Fällen das Element, welches den Zerfall der chemischen Substanzen des Körpers bis zur Asche bewirkt, in der Erde langsam und auf kaltem Wege, im Krematorium schnell und unter Hitzeentwicklung. Darüber ist nichts weiter mehr zu sagen.

Zu reden ist mit jenen Segnern der Feuerbestattung, welche das aesthetische Moment in den Vordergrund stellen. Dieses aesthetische Moment besteht nach ihnen in dem durch die Gewohnheit von fast zwei Jahrtausenden geheiligten Gebrauche, Totendäcker zu haben, welche von der Kirche eine gewisse Weihe erhalten, häufig um Kirchen herum errichtet sind und — vor Allem in dem ganzen, herkömmlichen Ceremoniell einer Beerdigung; nächst dem auch in dem Gedanken: hier in diesem Grabe, unter diesem Steine, ruht deine Mutter, dein Kind, dein Freund; hierher kannst du zu jeder Zeit pilgern, im Geiste bei ihnen weilen, ihr Grab in edelstem Totenkulte schmücken. Gewiß ein überaus schöner und mild versöhnlicher Gedanke! Allein, läßt sich all' dies bei vorhandenen Mitteln und regelmäßigem Betrieb im „Kolumbarium“ nicht auch erreichen? Im Krematorium kann doch das Ceremoniell bei der Bestattung genau so würdevoll gestaltet werden wie im Freien bei einer Beerdigung. Wenn die Geistlichkeit ihre Intoleranz erst einmal aufgibt und auch bei der Verbrennung tröstlich amtiert, so ist nicht abzusehen, was an solcher ernstern, erhabenen Feier einem frommen Gemüte, dem das kirchliche Ceremoniell Bedürfnis bleibt, wohl ab gehen sollte. Im Übrigen habe ich wiederholt Verbrennungen ohne geistliche Assistenz angewohnt, wie auch Beerdigungen ohne eine solche, und zumeist nicht finden können, daß dadurch eine erhebliche Beeinträchtigung des Aktes veranlaßt worden wäre. Denn man darf nie vergessen, daß der Verstorbene und das, was er seinem Trauergefolg im Leben war, mächtig-eindrucksvoll die Stimmung am Grabe erzeugt, daß die Majestät des Todes selbst zum Menschen spricht; daß die Heiligkeit des Bestattungsortes von den Toten ausgeht, die dort ruhen, und nicht eigentlich von der Kirche, die ihr eben nur die Weihe und ihren Segen giebt. Das Kolumbarium aber, oder das Gebäude, in welchem

die Urnen mit der Asche der Verstorbenen aufbewahrt werden, dürfte ein Wallfahrtsort für die Hinterbliebenen in gleicher Weise sein wie der Friedhof, und die Liebe wird die Urne ebenso mit Blumen und Kränzen zu schmücken wissen wie den künstlerisch gebildeten Grabstein oder das einfachere Kreuz. Also hierin vermag ich zum Mindesten keine Verletzung der Aesthetik zu erblicken; wohl indessen hat mich als Arzt noch an keinem Grabe der Gedanke verlassen: Welch ein Anblick würde sich bieten, wenn man den Sarg öffnete?

Selbst die meisten Ärzte kommen in ihrem Leben selten in die Lage, bei Exhumierungen zugegen sein zu müssen, Laien, sofern sie nicht Richter- oder Polizei-Beamte sind, fast nie! Ich habe schon als Student durch Zufall einen solchen Anblick erlebt, und als mein Vater bald nachher verstarb, verfolgte mich dieser Anblick Jahre lang. Später, als Arzt, wohnte ich wieder einmal einer Exhumierung bei. Wieder dachte ich an meinen Vater, und mein ganzes Sinnen war nur auf den einen Gedanken gerichtet: Wäre es nicht durchzusetzen gewesen, seine Leiche verbrennen zu lassen? Wenn in München ein Krematorium gewesen wäre, ganz sicher; denn, da er alles eher als orthodox gefinnt im Leben war, hätte man zuversichtlich keine Pietätlosigkeit an ihm damit begangen. Doch damals (1887) gieng es noch nicht einmal an, die Asche von Gotha oder einem anderen Krematorium schicken und in dem Grabe beisetzen zu lassen. Genug! Ich glaube, daß es jedem so ergeht, der wie ich mehrmals Exhumierungen beizuwohnen hatte. Just vom aesthetischen Standpunkte aus ist die Verbrennung der Leiche das Richtigere.

Im volkswirtschaftlichen Betrachte kann selbstredend auch nur die Verbrennung der Toten in Frage kommen, wenigstens für große Städte; denn Friedhofs-Areale nehmen viel Platz ein und kosten bedeutende Summen. Aber es ist hierbei nicht nur das Kapital in Rechnung zu ziehen, das im Boden als Grundstückswert steckt, sondern es ist dabei im Auge zu behalten, daß ein großer Friedhof erstens als Verkehrshindernis in der Großstadt wirkt, zweitens alle Wohnungen in der Umgebung entwertet, weil doch viele Leute — teils aus der berechtigten Furcht vor Infektion, teils aus Aberglauben, teils auch aus psychologischen Gründen einer Neigung zu düsterer Lebensauffassung — nicht gerne in die unmittelbare Nähe von Friedhöfen ziehen. Man betrachte sich hier in München nur einmal den südlichen und den nördlichen Friedhof und rechne sich aus, welches tote, oder sagen wir: kaum mit einigen pro milla sich verzinsende Kapital in diesen Plätzen auf lange Zeit hinaus fest gelegt ist!

Hygienische, aesthetische und volkswirtschaftliche Gründe sprechen somit deutlich für die Verbrennung der Leichen. Der hygienische spricht sogar

für diese als obligatorische Einrichtung und allgemeine Bestimmung, der volkswirtschaftliche wenigstens für eine obligatorische Verbrennung in großen Städten; der aesthetische jedenfalls für fakultative Zulassung der Möglichkeit an allen Orten. Es bleibt mir nur noch der einzig ernst zu nehmende Einwand zu entkräften, welchen der Verwaltungs- und der Justizbeamte dagegen erheben. Diese sagen nämlich: Die alsbaldige Ver-
nichtung bis zur Asche im Krematorium zerstört uns jede Spur eines an dem Toten allenfalls begangenen und erst später ruchbar werdenden Ver-
brechens, eine „Exhumierung“ ist danach nicht mehr möglich. Bei dieser Frage, welche die Gesetzgebung berührt, komme ich auf die Verhältnisse in Süddeutschland, speziell für Bayern, zu sprechen: jeder Bundesstaat in Deutschland hat nämlich im Leichen- und Beerdigungswesen seine besonderen Bestimmungen, die oft erheblich von einander abweichen. Zunächst muß für Bayern, welches sonst eine recht gute Medizinal-Gesetzgebung hat, be-
dauerlicher Weise konstatiert werden, daß in unserem engeren Vaterlande die Leichenverbrennung überhaupt verboten ist. Bei der Zusammen-
setzung eines Landtages, wie es der jetzige mit seiner ultramontanen Majorität ist, wird an eine Änderung des Gesetzes nicht so bald zu denken sein. Verbrennungen werden daher bis auf Weiteres leider immer nur außerhalb Bayerns stattfinden können, und wir in Süddeutschland bleiben dabei hauptsächlich auf die Krematorien zu Heidelberg, Offenbach und Mannheim (in Baden bezw. Hessen) angewiesen, während Gotha und selbst noch Jena eher für die nördlich gelegenen Landestheile Bayerns in Frage kommen. Es ist dies um so mehr zu beklagen, als unsere Leichenschau von einer Vollkommenheit ist, daß der Haupteinwand, welcher von Juristen gegen die Krematorien vorgebracht wird, für Bayern gewiß nicht mehr aufrecht erhalten werden kann. Wer die polizeilichen Vorschriften vom 20. November 1885 über Leichenschau bezw. die Zeit der Beerdigung genau durchliest, wird finden, daß es bei gewissenhafter Ausführung dieser Bestimmungen unmöglich erscheint, ein Verbrechen zu vertuschen. Nach den erwähnten Leichenschauvorschriften ist u. a. Regel, daß, wo irgend thunlich, lediglich Ärzte die Leichenschau vorzunehmen haben, erst in zweiter Linie Chirurgen, Bader oder ganz ausnahmsweise Laien. Letzgenannte Kategorien sind vom kgl. Bezirksarzte zu unterweisen und von Zeit zu Zeit einer Prüfung zu unterwerfen. Als schriftliche Anweisung erhält der nicht-ärztliche Leichenschauer, welchem eine zweimalige Nachschau zur obli-
gatorischen Pflicht gemacht ist, die „Dienstsanweisung für Leichenschauer“ vom 20. November 1885 (als Anlage zu obiger Polizeivorschrift). Harte Strafen drohen dem Beamten — als solcher ist der Leichenschauer, der

eine völlig unbescholtene Person sein muß, anzusehen —, der diesen verantwortungsvollen Dienst vernachlässigt oder in dessen Ausübung fahrlässig handelt. Ebenso strenge Leichenschauvorschriften haben auch Baden, Hessen und Württemberg; hingegen hat Preußen, dessen Medizinalgesetzgebung die schlechteste in ganz Deutschland ist, überhaupt keine Leichenschau (außer in der Provinz Hessen, dem früheren Hessen-Kassel)! Statt dessen besteht in Preußen noch die Bestimmung: „daß ein früheres Beerdigen als vor Ablauf von 72 Stunden nach dem Ableben . . . gestattet werden kann, wenn der Bürgermeister oder Dorfschulze mit zwei erfahrenen Männern die Verhältnisse untersucht und die frühere Beerdigung gestattet hat.“ Diese Vorschrift ist vom 2. März 1827 und besteht noch heute zu Recht! Das paßt wohl zu den Schulhäusern Ostelbiens und noch vielen anderen kgl. preußischen Einrichtungen. So lange in Preußen die Leichenschau nicht geregelt ist, ist an eine Einführung von Krematorien dort allerdings nicht wohl zu denken. In München jedoch haben wir außer der vorzüglich organisierten Leichenschau zudem auch eine hygienische Einrichtung im Bestattungswesen, deren sich wenige Städte rühmen können: Leichenhäuser, in welche Leichen so rasch wie möglich nach ihrem Ableben gebracht werden müssen. Vor Allem dies ist eine sanitäre Maßregel von hoher Bedeutung, wie wir sie in Norddeutschland gar nirgends finden. Wer daran denkt, was es für das ganze Haus heißt, wenn eine Diphtherie-, Typhus- u. Leiche statt dreier Tage vielleicht drei Stunden nur im Hause bleibt, wird die Wohlthat dieses Gesetzes sicherlich preisen. Und hier in München ist man an diesen Usus schon so sehr gewöhnt, daß noch niemanden der Gedanke angekommen ist, darin eine Pietätlosigkeit zu erblicken. Nirgend wo wären die Vorbedingungen für die Errichtung eines Krematoriums daher so günstige wie gerade in der süddeutschen Metropole: die Leichenschau, der sofortige Transport des Verstorbenen in's Leichenhaus, die Einwohnerzahl bei rasch wachsender Bevölkerungsziffer, wodurch ein kontinuierlicher Betrieb des Krematoriums und damit die Verbilligung der Einzelverbrennung gesichert erschiene; eine freiere Anschauung und größere Aufklärung der geistigen oberen 10 000; die in's Ungemessene sich ausbreitenden, mit hohen Kosten verbundenen Areale unserer Friedhöfe — all' dies schreit nach einem Verbrennungssofen, der auch sicher mit der Zeit kommen muß. Freilich, „mit der Zeit“; leider sind wir in München ebenso daran gewöhnt, daß alles „mit der Zeit“ erst kommt, wenn's auch Viele nicht mehr erleben. Nordbahnhof und Ringbahn sind traurige Beispiele für den Schneekengang unserer hohen Bürokratie, und es ist ein schwacher Trost, sich sagen zu dürfen, daß

man in Preußen in Hinsicht auf Leichenverbrennung auch noch nicht weiter gekommen ist.

Zu Pettenkofers Glanzzeit, wie gesagt, wäre die Gelegenheit günstig gewesen, ein Krematorium zu errichten; die „dogmatische“ Abneigung des katholischen Klerus gegen die Feuerbestattung datiert erst seit Kurzem: am 19. Mai 1886 kam unvermutet von Rom ein „decretum ex cathedra“, welches die Feuerbestattung als Institution des Freimaurerordens verdammt und den katholischen Geistlichen die Mitwirkung untersagte, weil die Anhänger dieser Bestattungsart ausnahmslos als Kirchenfeinde und Atheisten zu betrachten wären. Angesichts dieser päpstlichen Bannbulle bleibt es nur wieder sehr merkwürdig, daß in Italien, einem ausschließlich katholischen Lande, die verhältnismäßig meisten Krematorien sich befinden, daß deren Betrieb ein kontinuierlicher ist, und daß im Ganzen 44 Vereine mit starker Mitgliederzahl dafür sorgen, daß die letztwillige Verfügung betr. einer Verbrennung auch stets eingehalten wird. In der Nähe scheint sich die Zentralgewalt der allein selig machenden Kirche anders auszunehmen, als weiter weg vom Schusse; ist es doch kaum aus zu denken, daß die in den italischen Pläzen mittels Feuers Bestatteten nur aus Kirchenfeinden und Atheisten sich zusammen setzen sollten. Zum Uebersuß ist das päpstliche Edikt von 1886 bereits drei Jahre später (1889) im Principe durchbrochen worden. Damals hatte in Wien der Rittmeister Graf Eugen Silva Torouca den dortigen „Barmherzigen Brüdern“ ein ansehnliches Vermögen unter der Bedingung vermacht, daß ein Mitglied dieses Ordens seine Leiche zur Verbrennung nach Gotha bringe, dort die von der katholischen Kirche vorgeschriebenen Ceremonien vornehme, seine Asche nach Wien zurück leite, und daß letztere in der Konventskirche zu Wien mit einer Gedenktafel aufbewahrt werde. Dieser Verfügung des Verstorbenen ist die katholische Kirche in vollem Umfange nach gekommen. Was sagt die tgl. b. ultramontane Kammermehrheit hierzu? — Der Jurist als solcher aber wird von dem Augenblick an jedes Bedenken gegen die allgemeine Einführung der Feuerbestattung fallen lassen, von welchem ab überall eine solch' musterhafte obligatorische Leichenschau existiert wie in Bayern, Baden und Hessen. Anders wo ist sie eben einzuführen, auch schon ohne Krematorien.

Aus Vorstehendem glaube ich folgern zu können, daß die allmähliche Abschaffung der Erdbestattung und deren Ersatz durch Verbrennung und Beisetzung in Kolumbarien nur mehr eine Frage der Zeit sein kann. Vom sanitären Standpunkte sind und bleiben größere Friedhöfe bedenklich, wie in dieser Arbeit bewiesen. Vom volkswirtschaftlichen Standpunkte sind sie ein so gut wie brach liegendes Stück Land, in welchem, namentlich in

großen Städten, ein bedeutendes, schlecht verzinsliches Kapital steckt. Vom aesthetischen Standpunkt ist die Verbrennung weitaus der Erdbestattung vorzuziehen, und auch der Jurist erhebt keinen Einwand, wenn die Leichenschau allgemein gesetzlich geregelt ist. Wie wenig überzeugend der Widerspruch der kirchlichen Orthodoxie dagegen ist, geht aus den Ausnahmen hervor, die gemacht wurden und werden, wenn der zu Verbrennende zu Gunsten der hl. Kirche testiert hat.

Vorläufig aber sind wir in Bayern noch darauf angewiesen, Leichenverbrennungen außerhalb des Landes vornehmen lassen zu müssen, und das allein verteuert die Sache sehr erheblich. Aber nicht die einzelne Verbrennung kommt dabei teuer, selbst dann nicht, wenn bei diskontinuierlichem Betrieb die Kosten des jeweiligen Anheizens hinzu kommen; denn, selbst wenn der Ofen ganz kalt geworden ist, genügen wenige Zentner Kohle für eine vollkommene Kombustio. Teuer allein ist der Transport der Leiche; umständlich und teuer sind die Auflagen in Betreff des Sarges, Leichenpasses u. s. w. Immerhin hat man es am hiesigen Platze — Dank den lokalen Leichenverbrennungs-Vereinen — wenigstens so weit in der letzten Zeit gebracht, daß am Schwabinger Friedhof eine Urnenhalle erbaut werden konnte, und daß ein Platz für ein Krematorium daselbst bereit steht, welches sofort errichtet wird, wenn die Regierung ihre Zustimmung giebt. Denn die Gemeindeverwaltung München ist aus nahe liegenden Gründen für eine solche Einrichtung. Von der näheren Beschreibung eines VerbrennungsOfens sehe ich ab, weil eine solche ohne Zeichnung kaum verständlich wäre. Gelegenheit, sich darüber zu informieren, hat jeder, der einen Arzt zu seinen Bekannten zählt. Ferner sei für die ganz Unkundigen angeführt, daß im Krematorium die Flamme selber nicht mit dem Leichnam in Berührung kommt, sondern daß dieser in überhitzter Luft völlig zu Asche verbrennt.

Wer an Plätzen, an welchen keine Krematorien existieren, die Absicht hat, sich nach seinem Tode verbrennen zu lassen, thut gut, sich einem der zahlreich über Deutschland verbreiteten Vereine für Feuerbestattung anzuschließen und bei diesem Verein eine, nach einem bestimmten Formular verfaßte, eigenhändig geschriebene Urkunde zu deponieren, welche diesem die Befugnis einräumt, eventl. auch gegen den Willen der Hinterbliebenen, die Verbrennung durchzuführen. Es ist dies um so notwendiger, als nicht selten die vielleicht orthodoxen Hinterbliebenen den Wunsch des Verstorbeneu in diesem Punkte nicht respektieren. Ja, es ist in concreto sogar mehrmals vorgekommen! Hiergegen schützt eine solche deponierte Urkunde, welche auf § 2208 Abs. 2 des B. G. B. Bezug nimmt. In München

existieren zwei Vereine für Feuerbestattung, die bei einem minimalen jährlichen Beitrag die oben genannten Pflichten gegen ihre Mitglieder übernehmen. Noch ist das Häuflein klein: etwa 500 ortsansässige Mitglieder zählt die Vereinigung; immerhin, es sind größtenteils Namen von Klang, die in der Geistesaristokratie etwas bedeuten. Und es wird gar bald schon eine „Wissenwahrheit“ sein: Die Leichenverbrennung ist die Bestattungsart der Zukunft.



Requiem.*)

Von Editha von Reigenstein.

(Berlin.)

„Sapient! sat!“

Bei des Frührots schweisgsamen Vigilien
Segnet meines Leibes fahlen Nest!
— — — — —
Statt der Thränen, die der Gram erpreßt,
fließ' Euch Wein der Traube von Sizilien,
Rot und golden, in kristallne Becher —
Und aus jugendfrisch geküßtem Munde
Steig' ein Chorlied in vertrauter Kunde,
Daß Ihr meines Heimgangs froh vergeßt
Bei der Freundschaft stillem Opferfest!

Bei der Freundschaft stillem Opferfest,
Wenn der Seelen hoch gespannte Schwingen
Unhörbar von Affonanzen klingen,
Wird mit Euch sein, der Euch bald verläßt;
Wird als ungeliebter Tage Rächer
Eurer Ahnung tief verborgnes Neigen
Mir hinüber folgen in das Schweigen —
Von des Todes dunkelnden Gestaden
Zu der Gottheit sternbekränzten Pfaden,
Wo kein Kummer mehr das Auge näht
Noch Enttäuschung bleibt als schaler Nest.

Über'm Leben, über allem Wissen
Klegt das Land, das unsre Seelen mißten,
Wo Ihr mit mir Eins seid und — vergeßt.

*) Zugleich zum Gedächtnis Ludwig Jacobowski's, † 2. Dezember 1900.



Fabeln und Bilder.

Von Paul Kunad.

(Leipzig.)

1. Gedanke und Form.

Mitten drinnen im Marmor, den des Bildhauers Meißel geformt, saß mit eingezogenen Schwingen der Gedanke, der königliche Pilger der Lüfte — sonst frei, wie der Adler im Blauen, jetzt ein Gefangener durch Menschenkunst! Was Wunder, daß düster sein Auge bligte, daß finster seine Stirn sich fürchte, während von draußen des Bildners letzte Meißelschläge an sein Ohr drangen? „O falsche Güte“, murrte er, „die mich bethört, mich herab zu lassen zum Erdensohne, daß er mit verwegendem Zauber mich einschleife in steinernen Kerker! Was frommt mir's, ob Marmor, ob Lehm meines Gefängnisses Wände, wenn ich doch botmäßig ward fremdem Willen, ich, der Freie, Fürsliche? Nicht so war's gemeint, als ich mich herab schwang zum Erdenkinde, — nur als flüchtiger Traum wollte ich durch seine Seele ziehen, rasch entschwindend, tröstenden Scheidenglanz ihm zurück lassend! Denn göttlich bin ich — erdgefesselter Staub der Mensch: kann je dauernd Gemeinschaft sein zwischen mir und ihm? Und doch, wie freut jetzt sich der Arge! — wie leuchtet sein Antlitz, daß ihm gelungen die kühne That! Tage und Nächte hat er durchseufzt, dunkler Sehnsucht voll, daß ihn meines Fittigs Wehen umrausche, daß mein Anblick ihm ein Bild des Ewigen zeige, einen Abglanz nur, doch das Höchste irdischer Schwäche! Soll ich ihm fluchen um das, was er gethan? — war ich's nicht, der aus freiem Willen zu ihm gekommen, sein Flehen erhörend? Kurz ja ist nur des Menschen Leben, kurz seine Sonne, reich sein Leid! Nein, Menschenkind, auch Verzeihen ist göttlich, und voll gerüttelt sei meiner Gnade Maß! Spähst du, wo noch ein Makel an deinem Gebilde? Schau', hier! — hier thu' den letzten Meißelschlag an meinem Kerker, und fertig wird er stehen, ein Wunder und eine Augenweide dir und deinen Brüdern!“ . . . Sprach's — und gehorham that

der Meister, wie ihm geheißen. Doppelter Glanz vom Himmel aber umfloß das Bildwerk, drin unsichtbar der Gedanke sich selbst bezwungen. Und ehrfurchtvooll neigte sich ihm der Meister, preisend den hohen Gefangenen, der, herrlich in der Freiheit, herrlicher strahlt im irdischen Gehäuse, still verklart durch Liebe und Mitleid!

2. Stolz.

Einsam auf hartem Pfühle lag der sieche Denker, das leuchtende Auge matt, von kaltem Schweiß die mächtige Stirn bedeckt. Zu ihm trat ragend der Tod. „Freue dich, Freund“, sprach er; „die Stunde, die du, verstoßen von der Welt, sonst im Unmut herbei gesehnt, ist da. — Mir nach in's Reich der Schatten!“ „Wohlan, ich zage nicht“, stöhnte der Kranke, „nichts laß' ich hier ja zurück als der Menschen Undank und Thorheit, — nur jene Perlschnur dort am Bettpfosten, an ihr hängt meine Seele. Die köstlichen Gedanken, die teuren, die ich in Weh und Lust empfangen und geboren, sie möcht' ich hinüber retten in's Jenseits, daß kein frecher Dieb mir sie stehle, sich heuchlerisch mit fremdem Glanze zu schmücken!“ — „Nicht bräuchlich ist solcher Handel“, erwiderte Freund Hein, „doch dir sei gewährt, was du wünschst. Spärlich Glück hast du ja auf Erden genossen, wenig Bewunderer fand dein hoher Geist, wie er es doch verdient. So nimm denn dein Kleinod mit — vielleicht, daß der Hades schätzt, was die Erde verlannt“ . . . Und einträchtiglich wandelten der Tod und der Denker mit seinem Schatz hin zu Charons Rachen. Grinsend sah der rauhe Ferge sie nahen. „Gut, daß ihr kommt“, rief er, „schon wieder ist mein Boot voll von Seelen, bereit zur Überfahrt! Heran, du Nachzügler, und mach' dir's bequem unter deinen Kameraden!“ Da wick der Denker zurück, bebend vor Zorn, und seine toten Augen schienen Blitze zu sprühen. „Wie?“, leuchte er, „mit dem Haufen sollte ich fahren, eingepfercht unter den Pöbel, der mich im Leben verhöhnt, wie ich ihn verachtet? Nein, nimmer soll das geschehen! Sieh', Charon, hier diese Perlschnur, mein letzter, mein einziger Schatz — nicht kennst du ihren Wert, aber ihr Glanz wird dich ergötzen. Sie sei dein! — nur laß' mich allein über Lethe's Fluten setzen, wie ich allein des Lebens steinige Pfad gewallt!“ „Meinetwegen!“, brummte Charon, „das bunte Ding gefällt mir. Her damit! und allein sollst du meinen Rahn besteigen, wenn ich jene dort über gesetzt.“ So geschah's — und: „Arm, doch stolz bis zuletzt!“ murmelte wohlgefällig der Tod, indem er dem entschwindenden Rachen nach blickte.

3. An die Göttin der Verachtung.

Dich sollt' ich schmähen, Göttin mit dem bleichen Antlitz, dem düsteren
Flammenblick, dem herben Spottlächeln?

Die du in der Höhe schwebst wie Gottes Engel und uns von der
Erde hebst mit starkem Fittige, wie sie!

Bin ich nicht Fleisch von deinem Fleische, Geist von dem deinen?
Nicht täuscht mich beines Mundes Hohn; — in's Herz schau' ich dir und
weiß, was du gelitten!

Aus Liebe litteſt du, tausendmal getäuscht, hundertmal betrogen!

Reich war deine Seele, nicht arm und flach nach der Thoren Art,
die da Dirnen und Vestalinnen küssen mit gleicher Lust, gleichem Behagen.

Die da von Blume zu Blume gaukeln, mit lächelndem Angesicht,
undankbar im Genuß, grausam, wenn sie gesättigt!

Deine Seele aber war ernst und tief, und tief ihrer Täuschung Wunde.

Noch blutet sie leise, doch der Stachel ist aus ihr genommen.

Dein Frohsinn schwand, aber deine Thräne ist versiegt.

Rühl ward dein Herz, doch klar und scharf dein Blick über'm
Erdenhale.

Stille haust in dir und erhabener Troß wider die Welt, Stolz,
daß du anders wie sie!

Was kümmert's dich, daß im Aufzuge dein Schatten die Erde
streift? Zu den Sternen strebst du, unbekümmert um der Tiefe Gewürm.

Sonnengleich strahlt dein Auge, eigenen Lichtes voll, Flammen und
Regenbogen sprühend, wie der Himmel.

In Gottes Blitze schauſt du und spottest des Giftes der Schlangen.

Zum Staube zog dich die Liebe; zu des Äthers Einsamkeit hat der
Haß dich beflügelt.

Über den Schlammfad hebe auch mich gewaltig auf starker Schwinge
für und für, du mit dem Aberblick und dem schweigenden Herzen, erhabene
Seherin, große Verachtung!

Aphorismen.

Von Paul Kunad.

(Leipzig.)

Wer den papierenen Lorbeer nicht ehrt, ist des blühenden nicht wert!

*

Die künstlerische Gestaltung ist eine Befreiung für den Künstler, aber eine
Fesselung für den Gedanken.

*

Es giebt eine erhaltende und eine zerstörende Selbstkritik: jene als Crösterin in den Zeiten weilscher Ermüdung, diese als drohender Eherub vor dem Paradiese geistigen Schaffens.

*

Dem Verstandesmenschen mangelt Gemütsiele, aber dem Phantasten nicht minder!

*

Ursprünglichkeit liegt mehr im Herzen als im Kopfe. Unbedenklich entlehnt der Verstand, aber selbstherrlich weigert sich das Herz, von fremdem Brote zu leben.

*

Zwei rührende Bilder: eine laute Stimme, die vor Bewunderung verstummt, — eine leise, die vor Begeisterung beredt wird!

*

Im Genusse mag lyrische Poesie liegen; in der Entsagung liegt eine höhere — dramatische.

*

Der feinste Natursinn liebt es, im Kleinsten das Grösste, im Grössten das Kleinste zu suchen. Ihm wird das Gewitter zum Idyll, das Idyll zum Gewitter.

*

Reflexive Naturen sind nicht zielbewusster als naive — wohl aber weniger selbstvertrauend.

*

Unbelangenheit im Urtheil ist die zweite Unschuld des Mannes.

*

Wer an der Form feilt, bröckelt meist auch am Gedanken.

*

Stil ist beherrschte Kraft, Manier überreizte Schwäche.

*

Es giebt nichts Coteres, aber auch nichts Durchgeistigteres, als das Lächeln: — dort Cünche der Dummheit, hier Spiegel edelster Seelenschönheit.

*

Das menschliche Leben ist meist so ernst, dass man ihm nur durch eine gewisse Scheimerei Poesie ab gewinnen kann.

*

Beim Durchschnittsmenschen wirkt die Phantasie wie eine kluge Frau: ihr Einfluss ist um so stärker, je weniger er als solcher erkannt wird.

*

Der echte Lyriker trägt etwas von einem Einsiedler, der ächte Dramatiker etwas von einem Weltmanne an sich: Selbstbeherrschung fördert diesen, schädigt jenen.

*

Uom höchsten Schönheitgenusse ist heilige Scheu unzertrennlich. Die aber lehnt eben den gewohnheitmässigen Schönheitanbetern.

*

Überall in Kunst und Leben klafft ein unüberbrückbarer Riss zwischen Innen- und Aussenwelt, Leiden und Handeln. Die Chat ist nur die Wasser- oder Schwindsucht des Gedankens.

*

Beim Genie fallen Anschauung und Überlegung, Naivetät und Sentimentalität in Eins zusammen. Es urteilt, wählt und schafft gleichzeitig.

*

Dem Zartgeföhle wohnt eine starke Neigung zum Einsiedlertum inne. Wem aber nützt Zartgeföhle, das du unthätig in dir auf speicherst?

*

Auf ebener Strasse magst du bedächtlich Schritt für Schritt vorwärts gehen: Abgründe mußt du umgehen oder überspringen. Auch die Menschenseele hat ihre Heerstrassen und Abgründe.



Über Opernkonkurrenzen.*)

Von Karl Pottgießer.

(München.)

Es ist eine eigentümliche, man darf wohl sagen, betäubende Thatsache, daß die in den letzten Jahrzehnten veranstalteten Opernkonkurrenzen zu keinem gedeihlichen Resultate, zu keiner dauernden, wertvollen Bereicherung der Opernbühne geführt haben. Nur eine einzige Ausnahme, die die Regel bestätigen zu sollen scheint, ist zu verzeichnen: der Sieg, den Mascagni mit seiner „Cavalleria rusticana“ in dem vom Verleger Sonzogno 1890 veranstalteten Wettbewerbe davon trug. Die bei Gelegenheit der Koburger Konkurrenz preisgekrönten Werke sind längst vergessen, und auch die Münchener Konkurrenz, welche die Hofbühne zur Aufführung von fünf Novitäten verpflichtete, hat kein dauerndes Resultat gezeitigt. Nur eine einzige Schöpfung, die Oper „Sarema“ von Zemlinsky,

*) Obiger, gewiß sehr diskutabler, Vorschlag ist zwar schon in einer auswärtigen Revue (nämlich in der von Fr. Cateau Esser vorzüglich geleiteten, holländischen Zeitschrift „Sempro avanti“, IV. Jahrg. Nr. 1) erschienen; gern aber bringen wir ihn auch an dieser Stelle noch zum Abdruck, da er ja ganz ersichtlich ebenso für unsere deutschen Leser, und gerade für sie, von entschiedenstem, „aktuellem“ Interesse ist. D. Schriftl.

sicherlich die talentvollste und bühnenwirksamste unter den ausgewählten Werken, erlebte eine Aufführung noch außerhalb Münchens. Welch' eine Fülle von Arbeit ist hier nutzlos vergeudet, und wie manche Hoffnung bitter getäuscht worden!

Man könnte annehmen, daß seit dem Tode Wagners eine Stagnation in der dramatisch-musikalischen Produktion eingetreten sei. (Denn auch die Werke, welche außerhalb der Konkurrenzen zur Aufführung gekommen sind, haben mit ganz wenigen Ausnahmen keine Lebensfähigkeit bewiesen). Man könnte indessen auch, ohne hiermit dem schwierigen Amte des Schiedsrichtertums zu nahe treten zu wollen, vermuten, daß das lebenskräftige Werk nicht gefunden worden sei. Zu dieser Annahme würde die Erwägung berechtigen, daß es bei der großen Menge der eingereichten Partituren leicht möglich ist, ein Werk, das der Aufführung wert gewesen wäre, zu übersehen, oder aber künstlerischer Qualitäten einer Komposition mangels ihrer sinnlichen Vorführung nicht gewahr zu werden, da ja an die Stelle der letzteren eine Lektüre zu treten hat, die bei der betreffenden Persönlichkeit leicht durch alle möglichen Umstände in störender Weise beeinflusst werden kann. Solche Erwägungen bestehen in der Komponistenwelt, und mancher Künstler wird durch sie davon ab gehalten, sich an einer Konkurrenz überhaupt zu beteiligen. In den nachstehenden Zeilen möge ein anderer Weg vorgeschlagen werden, der vielleicht geeignet ist, zu einer Belebung der modernen musikalisch-dramatischen Produktion mit bei zu tragen.

Da es als unzweifelhaft gelten kann, daß die Zeit der „Oper“ im vor-Wagner'schen Sinne vorüber ist, und daß über das Schicksal eines musikalischen Bühnenwerkes dessen textliche Unterlage nicht zum Geringsten heute entscheidet, so sollte diese Thatsache auch bei Konkurrenzen in erster Linie im Auge behalten werden. Richard Wagner selbst hat es im letzten Bande seiner Schriften („Über Opern-Dichten und -Komponieren im Besonderen“ und „Über die Anwendung der Musik auf das Drama“) auf das Nachdrücklichste betont, wie entscheidend für das Gelingen eines musikdramatischen Werkes die dichterische Arbeit sei, und wie von dieser letzteren die Inspiration zu der kompositorischen Thätigkeit des Künstlers aus zu gehen habe. Es kann auch keinem Zweifel unterliegen, daß die zahlreichen Mißerfolge auf der heutigen Opernbühne fast stets ihren Grund in der mangelhaften textlichen Beschaffenheit der Werke haben. Staunend hat man oft die Frage auf zu werfen, wie es möglich war, daß der Musiker seine Kunst in Gemeinschaft mit litterarischen Produktionen vergeuden konnte, deren Schwächen unmittelbar erkennbar waren, oder die ihn notwendiger Weise schon zu einer unoriginellen, rein epigonenhaften Diktion verleiten mußten. Bei der schwer wiegenden Bedeutung der textlichen Unterlage dürfte es sich nun bei Ausschreibungen von Opernkonkurrenzen in Zukunft empfehlen, diese in der Art einzuleiten, daß an die Komponisten zunächst eine Aufforderung ergeht, nur die

von ihnen zur musikalischen Ausführung gewählten Texte ein zu reichen. Dadurch wird von vorne herein das Amt des Schiedsrichters erleichtert, da es ja keine allzu große Mühe macht und wenig Zeitaufwand erfordert, ein Textbuch kritisch zu würdigen; wohingegen sonst das Schiedsrichtertum Angesichts der Fülle der eingereichten Partituren zu einer wahren Qual werden mag. Aus der Wahl des Textes wird dann sogleich schon ersichtlich, ob dem Komponisten ein Blick für das Bühnenwirksame zu eigen ist. Nach erfolgter Auswahl einer Dichtung übertrage man dann dem betreffenden Künstler deren Komposition, nachdem dieser noch den Beweis erbracht hat, daß er über Qualitäten verfügt, eine musikalische Bearbeitung des Buches zu schaffen, welche Aussicht auf Erfolg hat. Das Letztere hätte entweder durch eingeforderte Vorlegung von früher ausgeführten Kompositionen zu geschehen oder durch probeweis musikalische Ausführung eines Teiles des Textes. Dadurch würde es auch möglich sein, musikalische Dilettanten, die sich bekanntlich bei Konkurrenzen zahlreichst mit einfinden, von vorne herein von solchen aus zu schließen.

Mit welchem Eifer würde ein Künstler arbeiten, dem eine Aufführung seines Werkes an einer größeren Bühne auf solche Weise sicher wäre! Wie würde die Aussicht auf eine Vorführung seiner Komposition die Phantasie des Schaffenden beflügeln! Heute liegt das Werk eines Künstlers, der seine Hoffnung auf einen ihm günstigen Ausfall der Konkurrenz thörichtester Weise einmal gesetzt hat, mit einer geradezu erschrecklichen Menge von Partituren zusammen (bei der letzten Münchener Konkurrenz sollen über 120 Werke eingereicht worden sein!), und es ist, wie schon oben angedeutet, hierbei allzu sehr dem Zufall anheim gegeben, daß das gute Werk auch seine Prüfung durch eine ästhetisch gleich gestimmte Persönlichkeit erfährt, die durch äußere Umstände in einer klaren und einsichtsvollen Beurteilung nicht behindert ist. Bei Befolgung des hier angeregten Vorschlages kann die kompositorische Individualität bei ihrer Beurteilung kaum eine sie schädigende Begrenzung oder Zurückweisung erfahren.

Man könnte das nahe liegende Bedenken äußern: es sei einer Bühne nicht zu muten, „eine Katze im Sack zu kaufen“; das heißt, ein Werk zu erwerben, ehe seine Würdigung im Ganzen möglich sei. Darauf wäre zu erwidern, daß bekanntlich das Urteil der einsichtigsten Bühnensachleute der Täuschung unterworfen, und eine vollkommene Beurteilung eines Werkes überhaupt erst nach erfolgter Aufführung möglich ist. Auch darf man getrost dem Gedanken Ausdruck geben, daß ein schlechter Text mit guter Musik meist einen Mißerfolg zeitigt, wohingegen ein guter Text leichter über Schwächen der Komposition hinweg hilft. Es hieße überhaupt an dem Künstlerthume verzweifeln, wenn man dem Komponisten, dem nur ein kleines Teilchen des göttlichen Funkenes inne wohnt, nicht zugleich das Zutrauen schenken wollte, bei sicherer

Vorausicht einer Aufführung auch etwas wirklich Gutes zu Stande zu bringen. Zudem wäre das von der betreffenden Bühne zu unternehmende Wagnis (eine Neuaufführung ist stets ein Wagnis), gewiß nicht mehr allzu groß, da ja das musikalische Talent des Autors, nachdem der litterarische Teil seines Werkes bereits für gut befunden worden ist, auch einer den Erfolg der Oper in gewisser Richtung Gewähr leistenden Prüfung unterzogen werden konnte.

Es wäre aber auch der Fall denkbar, daß es dem infolge Einreichung des Textes bevorzugten Komponisten durchaus nicht gelänge, seine Befähigung zu musikalischer Ausführung des Buches nachzuweisen. Dann bliebe es der betreffenden Bühne ja immer noch überlassen, die Dichtung zu erwerben und eine von ihr für befähigt erachtete Persönlichkeit mit der Komposition zu betrauen; die Konkurrenz hätte dann wenigstens einen rein litterarischen Erfolg herbei geführt. Sollte dem Komponisten selbst ein Verfügungsrecht über den Text zu stehen, so könnte er immerhin, wenn er die Beurteilung seines Talentes für unzutreffend hält, bei Verkauf des Buches sich selbst die Komposition vorbehalten, und es wäre ja dann von höchstem Interesse, die musikalischen Ausführungen des selben Textes durch zwei Autoren mit einander zu vergleichen. (Man gedenkt hier unwillkürlich eines Ereignisses aus dem Leben Wagners, bei welchem es sich allerdings nicht um eine Konkurrenz handelte: die große Oper in Paris kaufte von Wagner bei Gelegenheit seines ersten Aufenthaltes in der französischen Hauptstadt das Textbuch zum „Fliegenden Holländer“, betraute jedoch, über die musikalische Arbeit des Meisters hinweg sehend, den heute gänzlich unbekanntem Komponisten Ditsch mit der Ausführung der Musik; wie sehr jenes Institut Unrecht hatte, der Befähigung Richard Wagners zu mißtrauen, lehrt die Geschichte. Vergl. übrigens auch den Fall Siegfried Wagner — Arnold Mendelssohn bei Komposition des „Värenhäuter“!)

Selbst bei einer hier in Vorschlag gebrachten Konkurrenz wäre es nicht ausgeschlossen, daß die Komposition des ausgewählten Textes bereits fertig vorhanden wäre. Dann könnte die Bühne um so schneller eine etwa nötige Entscheidung auch bezüglich der Musik treffen, und wenn auch noch diese günstig ausfiel, befände sich der Autor in der glücklichen Lage, sein Werk nicht auf unbestimmte Zeit dem Staube einer Theaterbibliothek ausgesetzt zu sehen. Endlich sei eines Vorteils gedacht, der sich aus diesem Konkurrenzverfahren ganz von selbst ergäbe: der Möglichkeit eines künstlerischen Verkehrs zwischen dem Komponisten und der Bühne, die berufen wäre, sein Werk aus der Taufe zu heben. Die Erfahrung und der Rat einsehtsoller Männer könnten dem glücklichen Künstler, seinem Werke, sowie seiner künftigen Entwicklung als Musikdramatiker zu höchstem Vorteile gereichen.*)

*) Dieser Vorschlag berührt sich also auch mit Dr. Poul Korsoff „Der Kern der Wagner-Frage“; Leipzig, Romm.-Verlag von J. Steinoder. D. Schriftl.



Neues von der Schleissheimer Galerie.

Von Erich Felder.

(München.)

Die Schleißheimer Galerie ist im Begriffe, sich gefälliger zu schmücken und einen Teil ihrer überreichen Schätze an minder bevorzugte Schwestern in der Provinz ab zu geben. Der Lohn dieser Freigebigkeit kann nicht ausbleiben; die Juwelen werden doppelt leuchten, so bald die Überfülle beseitigt und die bis vor Kurzem etwas vernachlässigte, jetzt aber durch die Munifizenz des als kunstfeindlich verschrieenen letzten Landtages aufgefrischte Toilette der blumenumkränzten Schönen vollendet sein wird. Diese Zeilen wollen die vielen Münchener Touristen nur auf einige der neueren Errungenschaften kurz hin weisen; keineswegs aber sei hiermit der eingehenden Beschreibung vor gegriffen, welche die Schöpfung des Kurfürsten Max Emanuel von berufener Feder noch erfahren dürfte, so bald nur ihre Umschaffung vollzogen sein wird.

Die Anordnung wird einesteils systematischer sein, indem die oberen Stockwerke ausschließlich Blumen und Niederländer enthalten sollen; andererseits wird die schier beängstigende Fülle von Werken teils geringeren Wertes, die den künstlerischen Eindruck gerade dieser Abteilung verflacht, einer harmonischen Einteilung Platz machen, wie sie in den Parterreräumen bereits durch geführt wurde. Die Vorteile des loseren Hängens haben sich bei modernen Ausstellungen, und zumal bei jenen der Münchener „Sezession“, so einleuchtend bewährt, daß dieses Prinzip mehr und mehr, nach Thunlichkeit, auch auf größere Sammlungen wird angewendet werden müssen. Raum zu Neuanschaffungen wird auf diese Weise freilich noch nicht gewonnen werden, so daß die kürzlich angekauften Werke Langhammers in einem gesonderten Pavillon unter gebracht werden dürften; dies kann ihnen aber nur zum Vorteile gereichen, denn ihre fast schüchternen Reize, empfindlich wie Lotosblumen, lieben die Einsamkeit.

Im Ganzen gehören Neuerwerbungen in Schleißheim zu den Seltenheiten. Um so mehr Aufsehen erregen — namentlich bei den Fremden — acht freizügige Künstlerkinder, die auf unbefannten Wegen aus ihrer sonnigen Heimat nach dem Bayerlande wanderten: wir meinen die acht großen Wandgemälde Tintoretto's, welche die Kriegsthaten des

Federigo de Gonzaga schildern. Sie sind von solcher Lebendigkeit der Bewegung, solcher Vornehmheit im Silber schillernden Grau der Hintergründe, daß diese Vorzüge ihren skizzenhaften Charakter, ihren etwas nachgebunkelten Gesamton auch den vergessen lassen, der hierin Nachteile sehen wollte. Wie der berufene Hüter der Schleißeheimer Schätze, Herr Konservator Bever, entdeckt hat, bildeten diese Bilder bereits früher eine Zierde der dortigen Galerie; auf welche Weise sie dahin gelangten, bedarf indessen sehr der Aufklärung. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wurden sie dem goldenen Saale des Augsburger Rathhauses zu gedacht, welcher Bestimmung sie aber anscheinend nicht entsprachen. Den folgenden Teil ihrer Odysee umschleiert wieder tiefes Geheimnis. So galten sie denn, wie noch in der letzten Tintoretto-Biographie zu lesen, als verschollen, bis Dr. Voll sie in Augsburg wieder aufstöberte, worauf sie hier restauriert und alsbald nach Schleißeheim zurück befördert wurden.

Gleichfalls unter die neueren Errungenschaften zählen die Werke eines Künstlers, dessen Wirken auf den Italienern des Quattrocento basierte, der aber für die moderne Malerei von höchster Bedeutung erscheint, weil er — ungleich den vorher gegangenen, Ton angehenden Malern Deutschlands — in seinen dekorativen Werken durch Mittel der Form zu wirken suchte, nach dem Worte Schillers: „In einem wahrhaft schönen Kunstwerke soll der Inhalt nichts, die Form alles thun“. Hans von Marées heißt dieser viel mißkannte Mann, der es als Aufgabe der Malerei bezeichnete, „eine Fläche durch die an ihr vorzunehmenden Operationen derart um zu gestalten, daß auf derselben eine anschauliche Vorstellung zu möglichst klarer und vollständiger bildnerischer Entwicklung gelange“. Wenn Richard Muther von Marées sagt, daß er hätte für Deutschland werden können, was Puvis de Chavannes für Frankreich war, so ist dieser Vergleich im Einzelnen ebenso in der senkrecht aufstrebenden Art der Komposition, wie in einer gewissen Enthaltksamkeit seiner herben Linien, seines gleichfalls vor Allem auf die Formwirkung berechneten Farbenansatzes zu verfolgen. Anziehend erscheinen seine Werke auf den ersten Blick so wenig als die strengen Züge des Meisters, wie sie in der Marmorbüste des Saales verewigt sind. Die grünenen Wipfel der Parkbäume, die in das stille Gemach hinauf lauschen, machen durch den Kontrast der warmen Natur die Kälte nur noch fühlbarer, die von diesen glatten Holztafeln aus strahlt. Wollte ein Kritiker, solcher Empfindung nachgebend, nach Fehlern fahnden, so fände er auf zeichnerischem Gebiete ein ganz ergiebiges Feld; aber die Aufgabe der Kritik ist es, sich in das Wesen des Künstlers mit jener Teilnahme ein zu leben, die mehr und mehr das

Verständnis für dessen Streben erschließt, um dann dem Publikum den Schlüssel zu dessen Beurteilung vermitteln zu können.

Trachten wir also, uns in Marées' fremdartiger Welt zu orientieren! Der 1885er Katalog sagt nichts über ihn; dies ärgert den Besucher Anfangs, zumal in unseren Landen das litterarische Interesse weit allgemeiner ist als die Empfänglichkeit für die Rhythmen der Ton- und Formsprache. Daß besagter Katalog früher vorhanden war als die (erst nach des Künstlers, im Jahre 1887 erfolgten, Tode) von Fiedler dem Staate geschenkte Bildersammlung, ist eine matte Rechtfertigung, da Kataloge wie Menschen während ihrer Existenz nie aufhören sollten, von später erscheinenden Thatsachen Notiz zu nehmen; aber das Merkwürdige ist, daß man ihn schließlich gar nicht vermißt, obwohl die Werke größtenteils mythologische Szenen darstellen. Bald werden wir nämlich inne, daß es sich bei all' den leidenschaftlosen Gestalten, die wie im Reiche des ewigen Schweigens teilnahmslos an einander vorüber wallen, um gar keine Menschen, auch um keine Allegorien handelt, daß sie lauter Abstraktionen sind. Die Empfindung muß sich in dieser Geisterwelt mit der Stimmung einer gewissen weltfremden Erhabenheit begnügen, die, den Akkorden eines Chorals vergleichbar, bei längerem Verweilen aus Marées' streng harmonisierten Werken tönt. Reich und lehrreich aber sind dafür die Eindrücke, die der Kunstverstand aus dem Rhythmus der Naumanordnung empfängt. Diese basiert auf dem Linienspiele der durchsichtigen Menschenleiber, die sich in starken Konturen vom tief liegenden Horizonte abzeichnen, in seiner Wechselwirkung zu den schlank aufstrebenden Baumgruppen und zur Bewegung der Bodensfläche. Daneben hat der Künstler durch Wiederholung gewisser Leitmotive Einwirkungen von erlesenem Reize erzielt, so bei den „Hesperiden“. Man ist versucht, an die Wiederkehr des Motives von Freya's goldenen Apfel im „Rheingolde“ zu denken. Da glühen die glänzenden Früchte in den sammeldunklen Kronen der Bäume, nach denen die Göttinnen hinauf langem; hier lieft der Mann zur Rechten die Frucht vom Boden; dort hat der Künstler eine der schimmernden Goldorangen scheinbar absichtlich auf den Brunnenrand der unteren Bildhälfte gleiten lassen, wo die paarweise wandelnden Amoretten nach der goldigen Beute haschen. So weiß Marées durch die Wiederholung des Fruchtmotivs unser Auge über weit auseinander liegende Teile der Fläche hin zu führen und die gewollte dekorative Wirkung zu erzwingen.

Freilich wirken seine klug berechneten Bilder mitunter wie tote Formeln, sie halten die „Zwee“ (im Sinne Plato's) fest, ohne zu individualisieren. Wie etwa — um Großes mit Größtem zu vergleichen — Kant

seine Vernunftkritik konstruierte, auf die alle Philosophie sich gründen müsse, so stellte Marées durch seine Bilder gleichsam eine Analyse der Malerei auf, auf der das künftige Kunstwerk teilweise beruhen sollte; er war sich bewußt, daß die Gesetze des Denkens mit jenen unserer Erscheinungswelt analog sind, aber er verschmähte es, diese Welt der Erscheinungen in ihren Einzelheiten zu studieren und damit der Thatsache Rechnung zu tragen, daß unsere Kenntnis der Natur wie Kunstregeln (mit Ausnahme einiger mathematischer Gesetze) der Anschauung entnommen sind — der Anschauung, in der sich gerade das Persönliche, das Selbstherrliche des Künstlers äußert!

Der Maler wird geboren als König ohne Land, doch sein Reich ist von dieser Welt. Erfolg und Glück liegt darin, irgend einen Teil ihrer Erscheinungen mit den ihm zu Gebote stehenden künstlerischen Machtmitteln zu erobern und über das eroberte Gebiet zu herrschen mit der Souveränität seiner Eigenart. Vom Standpunkte des Schaffenden besteht der Begriff der Kunst gleichsam in der Materialisation des eigenen Geistes; was ihm zur Befreiung gereicht, wird dem Beschauer zum Genuß: so sind die schillernden Flügel des Schmetterlings Augenweide für den Wanderer, für den Falter Mittel zum Sonnenfluge . . .

Wenn also das Wirken und Streben H. v. Marées' für die Entwicklung der modernen Kunst in formaler Hinsicht von hoher Wichtigkeit ist, so überraschen uns beim Durchschreiten der oberdeutschen Säle wiederum vier (aus dem Kloster Weidhausen stammende) Christusbilder des alten Ulmer Meisters Martin Schaffner durch ihre koloristische Feinheit, die weniger an den Anfang des 16. als an den Ausgang des 19. Säkulums gemahnt und unter der leuchtenden Umgebung gerade durch ihre Unauffälligkeit auffällt. Bei den leisen Halbönen dieser so zu sagen nur in der mittleren Oktave vorgetragenen, fesselnden Farbenmelodien erweckt der Stimmungszauber der Malerei als solcher eine willenlose Beschaulichkeit, welche weit mehr zur Andacht vorbereitet und mit wirkt als jene Richtung der religiösen Kunst, die mit dramatischer Gebärde den dargestellten Gegenstand als Hauptsache betont.

Unter den großen Namen, um welche das neue Inventar der Schleichheimer Galerie bereichert sein wird, werden wir auch von einer „Kreuzigung“ Lucas Cranachs des Älteren lesen; aber hier haben wir es mit keiner Neuerwerbung, sondern mit jenem bisher dem Math. Grünwald zugeschriebenen Bilde zu thun, das jetzt die Nummer 184 trägt. Die Feststellung der Autorschaft an den Werken Grünwalds hat den Gelehrten seit jeher viel Kopfschmerzen verursacht; die Kunstgeschichte nimmt sogar

die Existenz eines „Pseudo-Grünwald“ an, wiewohl die Ansichten über die Realität dieses seltsamen Doppelgängers geteilt sind. Ist da einem ehrfamen deutschen Maler das Malheur passiert, daß ihm sein Name abhanden kam wie dem Peter Schlemihl sein Schatten, oder gleicht dieser Pseudo-Grünwald vielmehr besagtem Schatten, der sich auf Kosten seines Urbildes ein Eigenleben anmaßt? Ignoramus — ob aber auch ignorabimus? Im vorliegenden Falle handelt es sich, wie gesagt, allem Anscheine nach um einen echten Cranach. Freilich möchte man diesem, dem Datum des Bildes zufolge, kaum dreißigjährigen Meister solche Farbenglut nicht zutrauen, gegen welche seine späteren Werke einen sehr bemerkbaren Rückschritt in koloristischer Hinsicht bedeuten. Aber andere authentische Gemälde von seiner Hand, die aus der gleichen Zeitperiode stammen wie die „Kreuzigung“, zeugen für die Echtheit der letzteren. Von Aufträgen, außerdem von Amtsgeschäften überhäuft, ließ Cranach, wie es scheint, später einen großen Teil seiner Werke durch Schüler ausführen, die dem Meister gleichen, ohne ihm gleich zu kommen.

Aus dieser Schule selbst finden wir manche fein modellierte Venusinne, deren einer ein seltsam Schicksal erblühte. Hier haben die Zeitläufte nicht den Namen des Autors, sondern das Motiv umgewandelt. Ursprünglich schritt, Frau Venus zur Seite, der Knabe Amor mit dem Bienenkorbe; das ebenso beliebte als deutliche Symbol des Honigsuchers, der den Stachel zu kosten kriegt, war wie bei einer Reihe analoger Darstellungen mit deutscher Gründlichkeit auf dem Bilde noch eigens herametrisch erläutert. Dieser fürwahr moralisierenden Tendenz wurde die Schaumgeborene jedoch später entkleidet und dafür mit einem züchtig mittelalterlichen Kleide umhüllt, in dem sie nun ein Rosenwunder wirkt. Aber so völlig ist die Wandlung, ganz abgesehen von dem Tanzstunden-Pas der geheiligten Göttin, denn doch nicht geglückt; noch blieben einige Spuren der warnenden Inschrift zurück, und leider vergaß man den in die Engelscharen aufgenommenen Amor von dem quälenden Insekte zu befreien, das ihn noch heute für seine einstigen Sünden straft.

Wie man aus der ultramodern anmutenden Geschichte dieser Transfiguration ersieht, hat es auch damals nicht an Bestrebungen gefehlt, in der Form- und Farben suchenden Kunst das Gegenständliche in den Vordergrund zu rücken, um an den Zufälligkeiten des dargestellten Vorganges pharisäisches Ärgeruis zu nehmen. Dieses gestillte Hervorholen ihres Erdentrestes war der Kunst stets ein Ansporn, das Überirdische ihres eigentlichen Wesens zu betonen; aus den Versuchen, sie zu Boden zu drücken, geht sie gestählt hervor — gleich dem Antäus der Sage.





Der Fall Schläifjer.

Von S. Lublinski.

(Berlin-Wilmersdorf.)

Es hilft uns nichts, von dem Ranne muß gesprochen werden. Er ist zwar durchaus keine überragende, sondern eine leidlich harmlose und manchmal sympathische Persönlichkeit — aber er ist auf dem Weg, für einige Zeit berühmt zu werden. Freilich wäre auch das noch nicht genügend, da der aktuelle Ruhm in der allerjüngsten Neuzeit jede Minute an der Arbeit ist, um zu kränzen oder ab zu setzen, und es nicht von uns verlangen kann, daß wir über alle seine Taten Buch führen. Indessen der besondere Anlaß von Erich Schläifjers augenblicklicher Berühmtheit fordert die Nachprüfung geradezu heraus.

Schläifjer verfügt über das ganz niedliche Talent, sich moralisch zu entrüsten. Ich möchte betonen, daß ich in keiner Weise an der Echtheit seiner Entrüstung zweifle. Jeder frisch-fröhliche Optimist entrüstet sich ja so furchtbar leicht, weil er der Meinung lebt, daß es in dieser mittelbesten aller Welten auch mit der moralischen Ordnung ganz gut bestellt wäre — nur, es sind noch ein paar Schurken auf der Welt. Also ein lauter Hörnerstoß, Klängegebell und Wächsentoll, eine frisch-fröhliche Day' — man entrüstet sich und jauchzt! So brach auch Erich Schläifjer als ein moralischer Jagd- und Naturbursche in das Erbe der deutschen Litteratur ein und ließ seine Reute bellern, daß es eine Lust war. Eigentlich kannte man ihm nicht böse sein, weil sein Auge gar so fröhlich blickte und man ihm die naive Freude an seinen Heldenthaten deutlich anmerkte. Er machte ja allmählich die Erfahrung, daß die Sache doch nicht ganz so einfach wäre. Aber es ist uns nichts davon bekannt, daß sich nunmehr seine moralische Entrüstung zu dem moralischen Helden- und Weltengorn eines Tolstoi gesteigert hätte, oder daß ihm die ganze Moral zu einem sehr fragwürdigen Problem geworden wäre wie bei Nietzsche — davon ist uns nichts bekannt. Er verhielt sich gegen Tolstoi als ein gemäßigter Mann des gesunden Menschenverstandes, und von Nietzsche wollte er überhaupt nichts wissen, sondern brandmarkte mit jener frisch-fröhlichen Entrüstung, die ihm geblieben war, des Philosophen „Ranaillemoral“.

Aber in jüngster, allerjüngster Zeit hat er eine moralisch-psychologische Entdeckung gemacht, die ihn erschüttert zu haben scheint. Allerdings stammt das Material zu dieser Entdeckung nicht von ihm, sondern von Leo Tolstoi. Doch Schläifjer interpretierte dieses Material, zog seine Schlußfolgerungen daraus und veräuerte auch nicht die Nutzenwendung für unsere literarische Gegenwart. Es hat ihn nämlich mit ganz sanderbarer Gewalt getroffen, daß Leute, die ein unanständiges Gewerbe betreiben, sich dessen mitunter gar nicht besoußt sind und sich durchaus nicht schämen. Sie bilden sich einfach eine Ansicht vom Leben, bei welcher ihnen ihre Thätigkeit angenehm und gut erscheint — und nun heimsen diese Unbegreiflichen mit dem besten Gewissen von der Welt Theaterantoniemen

ein. Darum ist diese Bande auch so gefährlich, weil sie auf systematische Vernichtung der Kunst ausgeht und dabei so gar nicht von Gewissensbissen geplagt wird. Schläitjer erhebt einen düsteren Kassandraruf und prophezeit eine Blütepode des künstlerischen Händlertums. Diese Leute sind keine schlechten Menschen, denn sie haben ein gutes Gewissen. Aber gefährliche Menschen, aber gefährliche Menschen.

Schläitjer hat hier ganz Recht. Diesen Fortschritt muß man wirklich anerkennen, daß er uns arme Sterbliche nicht mehr nur in Edelmenschen und Kanaille einteilt, sondern daß er, anstatt sich zu entrüsten, oor den sonderbaren Verflechtungen dieses oerworreren Lebens ein ganz klein wenig erschrickt — freilich nur ein wenig. Ich will ihm daher nachhelfen und noch eine andere Gefahr signalisieren, die mir oiel bedrohlicher erscheint. Wenn nämlich einer, der es gut mit der Kunst meint und so weit eine ganz ehrliche Haut ist, unbewußt der Händlerschaft Vorschub leistet, indem er Theaterstücke schreibt — wie „Pastors Riecke“.

Vor Jahr und Tag sprengte unser schwer gepanzertter Held auf schwer gepanzertem Hock in die litterarische Arena und schleuderte mit einem gewaltigen Lanzenstoß den Unwürdigen aus dem Sattel, den „Verräter“ — der Mann hieß Otto Ernst. Schläitjer hatte darob Fehden zu bestehen, die seine Kampfeslust und seine sittliche Entrüstung nur steigerten. „Flachsman als Erzieher, die Lehrer und ich“, so lautete die große Abrechnung in der nationalsozialen „Hilfe“. Die künstlerischen Schwächen der trostlosen Otto Ernstiade ließen sich ja heuentlych antreiben, und es war jedenfalls eine pitante Erinnerung, daß der gewaltige Otto zu seiner Zeit temperamentooll gegen alle die Schwächen gemettert hatte, denen er hinterher selbst oerfiel. Berrak, donnerte nunmehr Schläitjer, Berrak! Denn wer die Wahrheit kennt und sagt sie nicht, der ist fürwahr ein erbärmlicher Nicht; und wer so gut kritisiert hat und hinter her die gerügten Fehler selbst begeht — ist der nicht ein Nicht? Ich möchte wissen, was Schläitjer zu erwidern hätte, wenn man diese gottvolle Argumentation auf ihn selbst und seine Soubrette Riecke heute über tragen wollte. Man hätte ihm dann Unrecht, so gut wie er Otto Ernst Unrecht that.

Neben dem oesthetischen reigte sich in ihm auch ein urkräftiger politischer Jorn. Schläitjer konnte es dem armen Flachsmanndichter nicht oerzeihen, daß er einen leidlich verständigen Regierungsbeamten als Raschinengott oerwertete, der diese aus den Fugen geratene Miniaturwelt sein säuberlich wieder in's Geseis brachte. Nicht etwa nur wegen der schauerhaften und unkünstlerischen Banalität häunte Schläitjer, sondern auch — man höre und staune — wegen des politischen Byzantinismus. Man könnte ein falsches und allzu günstiges Bild von der Regierung und oon der Bureaokratie erhalten. Otto Ernst, der Verräter, war in seinen Augen also keineswegs ein „liberaler“ Tendenzdichter, ein schwächlicher Epigone der Guckow und Laube, sondern womöglich ein konservativer oder zum Mindesten bürokratischer Tendenzdichter. Allerdings gab man ihm zu oersehen, daß der Vater des Flachsman die verkehrte Schulmethode geißeln wollte und daß sich ganz oon selbst die Frage aufdrängen mußte: Was aber dann, wenn Flachsman nicht Urkunden fälscht und ein so seltener Regierungsbeamter nicht gleich bei der Hand ist? Die künstlerische Wertlosigkeit jener Ribdichtung wird ja durch diese Frage keineswegs gedeckt, allenfalls aber ihre gut gemeinte moralpädagogische Tendenz. Jedoch Schläitjer ließ sich nicht erweichen; er wies jene Frage zurüd, und es war ein wahrhaft Herz erquickendes Schauspiel, wie der Kritiker des „Vorwärts“ und der „Hilfe“ am banalsten Liberalismus getreulich fezt hielt — mehr noch als Otto Ernst, dieser Verräter und Byzantiner.

Aber nun ist es hoch an der Zeit, daß ich auf „Pastors Niele“ zu sprechen komme, dieses Lustspiel, dem sogar Friedrich Raumann, von dem man Besseres erwartet hätte, einen Lobgesang gewidmet hat.

Schlaifjer besitzt den gut bürgerlichen Humor des gesunden Menschenverstandes. Seine frischen Bohémien-Blaudereien in der Raumann'schen „Zeit“ liest man mit Vergnügen, und mir scheint ziemlich sicher, daß sich hier seine ursprünglichsie Begabung offenbart. Den Affektierten und Sentimentalen aller Schattierungen hält er kräftige Standreden und entwickelt eine gesunde und realistische, wenn auch keineswegs besonders tief gehende oder geniale Lebensansicht. Ich mußte manchmal an die englischen maralischen Wachenschriften des achtzehnten Jahrhunderts denken, die man auch nach Deutschland zu verpflanzen suchte. Schlaifjer ist ein direkter Enkel jener gescheiten Moralphilosophen, dem es überdies zu Gute kommt, daß er in einem viel mächtigeren Zeitalter lebt. Und wenn er seinen Ehrgeiz durchaus noch höher spannen will, so könnte es ihm beschieden sein, dem deutschen Bürgertum des zwanzigsten Jahrhunderts zu geben, was die Schröder und Ifland dem des achtzehnten Jahrhunderts geschenkt haben: realistische Porträts aus dem Standesleben, umrahmt von einer etwas hausbackenen, aber tüchtigen und lustigen Karal. Schon in „Pastors Niele“ läßt sich diese geheime Tendenz seines Talentes leicht aufspüren, und man kann eigentlich nur bedauern, daß er sich höhere Ziele setzte. Ich kann mir ganz gut einen jungen und idealistischen Pfarrer darstellen, der einen kleinen Messias-rausch von der Unioersität oder sonst woher mit gebracht hat und sich nun einbildet, es wäre eine leichte Sache, die Welt oder wenigstens seinen Sprengel zu beglücken. Solche mehr oder minder harmlose und sozialistisch angehauchte Dilettanten laufen ja in unseren Tagen in allen Gassen herum, und vielleicht hat auch einmal Erich Schlaifjer dazu gehört. Wenn dann unser guter Idealist von Pastor schon bei der nächsten Gde kräftig anstößt und sich eine blutige Nase holt und den Kaps betrübt hängen läßt, dann mag ihm meinotwegen eine lustige und praktische Haushälterin aus dem Balle den besagten Kaps kräftig wieder zurecht setzen, und das wäre wirklich sehr amüsant. Die lieben Verwandten aber unseres Idealisten, die auf soziale Stellung und staatsgetreue Gesinnung halten, mögen immerhin in dem guten Jungen einen erschrecklichen Reaolutianär erblicken und alles aufbieten, um den Staat vor ihm und die Familie vor der Schande zu retten. Aus diesem Frachmdüselkrieg könnte sich ein prächtiges und tolles, wenn auch keineswegs kristophanisches Lustspiel entwickeln: der gesteigerte Schröder oder Ifland. Aber statt der Haushälterin wählte Schlaifjer eine Köchin, ausgerechnet eine Köchin, und dazu noch eine geliebene, nämlich eine aus Berlin, die mit humorvoll schnaddrigen Redensarten um sich wirft, wenn sie nur den Mund auf thut. Vielleicht — „Pastors Niele“ erschien nämlich im Heimatoerlag von Georg Heinrich Meyer — wollte Schlaifjer hier zur Abwechslung Berliner Heimatskunst kultuioieren, und ich gestehe, daß mich die Weisheits-sprüche der samasen Niele, die es helle hat, da van fern an die Lektüre von Berliner Witzblättern und Couplets erinnert haben, aber auch an jene berühmten Schlagmorte, die von Zeit zu Zeit als das Allerneueste kalpartiert werden. Aber das mag hingehen, und die melancholischen Nebengedanken über die Überwindung der Theaterrei durch den Naturalismus will ich auch jetzt noch ruhig für mich behalten. Nur darüber komme ich nicht hinweg, daß Köchin Niele maralisch sehr schwer belastet ist, worüber ich mich ent-rüsten könnte, als hätte ich die lex Heinze mit beantragt. Rein, was dieses eilige Frauenzimmer nicht alles angerichtet hat! Wäre es nur das Kindlein, das ihr vor vier Jahren der Starck in's Nest brachte, ohne das Standesamt zu befragen — na, das gieng nach; so weit aufgeklärt bin ich nun auch, ihr das zu verzeihen. Aber sie hat

keineswegs nur einen Liebhaber gehabt, sondern viele, und ihre Prinzen kamen und giengen. Und wie giengen sie . . .! Hören wir darüber Kiele selbst, die ihren kräftigen Berliner Dialekt bei Gelegenheit dieser satalen Reminiszgenzen nicht verleugnet. „Nicht einer hat den Mut gehabt, mir zu sagen, warum er geht. Zelogen haben sie und betrogen und jebibbert vor Angst, det id ihnen wat anthun könnte! Psui Deibel, wie haben sie mich behandelt! Alles haben sie mir jenommen, und zulezt hab' id nur mit dem Allerjemeinsten jerednet — un immer hab' id Recht behalten.“ Zu bemerken wäre, daß Kiele diese interessanten Erlebnisse als Kellnerin durch gemacht hat. Ihr sauberer Herr Vater drängte sie zu diesem Berufe, denn es war kein Geld im Hause, und der Alte wußte, daß sein Rädcl hübsch war. Rette Familie — was?? Man kann es der armen Kiele kaum verdenken, daß sie schließlich cynisch wurde. Zwar behauptet sie selbst, und mit ihr der Pastor, daß sie gar nicht wußte, was cynisch wäre. Aber da muß ich Herrn Schlaikjer schon einwenden: wenn man gewöhnt ist, nur mit dem Allergemeinsten zu rechnen und noch gar immer Recht dabei behält — nun, dann ist man eben cynisch, und daran läßt sich nicht deuteln. Man müßte es der guten Kiele sogar sehr verargen, wenn sie es nicht geworden wäre. Denn man bedenke: in der ersten Jugend wird sie von dem eigenen Vater an die Prostitution verkuppelt! Aber ihr ist doch noch einige echte Gefühls hingabe geblieben, die sie verschwendet und wobei sie die Erfahrung macht, daß die Männer, denen sie vertraute, Freiglinge sind oder — Schlimmeres. Wer aus solchen Erlebnissen ohne Narben und Wunden heraus köme, der hätte damit den Beweis erbracht, daß er zu jenen erbärmlich oberflächlichen Geschöpfen gehört, von denen alles glatt abläuft wie das Wasser vom Regenmantel. Ich gestehe, daß mir Schlaikjers Verwegenheit, eine solche um und um gerüttelte Persönlichkeit mitten in ein Lustspiel hinein zu stellen, beinaß imponieren könnte. Ich fürchte aber, er wußte nicht, was er that, und hat sich in diesem Punkt als harmloser Dilettant erwiesen. Seine Kiele macht wohl so ungesähr den Eindruck, daß ihr da und dort 'mal vom Leben ein leidlich kräftiger Rippenstoß versezt wurde, ohne daß sie sich unterkriegen ließ. Aber die Schauer und Schrecknisse, durch die sie hindurch gelaufen, und das Schmerzvolle und geniale Lachen einer Wissenden spät man nicht heraus — wirklich nicht, aber auch gar nicht. Man traut ihr höchstens zu, daß sie 'mal als dummes junges Ding von einem eben so dummen und gewissenlosen Jungen betrogen wurde. Aber daß sie Jahre und Jahre hindurch vom Badenßah menschlicher Gemeinheit und Niedertracht getrunken haben soll, nein, das traut man ihr nicht zu. Und am Ende hat der Herr Pastor doch Recht, und die gute Kiele hat keine Ahnung von Synismus. Die gute Kiele ist am Ende doch nur ein albernes und oberflächliches Geschöpf, das von all' dem Zurchtbaren des Lebens nicht fast bis auf den Tod verwundet, sondern nur obenhin gerikt wurde. Als Kiele dem Herrn Pastor, der übrigens, wie wir gleich sehen werden, ihrer vollkommen würdig ist, zu seiner und auch unserer Überraschung gebeiktet hat, da geschieht etwas ganz Besonderes, und Schlaikjer läßt sich die Gelegenheit zu einer gefühlvollen Bühnennamnetung nicht entgehen. Kiele, die vor dem Pastor auf den Knien liegt, „bricht in ein jähes Schluchzen aus, das alles löst und alles weg schwemmt“. Alles? Bleibt nichts mehr in ihr zurück? Nicht ja ein kleiner Rest und Bruch für's ganze Leben? Muß doch wohl nicht, denn alles ist weg geschwemmt, und Kiele hat sich ausgeheult und Kiele ist wieder gesund. Bravo, Herr Schlaikjer, und bravo — Rogebue!!! Der alte selige Lustspiel dichter hat ja mit gleicher Leichtigkeit moralische Humanität verbrochen, und das Naturkind Kiele aus Berlin hat eine ganz fatale Ähnlichkeit mit dem Naturkind Gurti.

Aber ich möchte nicht mißverstanden werden. Ich habe die *lex Feinge* nicht beantragt, und es wäre sehr schön gewesen, wenn ein großer Dichter, wohl gemerkt ein großer, eine Natur und Seele, die stromweise vom Rot des Lebens bespritzt worden war, in ihrem ursprünglichen Edelglanz wieder hergestellt hätte. Ich weiß ganz genau, daß sich ein solcher Dichter die Sache nicht gar so leicht gemacht hätte, wie der Kollege Otto Ernst, nämlich der Autor von „Pastors Kieke“. Gerade der Dilettantismus dieser Humanität müßte uns empören, wenn wir nicht vorziehen, darüber zu lachen. Du lieber Gott, es galt einen kleinen Theatereffekt im Dienst einer guten Sache! Otto Ernst verschmüht ja auch nicht allerlei kleine Mittel, um das Publikum von der Nützlichkeit einer rationellen Unterrichtsmethode zu überzeugen, und Erich Schläifjer befördert die Humanität, indem er seine Kieke beischen und heulen läßt, derweilen der Pastor sie abfotoiert. Das Berliner Publikum, oder auch das Dresdner, oerleht die gute Absicht und applaudiert der Kieke, wie es dem Flachsmann applaudiert hat. Man muß nämlich wissen, daß das Berliner Publikum sich auf seinen angebildeten Liberalismus und auf seine angebliche Humanität sehr viel einbildet und also Schanden halber applaudieren muß. Auch Schläifjer huldigt im Fall Kieke der Humanität und dem Liberalismus und spart sich seine sittliche Entrüstung für eine andere Gelegenheit auf, von der wir gleich reden werden.

Juor aber muß noch der Pastor Hans Dahl mit ein paar Worten erledigt werden. Der Mann wäre gar nicht so übel auf die Füße gestellt, wenn er nicht leider mehr sein wollte, als was er in Wahrheit ist: nämlich nur ein braver und guter Idealist, der einen kleinen Respekt hat und ein droßig enttäushtes Gesicht macht, wenn sich seinem Reformeiser mancherlei Schwierigkeiten von übrigens nicht erschütternder Art entgegen stellen. Da er aber einen soliden und grundehrlichen Fonds besitzt, so könnte man ihn ganz gern haben, auch wenn man ihn ein bißchen anulst, und Schläifjer wäre innerhalb der Grenzen seines gut bürgerlichen Talentes geblieben. Zum Unglück aber hat er dem Pastor diese oerkügte Kieke aufgeschlitt, und die soll der nun befehren oder veredeln, wie man es nennen wil. Bekanntlich wird Rebekka West von Johannes Losmer auch wohl veredelt und in ihrer natürlichen Lebenskraft getrochen, gleichsam ungewandelt. Niemals konnte ich gewisse Bedenken gegen die kühnste und zarteste Dichtung Ibsens in mir zum Schweigen bringen. Aber nunmehr, wenn ich Ibsen und Schläifjer vergleiche, könnte ich schon viel eher an die innere Hoheit und heilige Reinheit des Pastors von Kosmersholm glauben und mir erklären, wie eine solche Gestalt auf ein wildes Naturkind als eine fast überirdische Erscheinung zu wirken vermag. Jedenfalls gehört es zu dem Verwegensten, was ein Dichter wagen kann, wenn er eine kinderreine und dennoch hoheitsvolle und überlegene Heilandsnatur zu gestalten versucht. Auch der große Ibsen kam hier nicht völlig zum Ziel, und der kleine Schläifjer -- nun, der machte sich die Sache wieder einmal sehr bequem. Allerdings weiß ich nicht, ob ihm eine solche Kosmersholm-Natur vorgezeichnet hat: ich weiß nur, daß sie ihm hätte vorzuzubeden müssen, wenn sein Pastor der Mann sein sollte, eine mit allen Hunden gehegte Kieke von innen heraus zu verwandeln. Und wieder eröffnet sich ein Blick in die dilettantische Überkühnheit von Schläifjers Konzeption, wenn wir bedenken, daß er auf diese Gipfel nicht eine Tragödie verlegt, wie Ibsen, sondern ein Lustspiel. Wirklich, es grenzt fast schon an Welthumor, über solche überirdisch verworrene Menschennaturen und Menschen-schwicksale dennoch zu scherzen. Aber wir brauchen nicht zu erschrecken: es ist nicht so schlimm gemeint. So wie es mit den Erlebnissen der Kieke nicht weit her war, so auch nicht mit der überirdischen Güte des Herrn Pastor. Er ist allerdings ein braver Mann,

und wo er, nach der Absicht seines Schöpfers, kindliche Unschuld markieren soll, da offenbart er nur eine haarsträubende Unkenntnis unserer heutigen politischen Zustände, die ihm jeder Zeitungsläser aus der Tertia eines Gymnasiums aufzumein könnte. Mit einem Wort, der Herr Pastor werden da ganz einfach dumm — Schwamm drüber.

Kunmehr jedoch erscheint die Persönlichkeit auf der Bildfläche, die Herr Schlaifjer, wie es scheint, mit seinem moralischen Haß beehrt. Der Pastor hat nämlich eine Schwester, welche Frau Dagmar von Helgen auf Uloskus benannt wird und trotz dieses pompösen Namens einfach ein Ekel ist. Die Dame scheint Zbrens Hedda Gabler gelesen zu haben, denn sie führt mit dem schwedischen Konsul Raiming allerhand zweideutige und scherzhafte Gespräche, die auffällig an die Konversationen Hedda Gablers mit dem Gerichtsrat Brack erinnern. Aber Hedda Gabler giebt sich dem Gerichtsrat nicht preis; sie will nur mit ihm kokettieren, und als aus dem Spiel Ernst zu werden droht, da erschleicht sie sich, um ihre Freiheit zu bewahren. Bei Frau Dagmar von Helgen weiß man nicht recht, wie man daran ist. Eigentlich wäre es nicht ganz unmöglich, daß sie hinter dem Rücken ihres Herrn Gemahl den Konsul und Bestzer einer Dampfsgemüße beglücken könnte — aber heimlich. Denn sie hält sehr auf soziale Stellung und gesellschaftliche Korrektheit und ist außer sich über ihren Bruder Pastor, der sie durch seine nationalsozialen Karreien vor dem oberen Zehntausend der kleinen Ostseestadt arg genug bloß stellt. Frau Dagmar ist also eine ganz gewöhnliche und widerliche Heuchlerin, so sollte man meinen. Und einmal wird ihr von ihrem und des Pastors jüngerem Bruder, dem flotten Studenten, auch ganz gehörig die Wahrheit gesagt. Soend Dahl schleudert seiner Schwester das Wort „Dirne“ in's Gesicht, und in dieser Szene lebt der ältere und noch gern moralisch entrüstete Erich Schlaifjer glorreich wieder auf. Da nun auch der Pastor selbst eine verhaltene Empörung nicht ganz unterbergen kann, so scheint es, als ob über den reizenden und trivialen Mistkäser Frau Dagmar von Helgen ein ziemlich einstimmiges Urteil gefällt wäre. Aber Rieße, die doch das Weib nicht ausstehen kann, plaidiert dennoch für mildernde Umstände und wohl gar auf Freispruch. Du lieber Gott, wir sind alle Menschen, Gottesgeschöpfe — so ungefähr lautet wohl die Formel. Das kam ja schon der braven Rieße zu Gute, und warum nicht auch der schlimmen Frau Dagmar? Allerdings kann sich Schlaifjer hier doch nicht zu einer vollen Absolution entschließen. Entweder sind der alte und neue Schlaifjer noch in einem inneren Kampfe begriffen, oder er wollte sich den Kontrast zwischen Frau von Helgen und der Rieße aus dem Volke nicht entgehen lassen. So ein Volkskind, wenn es auch ganz respektabel gesündigt hat, ist immer noch anständiger als so ein Frauenzimmer aus der verrotteten Bourgeoisie, das möglichster Weise nur flirrt. Ganz kann sich der einstige Mitarbeiter des „Vorwärts“ halt nicht verleugnen, und ich lobe mir diese tief eindringende und wahrhaft überraschende Gesellschaftskritik. Im „Vorwärts“ müßte stehen: Schlaifjer ist ein Charakter.

Aber Frau Dagmar hat nicht nur Hedda Gabler gelesen, sondern auch Friedrich Nietzsche. Sie sieht im Zimmer ihres Bruders ein Kreuzfig hängen, und sofort entspinnt sich folgender Zarathustra-Dialog:

Frau von Helgen: Da — sehen Sie! — Was sagen Sie dazu?

Raiming: Zum Kreuzfig?

Frau von Helgen (mit höchstem Widerwillen): Nein, zu dem Menschen, der sich den Tod in's Zimmer stellt! —

Raiming: Ein Symbol, gnädige Frau!

Frau von Helgen (lebensschmerzlich): Ja, aber ein Symbol, mit dem sich nicht atmen läßt. Luft.

Konsul, Luft! Reiben Sie die Fenster auf! — In diesem Haus ist man krank.

Walming: Wir sind im Pfarrhaus hier.

Frau von Helgen: Ach ja — das ist's! Fieberkranke läßt man mit Spulgerichten und meinen Bruder läßt man Pastee werden — (stinet erregt).

Walming: Sie sind ein Weisling, gnädige Frau!

Frau von Helgen: Ja, Gott sei Dank! — Das wird für Menschen, die in der Welt leben, wohl auch das Nützlichste sein. Empfinden Sie es nicht selbst, daß hier immer eine so eigenartige geistige Luft ist?

Walming: So wie im Bayreuth etwa.

Frau von Helgen (den Gedanken fort spinnend): Ja, wie in einem Bayreuth, wo Wunden ver-kunden werden. So vernachlässigte Wunden, die schmerzhaft sind.

Walming: Wunden von armen Bruten.

Frau von Helgen: Puh — ja. Reden wir nicht davon! — Und dann vergißt man noch die Wunden. Ah! (Weil.)

Diese interessante Unterhaltung läßt uns gar keinen Zweifel über Frau von Helgens Philosophie. Und das ist bei ihr nicht nur Rede, sondern man merkt es heraus, daß sie sich diese Philosophie zur Rechtfertigung ihres Lebens zurecht gelegt hat. Sie ist also, wenigstens Schläpfer will es so, eine Schülerin Nietzsche's. Ob nun Nietzsche durch eine falsche Schülerin diskreditiert werden soll oder nicht, darüber bin ich mir noch nicht völlig klar geworden. Wenn Schläpfer gegen Frau Dagmar Stellung nimmt und sie beurteilt, dann nimmt er zweifellos auch gegen Nietzsche Stellung. Wenn aber Frau Dagmar mit Ach und Krach noch abfalsiert wird, dann mag sich Friedrich Nietzsche bei Erich Schläpfer bedanken. Es ist mühsig, darüber viele Worte zu verlieren. Man mag über Nietzsche denken, wie man will; aber mit einer Trialalität wie Frau von Helgen hat er nichts zu schaffen. Solche Demi-Bierge-Persönlichkeiten aus lästerner Freigebit hat es zu allen Zeiten gegeben und wird es zu allen geben. Wenn so etwas Nietzsche'sche Philosophie in den Mund nimmt, so ist es nur mobiles Tagesgeschwätz. Und ich muß sagen, das nenne ich mir einen Charakteristiker, der es nicht achtzähmt, mit momentanen aktuellen Nebensarten zu charakterisieren! Oder galt es eine Satire auf Nietzsche? Ei, ei — ich fürchte, dann fällt der Hauptteil der satirischen Beleuchtung auf den Satiriker selbst . . .

„Pastors Kiese“, darüber wird man sich nun wohl klar geworden sein, ist ein durch und durch argeßtes Werk, und zwar deshalb argeßt, weil es die tiefsten Nativo plat und breit schlägt, bis sie als Zittergold und Kleinmünze in den theatralischen Umlauf kommen. Zwischen den schwierigsten und schmerzlichsten Problemen der Ethik bewegt sich unser Autor mit frühlicher Leichtbergigkeit und abfalsiert seine Sünder wie Kayebue, oder er hält ein paar kräftige Standreden, die gar nicht so schlimm gemeint sind. Wa er seltene und ausermählte Charaktere darstellen möchte, da bringt er im besten Fall gute Zungen heraus, und aus einem Johannes Kasmer, der in aisanärer Verzücktheit an einem Geschlechte künstiger Adelsmenschen träumt, wird ein national-sajalater Pastor in einem Arbeiterverein. Und wie er Jden trialisiert hat, so trialisiert er Nietzsche, so auch die saziale Frage, und entfaltet eine liberale — nun, sagen wir Weltanschauung, die sich an der eines Otto Ernst oder Ludwig Judsa kaum nach unterscheidet. Und ich kann mich nur wundern, daß diese liebe und nette Kiese bisher erst auf zwei Bühnen geflommen ist. Denn sie ist wirklich an einem tüchtigen und kundigen Theatermann auf die Welt gebracht, und an saliden und lustigen Kulisseeffekten würde es nicht fehlen. Dabei könnte man sich nach einbilden, erschrecklich „modern“ zu sein. Man hat doch Naturalismus, Gesellschaftskritik, eine unheimlich freie Moral und kann sich, ohne großes Mißtra, für sehr gefährlich halten — Herz, was willst du nach mehr? Wirklich, ich empfinde es als eine Ungerechtigkeit, daß bisher nur Dresden und das „Münchner Schauspielhaus“ diesen lastbaren Fund gehalten haben.

Aber nun erhebt sich die moralische Frage. Schloißer hat ein Theaterstück geliefert und die tiefsten Probleme einsoch für die Kulisse ausgeschlachtet. Dieses gleiche Verfahren hat er bei Otto Ernst bitter gerügt, und noch nach dem Erscheinen oon „Postors Kiele“ besöj er die Formlosigkeit, vor dem künstlerischen Händlertum zu warnen. Da muß sich doch wirklich die Frage aufdrängen, ob mon ihn mit einem gleichen Maßstab messen soll.

Während der Berliner Aufführung durch dos Dresdner Ensemble trug sich ein schon besonnter, scherzhafter Zwischenfall zu. Die Sotire ouf einen Kommerzherrn verwandelte sich urversehens in die Satire auf einen Abgeordneten, und Schloißer selbst, wie es sich nachträglich heraus stellte, nicht die † † † Zensur, hotte „aus Gründen des Taktes“ die Hond im Spiel. Nun, voraus allein wölte ich ihm keinen Strick drehen. Die Stelle in der Komödie, um die es sich handelt, ist gänzlich nebensächlicher Natur, und was bei einem gonz Großen höchstens ein leises Befremden erwecken möchte, mog man einem Kleinen lächelnd vergeihen. Aber allerdings wirkt es hoch komisch, daß dieser kleine Scherz gerade dem früheren geharnischten Theaterkritiker des „Vorwärts“ passieren mußte. Und wenn mon durch das Theaterstück ois solches auf die moralische Frage hin gedrängt wird, so gewinnt freilich als ein Nebenmoment dos drollige kleine Intermezzo noch eine erhöhte und unter Umständen sogar bedeutliche Bedeutung.

Aber on Schloißers ethischer Integrität ist nicht zu zweifeln. Er hat es gut gemeint und wölte in aller Ehrlichkeit sein Publikum erheitern und erziehen — wie Otto Ernst auch. Der „Kunstwort“ nahm ja doher einmol den Antioß, Otto Ernst gegen die Angriffe seiner Kritiker in Schutz zu nehmen und auf die Wolters und Genossen hin zu weisen, die dem Publikum nur etwas vormoohen wöllen, während es dem ehrlichen Otto Ernst Herzensache wöre, sein Publikum zu bessern. Nun, die Wolters und Genossen wöllen das Publikum einsoch omüsieren. Selbstverständlich haben sie keine besonders leidenschaftliche Abneigung gegen Lantidömen, die jo, wenn sie zu haben sind, auch Otto Ernst und Erich Schloißer soum mit einer edlen Entrüstung zurück weisen dürften. Oder soll allein die Tatsache, daß Otto Ernst für oerbesserte Jugendergiehung und Erich Schloißer für nationalsoziale Humanität engetreten ist, eine höhere Wertschätzung gegenüber den Wolters und Genossen begründen? Die könnten erwidern, doß sie mehr dem Wesen der wirklichen Kunst treu bleiben, indem sie nur omüsieren wöllen und nicht weise Lehren erteilen. Schon Schiller, der Aesthetiker, hat ja als den eigentlichen Zweck oller Künste das Vergnügen bezeichnet, und für didaktische Kunst hot mon doch niemols oiel übrig gehabt. Wir wöllen also konsequent sein: die Wolters, Philippi und Blumenthal sind größere Künstler als die Herren Otto Ernst und Erich Schloißer. Das wöre spähhaft und nicht ohne eine gewisse Logik — aber es ist notürlich nicht wahr. Alle samt sind sie nämlich in ihren bisherigen dramatischen Leistungen absolute Nichtkünstler gewesen. Schloißer und Otto Ernst haben vom künstlerischen Standpunkt dem Publikum nicht oiel weniger vor gemacht als Philippi oder Blumenthal, und es verschlägt dagegen wenig, wenn mon ihnen innerhalb dieser niedrigen Rangordnung allensfalls den ersten Platz einräumen mag. Schloißer ist sogar der eindügige König unter diesen Blinden. Er hat weitaus die sauberste Technik und eine leidliche Gestaltungskraft, und sündigt lediglich durch Verflochung des Gehörtes wie trostlose Bemwässerung der Notioe. Aber vor gemacht hat er darum dem Publikum nicht weniger ois Otto Ernst oder die künstlerische Händerschaft.

Noch einmal also, soll mon ihn deswegen vor das Tribunal der Moral ziehen und ihn mit gleicher sittlicher Entrüstung, wie er sie geübt hot, verdommen? Wer mich

so oerstände, der hätte mich gründlich mißverstanden. Gerade der Fall Schläifjer muß var moralischen Urteilen warnen und dafür das aesthetische Urteil schärfen. In Deutschland besteht immer wieder die Gefahr, daß die Aesthetik von der Moral tot geschlagen wird. Ein Poet, der gute und braue und sehr gebiegene Absichten hat, mag sich die tollsten aesthetischen Sünden erlauben, und er wird immer noch mit Sammethandschuhen angefaßt. Wenn er aber das Publikum nur amüsieren will und dabei seine Sache herzlich schlecht macht, so wird er nicht oom aesthetischen Standpunkt hingerichtet, sondern oom Standpunkte der Moral. Das aber ist ganz falsch und sogar gefährlich. Schläifjer und Otto Ernst bilden sich dann ein, daß sie weit über Felig Philippi ständen, was doch durchaus nicht der Fall ist. Und es wirkt hochgradig grotesk, wie jene beiden oall sittlicher Entrüstung gegen ihre heimlichen Kollegen gewottert haben — Erich Schläifjer sogar gegen Otta Ernst.

Wenn aber oor solchen Moralkritiken und Gemeinplätzen gewarnt wird, so soll selbstaerständlich der ungeheure sittliche Wert einer großen Künstlerpersönlichkeit in keiner Weise angetastet werden. Wer aus der Tiefe heraus und in die Höhe hinauf mit allen Kräften seiner Seele geschaffen und gerungen hat, dem ist selbstaerständlich in dieser Blut auch der Stahl des Charakters geschmiedet worden. Er wird dann eine sittliche Persönlichkeit geworden sein, weil er eine sachliche Persönlichkeit geworden ist. Er durfte nicht nach rechts und nach links sehen, mußte seinen Weg oorwärts gehen und jeder noch so sympathischen und menschlichen Versuchung widerstehen. Ein solcher Mann kann aus innerster Erfahrung heraus richten und urteilen und verurteilen, und selbst ein ungerichtetes Urteil darf und soll ihm oerzichen werden. Die künstlerische bedingt hier auch die sittliche Größe und die sittliche Einseitigkeit. Was aber soll man dazu sagen, wenn Leute zu Sittenrichtern werden, die über kein anderes Verdienst verfügen als daß sie keine silbernen Büffel gestohlen haben und niemals stehlen werden? Schläifjer ist gewiß ein anständiger Mensch; aber er hat gar kein Recht, das Durchschnittspublikum zu oerachten, da er — wie figura zeigt — gar nicht anders empfindet als dieses. Seine Aufgabe wäre es gewesen und kann es noch immer sein, dieses Publikum mit guter und aesthetisch brauchbarer Unterhaltungskast zu vergnügen. Er hatte aber den Ehrgeiz, darüber zu stehen und es wohl gar gering zu schätzen. So schraubte er auch seine Ethik höher empor, als ihm gebührte, und er spielte gegenüber Otto Ernst, dem übrigens ganz Ähnliches begegnet war, den Sittenrichter. Die Strafe für dieses Untersangen ist nicht ausgeblieben; denn auf diesen ethischen folgte sofort auch ein aesthetischer Dilettantismus — „Pastors Niese“.

Friede ward in Troja's Hallen! — Die bayrische Zentrums-
presse jubelt beglückt auf, und in den liber-
ralen „M. Neuesten Nachr.“ klingt es
ardentlich wie gößt und geschmiert. „Mein
erstes Amt verricht' ich so!“ — sagte kürz-
lich der neue Kultusminister Bayerns mit
Parfissal, und wies die Weihenburger
Simultanakule glatt ab, während er
den Würzburger „Gaubenkrieg“ dahin
bei legte, daß er Prof. Dr. Ehroust so-

wohl, als auch seinen Widersacher Prof.
Dr. Foerster, zu Ordinarien an Ort und
Stelle selbst berief. Diese erste öffentliche
Bethätigung des „neuen Herrn“ beweist
uns im Grunde nur, was wir längst schon
wußten: nämlich, daß das bayrische „Kultus-
Ministerium“ nicht etwa Kultur zu schaffen
hat, sondern eitel Paktitel hier zu Lande treiben
muß. Immerhin konnte man sich dieser
Entscheidungen so weit wohl erfreuen, und
zumal das Salomanische Urteil in Sachen

Würzburg entspricht ja, wie sich unsere Leser vielleicht noch entsinnen werden, so ziemlich den an dieser Stelle seinerzeit (in dem Artikel „Der Herr Senator“) erhobenen, kategorischen Forderungen zur Wiederherstellung des dort bekanntlich so arg gestörten Gleichgewichtes; wenn immer diese Wendung denjenigen doch einigermaßen überraschen mußte, welcher wie wir selbst, und zwar ganz zuletzt noch, aus pilanter Würzburger Quelle recht bestimmt erfahren hatte, daß „die ganze Sache zuerzichtlich im Gerichtssaal endigen werde, da der als Sturmbast gegen Prof. Ehrhaust aermendete Prof. Hoerster es nun einmal nicht anders wolle“. Von einer, durch die „Korrespondenz der Zentrumspreffe“ laut prophezeiten, Verletzung des Prof. Dr. Martin von Schanz nach München (auf die durch Geh. Rat Prof. Dr. Ehrharts Rücktritt erledigte Professur?) verlautet freilich bis zur Stunde nach nichts — eine Verurteilung, die ja auch einer für Viele ganz unbegreiflichen Beförderung oder Ehrung des Betreffenden gleich kommen würde, so sehr lebhaft gewiß das dringende Bedürfnis bestehen mag, durch Wegräumung des Haupt-Störenfriedes am Plage Würzburg endlich einmal Ruhe dort zu schaffen. Ebenso wenig aber auch verlautbarte etwa daaan, daß Herr von Schanz inzwischen, „aufgeklärt“, einen Orden seiner Regierung aus freien Stücken einfach wieder zurück gegeben hätte, den die losen Sozialisten anlässlich der Tarif-Beratungen im Reichstage als „Spielzeug“ zu definieren sich erlaubten. Und doch hätte das dem Charakter der freien, Gelehrten-Republic“ ganz entschieden besser entsprochen und wäre jedenfalls die denkbar einfachste Lösung des an uns gelegentlich aufgegebenen Rätsels gewesen. Item: a. Landmann hat Recht behalten.

„Friedrich der Freidige“ ist mitten im Kampfe gefallen. Am 23. November verschied ganz urplötzlich, infolge eines Schlaganfalles auf der Eisenbahnfahrtischen Hölzigelkreuth und Pullach der

schönen Harthaldahn, Dr. Franz Klafen, der bekannte Herausgeber des „20. Jahrhunderts“ — gewiß ein schwerer Schlag für die junge, neue, ernst aufstrebende und im Grunde so gut meinende Sache des Reform-Katholizismus, die erst jüngst wieder durch Prof. Schell's interessanten, viel besuchten Vortrag über „Christus und die moderne Kultur“ im Museumsaal zu München einen so kräftigen und bedeutsamen Fortschuß geführt hatte. Klafen, seines Zeichens kathol. Priester, war ganz ohne Zweifel eine der sympathischsten Erscheinungen der Münchener Journalistenwelt, ein streng rechtlicher Kämpfer und einer ihrer ehrlichsten Vertreter, wenn auch nicht eben starken Köpfe: ein reifer, edler Geist aall Mannes-Würde und dabei, mit seinen 50 Lebensjahren, noch an wahrhaft jugendlichem Feuerfeuer im unerschütterlichen Glauben an kraftvolle deutsche Ideale gut christlicher Schönheits-Kultur — wir haben uns an dieser Stelle wiederholt und gerne mit ihm beschäftigt. Ehre seinem lauterem Andenken! Ehre aber auch dem „Bayrischen Kurier“, der seinem früheren Chefredakteur und späteren politischen Gegner (ganz im Gegensatz zu den hämischen Erwartungen der „N. N.“) einen so würdigen Nachruf in's offene Grab nach gesandt hat! Etwas an religiöser Kultur kommt eben doch bei solch' ersten Gelegenheiten, im Angesichte des aersöhnenden Todes, auf Seiten einer so genannten „Merikalen“ Presse dann heraus, an der die zunehmende Verrabung unserer linksseitigen, Auklas-Radikalen kaum eine entsehrte Abnung mehr zu haben scheint.

La femme en marche. — Ordentlich Sturm liefen sie, wie aufgebracht, eine Zeit lang — alle „frei geistigten“ Blätter (die — ungeachtet ihrer Begeisterung für Rihsche-Zarathustra — nachgerade bald nur mehr an Weibern geleitet zu werden, nicht mehr van Männern redigiert zu sein scheinen): als nämlich das bekannte Frä. Dr. Jur. Anita Augspurg dicht nach dem „Falle Wiesbaden“ „ihren Fall Weimar“ zu erleben

das — unvergleichliche Glück hatte. Nun wollen wir nicht etwa leugnen, daß sich die Zahl der politischen Über- und Mißgriffe in deutschen Reichslanden letzter Zeit ganz unheimlich vermehrt hat und hier entschieden schon ein Fehler im „System“ als solchen anliegen muß. Ebenso wenig brauchen wir irgend zu verschweigen, daß der genannten Dame in der That doch wohl recht übel in der klassischen Rufenstadt an der Uim vom päpstlichen Büttel mit gespielt worden ist. Aber der Vertreter des Graßherzogtums Weimar Geh. Leg.-Rat Dr. Arnold Pauken meinte das ja schließlich auch, als er auf die Sozialisten-Interpellation im Reichstage zur Sache ausführte: „Ich stehe in keiner Weise an, zu erklären, daß hier ein bedauerlicher Mißgriff der Polizei vorliegt und daß der Schutzmann das Fräulein Dr. Augsburg auf das Schwerste beleidigte, indem er die Dame auf offener Straße anhielt und eine Reihe von Fragen über ihre Personalien an sie richtete. Was weiter in dem Falle geschah, ist aber nach nicht vollkommen geklärt. Nach den mir bisher vorliegenden Akten ist der Sachverhalt folgender: Von dem Moment an, in dem Fräulein Dr. Augsburg dem Schutzmann erklärt hatte, wer sie sei, beginnt das freiwillige Martyrium der Dame. Ich gebe also zu, daß ein Mißgriff vorliegt; es ist aber auch ein Entschuldigungsschreiben der Weimarer Polizeidirektion erfolgt, und zwar nicht erst nach Abschluß der Untersuchung, sondern sofort nach dem Bekanntwerden. (Nebsther vorliegt das bekannte Entschuldigungsschreiben.) Die Rechtfertigung und Entschuldigung ist also in ausgiebiger Weise erfolgt, und ich glaube, damit könnte man den Fall Augsburg recht gut endlich als erledigt betrachten.“ War zu auffällig jedenfalls, daß Frau von Decker, das Wiesbadener Opfer, ein Neujahr-Kästchen (vielleicht nach dem „Jugend“-Schema: „Mein Freund Anatol und seine Frau“) erwiesener Maßen trug, sowie daß Fräulein

Augsburg anlässlich ihres Entrüstungs-, Aufklärungs- und Rechtfertigungs-Festhaltens in der Wiener Tages-„Zeit“ sich das „Bekentnis einer schönen Seele“ entschlüpfen ließ, wie sie schon vor 10 Jahren etwa, zu Heidelberg, ein ganz ähnliches Anhalte-Abenteuer mit einem badiſchen Schutzmann gehabt habe. Ob es da nicht doch auch ein klein wenig mit an den beiden Damen selber, ihrem Auftreten und Gebaren, gelegen haben mochte? Man weise uns doch erst einmal den trassen „Normal“-Fall mit der „ankündigen“ Bürgerfrau und unbeschaltens-jemlich, schlicht ihres Weges wandelnden Haustachter, ehe wir hier an den „Bauwau“, die harrende Gefahr auch für unsere eigenen Frauen und Töchter glauben können! — Doch auch Gutes zeitigt natürlich die moderne Frauenbewegung da und dort. So ergab sich z. B. auf dem letzten Wiesbadener Kongress (nach der Veiloge zur „W. Aug. Ztg.“) eine ungemein lebhaftige Debatte über das Thema: „Velehrung über geschlechtliche Verhältnisse in Schule und Haus.“ Fast einmütig wurde zugegeben, daß die bisher geübte Praxis des Verheimlichens der natürlichen Fortpflanzung und Entwicklung des Menschen aerderbliche Folgen habe. Ihre direkte Konsequenz ist es, daß die Aufklärung an unbenutzter Seite geschieht, die Naturvorgänge im Lichte beschmutzter Phantasie erscheinen, Heuchel und häßliche Gefühle heraar gerufen werden. Eine Meinungsverschiedenheit herrschte aber darüber, ob der Aufklärungsunterricht der Schule oder dem Hause zusalle — wir erachten die Frage als viel zu individualuell, um ihre Einreihung in den Klassenunterricht zu befürworten. (Ganz unsere Meinung! Ann. d. „Wei.“) Die Einführung in die natürliche Entwicklungslehre soll in dem Augenblicke beginnen, wo das Kind Erklärungen wünscht und braucht. So sehr dies dann geboten, so wenig ist es am Platze, eine Phantasie, die sich freiwillig nach im Märchenlande bewegt, zu früh zur Wirklich-

Zeit zu erwecken. Dem Kinde, das nicht danach begehrt, Naturwissenschaft an Stelle von Poesie auf zu drängen, kann nicht unser Wunsch sein — geistige und körperliche Entwicklung variieren aber bei gleicher Altersstufe so sehr, daß hier Klassenunterricht nicht angebracht erscheint. In den gebildeten Kreisen würden wohl die meisten Mütter nur eines guten Leitfadens bedürfen, um diesen Unterricht am besten selbst zu erteilen (mit Recht wies in der Wiener „Frauen-Zeit“ später eine Schriftstellerin darauf hin, warum denn die Väter hierzu gar nicht in Betracht kommen sollten!) — im Volke aber vollzieht meist den Aufklärungsunterricht das Leben in einer so frühen Epoche, daß, wie zu befürchten, die Schule nur noch mildernd, nicht aber Grund legend mehr wirken kann.“ — Desgleichen hat die gleiche Generalaersammlung (wir folgten der nämlichen Quelle) den Kampf gegen den Alkohol offiziell in das Arbeitsprogramm des Bundes eingereiht und beschloffen, bei den Gesetz gebenden Faktoren dahin zu petitionieren, daß selbst verschuldete Trunkenheit nicht mehr als Milderungsgrund bei Sittlichkeitsdelikten gelten soll. Dieses Verlangen ist hervor gerufen durch mehrfach vorgekommene Fälle von Freisprüchen oder überaus milden Strafen bei Ratzuchtsdelikten, selbst an Kindern begangen, in denen der Angeklagte Trunkenheit nachwies. Es wurde zu diesem Antrage bemerkt: Trunkenheit schließe allerdings die freie Willensbeherrschung aus, aber strafbar sei es allein schon, sich in diesen Zustand zu versetzen. Sollte es den Frauen nun gelingen, gesetzliche Änderungen in diesem einen Punkte herbei zu führen, so würde bald eine völlig neue Stellungnahme zur Trunkenheit bei allen Verbrechern folgen und hiermit ein wirksamer Grund zur Ausrottung des Alkoholmißbrauches gegeben sein.

In Sachen Zeit, „Zeit“. — Der Herausgeber vorliegender Zeitschrift

las neulich in einer großen deutschen Tageszeitung. Als er sich eine Weile darein vertieft hatte, war ihm, als sähe er wieder, wie vor etwa 10 Jahren schon, auf seinem Weimarer Generalsekretariate des „Vereins für Massenverbreitung guter Schriften“ und blätterte vor seinem Amtschreibische pflichtgemäß in den neuesten Schund- und Schauer-Romanen umher. fand sich da alsbald: „Der Mark auf der Wallfahrtsreise“ — „Der geheimnisvolle Unbekannte“ — „Die Telefonnummer eines Begrabenen“ — „Ein irrsinniger Verbrecher“ — „Der Verbrecher-Erbling“ — „Eine gefälschte Urkunde“ — „Der mysteriöse Häftling“ — „Selbstmord eines Deserteurs“ — „Ein gräßlicher Eisenbahnarten-Fälscher“ — „Die rasende Lokomotive“ — „Eine aerschieleerte Dame“ zc. zc. — lauter alte, gute Bekannte also, Kapitel-Uberschriften aus der wohlvertrauten Requisitionskammer der ebenso schönen Sensations-Litteratur wie aersufenen Kospartage-Vektüre! Es war aber leider die mit so großem Aplomb in die Welt gesetzte, jüngst erst neu gegründete, Wiener „Zeit“, darinnen er soeben erst gelesen hatte. Auch an einer „obschwebenden Angelegenheit“ war hier gelegentlich die Rede, obwohl es doch höchstens entweder eine „obwaltende“ oder eine „schwebende“ Angelegenheit geben kann. Aber freilich, wie will man an unserer Presh-Litteratur ein „anständiges“ Deutsch erwarten, wenn man schon in den Lehrbüchern der Elementar-Schule als Muster-Deutsch einen Satz zu lesen bekommt wie etwa den folgenden aus dem Schulbuche unserer lieben Kleinen (vgl. „Lesebuch für die 3. Klasse der Volksschulen“, herausgegeben vom Bezirkslehrer-Verein München; S. 50): „Der Bär kam grimmig auf ihn zu; als derselbe aber sah, daß der Jäger kein Glied rührte“ So das am grünen Holze schon geschieht, kann man natürlich auch am reiferen Alter nicht eben viel mehr verlangen.

Leesehrüchte mit Handglossen.

Dass die verantwortlichen Ratgeber der Krone (oor Allen der derzeitige deutsche Reichsfanzler) es nicht zu verhindern wüßten, daß der Kaiser in so auffälliger, ja doch geradezu: demonstrativer Weise der Leichenfeier des Geh. Rates Krupp in Essen persönlich beiwohnte, das finden wir nach unierem beschränkten Unterhauenerstand einfach unerantwortlich. Besteht doch für den Fall eines schiefen Ausganges des gegen den „Vorwärts“ angehängten, öffentlichen Verfahrens zum Mindesten eine unberechenbare Gefahr, daß durch falsch' temperamtaalle Prärogative des persönlichen Trägers der Krone das Ansehen dieser selbst wieder einmal oor der Öffentlichkeit die bewußte „starke Einbuße“ erleiden könnte. Natürlich hieß es in der Gradrede des Superintendenten darauf hin gleich oarbringlich: „Den schönsten Beweis dafür, daß an den furchtbaren Schmähungen kein wahres Wort ist, bildet die Anwesenheit unseres allergnädigsten Kaisers.“ Unsere logische Organisation ist da nun freilich wesentlich anders geartet; wir sind nämlich nach so naio, zu meinen: „Entweder der ‚Vorwärts‘ hat ohne genügende Beweise ein friaales Spiel getrieben — und dann mache man ihm (warum aber oon Staats wegen?) ganz gründlich den Projeh; ader das ‚ruhlase Blatt‘ hatte Recht — dann ader hätte man wohl jeden Anlah gehabt, den Laten ohne allzu grahes Gepränge, möglichst unauffällig, in aller Stille zu bestatten.“ Obendrein war der Sektionsbeund ärztlicher Autoritäten „nicht für die Öffentlichkeit bestimmt“, die Leiche des so jäb Verchiedenen nicht „in einem Saine oan Blumen gebettet“ der üblichen öffentlichen Bestichtigung ausgestellt worden. Und schließlich haben doch die Preßstimmen auch gur manderlei Anlah, die da meinten: „Wenn den Verstorbenen alles sa furdubar erregte, warum hat ihm dann seinerzeit die Nachricht nicht geschadet, daß er, der oiel gerühmte große Patriot, Panzerplatten an

das Ausland billiger liefere als an das Deutsche Reich. Klein war dieser Vorwurf doch gerade auch nicht. Und warum war er nicht erschüttert, als aus China die Meldung kam, daß die Chinesen deutsche Soldaten mit Geschüßen und Geschossen aus der Firma Krupp töteten und aerwundeten. Die Granate, die dem Koraktenkapitän Lans das Bein zerschmetterte, war bekanntlich auch Krupp'scher Abtammung.“ Geradezu ungläublich also, was heut zu Tage, Dank einer „Stimmungsoollen“ Presse, alles möglich ist, und wie auf diesem, nicht mehr ganz ungewöhnlichen, Wege die einfachsten Thatfachen schon auf den Kopf gesteckt werden können!

Der englische „Studio“ wirft folgende, nicht underechtigte Frage als eine Art oan „Bilder-Rätsel“ auf: „In Europa allein müssen jährlich nicht weniger als eine halbe Million Bilder gemalt werden — und zwar ordentlich gemalt werden. Was wird aus ihnen? Man findet sie nicht in den Durchschnitthäusern. Und doch aerschwänden die Bilder so oder so, wie ein Kartenspiel in der Hand eines Taschenspielers. Kann jemand das Geheimnis aufklären?“ — Nun, diese hochnotpeinliche Frage gilt mit spezieller Zuspihung oor Allen für unser Rünchen. „Und ein Narr wartet auf Antwort.“

All' das wechleidige Zeitungs-Gekreisch, jene breiten, mehr oder minder akademischen Presse-Erörterungen über die durch den „Kunstnamen Poffart“ (statt des früheren „aminöien Dumhart“) neuerdings gedeckten Rißgriffe der Berliner „Zensur“ sind oöllig irrelcoant und bedeuten für Kunst wie Kultur schlechterdings gar nichts, so lange der aerlechte Autor-Name — Nag Bernstein heißt. Immer wieder trostlos für einen Kenner der „Hintergründe“: zu sehen, wie hier, je ärger der juridische Sturm tobt, und je uferloser die kunsipalitische Brandung einher rauscht, um so leichter auch die „öffentliche Meinung“ darüber getäuscht und durch falsche Vordergründe systematisch dahin irre geführt wird,

als ob es irgend wie der Nähe, des Aufsehens, Aufhebens und der Auflehnung wert wäre, um einen wirklichen Dichter — und nicht viel mehr eben nur um einen geistvoll schriftstellernden, bekannten Rechtsanwalt sich zuletzt handelte, mit einem rhetarisch aufgepumpten Thesen-Stück und zufällig ganz ausgezeichneten Beziehungen zu „liberalen“ Blättern, „freisinnigen“ Pécareuz und dergl. Also sprach der geniale Seher an Sisk Maria: „Perspektivisches Sehen und Erkennen!“ Und der große Philosoph von Frankfurt: „Schauen und Durchschauen!“

Daß die „N. Neusten Nachr.“ unter anderen schönen Dingen und nützlichen Passionen auch dem edlen „Sport“ huldigen, ist männiglich bekannt. Eine ihrer neuesten Sport-Liebhabereien bildet nun die Verabberung von Beiträgen oder Dichtungen, die in unserer „Gesellschaft“ da und da erschienen sind, und die liebevolle Aufmerksamkeit, mit welcher solche in ihren Spalten neuerdings Anteil nehmend „verfolgt“ werden, hat etwas geradezu Nährendes an sich. Natürlich begegnet ihnen bei solcher begeisterten Hingabe das, was wohl jedem übereifrigen sportsman gelegentlich einmal zustoßt: daß ihnen nämlich etwas Menschliches passiert. Nur leider nehmen bei ihnen diese Unfälle stellenweise gleich auch den Charakter jener „unfreiwilligen Komit“ an, bei der es dann heißen muß: „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen!“ So schrieben sie z. B. jüngst einmal unter dem angenehmen Stichworte „Dingeltangel“ in ihrem sehr „Bunten Feuilleton“ Nachstehendes: „Die letzte Nummer der Münchener ‚Gesellschaft‘ bringt unter dieser Überschrift folgende ‚Dichtung‘: (folgt Zitat der Verse Eg. von Jileks aus Nr. 20 unseres Blattes). „Zufällig handelte es sich hierbei aber um eine jener zahlreichen Akzeptierungs-Verpflichtungen aus dem Gebiete der Lyrik, welche nach unser Herr Vorgänger ausgesprochen, und somit also um Manu-

skript-Restbestände, die wir als gentlemen bei Antritt der Schriftleitung des Blattes mit der Zeit nach auf zu arbeiten nur eben mit übernommen hatten. Tamals, zu Dr. Ludwig Jacobowski's Lebzeiten, hieß es — antürlich des W. Raute-Falles — in den „N. Neusten Nachr.“ aan diesem Blatte so etwa: . . . „eine vornehme, ernste Zeitschrift vom Range der ‚Gesellschaft‘“. Heute, da ihr ehemaliger, allerdings nur sehr „kurzweiliger“, Feuilleton-Redakteur die letztgenannte Zeitschrift fährt, lautet bei unseren „N. N. N.“ die Version, die sie ihrerseits als redaktionelle Bemerkung nach an obige Zeilen anknüpfen: „So lange wir Deutsche solche ‚Dichter‘ unter uns haben, braucht uns wahrlich um unsere Zukunft nicht bange zu sein.“ Wir wollen nun nicht so kleinlich sein, von der Thatsache hierbei Gebrauch zu machen, daß die neuesten „Preis-Romane“ des gen. Blattes nicht nur dem Geschmacke der besseren Leserkreise nicht entsprechen, sondern nicht einmal bei unseren Köchinnen Verfall finden. Wie aber, wenn wir dasthaft genug wären, den leitartikeinden Spalten des edlen Organes für die öffentlichen Interessen der privaten Wohlhabenheit, und zwar aus der allerlegten Zeit, unsererseits einmal nachsehende zwei markante Stellen zu entnehmen: a) „Vinsichtlich der Stellung der nationalliberalen Partei zum Antrag Nichtbichler möge daran erinnert werden, daß dieselbe lediglich in demselben ein Zweckmäßigkeitmittel erblickt, . . .“ und b): „Sie müsse vielmehr an den Patriotismus der selben appellieren, die Partage einfach so anzunehmen, wie dieselbe sei, . . .“; und wie, wenn wir hieran nun als unser sentiment lustig anreichten: „So lange noch solche ‚Stilisten‘ unsere Journalistik zieren, braucht uns wahrlich um die Zukunft unserer deutschen Presse nicht bange zu sein.“ — „Sämmed's, Kropfeter!“ pfeift der Urbajuaare nach dem Herzen Dr. Sigls in solchen Fällen etwas geschmacklos zwar, aber nicht ganz unzutreffend zu sagen.

„Wenn man den deutschen Professor auf etwas einschwören will, so schwöre man ihn darauf ein, daß er, wie Se. Magnifizenz vorher gesagt hat, ehrlich strebe, und ich sage hinzu, daß er strebe wie ein Deutscher im Bismarck'schen Sinne: nichts fürchtend als Gott allein“ . . . sagte nämlich der neue Universitätskurator von Bonn, Dr. von Kottenburg, anläßlich eines dortigen Zweckessens. Aber das ist's ja eben! Kommt so ein Unglücks mensch als voraussetzungsloser Philosoph oder exakter Naturforscher der Empirie zuzüglich beim Atheismus an — sofort ruft dann der Staat entrüstet: „Den können wir doch als Lehrer der Jugend nicht brauchen!“ Und die ganze hohe „Freiheit der Wissenschaft“ ist, trotz aller „goldenen Worte“ von „amtlicher“ Stelle und „liberaler“ Leitartikler sofort wieder beim Rudel.

Vom Druckfehler-Teufel wahrhaft verfolgt wird auf seinen munteren Kutschfahrten durch Berg und Thal unser moderner Lyrik-Reisender Otto Julius — zum Unterschiede von dem nicht weniger munteren und behäbigen Otto Erich (Hartleben): Bierbaum mit seinem gut bürgerlichen Namen zubenannt. In der samosen Sonntags-„Zeit“ stießen wir nämlich jüngst auf sothane Titelüberschrift: „Eine kleine Herbstreise im Automobil. II. Innsbruck—Bozen—Eppan. — Schloß Enalan in Eppan, 7. Nov. 1902.“ Nun hätten wir doch zuversichtlich gedacht, daß „Schloß Englar“ im Eppan schon durch Bierbaums erste Ehe längst seine „historische“

Bedeutung für unsere moderne Litteraturkunde erlangt haben würde. Danach scheint es aber fast, als ob es nicht einmal seiner zweiten Ehe gelingen sollte, es historisch zu machen und für die künftige Litteraturgeschichte dauergründig zu weihen!

Keine Frage: der Verlagsbuchhändler Hr. Georg von Cotta, in seinem Verhältnis zum deutsch-ungarischen Nationaldichter Nikolaus Lenau, steht als tadelloser Gentleman vor der Litteratur-Geschichte da — wenigstens nach der „Zur Richtigestellung und Abwehr“ von Johannes Broelß aus Anlaß des Lenau-Jubiläums für die Beilage der „N. Allg. Ztg.“ jüngst geschriebenen Ehrenrettung. Allein eben diese dokumentarische Feststellung konnte es doch auch nicht verschweigen, daß Niemböck, genannt Lenau zur Vertragsabschließung 1844 Herr von Cotta auf dessen „Landliche Dotternhausen“ persönlich heim suchte — und hier haben wir zugleich des Pudels Kern, die charakteristische Situation in novo: der Verleger auf dem Landgute — der Dichter bald danach in der Irrenanstalt! So geht es nämlich in deutschen Landen fast immer; es ist das typische Grundverhältnis, das so vielen Anlaß zu mehr oder minder berechtigten Klagen giebt. Denn, daß Verleger und Autor friedlich neben einander zwei eigene Willen sich von ihrem Erbtische zulegen können, wie solche Hallberger und Haszländer am Starnberger See deneinst besahen, das gehört eben doch leider zu den höchst seltenen Ausnahmen.





Jacobowski-Litteratur.*)

Von Richard Braungart.
(München.)

Rudwig Jacobowski's Leben und Sterben wird vielleicht einmal mit Parliebe als Schulbeispiel für die Schicksale zitiert werden, die einem deutschen Dichter bevor stehen, der aus seinem Talent keine Reiskuh macht: ein Leben voll Sorgen, Enttäuschungen, Verfleinerungen, und nach dem Tode eine plötzliche, unbegreiflich reiche Flut von Anerkennung und Lob, ja sogar nicht selten eine weit über Maß und Gebühr hinaus gehende Verbimmelung. Beide Extreme aber sind vom Übel und bieten nicht einmal immer die Gewähr, daß sich aus ihnen allmählich eine leidenschaftliche Bewertung heraus schält.

Man kann es nun den Freunden Jacobowski's — und er hatte sehr viele solche — nicht verdenken, daß sie nach seinem plötzlichen, allzu frühen Tode den Versuch machen, einigermaßen nach zu holen, was früher allenfalls verdammt worden war. Es verlohnt sich wirklich, den Spuren dieses ohne Zweifel echtblütigen Dichters mit Liebe nach zu gehen und den edlen und seltenen Klängen zu lauschen, die er dem überaus fein gestimmten Saitenspiel seiner empfindsamen Seele entlockte. Er war, wie Friedrich sagt, ein typischer Dichter der Sehnsucht und ein geborener Romantiker; leider ist es ihm niemals so recht gelungen, den Schwermuttsdämon aus sich heraus zu bringen und Herr seines Skeptizismus zu werden. Aber freilich, der Tod hat eben hier wieder einmal ein zukunftreiches Leben gerade in der Mitte entzwei gerissen, in dem Moment, in dem die Blüten dieses Daseins begannen, Frucht anzusetzen. Betrügen wir den Tod um seinen Triumph, indem wir uns mit dappelter Liebe der Blüten annehmen! — wir werden nur Lahn davon haben.

Dr. Rudolf Steiner hat sich des nicht unbeträchtlichen Nachlasses persönlich angenommen und dessen Herausgabe besorgt. Es sind drei Bände vorgelesen; je ein Band Gedichte und Prosa liegen bereits vor, ein dritter, der das Drama „Heimkehr“ (geschrieben 1896) der Öffentlichkeit übergibt, sollte bald folgen. Die unter dem Titel „Ausklang“ zusammen gefaßten Gedichte, die alles enthalten, was seit den „Reuchenden Tagen“ entstanden ist, erschließen dem Kenner der letzteren eigentlich keine neuen Seiten der Dichtersphäre mehr. Aber sie bieten so viel Treffliches und Wertvolles, daß ihre Kenntnis niemanden gereuen wird. Außerdem enthält das Buch eine ausführliche und sehr sympathische Schilderung des Lebensganges des Dichters, vom Herausgeber selbst. Etwas stark nach Philalogie und Schablone riecht übrigens der Umstand, daß für die

*) Ludwig Jacobowski: „Ausklang.“ Neue Gedichte aus dem Nachlaß; herausgeg. und eingeleitet von Dr. Rudolf Steiner. Minden, Bruns Verlag.

Der Selbe: „Stumme Welt.“ Symbole. Elixien aus dem Nachlaß; herausgeg. von Dr. Rudolf Steiner. Ebenda.

Dr. Hermann Friedrich: „Ludwig Jacobowski, ein modernes Dichterbild.“ Berlin, S. Grenbach: „Ludwig Jacobowski's Leben und Werke des Lebens“; herausgeg. von Marie Stone. Buchhandlung von Hitzel. Breslau, S. Schottländer.

einzelnen Abschnitte des Buches die selben Titel gewählt worden sind, wie sie die „Leuchtenden Tage“ aufweisen. Ein zwingender Grund hierfür lag wohl nicht vor.

Die Herausgabe der Skizzenammlung: „Stumme Welt; Symbole“ hatte der Dichter selbst noch vorbereitet, aber dann unterlassen. Er betrachtete sie nämlich nur als Studien zu einer größeren „kosmischen“ Dichtung: „Erde“, die unausgeführt geblieben ist und das auf Grund der neu gewonnenen, naturwissenschaftlichen Erkenntnisse völlig veränderte Verhältnis des Menschen zur Natur und ihren Geheimnissen behandeln wollte. Jacobowski berührt sich hier ganz auffallend, bewußt oder unbewußt, mit dem Ideenkreis der Wille-Völsche Gruppe, der besonders in Wille's Märker-Roman „Die Offenbarungen des Wacholderbaums“ dichterische Gestalt zu gewinnen suchte. Die Skizzen Jacobowski's sind von außerordentlicher Zartheit und einem ganz neuartigen, intensiven künstlerischen Reiz, so daß man wohl annehmen darf, Jacobowski hätte hier sicherlich den Weg zu einem dichterischen Neulande gefunden.

Die außerordentlich warm geschriebene, begeisterte Vorrede Friedrich's war bereits im Manuskript ab geschlossen, als der Dichter starb. Dies scheint mir für die Beurteilung der Arbeit insofern wichtig, als ihr herzlichster Ton wirklich aufrichtiger Überzeugung zu entspringen scheint und nicht, wie bei einigen andern Biographen und Nekrologschreibern, von dem tragischen Geschick des Dichters erst beeinflußt worden ist. Freilich, manchmal thut auch Friedrich des Guten etwas zu viel. Besonders lesenswert macht übrigens die Vorrede eine eingehende Analyse des „Laki“.

Manches Interessante enthält schließlich auch der Gedenkbond: „Jacobowski im Lichte des Lebens“, den Marie Stana mit einem Duzend Freunden dem Andenken des Dichters pietätvoll gewidmet hat. Das hübsch ausgestattete Buch bringt neben Gedichten von A. A. T. Tietlo, P. Heimer, Anna Ritter, Martin Voelch u. A. vor Allem eine etwas kühle, aber, wie mir scheint, völlig zutreffende Charakteristik des Dichters von Georg Brondes, in der auch die geringe Bewertung des viel gerühmten „Laki“ zu Gunsten des „Werther“ beachtenswert erscheint. Besonders lehrreich ist ferner Tietlo's ausführlicher Bericht über Jacobowski's aufstrebende Bestrebungen, während M. Stana's Erinnerungen das Bild des Dichters um manchen liebenswürdigen Zug bereichern.

Zum Ende sei nur noch der Wunsch ausgesprochen, man möge jetzt endlich der Gestalt des Dichters in Ruhe Zeit lassen, sich aus dem Gewirre des Für und Wider zu objektiver Klarheit zu entwickeln!

Doppel-Besprechungen.

NB.: Verleger und Autoren, welche von dieser Einrichtung Gebrauch zu machen wünschen, erlauben wir hiermit höflich, uns die gemeinten Werke in zwei Rezensions-Exemplaren gefl. immer übermitteln zu wollen — sei es, daß die Herren Verleger selbst das größere Opfer für diesen besonderen Fall gerne daran legen, oder aber der Fall je eines dieser Exemplare uns freundlichst zugeben lassen. Eine Besprechung in „korrekturloser“ Besprechung in diesem unlerem Radmen kann natürlich damit allein noch nicht ausgesprochen aber abgenommen sein; hingegen machen wir uns — für den Fall der Ablehnung einer solchen — gerne verbindlich, das Unbenützte der betreffenden Rezensions-Exemplare

dem Herrn Einsender auf besonderen Wunsch wieder zur Verfügung zu stellen. D. Schriftl.

Bernhard Berensan: Italienische Kunst. Studien und Betrachtungen. Aus dem Englischen von Julius Zeitter. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

Seitdem Austin mit seiner Lehre den Siegeszug durch Deutschland angetreten hat, pflegt man bei uns neben den kunst-erziehlischen auch den kunstgeschichtlichen Leistungen, die von jenseit des Kanals kommen, eine von Roddeourteilen nicht

ganz freie Aufmerksamkeit zu schenken. Von Berenson indes darf man sagen, daß sein Name im Reich auch der wissenschaftlich tiefstgründigen Kunstforschung schon seit Langem schwer genug wiegt, daß Inhalt und Form seiner Arbeiten nicht, wie bei Manchen seiner Genossen, mit ungleichem Maßstabe gemessen zu werden brauchen. Sein Buch über Lorenzo Lotto, das kürzlich in zweiter Auflage erschien, stellte Klais Vivarini's Bedeutung als Schule bildenden Meisters der venezianischen Renaissance ebenso groß fest, wie es der Schätzung jenes, zwischen Archaismus und der feinstibelen Phantastik so selten schwankenden Künstlers mit neuen und überraschenden Werten empar half. Die Einzelstudien, die der vorliegende, im Ganzen gewandt übertragene Band zusammen setzt, sind den Spezialisten der betr. Gebiete längst bekannt. Ihr Verfasser steht, als Bilderkenner und Attributionist, überall so sicher in seinen Schätzen, verrät dabei auch so viel Züge einer höchst künstlerischen Empfindung, die der Weite über dem Nahen nicht vergißt, daß seinen Spuren zu folgen, auch dem Laien eine Fülle erquickendster Genüsse erschließen wird. Die Seiten über Correggio seien als Muster besonderer Wärme und Feinheit empfohlen. Wohl mag der Wissende seinen Zuweisungen hier und da entgegen zu treten Ursache haben; indes muß solche Kritik auf das Gebiet der Fachblätter beschränkt bleiben. Was Berenson im Vorwort über das Abstrakte im Studium der Kunstgeschichte, über den Wert der qualitativen Analyse, über die Unabhängigkeit vom Dokument u. A. sagt, könnte vielleicht verwirren, wenn nicht das Buch selbst diese Gedanken in gediegener und zum Teil glänzender Form verdeutlichte. „Den Eifer des Geistes, der unermeßlich größer sein muß als der des lebenden Auges oder der lapidierenden Hand“, wie ihn Berenson hier fordert, wird man, als aufrichtigstes Lob sei's gesagt, in diesem Buche niemals vermessen.

Dresden. Dr. Erich Haenel.

Bernhard Berenson fordert, daß bildende Kunst unobhängig von allen geschriebenen und gedruckten Dokumenten der Welt an den Kunstwerken allein studiert werden soll. Bei eingehender Untersuchung und Analyse muß der auf diese Weise gebildete Forscher dazu kommen, bestimmte Persönlichkeiten fest zu stellen. Dann erst kann er sich, namentlich wegen der Bequemlichkeit der Benennung, Urkunden, die unterdessen von geübten Archivaren durchgesehen und veröffentlicht worden sind, zu wenden und versuchen, die abstrakten Persönlichkeiten mit wirklichen zu verknüpfen. Dieses System hat Berenson selbst in überzeugendster Weise angewendet. Er erlucht unter dem Namen „Amico di Sondra“ eine neue Persönlichkeit in die Kunstgeschichte ein zu führen, indem er eine Gruppe von Bildern, die man bisher abwechselnd Filippo Lippi, Filippino, Botticelli und Ghirlandajo zu gewiesen hat, eingehendst untersucht und zu dem Resultate kommt, daß sie nur von der Hand eines einzigen, Sandra Botticelli nahe stehenden Künstlers (daher der gewählte Name) her rühren können. Für „Amico“ ist neben vielem Anderem — das hier darzulegen, zu weit führen würde — ein rotes Braun und bleiches Rosa in der Farbengebung charakteristisch. Sehr wahrscheinlich ist es — abgesehen es sich für's Erste noch um eine bloße Hypothese handelt —, daß „Amico“ mit dem von Vasari genannten Berta Pinaiola identisch ist. . . Zur Veruhigung einer zünftigen, am Buchstaben lebenden Wissenschaft und Kritik übrigens die Bemerkung, daß Berenson kein gar so großer Krieger ist, als man vielleicht glauben könnte, und seinen Vasari, den „Anonima Morelliano“, „Di Cadice Raglia Cecchiano“ etc. etc. gründlich studiert hat, wie sein hübscher Essay über „Vasari im Lichte jüngster Publikationen“ zur Genüge beweist.

Nicht alle Abhandlungen des vorliegenden sehr anziehenden Buches, das eine Fülle neuer Gesichtspunkte bringt und ein besonders fein geschultes Auge verrät, stehen

auf gleicher Höhe. Ob die sehr umfangreiche Abhandlung über „Venezianische Malerei besonders oor Tizian“ ein besonders glücklicher Griff für den Rahmen dieses Buches ist — darüber ließe sich rechten. Sie entstand anlässlich der Venezianischen Kunstausstellung in der New Gallery 1895 und war für diese jedenfalls der beste Wegweiser, den man sich wünschen kann. Sicherlich enthält die Abhandlung vieles, das ein besseres als ein bloß ephemeres Zeitungsbasein verdient; da es sich aber fast ausschließlich um im englischen Privatbesitz befindliche, dem deutschen Leser so wenig zugängliche Bilder handelt, deren Reproduktionen man sich auch nicht gerade leicht beschaffen kann, bleibt diesem das meiste „Tradition und Name“ und wird nicht zur „anschauenden Kenntnis“, die Personen wohl nicht weniger als Goethe verlangen wird.

Heidelberg. Rosa Schapire.

Arno Holz: Die Blechschmiede. Leipzig, „Insel“-Verlag.

„Die Blechschmiede“ ist eine Satire auf die deutschen Litteraturverhältnisse. In Humpel- und Humpeloersen, die mit egotischen Reimen klappen, führt Herr Holz seinen alten Kampf gegen den Veierfalten in der Poesie, gegen die Pose und die Manier. Seit jeher ein temperamentvoller Polemiker, ist er oor Allen berufen, auf dem brach liegenden Acker der litterarischen Satire ein üppiges Gewächs zu ziehen. Es ist ein wenig zu bunt geworden. „Einen tanzenden Galgenberg“ nennt Herr Holz selbst sein Poem, das maßlos an Bizarerie ist wie eine unklassische Walpurgisnacht der Dichter und Rezensenten, hämisch und lästerfreudig im Ton, jodenhaft und oerulft in der Form und oon einem hohnooellen, grausam indiskreten Humor. Was in aller Welt für eitel Edelmetall gehalten wird, lößt er übermütig als hohles Blech unter dem Hammer seiner Laune erklingen. Zu grotesken Karikaturen Th. Th. Heine'schen Stiles ver-

zerrt, defilieren die Repräsentanten unserer modernen Lyrik und Kritik oorüber wie in einer frechen Pantomime, mit einem hochstaplerischen Impresario und oor einem tolleren Ruffensput. Die billige Raube und die kennzeichnenden Unarten der Führenden persistiert er ohne Gleichen und dabei hat er sich selbst keineswegs geschenkt. Köstlich finde ich die Stelle

Vomere noch als Zint und Zinn
ist die deutsche Diastereis . . .

welcher die parallele Stelle vom Dichtering, die Dehmel-Parodie „Zwei Menschen stehn auf vier Sandalen“ zc. nicht nachsteht. Am drastischesten ist aber in der „Blechschmiede“ das auf allen Linien herrschende psychopathische Sexualempfinden oor den Affenspiegel gerückt.

Wien. Camill Hoffmann.

Unmittelbaren Genuß bietet wohl diese geniale Parodie, Satire oder Farce wenig. Die ganze Geschichte ist gar zu litterarisch, also kleinlich. Aber sie zeigt den Verwandelungskünstler, Jongleur und Equilibristen Holz, der trotz alledem und alledem ein Dichter ist, in den gewagtesten und im Einzelnen amüsantesten Situationen. Der größte Fehler ist: das Ding hat gar keine Konstruktion. Es ist ein Gewirre oon Stimmen, kein lustiges Orchester, kein überlegen dirigierter Chor. Spott, Witz, Laune, Boshaftigkeit, Esprit, Herbheit und Eleganz sind zu einem Ruddlelmuddel von einiger Bedektheit zusammen gerufen. Das Ganze ist mehr ein Scherz als eine Abrechnung. Wir Alle „kommen vor“. Und er selbst, der ewig Streitfuchtige, erzeuelt in allen seinen Unarten und wundervollen Haltungen. Es ist so recht eine Komödie der Stilkomödien, die wir Armen heute unsere Litteratur nennen. Jedenfalls ein sehr zeitgemäßer Schwanz. Und mit oerschwenderischem Reichtum ist Poesie herum geschleudert, daß es nur so funkelt und bligt. Man sieht wieder einmal, was für

ein — Elementarereignis dieser unser so urdeutscher Arno Holz eigentlich ist.

R.-Weißkirchen.

Dr. Richard Schaulal.

Paul Runad: Aphorismen. Dresden, Pierfons Verlag.

Aphorismen, zu deutsch diesmal: Vierwahrheiten eines Dilettanten! Das will bei Leibe noch nicht Stümper heißen; er reitet den plebejisch gewordenen Pegasus, den vor einer Generation zum ersten Mal ein Aristokrat bestieg: Kunstherold der Bourgeoisie. Inhaltlich also unbedeutend. Bitte die Form: esprit. Doch unter 500 liesse ich mir gerade 37 bedeudt gefallen. Meist Definition ohne Pointe, Alltagswahrheit im Alltagskleide. Runad ist eine liebe, oersöhnliche Persönlichkeit — der Ton auch auf dem letzten Wort —: „Nixe und Burgsträulein; Russt und Poestie.“ Wegweiser der galdnen Mittelstraße: oft, meist, wohl, häufig. Jaghafte Aphorismen sind gekochtes Wasser, und eine Aphorismen-Sammlung ist auch kein Leitbüchlein für Konfirmanden; die Anpreisungen aller christlichen Tugenden langweilen. Auf die Weiber kommen fünf Stück; das genügt. Am besten lieft sich der Abschnitt über Kunst. Runad ist ein seinfühligter Lyriker mit oor edler Melancholie verzerrtem Munde. Aber auch hier nichts durchaus Neues. Ein Dugendtalent, das über sich raisonniert, weder Kritiker noch Philosoph.

Strahburg i. Elß. Otto Glase.

Aphorismen — das ist wie eine schwedische Platte, die sehr gut sein kann. Man geht mit großem Appetit daran, aber man kann sich leicht den Magen verderben, wenn man zu viel daran genießt, und schiebt dann die Schuld auf die Speise.

Man dürfte nicht ganze Bände und Bücher ooll Aphorismen geben — aber, die hier vor mir liegen, sind wirklich gut. Man blättert gerne darin. Lieber sind mir freilich noch die oan Georg oan Derzen,

sie sind mehr erlebt und mehr empfunden. Paul Runad preßt seine Gedanken zu sehr in die aphoristische Form, schneidet sie schon zu sehr auf's Sprüchwort zu; aber auch bei ihm ist viel Gutes und Lebenswahres zu finden.

München. Hannß Holzschuher.

Nachbemerkung der Schr.: Vergl. hierzu auch noch Textproben aus P. Runads Feder im oorderen Hauptteile oortieg. Heftes.

Felix Satten: Die Gedentafel der Prinzessin Anna. Wien, Wiener Verlag.

Ich nein, ein Boccaccio ist Herr Satten nicht; man thut ihm keinen Gefallen, diese hübsche, ungezogene Kleinigkeit in einem Atemzuge mit den ungleich kräftigeren italienischen Nooclisten zu nennen, obwohl Herr Satten ganz unvortennbar diesen Ehrgeiz nun einmal zu haben schien. Es ist so nett und flott, dieses Anekdotchen, das man ungern ein böses Wort dagegen sagen möchte. Ein klein wenig Humor ist drin, eine ganz respectable Beobachtung; ein Schuß Wiener Bitterei fehlt nicht, und aus dem Geiste der Erzählung weht etwas wie ironische und überlegene Massenverachtung heraus. Der Ton ist frisch und die Darstellung von seiner Grazie. Alles das nirgends in riesigen Dimensionen. Bei Leibe nicht. Nur recht bescheiden, harmlos, für den Hausgebrauch. Bedenklicher wird aber der Grund sein, aus dem der Verfasser dieses Ding schrieb. Ein spielerisches, unernter Grund: ein Komödiantenrieb jedenfalls war es wohl, wie mir scheinen will. Das liegt den Wiener Poeten — von ihrem einzigen Volkskünstler, Hofmannsthal, abgesehen — im Blute, daß sie mit den Dingen tändeln wie mit den Stifen. Augenblickslaune, Masleradenlust, unerquidlich mit dem erbärmlichen Trange gemischt, zu nivellieren und das Erhabene in ihren Staub zu ziehen. Herr Schnitzler schrieb aus satzhen spielerischen Gründen den viel gerühmten.

„Grünen Katabu“, in dem Huren und Komödianten die französische Revolution mochen. Herr Fahr, dessen Haut mich flebrig und omphibienhaft dünkt, zeigt noch Kammerdienerort, wie Napoleon in Unterhofen aussah. — Tiefe Wiener haben keine Tragik in der Seele; ihre ganze letzte Litteratur ist kein gutes Zeichen für die Herrschosten. Sächelchen wie das des Herrn Salten stärken dieses Gefühl.

Breslau.

Josef Theodor.

Felix Salten, der schärfste Kritiker der jungen Wiener Schule, tritt auch in seinen produktionen Arbeiten als ein Mann von litterarischer Distinktion auf. Er hat nur wenig veröffentlicht, aber es waren lauter Juwelien. Im vorigen Jahre hat er mit einer Sammlung künstlerisch durchgearbeiteter psychologischen Novellen: „Der Hinterbliebene“ debütiert; jetzt bietet er eine Menaisance-Novelle dar, die an Echtheit des Kolorits, an Grazie der Gestaltung, an frecher Lustigkeit des Einfalls hinter den beiden Stücken des Vandello nicht zurück steht. Die Schwester eines Cinquecenta-Herzogs wird von einem Jährling entehrt. Der aus dem Hause des Geliebten Kammernden begegnet der Bruder zur Nacht; so erfährt er die schimpfliche Wahrheit. Wie wahr nun der Bruder zugleich die Ehre des Fürsten? Wird er wirklich, wie die landläufige Moral gebietet, den Verführer mit dem Degen zur Rechenschaft ziehen und so den Mund ertastimmen machen, der sich der Schmach der herrschenden Familie berühren könnte? Nein, das wäre nach dem Gefühle des Herzogs unfrölich gehandelt. Dem Geirane und Gutschnel werde ganz offen begegnet! Der Herzog läßt in jenem Hause eine Gedentafel errichten: die ganze Stadt möge die Schande der Prinzessin erfahren. Durch die fröhliche Vergesslichkeit des beuustragten Künstlers nimmt nun die ernste Sache eine höchst heitere Wendung. Er legt statt des verlangten ein abzdones Wort in die Tafel. Das Volk, befremdet, die

wahre Absicht des Herzogs erkennend, meint, in jener Nacht sei etwas sehr Ruhmenswertes, das gefeiert werden müsse, geschehen. So wird die Prinzessin zur Volkswohlthäterin erhoben. Der Galantuamo jedoch verliert durch ein lakainenhaftes Lächeln, welches seine wahre Gefinnung bezeugt, die Gunst der Prinzessin Anna, die, nicht weniger stolz als der Bruder, den unwerten Mann, der ihr die Ehre wiedergeben könnte, zur Ehe verschmäht. — Das ist die ganze iranische Geschichte, aber mit welcher Jubulierfreudigkeit, die freilich im Witzigen wurzelt, wird sie erzählt! An Farben und Lichtern ist nicht gespart; mit seiner Kunst werden die Gestalten hervor gehoben. Die Sprache selbst ist sorgsam ziselirt, dabei ohne alle Künstlichkeit. Ein Duft jener glanzvollen Zeit liegt über dem Ganzen, doch hat die Erzählung nichts Antiquarijches. Was sie mit unserer Gegenwart verbindet, ist der diskrete, heitere Spott über die traditionelle Art, wie man noch immer die Mädchenehre zu rächen oder wieder her zu stellen vermeint.

Wien. Dr. Paul Wertheimer.

Gustav Schieler: Der Kaiser, die neue Kultur und die deutschen Einzelstaaten. Homburg, Alfr. Janssen.

Seit „Membrandt als Erzähler“ hat kein gedrucktes Wort so ernstlich das Ringen mit dem geistigen Problem des Tages ausgesprochen. Aber wie viel natürlicher klingt es hier als bei dem Membrandt-Deutschen! Als eine Wahrheit unter dem Schwallen kritischer und prophetischer Weisheit, die durch Kunst zum Leben, oder durch Leben zur Kunst führen will, wird diese Schrift von nur 30 kleinen Seiten empfunden. Das soll man mehr hervor heben: die Klarheit und den strengen Zusammenhang der Gedanken, den klajisch vollendeten und dabei soarm leuchtenden Stil, die Kürze, das Wahrzeichen des Meisters, dessen Auge das ganze weite Gebiet beherrscht, das er be-

handelt, ja darüber hinaus reicht? Oder die eindringende Kraft der Erkenntnis, das Begreifen unseres Lebens, das besannene Abwägen von Vorzügen und Mißbräuchen, die aarnehme und menschlich edle Haltung gegenüber den Zeugnern und Verleugnern in beiden Lagern — denen, die das Graße der Vergangenheit, wie denen, die das Graße der Gegenwart verfeßern?

Den Kern der Darlegung bildet Kaiser Wilhelms Verhältnis zur modernen Kunst. Selten wird die machtwalle Persönlichkeit des Kaisers in den Lobeserhebungen der Schmeichler so erbötet worden sein wie hier durch den un verhohlenen Tadel des unabhängigen Mannes, der an ihm sagt, daß „Kaiser Wilhelms Denk- und Empfindungsweise ganz in der Kulturanfchauung der Vergangenheit wurzelt“.

Nach zwei Seiten erstreckt sich von diesem Mittelpunkt aus der Gedankengang. Die Errihtung der katholischen Geschichtsprofessur in Straburg und die Kunstrede vom vorigen Dezember werden in ihrer tieferen Bedeutung erklärt; dabei entralt Schiesler den Entwicklungsgang unserer Nation von der Befreiung des Indiaduums durch die Reformation mittels der praktisch-materiellen Entfaltung bis zum Durchbruche der neuen Weltanschauung, die für jede Zeit das Recht in Anspruch nimmt, sich auf allen Lebensgebieten eigene Grundsätze zu schaffen. Ohne Übertreibung, aber auch ohne Abdämpfen und Verhüllen, wird die Geburt der neuen Kultur, deren Zeugen wir sind, gewürdigt und aus ihrem Wesen die Aufgabe ab geleitet, welche der andreckenden neuen Geschichtsperiode gestellt ist. Ihren neuen Ahythmus ernennt das Ohr, welches ihn schon früher zu erlauschen gesucht hat, in Schieslers Worten. Freilich, Leute genug werden diese Worte lesen und sagen: wie wenig Neues! Diese Leute werden auch dann nichts sehen, wenn die zukünftigen großen Bertänder und Künstler der neuen Weltauffassung, die Olympier selbst, ihre Bertläufer, die Heraen, ablösen

werden, denen jetzt unsere Freude und unsere Liebe gilt.

Die Aufgabe der neuen Geschichtsperiode wird Träger und Erfüller finden. Preußen ist ihnen einstweilen verschlossen. Was die Einzelstaaten dafür aermäßen, was Baden, Bayern &c. im Augenblicke dafür thun, was die Hanfsstädte zu thun verpflichtet sind, stellt Schiesler klar und einfach vor Augen. Er zeigt, wie viel davon abhängt, daß das Denken und Empfinden der ganzen Nation sich mit den neu gewonnenen Überzeugungen der führenden Geister durch setzt, daß die Früchte ihres Schaffens Gemeingut werden. Darum muß jeder Einzelne zu dem herrschenden Gegenläge Stellung nehmen. Denn von der Überwindung der scheinbaren Unordnung und Gefeglosigkeit zur sichhaften Ausgestaltung dessen, was als Stil des neuen Zeitalters das 20. Jahrhundert beherrschen wird, hängt es ab, ob der deutsche Geist, der in Eilmärschen den Vorsprung der anderen Nationen ein gehalt hat, gegenüber den Nachbartändern seinen Rang behaupten wird oder nicht.

In dieser kleinen Schrift liegen keine großer Wirkungen.

Hamburg. Helene Banfort.

*

Die „neue, große deutsche Kultur“, die der Kaiser betämpft, die sich aber unter dem Schuze der Einzelstaaten empar zu blühen ansieht, wird weder durch die Kapitulation der Kulturgeschichte noch durch die Darstellung der Gegenwart scharf genug umrissen, um sie mit dem Verfasser als etwas Positives oder gar als ein der Renaissance an Bedeutung überlegenes Ereignis empfinden zu können. Es aerrät einen mehr als hoch gespannten Ideologismus, das Heraufkommen einer Kultur zu erwarten, zu der Wagner und Nietzsche, Wörlin und Klingler nur die Bertläufer bedeuten. Wilhelms II. Stellung zur Gegenwart ist wohl richtig erfasst, der Wert monarchischer Kunstpolitik, besonders im Hinblick auf Darmstadt, und Hamburgs

geistige Sanderkraft aber weit überschätzt. (Vergl. den frühen Tod des „Laisens“!) Neues und praktisch Bedeutsames bringt also das Christliche kaum, aber der warme Ton berührt recht sympathisch.

Dresden. Dr. Erich Haenel.

Wilhelm von Scholz: Der Spiegel. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

Wilhelm von Scholz ist einer jener seltenen Dichter, die eine ganz merkwürdige Auswahl des Stoffes und der Motive haben. In seinen Gedichten ist eine eigenartige und steile, zackige Linie, so eindringlich und fühlbar, daß sie uns beinahe fremd erscheint. Auch in der technischen Behandlung ist das so. In einer eigentümlichen und sehr originalen, heftigen und betäubenden Form wirken seine Verse wie exotische Blumen. Es ist ein Rhythmus in seinen Gedichten, der außerhalb der Worte lebt, der freuz und quer durch die Sätze rennt, der zuweilen sogar unmelodisch zu sein vermag. Wilhelm von Scholz ist einer der interessantesten Dichter, die ich kenne. In seinen Szenen und Märchen stecken weite und gefährliche Bedeutungen, Erkenntnisse und Lügen, die alle hinter der Peripherie unseres vollbewußten Lebens stehen, die visionär und seltsam lagisch zugleich sind. Es sind Symbole, die wir als Symbole zu fühlen erlernt haben; Symbole, die zu Dingen und zur Wirklichkeit erstarrt sind, und die uns deshalb so ungebündigt und stark erscheinen. „Der Spiegel“ ist ein Buch, das neue Wege mit neuen Dichtern verhängt hat, daß wir seine Ziele nicht mehr erkennen. Prag. Paul Leppin.

Wer Wilhelm von Scholz' Entwicklung verfolgte, mag dieses Buch zum Teil vallendeter, jedenfalls nicht gewöhnlicher Verse als den Abschluß einer Epoche seines selbstbewußten Schaffens nehmen. Es ist ein mit Absicht schwieriges, fast durchaus reflektierendes, gewiß beachtenswertes Werk. Wir finden ältere epische und lyrisch-drama-

tische Stücke, stellenweise von eherner Plastik, oft betont knarrig-wuchtiger Art, diese alle in einem phantastischen, feigneuralen deutschen Mittelalter agierend; dazwischen Gedichte aus dem Ritzelhaftesten des bang belauschten Seelenlebens, lähn — nicht immer glücklich — in's Licht der Worte gehoben, stilisierte Natur, selten rund und rein ohne Gewaltfaktoren, spruchhafte gedrängte, wenn auch nicht unmittelbar gewachsene Formungen spröder Gedanken-erlebnisse, nie ein ganz aerwertliches, oft ein sehr schönes einheitliches Versgebilde (S. 19, 21, 23, 24, 26, 27, 31, 32, 38, 48, 50, 55, 159, 174, 175, 181, 184). Unerkennbar ist Dehmels, nicht gerade willkommen zu heißender, Einfluß (S. 7, 26, 31, 33, 34, 36, 114); eine geflüsterte Dunkelheit macht viele Partien zum Schaben zahlreicher sehr dichterischer Zeilen eigentlich ungenießbar: Hofmannsthals immer mit Gehalt erfüllte, müd-erlauchte Gebärde wird von einem durchaus anders Gearteten — und eigen Gearteten, den Sucht wachsen ließ — ohne Wirkung erstrebt (S. 77 und folg.). Scholz ist dichterisch am glücklichsten im rhythmischen Transponieren wie Hauch flüchtiger Sinnesimpressionen: hier schwillt auch sein Ton wohl lautend-reich an. Und die flüssige, gleitende, sehr gewandt dienende, erfreulich deutsche Sprache dieser Lyrik ist nicht genug zu loben.

M. Weisströden.

Dr. Richard Schaukal.

Einzel-Besprechungen.

Dr. Franz Klafen: Friedrich der Freidige. Geschichtliches Drama in fünf Akten. München, Lenter'sche Buchhandlung. 2. Auflage.

Es ist nicht das erste Drama, das uns Dr. Franz Klafen bringt. „Heinrich Raspe“ ist bereits in dritter Auflage in dem selben Verlage erschienen und im „Agl. Hof- und National-Theater“ zu München aufgeführt worden. Ich selbst kenne dieses Drama noch nicht. „Friedrich der Freidige“ ist als

Sohn Albrecht des Entarteten eine geschichtlich bekannte Persönlichkeit und gewiß auch eine gute Theaterfigur; zu einem dramatischen Helden scheint er mir aber nicht recht geeignet, und der Dichter hat ihn auch — trotz redlichen Bemühens darum — nicht zu einem solchen machen können. Dem Werke selber ist ein energisches Wollen, etwas Gutes, Echtes zu schaffen, unverkennbar auf geprägt.

Die Sprache ist oft schön und edel, voll von markigen sprechenden Bildern, und die Szene zwischen Vater und Sohn, im ersten Akt, ist von echter dramatischer Wirkung, die im Aktschluß ihren Höhepunkt erreicht. Nun erwartet man mehr. Doch der geschichtliche Stoff wird hier dem Dichter zur

Reihe, die er nicht abstreifen kann; er ist ein zu ehrlicher Historiker, und seine Kunst sucht oft vergebens derartige Schwirrigkeiten hinweg zu räumen. Die an sich nicht unbedeutende Gestaltungskraft Klafens hält also nicht bis zum Schluß aus, und so bleibt leider auch der geschichtl. angewendete Mythos, der die Gestalt des Freidigen umgiebt, ohne rechte Wirkung.

Beim Lesen des Drama's drängte sich mir unwillkürlich das Gefühl auf, als hätte sich der Dichter allzu sehr an die geschichtlichen Dramen Wildenbruchs angelehnt; auch die Sprache klingt oft sehr nach „Kaiser Heinrich und Heinrichs Geschlecht“.

Cranienburg. Dr. Paul Rippert.



Büchertisch.

NB.: Die in römischen Buchstaben hier verzeichneten Werke liegen der Schriftleitung in zwei Exemplaren vor — Besprechung in Korreferat-Form vorbehalten.

Wartels, Adolf: Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen. 5. Aufl. Leipzig, Eduard Kromarsch. 314 S.

Sayersdorfer, Adolph: Leben u. Schriften. Aus s.-l.-m. Nachlass herausgegeben von Hans Mackowsky, Ang. Pauly, Wilhelm Weigand. Mit zwöl. Bildnissen. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. 508 S.

Wermann, Edwin: Es lebe der Humor! Neue Dichtungen in hochdeutsch und Schöftisch. Leipzig, Edwin Wermann. 242 S. M. 2.—

Wegge: Sämtliche Werke in vier Bänden. Mit einer Einleitung und Anmerkungen, herausgeg. von Ir. Wolfgang von Wurzbach. Mit vier Bildnissen und einem Brief als Handschriftprobe. 1 Bd. Gedichte (Krieg, um 1740). Leipzig, Max Hoffe. 247 S. h. M. 1.75.

Grun, Carl: Aus den Tiefen des Weltmerzes. Seltenerungen von der deutschen Tiefsee Expedition. 2. Aufl. Hef. 2—4. Jena, Gullies Bilder.

Die Kunst des Jahres. D.utsche Kunstausstellungen 1902. München, F. Beckmann A.-G. 200 S. M. 4.50.

Dies, Jul.: Masulina. Ein Märchenbuch für kleine Kinder mit farbigen Bildern. Köln a. Rh., Gullies A. Co. 57 S. M. 3.—

Deutsche Literaturbilder aus alter und neuer Zeit. Herausgeg. von Axel Hoesli Ribb und Oskar Pisch. II. Jahrg. Nr. 5: Kaiserzeit von Thomsche. Wien XII, Administration der „Deutschen Literaturbilder“. 16 S. 12 Hefte M. 7.— = 7. Roman 3. Heft.

Deutsche Rechtschreibung in Beispielen, Regeln und Aufgaben. Ein Kern- und Übungsbuch für die Volksschule und die unteren Klassen oberer Lehranstalten von einem deutschen Schulmann. 4. verb. Aufl. (Nach der neuen amtlichen Rechtschreibung.) Bielefeld, H. Gerdich. 32 S. M. 0.20.

Geermann, Johann Peter: Gespräche mit Goethe. Mit einer Einleitung, erläuternden Anmerkungen und Register, herausgeg. von Ludwig Ortlege. Drei Teile in einem Bande, mit zwei Bildnissen. Weidm. Max Hoffe. 675 S. M. 1.75.

Gematinger, Emil: Weggefährten. Erzählungen. Braunfeld (Schweiz), Huber & Co. 246 S. M. 2.50.

Galle, Gustav: Hohe Sommerzeit. Neue Gedichte. Hamburg, Alfred Janßen. 106 S. M. 3.—

Gelge, Albert: Emil Jola's Lebensweg. „Die Kaugen „Baccuort“ (Geschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich). Eine Studie. Sonder-Ausgabe aus den Heften zur „Kug. Zeitung“ Nr. 232 u. 233 am 9. u. 10. Okt. 1902. München, Verlag der „Kug. Zeitung“. 20 S.

Glückow, Franz Carl: Ergebnisse. Ein Buch Lyrik. Wien, Verlag neuer Lyrik (Poetische Flugblätter). 128 S.

Goldmann, Paul: „Die neue Richtung“. Polemische Aufsätze über deutsche Theateraufführungen. Wien, G. W. Stern 12. November. 136 S.

Grödel, Dr. W.: Wörter für Vortragsbibliothek und Bibliotheken. Heft 10. „Centralblatt für Bibliothekswesen“. 3. Jahrg. Nr. 11 u. 12 Leipzig, Otto Harrassowitz.

Harst, Ernst: Wut ist das Leben. Noorden. Köln a. Rh., Gullies A. Co. 214 S.

Hesse, Paul: Roman. Hef. 2—15. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. (B. m. b. H.) Verlagsbuchh. in 48 Lieferungen à 40 Pf.

Klanc, Alfred: Schauspiel und Gesellschaft. Eine Studie. Berlin W 15, Johannes Kise. 48 S. M. 1.—

Kreitball, Ernst: Die Wärsenberge. Ein Bilderbuch mit Text. Köln a. Rh., Gullies A. Co. M. 3.—

Rug, Albert: Die Schulpflicht-Schule in Preußen. Aus „Pädagogische Abhandlungen“, herausgeg. von W. Garbe, Bd. VIII, Heft 1, Neue Folge, Berlin, H. Grieben, 16 S. M. 0.40.

Rügiger, Wilhelm von: Drei Vorträge über Kunst. Mit Vorwort von Gottl. v. Rügiger. Leipzig, W. B. Nebe, 91 S. M. 1.20.

Runk und Rüntzer. Monatsheft für bildende Kunst und Kunstgeschichte 1. Jahrg. Heft 1. Berlin, Bruno Cassirer, Sternstraße 14. 4.—

Mantlner, Fritz: Beiträge zu einer Kritik der Sprache. III. Bd. — Zur Grammatik und Logik. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. (H. m. b. H.) 666 S.

Reber, großes Konversations-Lexikon. I. Bd. — K. — Mitgeteilt. 6. Aufl. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Rezeptionen für die Mozart-Gemeinde in Berlin. Herausgeg. von Rudolph Wernke. 14. Heft. Berlin, G. S. Mittler & Sohn. Reiffers, Arthur: Serate Tullie. Eine Oper aus dem Jahre 1645 von Reginald Desfontaines. Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde verfasst und einer hohen philosophischen Fakultät (L. Erlangen) der Königl. Bayer. Ludwig-Maximilians-Universität München zum Examen vorgelegt am 12. Nov. 1900 vordruckt. Wien IX, Arthur Reiffers, 161 S.

Reuber, Rudolf: Media in vita. Gedichte. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. (H. m. b. H.) 187 S. Geb. M. 2.20, geb. M. 3.50.

Rogel, Prof. Dr. Arthur: Die Erde und das Leben. Bd. 1. Mit 264 Abbildungen und Karten im Text. 9 Kartenbeilagen und 23 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Kupfer. Leipzig, Bibliographisches Institut, 190 S.

Rohrbach, R.: Weisheiten im Fortbau. Weisheiten aus der Straße. Zwei dramatische Weisheitsstücke. Aus „Festschrift für Schul und Haus.“ III. Heft, H. Grieben, 22 S. M. 0.50.

Rohrer, Erich von: Der Erlöser. Schauspiel in 4 Aufzügen und 1 Vorspiel. 2. Aufl. Wien, Internationale Anstalt für Literatur und Kunst (J. W. Neukirch) 86 S. M. 2.—

Rohrer, R.-de: Pan — Sonnenopfer der Jugend. Straßburg i. K., Jos. Singer, 87 S.

Rohrer, Heinz: Solrat. Pflanz und Schwert. Roman in zwei Bänden. Bd. VI u. VII der „Auswahl von Heinen ursprünglicher Schriftsteller“. Berlin, W. Sebald & Co. 223 bzw. 210 S. Geb. M. 6.—, geb. M. 7.—

Rohrer, Dr. Friedrich: Die Philosophie der Weltmacht. Ein Entwurf. Leipzig, Jos. Neumann, Neudamm. 71 S. M. 2.40.

Rohrer, Hans: Die Schöpfung. Ein Erzählung. Leipzig, C. G. Neumann, Neudamm. 106 S. 3 Kronen.

Rohrer, Carl: Die Schöpfung. Ein Erzählung aus dem Berg. München, Carl Neumann, 105 S. M. 4.—

Rohrer, Hans: Bilder zu Fritz Reuters Werken. Mit erläuterndem Text von Paul Wanda. Berl. 16—20. Berlin, W. G. Grieben Nachf. (H. Rügiger). 23 Vorkurven à 50 Plg.

Tier: 3 S. G. Ein Bilderbuch nach Originalen von Kunstmaler Franz Schröder. 6 kleine Bauwerke und 24 Bilder in Farben; mit Zensur nicht 16 Seiten Text in Deutsch und Poln. Ein farbiger Quartinband mit spartem, sehr effizientem Umschlag. M. 3.50.

Wagner, Ernst: Rhein-Dämmerungen. Gedichte auf dem Rande. Berlin W 9, Meyer & Wanner, 89 S.

Wagner, Ernst: Harmonien und Differenzen. Jülich, Carl Schmitt, 137 S. M. 2.—

Walt, Karl: Was dem Volkleben Tücht. 182 S. Geb. M. 2.—, geb. M. 3.— — Erste Gedichte aus Tücht. 284 S. Geb. M. 3.20, geb. M. 4.—. Jannstr. 1, Ullinger

Walt, Ernst: Von Schicksal und Tod. Zur Entwicklungsgeschichte der Kunst in der deutschen Dichtung. Berlin, Hermann Schöndube, 190 S.

Walt, Ernst: Schicksal als Kunstphilosoph. Sonderdruck aus „Vertraut“, Jahrbuch der „Globe“ 1903. Herausgeg. von F. W. D. Dr. Neumann. Berlin-Schöneberg, Verlag der „Globe“.

Walt, Ernst: Schicksal als Kunstphilosoph. Sonderdruck aus „Vertraut“, Jahrbuch der „Globe“ 1903. Herausgeg. von F. W. D. Dr. Neumann. Berlin-Schöneberg, Verlag der „Globe“.

Walt, Ernst: Schicksal als Kunstphilosoph. Sonderdruck aus „Vertraut“, Jahrbuch der „Globe“ 1903. Herausgeg. von F. W. D. Dr. Neumann. Berlin-Schöneberg, Verlag der „Globe“.

Walt, Ernst: Schicksal als Kunstphilosoph. Sonderdruck aus „Vertraut“, Jahrbuch der „Globe“ 1903. Herausgeg. von F. W. D. Dr. Neumann. Berlin-Schöneberg, Verlag der „Globe“.

Walt, Ernst: Schicksal als Kunstphilosoph. Sonderdruck aus „Vertraut“, Jahrbuch der „Globe“ 1903. Herausgeg. von F. W. D. Dr. Neumann. Berlin-Schöneberg, Verlag der „Globe“.

Walt, Ernst: Schicksal als Kunstphilosoph. Sonderdruck aus „Vertraut“, Jahrbuch der „Globe“ 1903. Herausgeg. von F. W. D. Dr. Neumann. Berlin-Schöneberg, Verlag der „Globe“.

Walt, Ernst: Schicksal als Kunstphilosoph. Sonderdruck aus „Vertraut“, Jahrbuch der „Globe“ 1903. Herausgeg. von F. W. D. Dr. Neumann. Berlin-Schöneberg, Verlag der „Globe“.

Walt, Ernst: Schicksal als Kunstphilosoph. Sonderdruck aus „Vertraut“, Jahrbuch der „Globe“ 1903. Herausgeg. von F. W. D. Dr. Neumann. Berlin-Schöneberg, Verlag der „Globe“.

Walt, Ernst: Schicksal als Kunstphilosoph. Sonderdruck aus „Vertraut“, Jahrbuch der „Globe“ 1903. Herausgeg. von F. W. D. Dr. Neumann. Berlin-Schöneberg, Verlag der „Globe“.

Walt, Ernst: Schicksal als Kunstphilosoph. Sonderdruck aus „Vertraut“, Jahrbuch der „Globe“ 1903. Herausgeg. von F. W. D. Dr. Neumann. Berlin-Schöneberg, Verlag der „Globe“.

Walt, Ernst: Schicksal als Kunstphilosoph. Sonderdruck aus „Vertraut“, Jahrbuch der „Globe“ 1903. Herausgeg. von F. W. D. Dr. Neumann. Berlin-Schöneberg, Verlag der „Globe“.

Walt, Ernst: Schicksal als Kunstphilosoph. Sonderdruck aus „Vertraut“, Jahrbuch der „Globe“ 1903. Herausgeg. von F. W. D. Dr. Neumann. Berlin-Schöneberg, Verlag der „Globe“.

Walt, Ernst: Schicksal als Kunstphilosoph. Sonderdruck aus „Vertraut“, Jahrbuch der „Globe“ 1903. Herausgeg. von F. W. D. Dr. Neumann. Berlin-Schöneberg, Verlag der „Globe“.

Walt, Ernst: Schicksal als Kunstphilosoph. Sonderdruck aus „Vertraut“, Jahrbuch der „Globe“ 1903. Herausgeg. von F. W. D. Dr. Neumann. Berlin-Schöneberg, Verlag der „Globe“.

Der heutigen Nummer der „Gesellschaft“ liegen Verlagen aus der Thüringischen Verlags-Anstalt in Eisenach, dem Modern-Pädagogischen und Pädagog. Verlag, Charlottenburg 2 und der Allgem. Verlags-Gesellschaft m. b. H., München, bei.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Arthur Seidl in München-Solln II, Sobnlestraße 135, I, Fernruf-Nr. 10124; Sprechzeit der Schriftleitung: Samstag Nachm. 4—6 Uhr; Postzeitungsliste — Bayern: Nr. 1064, Deutsches Reich: Nr. 2926, Österreich: Nr. 1596;

München Anstifter: Prof. Ant. Finkler in München (Salvatorstraße).

NB. Für unentgeltlich eingelassene Besprechungs-Exemplare übernimmt die Schriftleitung überhaupt keine, für unentgeltlich eingelassene Handzettel nur dann Gewähr, wenn das Exemplar beilieg. Brief- und Handzettel, zeitlichlich wie Überlieferungen: ausschließlich an den Herausgeber; Besprechungen, Anzeigen oder Besprechungen: an den Verlag erfordern — Prospektive an Verlagen jederzeit unentgeltlich und postfrei durch die Verlagsverwaltung zu besorgen.

Verlag und Druck der „Gesellschaft“: E. Pierfons Verlag (H. Linde) in Dresden.



Paul Robert.



Band IV. ❁ 1902. ❁ Heft 24.
❁

Die Abhängigkeit der sittlichen von den wirtschaftlichen Zuständen.*)

Von Geh. Sanitätsrat Dr. Konrad Küster.

(Berlin.)

Daß die sittlichen Zustände in den letzten Jahrzehnten immer schlechter geworden sind, das leugnet niemand. Vor Allen sind es die Geistlichen, welche bei jeder Gelegenheit über die zunehmende Sittenlosigkeit eifern und als Heilmittel Frömmigkeit und Kirchenglauben empfehlen. Die Kirche hat Zeit genug gehabt, die Sittlichkeit zu heben — es ist ihr dauernd nicht gelungen. Sie hat Eines stets übersehen: daß die sittlichen Zustände sehr eng mit den wirtschaftlichen zusammen hängen. Nur auf dem Boden gesunder wirtschaftlicher Verhältnisse kann sich auch eine gesunde Moral entwickeln, während bei ungesunden diese sinken muß. Es kann dies auch gar nicht Wunder nehmen; nur das ist zum Verwundern, daß diese gegenseitige Abhängigkeit noch so wenig erkannt wird.

Gegenwärtig herrscht die Jagd nach dem Gelde. Wie könnte es auch anders sein! Nur wer im Besitz von genügenden Geldmitteln ist, kann seine Bedürfnisse befriedigen. Es fehlt aber, wie wir gesehen, infolge der verkehrtesten Finanzwirtschaft, an der genügenden Masse von Geld, und außerdem sammelt dieses sich immer mehr in den Händen Einzelner

*) Hiermit schließt eine größere Reihe von Artikeln — vergl. auch „Gef.“ Jahrg. 1901, 1. Dezember-Heft und Jahrg. 1902 Nr. 2, 5, 9, 14, 21 —, deren innerer geistiger Zusammenhang dem aufmerksamen Leser kaum entgangen sein wird.

T. Schriftl.

an. Geld zu verdienen wird der großen Masse daher immer schwerer gemacht. Wer am meisten die Ellenbogen gebrauchen kann in diesem Kampf um's Dasein, der kommt besser fort als der Bescheidene. Wer ehrlich ist, kommt gegen den Unehrllichen in's Hintertreffen. Beim Handel ist schon in uralten Zeiten die Moral eine sehr bedenkliche gewesen. Hermes war der Gott der Kaufleute und der Diebe. Unlauterer Wettbewerb, Verfälschung der Handelsartikel, ausgaugerische, betrügerische Machenschaften haben bedenklich zu genommen. Selbst der Edelste in der Gesinnung wird durch den erschwerten und oft nutzlosen Kampf, sich und die Seinigen zu ernähren, verbittert; er wird hartherzig und greift schließlich zu Mitteln, die ihn schamrot machen, zu denen er aber gezwungen ist, soll er im Wettkampfe nicht unterliegen. Viele bleiben der schlechten wirtschaftlichen Lage wegen Junggesellen oder heiraten sehr spät. Auch dies führt zu einem tieferen Sittenzustande. Die Prostitution hat zu einem Teil also ihren Grund in der Not. Aber auch die Rehrseite der Medaille, der Reichtum erzieht nicht zur Sittlichkeit. Wer durch schwere Arbeit sich ein Vermögen erworben, der weiß das Geld freilich zu schätzen und versteht auch wohl einen edlen Gebrauch davon zu machen. Wer es aber mühe- los durch Spekulationen erhascht, wer es ohne eigene Arbeit vom Vater ererbt, der verfällt zu leicht dem Müßiggange, der Langweile, den rein sinnlichen Vergnügungen, wie schließlich der Blasiertheit. Ein solches Leben ist angefüllt mit Unmoral und den gräßlichsten Sittenlosigkeiten, etwa in Sternberg'scher Art. Und andererseits die Eier nach dem Gelbe! Spekulanten, die Millionen gewonnen, werden nur noch immer gelbgieriger. Man scheut vor nichts zurück, nicht einmal vor einem mörderischen Ausrottungskrieg ebler, arbeitsamer Bauern! Wo kann hier noch Moral sich entwickeln? Es ist einfach ein Ding der Unmöglichkeit!

Die Kirche, die in sittlicher Beziehung stets machtlos gewesen, ist hierbei ohne jegliche Einwirkung. Es ist auffällig, daß viele Betrüger so genannte fromme Leute sind. Sie gehen zur Kirche, nicht weil sie sich als reuige Sünder fühlen, sondern weil sie sich damit äußerlich den Mantel der Ehrlichkeit um hängen, um im Stillen um so ungehinderter betrügen zu können. Das Christentum haftet uns ja ebenso nur äußerlich an. Die Lehren Christi sind verloren gegangen. Das, was die Kirche aus ihnen gemacht, ist der tieferen Moral gar oft eher schädlich als nützlich. Ich soll beten, glauben, nach der Kirche gehen; dafür winkt mir als Belohnung das ewige Leben im Himmel. Das bedeutet doch, ich soll nicht das Gute thun, weil es an sich gut ist, sondern wegen der Aussicht auf Belohnung; ich soll mir also gleichsam eine Belohnung von Gott erhandeln. Dagegen ist jemand, der zwar

sehr viel Gutes an sich thut, aber nicht kirchlich ist und gläubig, nach der Ansicht der Kirche der Hölle verfallen. Befördert dergleichen wohl die Moral? Doch gewiß nicht! Wir sind ferner nach Ansicht der Kirche sündhaft geboren. Aus eigener Kraft können wir von dieser Sünde nicht los kommen, nur infolge von Christi Tod ist uns die Möglichkeit geboten, durch Glauben an Christum von unseren Sünden im Gnadenwege erlöst zu werden. Erinnert aber dieses Todesopfer nicht an die heidnischen Opfer? Soll Gott nicht durch ein blutiges Opfer erst besänftigt werden? Wirkt die Ausschließlichkeit, aus eigener Kraft sich empor ziehen zu können, nicht zuletzt entzittlichend? Es ist daher kein Wunder, und es muß hierin Niessche vollkommen Recht gegeben werden, daß die christlichen Lehren in der Entartung, wie sie aus den kirchlichen Konzilien entstanden sind, uns eher haben sittlich herab sinken als empor steigen lassen.

Auf diesem, schon modrigen Boden haben nun die wirtschaftlichen Entartungen freies Spiel gehabt. Die Unsittlichkeiten sind wie die Pilze in die Höhe gewuchert. Die Vorbedingung für gesunde ethische Verhältnisse bleibt daher Gesundung unserer wirtschaftlichen Lage. Alle unsere idealen Bestrebungen werden sonst im Sande verlaufen. Vergeblich sind so auch die Bestrebungen einer „ethischen Kultur“. Die Ethik wird zum Wortgefecht, zum leeren Begriff; in Fleisch und Blut des Volkes bringt sie nicht ein. Bei Gesundung der wirtschaftlichen Zustände wird die Gesundung der sittlichen leicht vor sich gehen. Beobachtet man unsere Kinder, so kann man sich überzeugen, daß sie im Gegensatz zur Kirche nicht voller Sünden geboren, sondern daß ein sittlich gesunder Kern in ihnen steckt. Freilich muß man hier von den Kindern alkoholisch verweichter Eltern ab sehen. Diese sind krank und nervös veranlagt. Hier entsteht das Sündhafte, das Verbrecherische aus einem erworbenen krankhaften Zustande. Der Alkoholmißbrauch ist zum größten Teil indes auch nur wieder eine Folge der ungesunden wirtschaftlichen Lage, denn gerade der in Not Geratene greift zum Schnaps, um seine Sorgen zu vergessen. Das gesund geborene Kind hat durchschnittlich gute Anlagen, und erst durch die mangelhafte Erziehung und ein mangelhaftes Vorbild der Eltern gelangt es in die sittenlosen Zustände, die heut zu Tage allerdings vielfach geradezu erschreckend sind. Der Vater muß arbeiten und schuften, um Geld zu verdienen, und hat keine Zeit, sich um die Kinder zu kümmern. Die Mütter haben durchschnittlich eine viel zu wenig zum Denken anregende Schule genossen, als daß sie Verständnis für eine vernünftige Erziehung hätten. In den unteren Ständen müssen sie außerdem schwer mit arbeiten, um den nötigen Lebensunterhalt zu erwerben. Die Kinder wachsen da also wild auf der Straße

auf. Auch hier spielen die traurigen Wirtschaftsverhältnisse wieder auf das Schädlichste mit hinein. Auf Schritt und Tritt stößt man auf solche Schädigungen.

Wie wenig dies erkannt wird, zeigt mir der Widerspruch eines Geistlichen gegen einen Aufsatz von mir: „Wie ist der Entvölkerung des Landes zu steuern?“ — den ich im „Land, Organ für Wohlfahrtspflege auf dem Lande“ veröffentlicht hatte. Ich hatte darin eines geschichtlichen Beispiels aus Irland gedacht, das Professor Dr. G. Burkhardt im „Volks-erzieher“ veröffentlicht hatte. Durch die gemeinsame Verwertung von Grund und Boden war aus einer verwahrlosten Landbevölkerung, in der Mord und Totschlag und die größte Lüderlichkeit bis dahin herrschten, binnen kurzer Zeit ein arbeitsames, nüchternes, sittenreines Volk geworden. Als von den Erben des Verpächters dieses Verhältnis aus Unverstand aufgehoben wurde, trat der alte sittenlose Zustand wieder ein. Es ist das ein glänzendes Beispiel für meine Behauptungen. Aber nicht nur, daß dieses Beispiel als zur Sozialdemokratie führend verabscheut wurde, wurde auch die Besserung der Sitten als unmöglich angesprochen. Man könne in der Wohlfahrtspflege nicht mehr mit arbeiten, wenn solche Anschauungen hoch kämen. Also wieder die unglückliche Verquickung der politischen sozialdemokratischen Partei mit dem Bestreben, unsere wirtschaftlichen Verhältnisse zu heben, und andererseits die vollkommene Verkennung des Einflusses der gesunden wirtschaftlichen Zustände auf die Hebung und zwar sofortige Hebung der sittlichen. Es wäre freilich wünschenswert, daß Geistliche, die auf solchem naiven Standpunkte stehen, ihre Beihilfe zur Wohlfahrtspflege auf dem Lande lieber ganz unterließen, denn sie bilden dann nur ein Hindernis für eine wirkliche Gesundung. Gerade der Landpfarrer müßte ein volles Verständnis für die wirtschaftlichen Zustände auf dem Lande haben. Wo sich jedoch ein Verständnis und eine Zuneigung für diese zeigt, da wird dies aus unbegreiflichem Unverstande als „sozialistisch“ nieder gedrückt, denn alles, was irgend wie mit Sozi beginnt, das wird verabscheut, trotzdem der Staat mit seinen Staats-Posten und Staats-Eisenbahnen in erster Reihe sozialistisch ist und es noch viel mehr werden muß.

Alle idealen Bestrebungen — und beim Deutschen sind sie noch reichlich vorhanden — müßten sich also dahin vereinigen, erst gesunde wirtschaftliche Verhältnisse zu schaffen. Hierfür fehlt, wie gesagt, die klare Erkenntnis noch sehr. Freilich waren auch die Mittel und Wege zur Gesundung bisher noch strittig, oder sie waren nicht durchgreifend genug. Es überwucherte der Doktrinarismus. In den Lehren der „Vobentreformer“ aber und in der Forderung Hugo Schüllers nach einer Papierwährung.

welche die Krönung aller dieser Lehren ist, wie wir sie in den voran-
gehenden Aufsätzen entwickelt haben, ist der Weg für diese Gesundung
sicher gefunden. Man wage nur endlich, sich zu zu gestehen, daß wir
bisher die vernunftwidrigsten Wege gewandelt sind, und daß es die aller-
höchste Zeit geworden ist, mit diesen Richtungen einmal von Grund auf
zu brechen!



Nervensanatorien für's Volk!

Von Dr. med. Alphons Fuld.

(Hombach-Mainj.)

Die zunehmende Ausbreitung des Sanatorien- und Heilstättenwesens
ist eine der markantesten Erscheinungen in der Heilkunde der Gegen-
wart. Mögen auch in zahlreichen Fällen äußere Gründe, wie namentlich
die wachsende Anzahl der Ärzte und das spekulative Interesse des Unter-
nehmertums, den unmittelbaren Anlaß geboten haben, so sind solche Be-
ziehungen doch bei Weitem nicht ausreichend, um jene Erscheinung zu
erklären. Die vielfache Benutzung der Heilstätten Seitens des Publikums
und ihre Errichtung aus öffentlichen Mitteln zu Gunsten der bezugslosen
Bevölkerung beweisen unzweifelhaft, daß sie einem Bedürfnisse entsprechen.
Und diese Thatsache wird leicht verständlich, wenn man sich die gegen-
wärtige Entwicklungsperiode der Heilkunst einmal vor Augen hält. Auf eine
Periode der einseitigen Laboratoriumswissenschaft und des skeptischen
Nihilismus, in welcher die alte hippokratische Heilkunst in Vergessenheit
zu geraten drohte, ist — nicht unbeeinflusst durch die Notwendigkeit, im
Kampfe gegen das Kurpfuschertum die Stellung zu behaupten — wieder
eine Zeit wahrhaft ärztlichen Wirkens gefolgt; die Überzeugung, daß trotz
schwerer anatomischer Veränderungen, trotz der Widerstandskraft para-
sitischer Krankheitserreger noch etwas auszurichten ist, und daß das Heil
des Kranken vorläufig für die meisten Krankheitszustände weniger in dem
Aufsuchen spezifischer, eigenartig wirkender Heilmittel als vielmehr in seiner
sorgfältigen Pflege, in der Berücksichtigung aller Lebensfunktionen, in der
Rückführung der organischen Kräfte zu ihrer normalen Gleichgewichtslage
zu suchen ist, hat der ärztlichen Kunst neues Leben eingehaucht. In

gleichem Maße wie die Wertschätzung der chemischen Mittel auf eine niedrigere, oft allzu niedrige Stufe herab sank, mußten nun auch neben den diätetischen die physikalischen Heilmethoden — die Anwendung von Wasser, Luft, Licht, Elektrizität, von Ruhe und Bewegung — an Ansehen gewinnen; denn gerade sie sind am besten geeignet, den oben aufgestellten Forderungen zu genügen.

Wenn es nun auch gewöhnlich bei rasch vorüber gehenden Krankheiten — wenigstens in jedem besseren Haushalte — gelingt, bei einiger Umsicht und gutem Willen die notwendigen Vorrichtungen für die Pflege und für die Vornahme physikalischer Eingriffe zu improvisieren, so ist das in chronischen Krankheitszuständen doch keineswegs immer der Fall, weil wir hier gezwungen sind, unter Umständen die verschiedensten Heilmethoden zu kombinieren oder mit einander abwechseln zu lassen, und weil ferner Bequemlichkeit und ein gewisser Komfort bei der längeren Dauer der Behandlung von großem Vorteile sind. Komplizierte, teure Apparate zur Vornahme der mannigfaltigsten Wasseranwendungen, für Gymnastik, Elektrizität, Licht u. s. w. sind notwendig — alles Dinge, welche auch in dem opulentesten Privathaus nicht ohne Weiteres zu Gebote stehen können. Aus diesem Bedürfnisse heraus sind denn im Laufe der letzten Jahre in vielen größeren Städten besondere Anstalten entstanden, welche die Kranken zwar nicht verpflegen, wohl aber mit all' jenen Apparaten und Einrichtungen ausgestattet erscheinen, deren die moderne physikalische Behandlungsweise bedarf. Zweifellos wird mit diesen Ambulatorien einem dringenden Bedürfnisse Genüge geleistet, aber sie reichen doch keineswegs für alle Fälle aus; insbesondere nicht, wenn es geboten erscheint, den Kranken für längere Zeit aus seiner gewohnten Umgebung zu entfernen — sei es, um die Ernährung derart zu beaufsichtigen und zu leiten, wie es in einem Privathause nicht möglich wäre, oder um ihn unter den dauernden Einfluß des Arztes und der Anstaltsdisziplin zu versetzen und damit zu einer seinem Zustande angemessenen Lebensweise zu erziehen. So sind die Sanatorien für Stoffwechselkranke, für Zuckerkranken, Fettsüchtige, Blutarme u. s. w. entstanden, und aus dem selben Gedankengange haben sich gemeinnützige Verbände, Kommunen und namentlich die Invaliditäts-Versicherungsanstalten zur Errichtung von Lungenheilstätten für die unbemittelte Schicht der Bevölkerung entschlossen.

Mindestens ebenso notwendig wie für den im engeren Sinne körperlich Kranken ist aber für den Nervenleidenden der Aufenthalt in einer geeigneten Anstalt. Wir denken hier weniger an die schweren organischen Veränderungen des Nervensystems als an die weit größere Zahl von Nervenschwachen,

von Nervösen, Neurasthenischen, Hysterischen u. s. w. — kurz an diejenigen Leidenden, bei welchen die seelische Seite der Störung im Vordergrund steht, deren hochgradige Erregbarkeit oder rasch eintretende Erschöpfung, deren jäher, unmotivierter Stimmungswechsel, deren schrankenlose Launenhaftigkeit die hervorragendsten Symptome bilden. Solche Leidende sind in allen ernsteren Fällen eine Last für sich und ihre Umgebung, und ohne daß eine schwere organische Krankheit vorliegt, können sie doch mit der Zeit völlig unfähig werden, für sich und ihre Familie zu sorgen. Die Aussichten auf Besserung oder Heilung dieser Zustände sind keineswegs so trübe, wie es häufig angenommen wird; aber freilich, um etwas auszurichten, dazu ist es nicht allein notwendig, daß die körperliche Pflege und die Ernährung billigen Anforderungen entspricht — es genügt auch nicht, daß der Leidende von einem geschickten Bedienten massiert und abgerieben, daß er mit den neuesten elektrischen Apparaten oder den modernsten Elektrizitätsformen behandelt werde. Vor Allem ist es notwendig, daß auf sein Gemütsleben in verständiger, sachkundiger Weise eingewirkt wird. Darum muß der Kranke in der Regel aus seiner Umgebung, die weder das richtige Verständnis für seinen Zustand noch die notwendige Autorität besitzt, entfernt und der Aufsicht und Einwirkung eines erfahrenen Arztes unterstellt werden. Hier wird oft in Wochen erreicht, was dort in Monaten nicht gelungen ist; durch vorsichtige Fernhaltung jeder seelischen Erregung, durch geschickte Antunierung zu anregender Thätigkeit, durch das ganze Milieu der Anstalt in Zusammenhang mit den anderen, oben angeedeuteten, allgemein-hygienischen Faktoren wird nicht selten schon in verhältnismäßig kurzer Zeit ein befriedigendes Resultat gewonnen. Die Erkenntnis, daß Nervenleidende heut zu Tage auch unter der arbeitenden Bevölkerung recht häufig sind und daß sie durch Jahre lange Erwerbsunfähigkeit, mehr vielleicht noch als die Tuberkulösen, das Konto der Versicherungsanstalten belasten, ist der Anlaß geworden, daß von den verschiedensten Seiten an diese die Forderung gestellt wurde, gleich den Lungenheilstätten auch Anstalten für Nervenleidende aus ihren Mitteln zu errichten. An der Geneigtheit der Versicherungsanstalten zu dieser Erweiterung ihrer sozialen Wirksamkeit ist allen Anzeichen nach nicht zu zweifeln, so daß wohl in absehbarer Zeit auch Volksheilstätten für Nervenranke zur Verfügung stehen werden.

Während demnach die Krankenfürsorge für die besitzlosen Klassen zur Zeit auf einer erfreulichen Höhe steht, geschieht auch nicht das Geringste für den Mittelstand, für die Kleinbürger, die, ohne gerade mittellos zu sein, doch niemals die hohen Kosten des Aufenthaltes

in einem Privatsanatorium erschwingen können. Und doch giebt es bei unseren heutigen schwierigen Existenzbedingungen gerade unter den Handwerker, kleinen Kaufleuten, privaten Subalternbeamten u. s. w. eine große Anzahl von Nervenleidenden; wird nun auch von einem Angehörigen dieser Klasse ein Privatsanatorium aufgesucht, so schmilzt in der Regel das kleine Vermögen rasch zusammen, und der Aufenthalt muß sogar oft abgebrochen werden, noch ehe er etwas Rechtes genutzt hat. Meistens ist aber ein solcher Versuch überhaupt nicht möglich; der Kranke gebraucht zu Hause inmitten seiner Berufstätigkeit alle erdenklichen Kuren und kommt dabei oft so herunter, daß er kaum mehr im Stande ist, den Lebensunterhalt für seine Familie zu beschaffen.

Es wird wohl von keiner Seite bestritten werden, daß Nerven-sanatorien für den mittleren Bürgerstand zu den dringendsten Bedürfnissen sozialer Fürsorge gehören. Daß die Privatspekulation die Sache in die Hand nimmt, ist weder zu erwarten noch zu wünschen; denn der Gewinn, den der Unternehmer erzielen will, würde zu Preisbildungen führen, welche die Benutzung der Einrichtung seitens derjenigen Kreise, für die sie geschaffen wäre, geradezu ausschließen müßten. Hier muß schon der private Gemein Sinn, wenn möglich in Verbindung mit den öffentlichen Gagnen, den engeren und weiteren Kommunalverbänden, voran gehen, um etwas Brauchbares zu schaffen. Es werden heut zu Tage so vielfache Aufwendungen gemacht für Ziele, deren Dringlichkeit keineswegs immer sicher steht; es läßt sich darum wohl erwarten, daß ein Unternehmen, welches so organisiert wird, daß eine bescheidene Verzinsung des angelegten Kapitals einmal zu erwarten steht, ebenfalls die Unterstützung kapitalkräftiger Kreise finden werde. Die Anstalten müßten gegen einen mäßigen Verpflegungssatz, durch welchen die Kosten wenigstens zum Teil gedeckt und der Sache andererseits das Odium des Almosens genommen würde, Leidenden aus dem mittleren Bürgerstand Aufnahme und sachkundige Behandlung gewähren: an ihrer segensreichen Wirksamkeit wäre nicht zu zweifeln.

Bis jetzt hat die Sache nur erst geringe Beachtung gefunden; unseres Wissens nur im Großherzogtum Hessen, wo der Unterstützungsverein für entlassene Geistesranke, der schon in seinem seitherigen Arbeitsgebiete weit hin Bahn brechend gewirkt, auch diese Angelegenheit in sein Programm mit aufgenommen hat und in eine Agitation zur Beschaffung der notwendigen Mittel eingetreten ist. Hoffen wir, daß seine Bemühungen von Erfolg gekrönt seien und, gleichwie auf dem Gebiete der Fürsorge für die aus den Anstalten entlassenen Geistesranke, auch in dieser Beziehung anderwärts Nachahmung finden mögen!



Heinrich Driesmans.

Von Eduard Plathhoff-Kejeune.

(Tour de Peil), Schweiz.)

Es lohnte sich wohl, einmal zu untersuchen, von welcher Seite der Menscheng Geist die meiste Förderung erfahren hat: von den junftmäßigen Philosophen, die nach regelrechtem Studiengang mit Ämtern, Titeln und Würden überhäuft, für den akademischen Unterricht und die fachwissenschaftliche Forschung leben, — oder von jenen wild wachsenden Zweigen am Baume der Erkenntnis, dem berufslosen und gerade darum berufsmäßigen Denker, der sich von einem unbekanntem Erdenwinkel, vielleicht auch aus dem Lärme der Großstadt heraus Gehör verschafft. Freunde gewinnt und eine Gemeinde ernster, denkender, aufmerksamer Leser um sich versammelt. Das Ergebnis dieser Untersuchung wäre vermutlich, daß der ungunstige Philosoph originaler und schöpferischer, auch künstlerischer und auffälliger wirkt, daß aber der „Philosophieprofessor“ seine Auffassung der Dinge sicherer zu begründen, deutlicher zu entwickeln und besser zu verteidigen weiß.

Heinrich Driesmans mit seinen bisher erschienenen sechs Büchern*) und zahlreichen Zeitschriftenaufsätzen gehört zweifellos zur ersten Gruppe, deren Vorzüge ihm eigen sind, von deren Mängeln er sich nicht ganz zu befreien weiß. Alles, was ich von Driesmans kenne, ist so gut, sachlich

*) Flamentod (Pseudonym: Clemens Henri); Geschäftsstelle der „Versöhnung“ 1897. — Die plastische Kraft in Kunst, Wissenschaft und Leben; Leipzig 1898, C. G. Naumann. — Das Keltentum in der europäischen Blutmischung. Die Wahlverwandtschaften der deutschen Blutmischung: Eine Kulturgeschichte der Rasseninstinkte. 2 Bde. Leipzig 1900, Eugen Diederichs. — Norik von Egidij: Sein Leben und Wirken. Dresden 1900, Vierzon. — Aufsätze seit 1895 in der (eingegangenen) „Wahrheit“, der „Versöhnung“, „Kritik“, „Gesellschaft“, „Deutsche Kunst“ und „Zeit“. Inzwischen erschien wieder Rasse und Milieu: „Kulturprobleme der Gegenwart“ Bd. V (Berlin 1902, Johannes Kade), das uns mit der Korrektur dieser Zeilen zugeht.

und bescheiden geschrieben, daß die Auseinandersetzung mit seiner Gedankenwelt eine Freude ist. Es wird kaum jemanden geben, der ihm im Einzelnen zustimmen wird; es sollte sich aber auch niemand finden, der bei ihm nicht reiche Anregung und kräftige Förderung fände.

Für die Darlegung der Grundanschauung unseres Denkers bietet sich ein äußerlicher Anknüpfungspunkt, der für Driesmans selbst vielleicht zu einer entscheidenden innerlichen Triebkraft geworden ist: ich meine sein Verhältnis zu Egidy, dem er in einer von tiefer Bewunderung eingegebenen, aber doch im Ganzen ruhig und maßvoll geschriebenen Biographie das schönste Denkmal gesetzt hat. Wissen wir, wie sich die Kulturbedeutung Egidy's bei Driesmans spiegelt, so sind wir auf dem besten Wege, Driesmans' eigene Gedanken über das Zustandekommen unserer modernen Kultur und ihre zukünftige Gestaltung zu verfolgen. Es geht aus dem sehr lesenswerten Egidy-Buche eine Erkenntnis hervor, die mir in diesem Umfange neu war: die von der Vorzüglichkeit des Mannes, der Lauterkeit seines Charakters, der Tiefe seiner Menschenliebe, der taktvollen, hilfreichen Beschäftigung mit der einzelnen Menschenseele. Egidy war danach ein geistiger Wohltäter seiner Zeit, eine gewaltige Kraft zum Guten, man darf es wohl mit der im Beiwort liegenden Beschränkung sagen: ein heiliger Mensch.

Aber man mache sich doch auch klar, was in diesen Worten nicht liegt. Hören wir Driesmans selbst (S. 129): „Egidy war kein Religionsstifter, kein Reformator, kein Sektenstifter . . . er war kein geistiger Held, man kann ihn nicht einmal einen großen Geist nennen.“ . . . Mit diesen treffenden Worten stimmt aber vieles im Buche nicht überein. Man kann den Menschen Egidy nicht überschätzen, vielleicht auch den Apostel, den „Willensarzt“ nicht; den Denker Egidy jedoch haben Viele, hat auch Driesmans wohl überschätzt. Es liegt im Wesen des „Apostels“, d. h. doch des thätigen Verbreiters und Kompilators alter Wahrheiten, die unmittelbare Gegenwart außerordentlich, die Zukunft so gut wie nicht zu beeinflussen. Der Apostel wirkt mehr körperlich, von Mensch zu Mensch, im Besprechungszimmer, in der Gesellschaft, der Versammlung; der Denker wirkt geistiger, unsichtbarer auf dem Umwege des gedruckten Buches, der nach geschriebenen Rede, im besten Falle des Briefes.

Man muß sich darüber klar sein: Egidy hat nichts Neues gebracht! Er hat die ethischen Bestrebungen seiner Zeit mehr oder weniger logisch zusammen gefaßt; er hat — was man sekundäre Originalität nennen könnte — einige wertvolle und vergessene Gedanken wieder belebt oder neu erfunden. In einer weiten und nicht recht durch gearbeiteten Synthese

faßte er Temperenz- und Friedenspropaganda, Sportfreudigkeit und Erziehungsreformen (gemeinsamer Schulunterbau für alle Stände und beide Geschlechter), ethische Kultur und undogmatisches Christentum, protestantische Bibelkritik und altkatholische Wiedervereinigungsversuche der Kirchen zusammen. Als sekundär originell lassen sich sein so genaunter Edelanarchismus und seine Lehre vom radikalen Guten, sein Kampf gegen die Bedeutung des Leidens und die Gnade und für das „Christentum Christi“ bezeichnen. Eminent modern war sein Respekt vor dem Entwicklungsgefesetz und sein Kampf gegen das Absolute und Objektive im Christentum zu Gunsten einer Nebeneinanderstellung der herrschenden Religionen, Konfessionen und Parteien aller Richtungen. Daraus darf man freilich nicht auf eine wissenschaftlich-künstlerische Bildung Egidy's oder auch nur auf Verständnis für das geschichtlich Gewordene schließen. Wie alle heiligen Menschen war er ein Kind in seiner Menschen- und Sachenkenntnis. Er konnte sich vielleicht an eine suchende Seele, aber sicher nicht an eine gegebene Lage an passen. So kam er nicht in den Reichstag, weil er sich nicht der von seinen Konkurrenten verwendeten Mittel bedienen wollte. So erlebte er auf dem Frankfurter Evangelisch-sozialen Kongreß 1894 jene bedauerliche Niederlage — das einzige Mal, daß ich den Guten reden hörte —, weil er seine Gedanken nach Umfang und Inhalt nicht der Kritik eines Referats an zu passen vermochte. So konnte er auch in seinen so trefflich gemeinten reformatorischen Plänen, wie sie die Worte Volkstönigtum, Menschheitsreligion und politische Parteilosigkeit andeuten, nichts seinen Tod Überdauerndes erreichen.

Ihn mit Driesmans als Sprachkünstler und Wortbildner zu preisen, scheint doch auch bedenklich: „Gottgewollte Zustände“, „menschenwürdiges Dasein“, eigener Hoherpriester, Liebe ist Kraft, nur Kampf, kein Krieg — das alles hat man vor Egidy schon gesagt; „menschgefollt“ und „menschentsprechend“, „Entkonfessionalisierung“ dagegen sind Neubildungen, die sich schon nicht mehr zu halten scheinen. Unbegreiflich ist aber, wie Driesmans die Solidarität im Guten und Bösen als eine Erfindung Egidy's preisen kann: sie zieht sich doch wohl vom mosaischen Gesetze durch die ganze jüdische und christliche Theologie bis zur Gegenwart. — Egidy war ein Optimist, der sich wie so mancher extreme Pessimist mit den seinem Glauben widerstrebenden Thatsachen nicht abfinden konnte und wollte. Aber die Wirklichkeit rächt sich an Allen, die sie im Guten oder Bösen vergewaltigen: sie löscht aus ihrem Gedächtnis, wer sich an ihr vergieng. Egidy war eine Großmacht zu seinen Lebzeiten: er bedeutet als geistige Persönlichkeit nichts für die Zukunft.

Was kann nun ein so belesener, von moderner Kultur durchtränkter Zivilist wie Driesmans von dem Offizier Egiby, der in Wissenschaft und Kunst wenig beschlagen war, an entscheidenden Anregungen empfangen haben? Man erlaube mir zu bezweifeln, daß von solchen, ohne intime persönliche Bekanntschaft mit Egiby, allein durch Lektüre seiner Schriften die Rede gewesen wäre. Sehen wir von dieser unkontrollierbaren Vermutung ab, so bleibt etwa Folgendes.

Der Berührungspunkt der beiden so verschiedenen Geister liegt in dem stilistisch nicht nachzuahmenden, sachlich ausgezeichneten Satz: „Religion nicht neben unserem Leben, unser Leben selbst Religion“, sowie in seiner Erweiterung auf die Gebiete der Wissenschaft und Kunst. Driesmans teilt mit Egiby die Empfindung, daß unser Alltagsleben von den erhebenden geistigen Mächten nicht durchdrungen wird, denen wir nur in Feiertagsstunden ehrfurchtsvolle Beachtung schenken, ohne sie in unsere berufliche Existenz und unseren sozialen Verkehr mit hinein zu ziehen. Die Schuld dieses Uebelstandes könnte auf Seiten der Genießenden liegen, die es vorziehen, die geistigen Güter am Sonntag mehr oder minder passiv an sich vorüber ziehen zu lassen, statt sie im Werktagsgetriebe als ein göttliches Ferment mit bewußter Willensanstrengung selbst wirksam zu machen. Driesmans sieht den Fehler viel mehr bei den Schaffenden als bei den Genießenden. Er scheint zu glauben, daß, wenn die Schaffenden in Kunst und Wissenschaft ihre Pflicht thun, die Genießenden es an einer kräftigen Anstrengung ihrerseits nicht fehlen lassen werden; Schaffen ist für Driesmans gleichbedeutend mit Originalität und Individualität. Schaffen heißt: das Gegebene in sich ordnen, vereinheitlichen und nach außen ab grenzen, es kurz gesagt mit plastischer Kraft durch bringen. Das eben fehlt unserer Zeit des Niederganges. Wir ahmen nach und beobachten, statt zu gestalten; die Dinge nehmen uns, nicht wir die Dinge gefangen. Das Praktische, Nützliche, Augenfällige zieht uns an. Wir gönnen uns nicht mehr die Zeit, die in uns schlummernden Möglichkeiten willenskräftig zu entwickeln, das uns Eigene zum Nutzen Anderer heraus zu arbeiten. Die Kunst, statt uns vorbildlich aus dieser Geistessträgheit heraus zu helfen, hat uns durch den Naturalismus erst recht hinein gebracht. Er ist der moderne Triumph der plastischen Ohnmacht unseres Zeitalters, denn er zermalmt unter dem Gewicht trivialer Thatfachen alles an originaler plastischer Kraft in unserem Geschlechte noch Vorhandene.

Was der Naturalismus für die Kunst, ist der Spezialismus für die Wissenschaft. Dort wurde Kunst mit Wirklichkeit, hier Bildung mit Wissen verwechselt. Unser wissenschaftlicher wie unser künstlerischer Betrieb ver-

folgt unsachliche Zwecke. Ist es hier das niedrige Spekulieren auf das lusterne Ergötzen und den niedrigen Geschmack der Masse, so ist es dort die Titel- und Gewinnssucht, das Drängen zu der den praktischen Beruf und Verdienst ermöglichenden Examensthür. Bildung und Wissen — weit entfernt davon, identisch zu sein — stehen in geradezu umgekehrt proportionalem Verhältnis: sie schließen einander aus, denn was ist Bildung? Die Erkenntnis des wesentlichen Gesetzes in der unwesentlichen Erscheinung, die richtige Wertung der Lebensereignisse. Wissen aber ist die Übersättigung mit neben einander geordneten Thatsachen, der Zwang, sie zu irgend einem praktischen Zwecke gedächtnismäßig einzeln reproduzieren zu können.

Das religiöse Gebiet weist die gleichen Erscheinungen der Veräußerlichung und Gehaltlosigkeit auf. Je bedeutungsloser der religiöse Inhalt, das religiöse Seelenleben als ein Gefühls- und Willenszustand wird, desto größeren Wert erhalten die Kultformen und die objektive gedankenlose Zustimmung zum Dogma. Überall das gleiche Bestreben: das eigene Denken, das tiefe Empfinden, das kräftige Wollen und freie Gestalten ein zu schläfern und es im Rausche der Sinne, in mechanischer Arbeit „wissenschaftlicher“ oder praktischer Art zu betäuben.

Welches wird nun die Zukunft der so geschilderten Ksterkunst, Ksterwissenschaft und Ksterreligion sein? Welche Aufgaben und Ziele ergeben sich aus dem gegenwärtigen Zustande? welche Mittel, ihn zu beseitigen? Wir müssen „von der Kunst der Kunstwerke zur Kunst des Lebens und von der akademischen Wissensbildung zum lebendig empfundenen Wissen die Brücke schlagen“. Und wie wäre das praktisch durch zu führen? Die Religion ist schon lange im Niedergange begriffen, die Entartung der Kunst ist im Naturalismus erfolgt, der Tod der Wissenschaft liegt im Spezialisismus. Aus dieser dreifachen Götterdämmerung aber wird neues Leben erblühen. Religion, Kunst und Wissenschaft nicht mehr neben unserem Leben; unser Leben selbst Religion, Kunst und Wissenschaft. Sie waren alle drei bisher tote Mächte, weil uns das Organ zu ihrer Verarbeitung fehlte; wir brauchen vor Allem eine religiöse, künstlerische und wissenschaftliche Erziehung. Unserem Gefühls- und Willensleben muß nach langer Vernachlässigung die Pflege zu Teil werden, die unser Verstand in allzu reichlichem Maße erfahren hat. Dazu erweisen sich die bisher üblichen Bildungsmittel als völlig ungeeignet. Unsere Museen werden z. B. nur dann ihre Mission erfüllen, wenn sie die Kunstwerke nicht nach äußeren Rücksichten neben einander hängen, sondern mit der Unterstützung des Kunstgewerbes zu einem stimmungsvollen Gesamtbild in gesonderten Räumen ordnen. Es ist für-

unsere Zeit wichtiger, die vorhandenen Kunstschätze älterer Meister durch Reproduktionen nutzbar zu machen, als schwächliche Neuheiten zu produzieren, da die Gegenwart zur Erzeugung originaler Kunstwerke nicht mehr im Stande ist.

Auch auf dem wissenschaftlichen Gebiet ist es geraten, der quantitativ ebenso reichen als qualitativ armen Produktion Einhalt zu thun. Nicht auf Vermehrung, sondern auf vermindernde Zusammenfassung des Wissbaren kommt es heute an. Wir brauchen große Zusammenhänge, Einführung in den Geist einer Zeit und Aufzeigung der alle Zeiten gleich beherrschenden Gesetze und Typen. Uns sind Fermente nötig, die den gewaltig anwachsenden Stoff anatomisch und analytisch zerlegen, die alles geistige Geschehen auf seine Hauptformen reduzieren und assimilationsfähig machen. Dieser Vereinfachung und Aufnahme des Wissens sollen unwissenschaftliche, künstlerische Volkshochschulen dienen, deren Aufgabe weniger die Mitteilung des Wissens als die Schulung des zu seiner Aufnahme nötigen Gefühls (Rechtsgefühl, Kunstgefühl, religiöses Gefühl u. s. w.) sein wird. Nur so gelangen wir zu echter, „esoterischer“ Bildung, zu persönlichem, erlebtem Wissen.

*

So weit Driesmans in seinem programmatischen Buche über die plastische Kraft. Es ist nicht leicht — und vielleicht ist es mir nicht gelungen —, seine Grundgedanken aus den in zahllose Einzelbetrachtungen zerfallenden, teils von geistvollen Anregungen, teils von allbekannten Dingen durchzogenen, hundert Kapiteln zusammen zu fassen. Das Buch ist nichts weniger als übersichtlich, wie die disparaten Überschriften schon beweisen; auch ist der Parallelismus seiner drei Teile äußerlich zu wenig hervor gehoben.

Doch zur Sache selbst, über die einige Anmerkungen erlaubt sein mögen. Die Grundthese des Verfassers, daß unser Aller Leben einer viel tieferen Durchdringung durch die Mächte der Kunst und Wissenschaft bedarf, daß eben diese ohne das Bewußtsein ihrer Lebensbedeutung jedes Daseinsrecht verloren haben, ist vielleicht nicht neu, sie ist jedenfalls zeitgemäß und eine Lebensfrage unserer geistigen Zukunft überhaupt. Man braucht sie darum mit Driesmans nicht zu überspannen und von einem Tode der Kunst zu reden, dem logisch ein Tod der Wissenschaft zu Gunsten eines künstlerisch und wissenschaftlich geführten Lebens entsprechen müßte. Die Thatsache, daß wir unsere Fähigkeiten als Künstler und Gelehrte im Leben unmittelbarer zur Geltung bringen, impliziert noch keineswegs das Verschwinden beider Geistesäußerungen als selbständiger Mächte. Es liegt

überhaupt dieser Behauptung einer Selbstauflösung der vom Leben verschlungenen Kunst und Wissenschaft eine merkwürdige Unklarheit über das Wesen und Daseinsrecht beider zu Grunde. Driesmans meint ja auch im Grunde nicht, daß die Wissenschaft, er glaubt und hofft nur, daß ein bestimmter wissenschaftlicher Betrieb aufhören werde. Den „Tod der Kunst“ verkündet er hingegen mit Bestimmtheit. Er kann es, weil er in der modernen Kunst nur den Naturalismus sieht und bekämpft, also gegen eine Erscheinung polemisiert, die seit bald einem Jahrzehnt wieder zu verschwinden beginnt. Was die Kunst seither an gesund realistischen und symbolistischen Werken produziert hat, die, wie z. B. die Ibsen'schen Dramen, eine weit größere, plastische Kraft verraten, zieht Driesmans nicht in den Kreis seiner Betrachtung. Die Kunst hat es aber, nach ihren letzten Offenbarungen zu schließen, mit dem Sterben noch nicht gar so eilig.

Der Kampf für die Persönlichkeit, wie ihn Driesmans mit einer Mehrheit der Zeitgenossen führt, ist im Wesentlichen ein Kampf gegen den Intellektualismus, d. h. für die Rechte des Gefühls und die Erstarkung des Willens. Gegen die Existenz des Übels wird freilich nur mit Erfolg streiten, wer über seine Herkunft im Klaren ist. Wie kommt es denn eigentlich, daß man dem Geiste eine viel gründlichere Ausbildung zu Teil werden läßt als dem Gefühl und dem Willen? Weil die Mitteilung objektiver Thatsachen um vieles leichter ist als die Einwirkung auf ein subjektiv unendlich stärker bedingtes Gefühls- und Willensleben, weil das Individualisieren an Kraft, Zeit und Begabung des Lehrenden ungleich höhere Anforderungen stellt als das Schablonisieren. Voraus gesetzt nämlich, daß künstlerisches Empfinden und Wollen überhaupt lehrbar sind, und daß sich Wissen, wie Driesmans will, durch Lehren erleben läßt! Ich möchte ihm gar zu gerne ein paar junge Menschlein an die Hand geben, die er ein Jahrzehnt nach seiner Methode behandeln könnte. Ich fürchte, er wird den gewollten Idealmenschen auch bei großem praktischem Geschick nach seinen Theorien allein nicht heraus bekommen. Die meisten der Driesmans'schen Vorschläge haben einen halb praktischen Charakter: der Weg zur Durchführung ist gewiesen, aber wer ihn freudig betritt, verirrt sich nach langem Wandern im Gestrüppe.

Für ihn liegen die Dinge ja sehr einfach. Das Vielerlei der modernen Geistesthätigkeit muß vereinfacht und mit einander in kausale Beziehung gesetzt werden. Wie in der Naturwissenschaft Gesetzmäßigkeit herrscht, so soll auch im Geistesleben alles auf einen Grundstoff zurück geführt und als im Dienste einer Tendenz stehend erkannt werden. Die Erkenntnis muß durch bringen, daß die selben Gesetze in der Natur wie

auch im Geiste herrschen. Für einen besonderen Fall, das Gesetz der Kraft-erhaltung, weist Driesmans mit einer gewissen Entdeckerfreude die Parallelität zwischen Natur und Geist nach: es geht keine Anstrengung verloren, es entspricht der Schwäche auf dem einen die Stärke auf dem andern Gebiete. Diese Kompensationslehre ist ja gut und schön, wenn man sie nicht in die letzten Konsequenzen verfolgt, d. h. wenn man die ihr zu Grunde liegende Gerechtigkeit als im Ganzen waltend anerkennt, ohne sie im Individuum zu suchen: ein schönes Mädchen ist nicht immer dumm, ein häßliches darum nicht gescheit, ein Gelehrter nicht immer ein Tölpel u. s. w. Für größere Gruppen, eine Nation, vielleicht auch eine Familie, kann man sich das Gesetz der Krafterhaltung schon eher gefallen lassen: hier ist in der That ein Vorstoß nach einer Richtung durch einen Rückzug nach der andern bedingt.

Im Allgemeinen hat aber die Parallelfekung des natürlichen mit dem geistigen Geschehen viel Bedenkliches. Unseres Denkers oratio pro domo gegen die Titelsucht, den Wissensdünkel und die unpersonliche Spezialistengelehrsamkeit wollen wir uns sicherlich gefallen lassen; allein es hat doch auch seinen Nutzen, sich in wissenschaftlichen Debatten ein wenig auf dem Laufenden zu erhalten. Wenn Driesmans die um die Lamprecht'sche „Deutsche Geschichte“ sich gruppierende Streilitteratur eines Rickert, Bindelband, von Below ein wenig verfolgen will, so wird er sehen, daß es um den Begriff des „Naturgesetzes“ nicht gut, um den des geistigen Gesetzes sehr schlecht bestellt ist. Die von Driesmans geforderte Exaktheit in geistigen Dingen geht weit über die Thesen Lamprechts hinaus, zu Taine zurück: die Tugend muß auch für den Determinismus eines Driesmans sich wie Bitriol und Zucker analysieren lassen! Für diese Denker ist eben so manches erklärbar und lehrbar, was Unsereiner noch ganz naiv als ein Wunder anschaut.

Doch nein, könnte Driesmans einwenden: es ist schwer, fast unmöglich, zur Lebenskunst, zum erlebten Wissen zu erziehen. Dazu gehört nicht nur Fleiß, Geschick und Verstand, es gehört eine natürliche Prädisposition, eine seelische Veranlagung dazu, die man mit auf die Welt bringt, aber sich nicht erwerben kann. Wollen wir also das Übel an der Wurzel angreifen, so müssen wir andere Menschen zur Welt bringen. Das Erziehungsproblem in Kunst und Wissenschaft ist in letzter Linie ein sexuelles Problem; die plastische Kraft in beiden ist nur eine Spielart der physiologischen Zeugungskraft und Gebärtüchtigkeit. Der Nachweis dieses Parallelismus, die Aufzeigung der bis in's Kleinste reichenden geschlecht-

lichen Bedingtheit von Mann und Weib ist gut gelungen. Es wird sich schwer leugnen lassen, daß in jeder irgend wie gearteten Beziehung zum anderen Geschlechte der sexuelle Ton mit anklingt — das sind alte Wahrheiten, die zu wiederholen immerhin verdienstlich ist. Neu sind nur die Zukunftsgedanken, in denen Driesmans sich beinahe als Prophet und Reformator gebärdet. Er empfiehlt uns einen Kultus der Liebe höherer Art, in dem der Geschlechtsgenuß nicht Selbstzweck, sondern Mittel zur Erzeugung des höheren Menschen sein soll. Geschlechtsgenuß ohne Liebe ist Sünde; wo aber Liebe ist, kann ihn kein Gesetz zur Sünde stempeln. Die Anschauung von der Reinheit des Geschlechtsakts, der das Tageslicht nicht zu scheuen brauche, muß der Religion zum Troß allgemein werden. Die heilige Ehe wird der schamfreie Kultus des werdenden Menschen sein.

Es ist zweifellos erfreulich, wenn das Problem einmal mit fester Hand angefaßt und mit dem Erziehungsproblem überhaupt in Beziehung gebracht wird. Jedoch Driesmans giebt hier noch zu wenig — und zu viel. Zu wenig, denn die Einzelfragen nach der rechtlichen Gestaltung dieses neuen Verhältnisses, nach den veränderten Lebensbedingungen in Verkehr, Nahrung, Kleidung, Haushalt u. s. w. müssen doch berührt werden. Zu viel, denn das Kind wird wieder einmal mit dem Bade aus geschüttet. Die Welt wird dadurch nicht vernünftiger, daß man sie auf den Kopf stellt. Hätte Driesmans uns praktische Vorschläge gemacht, wie wir der Prostitution durch frühzeitiges Heiraten ein Ende machen oder wie wir eine Zeitehe regelrecht organisieren könnten, so hätte er mehr für den Liebeskult getan als durch seine mystisch lächelnden Prophezeiungen. Mir scheint die Grundfrage die zu sein: Soll die Ehe auf der Befriedigung geschlechtlicher Bedürfnisse oder auf geistiger Zusammengehörigkeit in erster Linie gegründet sein? Sieht die Möglichkeit, gesunde und willenstüchtige Kinder zu zeugen oder die Möglichkeit gegenseitiger geistiger Ergänzung den Ausschlag? Das große Rätsel der Ehe liegt ja eben in dem naiven egoistischen Glück der Liebenden, das nachher durch das sich ankündende dritte Leben in andere Bahnen, — bald neuer Einigkeit, bald des Zwiespaltes — geleitet wird. Verstehet ich Driesmans recht, so soll der Gedanke an die Nachkommenschaft der erste und Ausschlag gebende sein. Er meint offenbar (mit Schopenhauer), Liebe sei die instinktive Erkenntnis einer guten Kreuzungsmöglichkeit. Sie mag das in einzelnen, in vielen Fällen sein — als bewußtes Ziel (nach Nietzsche) wird sich der Züchtungsgebante nicht wohl in den Vordergrund stellen lassen. Es ist sehr wohl denkbar, daß wir dort lieben, wo die Züchtung verfehlt ist, und dort gleichgiltig bleiben, wo sie gelänge. Die Mischung des geschlechtlichen und des geistigen

Gefallens ist im Einzelfalle so verschieden, daß es sich nicht lohnt, den von Driesmans empfohlenen Liebestult, der einem Teil der Fälle wohl gerecht wird, mit der herrschenden Praxis, die einen andern Teil befriedigt, zu vertauschen.

Noch einmal: wer auf das praktische Leben einwirken will, muß sich die Mühe kleiner, die Sachlage leise wandelnder Einzelvorschläge nicht verbieten lassen. Aber die Propheten haben leider immer ihre Weisheit verkündet und die arme Menschheit dann „der Pein überlassen“. —

Die verlorene „plastische Kraft“ in Kunst und Wissenschaft erlangen wir also erst dann wieder, wenn sie in unserem Geschlechtsleben zu neuer Macht und Freiheit gelangt. Woburch aber haben wir sie denn verloren? Wer ist an dem unaufhaltamen Niedergange schuld, der unsere Zeit kennzeichnet?

Wie Driesmans von der geistigen zur sexuellen Kraftäußerung zurück gieng, so sucht er nun die Quelle der modernen Kraftlosigkeit in der Geschichte auf und findet sie in der eigentümlichen Rassenmischung der europäischen Kulturvölker, in der Wahlverwandtschaft ihrer Blutmischungen. Denn allein durch Rassenmischung entsteht nach seiner Ansicht Kultur; nur bei dem Primat des fränkischen, slavischen und angelsächsischen Elements, das von dem Keltenum so zu sagen sekundär befruchtet wird, entsteht schöpferische Kultur. Dem in zwei Bänden gegebenen historischen Einzelnachweis dieser Behauptung können wir hier bei einer Skizzierung Driesmans'scher Weltanschauung leider nicht folgen.

Wir haben es in Heinrich Driesmans offenbar mit einem originalen Denker zu thun, dessen Lektüre gerade um der wertvollen Einzelanregungen willen zu empfehlen ist. Bitten möchten wir ihn in seinem und unserem Interesse um Dreierlei: seine Grundgedanken von allen Abschweifungen frei zu erhalten; ihnen einen möglichst unpolemischen, unprophetischen, wissenschaftlichen Ausdruck zu geben, und sie in ihrer praktischen Durchführbarkeit sorgfältig zu erweisen.



Verkehrte Welt!

Von Carl Spitteler.

(Kupern.)

Werfen wir einen Blick über unsere gesamte heutige Kunstübung, so finden wir: Die Malerei und Plastik strebt nach Poesie, inspiriert sich durch die Phantasie, füllt sich mit Gedanken, spricht symbolisch, macht

sich mit Mythologie, Personifikation, Allegorie zu schaffen. Die Musik, so viel sie nur irgend kann, auch; ja sogar viel mehr, als sie nur irgend kann. Dagegen die Poesie soll sich einzig und allein mit der Wirklichkeit abgeben; soll nicht aus der Gegenwart, nicht über den Erdboden hinaus dürfen; soll ihrem natürlichen Inhalt, der Phantasie und dem Gedanken und ihrem natürlichen Ausdrucksmittel, der rhythmischen Sprache, entsagen. Prosa mit aufgeblasenen symbolischen Titeln, die zum Inhalte passen wie die Flagge auf ein Modderschiff, sei ihr Ziel. Alle Künste mögen und dürfen dichten, einzig die Dichtkunst soll nicht dichten.

Dergleichen läßt mich an der überlegenen Geseitheit unseres Zeitalters zweifeln, trotz — oder vielleicht gerade wegen seiner stupenden litterarischen Weisheit.

* * *

Nun möchte ich bei Leibe nicht meiner lieben Freundin, der Malerei, das Dichten verargen. Nur meine ich, die Poesie, die den Maler schmückt, möchte auch dem Dichter nicht so übel anstehen. Und warum die Malerei durchaus ein Monopol auf Renttauren haben sollte, das vermag ich nicht einzusehen. Hat sie etwa ein Patent? Hat sie die griechische Mythologie gepachtet?

Welcher Kunst ist denn die freie Erfindung eigentümlich und wesentlich? Ich denke der Dichtkunst. Die Sprache sagt: „etwas erdichten“ und nicht: „etwas abbichten“. Dagegen der Malerei gehört die freie Erfindung nur leihweise an. Die Sprache sagt nicht: „etwas erzeichnen undermalen“, sondern „etwas abzeichnen und abmalen“.



Heimat und kosmische Dichtung.

Von Dr. Th. Baeschlin.

(Basel.)

Selbst in Kreisen, die für Litteratur einigen Sinn erübrigt zu haben ver-
meinen, steht man, auch in der Schweiz, den Dichtungen Carl Spitteler's gleichgiltig gegenüber. In besonderem Maße gilt dies für den „Olympischen Frühling“. Die Gelehrten ärgern sich über das freie Schalten mit den klassischen mythologischen Gestalten; das übrige Publikum ist erstaunt und wundert sich über den Wagemut, „gebildeten Leuten“ überhaupt ein Epos als Lesekost vor zu setzen.

Und doch, wie reich ist der Genuß dieser Dichtung, besonders auch für Schweizer! Eine herrlichere Verklärung unserer heimischen Bergwelt ist uns noch nie beschieden worden. Wer sich nicht mit der flüchtigen Bekanntheit etwa des ersten Gesanges begnügt, wird mit bei pflichten. Hand in Hand mit der unserer Bergwelt entnommenen Beschreibung der Auffahrt der Olympier geht auch eine sprachliche Bereicherung, die einfach Herz erfreuend wirkt.

Milchige Neußen brausen in den Schachen zu Füßen der wanderlustigen Götterschar. Steinschlag und Lawinengefahr bedrohen die Siligen, und in den schroffen Gletscherspalten hausen Furien. Alle Schrecknisse der Hochgebirgswelt stellen sich ihnen entgegen. — Daneben fehlt auch nicht das Liebliche. So weist Hades den Felsendurchgang zum herrlichen Hochthal mit den Worten:

„Dies ist der Markstein, sprach er, hört mich an darum:
Reimlich durch diese Hochfluh führt ein Höhlengang“ u. s. w.

Wer denkt da nicht an das Urferenthal, welches im Urnerloch einen solchen natürlichen Felsenzugang besitzt. Wohl bekannt mutet uns die ermüdende Täuschung an, welche die Götter erleiden mußten, da sie über weiche Basen und rauhe Nigen Stunden lang anstiegen, das Ziel immer nahe wähnend.

Wie glücklich Spitteler bei der Anwendung des Dialektes verfährt, will ich nur an ganz wenigen Beispielen zeigen.

„Als ob des Berges Oberhaut sich schelfernd löse“, fahren Schutt, Felsstrümmen und die gestürzten Götter, glatte Bahu fegend, in wirrem Knäuel zu Thal. Kronos, der neuen Olympbewohner ansichtig geworden, kann es nicht verwürgen, daß sein Herrschertum zu Ende ist.

Dann bei der Einfahrt in den Golf der olympischen Stadt:

„Jetzt gleich, wie wenn am Markttag früh beim Morgengrauen
Der Fährmann stadtwärts steuert den beladenen Rauen“ —

Nauen werden die Frachtschiffe des Vierwaldstädtersee's genannt. Von ihnen wurde in früheren Zeiten der gesamte Verkehr über den See weg besorgt.

Solchem reich beladenen Marktschiff möchte ich Spittelers Gabe vergleichen; es birgt Früchte und Freuden die Fülle für jeden, der sich ihm naht.



Allerlei Narrheiten.

Von A. Attenhofer.

(Zürich.)

Manches Jahrhundert ist vergangen; grosse Chaten sind geschehen; riesige Umwälzungen auf allen Gebieten haben sich vollzogen, seit Aristoteles, der Philosoph, den grossen Ausspruch that: „Wenn das Weberschifflein ohne Weber läuft, dann werden alle Menschen frei und glücklich sein“. — Wir leben im Zeitalter der Elektrizität; der Dampfpflug und der mechanische Webstuhl sind Erfindungen unserer Gage; — das Wort des kühnen Denkers aber hat sich nicht erfüllt.

*

Wie das Leben auf mir lastet und mich plagt! — Ich möchte sterben vor Wut, dass Ich nicht sterben kann!

*

„Des Menschen Wille ist sein Himmelreich“ — nein, seine Hölle!

*

Wenn Knaben über Welber zu philosophieren anfangen, so sind Knaben und Welber gleich verdorben.

*

„Kampf um's Dasein“ — dummes Zeug! Wie kann man ein hinterlistiges Geraule und Gezänke um den Vorteil „Kampf“ nennen? — Der Kampf ist offen und ehrlich.

*

Philosophieren heisst leiden, heisst an der Erkenntnis leiden, dass das Leben, das Sein einer Rechtfertigung bedarf.

*

Das Leben ist eine Hetzjagd, ein Rennen und Stürmen nach einem, alleinem Ziele hin, das man auch beim langsamsten Tempo ganz sicher erreicht: nach dem Code.

*

Wie verträgt sich das Gebet mit dem Glauben an einen allmächtigen Gott? Heisst beten nicht: „dem Richter in den Arm fallen“? Weiss das höchste Wesen nicht am besten, was dem Menschen frommt? Ist es nicht allwissend, dass man es aufmerksam machen muss, wenn etwas nicht in Ordnung? Oder wenn es sich beeinflussen lässt, wodurch unterscheidet es sich dann noch vom Alltagsmenschen? Höchstens dem Grade nach. Ein Unterschied von Grund aus besteht alsdann nicht! — Das Gebet ist Gotteslästerung — oder Gottesläugnung.

*

Man begeht oft den Irrtum, zu glauben, dass pessimistisches Gebahren das Zeichen tiefen Denkens sei. Kein Irrtum kann grösser sein! Es muss sich einer schon über sehr helies Denken ausgewiesen haben, wenn ihm seine pessimistischen Mäuren nicht das Zeugnis der Unreife und Oberflächlichkeit ausstellen sollen. Sicher aber ist, dass in dem Leben jedes gründlicher Denkenden und Sehenden der Pessimismus seine markanten Spuren gerissen hat.





Schweizer Lyrik.

Abend.

1.
Sonne gieng zur Rüste. Abendwinde
Lassen all' die Felder auf und nieder
wogen,
Aus den Gärten kommen weiche, lunde
Blumendüfte her gezogen.
Und ich trink' in heißen, durst'gen Tügen
Eines Sommerabends Herrlichkeiten,
Bis sich auf die weiten, tagesmüden
Lande düsterblaue Schatten breiten.

2.
Eh' noch das Abendrot verblaßt,
Erstrahlet mählich Stern um Stern:
Mir naht sich still ein lieber Gast —
Erinnerung an Stunden, die schon fern.
Die zieh'n mit duft'gen Schleiern angethan,
Von blauen Dämmer Schatten leicht ge-
woben,
Kantlos und feierlich die stille Bahn
Auf rot gesäumten Wolkenbogen.

Erinnerung.

Im Wald bin traumverloren ich gegangen;
Die Sonne spielte ob den jungen Zweigen,
Die grüßend sich zu mir hernieder neigen,
Und kosend streifen lind sie meine Wangen.

Wie einen Teppich sah ich heiter prangen
Die blumenreiche Wiese, und ein Reigen
Von blauen Kelchen wollte mir erzeigen
Viel Ehr', indem sie ihre Glocken schwangen.

Die zarten Moose auf dem dunklen Grunde
Und farbenreiche Blätter aller Arten
Erspäht' ich mir und dachte alter Zeiten,

Da ich aus einer lieben Frauen Munde
Das Lob vernahm vom Weltenwundergarten,
Den ich Ihr blühend möcht' zu Füßen breiten.

Basel.

Ch. Baeschlin.

Ich bin nur Einer —*)

Ich möchte wohl, wie große Dichter thun,
Einmal auf hellen, mühelosen Schwingen
Im Höhenglanz der reinen Schönheit ruh'n
Und mit Genossen um die Palme ringen.
Alein ich weiß, ein Soldat bin ich nicht,
Nicht Einer, der mit lächelnden Gebärden
Sich helle Kränze um die Schläfe schiebt
Und dessen Liebesträume Kieder werden.

Ich bin nur Einer, den von ferne her
Zuweilen fremd ein sichter Geist berührt,
Daß er erschrocken wie ein nahes Meer
Die Gegenwart der ewigen Schönheitspflüt;
Der manchmal staunend Kieder tönen hört,
Die ungewollt von seinen Lippen gleiten
Und deren keins ihm eigen zugehört
Und die ihm dennoch Seligkeit bereiten.

Der stille Hof.*)

Ein Hof liegt in der stillen Nacht,
Ein Bauerhof, drin keiner wacht
Und keiner wache Nächte kennt.

Basel.

Ein Heimatzauber kommt von dir
Und weht in die Gedanken mir
Den Frieden, den kein Name nennt.

Hermann Hesse.

Der Poet.

Süß ist des Vergessens Krauz, der dunkle!
Mitten unter lärmenden Banausen
Geh' dahin ich, heimatlos, gedächet,
Ärmer als der letzte aller Bettler.

Doch es will die Seele nicht Versöhnung,
Und es weiß die Seele nicht, was Furcht ist.
Gegen Menschen fühlt sie höhnische

Verachtung —

Dennoch glüht in meinen Augen Liebe ...

Ich vergöttere grenzenlos die Freiheit:
Über Tempel, Türme und Paläste
fliegt mein Geist empor zum fernen
Osten,
In das Reich der Sonne und des Adlers.

Aber drunten wie ein düstres Schemen,
Mitten unter lärmenden Banausen,
Zieh' dahin ich, heimatlos, gedächet,
Ärmer als der letzte aller Bettler.

Dämmerung.

Im bleichen Sternenglanz wie in erloschenem Aug'
findest du kein Erbarmen, kalten Gleichmut nur:
Kaum an die Wolken rührt des Zwielichts letzter Strahl
Wie längst verschollenen Glückes Spur.

Leutloser Dämmerung ist meine Seele voll,
In ihrer Qualen Süße nicht Leidenschaft, nicht Liebe —
Alles das erstarb in mir . . . nur das Gefühl des Seins
kastet auf mir leblos und trübe.

Basel.

Aus dem Russischen des Merezhkowski übertragen
von P. Schmitz.

*) Was der jüngst als Band 3 der Serie „Neue deutsche Lyriker“ bei G. Grote erschienenen Gedichtsammlung, herausgegeben von Carl Basse, auf die gerne mit Nachdruck hiermit verwiesen sei.

Erinnerung.

Ich kantt' ein Lied, ein altes Lied —
 Meine Mutter hat es gefungen;
 Meine Mutter ist schon lange tot —
 Das Lied schon lange verklungen.

Meine Mutter sang es leif' und müd'
 In einem blauen Raum,
 Der war so dunkel und so fremd
 Gleich einem Märchentraum.

Und märchenhaft war Mutters Haar
 Wie ihre Perlen und Spangen —
 Als dummes Kind schon trug danach
 Ich sehndendes Verlangen.

Die Mutter ist nun lange tot —
 Die Spangen und Perlen sind mein,
 Und nie mehr hör' ich jenes Lied!
 — Doch manchmal fällt es mir ein.

Wenn krank und müd' aus kalter Welt
 Ich mich hinfort gestohlen,
 Dann träum' ich von dem blauen Raum,
 Und leif' auf leisen Sohlen

Kommt Mutters fremdes, müdes Lied
 In ihrem einsamen Kinde, —
 Doch leif' und kosend, wie es kam,
 Zerfließt es in alle Winde.

Dem Freunde.

In meiner Seele ward so dunkle Nacht,
 Und aller Hoffnung Strahlen wolten sinken,
 Um Andern Sünden sollt' in Bann und Acht
 Ich nun des Lebens Bitterniß trinken.

Du führte dich ein gütiges Geschick
 Durch alle düstren Schatten zu mir hin;
 Du sahst mit deinem schleierlosen Blick
 In Trümmern noch die stolze Königin

Und reichtest liebend mir die Freundeshand
 Und brachtest sorgsam mich durch Sturmesweh'n
 In jenes wunderreiche Märchenland,
 Das sehnsuchtsvoll ich oft im Traum geseh'n.

Zürich.

Annemarie von Nathusius.

Das sind die gluteheißen Nächte . . .

Das sind die gluteheißen Nächte,
 in Fieberschauern träumt der See.
 Schlaflose, schwere Sommernächte,
 kein Wetter, das Erlösung brächte;
 müd' zirpen die Heimchen im Wiesenflee.

Dunkl zitternde Schwüle in den Kisten,
 totmüd das Aug', bleischwer die Brust.
 Die Häuser dumpf, gleich Totengrüften,
 aus Feld und Wald ein süßes Däften,
 Milliarden Wesen im Taumel der Luft.

Das sind die gluteheißen Nächte.
 das Lager wird zur Marterbank.
 Schlaflose, schwere Sommerächte
 machen wie Märchenzaubermächte
 so müde das Herz und die Seele so krank.

Martyrium.

„Die Kunst macht mehr Märtyrer als die Religion.“
Heine.

Freiheit und Schönheit in jubelnder Brust,
wilst du der Kunst dich ergeben?
Freund, zuvor das Herz in die Faust!
So will's das Leben.

Kampf und Tod vor dem weitweiten Ziel.
Fühlst du die graufalte Ferne?
du treibst dein Sehnen in's grundlose Meer
und schleuderst es an die Sterne.

Kernst höchste Lust und tiefstes Leid,
den Gram an der Quelle trinken,
du greiffst nach dem Glück, und siehst es doch nur
von ferne winken.

Du wirfst einen Brand in dein junges Herz,
die Flamme glüht und glüht,
bis langsam die dürstende Sehnsucht sich
zu Tode blutet.

Zürich.

Emil Mellenberg.



Paul Roberts Gemälde

im Treppenhaus des Neuenburger Kunstmuseums.

Von Rosa Schapire.

(Heidelberg.)

Aus ihrem tiefsten Empfinden heraus haben die Künstler unserer Zeit ein neues Christusideal gestaltet. Zwei Möglichkeiten boten sich dar: Die Christuslegende konnte ihres himmlischen Charakters entkleidet, auf die Erde mitten in unsere Zeit verlegt werden, — Christus konnte aber auch als Gottmensch gebildet werden, den wir nur durch schrankenlose Hingabe unseres Ich fühlen können. Den Menschen im Gott hat Uhdé gesehen, sein Christus hat das Kreuz der ganzen Menschheit auf sich ge-

nommen; er trägt es ruhig und ergeben, aber er ist nicht der Gottgesandte, der die Menschen erlösen wird. Doch jener Christus, der gekommen, um das Reich Gottes zu verkünden, ist Paul Robert erschienen; er stellt ihn dar ruhig thronend in seiner Glorie, und alles Böse und alle Dämonen entweichen vor ihm.

Paul Robert hat einen eigentümlichen Entwicklungsgang hinter sich. Er gehört einer Malerfamilie an; aber während sein Onkel Leopold Robert leer und konventionell ist, bringt er in das Wesen der Dinge. Der 18jährige Künstler geht 1869 nach München. Hier empfängt er den nachhaltigsten Eindruck von Schwind; die Schätze der alten Pinakothek gleiten spurlos neben dieser Märchenwelt an ihm ab. Die Welt der Feen und Nixen, der Gnomen und Kobolde, die ihr zauberisches Wesen bei Schwind treibt, nimmt ihn gefangen, und sein „Echo“ (im Berner Kunstmuseum), seine „Zéphyr“ (im Neuenburger Kunstmuseum), mit denen er sich in Paris 1877 eine Medaille erwirbt, tragen deutliche Spuren dieser Beeinflussung. Erst in Italien beim Studium der Altmeister: Masaccio, Botticelli, Leonardo, Tizian befreit er sich von diesem mehr spielerischen Zuge, und er, in dem tiefe Natureindrücke aus der Kindheit und der schönen Schweizer Heimat schlummern, erkennt in Paris vor den Fontainebleauern, daß die Natur der schmückenden Phantasie des Dichters nicht bedarf, um dem Maler ihre Schönheit zu erschließen. Den Reiz der Lichter und Töne, der Sonnenstrahlen, der vielfarbigen Moose, der taufrischen Blüten, des herbstlichen Laubes erfährt er und malt die Natur einfach und schön, wie sie ist, ohne märchenhafte Zuthat. Aus dieser Periode stammen seine duftigen Federzeichnungen und Aquarelle zu „Nos Oiseaux“ (Text von Lambert).

Aber dieser Zeit der reinen Freude an der Natur, die eine der glücklichsten und reichsten in Roberts künstlerischem Schaffen ist, wird plötzlich — 1883 — durch eine seltsame Krisis, durch eine Art religiösen Wahnsinns, ein jähes Ende bereitet. Während dreier Jahre hat Robert den Pinsel nicht angerührt, wollte er doch sogar zu Beginn dieser Krise seine bisherigen Werke vernichten und allein dem Dienste Gottes leben. Da ergeht 1886 die Aufforderung an ihn, das Treppenhaus des neu erbauten Neuenburger Museums auszumalen. Und der Künstler hat eine Vision; in dreifacher Gestalt sieht er sein Land vor sich: Neuenburg, die Stadt, das Ackerbau treibende Val-de-Ruz und die industriereiche „Montagne“. Alles aber verklärt im Lichte des Evangeliums, mit symbolischen Gestalten belebt, denn das Reich Gottes hat auf Erden begonnen. Was Robert gesehen und in kühnen Entwürfen fest gehalten hat, das hat

er während acht Jahre in unermüdblicher Arbeit ausgeführt und ein Werk von monumentaler Gewalt geschaffen.

Drei große Flächen boten sich im schön gewölbten Oberlichtsaale des Treppenhauses dem Künstler dar, und drei nur durch eine gemeinsame Idee — das Reich Gottes auf Erden — verbundene Koloßalgemälde sind unter Roberts gestaltendem Pinsel entstanden.

Im Mittelbilde steigt Christus in den Wolken vom Throne. Aber es ist nicht der milde Jesus, der da sagt: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht“, wie er Robert noch in der Skizze vor geschwebt hatte, sondern ein streng blickender Welturrichter, mit etwas Egyptischem, Unnahbarem im Gesichte und in der Haltung; denn er ist gekommen, um die Ungerechten zu zerscheitern und den Heuchlern ihren Lohn zu geben. Zu seiner Rechten und Linken sitzen die Greise, von deren Häuptern ein wunderbares Leuchten aus geht. Vor ihm neigen sich zwei Engel, die ihm das Szepter dar reichen und die Schale mit köstlichem Weihrauch. Die mystischen Wesen der Apokalypse und ein Engel mit gekreuzten Flügeln sitzen zu seinen Füßen. Links aber steigen die Treppe zum herrlichen Tempel Mädchen in weißen Gewändern, mit Rosen und Myrthen und Palmenzweigen, hinan. Es sind die Wissenschaften und Künste, kenntlich an ihren Emblemen, der Glaube und die Liebe und die reinen Herzen, die kommen, um Christus zu hulbigen, und ein schneeiger Engel nimmt einer der Jungfrauen den Korb mit weißen Rosen ab, die sie dem Herrn dar bringt. Fra Filippo Lippi hat solche weiche Gestalten mit überschulanken Oberkörpern und ekstatischem Ausdrucke geschaffen; ein Schimmer liegt über ihnen, wie er Burne Jones's Frauen verklärt, nur daß Roberts Gestalten irdischer, wirklicher erscheinen.

Zwei der Mädchen neigen sich über die Rampe aus rot geädertem Marmor; Angst und Staunen liegt in ihren Gesichtern, in der Bewegung der Hände, denn fürchterliche Dinge gehen dort unten vor. Dort ist Gericht gehalten worden. In Flammen geht „Babel“ auf; ein gräulicher, schuppebedeckter Drache windet sich zu den Füßen des Erzengels Michael; Totengebein, Schädel und Skelette, in Purpur und Violett gehüllt, liegen umher. Hoch über der Nichtstätte, mit strahlendem Antlitz, die rote Fahne mit dem Lamme in der Linken, indeß die Rechte das Schwert gegen das Otterngesüchte zu seinen Füßen führt, steht der Erzengel da. Seine Flügel sind blendend weiß, seine Rüstung schimmert in strahlenden, lichten Farben, funkelndes Geschmeide schmückt den grünlich-blauen Panzer, hellrote Töne sind in den Enden der vorn geknüpften Schärpe. Er ist die mächtigste Gestalt auf dem ganzen Bilde, und diesem kühnen Helben-

glauben wir, daß er Wunder vollbringt, Ungeheuer erlegt — denn er verkörpert die siegende Kraft.

Im Hintergrunde des Bildes steigen die alten Türme des Neuenburger Schlosses auf, blaut der Neuenburger See, und an der äußersten Linie des Horizontes schimmert das Ufer von Wistenlach.

Auf dem Felde links eine weite, in leichten Wellenlinien ansteigende Landschaft. Im frischen Grase schimmern Blüten ohne Zahl: Margueriten, blaue Salbei, rote Doldblumen und Ziegenbart mit goldener Krone. Blüten und Üppigkeit um uns — und wie könnte es auch anders sein? Schwebt doch die Fruchtbarkeit selbst herab, und aus ihren weißen, wallenden Gewändern entfallen Blüten, Früchte und Ähren auf die beglückte Erde. Ein leiser Sonnenschein umspielt ihr Kopf- und Brusttuch, milde Güte liegt in ihrem Gesichte und in den geöffneten Händen. Zart und traumhaft wie eine Vision ist sie behandelt, und nur leise angedeutet in verschwimmendem Blau tanzt ein musizierender Engelchor seinen Reigen ihr zu Häupten.

Auf dem weiten Wege, der über die Wiese führt, ziehen Schnitter mit der Sense in's Feld; rechts haben sich ruhende Männer und Frauen um eine Quelle gelagert — aber nicht diesen wenigen menschlichen Gestalten, sondern der Erde selbst spendet die Fruchtbarkeit ihre Gaben, ohne zu fragen, wem sie nützen. Und vor ihr ergreifen die Dämonen die Flucht. Diesen gegenüber versagt die Kraft des Künstlers. Für die Genieu des Bösen der Zwietracht, der Zerstörung sind sie, die mit rein äußerlichen Mitteln: Hörnern und rollenden Augen wirken, nicht gewaltig genug: — so wird Mephistopheles auf einer schlechten Bühne dargestellt!

Dieses Feld, die „Vie rustique“ hat der Skizze gegenüber die größten Umwandlungen erfahren. Dort stand der Ackerbau treibende Mensch im Vordergrunde, hier ist der Mensch zurück getreten — die Natur zeigt ihre Fülle.

Ganz anders als dieses ruhige, unendlich schöne Landschaftsbild wirkt die Darstellung der „Vie industrielle“ auf dem Felde rechts. Aus dem friedlichen Val de Ruz führt uns Robert in die „Montagne“, nach Chaux de Fonds, wo die Uhrenindustrie zu Hause ist.

Durch die weiten Bogen der Halle schimmert die schneebedeckte Landschaft im Hintergrunde. Ein Eisenbahnzug braust an uns vorbei und verbreitet mächtige Rauchwolken. Hier ist alles Leben und Bewegung; hier thront die Industrie, hieratisch streng blickend, mit einem sphingartigen Lächeln um die Lippen. Und um sie ein Gewühl von nackten Körpern,

die ihre gemeinen Leidenschaften hüllenlos entfeßeln, nur vom Streben erfüllt, die goldenen Münzen zu erringen, die den Panzer der Industrie bilden. Aber zur Arbeitergruppe rechts ist schon ein Strahl göttlichen Lichtes gedrungen, der vom Engel mit dem Ölweige über ihnen aus geht, und friedlich einigen sie sich über ihre Klasseninteressen. Die Liebe ist es, die nach Robert die Lösung bringt.

Im Vordergrund des Bildes, einem weiten Fabrikraum, sind Tische mit Maschinen und Werkzeugen bedeckt. Ein Mann mit Schutzbrille neigt sich emsig über seine mühselige Arbeit, drei Frauen, koloristisch unendlich fein abgetönt, stehen vor ihren Maschinen; ein Mädchen steckt vor dem auf geschlagenen Konto-Buche mit einer anmutigen Bewegung ihre Flechten fester, ein anderes, auf dem Boden kauern, lehrt sorglich die Abfälle zusammen. Und vor dem Werkmeister und dem Fabrikbesitzer stehen die Fremden, prüfen eine Musteruhr und schließen Geschäfte ab. All diese Szenen aus dem Leben des Alltags sind mit einer Schärfe, einer Feinheit wiedergegeben, die bei Robert, der im Mittelbilde allem Irdischen so entrückt scheint, frappieren muß.

Aber wie dort, so spielt sich auch hier über den Köpfen der Menschen ein Bild für sich ab. In den Lüften steht die Gerechtigkeit mit Schwert und Wage in der Hand; leider jedoch fügt sie sich in ihrem rot gefütterten, violetten Gewande den zarten Farben des Bildes nicht glücklich ein, auch der Ausdruck ihres Gesichtes ist leer und nichts sagend. Dagegen ist der Engel des letzten Gerichtes, mit seinen strengen, scharf im Profil gesehenen Zügen und der nach unten strebenden Bewegung, von zwingender Gewalt. Ein grünlicher Panzer mit Totenkopf als Gorgoneion, Schultern und Arme frei lassend, umschließt seinen Oberkörper, während ein weites purpurnes Gewand um den Unterkörper fällt. In der Hand hält er eine silberne gewundene Tuba, die er erschallen lassen will — da hält der Bote der Barmherzigkeit, ein kindlich blickender Engel, seinen Arm auf: der Tag des letzten Gerichtes wird aufgeschoben, Gnade geübt.

Bei der Fülle von Gestalten wirkt nichts verwirrend, nichts kleinlich; die Allegorie geht rein auf, ohne daß ein unaufgelöster Rest zurück bliebe.

Robert hat sein ganzes Ich in diesen Gemälden offenbart: seine weiche, schwärmerische Seele, die gerungen hat und ihren Weg gefunden, sein starkes Gefühl für die Schönheit der Natur, seinen scharfen Blick für das ihn umgebende Leben, seine Liebe zur Heimat, seine tiefe Frömmigkeit und sein großes malerisches Können. Ein Glaubensbekenntnis und eine Weltanschauung sprechen aus den Gemälden in Neuenburg. Sie haben den Maler innerlich befreit und ihn seiner Kunst wieder gegeben.

Das Reich Gottes auf Erden, „l'Avènement du Christ“, hat Robert darstellen wollen, und er zwingt uns in seinen Bannkreis — ganz gleich, ob wir gläubig sind oder nicht. Wie bei den Altmeistern der Renaissance können wir uns auch hier rein menschlich der Größe der Empfindung nicht entziehen. Wie selbst derjenige, der weder an Gott noch an Götter glaubt, in Raphaels „Sivtina“ die „Himmelskönigin“ sieht und ihn vor ihr etwas in die Knie zwingt — wie ihn die Gewalt von Michel Angelo's „Letztem Gericht“ erschüttert, auch wenn er der Ethik des Christentums und der Theorie der Wiedervergeltung feindlich gegenüber steht, so ergreift auch hier die Größe des Geschauten, denn diese Offenbarung quillt aus dem innersten Gefühl eines großen Künstlers.



Von Schweizer Tonkunst.

Von Arthur Seidl.

(München.)

Wir bleiben im Schweizerilde und helvetischen Rahmen, wenn wir von Hans Hubers „Böcklin-Sinfonie“ hier zu sprechen uns anschicken, die ja zu einer Art von Saisonwerk unserer deutschen Musikäle und Symphoniekonzerte neuerdings bereits avanciert ist. Das Thema ist immerhin heikel genug. Denn, haben wir damit etwas Spezifisches vom Geist und Charakter der neueren Schweizer Tonkunst als solcher empfangen? Liegt hier ein interessantes und gewichtiges Fortschrittswerk der modernen Musik überhaupt vor? Und erweist sich Hans Huber, der bekannte Baseler Tonkünstler, dem Genius seines großen Landsmannes als kongenial und ebenbürtig?

Was war es denn wohl, das einen Böcklin zum Schweizer Künstler vor Allem machte? Wir meinen, es waren in Sonderheit drei charakteristische Momente. Zunächst das bukolische Grund-Wesen. Sodann die harmonische Verbindung — um nicht zu sagen: vollendete Mischung von naive romanischer Sinnenfreude, in wahrhaft südlicher Sonnenglut und Farbenfrische, mit dem germanischen Ernst einer humoristischen Weltanschauung, der Mönch und Rök gleich viel

gilt, die über Heide, Christ und Jude gleich erhaben schwebt. Endlich — zu guter Letzt! — Phantasie-Reichtum als Mythen bildende Kraft eines stets regen, noch frei schöpferischen Naturgefühls. In diesem Sinne wäre es unseres Erachtens auch verfehlt, Böcklin zu einem deutschen Meister schlechthin stempeln zu wollen. Denn: Bulois, südliche Lebfrische mit derb rustikalem Humor und plastisches Naturempfinden — bilden sie nicht die konstitutiven Grundelemente so zu sagen alles Schweizer Wesens, seit seinem so viel sagenden und entscheidenden Auftreten schon in der gesamtdeutschen Litteratur und Kultur? Eben diese sind es nun auch, die wir uns von der Schweizer Tonkunst erwarten. Und sie in erhöhtem Maße erwarteten wir uns erst recht wieder von einem auf Schweizer Boden erwachsenen symphonischen Werke der Neuzeit, das sich so präntendios noch dazu „Böcklin-Sinfonie“ benamset und in seinem letzten Satze (vergl. das Konzertprogramm) sogar einen ganzen Gudklasten von Böcklin-Gemälden vor unseren — Ohren eröffnet. Buloisches Wesen in pastoralen Weisen, südliche Sinnenfreude in frischen Klangreizen und instrumentalem Tonkolorit, Naturanschauung und Weltempfinden im Zurückgehen auf elementare Ur-motive reinmenschlichen Ausdrucks nach Rhythmil, Melodil, Harmonil und Dynamil — das nachzuschaffen, wiederzugeben, auszudrücken würde die Kunst der Töne gar wohl vermögend und damit der Wesenskern von Böcklins Art, die Quintessenz seiner Kunst, durch die Schwesterkunst vielleicht plastisch heraus gestellt worden sein. Fast alle Bruckner-Sinfonien könnten in diesem Sinne sogar als „Böcklin-Sinfonien“ eigentlich wohl angesprochen werden — den Böcklin für die Tonkunst bedeutete in unseren Tagen, mutatis mutandis, wirklich so etwa der Name Anton Bruckner: o, daß man ihn doch nur endlich auch als solchen vollauf erkannte!

Oder hätten wir uns am Ende nur auf einen falschen Gesichtspunkt dem Tonschöpfer Huber gegenüber eingestellt und dieser etwa ausschließlich Böcklins Farben-Welt, seine Augenträume und Farbensinfonien in die Tonwelt zu übertragen gesucht, in Tonfarbe umgesetzt, was jener in Farbentönen gesehen? Aber wo wäre hier wieder die organische Verbindungsbrücke? Sollen wir etwa einer Farbensymbolik der verschiedenen Tonarten dabei folgen, wie sie doch eigentlich mehr die Spielerei als die Wissenschaft einer älteren, noch unentwickelten Musikästhetik der Schubart, Schilling, Hand u. A. gewesen? Oder sollen wir der noch sehr ungeklärten psycho-physiologischen Untersuchung der Doppel-Empfindungen bezw. Klangfarben hierin nachgehen, wonach bestimmte Instrumente auf bestimmte Menschenkinder wie bestimmte Hauptfarben der malerischen Skala (auf Andere freilich schon wieder verschieden) wirken? Und wären für Huber gar schon die Ruths'schen Forschungen: „Ton-Phantome“ plastischer Art, maßgebend d. h. für seine tonale Phantasie fruchtbar und gestaltend geworden?

Ich glaube leider, nichts von alledem liegt in unserem Falle vor. Vielmehr hat das unverwüßliche Musikantentum Mendelssohn-Schumann-Brahms'scher Provenienz in Hans Huber diesen zu einem Musizieren lediglich um Böcklin herum verleitet. Das Ganze ist auf einem nur sehr äußerlichen Wege entstanden und so ein leidiges Kompromiß-Werk zuletzt daraus geworden, dessen mancherlei formale und instrumentale Schönheiten nicht geleugnet zu werden brauchen, wenn es trotz alledem als standard work der Musikkultur für uns nicht im Geringsten gelten kann. „Sieh', es läßt die Aue!“ sollte der Titel ja ursprünglich heißen, als die erste Notiz über das Werk in der Öffentlichkeit verlautete. Das war nun zu allernächst ein „Parsifal“-Zitat, also ein ideenreiches Dichterwort; und dieses, als poetisches Programm der Tonschöpfung zu Grunde gelegt, hätte in der That einen ganz idealen Vorwurf für eine „symphonische Dichtung“ etwa abgeben können. Denn, nahm es von den besonderen Anregungen des „Parsifal“-Mysteriums etwa seinen Ausgang, so weckte es direkt die Erwartung eines ganz allgemein gehaltenen (in Weh und Erlösungswonne vielleicht noch dazu lebendig kontrastierenden) musikalischen Stimmungsbildes, als einer Art von Paraphrase auf den „Charfreitags-Zauber“, welcher sogar H. Wagner'sche Motive jener poetischen Szene Reminiszenz-artig oder streng thematisch zur Unterlage dienen konnten. Die geistige Autorität eines Carl Spitteler (s. oben) in allen schuldigen Ehren — doch braucht der Musiker weder dichten noch malen zu wollen, wenn er gleichwohl ganz des selben Stoffes, wie der Dichter und Maler, sich gelegentlich einmal bemächtigt in dem edlen Ehrgeiz: nicht es ihnen gleich thun, sondern vielmehr das gleich gestellte und aufgebene Thema einmal von seiner ihm zugänglichen Seite, mit seinen spezifischen Mitteln packen zu wollen. Natur und Welt legen sich nun einmal für uns in Außen- und Innenwelt aus einander und zur lebendigen Wechselwirkung auch wieder zusammen: a) Erscheinung, b) Ding an sich (Willensbewegung oder Seelenstimmung), c) Geisteswelt und Gemütsreich als zusammenfassendes Resultat dieser beiden — hier haben wir zugleich die unverwüßlich-unerschöpflichen Objekte der drei großen Hauptkünste: Malerei, Musik und Dichtung vor uns, von denen allerdings eine jede etwas kann, was die andere nicht leistet! — Allein, das war ein schöner Traum und sollte ein frommer Wunsch bei Huber bleiben. Irgend ein geistvoller Kunst-Leser hatte nämlich ein Böcklin'sches Bild ziemlich sinnlos und willkürlich mit jenem Wagner-Verse als Benennung versehen, und gar bald stellte sich denn heraus, daß auch das Huber'sche Werk nicht eben viel sinnvoller auf Böcklin gemünzt und arg „modisch“ (statt wahrhaft „modern“) im Sinne einer Illustration besonders populärer seiner Bilder vom Komponisten nur eben gemeint sei. Nicht umsonst ja hatte die Böcklin-Kunde und Böcklin-Begeisterung mehr und mehr um sich gegriffen; auch die großen Jubiläums-Aus-

stellungen, zumal in Basel, waren nicht eindrucklos vorüber gegangen. Mit Böcklin war also nicht nur heut zu Tage „etwas zu machen“, hier konnte der geborene Schweizer auch noch seinen Landsleuten und insbesondere den stolzen Baseler Mitbürgern auf ebenso wohlgefällige als bequeme Weise einmal ordentlich schmeicheln!

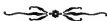
Am nächsten steht das Werk in seiner Übergangs-Freundlichkeit und Vermittlungs-Freudigkeit wohl noch Raff'schem Geiste. Indeß, es ist und bleibt merkwürdig genug, wie gerade diejenige Richtung, welche Verlioz-Liszt-Wagner so gerne die „geblasenen und geeigneten Wilderbücher für große und kleine Kinder“ hämißch vorzuwerfen und über das Unwesen der „Tonmalerei“ gottsjämmerlich ehemals zu klagen pflegte, da, wo sie heute „mit der Zeit“ zu gehen und das fruchtbare Prinzip poetischer Programm-Musik mit ihrem alten rein-musikalischen Formelwesen oder Ton-Absolutismus vorsichtig-zweckmäßig überein zu bringen, oder gar praktikabel zu verschmelzen trachtet, erst recht nun in jenen oft gerügten Fehler verfällt, um ganz zuletzt beim Pauoptikum rein stofflicher Darstellung statt ideellen Ausdruckes) mit großer Vorliebe selber anzulangen. „Thema con variazioni“: fertige Musiksätze und mehr oder minder abgeschlossene Tonstücke als Einzel-Bilder eines vielgestaltigen Schaffens, nicht aber das Charakter-Bild des Schaffenden als Persönlichkeit in seiner Totalität oder ein Stimmungsgemälde seines unvergänglichen Wirkens und Schaffens — Katalognummern, Werke und Werketage, aber nicht das Tagewerk des ganzen Mannes als Kultur tragenden Vollblutmenschen. Kurz: Spiel und Spielerei — jedoch, „wo faßt ich dich, unendliche Natur!“ Fehlt gewiß nicht manch' frisch und reizvoll empfundenes Farbenspiel samt geschickter Tonmalerei, doch jedwede Prägung einer bereichjamen Ausdruckskarakteristik — ganz abgesehen noch davon, daß sich zwar wohl für das Thema „Totentanz“ (Einheit im Verschiedenen, Bunt-Mannigfaltigen*) oder den einen Helden „Don Quixote“ mit seinen individuellen, konkreten Abenteuern, nicht wohl aber für die ganz heterogenen Böcklin-Schöpfungen (die uns da nämlich vorgeführt und veranschaulicht werden sollen) die Variationen-Form als musikalische Grundform und tonkünstlerische Gestaltungs-Analogie zwanglos ergibt. Der alte Leipziger „Formalist“ (vergl. Hugo Riemann's „Musik-Lexikon“) und der im Grunde seines Herzens höchst konservativ gesinnte Baseler Lokalpatriot ist unserem Hans Huber eben volens volens immer noch im Nacken, wo nicht gar im Blut und in den Knochen; den wahren Musiker hätte der Komponist gerade auf ganz andere Weise belunden müssen, just in entgegen gesetzter Richtung bethätigen und bewähren

* Mit einigem Vertrauen hören wir zur Zeit, da wir dies nieder schreiben, daß Huber ein Variationenwerk auf das Thema „Dies iras“ plane — hierin wird seine meisterliche Saptkunst vielleicht einheitlicher sich bewähren und triumphieren dürfen.

können — er ist ihm vor lauter spezifischem Musiksinn im idealen Konflikt mit den Forderungen einer fortschrittlichen „Mode“ jählings vielmehr abhanden gekommen. So hat ihn die prinzipielle Scheu vor dem „Programm“ schließlich doch nur programmlos in seinen tonkünstlerischen Prinzipien gemacht, und ein Werk ward damit in die musikalische Welt gesetzt, das hoffentlich nicht die Schweizer Tonkunst vom heutigen Stande schon in sich repräsentieren soll. Da diese denn nicht nur arge Enttäuschung bereitet hätte, sondern als merkwürdig rückständig und dabei doch gänzlich uneigenartig sogar auch entschiedenster Ablehnung von Seiten einer zielbewußten Kritik in Reichsdeutschland sicher sein müßte.

Wie im Norden, bis nach Norwegen und Finnland hinauf, aber auch im Osten und Westen zum guten Teile, so erleben wir es hier, im nächsten Süden der benachbarten Schweiz, daß der von seiner berühmten, ehemaligen Zentralstätte Leipzig aus wie strahlenförmig nach den fremden Ländern hin systematisch verbreitete Mendelssohn-Schumann-Brahms-Kultus in der Musik allmählich modernerem Geiste zu weichen, wie hinwiederum auch einem stärkeren Besinnen auf das lokale Milieu und die eigene Sonderart nunmehr Platz zu machen beginnt. In Huber meldet sich zwar wohl das Bewußtsein dieser Wendung der Dinge zum Neuen hin; aber er scheint — wie Fr. Hegar und andere von den alten, bekannten Größen der tonkünstlerischen Schweiz — noch weit davon entfernt, deren berufener Träger und Protagonist schon zu sein. Dagegen sind gerade auf den neuerdings organisierten (viel zu wenig beachteten) Schweizerischen Musiktagen und national-helvetischen Tonkünstler-Festen der letzten Jahre eine ganze Reihe frischer, noch so gut wie unbekannter Namen als spezifische Vertreter heimischer Musik überraschender Weise hervor getreten, von denen Reichsdeutschland noch kaum eine Ahnung besitzt, geschweige denn, daß es schon erschöpfend von ihnen allen Kenntnis genommen hätte. Wir nennen hier nur Jacques-Dalcroze, L. Kempfer, J. Lauber, Ganz, W. Rehberg u. A. ohne die Gipfel damit zu meinen, die wir selbst noch gar nicht kennen. Mit um so gespannterem Interesse darf man da also wohl der für Juni 1903 in Basel geplanten „Tonkünstler-Versammlung“ des „Allgemeinen deutschen Musik-Vereins“ entgegen sehen, die hoffentlich neben dem ortsansässigen Hans Huber auch jene anderen, für Bild und Wesen der Schweizer Tonkunst mit verantwortlichen Neuen entsprechend kräftig zu Worte kommen lassen wird, wie sie ihrerseits wiederum die „moderne“ Richtung unserer Musik eindrucksvoll nach dort hin tragen, will sagen: den endlichen Durchbruch des neueren Geistes auch in der für sich so abgeschlossen lebenden Alpenwelt entschieden besiegeln dürfte. Nicht „Böcklin-Sinfonien“ oder „Segantini-Tongemälde“ brauchen wir — ein genialer Böcklin, ein meisterlicher Segantini der Tonkunst selber: das ist's, was den Schweizern heute dringend von Nöten. Mag zulezt

folgt irgend ein Ton angebender „Umwerteter“ tonkünstlerischer Werte dort noch erwachsen, dem musikalischen „Also sprach Zarathustra“ ein Zarathustra auch der Musik selbst dereinst einmal folgen — gerade auf jenem Schweizer Boden, allwo ein Nietzsche die letzten Jahre seiner Geistesarbeit persönlich anregsam ja doch verbracht hatte, — uns soll es gleich, oder vielmehr: recht sein, wenn er nur auch kommen wird!



Neue Dichtungen

von Maurice Reinhold v. Stern.

(St. Oswald b. Kreibitz, Ob.-Osterr.)

Eile mit Weile.*)

(Zur Dosis des Christoph Benedictus.)

Scheren schleppend kriecht ein Krebs am Strand,
Ausgespien von des Meeres Wellen.
Schläfrig tastend, klimmt er auf dem hellen,
Glutgenehten, festen Muschelsand.

Windgetragen kommt ein Schmetterling,
Taumelt sonnentrunken hin und wieder.
Läßt sich endlich Flügel klappend nieder,
Leise lächelnd, auf dem trägen Ding.

Staunt bezaubert auf die blaue Flut,
Peitscht das Krustentier mit seidnen Flügeln:
„Heißa, vorwärts mit verhängten Jägeln!
Siehst du nicht die goldne Abendglut?“

Windstille.*)

Der Wind schläft. Leises Schwanken.
Schiffsegel unbewegt.
Kaum merklich an die Planken
Ein Wellenwiegen schlägt.

Gleich einem Riesenseptile,
Gewölbten Rückens schwer,
Unter dem schlammigen Kiele
Gleitet das warme Meer.

Schwebend vom Land der Palmen,
Die Segel prall vom Passat,
Trieb das Schiff in die Kalmen. —
Tun schläft Kap'tain und Maat.

Schwankend im Wiegen und Gleiten,
Träumt auch der nordische Mast
Von den alten guten Zeiten
In heimischen Schneees Laft:

* Aus „Blumen und Blige“; Osterr. Verlagsanstalt, Eng.-Wien.-Leipzig.

Da er noch stolz mit den Zweigen	Der Wind schläft. Leises Schwanken.
Im Flockenschleier stand.	Schiffsegel unbewegt.
Und flimmernd im Weihnachtschweigen	Kaum merklich an die Planken
Ruhte das Heimatland . . .	Ein Wellenwiegen schlägt.

Schiffsuntergang.

Ein Krach zuerst! Dann wie aus stieh'nden Weiten
 Ein Stimmengewirr. Sturm und Gebrüll der See.
 Ein Zittern. Schwanken. Dann ein Gleiten, Gleiten.
 Ein Glucken. Gurgeln. Dumpses Astenweh. —
 Ein Gleiten noch. Und nun ein Dreh'n und Fallen.
 Ein jäher Stoß. gedämpft doch wie durch Flaum.
 Und dann nur noch der Wasser stummes Fallen
 Im Rundlauf durch den meerversunkenen Raum.

Sperret wilde Tiere. Tiger, Büffel, Schlangen
 Mit Menschen in des Hirkus dumpf'gen Stall.
 Sie werden nicht nach eurem Hauch verlangen
 Wie dieser Wasser schweigend wür'ger Schwall!
 Sie rennen gierig schnappend durch die Gänge.
 Durchlaufen geifernd das gehakte Schiff.
 Sich überstürzend, stockend im Gedränge.
 Und lautlos kochend um das Felsenriff.

Ein Druck. Ein Hauch. Kühl wie aus Kellerschächten,
 Prall's schwellend an der Schlafkabine Thür.
 Das Licht erlischt. Ein purpurfarbnes Nachten
 Steigt drohend wie aus höllenschlund herfür.
 Graugrüne Wogen wälzen sich im Dunkel
 Und tappen würgend nach dem warmen Pfühl.
 Und mit des Fischgangs tüchtlichem Gefunkel
 Beglöh't das Meer die Toten, stumm und kühl.

Hinter dem Meer wohnt die Sonne.

Da wälzt sich das alte, salzige Meer
 So sternelos, drohend und finster.
 Wie branden die nächtlichen Wogen schwer,
 Und im Mondlicht leuchtet der Ginster.

Es treiben die Planken. Im Wellenschaum
 Tanzt die zertrümmerte Conne.
 Sturm, Leben und Nacht: ist alles ein Traum —
 Hinter dem Meer wohnt die Sonne.

Traum vom Rhein.

Es kommt mir im Dufte der Reben
Ein Traum vom Gelände am Rhein.
Die Burgen und Städte schweben
Im magischen Mondenschein.

Von Apfel- und Birnbäumen schweien
Die Blüten hinab in den Strom.
Es träumen die alten Abteien,
Und schweigend ragt auf der Dom.

Am Erker, Giebel und Zinnen,
Sich spiegelnd in gleitender Flut,
Die silbernen Schleier spinnen. —
Und alles träumt und ruht.

Taubrische Bilder schweben
Im Mondschein und blühenden Wein.
Gott segne die deutschen Reben,
Gott schütze den deutschen Rhein!

Nur Sehnsucht.

Der Mensch muß sterben. Aber krampfhaft hält
Er fest an der Gewohnheit trüg'lichem Bestande,
Hangt an den Dingen, hohlem, nicht'gem Tande,
Mit deren Bildern er sein Haus bestellt.
Es hält der Kram ein Menschenleben ans.
Wenn's hoch kommt, meinestwegen ein Jahrhundert!
Auf die verwurmt Ewigkeit schaut dann verwundert
Ein neu' Geschlecht. — Und baut ein neues Haus!

So bant und ordnet rastlos das Geschlecht
Wie für die Ewigkeit mit ernsthafter Gebärde.
Wie's drüber stirbt und stolpert in die Erde,
Merkt es vielleicht im Eifer nicht 'mal recht.
„Wie lieb ist mir mein alt gewohntes Heim!“
„Wie für die Ewigkeit scheint mir mein Walten!“ —
O armes Herz, wie bald wirst du erkalten,
Und mit dir welkt auch deines Ew'gen Keim.

Ein Schauer von Vergänglichkeit hat dich erfasst
Und angstvoll hangst du wieder an den Dingen.
Ihr Schein von Unvergänglichkeit soll das vollbringen,
Was du, o Herz, nicht in dir selber hast.
Du pochst im Takt: Ein Bild der stieh'nden Zeit.
Dein Pochen täuscht dir ewiges Vergehen,
Und ist doch nur ein Wandern und Vergehen . . .
Nur Sehnsucht, Sehnsucht nach der Ewigkeit.

Gemme.

Wo finden sich die warmen Carneole,
Intaglien in ihr flammend Fleisch zu rigen?
Die Wortjuwelen, um darein zu schnitzen
Die feinen Linien alter Chalcedone?

Matteo del Nassaro sollte heißen,
 Der deine Schönheit hauchen wollt' in Steine,
 Du Ungenannte, die ich dichtend meine
 Mit dieser Strophen königlichem Gleichen.

Ein herbes Haupt mit kurz geschnittenen Lippen,
 Die kaum der Seele süßen Hauch beengen,
 So rosenart. daß Falter sie umdrängen,
 Um Honig aus dem offenen Kelch zu nippen.
 Um Stirn und Nase zarter Linien Schweben,
 Nur hin gehaucht, dem Stoff sich zu entziehen,
 Als wollte scheu vor seinem Ursprung fliehen
 Das Geist gewordne anmutreiche Leben.

Dir scheint bescheert, was nur die Götter dürfen:
 Die Sterblichkeit durch Schönheit zu besiegen,
 Und während wir in Sehnsucht unterliegen,
 Der ew'gen Jugend goldnen Glanz zu schlürfen.
 Entrückt dem Staube, sollst du vor mir stehen,
 Ein Bild der Kraft und göttlichen Gesundung,
 Errötend in der reinen Formen Rundung
 Wie Carneol in griechischen Kameen.

Strazistische Kleinigkeiten.

Kritik-Fabrik.

Nur schnell die Feder in Tinte getaucht!
 Wozu erst lesen, ihr Guten?
 Zum Werk da hat es fünf Jahre gebraucht —
 Ihr vermöbelt's in fünf Minuten.

Verfehlte Keintlichkeit.

Am schmutzigsten sind — es muß überraschen —
 Die Hände, die sich in Unschuld waschen.

An die Bravo's.

La mort sans phrase: nur, bitte nicht heucheln!
 Was sollen die „Ideale“ bei'm Menckeln?

System.

Zuerst fleißig muskeln und mäkeln,
 Immer hehen und häkeln!
 Glück's, ihn hinaus zu ekeln,
 Dann schnell nur auf seinen Platz sich räkeln!

Die Freunde.

Am Unglück weiß der Weise eins zu loben:
 Man kennt sein Korn erst, wenn die Spreu zerstoßen.





„Die Schweiz eine deutsche Provinz“?

Von Dr. Otto Helmut Hopfen.

(Weeg-St. Legler.)

Ein Berner Literatur-Professor, Herr Dr. Ferdinand Better, hat neuer in Nürnberg beim Jubiläum des Germanischen Museums die deutsche Schweiz in geistiger Beziehung eine deutsche Provinz, wenn gleich eine mit starken Referatrechten, genannt. Er mußte sich gefallen lassen, von seinen durch schlechte Journalisten solch unterrichteten und verheßten Landsleuten für dieses Wort als Besüßler heimischer Ehre, wohl gar als Berühmter bloß gestellt zu werden. Ungebetene und wahrlich nicht besser unterrichtete oüher-schweizerische Zeitungen gefielen sich in ungeschickten Verteidigungen; diese brachten das Schweizerische, allzu empfindliche republikanische Selbständigkeitsgefühl in unzeit-gemäßen internotianolen Tönen zum Ausbruch, bis schließlich der umstrittene weißhaarige Herr selbst das Wort in einer Broschüre ergriff und sein Recht erklärte, die deutsche Schweiz (nicht die ganze Schweiz), eine deutsche Provinz zu nennen. (Berlin, Herm. Walthers S. m. b. H.) Er preist die glückliche Fügung, die in solcher Wahrheit liege, und freut sich des Segens herrlicher Wechselgeschenke, die der deutsch sprechende Sohn der nördlichen Länder mit dem deutsch sprechenden Sohne der schweizerischen Alpen, unbeschadet einer staotlichen Getrenntheit, im Gefühl der Gemeinsamkeit aus tausche. Mit der Ehrlichkeit des Geschichts- und Kunst-Erfahrenen erkennt Better an, daß das größere Land häufiger seine Land öffnen kann, daß das kleinere öfters im Zustande des Empfangenden sich befindet, wenn gleich es gerne und bewußt so manche vollwertige Gegengabe in Kunst und sanderlich in Litteratur auf zu weisen habe.

Für dieses Verhältnis den Ausdruck einer geistigen „Provinz“ zu nehmen, kann — mit Rücksicht auf eine, diesem Worte in der ramanischen Sprachwelt, also auch für viele Staatsgenossen des zu Nürnberg Redenden, anhaftende, andersartige und wohl gar herob mindernde Bedeutung — als ungeschickt obgelehnt werden; diese Wortwahl würde jedoch niemals einen derartig unerblickt gehässigen Sturm gegen einen um die gleich-mäßige Anerkennung der drei im Schweizer Staatswesen vertretenen Nationalitäten verdienten Mann entfesselt haben, wenn Professor Better nicht gerade — ein Berner wäre. Es ist kein Zufall, daß die für das Waadtland Ton angebenden Louanner Blätter auf Grund einer unkontrollierten Berichterstattung, die kurzweg aon der Schweiz als deutscher Provinz sprach, schnell mit Flammen der Entrüstung diesen Sturm ansuchten, und daß Studenten aus dem Waadtlande sich in Bern an pfeisenden Kochkonzerten gegen Professor Better beteiligten.

Mit nämlich der Gegensatz zwischen Nord und Süd schon in anderen, langsam ge-einten, nur durch den Dialekt einer Sprache getrennten Staatsgebilden stark und bis zur Feindseligkeit aus geprägt, wie in Deutschland, Spanien, Italien oder Großbritannien, so hat doch in diesen Ländern Bodenbeschaffenheit, zentralisierende Politik aber lang ge-

wähnte Verkehrsnöthigkeit neben dem partikularistischen und gegenseitigen Überlegenheitsgefühl mehr die satirische oder humorvolle Kärgerei nachbarlicher Freundschaft groß gezogen, während hier, wo ganz verschiedene Sprachen und sehr unterschiedliche Rassegeit in einem Staate vereint sind, nach nicht lange und häufig genug die das Oberland vom Unterlande trennenden Berge in freundnachbarlichem Handel und Verkehr überschritten werden, um den einst mit Blut geschriebenen Haß vergessen zu machen. Dem Siegreichen wird das immer leichter werden als dem Besiegten; in diesem Falle den Bernern leichter als den Kantonen romanischer Zunge, vor Allem dem Kantone Waadt.

Auf den wunderbaren Wassern des Genfer See's trägt eines der viel benutzten Dampfboote den Namen „Rajar Daael“; unter der höchsten und Ehrfürcht gebietenden Platane am idyllischen Gestade von Cully steht ein kleiner Obelisk zur Erinnerung an diesen Mann; hoch oben am Schlosse von Lausanne predigt ein marmarnes Standbild der waadtländischen Jugend den Ruhm dieses aaterländischen Helden, der im Kampfe gegen die . . . Berner zum Henkertode schreiten mußte.

Durch die ganze Geschichte des Waadtlandes bis auf den heutigen Tag sehen wir, daß von den Höhen herab oder aus harten und kalten jenseitigen Ufer — ja, daß von weiter Ferne her starke Männer einer rauheren Heimat hin eilen zu den Ufern der Wein und Früchte tragenden Gestirbe, daß sie nur kurz mit kriegerischen Rähnen mordend, raubend, Beute machend landen und just die allerbesten Ernten fast sähren, oder daß sie — indem sie sich selbst oder ihre Stellvertreter in seltenen Plätzen ansiedeln — die Erträge des Landes dauernd mit Besatz belegen. Nicht gutwillig, gleich einer göttlichen Jüngung etwa, wurde die Fremdherrschaft, zumal wenn sie unerbütet und herb-rüchichtslos in den Formen austrat, ertragen; aber nur in seltenen Fällen stärkte sich der allgemeine Unwille der mehr zum Singen und Trinken als zum Streiten und Sich-selbst-opfern geborenen Bevölkerung, um bis zum Heldentode Widerstand zu leisten; man erduldet die Beraubung und das Beiseite-geschoben-werden von denen, die in weniger verweichlichender Luft erzeugt waren, und wartete ab, bis auch sie durch das Entgegenkommen und die Gaben der reicheren Natur die ausdauernde Arbeitsamkeit in sich verringert fühlen und in lebenswürdigem Genießen mit den Verdrängten selbst aerschmelzen würden. Je mehr nun der überlegene Eindringling seine Kraft fühlen läßt, je widerstandsfähiger er sich durch Wechsel seiner Vertreter erhält, je kürzer die Zeit ist, die den Lebenden von seiner Herrschaft trennt, um so unmittelbarer und oft unerwartet wird auch der ererbte Haß gegen ihn bei günstiger Gelegenheit zum Ausbruche kommen.

An diesen Ufern ist die Schreckenerrschaft der Saazier fast vergessen. Wenige nur wissen von früheren, flüchtigeren Bedrängnissen zu berichten; lebhaft aber und im Andenken an den Rajar Davel beispieldmäßig zur eigenen Glorie erhoben, lebt man nach den Gegensatz zur letzten Zwingherrschaft nach — und das war eben die der Berner.

Erst seit hundert Jahren sind die Waadtländer aus Untergebenen zu gleich gestellten Eidgenossen geworden, erst im Dezember letzten Jahres und erst mit wenigen Wochen hat man vom Ufer des Genfer See's, von Rantreuz und Vevey aus, die eiserne Schienen bis zum Fuße der trennenden Niesenberge des Jaman gelegt, um nächster Jahre die verbindende Bahn mitten hinein zu sähren in's Berner Oberland und so mit allem Bewußtsein an der inneren Verschmelzung des Landes zu arbeiten.

Wie trotz des politisch klugen Entgegenkommens der siegreichen Berner im Grunde sich doch die geschmeidige und lebenswürdige Bevölkerung des reichen Südens erhaben empfindet gegenüber der schwerfälligen und nur zu oft unnützig graben Art des Nord-schweizers, wie gerne der Waadtländer an den Bernern sein Rütchen läßt, daan spricht

täglich die geringschägige Bezeichnung der „allemands“, soamit man hier nicht die Reichsdeutschen, sondern die Deutschschweizer beehrt; daaon giebt auch der Fall Vetter einen starken Beweis. Je ungerechtfertigter und insolge dessen aller Orten beschämender solche Ausbrüche sind — wie dießmal —, um so seltener werden sie sich zeigen, werden um so eher aufhären, je friedlicher und häufiger die aerschieden sprachigen Staatsangehörigen sich kennen lernen, ohne daß Einer dem Andern — was einem heimlichen Mißtrauen ähnlicher sieht, als einem Vertrauen — die Bundestreue durch unbedachtes Überbieten im Schweizerstolze beweisen müßte, und je allseitiger die still begaunene Neubiedelung, wenn man will friedliche Neueroberung dieses Gott gesegneten südlichen Landstriches durch germanische, zum guten Teile deutschschweizerische Elemente aar sich geht . . .

Das Besagte, das an dieser Stelle genügen möge, wird Vielen die Erklärung bringen für die sonst ganz unaerständliche Kränkung eines Mannes, der hoch geachtet, als Sohn einer alten Schweizer Familie, in selbstbewußter politischer Bescheidenheit zu Nürnberg gesprochen und diese launisch, aas männlichen Ernstes, in seiner kleinen Rechtfertigungsschrift aerteidigt hat. Und dieser Hinweis scheint auch nachträglich noch gebaten, da er selbst aon Professor Vetter nicht betont wurde.

Der Historiker könnte sich hiermit vom Spiele der Kräfte ab wenden — der philosophische Betrachter muß noch einen Augenblick aerveilen. Er muß auch bei dieser Erscheinung zu scheiden und zu verbinden suchen, was, im Einzelnen flüchtig bewegt, im Wiederkehrenden längere Schwaingung zu haben scheint. Er sieht auch hier: wie falsches Pflichtgefühl unseligen Berufes, in diesem Falle die überreilte Berichterstattung einer neraas gehehenen Jaurnalistik, dieses zerlegenden Grundübels unserer Tage, nicht nur den gegensäßlichen Instinkten derer, die auf dem besten Wege sind, aeralteten Groß zu begraben, hämische Nahrung liefert, sondern wie die Flüchtigkeit eines fremden Ersten, die Schwäche eines Zweiten, sei's nun aus Eigendünkel oder Schelsucht, aus politischem oder kirchlichem Parteigeiste — wer kann es wissen! —, zum eilenden Wiste steigert, so daß allseitig Schaden angerichtet und befanbers die Ehre und Ruhe des Hochstehenden und Hochstrebenden samt dem Glücke der Seinen bedroht. Freund wird aon Freund getrennt, und wieder einmal enthüllt sich die seelische Beschaffenheit menschlicher Eitelkeit, die um des fernern Scheines eigener Unantastbarkeit willen den des Schuges bedürftig nahe Stehenden just im einzig entscheidenden Augenblicke, wo er Schulter an Schulter mit ihm kämpfen müßte, strupellos preis giebt. Das kränkt den Betroffenen tiefer als alle böswillige und gar erst eine sich berechtigt fühlende Befehdung Fremder.

Deutschschweizerische Blätter, die durch viele Jahre Professor Vettters begeisterte Reden und Handlungen, ihren eigenen Idealen entsprechend, gedruckt hatten, waren schwach genug, dessen erprobte Gefinnung tabelnd zu aergeffen, um ja nicht minder Staat und Vaterland liebend zu erscheinen ats die waadländischen Genossen. Selbst die engeren Kollegen eines Mannes, der ein Vierteljahrhundert ihnen zur Ehre an ihrer Seite die Jugend gelehrt und nach bestem Können begeistert und gefördert hatte, bereiteten der Käpelhaftigkeit dieser, wie jeder, zu öffentlich selbständiger Kundgebung unreifen Jugend durch Maßregelung ihres Kollegen eine unerdiente Genugthuung, die reichlich dazu bei tragen wird, das — wahrlich überall schon genugsam durch die Herren Professoren geschädigte — Ansehen des akademischen Lehrers zu mindern.

Die Steigerung einer zuschauenden Menschenaerachtung wäre da nicht zu aerveunern; nicht überraschen kann es jedensalls, wenn der Betroffene, ein gar schon älterer Mann mutlos und nißmutig ward, wenn er den Staub aon seinen Füßen zu schütteln

sich anschickte, um anderwärts als in der ihn mißverstehenden, ungeneigten Heimat sein tägliches Brod zu verdienen!

Aber da erscheint — wie so oft — das Unaarbergesehene auf's Neue und giebt dem Spiele eine aersöhnliche Wendung: Professor Bitter fand, wa er's nicht unbedingt vermutete, in seiner vorgefetzten Behörde einen ruhigen Befehlirmer. Und so klingt denn aus seiner Erklärungsschrift zwischen aershällter Wehmut kräftiger Trag und Freude zugleich, sich auf dem geliebten Boden der Heimat behaupten zu dürfen, um bewußt die Güter zu mehren und zu erhalten, die die deutsche Schweiz dazu berechtigen, sich in geistiger Beziehung als eine „deutsche Provinz“ zu bewahren. Hoffentlich gelingt es ihm; denn, wenn seine Art Raum behielte, würde manch' einer selbst auch im lieben Deutschland sich dem Unmute pessimistischer Gräubeiten entziehen dürfen.

**Zum Kapitel der modernen
Irrerpflege** erhielten wir folgendes Schreiben: München, den 3. Dezbr. 1902. Sehr geehrte Redaktion! In Nr. 270 der „Münchner Post“ findet sich eine Zuschrift der kgl. b. Wittmeisterswitwe Frau Adele von Obhafen mit dem Titel „Entmündigt“. Dieser Aufsatz bringt sensationelle Enthüllungen und ist geeignet, einen „Fall Obhafen“ zu zeitigen; es ist wahrlich nicht das erste Mal, daß in Bayern wegen Entmündigungssangelegenheiten die Presse und die Öffentlichkeit erst in Anspruch genommen werden müssen, ehe alle Momente, welche pro et contra sprechen, an zuständiger Stelle in Erwägung gezogen werden. Meine Person hat mit dem betr. Aufsatz der Frau von Obhafen nur insofern zu thun, als auf mich darin wiederholt Bezug genommen ist. Wichtig ist, daß ich nach entsprechender Infarmation und eigener Beobachtung gefunden habe, daß die Verfasserin des Aufsatzes nicht geisteskrank und auch nicht geisteschwach ist; bei dieser Auffassung muß ich auch bleiben, wenn mir keine anderen Beweismomente für die psychische Minderwertigkeit der genannten Dame geliefert werden als diejenigen, welche in den Entmündigungsakten enthalten sind; richtig ist ferner, daß man mich in der Sache nicht als Experten vernahmen und daß H. A. Dr. Bernstein die Vertretung der Frau von Obhafen als „ausichtslos“

abgelehnt hat. Für die Richtigkeit der Erzählungen der Frau Wittmeister über ihre Behandlung bei Gericht, im Krankenhause u. muß die Dame die Verantwortung natürlich selbst übernehmen. Besondere Gründe für die völlige geistige Zurechnungsfähigkeit meiner Klientin lassen sich schon deshalb nicht angeben, weil diese eben in dem Fehlen aller psychopathologischen Symptome bestehen: Frau von Obhafen ist vollkommen klar und orientiert, hat ein lüdenloses Gedächtnis, weiß über alles Bescheid u. s. w. — Ich begreife sehr wohl, daß sie unter diesen Umständen nicht gewillt ist, sich als unmündiges Kind behandeln zu lassen; aber wir haben hier den alten Fehler in jeder Gesetzgebung: daß es leichter ist, eine Maßregel, wie die Entmündigung, zu verhängen als sie aufzuheben. Wollte man jedoch alle diejenigen Leute hier unter Kuratel stellen, die ebenso „geisteschwach“ sind wie Frau von Obhafen, dann — — wäre die Frage, ob das Zentrum oder eine andere Partei im Münchner Rathhause herrschen soll, spielend gelöst und vielleicht nicht einmal zum Nachtheil der Stadt! — Dr. Hans Fischer, Spezialist f. Nerven- und psychische Leiden, ehemals langjähriger III. Arzt in Neufriedenheim.

Musikwissenschaft im Avancement! — Daß der zum Konservator der berühmten musikalischen Abteilung

unserer Münchner „Kgl. Hof- und Staats-Bibliothek“ aan einer direktorialen Umficht auserselene, jängst zum Kgl. Bibliotheksekretär auch schon besärderte, einfache Verwaltungsbearbeiter und Dr. jur. mit aller Macht neuerdings zum Musik-Gelehrten und sachmännischen Experten gestempelt werden würde, war mit unsehlbarer Sicherheit aaraus zu sehen. Leider nur zeigt besagte Kgl. Bibliotheks-Direktion ziemlich blamabel und nur allzu offenkundig gerade wieder in der Art, wie sie ihren besonderen Schützling mit Hochdruck protegirt, daß sie seit Abgang des früheren Kanferaatars aan jener Stelle „sachmännisch“ sa ganz und gar nicht bezaen ist. Stand da nämlich in Nr. 400 der „K. Neuesten Nachrichten“ aom 15d. Jahrgang, unter „Lakales“, höchst breitspurlig zu lesen: „Requiem. Bei dem Trauergottesdienste, den der Witwen- und Waisen-Berein der Lehrer-Münchens für seine aertstorbenden Mitglieder und Wahlhüter . . . veranstaltet, wird der Lehrer-Gesangverein ein hochinteressantes, alt kirchliches Requiem für aierstimmigen Männerchor aan Ksala zur Aufführung bringen. Den Bemühungen des Assistenten an der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek, Hrn. Dr. Schulz, ist es zu danken, daß dieses hochbedeutungsvolle Werk des italiänischen Meisters, eines Zeitgenossen Palestrina's (die aerehrl. Redaktion der „K. N. N.“ scheint hier Palestrina mit Palästina zu aerroechseln), das unter den Schätzen der Kgl. Staats-Bibliothek schlummerte, der Vergessenheit entrisen wurde. Das Requiem trägt das Gepräge großen kirchlichen Ernstes und ist unter den nicht sehr zahlreichen Werken dieser Art eines der herdarragendsten“ . . . Ohne Weiteres geben wir zu, daß diese ganze Notiz immer noch aarsichtlich genug abgefaßt erscheint, um das „Verdienst“ — für den Fall der Prüfung seiner „Krauen“ durch eine järsere Lupe — sofort auf die Kiene der gekränkten Unschuld sich zurück ziehen zu lassen, wie als ab der bescheidene Infaße geheiligten

Bibliothek-Keaters ja nicht eigentlich „Schatzgräber“ hier gespielt hätte, nicht Urheber eines Fundes, sondern nur eben geistiger Anreger zur Aufführung in diesem Falle gewesen wäre. Wer jedoch zusätzlich die Vorgeschichte etwas genauer kennt und zudem den Bibliothek-Jargon einigermaßen beherrscht, wird uns gewiß Recht geben, wenn wir behaupten, daß abige (sicherlich nicht auf dem Kder der „K. N. N.“ selber gewachsene) Fassung auf eine gewisse Suggestion bei dem Leser und Laien ausgeht; aber doch, er wird uns zum Wenigsten beisplichten, wenn wir sagen, daß hier mit der Wendung: „Den Bemühungen . . . ist es zu danken, daß dieses hochbedeutungsvolle Werk (des alten Msola), das unter den Schätzen unserer Bibliothek schlummerte, der Vergessenheit entrisen wurde“ . . . ganz unwillkürlich der Eindruck erwaekt werden soll: „Dem hinsichtlich seiner Befähigung als Musik-Forscher sa aiesfach in Frage gestellten, zuständigen Beamten ist eine Entdeckung gelungen und die originale Schatzhebung eines aödlig Neuen, annach Unbekannten aus dem Archiv-Staube zu aerdanken“. Und dies wäre denn auch sa just eben das, was die Direktion unserer Kgl. Bibliothek bei ihren disziplinarischen Quertreibereien auf besagtem Gebiete sehr wohl brauchen könnte, was ihr in ihren persönlichen Kraam nur allzu gut passen würde. Denn, wenn ein liberaler bayerischer Landtags-Abgeordneter (aagl. „Gesellschaft“, Tappelheft 17/18, S. 404 aom 15d. Jahrg.) gelegentlich der Kultusetat-Beratungen im letzten Sommer — sehr unbecquem für die Kgl. Bibliotheks-Verwaltung — aar dem hohen Hause schon Klage geführt hatte, daß die Münchner Kgl. Hof- und Staats-Bibliothek für ihre musikalische Abteilung und deren mancherlei Schätze z. Bt. keine musikwissenschaftlich gebildete Kraft besitze — hiernach wäre der unliebsame Kritiker vor dem ganzen Lande ja glänzend widerlegt. Um sa mehr wird man nun aber erstaunen, wenn man vernimmt, daß diese „Bemühungen“ des

betr. Herrn Bibliotheks-Beamten entweder lediglich nur — die Bemühungen des nobilsten Musik-Forschers Karl Praetke sind; oder aber, daß unser musikwissenschaftlicher Kooige des Genannten bekannte Sammlung altkirchlicher Tonwerke „Musica divina“ nicht kannte und sich mit seinem Chef in Entdeckerfreuden wiegte, wo es gar nichts zu entdecken gab, da denn jenes soi-disant unbekante „Requiem“ des alten Mola als „Missa pro defunctis“ in Band I jener Sammlung (Ratisbonae, Pustet MDCCCLIII) veröffentlicht, also seit ca. 50 Jahren schon dem angebliehen „Schlummer“ in einer kgl. Staats-Bibliothek wie der „Vergessenheit“ schönstens entrisen war. Freilich hatte der Wortlaut obigen Barnaty-Textes in der Zeitung nach die aer-dächtige Stelle: „trägt das Gepräge grohen kirchlichen Ernstes“, welche so zueulich ad verbum nur wieder dem kritischen Vorworte jener Proske-Sammlung (S. LXIX) selber entspricht! . . . Im Übrigen bildet diese „Entdeckung“ des oiel versprechenden jungen Musik-Gelehrten das würdige Gegenstück zu einer an Robert Citner in seinen bekannten „Monatsheften für Musikgeschichte“ (1902 Nr. 9, S. 163-64) gebrachten Mitteilug: daß „die Hof- und Staatsbibliothek München an älteren Musikalien neuerdings erworben“ habe: „Mus. Ms. 4486 bis 4495, 97“, und daß es „sehr wünschenswert wäre, wenn die übrigen Staats-Bibliotheken diesem Beispiele des Hrn. Dr. Sch., Bibliothekar in München, folgen wollten“. Man wird nun nicht weniger auch über diesen Fall überroscht sein dürfen, wenn man nämlich zufällig gerade weiß, daß diese rühmlichen und mustergiltigen „Erwerbungen“ oon geradezu Beispiel bildender Kroft für strebende Bibliothek-Assistenten ohne sachtechnischen Befähigungs-Nachweis (so oiel wir schon seit längerer Zeit wissen, do sie denn noch aus der Periode des früheren Kanferoatars mit herein spielen) — dankenswerte Geschenke, z. B. des verstorbenen Generalmusik-Direktors Hermann Vesi sind, die mit des

betr. Beamten Erwerbssinn also gar nicht das Mindeste zu thun haben! — Wir selbst wollen ohne Weiteres annehmen, daß der mehrfach gedachte Beamte on diesen Operationen ollen im letzten Grunde unschuldiger ist, als er oielmehr nur eben das willige Opferlamm für die Interessen-Politik der Bibliothek-Leitung hier obzugeben hot. In- dessen: kein Mann, der auf „Persönlichkeit“ noch etwas hält, sollte sich derart zum Puffer für Andere herbei lassen. Und schon früher einmal (aergl. „Musikwissenschaft im Kanonement?“ — 1901; II. Rai- dest, S. 246 fig.) haben wir an dieser Stelle die bestimmteste Versicherung abgegeben, daß wir gewisse Schwachzüge eben jener kgl. Bibliothek-Leitung keines Falles unobachtet lassen würden. In der That wäre uns heute nunmehr doppelt interessant, bei dieser Gelegenheit ersohren zu dürfen, ob wohl auch der neue, „H. G. V.“-reine Kultusminister des bayrischen Landes solchen „oerwoltungstechnischen“ Transohtianen hinter den Kulissen der Bureoutrotie, ohne ihr im höheren Interesse der Kultur energisch in den Arm zu fallen, ruhig zuzusehen noch länger gewillt erscheint.

Der Traum vom „objektiven Verfahren“. — Auf welch schwachen Fühen unsere ganze öffentliche Rechtsprechung noch heute häufig genug stehen mog, davon kann man sich einen gelinden Begriff machen, wenn man oan den analytischen Untersuchungen zur forensischen Feststellung des Unterschiedes zwischen Menschen- und Tierblut im gerouenen Zustande liest; oder wenn man oan den „Erinnerungsversuchen“ nähere Kenntnis nimmt, die zuerst im Seminar des bekannten Professors oan Liszt zu Berlin, später auch oan Privatdozenten Dr. Stern zu Breslau an seinen Zuhörern, streng methodisch oorgenanmen worden sind, und welche zur Bestimmung vor Allem des praktischen Wertes unserer üblichen Zeugen-Aussagen oan größter Bedeutung bleiben. Neuerdings sind sogar derartige Versuche auf

Auregung des Letzgenannten mit Schülern verschiedener Schulen in Bunzlau angestellt worden. Wie die „Breslauer Morgenztg.“ hierüber mitteilte, wurde dabei in folgender Weise vorgegangen: In jeder Klasse wurden etwa zwei Schüler zu den Versuchen bestimmt. Bei Beiden nahmen diese den gleichen Verlauf. Dem Ersten — der Andere ist nicht zugegen — wird ein Bild mit der Aufforderung, sich dieses genau anzusehen, eingehändigt (das Bild ist für alle Schulen das selbe). Nachdem sich der Schüler das Bild eine Minute lang angesehen hat, wird er unter Fortnahme des Bildes zu einer „spontanen Aussage“ aufgefordert. Vorher noch wird an das Kind die Frage gestellt, wie lange es sich das Bild ungefähr angesehen habe. Hier schon zeigte es sich in den weitaus meisten Fällen, daß das Kind keine richtigen „Zeitbegriffe“ hat. Die eine Minute gestaltet sich zu drei bis fünf Minuten. Die „spontane Aussage“ wird aufgeschrieben (am besten stenographiert). Fehler werden nicht korrigiert. — Am zweiten Tage wird mit den Schülern ein Verhör angesetzt, bei welchem jeder oeranlaßt wird, eine Reihe bestimmt formulierter Fragen, die sich auf das Gesehene beziehen, zu beantworten. Recht auffallend scheint es, daß die Angaben meist unrichtig waren. Am dritten Tage wird der Versuchsschüler abermals zunächst zu einer spontanen Aussage veranlaßt und dann wiederum einem Verhöre nach den ersten Fragen unterzogen. Nicht selten zeigen sich beim zweiten Verhöre gegen das erste recht abweichende Angaben. Die interessantesten Versuche sind bisher die, bei welchen der Schüler einer Beeinflussung (Suggestion) unterworfen wird. Es werden ihm hierbei absichtlich falsche Angaben enthaltende Fragen vorgelegt. In zahlreichen Fällen haben solche Suggestionen Fragen recht überraschende Resultate ergeben, indem die Schüler vielfach ihre früheren richtigen Angaben nach den Beeinflussungsfragen in's Falsche umänderten. — Diese Versuche erinnern uns obendrein noch an das Erlebnis

zweier französischer Gejangener der Revolutionszeit, von denen einer ein bekannter Historiker war. Im Gefängnis hofe waren sie Zeugen eines heftigen Austrittes gewesen, der einen Unglücksfall zur Folge hatte. Nach etwa einer Stunde wollten sie Gefängnisgenossen die Affäre getreulich wieder erzählen, als sie bei Schilderung des Vorganges dermaßen in Widerspruch mit einander gerieten, daß der Historiker resigniert zuletzt ausrief: er gebe es auf, Geschichte nach Verlauf von Jahrhunderten schreiben zu wollen, wenn schon nach einer Stunde die Ansichten über gemeinsam Erlebtes derart aus einander gehen könnten! Und in der That: Was ist wohl die so viel gerühmte „Wahrheit“ der Geschichte? Sieht es ein streng „objektives Verfahren“, und ist nicht vielmehr die Annahme bezw. Anerkennung des Subjektivismus wie seiner psychologisch notwendigen Voraussetzungen gerade das Allerobjektivste? „Alles fliehet“ — sagte schon der große Weise von Griechenland; und: alles, aber auch alles muß „zur Diskussion gestellt“ werden, erst einmal in „Kaisian“ gleichsam umgeschmolzen werden, ehe etwas Festes werden kann, — so meinen wir an dieser Stelle.

Sesefrüchte mit Randglossen.

Alle Welt las es längst in ihren geliebten Tagesblättern: „Oberstaatsanwalt Isenbiel stellte das Verfahren wegen Beleidigung Krupps gegen den „Vorwärts“, die „Welt am Montag“ u. a. ein, nachdem Frau Krupp persönlich mitteilte: durchdrungen von der Schuldlosigkeit ihres Gatten lege sie Wert darauf, daß der Streit um den Verstorbenen zur Ruhe komme.“ Da haben wir denn glücklich unsere Weisnachts-„Bescherung“, und nun ist auch guter Rat teuer! „Durchdrungen von der Schuldlosigkeit ihres Gatten“ — wer könnte des „Vorwärts“ u. a. Leute nach dieser Begründung durch einen Staatsanwalt noch hindern: „durchdrungen zu sein“ — bei Leibe nicht etwa von der Schuld des-

Veritarbenen, denn diese war überhaupt höchstens nur als eine Krankheit vorhanden, sondern vielmehr daaan, daß die „aergrifteten Pfeile“, aber richtiger: die „Brunnen-Vergiftung“ unserer Volk-Wasserleitung, genannt „öffentliche Meinung“, heute ganz anders wa liegen? Jeder fühlt, die Begründung müßte wohl oder übel eigentlich lauten: In unserem Zeitalter, trotzdem es sich so gern auf Friedrich den Grahen beruft, il n'y a plus de Juges à Berlin, welche nach des Kaisers entschiednem Verdikt am offenen Grade des Kananen- und Finanzkönigs jezt noch streng abjektives Recht zu sprechen, die nötige Unbefangenheit besäßen. Dann aber sollte man das deutsche Volk wenigstens mit affiziosen Notizen wie den folgenden versehenen: „Der Disziplinargerichtshof erlante gegen Professor Lehmann-Dahenburg in Kiel wegen Beamtenbeleidigung auf Entlassung aus dem Amte. Sämtliche Beweisanbietungen des Angeklagten wurden abgelehnt. (!) Der Angeschuldigte habe sich schwerer Beleidigung schuldig gemacht und den ganzen Juristenstand angegriffen. Auch beweise sein Schreiben an den Reichskanzler, daß er die Massen habe aufreizen wollen. (Das stimmt allerdings! Wie aber Böhmling u. K.? Schr. d. „G.“) Professoren seien Beamte und hätten sich aller Angriffe auf die Regierung zu enthalten. Die abjektive Kritik aan Einzelsällen sei ihnen nicht aerwehrt.“ Daß auch Professoren dem Staate nur als „Beamte“ gelten, haben wir unter dem lebhaften Praetexte der Beteiligten an dieser Stelle immer behauptet; hier wird das öffentliche Geheimnis wieder einmal mit erfrischender Offenherzigkeit preis gegeben. Und dabei doch wieder: „Freiheit des Denkens und Freiheit der Wissenschaft“ — an Stelle der „Freiheit, sich nach Wellegen schlecht zu regieren“, dem deutschen Volke in Ödrlich feierlichst prallamiert? Da haben wir unseren ganzen circulus vitiosus. Wahrlieh: „Es ist zum Ersticken schwül und dunstig in der elenden Unfreiheit, Verwarrenheit und Ver-

schwommenheit unserer inneren Verhältnisse. Es ist hohe Zeit, zu reden: Wir klagen an!“

Es thut der schnellebigen und aergriftlichen Welt manchmal ganz gut, an gewisse Thatfachen wieder einmal mit allem Nachdruck erinnert zu werden. Sa z. B. freulen wir uns jüngst ganz köniiglich, in einem ernsten Feuilleton der „Weimarischen Ztg.“: „Pflichten einer führenden Bühne“ aan Dr. Ernst Wachler, nachfolgende Betrachtung eingelacht zu finden: „Bei den meisten Bühnen wird die Dramaturgie im Nebenamt aan den Regisseuren ausgeübt; bei größeren bestehen, wenigstens dem Namen nach, so genannte Leselamité's. Ihre Mitglieder sind gewöhnlich die Regisseure, einige bedeutendere Schauspieler und der Dramaturg selbst, falls einer aarhanden. Aan ihren Leistungen erhält man einen Begriff, wenn man erfährt, daß 1898 an einer ersten Berliner Bühne der Dramaturg alle Vierteljahre einen Haufen Stücke durchschah, die übrigen Mitglieder niemals. Der frühere Fall, daß der Dramaturg des Deutschen Theaters, Paul Lindau, die Stücke durch seine Freundin Else aan Schabelsky begutachten ließ, — ein Verfahren, das mit einem Skandal und dem Fortgange Lindau's aus Berlin endete, wird nach in Erinnerung sein. Noch unerhärter aber ist es, daß die selbe Verfäulichkeit, die schon Richard Wagner für immer gezeichnet hat, auf gewissen Umwegen an die Spitze des ‚Berliner‘ und jezt des ‚Deutschen Theaters‘ treten konnte — unter dem Beifall einer gleich gesinnten Presse!“...

In einem Feuilleton, mit welchem Prof. Dr. Carl Krebs R. Pasla's „Bunte Bühnen“-Heft bespricht, fand sich der Satz: „Anstatt sich im stillen Kämmerlein in ein Kunstwerk zu aertieren, es sich durch Singen und Spielen, so gut es eben gehen will, zu versinnlichen, anstatt im Familienkreis Ensemblemusik zu spielen und mehrstimmig zu singen, geht man in's Konzert, wa man alles fertig seraiert bekommt...“

Gegen eine „Hausmusik“ predigt in dieser Fassung, ganz im Sinne des guten alten Kultur-Philisters W. D. a. Niehl, ist mit Aufwand aller Energie zu Felde zu ziehen. Denn, ganz zu geschweigen des Umstandes, daß es ja dabei doch nie beim „stillen Kämmerlein“ bleibt und die Exerzition dieser rücksichtslosesten, aufdringlichsten aller Künste (sagt sehr richtig schon der alte Kant) immer auch noch eine Reihe von Hausgenossen auf's Unliebste „haranguieren“ müssen, — ganz zu schweigen davon, bedeutet der in seiner Einschränkung ungemein bedenkliche Zwischenatz: „sa gut es eben gehen will“, das „schlechtlin“ gebilligte „Sampramiß“ und damit denn die offizielle, akademische Respektlosigkeit aar dem Wesen der Kunst, als welche sich denn auch gar nicht weiter mehr enträften darf, wenn sie für die Fälle des üblichen Zusammenstoßes zwischen Publikum und wirklicher Kunst stets nur tragische (aber — je nachdem — lächerliche) Künstler-Konflikte in schönster Reinkultur erzielt und löstet. In der Kunst aber, wenn irgend wo, muß es gerade heißen: „Alles — oder nichts!“... Dafür stehen wir in einem anderen Falle nur um so bereitwilliger auf Herrn Professor Krebsens Seite. Man hat ihn unlängst in einer Sache gegen Dr. Erich Urban zu einer Geldstrafe von 5 R. gerichtlicherseits acurteilt, weil er zu des Letzteren Sensationsbrochüre „Strauß contra Wagner“ rezensierend bemerkt hatte, Urban schreibe doch nur, um seine Finanzen zu verbessern — das Gericht meinte: das sei für einen berufsmäßigen Musikschriftsteller ehrenkränkend. Da haben sich die Herrn nach unserm Empfinden aber doch wohl in einem Rechtsirrtum besunden, denn Prof. Krebs hat hier gewiß nur im guten Glauben geschrieben und gehandelt; ja, er konnte schlechterdings gar keine andere Auffassung als die jener bona fides dabei haben. Wenigstens dachten wir bisher immer, daß sich der berufsmäßige Kritiker vom Amateur und Dilettanten in litteris gerade

durch seine entschiedenen Honorarforderungen unterscheide. Und schließlich nimmt man ja doch auch nicht zur Verschlechterung seiner Finanzen die Stelle eines Musikredakteurs beim Scherl'schen „Tage“ an.

Ein klassisches Urtheil über die Feuerbestattung hat der „Volksbote“, das Organ des Pfarrers Delfor in Elßaß-Lothringen, kürzlich an sich gegeben. Er schreibt wörtlich: „Ein Leichenbrennraß soll auf dem Kirchhofe zu Karlsruhe gebaut werden... Nun, wenn sie gerne brennen, laßet ihnen das Vergnügen (!). Es giebt einen Ort, wo sie nach dem Tode immerfort und ohne Unterlaß brennen können, wenn sie datt hin gehen wollen.“ — Woran soll nun aber ein „guter Katholik“ glauben: an das Feuer in der Hölle, oder an die Hölle im Himmelfeuer?

Die „siegreiche Germania“ hat sich in einen Mann verwandelt! Die „Schlesische Zeitung“ hatte aar Kurzem von der „siegreichen Germania“ des Herrn Prof. Hugo Vogel im Landhändehaus zu Merseburg berichtet. (Vergl. auch „Gesellschaft“; Heft Nr. 20, S. 136!) Hierauf wurde der Zeitung aus Berlin geschrieben, daß jene „Germania“ (alias Jeanne d'Arc) nur Entwurf geblieben und nicht zur Ausführung gelangt sei. In Merseburg sei eine ganz andere Germania zu sehen, eine selbständige Schöpfung Hugo Vogels. Um sich nun Gewißheit über den Sachverhalt zu aerschaffen, sandte die „Schlesische Zeitung“ einen ihrer Mitarbeiter nach Merseburg. Die Ermittlungen dieses Herrn haben geradezu überraschende Thatfachen an's Licht gebracht. Professor Vogel hat aus der siegreichen Germania mit den einfachsten Mitteln einen „deutschen Michel“ gemacht. Die „Schlesische Zeitung“ schreibt: „Ein kräftiger rotblander Schnurrbart ist der Jungfrau in die Nase gesteckt. Ihr Frauenpanzer ist etwas abgelaßt, läßt aber nach immer die Grundform erkennen. Die genaue Kopie der Rüstung ist acerwischt, das Zaumzeug geändert. Das Pferd senkt

jetzt den Kopf und biegt das linke Vorderbein stärker im Gelenk." Das Bild der „siegreichen Germania“ war als Original in Berlin fertig auf die Leinwand gemalt und in die Wand des Sitzungssaales im Merseburger Ständehaus eingelassen worden. Es wurde so der Aufsichtsbehörde als fertiges Werk übergeben. Erst als die skandalöse Sache zur Sprache kam, habe Herr Prof. Vogel auf eigene Faust die Veränderungen vorgenommen. — Öffentlich werden die zuständigen Behörden nicht länger mehr zögern, um der leidigen Affäre ein Ende zu bereiten — wobei wir, im Gegensatz zur „R. Post“, gerne nochmals herauf heben möchten, daß das Verdienst, sie auf die Tagesordnung gesetzt zu haben, nicht dem „Kunstwart“, sondern der „Wertstatt der Kunst“ zu fällt.

„Die Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät in Straßburg wird in der französischen nationalistischen Presse unter dem Gesichtspunkt eines der größten Erfolge der deutschen Politik in Elsaß-Vatringen beurteilt. Unter Ausdrücken des tiefsten Schmerzes und kaum aehaltener scharfer Kritik gegen den Papst stellt ein nationalistisches Blatt, wie die „Libro Parolo“, in einer Zuschrift aus Straßburg die für den 1. November nächsten Jahres bevorstehende Errichtung dieser Fakultät als den wichtigsten Schritt zur Germanisierung des elsäß-lothringischen Alerus und der Bevölkerung des Reichslandes dar.“ — Wir haben das ja unaufhörlich hier gepredigt und sind auch überzeugte davon, daß es sich um das dem Politiker erreichbar Mögliche dabei handelt, um einen relativen Übergangs- (nicht absoluten) Erfolg, wie ihn kluge Missionsarbeit als schönstes Resultat ja auch einzig nur kennt. Aber, wenn doch nur unsere kulturverlassenen „nationalmiserablen“ Kultur-Klopffedter an dergleichen Stimmen

über die Lage endlich einmal stutig werden könnten! Wir wiederholen: der wahre „Kulturkampf“ hat heut zu Tage seine Aufgaben auf ganz anderem Gebiete.

Über einen „entwicklungsstüchtigen Kritiker“, der sich schon längst für alle Zeit gezeichnet hatte, hat nunmehr auch diese „Zeit“ ihr kräftig Wörtlein gesprochen. Es war aber auch die allerhöchste „Zeit“, daß dem Manne am Orte seiner Wirklichkeit selbst endlich einmal die Wahrheit gesagt wurde. Und also nagte der Zahn der „Zeit“ an dem Nach-Ruhme des berühmten Kritikers: „In seinem letzten Feuilleton in der „Neuen Freien Presse“ läßt sich Ed. Hanslick folgendermaßen über Tschai-kowsky vernehmen: Überall bleibt er Er selbst, entlehnt nicht, kopiert nicht, ihm ist der Schnabel hold geworden.“ Hanslick nennt Tschai-kowsky den „uns früh entrissenen Tandichter“. Der selbe Ed. Hanslick hat auch einmal, anders gekonnt. Ich zitire wörtlich aus den mir vorliegenden Konzertberichten Hanslicks aus dem Jahre 1881 die Besprechung über das Finale des Tschai-kowsky'schen Violinkonzerts. Sie lautet: „Wir sehen lauter wüste, gemeine Gesichter, hören rahe Flüche und riechen den Fasel. Friedrich Bischof behauptet einmal bei Besprechung lazioer Schildereien, es gebe Bilder, die man stinken sieht. Tschai-kowsky's Violinkonzert bringt uns zum ersten Mal auf die schauerliche Idee, ob es nicht auch Musikstücke geben könne, die man stinken hört? — So Hanslick im Jahre 1881. Von dem Tschai-kowsky, den man „stinken hört“, bis zum Tschai-kowsky, dem der „Schnabel hold geworden“ — wie der einstige Anti-Wagnerianer jetzt so schön aus Wagner zu zitieren weiß! — ist ein weiter Weg. Aber Hofrat Hanslick hat ihn, wie es scheint, ohne große innere Kämpfe zurück gelegt. Ein eifriger Leser Hanslicks.“





Bilanz der Heimatkunst in Oberösterreich.

Von Maurice Reinhold von Stern.

(St. Oswald.)

II.*)

Daß der österreichischen Litteratur von der Provinz aus neue Kräfte zu fließen, wird in immer weiteren Kreisen empfunden und erkannt. Auch Koeller-Prud anerkennt dies in seiner von Einseitigkeit und allzu summarischer Kritik übrigens nicht frei zu sprechenden Abhandlung „Das junge Wien“ (Band X der bei Schuster & Loeffler in Berlin erscheinenden „Modernen Litteratur in Gruppen und Einzeldarstellungen“).

Leider scheint sich Koeller-Prud mit der österreichischen Provinzlitteratur nicht eingehender beschäftigt zu haben, sonst würde er in die herkömmliche Klage über den in Österreich angeblich herrschenden „Mangel an Individualität“ nicht so ohne Weiteres einstimmen. Wahrheit ist, daß sich das Bild unter der Einwirkung frischer nationaler Impulse und zum Teil wohl auch der bewußten Opposition gegen das von semitischem Geiste durchtränkte Wienertum ganz bedeutend verändert hat. Das Austausch einer beträchtlichen Anzahl selbständiger, auf strebender Begabungen — nicht nur in der Provinz, sondern sogar in Wien selbst — läßt eine sorgfältige Nachprüfung der Akten durchaus geboten erscheinen.

Der so vielfach beklagte Mangel an künstlerischer Individualität in Österreich ist meines Erachtens weitaus weniger auf unabänderliche notionale Eigentümlichkeiten als auf die historisch bedingte, politische und wirtschaftliche Stagnation Österreichs überhaupt zurück zu führen. Die geistige und wirtschaftliche Präponderanz des geeinigten deutschen Reiches, das unaufhaltsame Vordringen des slavischen Elements und die Knechtung des Volkes durch den alles beherrschenden Romonismus haben jene hippokratischen Züge der Resignation und Passivität verursacht, die wir an der deutsch-österreichischen Litteratur zu beklagen gehobt haben und die sich im Wienertum, unter Einwirkung des jüdisch-journalistischen Geistes, auch heute noch unangenehm bemerkbar machen.

Die Wiener selbst machen kein Hehl daraus! Im dritten Februar-Hefte des von Dr. Ludwig Bauer mit schneidendem Witz redigierten „Don Quixotte“ stoße ich in einem „Judenfrohen“ titeltem Artikel auf Sätze wie die folgenden:

„Man giebt nur der Wahrheit die Ehre, wenn man auf dieses Eindringen des vom Jüdengeiste erfüllten Journalismus in die terra sancta der Kunst als auf eine furchtbare Gefahr weist. Die zwecklose Kunst und das zweckdienende Jüda sind natürliche Gegner.“

Wenn man sich all' diese in Deutsch-Österreich zusammen gehäuften kunstfeindlichen Wirkungen: die politische und wirtschaftliche Posteriorität, die nationale Zersplitterung, die Herrschaft der katholischen Kirche und das Überwuchern des Sloven- und Judentums vergegenwärtigt, so muß man billig darüber erstounet sein, daß es in Österreich überhaupt noch so etwas wie eine deutsche Kunst giebt.

*) Vergl. „Gesellschaft“ 1901, 2. November-Heft.

Wenn ich den heute wahrnehmbaren Geist der Wiedergeburt in seiner Entwicklung bis zum Ausgangspunkte verfolge, so führt mich mein Weg fort von Wien in die Berge Tirols, wo allen Hochburgen römischer Herrschaft zum Trotz sich deutsche Art und deutsches Lied zum Heile Österreichs frisch und lebendig erhalten haben. Das Haupt-Verdienst daran schreibe ich Hermann von Silm und Adolf Pickler zu. Aus den Händen dieser wackeren Dichter und Kämpfer haben die Jungen: die Arthur von Wallpach, die Antan Renk!, die Franz Kranewitter und Schönherr, die Feldzeichen auf gehoben und von Neuem in den Kampf hinein getragen.

Es ist ein Gebot der Billigkeit, anzuerkennen, daß die Provinzlitteratur und das politische Leben in Deutsch-Österreich von den Tirolern, und besonders von Innsbruck aus, mächtigen Ansporn erhalten haben. In dieser Beziehung hat namentlich der „Scherer“ sammelnd und ankermierend gewirkt. Gegenüber der Müdigkeit und dem Kaffeehaus-Titanentum der Wiener Klänge z. B. die frischen, ungedruckten Urlaute der Wallpach'schen Kampf-Epik auf rüttelnd und befreiend wie ein Trummelwirbel im Morgengrauen.

Mit der wieder erwachenden nationalen Begeisterung stellte sich auch der künstlerische Zeugungsteich überall in Österreich neuerdings ein. Alles, was an Schöpferkraft verborgen vorhanden war, kam in Bewegung. Und heute kann schon mit einigem Rechte gesagt werden, daß der Boden des Wienertums durch den Anprall der österreichischen Heimatkunst unterwaschen ist. Gegenüber der Kraft und Frische der jungen, aus der Provinz zu strömenden Begabungen verliert der zugleich resignierte und frivole Tan des absterbenden Wienertums allmählich seine Wirkung.

Unter denen, die von dieser Strömung zu neuem Leben erweckt worden sind, ist hier in erster Linie Adolf Schwayer in Linz zu nennen. Schwayer ist von Geburt zwar Niederösterreicher, lebt aber schon so lange in Oberösterreich, daß er hier her gezählt werden muß. Nach langem, durch seinen Verus als höherer Verwaltungsbeamter der Staatsbahnen begünstigten, Schweigen veröffentlichte er im Jahre 1899 eine erzählende Dichtung „Die Waldhochzeit“ und im Jahre 1901 ein Volkstück „Djeter“*), das bei seiner Erstaufführung am Landschaftlichen Theater in Linz am 18. März 1901 einen starken Erfolg davon trug.

So wacker diese Dichtungen auch sein mögen, so lassen sie den Schöpfer des am 22. April des Jahres auf der gleichen Bühne mit gesteigertem Erfolge dargestellten „Bürgermeister Bojer“ (eine Tragödie aus dem Weinlande) doch noch nicht erkennen.

Durch dieses in mehr wie einer Beziehung bemerkenswerte Stück hat unsere österreichische Heimatkunst eine wahrhafte Bereicherung erfahren. Wir haben es hier nicht mit einem Heimatstück im äußerlichen Sinne des Wortes zu thun, wo die aufdringliche Handhabung des Dialektes und der Mikroschilderung den Mangel des tiefinnerlichen Verständnisses der Heimat zu verdecken hat. Schwayer, der übrigens den Dialekt meisterhaft beherrscht, erweist sich ganz besonders in diesem seinem neuesten Stück als Heimatkünstler im edelsten Sinne, indem er durch liebevolle Versenkung in das Beste der Heimat zu den unverstieglischen, in mythischer Tiefe strömenden Quellen des rein Menschlichen hinab vordringt.

Es handelt sich um den urakten, nur starke Seelen tief auf wühlenden Konflikt zwischen konventioneller Moral und persönlicher Ehre, einen Konflikt, in den die volle, ungedruckene Rassen-Natur eines niederösterreichischen Herren-Bauern hinein gestellt wird.

*) beide in der Österr. Verlagshandlung in Linz erschienen.

Hermann Bajer, Bürgermeister eines Dorfes der niederösterreichischen Weinregion (Biertel unter'm Karthartsberg), alten, itälzer Bauernblutes, Landtagsabgeordneter, wahlhabend, erhebt sich durch seine Heirat über seinen Stand. Hier ist die Wurzel des tragischen Konfliktes. Der Ehe entstammen zwei Kinder, ein Sohn (Otto) und eine Tochter (Hedwig). Der Sohn wird Offizier, lebt über seine Mittel, macht Schulden. Der Vater gerät dadurch in Schwierigkeiten, die er durch Spekulationen auszu gleichen sucht, welche ihm indessen sehr schlagend. Der verdiente und allgemein verehrte Mann fällt in die Schlingen eines ländlichen Wucherers (Jasch Luz) und vergräbt sich zuletzt an fremdem, ihm anvertrautem Eigentum (Mündelgelder).

An diesem Punkte wird der tragische Hebel angesetzt. Der Charakter Bajers wird brüchig, er sucht im Wein Vergessen und kann sich innerlich selbst dann nicht mehr aufraffen, als ihm ein Glücksfall (Latterie-Gewinn) in rechtmäßiger Weise die Mittel zur Befreiung verschafft.

Von der Kritik ist der juristische Einwand erhoben worden, daß Bajer die Dragungen seines Feindes, des Wucherers Luz, gar nicht zu fürchten hatte, da es sich nicht um Unterschlagung im gesetzlichen Sinne des Wortes gehandelt habe. Bajer hätte seinen Gegner, im Moment, da er Erfas zu leisten im Stande war, sogar wegen Ehrverletzung belangen können. Und dergleichen mehr. Diese Bedenken erscheinen mir nicht wesentlich, wenn es auch wünschenswert wäre, daß die äußere Katastrophe juristisch genügend materialisiert erscheint. Der tragische Schwerpunkt scheint mir in der inneren Katastrophe, im Bruchwerden des Charakters zu liegen. Über diese Katastrophe kann eben kein Latterie-Gewinn hinweg setzen. Auch bliebe selbst im Falle der juristischen Unantastbarkeit doch nach der Skandal und dessen Ausbeutung durch die politischen Gegner zu befürchten. Daß Schwager seinen Helden erbarmungslos der Vernichtung zu führt, finde ich ästhetisch und psychologisch vollkommen gerechtfertigt. Bajer könnte sich durch Preisgabe seiner Tochter retten, weist jedoch die schmachvollen Anerbietungen seines Bedrängers mit dem ganzen Stolz seiner im Grunde ungedrungenen Natur in einer sehr wirksamen Szene zurück. Da draht ihm nun sein Feind mit Enthüllungen. In diese aergweißelte Situation kommt der Latteriegewinn geschneit, der Bajer aller äußeren Sorge überheben könnte. Hier schwankt der starke Mann und erliegt fast den Lockungen der sonaentianellen Raral. Neuer Lebensmut scheint ihn zu befeelen. Da trifft ihn aber der mit neuen Drohungen gewürzte Hohn seines Tadfeindes wie ein Peitschenhieb, und, mitgerissen vom tadefmutigen Stolz seines Weibes (Elisabeth), das die Schmach nicht ertragen kann, geht Bajer an der Hand seiner Lebensgefährtin, unter den Festklängen einer ihm an der ahnungslosen, dankbaren Gemeinde bereiteten Geburtstagsfeier, in den Tad.

Dies in graben Umrissen die Fabel. Bei der (übrigens sehr tadenswerten) Auf- führung fand ich zu tadeln, daß der Dichter sich durch äußere Einflüsse dazu hatte bewegen lassen, die Gattin Bajer's, die als Wächterin seines Gewissens zum Doppelfelbst- marde gedrängt hatte, gegen ihren Willen von der Katastrophe aus zu schließen. Während Bajer in den mit täklichem Weindunst angefüllten Keller stürzt und die Thüre hinter sich zuschlägt, bleibt Elisabeth ahnmächtig an der Thüre liegen. Bedenkt man, daß unter den Motiven Bajers die Liebe zu Weib und Kind an erster Stelle zu nennen ist; ferner, daß die ihm hauptsächlich an der Frau suggerierte Furcht vor dem Skandal als wichtiges Motiv beim Entschlusse zum Selbstmorde mit wirkt, so muß man die „Rettung“ des Weibes als eine poetische Ungerechtfertigkeit und als eine bedauerliche Konzeption an die Oberflächlichkeit des Publikums wie der Regie bezeichnen. Ein Weib, das seinen Gatten zuerst in den Tad treibt, sollte dann im entscheidenden Augenblicke nicht durch

die Kraft eines — Thürriegels oam selbst gewählten Schiefale fern gehalten werden können!

Diese stüchtige Skizzierung kann natürlich keinen rechten Begriff vom starken Fußschlage, vom Syenenreichtum und vom Erdduft geben, die das Stück erfüllen und beleben. Namentlich auch nicht aan den musterhaften, im Dialekt gehaltenen Episoden, unter denen die Gestalt des Winzers Bock am stärksten heraar ragt. Es ist ein Stück badenständiger Heimatkunst, was wir hier vor uns haben. Es quillt uns der herbe, betäubende Rauchdunst des Weinlandes entgegen, und es ist nur einer der zahlreichen symbolischen Züge, daß es gerade dieser heimatlische Weindunst ist, der das um seine geistige Persönlichkeit ringende Paar in den traigen Schlaf versenkt und es (in der ursprünglichen Fassung) sowohl vor der Schmach des Kampramißes als dem Ekel der siegreichen konventionellen Moral zur stolzen Selbstbehauptung errettet. Die aus dem Milieu der Weinproduktion sich ergebenden, kühnen und ariginellen Kellerzigen bilden wohl eine auf der Bühne nach nicht da gewesene Erscheinung. — Wenn mich nicht alles trügt, sa werden wahr hier in Österreich unsere Hoffnung in Bezug auf die Bühne neben Schönherr und Aranewitter in Zukunft auch auf Adalf Schwayer zu lenken haben, der nicht nur den kühlen Blick für das Gegenständliche und Bühnenwirkliaue, sondern auch Phantafie, Erfindungsraft und die nötige Dasis Mätschlosigkeit besitzt.

Auf den gleichen Bahnen wie Adalf Schwayer bewegt sich Gustav Streicher, dessen Volksstück in drei Aufzügen „Am Nikalatage“*) am 1. Februar 1902 im Landschaftlichen Theater zu Linz einen durch schlagenden Erfolg erlebte und auf Grundlage dieses Erfolges von der Direktion des Kaiserjubiläum-Stadttheaters in Wien zur Aufführung angenommen worden ist. Dieser Autor ist einer der ersten unter den jungen oberösterreichischen Dichtern, der uns mit dem eigentlichen Heimatbuden (im strengen Sinne des Wortes) bekannt macht. Das Stück spielt in Oberösterreich, in einem Marktsteden des Innoaretels, aermutlich in der Nähe von Braunau. Der Umstand, daß der Dichter selbst in einem solchen Marktsteden (nämlich in Uttendorf) lebt und sich (meines Wissens) Zeit Lebens auf dem Lande aufgehalten hat, bietet von varne herein eine gewisse Gewähr dafür, daß wir es mit gutem Beobachtung-Material zu thun haben. In der That leuchtet aus den streng individualisierten Gestalten das Barbild des Lebens unverkennbar heraar.

Die Fabel ist ungeheuer einfach, beinahe dürftig. Hans Grandauer hat den oam Vater ererbten Hof unter ungünstigen Umständen übernehmen müssen. Vom Vater her ruhen 3000 Gulden Spartassen-Geld auf dem Haus und außerdem ein eigener Schulds-posten von 4000 Gulden. Kurz vor seinem Tode hatte der Vater zu allem Unglück auch noch 5000 Gulden zu Gunsten der Stiefmutter eintragen lassen. Die Steuern, der Auszug und die Zinsen freffen alles weg. Da kommt noch ein Hochwasser dazu, vernichtet die Kulturen und entwertet den Grund und Boden. Mit dieser Situation, die leider für die oberösterreichische Landwirtschaft keine Ausnahme darstellt, beginnt das Stück. Die Fassung der Grandauer-Leute ruht nun auf dem erwarteten Kalstandsgeld. Diese Fassung wird aber zu Schanden, weil an Stelle der erhofften Entschädigung von 2000 Gulden lumpige 150 Gulden ein laufen, die der Gemeindefchreiber Berner mit schlecht aerechneter Schadenfreude dem Grandauer überbringt; diese wirkliaue und aufreizende Ebene eröffnet tiefe Perspektiven in die ländliche Korruption und Günstlingswirtschaft, aber auch in die Mängel der ländlichen Selbsthilfe in Oberösterreich. Grandauer

*) Linz, Wien, Leipzig, Cherr. Verlagsanstalt.

ist den Darf-Matadoren als Mann der Opposition und Neuerer aerehzt. Um das Raß des Unglücks ooll zu mochen, heiratet die Stiefmutter und kündigt ihr auf dem Hause ruhendes Kapital oon 5000 Gulden. Troßdem es in Anbetrocht des entwerteten Grund und Bodens rüstont erscheint, erbietet sich der Dorßgewaltige, Brauereibesitzer Weill, den Posten an zweiter Stelle (d. h. nach der Sportasse) zu übernehmen. So sehr sich Anna, Grundbauers Gattin, die mit Weill ohne Wissen ihres Mannes oorher ein oon ihr gelöstes Verhältnis unterhalten hot, aus guten Gründen dagegen sträubt, wird dos Angebat doch angenommen. Weill verfolgt mit seiner scheinbaren Großmut den doppelten Zweck, Grundbauers Opposition zu brechen und die Frau seinen Wünschen wieder gefügig zu mochen. Letzteres gelingt ihm ooch beinahe, do sich das gedüßtigste Weib, um dem Monne den Hof zu retten, zum Opyer ihrer Ehre entschließt. Im entscheidenden Augenblick leistet sie aber Widerstand. Grundbauer kommt unerwartet dazu, und es entspinnt sich eine brutale Szene, die damit endet, daß Weill hinous gemorfen wird. Notürlich kündigt er sein Kapital, und die Grundbauerleute entschließen sich, den Das zu oerlassen und in die Welt hinaus zu gehen.

Das Stück ist oolso, wie mon sieht, auf einen doppelten tragischen Konflikt gestellt: auf den Kampf um die Scholle und um das Weib. Es wird gezeigt, wie der Held im sonstigen Bestreben, den Das seines Vaters zu retten, beinahe sein Familien-Glück preis giebt, und wie er schließlich in diesem die Kraft gewinnt, das Unholdbare fahren zu lassen und sich auf die eigene Kraft künftig zu stellen. Die Fabel ist einfach, ober dem Leben entnommen. In lebensoolen Gestolten, die die Sprache des Innoiertels reden, tritt uns dos Bond in seiner Schlichtheit und Reiheit, aber ooch in seinem Reiz entgegen. Der Dialekt ist bis in seine intimsten Geheimnisse meisterhaft ob gelouscht. Die Volksszene im Wirtshause, bei Trunk und Kortenspiel, die Familienszene om Nikkostag sind treu nach der Natur gezeichnet und oerrotten eine bemerkenswerte Gabe der Beobachtung und Dorstellung des Volksebens. Die aerschiedenen, in jedem Worte und in jeder Gebärde sorgsam kopierten Bauerngestolten haben nichts mit der herkömmlichen Schablone der Volkshüde gemein, sondern sind streng individuell gefärbte Persönlichkeiten, deren Modelle irgend wo im Innoiertel zu finden sein werden. — Die Begabung Gustav Streichers für das Volkshüd ist durch diese dramatische Erstlingsarbeit unzweifelhaft dargethan. Ob er ooch größeren künstlerischen Aufgaben gemachsen sein wird, bleibt ab zu warten.*)

Wer sich mit der Heimotkunst in Oberösterreich beschäftigt, wird ooch on Eduard Somhaber nicht aarüber gehen können, den man wohl neben Stelzhamer als den bedeutendsten oberösterreichischen Lyriker bezeichnen kann, abshan er in seiner übergroßen Verscheidenheit alles aermieden hot, was ihn in den Vordergrund hätte drängen können. Grund genug für uns, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Somhaber ist Oberösterreicher oon Geburt, da er am 26. Dezember 1846 in Freistadt (eine Stunde oon meinem Wohnorte) geboren ist. Zur Zeit wirkt er als Professor in Linz a. D. Die meisten seiner Werke sind im Buchhandel nicht mehr erhältlich. Ich hobe mir doher z. B. über sein Trouerspiel „Dido“ kein Urteil bilden können. Wie mir der Dichter brieflich mitteilt, ist es vollständig umgearbeitet worden und harret in der bevorstehenden Gesomtausgabe der Werke Somhabers seiner Auserstehung.

Was mir einzig oorliegt, sind die 1890 (bei Jg. oon Kleinmayr & Jed. Bamberg in Loibod) erschienenen „Lyrischen Dichtungen“, die oiel Schönes enthalten, und die

*) Ein soeben oollendetes und vom Landeshoflichen Theater in Linz bereits angenommenes, neues Stück Streichers: „Stefan Jabinger“ rechtfertigt die schönen Erwartongen, die sein „Nikostag“ eregt hat. M. v. St.

von Samhaber meisterhaft übertragenen oder vielmehr umgedichteten „Ausgewählten Lieder und Sprüche Walthers von der Vogelweide“ (Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht; Wien und Prag 1900, Verlag von F. Tempsta). „Es ist eine schöne und reiche Gabe für mich, welche Sie mir mit Ihren gesammelten Dichtungen bieten. Ich fühle mich von Ihrer Poesie merkwürdig angeheimelt — es ist die österreichische Landsmannschaft (im engeren Sinne des Wortes österreichisch), welche mich da anweht wie Waldrauschen und Wellengeriesel der Heimat. Ja, Sie sind eine echte Österreicher Natur, warmblütig, fast leichtblütig, und doch tief erregbar, sangesfroh und dabei im Gefühl und Gefühlsausdruck südl. jüdisch, griechisch, antil angehaucht. Ein Rezensent wollte mich einmal lächerlich machen, indem er ein Gedicht von mir in österreichisch-griechischem Geiste gedacht nannte. Der Mensch sprach da ein geschickteres Wort aus, als er selbst wußte und wollte. Der österreichisch-deutsche Süden steht dem griechischen, dem antiken Geiste näher als der deutsche Norden. Deshalb sind uns auch die antiken Formen nicht unlieb, und wir schreiben manchmal auch nach Oden und Elegien, in griechisch-römischer Versmaße, die uns von Herzen gehen. Es sind Dichtungen in Ihrem Bande, welche ein klassischer Geist durchweht. Zum Beispiel dies kleine Hexameter-Epos vom Däumling! Das klingt wunderschön, besonders wenn man es sich vorlesen läßt.“ . . . Kein Geringerer wie Robert Hamerling hat so über Samhabers „Lyrische Dichtungen“ geurteilt! Ich kann mich diesem Urteile nur anschließen, indem ich hinzu füge, daß sich mit dem nach den besten klassischen Mustern gebildeten Stile Samhabers ein naives, beinahe kindliches Natur-Gefühl verbindet. Dieses Naturgefühl hat ihn denn auch befähigt, die Lieder und Sprüche Walthers von der Vogelweide nach zu dichten: eine Aufgabe, bei welcher unsere madernen Sprachvirtuosen wahrscheinlich kläglich Schiffbruch erleiden würden. Auf die bevorstehende Gesamtausgabe der Werke Samhabers können wir uns daher ehrlich freuen. Sie wird das Beste der Älteren Dichtungen, aber auch viel Neues enthalten, u. A. eine poetische (lyrisch-epische) Bearbeitung des Nibelungenstoffes. Was ich davon aus dem Munde des Dichters kennen gelernt habe („Chriemhildens Liebesjubiläum“ und „Die Nibelungen an der Danau“), hat einen tiefen Eindruck in mir hinterlassen.

Samhaber zählt sich zu keiner Schule oder Klique. Die Kämpfe, die das Litteraturleben der letzten Jahrzehnten kennzeichnen, sind spurlos an ihm vorüber gegangen; nicht, weil er für das Neue kein Verständnis hat, sondern weil sein feiner und kindlich-freier Geist, von den doktrinären Strömungen ab gestiegen, direkt bei der schönen Gegenständlichkeit der Natur und des Volksliedes, zu der wir auf Umwegen ja auch zurück kehren, an geknüpft hat. Daß Männer wie Schefel, Hamerling, Schönbach und Seuffert ihn ihrer Freundschaft gewürdigt haben, kann Samhaber in unseren Augen gewiß nur zur Empfehlung dienen.

In der Schriftstellerwelt Oberösterreichs hat sich Susi Wallner durch ihre Novelle „Die alte Stiege“ (Leipzig, Litterarische Anstalt August Schulze) und durch ihre „Hallstätter Märchen“ (Wiener Verlag; Buchhandlung L. Kossner, Sep.-Eto.) eine geachtete Stellung erkämpft. Susi Wallner ist eine feine Beobachterin, die den Dingen ihr Ansichsein, ihre persönliche Seite ab zu gewinnen weiß. Dazu bedarf es bekanntlich nicht nur eines offenen, klaren Auges, sondern auch eines warmen Herzens. Nur dem liebenden Gemüt eröffnet sich die Seele der Welt. In der Novelle, die ihren Namen in weiteren Kreisen bekannt gemacht, tritt die subjektive Gefühlsbetonung allerdings wohl noch stärker hervor, als es für die künstlerischen Zwecke gut ist. Die Dichterin identifiziert sich noch allzu sehr mit ihren Gestalten, deren Meinungen und

Schicksalen, und tritt nicht diskret genug hinter ihr Werk zurück. Dadurch gewinnt ihre Darstellung den Anschein des Parteilichen selbst da, wo ihr die Thatfachen Recht geben. Ein didaktischer, ja beinahe agitatorischer Zug macht sich insolge dessen bemerkbar und beinträchtigt die reine künstlerische Wirkung. Bei der Lektüre dieser interessanten Noelle, die vom Talente der Verfasserin übrigens bereites Zeugnis ab legt, ist es mir wieder recht klar geworden, daß der Künstler nicht von vor gefähten Meinungen aus gehen darf, sondern die Natur selbst reden lassen soll. Je weniger die bewußte Doktrin heroor leuchtet, um so wirksamer wird das Kunstwerk für Recht und Wahrheit plaidieren. Susi Wallner ist nämlich eine feurige Vorkämpferin der Rechte ihres Geschlechts und eine strenge Richterinn gegenüber der Männerwelt und deren brutalen Instinkten. Ihr Urteil begründet sich aber offenbar nicht nur auf erfahrungsmäßige Erkenntnis, deren Merkmal die Leidenschaftlosigkeit ist und die nur zögernd verallgemeinert, sondern vorwiegend auf vor gefähte Meinungen, die aus übereilter Generalisierung hervor gehen und zu übereilter Generalisierung führen. So ergibt es sich, daß auf die Heldin als Trägerin des tendenziösen Gedankens allzu viel Licht, und umgekehrt auf den „Selben“ wohl allzu viel Schatten gehäuft wird. Die „Varietés“ sind nicht so namenlos gut und unschuldig, und die „Zuluffe“ nicht so namenlos roh, dumm und herzlos, wie man uns hier glauben machen möchte. Die Natur ist eine wunderbare Metouscheurin; sie weiß Licht und Schatten zu verteilen und die versöhnende Notwendigkeit in den feinsten Übergängen siegreich hervor treten zu lassen. Sie verallgemeinert nicht, wenn sie auch im Einzelnen das allgemeine Gesetz sich behaupten läßt. So verteilt sie auch die Schuld mit so bewundernswerter Unparteilichkeit, daß jede Einzelhandlung durch die Totalität der Bedingungen entlastet wird und sich dadurch auf das Maß des Allgemein-Menschlichen reduziert. In diesem Lichte betrachtet, klärt sich das Dunkle und versöhnt sich das Gegensätzliche in der Erkenntnis der allgemeinen Schuld und der Einheit alles Lebens.

Susi Wallner besitzt eine bedeutende Darstellungskraft und Lebendigkeit des Ausdruckes. Wenn das Lebende unter ihren Händen bisweilen die starren Formen der Maske annimmt, so belebt sie dafür die „stummen“ und „toten“ Dinge, die sich unter ihren Berührungen in blühendes Leben verwandeln. Alle Dinge reden bei Susi Wallner ihre besondere Sprache und zeigen uns ein persönliches Profil. Es ist, als wenn die Richterinn ihr Ohr gegen die Menschen und ihren Lärm aerkschlaffen habe, um desto liebevoller den Regungen der stummen Kreatur und der unbelebten Dinge zu lauschen. Es deutet das aber nur auf die Zartheit und Empfindlichkeit einer einsamen und verwundeten Seele, die, einmal an der Erkenntnis der Unabänderlichkeit erstarrt, heiter und unbefangen in's Menschenleben zurück kehren und dieses heiter und unbefangen gestalten lernen wird. Davau legen schon die „Hüllstättler Märchen“ Zeugnis ab, in denen sich die Romantik der Allbelebung in sehr erfreulicher Weise mit gesundem Humor zu mischen beginnt, wie beispielsweise in der „Schenkinn oon Windegg“. Eigenartig ist auch in diesen „Märchen“ die Art der Naturschilderung. Die Dinge werden nicht eigentlich beschrieben, sondern so zu sagen aus ihrer eigenen Persönlichkeit heraus entwickelt, in die sich diejenige des Dichters intuitiv versenkt. Dadurch gewinnen die Schilderungen eine ungemeine Lebendigkeit und Bezaugung, was sich natürlich auch im Stil ausprägt. Bei noch größerer Ruhe und Objektivität, die sich aus der Zurückdrängung alles Lehrhaften und bewußt Agitatorischen ergeben werden, kann Susi Wallner Dank der Lebhaftigkeit und Eigenart ihres Geistes in der Zukunft gewiß noch Bedeutenderes leisten.

In Gustav Streichers „Kifolotag“ habe ich einen erfolgreichen Versuch, das Leben des oberösterreichischen Volkes dramatisch darzustellen, nachweisen können. Die Gerechtigkeit

keit gebietet, fest zu stellen, daß außer dem genannten und sogar vor diesem zwei andere oberösterreichische Dichter, Josef Hafner und Oskar Weilhart, einen ähnlichen Versuch schon gemacht haben. „Das neue Dorf“ (Schauspiel aus dem Leben des oberösterreichischen Volkes) ist bisher zwar noch keiner Probe hinsichtlich seiner Bühnensfähigkeit und Wirksamkeit unterworfen worden, und es ist wohl auch zu geben, daß es technische Mängel hat, die seinen Erfolg auf der Bühne vielleicht beeinträchtigen werden. Aber von genauer Kenntnis des bäuerlichen Lebens in Oberösterreich, von scharfer Beobachtung und leidenschaftlicher Anteilnahme an den Dingen der Heimat legt auch diese Dichtung beredtes Zeugnis ab. „Das neue Dorf“ befindet sich ebenfalls irgend wo im Innozetel. Es ist eigentlich ein altes Dorf, das aber durch die Initiation des Helden, des Gutsbesizers, Bürgermeisters und Bräuers Georg König, der Segnungen des modernen Kulturlebens (Eisenbahn, Dampfmaschinen, elektrische Beleuchtung u.) teilhaftig geworden ist. Was uns geschildert wird, ist der Übergang des alten in das neue Dorf. Aus diesem Übergang ergeben sich alle in diesem Stücke wirksamen dramatischen Konflikte. Während der Bräuer alle Kräfte anspannt, um nicht nur seinen eigenen Betrieb den Forderungen der Neuzeit an zu passen, sondern auch der ganzen Gemeinde deren Vorteile zugänglich zu machen, kämpft der Pfarrer Franz Urbanek an der Spitze der barniert-lanferovations und fanatisch-bigotten Elemente für den Rückschritt. In diesem Kampfe wird er aber bezeichnender Weise vom Kaplan Wilhelm Halzwart nicht unterstützt, der sich zur Fortschrittspartei hält. Es liegt in der Natur der Sache, daß bei diesen, hauptsächlich in der wirtschaftlichen Sphäre sich abspielenden, Kämpfen tiefere tragische Konflikte sich nicht erzeugen lassen. Nur insofern, als der Kampf für das Neue folgerichtig mit dem Kampfe gegen die Kirche zusammen fällt, ergeben sich geistige und seelische Verwicklungen, die der Tragik nicht entbehren. Die Dummheit, Rohheit und Bigotterie werden in einer Anzahl lebenswahrer Typen überzeugend geschildert. Besonders lebhaftes Interesse erwecken die Gestalten des Fanatikers Andreas Stadler und des verkommenen Bibelbauern. Ebenso erhält man ein sehr anschauliches, auf sorgfältigen Studien beruhendes Bild von der Berrahung der Dorfjugend. Was dem Stück aber leider fehlt, das sind die in äußeren oder inneren Bedingungen wurzelnden, großen persönlichen Konflikte. Einzig das Schwanen Nina Königs, der Tochter Stadlers und Gattin des Bräuers, zwischen der Liebe zu ihrem Manne und der Pietät gegenüber dem im Vater verkaperten alt Hergebrachten greift in das Gebiet dramatischer Charakter-Problematis hinüber. Das Stück schließt hoffnungsvoll mit dem Ausblick auf den Sieg des Neuen.

Bei einer Bilanz der oberösterreichischen Heimatkunst sollte eigentlich auch Hermann Bahrs „Franz!“^{*)} mit gesprochen werden. Ist doch Hermann Bahr ein Oberösterreicher, und Stelzhamer, der Held des „Franz!“, wohl der größte Dichter, den Oberösterreich bis heute herauf gebracht hat! Die Besprechung dieses Stückes kann jedoch nur geistliche Empfindungen erwecken. Bahr hat hier mit deutlich erkennbarer Absicht ein Gebiet betreten, das er durch seine ganze publizistische Laufbahn oerleugnet hat. Der Versuch, mit den bewährten journalistischen Mitteln, mit dem artistischen Apparat des modernen Schauspiels die Heimat zu erobern, ist kläglich mißglückt. Man merkte die Absicht und ward oerstimmt. Der Iarmayonte, melodramatische Ton, an den man beim Verfasser der „Wienerinnen“ und des „Krampus“ nicht gewöhnt ist, verfehlte seine Wirkungen und erweckte peinliche Gefühle. Was mich betrifft, so hat mich der „Franz!“ als Sompptom des Witterungumschlages in Wien freilich aufrichtig erfreut!

*) Wien, Wien, Leipzig, Österr. Verlagsanstalt.

**) Wiener Verlag (Buchhandlung v. Koberer — Zep-Gro.)

Wenn ich noch der mundartlichen Dichtungen von Franz Hönig „Unsra Landt“ und „Da Mastschädi“*) Erwähnung thue, die sich in Oberösterreich großer Popularität erfreuen und wirklich lustig zu lesen sind, so glaube ich mich damit der mir gestellten Aufgabe entledigt zu haben. Meiner eigenen „Waldflytzen aus Oberösterreich“**), sowie die hier entstandene Lyrik nenne ich zum Schluß, mehr aus einem vielleicht übertriebenen Ordnungsgedächtnis heraus. Und von dem soeben erschienenen „Österreichischen Kavellebuch“ (Wien, bei Carl Fromme) wird später noch zu reden sein.

Doppel-Besprechungen.

NB.: Verleger und Autoren, welche von dieser Einrichtung Gebrauch zu machen wünschen, ersuchen wir hiermit höflich, uns die gemeinten Werke in zwei Rezension-Exemplaren gest. immer übermitteln zu wollen — sei es, daß die Herren Verleger selbst das größere Opfer für diesen besonderen Fall gerne daran setzen, oder aber beide Teile je eines dieser Exemplare uns freundlichst zugehen lassen. Eine Verpflückung zu „korrekturierenden“ Besprechungen in diesem unserem Rahmen kann natürlich damit ohnehin noch nicht ausgesprochen oder übernommen sein; hingegen machen wir uns — für den Fall der Ablehnung einer solchen — gerne verbindlich, das unbenützte der betreffenden Rezension-Exemplare dem Herrn Einlenker auf besonderen Wunsch wieder zur Verfügung zu stellen. D. Schriftl.

Heinrich Driesmann: Die Wahlverwandtschaften der deutschen Blutmischung. (Der Kulturgeschichte der Rasseninstinkte II. Bd.) Leipzig 1901, Eugen Diederichs.

Driesmann erkennt mit Gabineau die Bedeutung von Rasse und Blut für die Gestaltung der Gesichte der Völker in vollstem Maße an, aber er sieht in der Blutmischung nicht die Ursache von Entartung — Degeneration, Delabence —, sondern das Mittel, die Menschheit höher hinaus zu heben, zu züchten, wie auch Nietzsche und Chamberlain dies wollen. Der zweite Band seiner Kulturgeschichte der Rasseninstinkte, deren erster Band das Rasseninstinkt in der europäischen Blutmischung schilderte, handelt von den Wahlverwandtschaften der deutschen Blutmischung.

Der Verfasser geht aus von den Grundtendenz des Altklebens, schildert das Weib-

weien als Hüterin des Rasseninstinkts, charakterisiert die deutsche und die preussische Blutmischung, erörtert die verschiedene Befähigung der Rassen für höhere geistige Entwicklung, und nachdem er dann Wahlverwandtschaften und Qualverwandtschaften in mancherlei Blutmischungen erkannt und auf gezeigt hat, weist er hin auf „Der Kinder Land“, wie es Ziel des heftigsten Strebens sein sollte.

Die Schriften von Driesmann sind im höchsten Grade anregend, interessant, fesselnd und — amüsan: eine überquellende Fülle von überraschenden Einfällen und spruppierenden Kombinationen — leider beruhen sie zum Teil doch auf irrigen Voraussetzungen — strömt an uns vorüber. Mit Rückert zu reden: Viel bunte Steinchen, Kies und Sand, darunter echte Perlen liegen. Wenn man übrigens, wie er, zu den Ersten gehört, welche die Konsequenzen einer neu gewonnenen Einsicht ziehen, so ist es kaum zu vermeiden, daß man mitunter auch einmal auf einen Holzweg gerät; noch weniger, daß man bald hier, bald dort in ein Wespennest geliebter Vorurteile sticht. Das ist Driesmann von seinen Lesern und Kritikern reichlich vergolten worden, mitunter natürlich durch Wespenstiche mehr als mit stichhaltigen Gründen. Man will auch hier und da den neuen Wein des Rassengedankens in alte — darwinistische und andere — Schläuche fassen. Und das geht auf die Dauer nicht an.

Frankfurt a. M. Ltc. Dr. Kreßer.

*) Hng. Wien, Leipzig, Österr. Verlagsanstalt.

**) ebenda.

Man vergl. hierzu auch noch den Plafchaff'schen Artikel im Haupttheile des vorliegenden Festes.

Marx Kaufmann: Heine's Charakter und die moderne Seele. Eine Studie mit neuen Briefen und dem bisher verschollenen Jugendgedicht „Deutschland 1815“. Zürich 1902, Albert Müller.

Dem Buche fehlt der große, persönliche Zug! Es ist eine gewissenhafte, kluge, mit Überzeugung geschriebene Arbeit, die jedem Gymnasialprofessor Ehre machen würde. Vor lauter Material und lauter Zitaten sammt der Autor jedoch nur selten dazu, seine eigene Ansicht zu sagen; und wo er sie sagt, hängt immer ein so wissenschaftliches Jöpschen daran oder ist sie so brau „modern“ heraus gepumpt, daß man die Absicht merkt und aerstimmt wird. Stott euergisch auf das Ziel los zu gehen und den Charakter Heine's klar und graß oor uns ersehen zu lassen, verliert sich Kaufmann in hundert oerwirrende Nebensächlichkeiten und Abschweifungen. Mit dem zweiten Theile des Titels „... und die moderne Seele“ hat der Verfasser seinen Lesern eine unnütze Enttäuschung bereitet. Über einige Behauptungen ist er in diesem Punkte nicht hinaus gekommen. — Solche Staffe oertangen langentole Formen. Troß alledem kann das Buch als fleißiges Sammelwerk solchen Lesern, die sich über Heine's Charakter mit fremder Hilfe ein Urteil bilden wollen, manchen wertvollen Wink geben.

Rünchen. Ota Klimmer.

Eine schlecht geschriebene unbedeutende, aber recht amüsante Stilübung eines Entusiasten. Interessant ist das wieder ausgegrabene kindliche Paem des 16 jährigen. M.-Weißfischen.

Dr. Richard Schoual.

Hinterlassene Schriften und Gedichte oon Hermann Louscher. Heraus-

gegeben oon H. Hesse. Basel 1901, R. Reich.

Das Buch erinnert an den „Werther“; es erzählt, im letzten Theile in Tagebuchform, die Leiden eines Menschen, der sein Glück nicht finden kann und daran zu Grunde geht. Aber anders als im Werther ist die ausficklose Liebe nicht das allein Tragische im Leben dieses Dufiders. Die eigentliche Tragik liegt in seinem Heimweh nach der obfoluten Schönheit in seiner Religion, alle körperlichen und geistigen Dinge nur in ihren Beziehungen zur Kunst zu betrockten, in der Todesence dieses Schwärmers im Sinne Nietzsche's. Das Leben oerlongt starke Naturen; wer Heimweh-krank und zum Genusse zu tief ist, der erliegt. — Das Buch hat ein Dichter geschrieben. Der erste und dritte Teil, die Erinnerungen an die Kindheit und die Natigen aus dem letzten Lebensjahre, überreffen an zarter Poesie und reifer Psychologie den zweiten Teil, eine Erinnerung an eine Noaembarnacht aus dem Tübinger Unioersitätsleben. Die Studenten-Bohème ist schon charakteristischer und sicherer geschildert worden. Im dritten Theile steckt oiele, oherordenlich feine Naturbeobachtung; fast alles ist mit den Augen eines modernen Malers gesehen; alles lebt, glüht, leuchtet! Die Selbstcharakteristik und Selbstironie ist alt breit, aber immer sympathisch. Die om Schlusse oengesügten Gedichte sollen ab, da sie den höheren Anforderungen an die Kanzenotroltan der Stimmung und des Gedankens, die man an Gedichte zu stellen pflegt, gegenüber den Prosaftücken schon darum nicht entsprechen können, weil letztere selber schon wertvolle Gedichte sind. — Wenn das Buch oouonym erschienen wäre, hätte ich Bethge für den Verfasser gehalten. So ober soll nach des Herausgebers Borwart ein Hermann Louscher der Verfasser sein. Nach der Lektüre der ersten zehn Seiten fragte ich mich, ob nicht Hesse selbst das Buch geschrieben hat: als ich im dritten Teil auf die zahlreichen Selbstbekenntnisse

stich, war mir klar, daß Hermann Lauscher niemand anders ist als Hermann Hesse selber. Wenn auch in künstlerisch-formellem Sinn ein Fragment, ist das Buch doch warm zu empfehlen.

München. Otto Klimmer.

Ecco poeta! Dieses kleine Buch war mir ein Ereignis. Es kam mir mit einem merkwürdig neuen und doch gebühten Briefe vor drei Monaten als ein herzlicher Gruß eines Unbekannten. Ich las es jünger und war glücklich. Es sind Fragmente in Prosa, Proben aus einem Tagebuche und zehn Gedichte (von denen sechs sehr schön, zwei prachtvoll sind). Das Ganze ist als eine durchsichtige Mystifikation angelegt: Hesse ist der Autor. Portien des Buches, vor Allem die autobiographische Skizze „Meine Kindheit“, gehören zum Kleinsten, Tiefsten, Vollendetesten, das ich jemals in deutscher Sprache las. Eine Schönheit-erfüllte warme Seele tönt hier in leise schwellenden, unsagbar Klang-begnadeten Akkordstimmungen. Das zarteste Geheimnis dustet aus den wohl gemessenen, so zu sagen unberührten Worten. Ich erblicke von diesem Dichter sehr viel, mehr als von irgend einem unserer Tage.

M. Weißkirchen.

Dr. Richard Schoufal.

Einzel-Besprechungen.

Zwei Schweizer Erzähler: A. Attenhofer, „Auf sonnigen Pfaden“ (Zürich, Coszar Schmidt) und Emil Ermatinger, „Weggeföhrt“ (Frauenfeld, Huber & Co.)

Attenhofer ist ein Schwärmer. Er geht fleißig und selig der Schönheit nach und ist in fast unmännlicher Weise seinen beständig wechselnden Stimmungen unterworfen, die er allerdings oft in feiner Weise wieder zu geben versteht. Aber im Ganzen schärft er nicht tief. Sein Philosophieren hat etwas Klügliches und streift oft nahe

an billige Gassenweisheit. Er ist noch viel zu sehr Philolog, um ein guter Erzähler zu sein. So vermochte er nicht, ein wirkliches Interesse des Lesers an der Bergfahrt nach zu rufen, die er mit seinen Seminaristen von Rühnacht aus über die via mala an die oberitalischen Seen gemocht hat. — Auch Ermatinger hat ein kleines philologisches Pöpschen. Aber sein Können ist viel reifer und umfassender als das seines jüngeren Kollegen, der freilich wohl den stärkeren Zug zur „Moderne“ hat. Ermatinger strebt psychologische Vertiefung an und weiß mit objektiver Ruhe ein Schicksal vor uns erlöchen zu lassen. Zur vollen dichterischen Bewältigung einiger wirklich lohnender Probleme, wie sie in den Erzählungen die „Rutterliebe“, die „Chryse“ und der „Bruder“ enthalten sind, hat immerhin auch seine Kraft nicht ausgereicht. Die Naturschilderungen sind in beiden Büchern wertvoll.

München.

Otto Klimmer.

Der Strohhler. Erzählung von Reinrod Lienert. Zürich, Art. Institut Dreß Zühl.

Bei Lienerts Fertigkeit in der Technik kann der Leser „von Bewunderung voll“ den Faden der Erzählung leicht verlieren. So besogte Fertigkeit solchen Nachteil mitführt, zudem den Dichter des Öfteren zu allzu dickem Auftragen verleitet, möchte man sie bemängeln. Wir aber wollen nicht mäkeln, anerlegend vielmehr die sarkastisch und breit hin gestrichene Dürbheit der Sprache hervor heben. Durch glückliche Einfälle, die nur einem Dichter kommen können, treffende Vergleiche ausgehät, erquickt diese Sprache. Wie innig liebt sie die des Balkes, aus der sie in sich das auf nimmt, was in dieser Wiebergeburt Verheißung hat! Welche Schärfe bei Prägung von Worten, die empfindlichen Klängen der Sprache abhelfen! Außer seinen zwei Augen hat Lienert noch „in öden Fingerspitzen eins“, also Augen ein Dupend, was durch die

auch für's Sehen, nicht bloß für's Lesen malende Bildlichkeit erwiesen wird. Naturwüchsigter Humor, „hinaus, hinaus in die dunkle Ewigkeit“ träumender Blick, jungfräuliche Liebe zur Natur, organische Sinnlichkeit, sichere Charakteristik, dramatisch

lebendiger Dialog kennzeichnen das gleich Höhenluft erfrischende Werk eines Dichters, der „Eispapen und Sonnenstrahlen“ in holder Eintracht bei einander „im Saße“ trägt.

München.

Hugo Oswald.



Büchertisch.

NB.: Die in römischen Buchstaben hier verzeichneten Werke liegen der Schriftleitung in zwei Exemplaren vor — Besprechung in Korreferat-Form vorbehalten.

Ade, Statilide: Überlinder-Bilderbuch. Lustige Bilder und Reime für das kleine Volk. Ullingen, J. A. Schreiber. 12 S. M. 3.—.

Kuerbaa, R.: Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre. Mit 79 Figuren im Text. Aus Natur und Geschwermel. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlich darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 40. Bändchen. Leipzig, D. G. Teubner. 156 S.

Beutler, Margarethe: Gedichte. Berlin NW 7, W. Mühlenthal Verlag. 116 S. M. 3,50.

Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- und Auslandes: Nr. 1577—1596 und 1612—1625. Das Halbesund. Ueber zum Ruhme und Preise der Halbe. Gesammelt von Helm Heidem. 71 S. Geb. M. 0,25, geb. M. 0,50. — Kaiser Odo an id. Von John Grindmann. 173 S. Geb. M. 0,50, geb. M. 0,75. — Elias Warner, der einander über von Nabel. Geblung von Marie Gilt. Überlegt von Dr. Franz Kroll. 182 S. Geb. M. 0,50, geb. M. 0,75. — Aus Welt und Unlust und andre Ghas von Ralph Waldo Emerson. Übertragen u. mit einer Vorbemerkung versehen von Sophie von Gordon. 190 S. Geb. M. 0,75, geb. M. 1.—. — Welt in der Natur von Camille Flammarion. Aus dem Franz. von Theod. Fr. Gergel. 354 S. Geb. M. 1,25, geb. M. 1,50. — Welt. Dramatisches Gedicht in 5 Akten von J. A. Holm. 75 S. Geb. M. 0,25, geb. M. 0,50.

Witonenstudien von Kautzall (Guard Doume) (Teiler). Aus dem Holland. von Karl Wilsch. 274 S. Geb. M. 1.—, geb. M. 1,25. — Im jüngsten Wehode. Die Dritte. Panlo. Drei Novellen von Genral Sternlewie. 248 S. Geb. M. 0,75, geb. M. 1.—. — Die Früchte der Kultur. Lustspiel in 4 Akten von V. A. Graf Tschist. Aus dem Russ. von D. Haag. 91 S. Geb. M. 0,25, geb. M. 0,50. — Die Abenteuer Audleeros (Jünger) (des Komertaben von Tom Sawyer) von Karl Zwaan. Deutsch von D. Krüger. 236 S. Geb. M. 0,75, geb. M. 1.—. — Schlichte: Halle a. S., Otto Denker.

Wiederlass, Dr. Georg: Im Kampf gegen den Material. Eine Philosophie der reinen Werte, mit Grundrissen für Politik und Wissenschaft. Berlin, Giese & Lepsius. 162 S. Geb. M. 2,40, geb. M. 3.—.

Wörnion, Hörnierne: Idomat Kradalen. Roman. Deutsch von Wilhelm Janke. 2. Aufl. Berlin W 9, Franz Bieder. 360 S. Geb. 3.—, geb. M. 4.—.

Wienerballett, Babo Chorlotte (geb. Gellin von Weben) Gedeubrand. Romanli und zu Schaustationsperiode in Frankfurt. Mit 60 Illustrationen. Mainz, Franz Rüdert. 140 S. Geb. M. 4.—.

Wenemell, Wigt. Jeremias: Das neue Jahrbanvet. Deutsch von Prof. Heinrich Fohler. München, G. Schaub & Co. (S. u. b. S.) 48 S. M. 0,50.

Wormann, Edwin: 100 Gedichte u. A. von und über Baron Chalspeare. Marlowe. Leipzig, Gouin Hermanns Selbstverlag. 464 S. M. 20.—.

Brangart, Richard: Erlebnis und Erträumtes. Gedichte. Linz, Österreichische Verlagsanstalt. 137 S. M. 2,50.

Braunschw. M.: Das dritte Gelechte. (Gleichzeitliche Fische) Beiträge zum demographischen Problem. Halle o. S., Carl Korbald. 36 S. M. 1.—.

Chamberlain, Gaston-Stroort: Dilettantismus, Kaffe, Monarchismus, Rom. Antwort zur 4. Aufl. der „Grundlagen des XIX. Jahrhunderts“. München, F. Brudmann K.-G. 80 S.

Chan, Carl: Aus dem Leben des Helmeres. Schilderungen von der deutschen Tiefsee Expeditions. 2. Aufl. Kiel. 83 bis 12. Jena, Gubas Bücher.

Cüppers, J. H.: Keldigen. Roman. Ein Bild von Phil Schumacher. Im Anhang die Novelle: Noll im tanper, illustriert von H. Kaufmann. München, Kieger-Verlags-Gesellschaft m. b. H. 280 beyn. 80 S.

Deutsche Vorkortbilder aus alter und neuer Zeit. Herausg. von Karl Maria Ried und Edgar Pass. II. Jahrg. Nr. 6: Friedrich Heibel. Wien XII, Administration der „Deutschen Literaturbilder aus alter und neuer Zeit“.

Diederich, Franz: Wörpender Stimmungen. Zitiervorrede von Karl Krausmader. Wörpender. Berlin, Meyer & Bamber („Heimat“-Verlag). 101 S. M. 2.—.

Die Weidreformation. Zeitschrift für die Herausgung des Geistes auf die Kungheit der Ware und Arbeit. Nr. 4 u. 5. Erstmal jährlich sechsmal. Bern, A. J. Weh. Jahrg. 3. Preis.

Die Kunst. Sammlung illustrierter Monographien, herausg. von Richard Ritter. Bd. 1: Lucos Gramsch von Rich Ritter. Berlin, Julius Baro. 65 S. Geb. M. 1,25, geb. M. 2,50.

Diene des Volkes! Was nützt die Theosophische Gesellschaft ihren Mitgliedern? Berlin, C. A. Schwertig & Sohn. 143 S. M. 2.—.

Die vier Evangelien nach der deutschen Übersetzung D. Martin Luthers. Mit über 300 Bildern nach deutschen, italienischen und niederländischen Meisterwerken des 14.—16. Jahrhunderts. 1. Teil. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 24 Lieferungen à M. 2.—, Gesamtpreis M. 48.—.

Die Verordnen. Monatsheft für junge deutsche Literatur. Herausg.: „Die Verordnen“. 1. Jahrg. Febr. 1 u. 2. Berlin 1900, Verlag „Die Verordnen“. Vierteljährlich M. 1.—; Einzelheft M. 0,50.

Zubären, Dr. Eugen: Das Weltliche in England. Bd. II der „Studien zur Geschichte des menschlichen Weltlichseins“. Vorausg. von Dr. Eugen Zubären. Berlin, H. Sittenhal Verlag. 401 S. M. 10.—.

Zürd, Josef: Fremde Jüden. Gesammelt. Jubiläum von Gieseb. D. Stuttgart, Süddeutsches Verlagsinstitut. 136 S. M. 2.—.

Ernst, Otto: Die Gerechtigkeit. Eine Komödie in 5 Akten. Leipzig, L. Staackmann. 134 S. Zeitl, Walter: Die Frau in der Kunst. Göttingen, 1. Silenue Künste. Götting, Rudolf Döllner. 49 S. M. 1.—.

Zeitschriften-Katalog 1902/03. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn. 48 S. Filok, Emil von: Prosen. Brünn, Carl Winkler. 72 S. M. 2.—.

Zilcher, Dr. med. Georg: Sans am Nilou in Hannover. (Zum Geden an die Char.-Krankenkasse des Hpt. Zentrums in Hannover.) 64 S. M. 0,50. — Nihil in Hannover. 2. verm. Aufl. von „Lern und Konter in der Theater in Hannover die 1866—208 S. M. 6.— Hannover, Hann'sche Buchhandlung.

Zorcher, Joh. B.: Jubiläums- und Gedächtnis. Jahn Festtage in fünf Teilen mit Vorträgen von: Prof. Koenig, Herm. von Gilm, Martin Grief, Julius Grief, Robert Homering, Christian Bergmann, Oskar von Schmidt, Karl Grief, Fritz deha Hess. Rangnais, Herm. Beyer & Sohn. Einzelheft M. 0,75.

Franken, Emphang von: Katerismus des guten Tones und der letzten Sätze. 10. Aufl. Max Hoff's illustrierte Katerismen Nr. 22.) Leipzig, Max Hoff. 215 S. M. 2,50.

Jüdische Kunst. Monatsheft. Herausgeg. von Victor a Reiner und Theodor Giel. Berlin, Carl Beck & Co. 108. n. d. S. 1. — Gilm, Hermann von: Gedichte. Innsbruck, H. Göttinger. 247 S. Geb. M. 4.—, geb. M. 5.—. Goletschmidt's Bibliothek für Belle und Haus. Bd. 5 und 108: Zu Jüden der Wärburg von F. G. Helms. 102 S. Geb. M. 0,50, geb. M. 0,75. — Rinder der Zeit von Eugen Salinger. 119 S. Geb. M. 0,50, geb. M. 0,75. Berlin, Albert Goletschmidt.

Grell, Martin: Vom Heber und Mägen. Mit einem Bildnis des Dichters nach einem Gemälde von Will. Trübner. 1.—3. Auflage. Leipzig, C. F. Amelons. 299 S. Geb. M. 2,50, geb. M. 4.—. Greddel, Georg: Ein Frauenproblem. Leipzig, C. G. Roumann. 112 S.

Hertmann, Alma von: Zurück zum Jhdollismus. Jahn Festtage. Berlin, C. F. Schuchardt & Sohn. 213 S. Geb. M. 3,50, geb. M. 4,50.

Hauptmann, Carl: Die Bergkniebe. Dramatische Dichtung. 100 S. M. 2,50. — Niedere Weltlichkeit. 31 S. M. 1.—. — Bildliche Zeichnungen aus dem Leben einer armen Frau. Roman. 376 S. M. 5.—. Sämtliche: München, G. D. B. Cadore.

Hiegel, Karl von: Brömmel's Glück und Ende. Roman. München, G. D. B. (Dolär Bed.). 201 S. Geb. M. 2,50, geb. M. 3,50.

Helmann, Fritz: Kritik der Kritik. Berlin, Verlag „Gleichheit“. 19 S. M. 0,50. Hellmer, Edmund: Hugo Wolff's Feste an Emil Kaufmann. Im Auftrag des Hugo Wolff-

Verlages in Wien herausgegeben. Berlin, G. Hölzer. 185 S. Geb. M. 3,50, geb. M. 4,50.

Henningsen: Jüdische Erzählungen neuerer deutscher Dichter. Für die Jugend ausgewählt. Leipzig, Otto Spamer. 175 S. M. 2,50.

Hermann, Prof. G.: „Gerecht“. Das Gesetz der Jugend. V. Bd. Kitha und Kania. Untersuchungen über das Sexual-Problem. Leipzig, Krieb Strauch 204 S. Geb. M. 5.—, geb. M. 4.—.

Hesse, Hermann: Gedichte. 2. Bände aus „Neue deutsche Literatur“, herausgeg. von R. Suffer. Berlin, G. Grote. 196 S.

Hirtz, Georg: Kleinere Schriften. 1. Bd. Wege zur Kunst. Lief. 4 u. 5. 2. Aufl. München, Verlag der „Jugend“. 1. Band vollständig in fünf Lieferungen à M. 0,50.

Högl, Emil: Im der Liebe sollen. Drei Novellen. Bern, Neumann & Zimmermann. 169 S. Jagenstein, G.: Wille und Goethe. Eine literarische Studie. Berlin, Richard Schröder (vorm. G. Törings Erben). 143 S. M. 2.—.

Janus: Mäler für Literaturfreunde. Monatsheft für Literatur und Kritik. Heft 1: Göttinger-Buch. Heft 2: Jahn-Fest. Heft 3: Braunschweig. Jauer, Carl Hermann. 12 Bände M. 6.—; Einzelheft M. 0,60.

Kernhof, D.: Aus dem Jüngergerichte. Gedichte. 2. Aufl. München, Braun & Schneider. 181 S. M. 3,50.

Ketz, Alfred: Herr Zubermonn der D... 21. — Dichter. Ein kritisches Nachwort. Antwort auf Zubermonn's Klagen über die Kritik. Göttinger würdigung Zubermonn. Berlin, Verlag Weltanschauung. 96 S. M. 1.—.

Kretschmar, Hermann: Musikalische Zeitfragen. Jahn Festtage. Leipzig, C. F. Peters. 135 S.

Krüger, Tim: Ein Jahr Welt. Bilder und Geschichten aus Meer und Land. 3. verb. u. verm. Aufl. Riel, Kippus & Zilber. 312 S. Geb. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Krüger's Jahrbuch 1903. Kalender, Text- und Nachschlagewerk für jedermann, begründet 1898 von Joh. Krüger. Herausgeg. von Herrn. Krüger. Berlin, Hermann Krüger. 973 S. M. 1.—. Rangen, Martin: Leben und Reden. Schauspiel in 5 Aufzügen. München, Albert Langen. 230 S. Geb. M. 2,50, geb. M. 3,50.

Rangemann, Johann: Vreiere der Geschichte. 1. Juri, Zeit und Völkerg. II. Die Erlebensereiere und die letzte Frau. Eberfeld, Verbetter'sche Buch- und Kunsthandlung. 191 S. Geb. M. 2,40.

Rapp, Edmund: Tom's Tapa. Ein Dänisch-Brandisches Gequell. Riga, Jugo-Eitographie „Gutenberg“. 20 S.

Rafferty, Pierre: La Morale de Nietzsche. Deuxième Edition. Paris, Société du Mercure de France. 150 S.

Reimbold, Karl E.: Die deutsche Dichter der Kunst und Gegenwart. Biographische Charakteristiken und Auswahlen ihrer Dichtungen. IX. Bd. 2. Teil. XII. Bd. 2. Teil der „Ausgewählten deutschen Dichtungen für Lehrer und Freunde der Literatur“, erläutert von Karl E. Reimbold. Leipzig, Kretschmar'sche Buchhandlung (G. v. Waver). M. 1,50; 15 Bände M. 63,50.

Reinhardt, Eldre: Die Prinzessin und der Schwärmer. Märchenstift nach Andersen. Mit Monotypie gedruckt. 34 S. — Vertina; Groß und Fleck. Drei Dichtungen. — Das letzte Bild. Dialog. 24 S. Sämtliche: Bern, H. Gerold (Romantikverlag).

Riefling, Rudolf: Der zerbrochene Krug und andere Geschichten. Illustriert von Rother. Dessau, G. Dünhaupt. 161 S. Geb. M. 1.—, geb. M. 1,50.

Ritterlicher Ratgeber für Weibmächten 1902. Herausgeg. von der Redaktion der

„Literarischen Werte“. München, Kögl. Verlags-Gesellschaft m. b. H. 144 S. M. 0,75.

Wanna, Heinrich: Die Wollinnen oder die drei Romane der Paganini von Hija. I. Diana; II. Silvano; III. Venus. München, Albert Langen. Drei Bände. Geb. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Welling, George Comau Albert: Morgenmalen und Register zu Rants Kritik des Erkenntnisvermögens II. Teil. Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. Kritik der praktischen Vernunft, Kritik der Metaphysik. Neu herausgeg. und mit einer Ergänzungschrift „Der Zusammenhang der Kantischen Kritiken“ versehen von Rudolf Goldschmidt. Leipzig, G. J. Neumann. 237 S. Geb. M. 6.—, geb. M. 7.—.

Wielandswall: Renombra da Vinci. Ein biographischer Roman aus der Blende des 15. Jahrhunderts. Deutsch von Carl v. Gulzow. Leipzig, Schöns & Co. 615 S. Geb. M. 6.—, geb. M. 7,50.

Wöllle, G. de. Auf Auf ans Schöne. Zitiere und Uebersetzungen aus dem Germanischen. Mit Abbildungen und Hieroglyphen. Herausg. G. J. G. Neumann (Neumann & Neume). 100 S. Geb. M. 1,50, geb. M. 2,50.

Meyer, Ernst Teja Sigrid, ein Frühlingstraum. Eine Liebesgeschichte. Ebenen. 98 S. Geb. M. 1,50, geb. M. 2,50.

Wippold, Prof. Friedrich: Das deutsche Christentum des 19. Jahrhunderts. Leipzig, Ernst Weichert. 309 S. Geb. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Oesterreichisches Novellenbuch. Sammlung I und II mit Beiträgen von Karl v. Sauer, Stephan Milow, Rainer Maria Rilke, Hans Weber-Lutkow etc. Mit Buchschmuck von Rudolf Hauke. Wien, Carl Fromme.

Unger, Abraham: Die Väterzeit der deutschen politischen Kritik von 1840—1860. Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Historienkunde. 4. Aufl. (Vereinfachte Ausgabe). München, J. F. Neumann. Nachdruck in fünf Lieferungen von M. 1,50 bis M. 2,50; das ganze Werk geb. M. 9.—.

Uhl, Peter: Gedichtsammlungen. Gedichte und Prosa. Pros. J. G. Neumanns Buchhandlung (Joh. Neumann). 84 S.

Uhl, Sebastian: Ludwig II. und Richard Wagner. 1864—1865. München, G. F. Neumann (Cotta). 161 S. M. 2,50.

Ullrich, Dr. Sofronio: Philosophisch-geschichtliche Fragmente. Leipzig, Alexander Goebmann. 100 S.

Unke, Waldemar: Der Fall Lessmann. Ergänzungen zum Prozess Lessmann-Wolfradt und Anders. Inhalt u. A.: Berliner Presskorraption. Wie in Berlin „Kritik“ wird. München, G. Birk & Co. 68 S. M. 1.—.

Ullrich, Dr. Sofronio: Philosophisch-geschichtliche Fragmente. Leipzig, Alexander Goebmann. 100 S.

Ullrich, Dr. Sofronio: Philosophisch-geschichtliche Fragmente. Leipzig, Alexander Goebmann. 100 S.

Ullrich, Dr. Sofronio: Philosophisch-geschichtliche Fragmente. Leipzig, Alexander Goebmann. 100 S.

Ullrich, Dr. Sofronio: Philosophisch-geschichtliche Fragmente. Leipzig, Alexander Goebmann. 100 S.

Ullrich, Dr. Sofronio: Philosophisch-geschichtliche Fragmente. Leipzig, Alexander Goebmann. 100 S.

Ullrich, Dr. Sofronio: Philosophisch-geschichtliche Fragmente. Leipzig, Alexander Goebmann. 100 S.

Ullrich, Dr. Sofronio: Philosophisch-geschichtliche Fragmente. Leipzig, Alexander Goebmann. 100 S.

Ullrich, Dr. Sofronio: Philosophisch-geschichtliche Fragmente. Leipzig, Alexander Goebmann. 100 S.

Ullrich, Dr. Sofronio: Philosophisch-geschichtliche Fragmente. Leipzig, Alexander Goebmann. 100 S.

Ullrich, Dr. Sofronio: Philosophisch-geschichtliche Fragmente. Leipzig, Alexander Goebmann. 100 S.

Ullrich, Dr. Sofronio: Philosophisch-geschichtliche Fragmente. Leipzig, Alexander Goebmann. 100 S.

Ullrich, Dr. Sofronio: Philosophisch-geschichtliche Fragmente. Leipzig, Alexander Goebmann. 100 S.

Ullrich, Dr. Sofronio: Philosophisch-geschichtliche Fragmente. Leipzig, Alexander Goebmann. 100 S.

Ullrich, Dr. Sofronio: Philosophisch-geschichtliche Fragmente. Leipzig, Alexander Goebmann. 100 S.

Ullrich, Dr. Sofronio: Philosophisch-geschichtliche Fragmente. Leipzig, Alexander Goebmann. 100 S.

Ullrich, Dr. Sofronio: Philosophisch-geschichtliche Fragmente. Leipzig, Alexander Goebmann. 100 S.

Ullrich, Dr. Sofronio: Philosophisch-geschichtliche Fragmente. Leipzig, Alexander Goebmann. 100 S.

Ullrich, Dr. Sofronio: Philosophisch-geschichtliche Fragmente. Leipzig, Alexander Goebmann. 100 S.

Ullrich, Dr. Sofronio: Philosophisch-geschichtliche Fragmente. Leipzig, Alexander Goebmann. 100 S.

Ullrich, Dr. Sofronio: Philosophisch-geschichtliche Fragmente. Leipzig, Alexander Goebmann. 100 S.

Ullrich, Dr. Sofronio: Philosophisch-geschichtliche Fragmente. Leipzig, Alexander Goebmann. 100 S.

Ullrich, Dr. Sofronio: Philosophisch-geschichtliche Fragmente. Leipzig, Alexander Goebmann. 100 S.

Ullrich, Dr. Sofronio: Philosophisch-geschichtliche Fragmente. Leipzig, Alexander Goebmann. 100 S.

Ullrich, Dr. Sofronio: Philosophisch-geschichtliche Fragmente. Leipzig, Alexander Goebmann. 100 S.

Ullrich, Dr. Sofronio: Philosophisch-geschichtliche Fragmente. Leipzig, Alexander Goebmann. 100 S.

Ullrich, Dr. Sofronio: Philosophisch-geschichtliche Fragmente. Leipzig, Alexander Goebmann. 100 S.

Ullrich, Dr. Sofronio: Philosophisch-geschichtliche Fragmente. Leipzig, Alexander Goebmann. 100 S.

Ullrich, Dr. Sofronio: Philosophisch-geschichtliche Fragmente. Leipzig, Alexander Goebmann. 100 S.

Ullrich, Dr. Sofronio: Philosophisch-geschichtliche Fragmente. Leipzig, Alexander Goebmann. 100 S.

Ullrich, Dr. Sofronio: Philosophisch-geschichtliche Fragmente. Leipzig, Alexander Goebmann. 100 S.

Ullrich, Dr. Sofronio: Philosophisch-geschichtliche Fragmente. Leipzig, Alexander Goebmann. 100 S.

Ullrich, Dr. Sofronio: Philosophisch-geschichtliche Fragmente. Leipzig, Alexander Goebmann. 100 S.

Ullrich, Dr. Sofronio: Philosophisch-geschichtliche Fragmente. Leipzig, Alexander Goebmann. 100 S.

Ullrich, Dr. Sofronio: Philosophisch-geschichtliche Fragmente. Leipzig, Alexander Goebmann. 100 S.

Ullrich, Dr. Sofronio: Philosophisch-geschichtliche Fragmente. Leipzig, Alexander Goebmann. 100 S.

Ullrich, Dr. Sofronio: Philosophisch-geschichtliche Fragmente. Leipzig, Alexander Goebmann. 100 S.

Brentano-Tieck: Romantische Märchen. I. Reihe. In Auswahl und mit Einleitung von Bruno Wille. 343 S. Geh. M. 4.50.

Bratler, Charlotte: John Hustin und sein Weib. Pustitzer, Künstler, Richter. I. Reihe. 288 S. Geb. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Bratler, C. W.: Wir haben und Probleme der geistigen Weltbeziehung. Uebersetzt von M. Müller. 92 S. M. 2.—.

Emerson, R. W.: Betreuer der Menschheit. Aus dem Engl. von Heinrich Conrad. Nach Aufsetzung von Fritz Schumacher. 244 S. Geb. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Günter, Christian: Strophen. Ausgewählt, eingeleitet und herausgeg. von Wilh. v. Scholz. 182 S. Geb. M. 4.50.

Gampe, Theodor: Lebende Kunst. Bd. X der „Monographien zur deutschen Kulturgeschichte“. Moderne Ausgabe. 127 S. Geb. M. 4.—, geb. M. 5.50.

Geistig, Kurd: Wie und Jänner. Neue Märchen. 330 S. Geb. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Geistig, Kurd: Die neue Religion. Schillermaier-Verlag. 103 S. M. 3.—.

Greif, August: Die Gnostik. Grundlagen der Weltanschauung einer alten Kultur. I. Bd.: Die Gnostik des Altertums. 627 S. Geb. M. 12.—, geb. M. 14.—.

Leine, Hippolyte: Philosophie der Kunst. Uebersetzt von E. Dorst. Bd. II. 338 S. Geb. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Tolstoj, Leo N.: Was sollen wir denn thun? Bd. II. 270 S. Geb. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Aus dem „Insel“-Verlag in Leipzig

Buch, Rudolf: Hans der Trücker. Roman. 383 S. Geb. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Welfin, E.: Im Lande der Verworfenen. Tagebuchblätter eines Verbannten. 3 Bände. 672 Bsp. 607 S. Geb. M. 10.—, geb. M. 13.—.

Walter, Walter: Imaginäre Porträts. Deutsch von Felix Hübel. 210 S.

Aus dem Verlage von E. Pierson in Dresden:

Vinog, J.: Frühlingstürme. Roman. 356 S. M. 3.—.

Spidy, Emma von: Erbsüßigen. 165 S. M. 1.50.

Gaberling, Paul: Tolle Reellen. 88 S. M. 1.50.

Hedt, Wilhelm: Dolmetsch. Gedichte. 60 S. M. 1.50.

Händler, Günther: Robane Sooro. Ein Stättenbild aus der Provinz. Uebersetzt von J. Ullinger. 2. Aufl. 359 S. M. 3.—.

Königsbrunn-Schau: Das heilige Blut. Eine japanische Liebesgeschichte. Buchdruck von Johannes Martini. III S. M. 2.—.

Paul, Johannes: Lucie. Eine Dichtung in Briefen und Tagebuchblättern. 107 S. M. 2.—.

Pierßen, G. W.: Bitte Herren. Roman. 372 S. M. 3.—.

Aus der Schriftlichen Verlagsanstalt (S. Schottlander) in Breslau:

Hoffmann, Max: Hochzeitsnacht. Gedichten in Reil und Dur. 419 S.

Jonas, Emil: Kirliche Kathologie (Nordlicher Kufen-Nimand) hervorragenbiter handinaoillier Dichter. In den Besonderen der Dreieinig Uebersetzt und mit einer literar-historischen Einführung von Prof. Dr. C. Bror-Boppard. 283 S. Geb. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Kiejenfeld, Paul: Wie andere Menschen. Eine psychologische Studie. Sonder-Ausdruck aus Heft 308 von „Reed und Süd“. Eine deutsche Romantische, herausgeg. von Paul Einbou.

Aus dem Verlage von Schuster & Seiffert in Berlin:

Seidg, Hans: Der gelbe Kote. Novellen. 160 S.

Fuhrmann, Maximilian: Die Hölle im Pferde-Haus und andere lebende Satiren. 212 S. M. 2.50.

Jkel, Dr. Edgar: Nord Wagner im Lichte eines zeitgenössischen Briefwechsels (1858—1872). 72 S.

Engen, Idella: Aus Dunkel und Dämmerung. Gedichte. 150 S.

Reißner, Franz Hermann: Kloppe Renzel. Bd. VIII des „Rändlerbuch“. 92 S.

Roelker, Rudolf, Arthur: Die Moderne Literatur in Gruppen- und Einzeldarstellungen I—XII in einem Bande. 794 S.

Riegle, Friedrich: Germanische Briefe. Bd. I, herausgeg. von Elisabeth Jöcher-Riegle und Fritz Goltz; Bd. II, herausgeg. von Frau Elisabeth Jöcher-Riegle und Fritz Goltz. 2. Aufl. 602 Bsp. 624 S.

Reide, Georg: Das grüne Haus. Roman. 473 S.

Sieglfried, H.: Schopenhauer-Studien. 211 S.

Urban, Dr. Erik: Tabellen zur Geschichte der deutschen Literatur. 79 S.

Aus dem Verlage von Herrn. Hermann Nachf. in Leipzig:

Schick, Eugen: Aus stillen Gassen und von kleinen Lenten. 182 S.

Strindberg, August: Eij Einakter. Aus dem Schwed. von Emil Scherring. 356 S. M. 4.—.

Aus dem Verlage von Paul Wapfel in Freiburg i. B.:

Hürner, Richard: Geschichte der kirchlichen Kunst seit 74 Kabbildungen. 2. Aufl. 464 S. M. 8.—.

Schian, Martin: Unser Christenglaube. 137 S. M. 2.—.

Hogel, Rudolf: Glücksfährte. (Der „Frau Wärr“ zweiter Band.) Märchen und Schwänke. 229 S. M. 4.50.

Hoffort, Günther: Dicht und moderner Mensch sein, wie sich das Reiche zusammen reimt. Bd. VIII der „Neuen Wege zum alten Welt“, herausgegeben von Harter J. Gerstung. 176 S. M. 2.—.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Arthur Seidl in München-Salü II, Sohnfeststraße 135, I. Fernruf: Nr. 10124; Sprechzeit der Schriftleitung: Samstag Nachm. 4—6 Uhr; Postzeitungsliste — Bayern: Nr. 1064, Deutsches Reich: Nr. 3130, Österreich: Nr. 1656;

München Auslieferung: Jos. Ant. Finsterlin Nachfolger (Salvatorstraße).

NB. Für unentgeltlich eingesandte Besprechungs-Gemeynere übernimmt die Schriftleitung überhaupt keine, für unentgeltlich eingesandte Handschriften nur dann Gewähr, wenn Rückporto dringt. Brief- und Handschriften, Zeitungen, wie Übersetzungen: ausschließlich an den Herausgeber; Besprechungen, Anzeigen oder Verbindungen: an den Verlag erbeten. — Probehefte auf Verlangen jederzeit unentgeltlich und postfrei durch die Verlagsabteilung zu beziehen.

Verlag und Druck der „Gesellschaft“: E. Piersons Verlag (R. Linde) in Dresden.

Prosit Neujahr!

Mit diesem Hefte beschliesst die „Gesellschaft“ ihren 18. Jahrgang. Es gereicht uns zu aufrichtiger Freude, bei dieser Gelegenheit davon Mitteilung machen zu können, dass unsere anhaltenden Bemühungen um eine angemessene Zeitschriften-Vertretung im deutschen Süden neuerdings an einen bedeutsamen Wendepunkt gelangt sind. So glauben wir denn unseren werten Lesern schon heute die erfreuliche Kundgebung nicht vorenthalten zu dürfen, dass unser Organ, auf Grund einer in Bildung begriffenen „Ges. m. b. H.“, im neuen Jahrgang einer durchgreifenden Umgestaltung und weiteren Belebung entgegen geführt werden soll. Alle näheren Mitteilungen hierüber behalten wir uns für das erste Heft des neuen Jahrganges vor, das — aus technischen Rücksichten — ausnahmsweise noch einmal als **Doppelheft**, gegen Ende Januar etwa, ausgegeben werden soll, um von da ab einer durchaus veränderten Erscheinungsweise in eigenem (Münchener) Verlage, Platz zu machen.

Wir hoffen mit den geplanten Verbesserungen nicht nur dem Geschmade und den kulturellen Bedürfnissen eines weiteren Leserkreises entgegen zu kommen, sondern auch das, was wir bis jetzt in vollster Unabhängigkeit erstrebt, noch eindringlicher vertreten, ungleich klarer zum Ausdruck bringen zu können. Und wir hegen dabei die angenehme Zuversicht, zu unseren zahlreichen alten Freunden recht viele neue hinzu zu gewinnen, die uns die Förderung unserer weiteren Ziele in reichlichstem Masse alsbald ermöglichen. In diesem Sinne ersuchen wir zugleich unsere verehr. Abonnenten, mit herzlichem Dank für das bisher bewiesene Vertrauen, uns dieses auch fernerhin zu bewahren und für die Verbreitung unserer Zeitschrift bei Freunden und in weitesten Kreisen auch ihrerseits thatkräftig mit wirken zu wollen.

München, Ende Dezember.

Die Schriftleitung der „Gesellschaft“.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
GRADUATE LIBRARY

DATE DUE

form 9584